Stunden der Andacht

zur

häuslichen Gottesverehrung,

oder

Gebetbuch

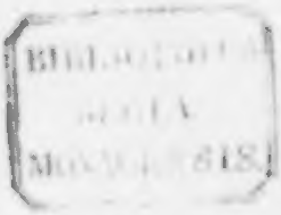
für

christliche Familien.

Zweiter Band.

markierter Titel um die Zoll- & Fernmeldebörden zu täuschen

Glarus,
bei Fridolin Schmid, Buchdrucker und Buchhändler.
1844.



In Uebereinstimmung mit Herrn Georg Herwegh hat die Verlagshandlung, aus gebietenden Gründen, deren Erörterung man uns erlassen wird, — sich entschlossen, den vielfach angekündigten **Deutschen Boten aus der Schweiz** als Zeitschrift nicht erscheinen zu lassen; dagegen bietet dieselbe dem Publikum die für die ersten Monatshefte bestimmten Aufsätze hiermit als einen Band an, in der Hoffnung, daß dasselbe durch diese Aenderung in keiner Weise etwas verlieren werde.

Die Verlagshandlung.

Morgenruf.

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall,
Die eben am Himmel geſchlagen;
Schon ſchwingt er ſich auf, der Sonnenball,
Vom Winde des Morgens getragen;
Der Tag, der Tag iſt erwacht,
— die Nacht,
Die Nacht ſoll blutig verenden. —
Heraus, wer an's ewige Licht noch glaubt!
Ihr Schläfer, die Roſen der Liebe vom Haupt
Und ein flammendes Schwert um die Lenden!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
Erhebt euch vom Schlummer der Sünden;
Schon wollen die Feuer ſich überall,
Die heiligen Feuer entzünden.
Friſch auf und die Waffen gefeit!
der Streit,
Der Gottesſtreit ſoll beginnen.
Hinweg aus des Liebchens roſigem Arm
Und hinein in der Feinde gepanzerten Schwarm
Und auf fliegenden Roſſen von hinnen!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
Kein Küssen gilt es und Rosen,
Sie singt von nahendem Donnerhall,
Sie singt von des Schlachtfelds Rosen,
Den Rosen, damit in Todeslust
Die Brust,
Die Brust der Helden sich schmücket.
Drum auf und wohlan, bis frei die Welt,
Sei der Himmel ein einig Kriegszelt
Und der Dolch der Rache gezücket.

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
So laß, o Jugend, dein Träumen,
Und wie von den Bergen mit Jubelschall
Die muthigen Wasser schäumen,
Und wie sie jagen in's tiefe Thal
Den Strahl,
Den silbernen Strahl durch's Gelände,
So gib ihr dein Blut, so gib ihr dein Wort,
Daß die Erde nicht ganz und gar verdorrt,
So gib ihr dein Herz, deine Hände.

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
Die kecke Gespielin der Wolke
Fliegt jauchzend hinter dem Sonnenball,
Hoch über dem staunenden Volke,
Und unter dem Scheffel bleibt auch nicht
Das Licht,
Das Licht der Freiheit verborgen;
Viel tausend Herzen sind angefacht,
Und preiset die Liebe die Sterne der Nacht,
Die Völker, sie preisen den Morgen.

Preußen

ſeit der Einſetzung Arndt's bis zur Abſetzung Bauers.

Man muß vor Allem den Muth einer Meinung haben.
Humboldt.

Das Jahr Vierzig ſpielt eine ſo merkwürdige Rolle in der preußiſchen Geſchichte, daß ein Pythagoräer ſich leicht hätte veranlaßt fühlen können, irgend eine tiefere Zahlenmyſtik an die Betrachtung deſſelben zu knüpfen. Wir freilich aller Myſtik, aller Unklarheit und Gefühlsauffaſſung in den Dingen abhold, die nur vor das Forum des Verſtandes gehören, ſehen in dem im Jahr 1840 erfolgten Tode Friedrich Wilhelm III. nichts weiter als ein zufälliges Zuſammentreffen mit den Combinationen des beſchränkten Geiſtes, der den Rieſengang des Weltgeiſtes durch Claſſificiren und Rubriciren ſich anſchaulicher und überſehbarer machen will. Aber was weiß der Weltgeiſt, vor dem die Weltgeſchichte von Anfang bis zu Ende oder beſſer von Ewigkeit zu Ewigkeit wie ein Gemälde aufgerollt daliegt, von den Jahreszahlen, von den Zeichen und Abſchnitten, die wir erfunden haben, um unſerm Gedächtniß zu Hülfe zu kommen? Was wird er für eine äſthetiſche Nothwendigkeit in dem großen Drama der Weltgeſchichte — das ein Heraclit eben ſo gut für eine Tragödie, als ein Demokrit für eine Komödie halten kann — anerkennen, als die der Freiheit der Vernunft, deren endlicher Sieg das Reſultat der Geſchichte ſein muß? Der Kampf gegen ſie hat etwas Tragiſches für diejenigen, die in ihm fallen und von den Kanonenrädern der Zeit zermalmt werden; etwas Komiſches für denjenigen, der von höherm Standpunkte aus dem Pygmäenkriege zuſieht, und wie jener Reiſende in dem Lande der Liliputer eines Lächelns über das Abmühen der Zwerge gegen den Rieſen ſich nicht erwehren kann. Ob die Männer einer gewiſſen Schule, die die Geſchichte a priori zu conſtruiren ſich getrauen, auf dieſem höhern Standpunkte ſtanden, als ſie uns das Jahr 1840 als ein höchſt merkwürdiges und bedeutſames verkündigten, darüber möge ihnen überlaſſen bleiben, jetzt a posteriori den Beweis zu führen. Wir ſehen nicht die innere Nothwendigkeit ein, daß, weil im Jahr 1740

ein Thronwechsel in Preußen Statt gefunden hat, auch im Jahr 1840 ein solcher sich ereignen mußte: weil damals ein Friedrich der Große den Thron bestieg, auch hundert Jahre später ein Mann von gleichem Geiste in den Gemächern von Sanssouci residiren mußte. Genug aber, es war so; Friedrich Wilhelm III. starb wirklich im Jahr 1840, und dieses Jahr wurde ebenso wohl durch dieses Ereigniß, als durch die daran geknüpften Hoffnungen, Erwartungen und Wünsche ein bedeutsames.

Wie eine schwüle, drückende Gewitterluft lag es über Preußen; das unbehagliche Gefühl des Harrens auf die Erfüllung eines gegebenen Versprechens lastete auf den Herzen. Aber Niemand getraute sich, den guten alten König daran zu erinnern; sein ganzes Wesen war zu sehr mit dem Bewußtsein des Volkes verwachsen, Volk und König waren zusammen eine zu lange Schule der Leiden und der Freuden durchgegangen, als daß man nicht von dem besten Willen des Herrschers hätte überzeugt sein sollen. Unter der langen, segenvollen Regierung Friedrich Wilhelm III. hatte sich ein kindliches Verhältniß zwischen dem Volke und seinem König gebildet, das schöne Band des Vertrauens fesselte beide an einander. Nur Schade, daß es dem Volke so erging wie den Söhnen, die zu lange im Elternhause bleiben, es sind ganz artige, wohlerzogene Jungen, sie machen die feinsten Verbeugungen, wenn der Herr Papa Besuch bekommt, und wissen die schönsten eingelernten Redensarten vom Wetter, vom Theater u. s. w. am Schnürchen herzuleiern, aber sie lernen nie kräftig in der Welt auftreten, nie selbstständig den eigenen Haushalt führen — mit einem Wort, sie werden nie Männer. So erging es den Preußen — es taugt nicht, wenn ein Volk zu lange im Vaterhause bleibt. Den günstigen Moment, sich daraus zu emancipiren — um einen modernen Ausdruck aus dem Rokoko der justinianischen Institutionen zu brauchen — hatten die Deutschen, und also auch die Preußen, übersehen. Der ungeheure Freudenrausch über die unerwartet schnelle zweite Einnahme von Paris hatte ihre Geister umnebelt und die vielen Mittagsessen, die nach deutscher Sitte zur Feier jenes Ereignisses mit patriotischen Liedern und unpatriotischen Weinen aus Bordeaux und der Champagne festlich begangen wurden, ließen es nicht zum ernstlichern und tiefern Erfassen der Bedeutung einer merkwürdigen Zeit und ihrer würdigen Benutzung kommen. Der Korse, der Menschenschinder, der auf deutschen Schulen ziemlich gleich mit Cartouche und Schinderhannes rangirte, den deutsche Caricaturen bald in einem Tintenfaß steckend, bald auf einem Krebse reitend darstellten, wir meinen — wenn unsere Leser noch nicht den Mann erkannt haben sollten, von dem die Rede ist — den großen Napoleon, dieser Feind des deutschen Namens, der die Deutschen verächtlich behandelte, weil sie sich vor ihm nie anders als verächtlich gezeigt

hatten, er war durch eine wunderbare Verkettung von Ereigniſſen, Zufälligkeiten, Unverhoſtheiten und ein wenig ungewohnte Thatkraft und Willensſtärke der Deutſchen beſiegt worden; und ſtatt dieſen ſchweren Sieg zu benutzen, wollten die guten Deutſchen nun gleich auf Lorbeer ruhen, ohne zu bedenken, daß das gerade auch nicht die wünſchenswertheſte Art des Ruhens iſt. Deutſche Sentimentalität und deutſcher Idealismus ſpielten hier wieder den Deutſchen einen gewaltigen Streich. Als der Schlachtendonner verſtummt war, da dachte jeder Deutſche nur an den „gemüthlichen" Kartoffelheerd im „traulichen" Vaterhaus, an das oder an den ſich die „ſüßen Träume der Kindheit" knüpften, und am liebſten wäre er gleich von dem Schlachtfelde von Waterloo nach Hauſe gelaufen, um mit ſeinem „züchtigen, blondgelockten" Mädchen Lützows wilde Jagd, componirt von Weber, zweiſtimmig zu ſingen. Wie es nun aber wirklich nach Hauſe ging, und die Jungfrauen Deutſchlands die heimkehrenden ſentimentalen Helden an jeder Straßenecke mit einem Vergißmeinnichtſtrauß in der Hand empfingen, da ging ihnen das Herz über; ſie weinten über ihre Siege und vergaßen, daß das Vaterland noch etwas Anderes von ihnen erwartete als die Vertreibung fremder Eindringlinge, die doch über kurz oder lang von ſelbſt abgezogen wären. Der deutſche Idealismus aber, auch nichts anders als eine Sentimentalität des Verſtandes, theoretiſirte, während die Fürſten auf dem Congreß zu Wien die eroberten Seelen vertheilten, über die beſte Staatsform, und brachte heraus, daß der chriſtliche Staat ein treues Abbild des Gottesreiches im Himmel ſein müſſe, und daß es jetzt Zeit ſei, an die Erbauung des himmliſchen Jeruſalem nach dem Grundriß, den das ein und zwanzigſte Capitel der Offenbarung Johannis davon gibt, zu denken. Der Bau wäre vielleicht wirklich von einigen ſchwärmeriſchen Leuten begonnen worden, wenn nicht ſämmtliche Jouweliere erklärt hätten, daß es nicht mehr ſo große Perlen gebe, aus denen man ein ganzes Thor machen könne, und daß ein goldenes Straßenpflaſter, wenigſtens gleich nach den erſchöpfenden Verheerungen eines ſo langen Krieges, zu theuer ſein würde. Um die Verwirrung in Deutſchland vollſtändig zu machen, dichtete der Baron de la Motte Fouqué gerade damals ſeine mittelalterlichen Romane von den lichtbraunen Hengſten, die freilich meiſtens zehnmal klüger ſind als ihre Reiter, die adelichen Recken, von den magdelichen Jungfrauen und den minniglichen Sängern; und das war denn doch zu viel auf die Verdauungskraft des deutſchen Magens gerechnet. Ein auswärtiger Feind, der jenen Augenblick wahrnahm, hätte ein leichtes Spiel gehabt; damals hätte ſich trotz der eben erfochtenen Siege Deutſchland gleich übergeben. Ueberhaupt müſſen wir bei dieſer Gelegenheit einem allgemein verbreiteten Irrthum entgegentreten, als ob Deutſchland das Herz der alten Jungfer Europa wäre, einem Irr-

thum, den man in allen Elementarſchulen von den Ufern der Murg bis zu denen der Memel nachbeten hört. Zeigt doch die ganze Geſchichte Deutſchlands, daß es vielmehr der Magen als das Herz der Europa iſt. Das Herz durchſtrömt den ganzen Körper mit ſeinem warmen, Leben gebenden Blute, das doch Deutſchland nie mit Europa gethan; dagegen verdaut der Magen für den Körper, und das hat Deutſchland redlich von jeher für ganz Europa gethan, und da es trotz aller Ermahnungen der Aerzte unterlaſſen hat, ſich recht viel Bewegung zu machen, ſo hat es jetzt faſt beſtändig einen verdorbenen Magen; wir wünſchen ſehnlich den Zeitpunkt zu erleben, wo er Nichts mehr wird verdauen können. Sollte aber Jemand einwenden wollen, daß Deutſchland doch mit dem warmen Blute ſeines Gedankens, ſeiner Philoſophie den großen europäiſchen Körper in allen ſeinen Adern durchdringe; ſo erinnern wir nur daran, daß magnetiſchſomnambule Perſonen mit dem Magen zu leſen pflegen. Wir glauben daher, — um endlich Licht in die Geographie zu bringen — daß Frankreich vielmehr das Herz iſt, dieſes Herz, das wir in der linken Bruſt tragen. Denn jeden Pulsſchlag, den es macht, fühlen wir in den entfernteſten Theilen Europas vibriren, und als Frankreich ſeine beiden ſchweren Herzkrankheiten hatte, da lag ganz Europa ſchwer darnieder. Als nun die ꝛc. Europa ihren — ſo. Geburtstag feierte, trat mit einem der fünf Räder ihrer Staatskaroſſe die Veränderung ein, die unſere a priori Hiſtoriker, wie ſchon erwähnt worden, auf das Beſtimmteſte vorhergeſagt hatten.

Friedrich Wilhelm IV. beſtieg unter dem lauten Zuruf ſeines Volkes oder eigentlich ſeiner Völker den Thron ſeiner Väter. Eine allgemeine Unruhe, wie ſie immer bei dem Wechſel gewohnter Verhältniſſe einzutreten pflegt, bemächtigte ſich der Gemüther; Hoffnungen, die ſeit dem Jahr 1815 in Preußen geſchlummert hatten, erwachten mit einmal zu der zuverſichtlichſten Erwartung der Erfüllung; Wenige wußten klar und beſtimmt, was ſie wünſchten, aber daß ein anderer Zuſtand eintreten müſſe, fühlte Jeder. Es verbreitete ſich das dumpfe Gerücht, daß der neue König die Schuld, womit die blutigen Anſtrengungen der Jahre 1813—15 bezahlt werden ſollten, anerkennen, und ſein Reich mit einer Verfaſſung beglücken würde. In der öſtlichſten Provinz, die vielleicht durch die nahe Nachbarſchaft und den ſteten Hinblick auf den traurigen Zuſtand eines verfaſſungsloſen, der Willkür preisgegebenen Landes zum Bewußtſein des Werthes und der Nothwendigkeit einer Verfaſſung gekommen war, fand dieſes Gerücht den entſchiedenſten Beifall: die andern nahmen es meiſtens mit der lethargiſchen Ruhe und Gleichgültigkeit ächt deutſchen Phlegmas auf. Wie ein Schuß dicht unter dem Fenſter der Schlafſtube, weckte das Wort Conſtitution, das Viele zum erſten Mal hörten, die ehrlichen Märker und Pommern und wie

ſonſt die Stämme heißen, aus denen der preußiſche Staat zuſammengeſetzt iſt, aus dem träumeriſchen Zuſtande gedankenloſer Selbſtzufriedenheit. Die Meiſten wußten gar nicht, was ſie unter einer Conſtitution ſich vorſtellen ſollten; und am Ende, was kümmert auch die Leute, deren einziges Intereſſe das Steigen und Fallen der Weizen-, Woll- und Branntweinpreiſe iſt, die Verfaſſung des Staates? Was kümmert den, der nur den eignen Vortheil im Auge hat, das Allgemeine? Während ſie daher Manche als ein Mittel anſahen, Unzufriedenheit und Unruhe im Lande zu erregen, und als entſchiedene Gegner derſelben ſich geberdeten, erwarb ſie unter denen ſich wieder Freunde, die ſie als einen Weg anſahen, zu wohlfeilerer Branntweinſteuer zu gelangen, oder Diäten von drei Thalern zu beziehen, falls man das unverdiente Glück haben ſollte, als Deputirter zum Provincial-Landtag gewählt zu werden. Den ſchlimmſten Querſtrich machten aber wieder Sentimentalität und Idealismus. Viele, die die Rolle der vorhin erwähnten guten Jungen im Vaterhauſe ſpielen, waren außer ſich, daß nun das patriarchaliſche Verhältniß, in dem Volk und König in Preußen zu einander ſtänden, gelöst werden ſollte. Sie citirten das dreizehnte Kapitel der Geneſis, und bewieſen, daß da wohl von den Schafen und Ochſen des Patriarchen Abraham die Rede ſei, aber nicht von Conſtitution; da nun Preußen ein patriarchaliſcher Staat ſei, ſo könne er folglich auch keine Conſtitution haben. Auf ſolche Bibellogik ſahen allerdings diejenigen mit Verachtung hinab, die ſelbſtſtändige Denker zu ſein glaubten, kamen aber doch durch folgende Schlußfolgerung auf ein gleiches Reſultat: Die Idee iſt nicht zu realiſiren, denn das Vollkommene iſt in der Welt nicht zu erreichen; da daher jede Conſtitution unvollkommen iſt und Mängel hat, ſo iſt gar keine natürlich beſſer. Eine eigenthümliche Richtung dieſer Idealiſten iſt es, daß ſie zum Schluß immer Empiriker werden, und aus Frankreich, England und Nordamerika die Belege für ihre Behauptungen holen, Länder, die ſie kaum anders als dem Namen nach kennen, und von deren Verfaſſung ſie nicht viel mehr wiſſen, als daß ſie häufig die Miniſter wechſeln. Daß aber die Bürger eines Staates keine Patriarchenkinder ſind, ſondern mit Bewußtheit der Vernunft in Freiheit handelnde Männer; Männer, die ſich ſelbſt Geſetze geben, und über deren Ausübung wachen, die daher einer Deputirtenkammer bedürfen, um den Einzelwillen der Geſammtheit gegenüber zu vertreten und die beiderſeitigen Rechte abzuwägen, eines Königs als Oberhaupt des Staates, in dem die verſchiedenen Strahlen des Volkswillens zu einem Spiegelbilde ſich vereinigen, einer freien Preſſe, in der Jeder für die Kammer nicht Wählbare oder nicht Gewählte ſein Organ finden müſſe, eigene Anſichten auszuſprechen, und der Oeffentlichkeit in allen Verhandlungen, die die Allgemeinheit betreffen und daher das Intereſſe jeder Beſonderheit in An-

ſpruch nehmen; daß dieſe Männer ſich von ihres Gleichen richten laſſen wollen, und nicht von beſoldeten königlichen Richtern, die eine größere Ehre darein ſetzen, königliche Diener, als Diener des Staates, d. h. des Rechtes, zu heißen, die durch eine in Ausſicht geſtellte Beförderung oder Ordensverleihung gar zu leicht der Verführung ausgeſetzt und dem Einfluß, oft auch dem Befehle des Miniſters geradezu unterworfen ſind; daß Verantwortlichkeit der Miniſter eine nothwendige Bedingung zur Beaufſichtigung der Staatsverwaltung und der richtigen Benutzung des derſelben jährlich zur Dispoſition geſtellten Staatsvermögens ſei; daß bürgerliche Gleichſtellung aller Stände, aller Religionen, alles Beſitzthums das nothwendigſte Erforderniß zu harmoniſcher Geſtaltung des ganzen Staatsorganismus ſei; daß es endlich eine Macht im Staate geben müſſe, der Jeder, auch der Höchſtgeſtellte, unbedingten Gehorſam ſchuldig ſei, und dieſe Macht das Geſetz ſei, der Ausdruck der Idee des Rechtes und der Freiheit — dieſe Anſichten wurden nur in Oſtpreußen laut geäußert. Aber dieſes Oſtpreußen, von deſſen Hauptſtadt bekanntlich die Kritik der reinen Vernunft auszog, um die Welt von dem Wuſte des todten Dogmatismus zu befreien, wie ſpäter ſeine Söhne auszogen, ſie von den Feſſeln franzöſiſcher Uſurpation zu erlöſen; Oſtpreußen, das einſt dem fremden Eroberer zwei mörderiſche Schlachten lieferte, während die Reſidenzſtadt an der Spree ihn mit feſtlicher Illumination begrüßt hatte; das die Wiege einer neuen, den Staat regenerirenden Geſetzgebung wurde und, noch nicht von den Verwüſtungen des Krieges ſich erholend, zuerſt von allen Provinzen des Staates die Opfer zu bringen nicht ſcheute, die dieſelbe erheiſchte: dieſes Land wurde dafür von jenen ſentimentalen Politikern wie Ismael, der Sohn der Magd, angeſehen, den der Patriarch verſtoßen und der in der Wüſte wohnte.

Während deſſen ſprach Friedrich Wilhelm IV. die Amneſtie über Alle aus, die wegen politiſcher Vergehen in Unterſuchung waren, ernannte Boyen, an den ſich die Erinnerung einer denkwürdigen Zeit knüpft, zum Miniſter, und ſetzte Ernſt Moritz Arndt in ſeine frühere Amtsthätigkeit ein. Alles drei wurde als epochemachendes Ereigniß begrüßt, als bedeutſames Anzeichen einer neuen Phaſe der preußiſchen Geſchichte bewillkommt. Und wenn auch die Amneſtie als eine gewöhnlich mit dem Thronwechſel verbundene Handlung des Königs angeſehen wurde, ſo betrachtete man beſonders die Wiedereinſetzung Arndts als den Ausdruck eines viel verſprechenden Gerechtigkeitsgefühls und als die Anerkennung einer Zeit, die man mißverſtanden hatte. Waren doch die Ideen, die in den Jahren 1817—22 für demagogiſch galten, theilweiſe ſchon bis in die Kabinette der deutſchen Fürſten gedrungen; war doch das politiſche Glaubensbekenntniß, das dem Dichter von des „Deutſchen Vaterland" und unzähliger Lieder, die einſt die deutſche Ju-

gend begeisterten, früher zum Verbrechen gemacht wurde, allmählig gerade das orthodoxe geworden, und als deutscher Zollverein nebst allen damit zusammenhängenden Bestrebungen für die Einheit Deutschlands in den Katechismus der deutschen Staatspolitik aufgenommen worden. Arndt befand sich daher nicht mehr in Opposition gegen die Regierung, und die Ansicht, daß mit der Wiedereinsetzung Arndts eine Concession an die Forderungen unserer Zeit gemacht sei, wurde daher verhältnißmäßig nur von Wenigen getheilt.

Es ist einmal das Schicksal der Regierungen, daß ihre Völker ihnen immer vorauseilen, wie Kinder den Händen der Wärterinnen entwachsen, die vergebens mit besorgten Mienen hinter ihnen herpumpeln; — und der überall durch die ganze Geschichte sich hinziehende Kampf zwischen Regierung und Volk beruht einzig und allein darauf, daß *jene*, zäh an dem Alten und Bestehenden haltend, immer erst dann sich zur Annahme einer neuen Idee, einer neuen Maxime bequemt, wenn sie bereits von *diesem* wieder aufgegeben wird. Dasselbe bewährte sich im Jahr 1840. Die Zeiten der Burschenschaft waren längst vorüber, und es gab wohl selbst auf den Schulbänken der Gymnasien Keinen mehr, der nicht jene mystisch-überspannte Freiheitsschwärmerei, die allein von der Rückkehr zu dem frommen und biederen deutschen Mittelalter alles Heil erwartete, für eine krankhafte, ja eigentlich alberne Erscheinung der Zeit hielt. Unverholen lachte man über die wohlmeinenden Thoren, die eine Wiedergeburt Deutschlands von den Bärenfellen und den Eichelgerichten unserer halbbarbarischen Vorfahren erwarteten, und langhaarige Deutschthümler mit Knotenstock und gesticktem Hemdekragen waren nicht mehr vorhanden, um die Rückkehr des alten Meisters zu begrüßen. Wenn daher Herwegh in seinem schönen Gedichte schmerzvoll ausruft:

> Ihr hattet einen starken Mann gewonnen
> Und gebt uns einen Greis zurück!

so ist damit noch nicht der eigentliche Grund gesagt, weßhalb Arndts Wiedereinsetzung ein spurlos vorübergehendes Ereigniß war, daß ohne die Folgen für Deutschland blieb, die seine enthusiastischen Verehrer — denn unter seinen Jugendfreunden fehlt es an solchen nicht — erwarteten. Der tiefer liegende Grund war der, daß er als Dreizehner plötzlich unter uns Vierziger versetzt wurde — er verstand uns nicht, und wir verstanden ihn nicht. Noch ganz vor Kurzem hatte er sich selbst in seinen *Erinnerungen*, die von biderbem Deutschthum und grünender Adlichkeit und all den Stichwörtern des komischen Nachspiels zu dem großen Befreiungsschauspiel strotzen, als einen Mann geschildert, der nicht allein ganz und gar mit seinen Ideen, seinen Hoffnungen, seinen Handlungen in den Jahren 13—17 wurzelte,

sondern auch gar nicht darüber hinausgegangen war. Er ist ein moderner Epimenides, der in jenen Jahren einschlummerte, und im Jahr 40 erwachte; alles war anders geworden, die deutschen Röcke waren verschwunden, die Russen galten nicht mehr für Befreier der Welt und für unsere Freunde, und man konnte — wenn man sich nur vor dem Literaturblatt des Herrn Menzel nicht fürchtete — recht gut ohne Prügel zu bekommen, eben so laut gestehen, daß man die Franzosen liebe, wie der Studiosus Brander im Faust ihre Weine. Kurz es ging Arndt wie jenem Knaben, von dem das Mährchen erzählt, daß er sich in das Innere des Kyffhäuser verirrte, und als er wieder herauskam, kannte er sein Heimatdorf nicht mehr wieder, denn es waren während dessen, ohne daß er es gemerkt hatte, bloß hundert Jahre verflossen. Bei Gott ein ächt deutsches Mährchen! Auch die Deutschen merken nicht, wenn hundert Jahre um sind, und fühlen sich daher unheimlich in der Welt, die ihnen gewissermaßen unter den Fingern verschwindet.

So der deutsche Arndt. Er schaute noch immer rückwärts in die Zeiten der Vergangenheit, wie der Jüngling, der zum ersten Male das Vaterhaus verläßt, von jeder Anhöhe zurückblickt, um noch einmal den Rauch aus dem väterlichen Schornsteine emporsteigen zu sehn. In die Zeiten des deutschen Mittelalters, wo das schwarzrothgoldene Reichspanier von den Zinnen der Kaiserburg wehte, und so lustige Fehden unter dem Schutze desselben das arme Reich zerrütteten, und zum Gespötte seiner Nachbarn machten; wo jeder Raubritter in seinem unangreifbaren Felsennefte den Gesetzen trotzte, und das Recht zu dem heimlichen Schutze der Fehmrichter flüchten mußte; wo so hübsche Ketzergerichte gehalten wurden, und jedes Mädchen, das unglücklicher Weise rothe Augen von der Natur mitbekommen hatte, sich gefaßt machen mußte, als Hexe den Scheiterhaufen zu besteigen. Mit dieser Sehnsucht stand Arndt ebenso verlassen da, als mit seinem Franzosenhasse. Diesen hatte Börne in Deutschland vollständig zu Grabe getragen, und wer heut zu Tage Börnes Franzosenfresser liest, wundert sich weniger darüber, daß Menzel ein Narr ist, als daß er selber sich jemals von Menzel hat zum Narren machen lassen. Es gibt nur noch Wenige in Deutschland, die es nicht gerne eingestehen, daß wir den Franzosen seit dem Jahr 1789 unendlich viel verdanken, und daß sie gerade Deutschland, dieses trümmerische, halb in Schlaf versunkene, halb in Verwesung übergegangene Deutschland nach dem Grundsatze des Hippokrates: Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat! ziemlich gründlich geheilt haben. Dafür hat sich — und gewiß nicht mit Unrecht — auch ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die Franzosen der jetzigen deutschen Generation bemächtigt, das geradezu als Sympathie sich zu äußern anfängt; und die

franzoſenfreſſerigen Rodomontaden, von denen ſonſt unſere Turnplätze wiederhallten, hört man jetzt nur noch aus dem Munde derer, die die kupferne Kriegsmedaille tragen, und von den Heldenthaten der Jugend zehren, wie heruntergekommene Prinzen von ihrer Apanage. Von der Richtigkeit dieſer Behauptung zeugten die verderblichen Bemühungen einzelner deutſcher Regierungen, einen erkünſtelten Enthuſiasmus gegen Frankreich hervorzurufen, als im Jahr 1840 in Frankreich — wo es eben ſo gut Sechſer gibt, wie bei uns Dreizehner — wieder einmal von der Rheingrenze die Rede war; und alle ſilbernen Pokale und „ſeltſamen Participal-Conſtructionen," mit denen der Dichter eines „freien Rheinliedes" bei jener Gelegenheit beſchenkt wurde, konnten weder dieſen vor einer ſchnellen Vergeſſenheit ſchützen, noch es verhindern, daß man ängſtlich in ganz Deutſchland ſtatt nach Weſten nach Oſten blickte, und ſich vor den aſiatiſchen Freunden den Rücken zu decken ſuchte. Von dieſen aber hatte gerade Arndt zu viel in ſeinen Erinnerungen gerühmt; das machte ihn den Vierzigern ſogar verdächtig. Und da dieſe überdies ſich nicht mehr dazu entſchließen können, rückwärts nach dem äußerſt zweifelhaften Paradieſe der Vergangenheit mit ſehnſüchtigen Blicken zu ſchauen, ſondern ihre Loſung iſt: Vorwärts! und ſie von der Zukunft einen beſſern Zuſtand erwarten, ſo ſtimmen ſie über Arndt gern in die Worte des Lebendigen ein:

Er iſt ein Abendroth, und mag noch feuchten
Manch Auge kummerſchwer;
Allein verzeiht, ihr hohen Herrn, erleuchten
Kann er die junge Welt nicht mehr.

Bald darauf kam Friedrich Wilhelm IV. nach Königsberg, um die Huldigung der alten Provinzen entgegen zu nehmen. Es iſt bekannt, was auf dem Landtage vorfiel, der alten Staatsgeſetzen zufolge den Ständen des Königreichs vor der Huldigung zuſteht. Ein ſtädtiſches Mitglied deſſelben hatte bei dieſer Gelegenheit an die Zuſicherungen aus dem Jahre 15 erinnert, und der preuſſiſche Huldigungslandtag fühlte ſich veranlaßt, mit einer höchſt bedeutenden Stimmenmehrheit den König um die Erfüllung des Verſprechens vom 22. Mai 1815 zu bitten. Die Antwort, die darauf den Ständen zu Theil wurde, mochte eine verſchiedene Auslegung zulaſſen, wenigſtens wurden von verſchiedenen Seiten alle exegetiſchen und hermeneutiſchen Kunſtgriffe angewandt, ſie für oder wider eine beſtimmte Anſicht zu deuten. Was auch die Beweggründe der Wenigen, die an der Spitze des Huldigungslandtages ſtanden, und durch überwiegendes Talent ihn leiteten, geweſen ſein mögen, den bedeutungsvollen Schritt zu thun, der, wie vorauszuſehn war, ein gewaltiges Aufſehn und noch gewaltigere Bewegung mit faſt unberechenbaren Folgen hervorrufen mußte: mag es vielleicht eben

nur die Absicht gewesen sein, Aufsehn zu erregen, der Wunsch, eine Rolle in der politischen Welt zu spielen; oder mag der Geist der preußischen Stände aus den Zeiten des großen Kurfürsten in ihnen wieder erwacht sein, mag eine immer gehäufiger sich gestaltende, alles freie Leben, alle Selbstständigkeit im Volke lähmende Bureaukratie sie dazu veranlaßt haben, und die Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit einer mehr oder minder zu erstrebenden Selbstregierung des Volkes, eines größern oder kleinern, ihm einzuräumenden Antheiles an der Leitung von Angelegenheiten, die sein eigenes Wohl betreffen, und kaum ein Anderer, als es selber, gründlich kennen kann: — so viel ist gewiß, daß keiner der Landtagsdeputirten durch diese Bitte dem Könige ein unangenehmes Gefühl zu erwecken glaubte, vielmehr jeder überzeugt war, er komme seinen Wünschen nur dadurch entgegen. Denn es war dem Könige Friedrich Wilhelm IV. der Ruf vorangegangen, daß er ein Freund liberaler Institutionen sei. Daher hüte man sich, einen falschen Maßstab der Beurtheilung anzulegen, wenn die Meisten die Königliche Antwort zu ihren Gunsten, d. h. zu Gunsten des gestellten Antrages, verstanden und deuteten. Die darauf folgende Kabinetsordre aus Sanssouci vom 4. October machte freilich allen Zweifeln, so wie allen solchen exegetischen Exercitien ein Ende, zeigte aber auf eine unwiderlegbare Weise, daß der König ein besserer Historiker sei als die preußischen Stände. Denn Friedrich Wilhelm IV. zeigte durch dieselbe deutlich und klar, daß er wohl wisse, wie auf diesem vorgeschlagenen Wege nicht politische Institutionen entstehen; daß Verfassungen nicht von der Gnade der Fürsten erbeten werden, und daher auch die von Königen geschenkte Constitution — wie die neuern Ereignisse in Hannover, Hessen und Baiern beweisen — schwach und haltungslos ist, und wie ein Stiefkind ohne die, auf natürlichem Verhältniß begründete, Liebe von dem Volke behandelt wird. Das Volk behandelt sie nicht wie seine Tochter, weil es weiß, daß es nicht ihr Vater ist. Hätten die preußischen Stände mehr englische und französische Gedichte studirt, sie würden nie ihren Antrag gemacht haben. Indessen hatte der Huldigungslandtag und der auf ihm gemachte Antrag doch einen gewaltigen und großartigen Erfolg anderer Art. Er weckte das in lethargische Ruhe versunkene preußische Volk aus seinem todtenähnlichen Schlafe; und der mit lautem Jubel in allen deutschen Zeitungen aufgenommene Ruf von dem, was in Königsberg vorgefallen war, mahnte ganz Deutschland an die Worte, die einstens Brutus, der Römer, an seine Hausthür angeschrieben fand. Preußen hatte sich allerdings von den übermäßigen Anstrengungen des sogenannten Befreiungskrieges zu erholen; indessen nahm seine Siesta einen so bedenklich langwierigen Charakter an, daß erfahrene Aerzte an seinem Aufkommen aus seinem Scheintodten-Zustande zu zweifeln begannen. Das ganze

Volk war in Beziehung auf ſeine politiſchen Verhältniſſe in eine vollſtändige Apathie verſunken, und ein preußiſcher Hausvater glaubte ſeinem Sohne keine nachhaltigere Wegekoſt für die Reiſe durch das Leben mitgeben zu können, als ihn vor jeder, noch ſo fernen Theilnahme an den politiſchen Intereſſen ſeines Vaterlandes zu warnen. Daher war die größte Gleichgültigkeit in dieſer Beziehung allgemein verbreitet, und eine Unmündigkeit, die an die Sitte der Abeſſynier erinnert, der zufolge ſie ſelber beim Eſſen weder Löffel noch Gabel anrühren, ſondern ſich Sklaven halten, die ihnen das Nöthige in den Mund ſchieben. Solche Sklaven hielten ſich die Preußen für ihr Geld in den Beamten, um ſich ſelber alles Denken zu erſparen, und ſie lebten in dem unbedingten Vertrauen, daß dieſe auch das Denken viel beſſer verſtänden, denn dazu ſeien ſie ja Räthe und Präſidenten und Miniſter. Aber gerade der preußiſche Beamtenſtand zeichnete ſich im Allgemeinen durch eine Geſinnungsloſigkeit aus, wie ſie vielleicht in wenigen Staaten ſich vorfindet; über ſeine Akten hinaus kümmerte er ſich nicht um das Leben des Volkes und deſſen reale Intereſſen, und, nur die Avancementsliſte im Kopfe, war jede Weiſe ihm gleich, in der eine höhere Stufe der großen Treppe vom Auscultator zum Miniſter erſtiegen werden konnte. Und da vollſtändige Leerheit der Geſinnung für das beſte Zeichen ihrer Reinheit und „Brauchbarkeit“ galt, ſo mögen die Abeſſynier ſich meiſtens beſſer bei ihren Sklaven ſtehn. Sollte es eines Beweiſes hiefür bedürfen, ſo würde außer dem Gebiete der eigenen Erfahrung, das Jeder nur zu dem Behuf zu durchlaufen hat, eine Geſchichte der preußiſchen Cenſur aufs vollſtändigſte ihn liefern, und uns zeigen, wie dieſe in Preußen keine Schrift aufkommen ließ, die nicht den Stempel der allgemeinen politiſchen Geſinnungs- und Charakterloſigkeit an ſich trug, und auf die Grundſätze der preußiſchen Rechtgläubigkeit ſich ſtützte. Anders denken, als dieſe es vorſchrieb, war Verbrechen, anders ſchreiben oder gar handeln unmöglich. Dieſer Zuſtand nahm plötzlich ein Ende, als der Huldigungslandtag an den verhängnißvollen Tag wieder erinnerte, der längſt aus dem Gedächtniß des preußiſchen Volkes geſtrichen war, wie er aus jedem guten preußiſchen Volkskalender es ſein mußte. Wie ein Schlag an die Thüre unſerer Schlafkammer uns aus den ſchönſten Morgenträumen weckt, und wir haſtig nach der Uhr ſehen, ſo fuhr das preußiſche Volk über den Antrag ſeiner Stände aus ſeiner traurigen Lethargie auf, und hörte unten auf der Straße einen kosmopolitiſchen Nachtwächter rufen:

Die Glocke die hat Nichts geſchlagen!

Da wunderte es ſich nicht wenig, da fing es an, genauer zu forſchen und nachzuſehn, und entdeckte, daß das Buch, was man ihm in die Hände gegeben hatte, den großen Befreiungskampf zu leſen, Rochows Kinder-

freut war. Der Huldigungslandtag gab aber nicht bloß das Selbſtbewußtſein dem preußiſchen Volke wieder, ſondern weckte zugleich den Kampf der Parteien, der wichtigſte Schritt, den ein Volk in ſeiner Bildung machen kann.

Nur der Kampf führt zum Siege, zur Wahrheit; nur wo Parteien ſind, iſt geiſtiges Leben, die nothwendige Bedingung des Kampfes. Bei einem Volke, das den Gegenſatz der Partei nicht kennt, und eine uniforme Färbung in Anſichten und Wünſchen trägt, kann man ſicher ſein, Indifferentismus als Grundzug des Charakters zu finden. Als in Rom die Parteien aufhörten, kamen die Neros zur Herrſchaft; umgekehrt hörten dieſe in Spanien auf, als jene begannen. Rußland kennt keinen Kampf der Parteien, aber auch kein Staatsleben, und in den orientaliſchen Despotien pulſirt des ganzen Staates jämmerliches Scheinleben in der chronique scandaleuse und den blutigen Intriguen des Hofes. England und Frankreich aber werden durch das Parteiweſen, durch das ununterbrochene Reiben der Gegenſätze und die in Folge deſſen immer in Spannung erhaltene Nationalkraft in friſchem Jugendleben bewahrt. England, dieſes Land mit der größten Nationalſchuld, dem ſchon vor Jahren mancher deutſche Profeſſor der Staatswirthſchaft ein baldiges Ende verkündigt hat, iſt gerade durch ſeine Tories und Whigs, durch ſeine Radikalen und Chartiſten im Stande, die erſte Rolle auf dem Weltheater zu ſpielen, und ſeine Waffen zu gleicher Zeit an die Ufer des Hoangho, an den Fuß des Himalaya und in die Steppen von Amerika zu tragen. Auch Preußen geht erſt ſeiner wahren Größe entgegen, ſeitdem der Huldigungslandtag den Kampf der Parteien daſelbſt hervorrief, Parteien die vorläufig noch unter den allgemeinen Namen der liberalen und illiberalen ſich gegenüber ſtehn. Denn der Liberalismus, den bis dahin die Polizei wie einen entſprungenen Vagabonden mit Steckbriefen verfolgte, darf jetzt wie jeder andere ehrliche Mann frank und frei herumgehn; ja daß er ſogar eine Art Anſehn und Bedeutung hat, zeigt das Beſtreben vieler Leute, ſeine Freundſchaft zu erwerben, die ſonſt ganz anders gegen ihn auftraten, und auch noch im Stillen hinter ſeinem Rücken ganz anders von ihm ſprechen. Aber es iſt ſchon ein gutes Zeichen, daß man ſich ſchämt für ſeinen Feind zu gelten, daß man es vorzieht, wie unſere blaſirten Salons ſagen, mit ihm wenigſtens zu kokettiren. Wer ſich aber die Mühe gibt, ihn näher kennen zu lernen, iſt erſtaunt, in ihm nicht den Dieb, den Mörder, den blutdürſtigen Jakobiner zu finden, wie er immer in den vorhin erwähnten Steckbriefen genannt wird, ſondern vielmehr einen vernünftigen Mann. Denn der Liberalismus, über deſſen Weſen ſich ſo viele Staatsmänner den Kopf zerbrechen, iſt — um das große Geheimniß jetzt zu verrathen — nichts anders, als die Vernunfterkenntniß an-

gewandt auf unſere beſtehenden Verhältniſſe, mögen dieſe politiſcher oder kirchlicher Natur ſein. Es gibt daher einen politiſchen und einen kirchlichen Liberalismus; beide, jedoch in ihrem Weſen eins, trennen ſich nur nach den Objecten. Es kann Niemand in dem einen liberal, in dem andern illiberal ſein, und wo dies der Fall iſt, beruht es weſentlich auf irgend einer Unklarheit im Denken. Denn da der Liberalismus diejenige Richtung des Geiſtes iſt, in der wir in gänzlicher Abſtraction von allem Hiſtoriſchen nach dem alleinigen Maßſtabe des Vernünftigen das Gewordene, das Daſeiende beurtheilen, d. h., überall eines vernünftigen Grundes für dieſes letztere uns bewußt werden wollen, ſo gehört Alles, was in der Geſchichte entſtanden iſt, vor ſein Forum. Aus dieſem Weſen des Liberalismus ergibt ſich nothwendiger Weiſe, daß er freiſinnig ſein muß, weil er frei von Vorurtheil und Vorausſetzung, den unvermeidlichen Anhängſeln des Hiſtoriſchen, iſt; denn Freiheit und Vernunft ſind dasſelbe. Weshalb ſo wenige Menſchen wahrhaft liberal ſind, ergibt ſich nach dieſer Erklärung unſern Leſern von ſelber. Weshalb die große Maſſe im Gegentheil ängſtlich an dem Hiſtoriſchen feſthält, iſt eben ſo klar; es ruht ſich allerdings bequemer auf einem Rokoko-Sopha mit den Vorrechten und Vorurtheilen aus den Zeitaltern Ludwigs XIV. gepolſtert, als auf der harten nackten Vernunftbank. Bei den ſo Gebetteten iſt Egoismus der Grund ihres Illiberalismus, bei andern iſt es Feigheit. Man ſollte nicht glauben, wie Viele es gibt, die, aus Furcht, eine richtigere Anſicht, deren Möglichkeit ſie zugeben, zu hören, ſich beide Ohren zuhalten; denn ſie ängſtigen ſich, um ihrer eigenen Thorheit willen beſchämt der reinen Wahrheit ins Angeſicht zu ſehn. Dieſer aber eilt der Liberalismus unaufhaltſam nach, unbekümmert ob unter ſeinen Füßen manche ſchimmernde Blume des Vorurtheils geknickt, manche hiſtoriſche Frucht zertreten wird. Geſetz und Rechte ſchleppen ſich bekanntlich wie eine ewige Krankheit in der Menſchheit fort; man kann ſagen, die Menſchheit krankt an ihrer Geſchichte, ſie von dieſer Krankheit zu heilen iſt die Aufgabe des Liberalismus. Das veraltete fällt daher unter ſeinen Händen in Trümmer; aber diejenigen, die ihn durch den Vorwurf zu verdächtigen ſuchen, daß er, ohne ans Aufbauen zu denken, nur umſtürze, machen wir darauf aufmerkſam, daß dies von dem Maurergerüſte genommene Bild nicht auf das Reich der Idee paßt, in der das Alte ſich nicht ſtürzen läßt, ohne daß das Neue an die Stelle geſetzt wird. Die gefährlichen Gegner des Liberalismus ſind übrigens nicht die Vielen, die dies nicht zu begreifen im Stande ſind: hinkt doch die große Maſſe immer langſam dem raſchen Fluge höherer Erkenntniß nach, und man würde kaum irren die ganze Weltgeſchichte für nichts andres als einen Wettlauf höherer und niederer Geiſter anzuſehn, in dem aber nicht die Schnelligkeit, ſondern die

Langſamkeit den Gewinn hat, nicht Jene im raſchen Fluge Vorauseilenden, ſondern die Hinkenden den Kampfpreis — falls man Ehren und Würden dafür anſehn will — davontragen. Seine gefährlichen Gegner ſind die Wenigen, die ihn wohl verſtehen, die da wiſſen, daß er Recht hat, und ihn doch verläugnen, wie Petrus den Herrn. Aber ohne Märtyrer wäre die Religion Chriſti nicht zur Weltreligion geworden; ohne die blutigen Taufzeugen derer, die ihr Leben für ihre Ueberzeugung ließen, hat noch kein Kind der Wahrheit ſeinen Namen erhalten. Auch der Liberalismus fordert ſolche Opfer; mögen ſeine Gegner wenigſtens diejenigen achten lernen, die um ſeinetwillen die Bequemlichkeit, die Ruhe, ja ſogar das, wonach ſie für Andre ſtreben, für ſich aufgeben: die Freiheit; die um ſeinetwillen den Verfolgungen ihrer bis jetzt noch mächtigern Feinde ſich ausſetzen, und den Kampf mit der Uebermacht nicht ſcheuen. Die Zukunft wird ſeinen Ausgang lehren, aber ſchon die Vergangenheit ſtellt Analogien genug auf, aus denen er zu vermuthen iſt. Die Vernunft läßt ſich nicht unterdrücken, ſie hat ſich noch immer an ihren Feinden gerächt; ſie iſt in der Geſchichte, aber nicht das Geſchichtliche, ſie iſt ſo alt wie die Geſchichte, aber nicht das Alte, ſie iſt in der Allgemeinheit, aber nicht in der Mehrheit.

Dieſer Partei des Liberalismus ſteht die Partei derjenigen gegenüber, die, jeder geiſtigen Bewegung feind, an dem Hergebrachten und Ererbten feſthalten, und ſelbſt den Irrthum für geheiligt halten, wenn er von den Vätern überkommen und ſchwierig auszurotten iſt. Der Kampf beider Parteien begann für Preußen im September 1840 zu Königsberg, und deshalb werden dieſe Septembertage eine merkwürdige Epoche in der preußiſchen Geſchichte bilden, ſpätere Geſchichtſchreiber Preußens werden eine neue Aera von ihnen datiren, und die Namen der Männer, die an ihnen handelten, gehören nicht der Vergeſſenheit an; es ſind die Namen derer, die ein ganzes Volk aus dem Schlafe weckten. In Königsberg ſchien die liberale Partei geſiegt zu haben, in Berlin behielten ihre Gegner die Oberhand. Dies war zu erwarten, ja ſogar zu wünſchen; denn die Folgen eines zu leicht errungenen Sieges pflegen nicht von langer Dauer zu ſein; nur das mühſam Erlangte iſt den Menſchen theuer. Je härter daher der Kampf der Parteien in Preußen ſich geſtaltet, deſto ruhmvoller wird der einſtige Sieg ſein, deſto gewiſſer der Kampfpreis. Nichts iſt übler als eine unentſchiedene Schlacht, nach der beide Heere die Nacht über auf dem Wahlplatz lagern, und es in den ſpätern Berichten heißt: beide Theile ſchrieben ſich den Sieg zu. Ueber den ſtreitenden Parteien aber ſtehe der Thron: von ihm herab muß den Siegern der Lorbeerkranz gereicht werden; von ihm herab muß darüber gewacht werden, daß die Kampfgeſetze nicht von den

Streitern überſchritten und verletzt werden; keiner von beiden Parteien gebe er durch Zeichen der Gunſt das Uebergewicht: denn gleiche Waffen und gleiche Sonne verlangt das alte Turnierbuch. Des Richters erſte Tugend iſt Unparteilichkeit. Anders verhält es ſich mit den Bürgern des Staates; ſie ſtehen im Bereich der Parteien und müſſen daher auch zu ihnen ſich zählen. Vollſtändige Parteiloſigkeit iſt gewöhnlich der Beweis, den ſie von dem Mangel des eigenen Intereſſe am Staatsleben ablegen, und nichts iſt ſchädlicher für die Entwicklung eines Volkes, als Lauheit in Beziehung auf die eigenen Inſtitutionen; wir erinnern daran, daß Solon Jeden für ehrlos erklärte, der in ſeinem Staate den Neutralen ſpielen wollte. Der Tadel, den man häufig den Liberalen vorwerfen hört, daß ſie Parteimänner wären, iſt daher in unſern Augen ein Lob, was ihnen geſprochen wird; und diejenigen, aus deren Munde wir ſolche Aeußerungen vernehmen, vergeſſen in der Regel, daß ſie, vielleicht unbewußt, mit gleichem Eifer der Gegenpartei angehören. Entſchiedenheit iſt in jeder Hinſicht eine männliche Tugend.

Daß ein neues politiſches Leben in Preußen begonnen hatte, zeigte ſich bei der bald nach dem Huldigungslandtage im Jahr 1841 erfolgten Einberufung der Provinziallandſtände. Mit dem lebhafteſten Intereſſe ſah man den Beſchlüſſen derſelben entgegen, mit der ängſtlichſten Spannung überwachte man ihr Auftreten, ihr Benehmen, ihre Haltung. Zu gleicher Zeit erſchienen die vier Fragen, in denen aus der preußiſchen Geſetzgebung die Berechtigung zu einer conſtitutionellen Verfaſſung nachgewieſen werden ſollte, und man ſprach von der Schrift eines hochgeſtellten Staatsmannes, die die Rechtfertigung der Anträge des Huldigungslandtages übernommen hatte. Petitionen für die Erneuerung dieſer Anträge ergingen aus verſchiedenen Theilen Altpreußens an ſeine in Danzig verſammelten Stände; aus andern Provinzen ſind uns dergleichen nicht bekannt geworden. Der König ſelber kam durch ſeine bekannten Propoſitionsdekrete, die den verſchiedenen Landtagen vorgelegt wurden, den Wünſchen des Volkes entgegen. Die Leiſtungen der Landtage ſind zu bekannt, als daß wir uns hier weiter darüber auszulaſſen brauchen. Es wurde viel gegeſſen und getrunken, es wurde viel von Vertrauen geſprochen, es wurden Dankadreſſen abgefaßt und gehorſamſte Bitten entworfen. Wer die von den Landtagen veröffentlichten Denkſchriften las, hätte glauben müſſen, daß das Land ſeine artigſten und beſcheidenſten Leute als Deputirte abgeſchickt habe, und ein Franzoſe oder Engländer hätte in ihnen nicht den Ausſpruch der Repräſentanten des Volkes, ſondern der Männer, die am eifrigſten um die Vorrechte der Krone beſorgt waren, gefunden. Wenn daher die Ergebniſſe des letzten Landtages keineswegs den Erwartungen des Landes entſprachen, und man ſich nicht

veranlaßt fühlte, den rückkehrenden Deputirten Ehrenpforten zu errichten und Ehrenbecher zu überreichen, so muß es nicht weniger zur Erklärung wie zur Entschuldigung dienen, daß jetzt zum ersten Mal die Deputirten an ihre eigene Bedeutung zu glauben anfingen; und jedes gute Ding braucht seine Zeit. Die bedingungsweise gestattete Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen durch die Zeitungen war ein entschiedener Fortschritt im Geiste der liberalen Partei; der Antrag um Oeffentlichkeit der Sitzungen, den die preußischen Stände machten, und um Preßfreiheit, der von den rheinischen ausging, waren die einzigen, die allgemeinere Interessen der Verfassungsangelegenheit berührten; so wie diese beiden Landtagsversammlungen von allen acht (mit Ausschluß der entschieden antipreußischen Tendenz des Posener) die einzigen waren, die eine wenigstens nicht illiberale Richtung verfolgten. Die Frage nach Reichsständen hielt man durch die Proposition eines Ausschusses der Deputirten erledigt, über die freilich Friedrich Wilhelm IV. im Herbste 1841 nach den bekannten Breslauer Mißhelligkeiten erst die weitern Aufschlüsse und Erklärungen in der schlesischen Hauptstadt gab; Aufschlüsse, mit denen das preußische Volk jenes Amen, was sein König auf das Denkmal des unblutigen Kriegsextemporale bei Kalisch schrieb, in eine gewisse Verbindung setzte. Während dessen erschienen die Landtagsabschiede, in denen die Bewilligung sämmtlicher wichtigerer Anträge der Stände verweigert wurde; die Regierung liebt es nicht, Ideen vom Volke ausgehen zu lassen.

Erst im Januar des Jahres 1842, nachdem also eine so lange Zeit verflossen war, daß es nicht den Anschein hatte, es geschehe dieser Schritt in Folge der Anträge und Wünsche des Landtages, wurde ein neues Censuredict veröffentlicht, worin eine freiere Besprechung der innern Angelegenheiten gestattet, und den Censoren die genaueste Befolgung des ältern Censurgesetzes vom Jahr 1819 eingeschärft wurde, somit also alle die unzähligen später erschienenen beschränkenden Zusätze und Modificationen desselben indirekt aufgehoben. Dies war offenbar ein Triumph, den die liberale Partei über ihre ängstlichen Gegner feierte, die nichts mehr als die freie, offene Rede fürchten, und so sehr Freunde des Geheimen und im Stillen vor sich Gehenden sind, daß sie am liebsten alle öffentlichen Bekanntmachungen geheim halten möchten. Mit lautem Jubel wurde das neue Censuredict begrüßt, und die fast gleichzeitig entstandenen Gerüchte, daß die Censoren im Geheimen mit Instruktionen entgegengesetzten Inhalts versehen worden seien, fanden um so weniger Glauben, als die Folgen der neuen Verordnung sehr deutlich in der freiern Bewegung der Presse sich zu erkennen gaben. Vor Allem haben wir in dieser Beziehung der Königsberger Zeitung zu erwähnen, die bald nach dem Erscheinen des neuen Censuredictes vom

22. Februar an eine ununterbrochene Reihe leitender Artikel über inländiſche Zuſtände geliefert hat; und ſo wie von Königsberg die Bewegung ausging, iſt auch die Königsberger Zeitung die erſte unter den preußiſchen Tagesblättern, die ſich offen und frei im Geiſte dieſer Bewegung ausſpricht. Die bekannte, halb wie Verhöhnung, halb wie Unwiſſenheit klingende Behauptung der Staatszeitung, daß die preußiſche Preſſe weder Stoff noch Geſchick zur Beſprechung innerer Angelegenheiten habe, wird daher täglich auf eine glänzende Weiſe durch die Rubrik „inländiſche Zuſtände" in der Königsberger Zeitung widerlegt, die über alle, unſer geſammtes Staatsleben betreffenden Angelegenheiten in ernſter und würdiger Haltung ſpricht. Der Beifall, mit dem dieſe „inländiſchen Zuſtände" bis weit in Deutſchland hinein aufgenommen ſind und mit ſteigendem Eifer geleſen werden, zeigt übrigens auf's deutlichſte, daß ſie mehr das Intereſſe des Volkes in Anſpruch nehmen, als die Klätſchereien aus Petersburg oder den Tuilerien, die die Staatszeitung ihren Leſern auftiſcht. Die Artikel der inländiſchen Zuſtände ſind alle im Geiſte der Oppoſition geſchrieben und daher für das Volk eben ſo intereſſant, wie für die Regierung beachtenswerth. Liegt es dieſer wirklich daran, den Geiſt und die Wünſche des Volkes kennen zu lernen, ſo muß ſie einer ſolchen Oppoſition eine freie Sprache geſtatten, denn bei den mangelhaften Grundſätzen, nach denen die Wählbarkeit der Deputirten zum Landtage beſtimmt iſt, indem das unbewegliche Eigenthum des Volkes, die Scholle, nicht aber das wichtigere bewegliche, das geiſtige Eigenthum deſſelben vertreten wird, iſt die Preſſe, die einem Jeden zu Gebote ſteht, eine nothwendige Ergänzung der Vertretung. Die Preſſe der Oppoſition aber ſieht grundſätzlich jede Maßregel aus einem andern Geſichtspunkt als die Regierung an, und dieſe wird dadurch, wenn ſie das von ihr Geſagte (wie das engliſche und franzöſiſche Miniſter mit ängſtlicher Sorgfalt thun) beachtet, vor Einſeitigkeit bewahrt werden. „Man kann daher geradezu behaupten, daß eine gute Regierung der Oppoſition bedarf, und diejenigen, die die Oppoſition für eine „unpatriotiſche Fraction" ausgeben, beweiſen dadurch hinlänglich ihre gänzliche Unkenntniß politiſcher Zuſtände. Sehr zu wünſchen wäre es, daß in dieſem Sinne auch andere preußiſche Tagesblätter der Oppoſition ihre Spalten öffneten, was unſres Wiſſens bis jetzt erſt die wenig verbreitete Elbinger und die Rheiniſche Zeitung, ſo wie die Stettiner Börſennachrichten in laufenden Artikeln gethan haben. Denn überall muß die ſchriftliche Diskuſſion den Kampf der Parteien zur Förderung der Wahrheit begleiten, und ein Staat, dem es in der That um dieſe zu thun iſt, wie der preußiſche es oft genug von ſich behauptet, muß neben den Organen des entſchiedenſten Illiberalismus, dem (nun eingegangenen) Berliner politiſchen Wochenblatt und der Berliner evangeliſchen

Kirchenzeitung, auch dem Liberalismus einen Raum in den Blättern gestatten. Dieß fordert die Gerechtigkeit, die Klugheit lehrt außerdem aus dem Steigen und Fallen dieser Papiere auf der politischen Börse den Geist der Zeit studiren. Ein anderes erfreuliches Zeichen dieser neu sich für Preußen gestaltenden Zeit ist die viel besprochene Schrift von Bülow-Cummerow, die noch vor einem Jahre eine Unmöglichkeit war, und ihrem Verfasser, wie damals dem Verfasser der Vier Fragen, eine Kriminal-Untersuchung zugezogen hätte. Eine Schrift, die theilweise den schärfsten Tadel über einzelne Maßregeln und ganze Verwaltungszweige unserer Regierung ausspricht, erscheint mit Berliner Censur! Ja, was beinahe noch mehr sagen will, die Regierung läßt sich auf Widerlegung derselben und auf Selbstvertheidigung in den öffentlichen Blättern ein! Jedenfalls ein erfreulicher Beweis für ihre redlichen Absichten. So rückt der liberale Geist unmerklich aber sicher fortschreitend die Grenzsteine seines Gebietes weiter vor, und hofft noch dereinst die Säulen des Thrones aus ihnen gebaut zu sehn. Der Staat aber befindet sich ganz wohl und ganz ruhig dabei; die freiere Presse hat keine Unruhen, keine Revolutionen hervorgerufen, wie ihre ängstlichen Gegner befürchteten; der Thron steht noch eben so fest wie vorher, und das Vaterland ist noch nicht verrathen. Gebt sie ganz frei, und es ist auf ewig gerettet! Der Liberalismus hat noch nie einem Staate Gefahr gebracht: wohl aber die einseitig versuchte Unterdrückung desselben.

Hand in Hand mit diesen politischen Ereignissen gingen die kirchlich-religiösen. In dieser letzten Beziehung hatte Friedrich Wilhelm IV. zwei noch nicht gelöste Aufgaben von seinem Vater überkommen, den Streit mit der Kirchengewalt des Papstthums und der Absonderung im Protestantismus, mit dem römischen Kirchenrechte und der lutherischen Dogmatik. Als der vorige König das lang erstrebte Werk der Union beider protestantischen Kirchenparteien unter dem lauten Beifall aller freisinnigen Protestanten, denen es mehr um den Geist des wahren Christenthums als um Worte und dogmatische Abstraktionen zu thun war, glücklich zu Stande brachte, fehlte es nicht an einzelnen engherzigen und schwachsinnigen Männern, denen eine liebevolle Gesinnung und der Frieden mit denjenigen, die nicht die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in, mit und unter dem Brot und Wein des Abendmahles glaubten, als „Gewissensarbeit" erschien. Ihre Zahl vermehrte sich allmälig so bedeutend, daß sie in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. als besondere Secte unter dem Namen der Altlutheraner von der unirten Kirche sich lossagten. Sie wurden von Seiten der Regierung unterdrückt, ihre Geistlichen verfolgt, und lockten eben dadurch eine Menge Schwachköpfe in ihre kirchlichen Versammlungen, die durch die Aussicht auf ein wohlfeiles Märtyrerthum sich ein sicheres Plätz-

chen im Himmel zu erwerben hofften. Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron beſtieg, war es eine ſeiner erſten Handlungen, dieſen Leuten eine freie Religionsübung zu geſtatten, und damit jeder Schein von Zwang in Glaubensſachen entfernt würde, ihnen dasſelbe Recht zu gewähren, was im J. 1817 von einzelnen reformirten Gemeinden beanſprucht und auch erlangt wurde: die Freiheit, außerhalb des großen Verbandes der unirten Kirche zu verbleiben. Die altlutheriſchen Gemeinden wurden vom Staate anerkannt, und auf ſolche Weiſe der Vergeſſenheit übergeben. Ihre Zahl hat ſich ſeitdem, ſo viel wir wiſſen, nicht vergrößert; das neunzehnte Jahrhundert bewegt ſich um andere Intereſſen als um kryptokalviniſtiſche und ſynkretiſtiſche Streitigkeiten, und es gibt nicht Viele, die die dogmatiſchen Beſtimmungen der Konkordienformel dem einfachen freien Bibelworte vorziehen. Eine Partei, die beſeelt von dem Fanatismus einer gläubigen Beſchränktheit, die Ruhe der Kirche zu erſchüttern drohte, falls der Anfangs gegen ſie ausgeübte Druck ihr mit der Zeit die Kraft des Gegendruckes verliehen hätte, ſank ſo durch die gewährenden Maßregeln der Regierung zu einer vorübergehenden Erſcheinung in der Geſchichte des Proteſtantismus hinab, und ſchärft dadurch von Neuem den Grundſatz des laisser faire allen Staatsmännern ein.

Schwieriger waren die Verwicklungen mit dem römiſchen Kirchenrechte, das jedes Nachgeben, jedes Zugeſtändniß zu neuen Uebergriffen zu benutzen verſteht. Sie ſchienen um ſo mehr einen ernſten politiſchen Charakter annehmen zu wollen, als die polniſche Provinz Poſen ihre Intereſſen mit denen der katholiſchen Kirche identifizirte, und es war zweifelhaft ob der Erzbiſchof von Gneſen ſich mehr aus Gehorſam gegen ſein geiſtliches Oberhaupt, denn aus Widerſetzlichkeit gegen das weltliche zu den bekannten Handlungen fortreißen ließ, die ſeine Verhaftung zur Folge hatten. Herr von Dunin wurde von Poſen nach Kolberg gebracht, wie einen ſeiner Vorgänger in der biſchöflichen Würde, Athanaſius — an den wir damals durch die Kapuzinaden des Herrn Görres erinnert wurden — der Befehl des Kaiſers für ſeinen Ungehorſam von Alexandrien nach Trier verſetzte. Die Poſener beklagten ſich bitter über ſolchen Eingriff und ihre religiöſen Verhältniſſe, indem ſie ihr — ſonſt eben nicht ſehr enges — kirchliches Gewiſſen zum Vorwand und Deckmantel tieferer politiſcher Abſichten und Wünſche benutzten.

Die Gerechtigkeit wird es nie läugnen, daß ſie ſich in einer äußerſt zweifelhaften Lage befanden. Theils durch die ſonderbaren Fügungen eines unbegreiflichen Schickſals, theils durch eigene Schuld, ſoweit in dem Weltgange der Geſchichte von Schuld des Einzelnen die Rede ſein kann, von dem großen gemeinſamen Vaterlande des Polenvolkes losgeriſſen, voll Reue über ſich ſelbſt, voll Schmerz über den Ausgang eines Dramas, das ſo glänzend mit den Piaſten und Jagellonen begonnen hatte, gehorchten ſie

jetzt mit Widerstreben den Befehlen einer fremden Regierung, bei der sie die Absicht voraussetzen, ihre Nationalität, d. h. jetzt freilich nicht viel mehr als ihre Sprache, zu vernichten. Allerdings fehlte es nicht an preußischen Beamten, die es offen aussprachen, man müsse die Posener zu Preußen machen, noch weniger an solchen, die es verlangten, daß sie gute Preußen sein sollten. Allein während dieß die Polen in ihrem Unglück verletzte, mußte Jeder es für eine vergebliche Sisyphusarbeit halten, der den Geist unserer Zeit zur besondern Aufgabe seines Studiums gemacht hatte. Die Zeiten sind vorüber, wo die Völker sich von den Fürsten verhandeln und vermachen ließen, und für so und so viel Groschen ganze Marke gekauft wurden. Das Zusammenhalten der verschiedenartigsten Stämme, Sprachen, Religionen in einem Staate ist freilich noch viel schwieriger als das Zusammenwürfeln derselben, das sich leichter an dem grünen Tische irgend eines Congresses oder auf dem verwüsteten Platze irgend einer verlornen Schlacht machen läßt. Das Losreißen Belgiens ist ein schlagender Beweis dafür, daß sich Staaten nicht mehr aus so heterogenen Elementen zusammensetzen lassen, wie das strengprotestantische, holländisch sprechende Holland und das strengkatholische, flamändisch sprechende Belgien sind. Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse zwischen Posen und dem preußischen Staate: zu verlangen, daß die Posener preußische Patrioten sein sollen, ist lächerlich: es wird ein befriedigender Zustand eingetreten sein, wenn sie willig dem Gesetzbuche des preußischen Staates gehorchen. Dieser Zustand schien noch in eine bedenkliche Ferne hinausgeschoben zu sein, als der Streit zwischen dem Staat und der römischen Kirche, der hauptsächlich die gemischten Ehen betraf, auch nach Posen hin sich verpflanzte, und, wie einstens in Belgien, partikularistisch-nationale Interessen sich hinter dem römischen Universalismus versteckten. Das schnelle Nachgeben des Erzbischofs bei der Gelegenheit, die der Thronwechsel vom Jahr 1840 ihm darbot, zeigte, daß sein ganzes Auftreten nur eine, unter den Auspicien des Posener Adels versuchte Demonstration in diesem letzten Sinne gewesen war. Er verweigerte nicht, bei der Huldigung in Königsberg zu erscheinen, und nahm dort mit den übrigen Ständen des Großherzogthums die Versicherung in Empfang, daß die polnische Nationalität — so schwierig auch die Entwickelung dieses Begriffes sein mochte — von der preußischen Regierung möglichst beachtet werden solle. Der polnische Katholicismus beruhigte sich mit dieser Entscheidung.

Nicht so leicht wurden die Verhandlungen mit dem rheinischen. Hier waren die Interessen der römischen Kirche nicht die vorgeschobenen Coulissen, hinter denen die Vorbereitungen zu dem später aufzuführenden Drama vor sich gingen, sondern sie waren es in der That selber, um die es sich han-

delte, und die nicht allein in der Perſon eines bigotten, von Charakter ſtörriſchen, von Bildung unbedeutenden Erzbiſchofes, ſondern auch in einem rohen und wenig aufgeklärten Volke incarnirt waren. Die politiſchen Tendenzen, für die der rheiniſche und weſtphäliſche Adel dieſe Mißhelligkeiten und das Mißbehagen des Volkes ausbeuten wollte, fanden indeſſen keinen Anklang, die Aufreizungen, von Belgien her, kein Gehör bei einer Bevölkerung, die in der Befriedigung materieller Intereſſen den höchſten Zweck des Staatslebens findet. In den langwierigen Unterhandlungen mit der römiſchen Curie rächten ſich alle die falſchen Theorien, die man aus früherer Zeit über das Weſen des Staates und ſein Verhältniß zur Kirche überkommen hatte. Die Anſicht, die den Staat für nichts anderes als eine Art polizeilicher Anſtalt hält, und, ſeine ſittliche Grundlage verkennend, ſeine durchaus ideelle, Alles umfaſſende Beſtimmung läugnet, wird in jeder Zeit in die ſchlimmſten Verwickelungen mit den verſchiedenartigſten geiſtigen Erſcheinungen führen, die ſich nothwendiger Weiſe geltend machen müſſen; ſie wird ihn in Verlegenheiten bringen, aus denen ſie ihn nicht zu befreien im Stande iſt. Wenn dagegen der Staat in ſeiner ſittlichen Bedeutung erfaßt und ihm ſomit die Aufgabe ertheilt wird, Alles was die Intereſſen des Geiſtes nach den verſchiedenſten Richtungen hin berührt, zu ordnen, zu leiten und zum Zweck einer höhern ſittlichen Entwickelung des Menſchengeſchlechts zu durchdringen, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß er auch das religiöſe Bewußtſein als ein beſonderes Moment ſeiner ſelbſt erkennt und behandelt, und als eine beſondere Seite ſeines innern Lebens entwickelt. Hier die Freiheit des Einzelnen mit dem allgemeinen Geſetze des Ganzen in Einklang zu bringen, iſt das große Räthſel, deſſen Löſung dem Staatsphiloſophen noch nicht gelungen iſt. Zwiſchen zwei Extremen, von denen das eine die Religion ganz und gar in den Staat und deſſen Zwecke aufgehen läßt, wie das in dem alten Rom der Fall war, das andere umgekehrt, wie in der jüdiſchen Theokratie, den Staat in eine religiöſe Anſtalt verwandelt, muß er ſein Staatsgebäude aufführen, in welchem unbeſchadet der religiöſen Ueberzeugung jedes Einzelnen die Religion dem ſittlichen Staatszwecke folgt. Daher gelte der Grundſatz der größten Freiheit auf dem religiöſen Gebiet im Glauben und im Worte, der unbeſchränkteſten Mannigfaltigkeit des religiöſen Vereinslebens, aber des unbedingteſten Gehorſams gegen das Geſetz des Staates. Auf dieſer Baſis wäre der Streit zwiſchen Staat und Kirche, wie ihn Preußen in der neueſten Zeit erlebte, nie möglich geweſen; aber freilich ſind auf ihr auch keine Verträge und Concordate mit einer Kirchengewalt denkbar, die, außerhalb des Staates beſtehend, mit dieſem nur wie mit einem abtrünnigen Ketzer verfährt. Wir verkennen daher durchaus nicht die ungeheuren Schwierigkeiten, auf die unter den einmal gegebenen

Verhältnissen und einer großen Bevölkerungsmasse gegenüber, die in ihrer religiösen Beschränktheit aufs zarteste behandelt sein will, die preußische Diplomatie stieß, als das Kölner Ereigniß sie mit dem päpstlichen Stuhle feindlich zusammenführte. Aber wir müssen auch frei bekennen, daß sie diesen gordischen Knoten weder gelöst noch zerhauen hat. Die einzig mögliche Art, wie das Letztere einstens Napoleon gethan und in neuerer Zeit der ungarische Reichstag versucht hat, liegt nicht im Geiste der preußischen Regierung; diese wollte den Knoten bei Seite schieben, der Erfolg wird lehren, ob dies möglich ist. Der erzbischöfliche Stuhl von Köln ist zwar wieder besetzt worden, aber die Frage wegen der gemischten Ehen, der wichtigere politische Streitpunkt, nicht erledigt. Im Gegentheil ist eigentlich durch das Resultat der diplomatischen Verhandlungen der Beweis geliefert, daß unter den bestehenden Verhältnissen eine Ehe zwischen Protestanten und Katholiken undenkbar ist, so lange nicht der Grad von geistiger Freiheit erreicht ist, der die Uebergriffe des Pfaffenthums in die heiligsten Privatrechte unmöglich macht. Die Aussicht darauf verliert sich in die graueste Ferne der Zukunft; indessen werden wir es schon als Gewinn und bedeutenden Fortschritt dahin betrachten dürfen, wenn nicht mehr eine finstere, illiberale Partei sowohl in der protestantischen wie in der katholischen Kirche die Macht in Händen haben wird, die die Klarheit der Vernunft als „Seichtheit" und die Duldsamkeit der Liebe als „Lauheit" brandmarkt.

Nachdem in dieser Weise die Mißhelligkeiten mit der katholischen Kirche beigelegt waren, schienen neue mit den nichtchristlichen Mitgliedern unsers Staates ausbrechen zu wollen. Die jüdischen Gemeinden des preußischen Staates, die sich zum großen Theil durch ihre Bildung wie durch tüchtigen Bürgersinn nicht bloß vor ihren Glaubensgenossen in den meisten andern Staaten, sondern auch vor vielen Christen auszeichnen, wurden plötzlich durch Gerüchte erschreckt, die von einer Veränderung in den sie betreffenden Theilen der Gesetzgebung sprachen, Beschränkungen und Entziehung ihnen bereits gewährter Rechte verkündeten. Was man darüber hörte, war Alles im Sinne einer pietistisch-illiberalen Partei, die eben den freundschaftlichen Verkehr und die Gemeinschaft mit den Nachkommen der Männer, die einst den Heiland gekreuzigt hatten, für Sünde und Lauheit hält, und an ihnen für die That der Vorfahren noch jetzt Rache nehmen möchte. Ueber solche Besorgungen und das von ihnen vielleicht beabsichtigte neue Judengesetz äußerte sich die Königsberger Zeitung in den inländischen Zuständen am 23. März folgendermaßen: Schon vor einigen Wochen verbreitete sich das Gerücht, daß man die Juden in unserm Staate von der allgemeinen Militärpflicht lossprechen, ihnen jedoch den freiwilligen Eintritt in das Heer an-

heimſtellen wolle. Während die Meiſten nicht wußten, wie ſie dieſe Sache aufnehmen ſollten, glaubten ſchärfer Blickende darin das Beſtreben zu erkennen, die Juden läſtiger Pflichten zu entbinden, um ihnen auch einzelne Rechte zu entziehen. Dieſe Befürchtungen ſcheinen jetzt in Erfüllung gehen zu ſollen. Eine eben in Breslau unter dem Titel: „Die gegenwärtig beabſichtigte Umgeſtaltung der bürgerlichen Verhältniſſe der Juden in Preußen“ erſchienene Schrift gibt den Hauptinhalt des neuen Geſetzentwurfes in folgender Art an: Damit die jüdiſche Religion und Nationalität ferner ungeſchmälert bewahrt würden, ſoll von Seiten der Geſetzgebung das Werk der Einverleibung der Juden in das Staatsganze nicht weiter fortgeſetzt werden. Es ſollen vielmehr von nun an die Juden im preußiſchen Staate politiſch geſonderte und mit beſondern Rechten und Pflichten verſehene Korporationen bilden, die ganz getrennt vom Staate ihre beſondere hiſtoriſche Entwicklung fortſetzen. Es ſollen dieſe Korporationen in Betreff ihrer Angelegenheiten durch Deputirte aus ihrer Mitte bei den Ortsbehörden vertreten werden. Es ſollen jüdiſche Schiedsrichter zur Schlichtung von Streitigkeiten, welche Juden unter einander haben, gewählt werden. Es ſoll das Recht des Beſitzes von Grundſtücken nach lokalen Verhältniſſen beſchränkt werden. Es ſollen, um religiöſe Grundſätze zu ſchonen, die Juden ſtatt des Militärdienſtes ein Ablöſungs- oder ſogenanntes Rekrutengeld zahlen; wer jedoch freiwillig in den Kriegsdienſt tritt, ſoll von dieſem Rekrutengelde frei ſein und auf Avancement dienen können. — — Wenn wir nicht irren, ſehen wir hier denſelben Geiſt, der uns die Phantome einer Adels-Reunion, der Erneuerung von Zünften und Innungen und mancher andern Dinge aus einer längſt begrabenen Zeit verführte. Auch das Judenthum ſoll in ſeiner frühern häßlichen Geſtalt wieder hergeſtellt, es ſoll auf die Satzungen des Talmud und in die düſtern, engen, ſchmutzigen Judengäßchen verwieſen werden. Das Band, das den Chriſten und den Juden jetzt ſchon zuſammenhält, ſoll zerriſſen, die aufkeimende Bruderliebe in den Haß der Feindſchaft verwandelt werden. Iſt das chriſtlich gehandelt? Iſt das Liebe, wenn wir den von uns ſtoßen, der in Gemeinſchaft mit uns treten möchte? Iſt das die ernſte, vorurtheilfreie Geſinnung, die dem Geſetzgeber ſeine Ausſprüche vorſchreiben ſollte? Liegt Bildung beſonderer Korporationen der Juden, hiſtoriſche Entwicklung derſelben abgeſondert vom Staate, Beſchränkung ihrer Beſitzfähigkeit und ihrer Militärpflicht im Intereſſe der unter und mit uns lebenden Juden? Das Feſthalten veralteter unzureichender Formen in ihrer feindlichen Abſonderung — heißt dieß die hiſtoriſche Entwicklung fortſetzen? Iſt denn das Entziehen ſchon gewährter Rechte der Weg, auf dem man das Judenthum dem Chriſtenthum und der Geſammtbildung unſerer Zeit zuzuführen ge-

denkt? — Gewiß auch würde die praktische **Unausführbarkeit** dieser Grundsätze sehr bald von ihrer **Unrichtigkeit** überzeugen; es würde in tausend Fällen zu der unangenehmsten Kollision mit den bestehenden Gesetzen des Staates und mit der öffentlichen Meinung kommen, die gerechter als manche Theorien des Vorurtheils schon lange die Juden als brave und tüchtige Bürger unseres Staates achten und lieben gelernt hat. Endlich wo bliebe der Geist der Gerechtigkeit, diese einzig sichere Grundlage bürgerlicher Verhältnisse, wenn ein Theil der Staatsbürger zu den Ausgaben und Abgaben des Staates gezwungen würde, ohne ihm das volle Aequivalent dafür zu bieten? Wenn daher die Ausführung der oben erwähnten Grundsätze an diesen Schwierigkeiten scheitern würde, so beruhen auf der andern Seite die Principien, aus denen sie hervorgerufen sind, auf falschen Voraussetzungen. Man will die jüdische Nationalität in ihrer Abgesondertheit bewahren; aber die Juden selbst wissen weder etwas von dieser Nationalität, noch **wollen** sie etwas davon wissen. Der deutsche Jude will nichts anderes als ein Deutscher sein, und ist es seiner Sprache, Gesinnung und Bildung nach; er kennt kein anderes Vaterland als das deutsche; was geht es uns daher an, ob seine Vorfahren einst in Jerusalem wohnten? Leben doch genug Abkömmlinge von Franzosen, Engländern und Polen unter uns, die wir, ohne solche ängstliche Controle ihrer Stammbäume, mit Recht für unsere Landsleute halten. Wir Preußen dürften uns dann aber vor Allen nicht als Eingeborne ansehn, da wir wissen, daß unsere Voreltern ebenfalls Eingewanderte sind. Spricht man ferner von Bewahrung der jüdischen Religion, so werden die Juden dieß zwar als Zeichen edler Duldsamkeit dem Staate hoch anrechnen, aber doch sich nicht des Lächelns erwehren können, daß der Staat gerade **die Sache** ihnen ungeschmälert bewahren will, um derentwillen er sie absondern, ja vielleicht aussondern zu müssen glaubt. Sind die Juden in Folge ihrer religiösen Ansichten wirklich schlechte Staatsbürger, so hebe man jede bürgerliche Gemeinschaft mit ihnen auf; dieses Recht hat der Staat. Allein die Erfahrung lehrt uns das Gegentheil; Niemand kann den Juden sittlichen Ernst und was man bürgerliche Tugenden nennt, absprechen, und wir hörten noch nicht, daß Frankreich, Belgien, Holland und Hessen es jemals bereut haben, ihnen alle Rechte des Staatsbürgerthums eingeräumt zu haben. Wenn überdieß der Staat nichts anderes als die höchstmögliche Entwickelung der sittlichen und intellectuellen Kräfte der Menschen bezweckt, so ist nicht einzusehen, warum der Jude nicht ebenso wie der Christ seinen Anforderungen genügen, seinen Zwecken entsprechen soll. Der Staat in seiner Abstraction kennt keinen Unterschied der Religion, und der Ausdruck: **christlicher Staat**, wenn er etwas anderes als **vollkommner Staat** sagen soll, ist eine leere Formel. Daß

daher auch die preußischen Juden keine besondern Rechte und damit versehene Korporationen verlangen, versteht sich von selbst. Sie erkennen das in unserm Staate geltende Gesetzbuch in allen seinen Theilen an, und unterwerfen sich ihm willig; ja sie halten die Beobachtung unsrer Gesetze für ein ihnen gewährtes, ihre ganze bürgerliche Stellung bedingendes Recht. Wenn christliche Gegner der Juden noch von einem besondern talmudischen Gewohnheitsrechte sprechen, das, einem befangenen Particularismus huldigend, sie unfähig mache, den Gesetzen des Staates vollständig zu genügen, so zeigen sie, daß sie keine Kenntniß von den innern Verhältnissen des Judenthums haben und nicht wissen, daß solche Ueberbleibsel des jüdischen Mittelalters längst den innerhalb des Judenthums vorgegangenen Revolutionen als Opfer gefallen sind. Will man endlich, um das Gewissen der Juden zu schonen, ihnen den Militärdienst erlassen, so warte man doch, bis sie selber im Namen ihres Gewissens darum bitten. Unseres Wissens hat weder ihre religiöse Ueberzeugung noch ihr Ritual sie verhindert, tapfern Antheil an den Schlachten des letzten Krieges zu nehmen. In jeder Hinsicht müssen wir daher dem Votum beistimmen, welches schon im J. 1812 bei Berathung des Edikts vom 11. März desselben Jahres Hardenberg abgab: Ich kann, sagt er, kein Gesetz über Juden billigen, das mehr als vier Worte enthält: gleiche Rechte, gleiche Pflichten! Sollte, was wir kaum glauben können, der Staat trotz aller dieser geschwichtigen Gründe augenblicklichen engherzigen Ansichten folgen und die Juden, in besondere Korporationen ablösend, von uns trennen wollen, so wird uns das doch nie abhalten, was wir ihnen in Wissenschaft, Kunst und industrieller Thätigkeit verdanken, freudig anzuerkennen, und ihnen zum Bunde für die größten und heiligsten Interessen der Menschheit die Bruderhand zu reichen.

Auch jetzt noch leben wir der Hoffnung, daß Preußen, eingedenk der Aufgabe, ein Staat der Intelligenz zu sein, sich nicht den befürchteten Rückschritt zu Schulden kommen lassen wird. Wir sind überzeugt, daß Friedrich Wilhelm IV., der vor Kurzem in Newgate mit einer Ungetauften kniend betete — was, so lange die Geschichte den Namen Hohenzollern nennt, gewiß nicht geschehen ist und dadurch das schönste Zeugniß seiner religiösen Freisinnigkeit und Duldung ablegte — nicht durch seine Zustimmung zu dem beabsichtigten Gesetze seine jüdischen Unterthanen den illiberalen Tendenzen einer engherzigen und kurzsichtigen Partei Preis geben wird. Wir glauben dieß um so mehr, als ein freisinniger Mann, der zu seiner nähern Umgebung gehört, ein Mann von mehr als europäischem Rufe vor Kurzem seine mißbilligende Ansicht über die vorgeschlagenen Aenderungen unserer Judengesetzgebung öffentlich bekannt gemacht hat. Nicht ohne Bedeutung ist es daher, daß gerade jetzt die Berliner Akademie der Wissenschaften zum

ersten Mal einen Juden trotz des Widerspruches des Cultusministers zu ihrem Mitgliede gemacht; es ist ein Zugeständniß an die Forderungen der Zeit, wie wir sie sonst von dergleichen Instituten am wenigsten gewohnt sind. Die Regierung aber darf hinter solchen Demonstrationen, die zu einer Art von innerer Nothwendigkeit geworden sind, nicht zurück bleiben, und wir hoffen, recht bald auch den akademischen Lehrstuhl den Juden eröffnet zu sehen, wie in unsern Tagen Baden mit solchem schönen Beispiele vorangegangen ist. Warum geht Preußen nie mit solchem Beispiele voran?

Freilich würde die eben erfolgte Entfernung eines christlichen Lehrers von dem Katheder des akademischen Hörsaales mit solchen Hoffnungen in wunderbarem Widerspruche stehen, wenn wir nicht der Ueberzeugung lebten, ein durchaus vereinzeltes, nicht weiter mit den Absichten und Grundsätzen unserer Regierung zusammenhängendes Ereigniß besprechen zu müssen! Denn als solches sehen wir die Absetzung Bruno Bauers an. Dieser, Privatdocent der Theologie an der Universität zu Bonn, verfaßte eine kritische Schrift über die sogenannten synoptischen Evangelien, in der er, obgleich von supranaturalistischem Standpunkt ausgehend, auffallende und von dem Dogma der Kirche abweichende Resultate seiner wissenschaftlichen Forschung veröffentlichte. Die orthodoxe Partei nahm dieses Werk mit dem größten Unwillen auf; sie versuchte, seinen Verfaßer von der kirchlichen, religiösen und politischen Seite her zu verdächtigen, und verlangte laut seine Entfernung von dem akademischen Lehramte. Das Unterrichtsministerium sah sich veranlaßt, diesen Forderungen Gehör zu geben, und verlangte zuvörderst von den theologischen Facultäten der preußischen Universitäten ein Gutachten in dieser Angelegenheit, indem es von ihnen eine Antwort auf die beiden Fragen einholte: in welchem Verhältnisse der Verfaßer jener Schrift zum Christenthum und dessen Grundlehren stehe; und ob derselbe fernerhin Lehrer an einer Anstalt bleiben dürfe, die vorzugsweise zur Bildung christlicher Seelsorger bestimmt sei? Die Gutachten fielen, wie das bei dem jetzigen Stande der theologischen Wissenschaft und dem in ihr herrschenden Parteikampfe nicht anders zu erwarten war, sehr verschieden aus. Durchaus günstig für den so schwer Beschuldigten sprachen sich die Hallische und Königsberger Facultät aus, und erklärten die Entfernung Bauers, die einen „Angstschrei des Entsetzens in der ganzen protestantischen Kirche" hervorrufen würde, für einen Eingriff in die freien Rechte der Universitäten und eine unerlaubte Beschränkung der protestantischen Lehrfreiheit. Gerade im entgegengesetzten Sinne hatte sich die Berliner Facultät unter den Auspizien des Herausgebers der evangelischen Kirchenzeitung ausgesprochen; und Marheineke — ein Mann, der immer an der Spitze stand, wo es die Vertheidigung wissenschaftlicher Freiheit galt — sah sich

daher, durch die Mehrzahl überstimmt, genöthigt, in einem besonders eingereichten Privatvotum seine durchaus andere Meinung kund zu thun. Er erklärte es offen, daß die unbeschränkteste Freiheit der Kritik auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung ein nothwendiges Erforderniß des Protestantismus sei, und daß die Theologie stets mit der Philosophie, mit der Kunst des Denkens Hand in Hand gehen müsse, sonst höre sie auf, eine Wissenschaft zu sein. Bauer sei daher auch ganz besonders zum akademischen Lehrer geeignet; weil nichts erbärmlicher sei, als die Ansicht, daß man die Jugend vor den Kämpfen der Wissenschaft ängstlich bewahren müsse, statt sie vielmehr mitten hinein zu ziehen. Nur auf letzterem Wege erzöge man dem Staate gereifte Männer. Nichts sei übrigens trauriger, als stets von der Freiheit der Wissenschaft in Preußen *sprechen* und *keine haben*. Dies ungefähr sind die Grundgedanken in Marheineke's Gutachten, dessen Veröffentlichung, wie der treffliche Verfasser kürzlich versprochen hat, wir mit Sehnsucht entgegen sehen. *)

Allein dieses, so wie die andern, günstig über Bauer urtheilenden Gutachten wurden unbeachtet gelassen, und vor wenigen Wochen die Entfernung des Angeklagten „auf Grund der Gutachten inländischer theologischer Facultäten" offiziell ausgesprochen. Somit wurde also der thatsächliche Beweis geliefert, daß die akademische Lehrfreiheit, die als eines der wichtigsten Ergebnisse der Reformation bei uns galt, und als die sicherste Stütze der Wissenschaft und des freien Geistes unsers Volkes angesehen werden muß, nicht in unserm Staate vorhanden sei, und daß alle die Kämpfe hochherziger und freisinniger Männer, die für den Schutz dieses theuersten Palladiums auszogen, um ein Phantom geführt worden sind. Diese Entdeckung bei Gelegenheit eines Ereignisses, das wir seit Wöllners Zeiten nicht mehr für möglich hielten, mußte in ganz Preußen, ja in ganz Europa das gewaltigste Aufsehen erregen; dies fühlte das Ministerium sehr wohl und that daher zur Vertheidigung der ergriffenen Maßregeln folgenden merkwürdigen Ausspruch: „Es kam in der That bei Entscheidung der vorliegenden Frage hauptsächlich darauf an, die Freiheit der Lehre und Forschung nicht *weiter* zu beschränken, als es zur Erhaltung der *Principien* der evangelischen Kirche und Theologie *durchaus nothwendig* ist." Allein diese Worte werden nicht den gewaltsam heraufbeschworenen Sturm beruhigen, sondern vielmehr zu einem allseitigen Orkan vermehren! müssen wir mit der Königsberger Zeitung ausrufen. Wie viel Unklarheit über das Verhältniß des Staates zur Kirche und nun gar zur Theologie liegt in ihnen! Was sie aber deutlich genug aussprechen, ist der Grund-

*) Dies ist, seitdem dies geschrieben wurde, auch geschehen.

ſatz, daß von unbedingter Lehrfreiheit nicht die Rede ſein könne, ſondern daß es eine Nothwendigkeit ihrer Beſchränkung gebe, und zwar um des Prinzips der Kirche und der Theologie willen. Das heißt alſo, die freie Wiſſenſchaft muß ihres eigenen Prinzips wegen beſchränkt werden. Wer ſieht hier nicht den Widerſpruch? Eine beſchränkt Freiheit iſt keine Freiheit, und eine Wiſſenſchaft, die um irgend eines Grundes willen beſchränkt wird, kann keine freie genannt werden. Wer könnte die Aſtronomie eine freie Wiſſenſchaft nennen, als man einen Galilei zum Scheiterhaufen verdammte, weil er das Stillſtehen der Sonne behauptete? Wer kann jetzt die Theologie ſo nennen, da man einen ihrer Lehrer entfernt, der Anſichten, und zwar auf tiefer, gelehrter Forſchung begründete Anſichten über Entſtehung, Werth und Bedeutung der Evangelien äußert, die mit denen der Orthodoxie nicht übereinſtimmen? Wer darf ſich zum Richter in dieſer Streitſache aufwerfen? wer ſich erkühnen, über die Nothwendigkeit der Entfernung, d. h. der Beſchränkung der Lehrfreiheit, zu entſcheiden; gerade jetzt, in einer Zeit, in der ein heftiger Kampf in der Wiſſenſchaft geführt wird, und zwar um nichts anderes, als um ihre Prinzipien? Denn die Frage nach Wahrheit berührt immer Prinzipien. Wir fürchten, daß Kläger und Richter hier in einer Perſon das Urtheil geſprochen haben, d. h. die Feinde der Wiſſenſchaft. Denn wer in einem ſolchen Streite den Beiſtand des Staates in Anſpruch nimmt, der zeigt eben, daß er keine Lehrfreiheit will, weil er ſonſt ſo viel Vertrauen zu der heiligen Sache der Wiſſenſchaft haben müßte, daß ſie ſiegreich mit dem Kampfpreis der Wahrheit aus dieſem Streite hervorgehen wird. Wer aber keine Lehrfreiheit will, der haßt die Wiſſenſchaft. Denn die Freiheit der Lehre und Forſchung auf einen gewiſſen Raum beſchränken, in einen beſtimmten Kreis bannen, was heißt das anders, als ſie aufheben? Wer nur das lehrt, was vorgeſchrieben iſt, kann der ein freier Lehrer genannt werden, und der ein freier Forſcher, der einem vorgeſchriebenen, längſt bekannten Ziele nachforſcht? Die Mühe kann er ſich erſparen; er bleibt doch nur ein Nachbeter, ein urtheilsloſer Träger der ererbten Ueberlieferung, und unter ſeinen Händen, unter ſolchen Umſtänden, hört die Wiſſenſchaft auf. Es iſt ein kümmerliches Scheinleben, was ſie dann wie in der dumpfen Kerkerluft der katholiſchen Kirche führt. Ja denn die katholiſche Theologie, die von feſten, ein für alle Mal beſtimmten Principien ausgeht, und zu allbekannten, in alle Ewigkeit voraus beſtimmten Reſultaten kommen muß, eine Wiſſenſchaft, oder nicht vielmehr ein bloßes Wiſſen, ein unorganiſches Aufhäufen von allerlei theologiſch-hiſtoriſchen Kenntniſſen? Und dazu wollt ihr auch die proteſtantiſche Theologie hinabwürdigen? ſie binden und ſchnüren, daß ſie ein engbrüſtiger Katechismus leicht

eingelernter todter Glaubensformeln wird, vor deren Zauberkraft sich hier schon die Pforten der Gnade, jenseits die Pforten des Himmels öffnen? ihr, die ihr keinen Begriff von der idealen Macht der Wissenschaft habt, der ihr nicht so viel zutraut, daß sie irrthümliche Erscheinungen zu überwinden im Stande ist. Solche kommen in der Theologie, wie in jeder andern, ja noch mehr als in jeder andern Wissenschaft vor; wir hörten aber noch nie, daß Mediciner, Physiker, Chemiker in ihren gelehrten Streitigkeiten den Staat zu Hülfe gerufen haben; daß man die Wahrheit des pythagoräischen Lehrsatzes mit Bajonneten bewiesen hat; warum thut man es in der Theologie? Warum will man die Gottheit Christi mit Kanonen vertheidigen, die Aechtheit der Evangelien mit Scheiterhaufen? Wer kann das Reich der Gedanken mit dem Scepter der weltlichen Macht regieren? Nach einem Bundesgenossen sich umsehen, ist das Eingeständniß der eignen Furcht und Schwäche. Daher verlangt es vielmehr die Würde der theologischen Wissenschaft entschieden, daß man ihr allein die Entscheidung dieses Kampfes überlasse; kämpft sie mit dem Irrthum, so wird sie ihn überwinden; kämpft sie aber mit einer Wahrheit, die sich hier Bahn zu brechen anfängt, so wird keine äußere Gewalt ihr helfen können. Wir erinnern an Strauß, dessen Ansichten jetzt schon das Gemeingut der Gebildeten zu werden anfangen, obgleich man ihren Urheber von seinem akademischen Lehrstuhl vertrieb. Man verwechsle daher vor Allem nicht die Begriffe von Theologie und Kirche; die Facultät, in der die Theologie gelehrt wird, ist keine kirchliche, sondern eine wissenschaftliche Anstalt; sie will nicht Geistliche für ihr künftiges Geschäft abrichten, wie das die katholischen Seminare thun und die ministerielle Anfrage über Bauers fernere Zulässigkeit es voraussetzt, sondern — wie die Worte der Königsberger Zeitung sind — der wißbegierigen Jugend die Weihe der Wissenschaft geben und für das Höchste des Menschen die Idee begeistern. Wer aus ihr diese Weihe der Begeisterung in das Leben mitnimmt, der wird den richtigen Weg nicht verfehlen, und eine Kirche, die den so Geweihten nicht für ihre Zwecke brauchen zu können glaubt, zeigt dadurch am besten, daß sie eine vorübergehend irrthümliche Erscheinung auf dem großen Theater der Weltgeschichte ist. Wir fürchten nicht, daß der preußische Staat dies verkennt; er suchte stets seinen Ruhm darin, an der Spitze der Bildung zu stehen und die freieste Entwickelung der Wissenschaft zu seiner Aufgabe zu machen; hat er dieses auch für die Zukunft nicht aufgegeben, so müssen wir ihm leider sagen, daß der jetzt eingeschlagene Weg nicht zur Lösung dieser großen Aufgabe führt.

Wir hofften — aber freilich wir sehen es jetzt, wir haben uns getäuscht — der preußische Staat würde die Gegenwart am ersten verstehen

und ſich an die Spitze unſerer Zeit ſtellen. Auch hierin werden ihm andere Staaten den Vorrang ablaufen. Es wird nicht an einſichtsvollen und erleuchteten Regierungen fehlen, die die Bedürfniſſe einer neu erwachenden Zeit erkennen, die Forderungen einer neu ſich geſtaltenden Zeit achten werden. Ja, die Geburtsſtunde einer neuen Zeit iſt herangekommen; ſchon befinden wir uns mitten in ihr; und wenn auch eine kurzſichtige Staatsverwaltung ihr nur mit der Axt ſollte Beiſtand leiſten wollen, wie es von Hephaiſtos in jener griechiſchen Mythe heißt, ſie wird ſich verwundern, eine geharniſchte Pallas Athene aus dem geſpaltenen Haupte ſpringen zu ſehen. O daß doch nicht bloß in der Fabel die Blinden die Sehenden führen wollen! Warum verkennen nur unſere Regierungen, daß vorzüglich auf dem kirchlich-religiöſen Gebiete eine neue Geſtaltung der Dinge ſich vorbereitet? Die alte abgetragene Form iſt für den Wiſſenden ſchon zur unerträglichen Laſt geworden; wir ſind ſo weit gekommen, daß die chriſtliche Kirche der Proteſtanten ſich in eine eſoteriſche und exſoteriſche trennen muß; die freie Ueberzeugung des Vernunftglaubens kann ſich nicht mehr mit dem alten, leeren Dogmatismus befreunden; wer dieſem huldigt, kann nicht mehr mit den Anhängern jenes eine Kirche beſuchen, eine religiöſe Gemeinſchaft bilden. Viele unter uns ſind ſchon von der Wahrheit dieſer Meinung durchdrungen; wir hören, daß in Berlin ſelbſt, offenbar durch den Gegenſatz des kraſſeſten Pietismus hervorgerufen, ein Verein von edeln Männern ſich zu bilden im Begriffe iſt, die, überdrüſſig des Schein- und Heuchelweſens längſt nicht mehr geglaubter Dogmen und der auf ihnen beruhenden Ceremonien, unter dem Namen der „Freien“ aus der Kirche zu ſcheiden und zu einer beſondern religiöſen Gemeinſchaft zuſammen zu treten gedenken. Heil dieſen kühnen Männern! Wir können nicht umhin, ihnen ein freudiges Glückauf! zuzurufen; denn ſie ſind es, die da wiſſen, was an der Zeit iſt, und die zugleich den Muth haben, dies öffentlich auszuſprechen. Mögen ſie glücklich zu ihrem hohen Ziele gelangen, und nicht die lange Reihe der Märtyrer vermehren, an denen die chriſtliche Religion, dieſe Religion der Liebe, leider ſchon mehr als genug hat. Nein, nicht erſt die Nachwelt ſoll die Wahrheit ihrer Beſtrebungen anerkennen; mögen ſie es ausſprechen, was ſie in der tiefſten Tiefe erkannt haben, daß unſere Zeit gleich jener der Reformatoren, ja gleich jener der Entſtehung der chriſtlichen Religion und ihrer Losſagung vom Judenthum reif iſt, eine neue Frucht an dem Baum der Erkenntniß zu tragen; mögen ſie das Chriſtenthum oder noch beſſer die Religion des neunzehnten Jahrhunderts proclamiren, es wird nicht an Männern fehlen, die trotz aller Drohungen und Gewaltthaten der alten verlaſſenen Kirche zu ihnen übergehen. Die Regierungen aber, wenn ſie dieſe neue Erſcheinung auf dem Theater der Weltgeſchichte auch nicht be-

greifen, werden hoffentlich nicht die Rolle Leo's X. oder gar des Judas an ihr spielen; sie werden es wissen, daß das Nothwendige immer erst von der Nachwelt verstanden und gewürdigt wird, und daß der Fluch seine dereinstigen Gegner trifft.

In China hieß es in einer im J. 1726 erlassenen Verordnung: „Die Regierung hält sich Gelehrte, um das Volk in den Pflichten des Gehorsams gegen Fürsten und Väter zu unterrichten, nicht um der schönen Literatur willen, denn diese ist an und für sich eine unnütze Sache." Wir glauben nicht, daß der preußische Staat solche Grundsätze angenommen hat; aber der Triumph, den die illiberale Partei in der Absetzung Bauers feiert, überzeugt uns wenigstens davon, daß er es aufgegeben hat, die Intelligenz und die Macht des Geistes als seine Grundlage und seinen sichersten Stützpunkt anzusehen. Preußen, ein Staat, dem es durch seine geographische wie politische Lage an innerer Festigkeit gebricht, der in materieller Beziehung eben nicht zu den besonders gesegneten gehört, konnte nur in dem Reiche des Geistes sich unerschöpfliche Hülfsquellen erwecken. Diese Erkenntniß begründete einstens seine Größe. Es proklamirte die Freiheit der Wissenschaft und empfing als Gegengeschenk von ihr innern Wohlstand und die Achtung nach Außen. Deutschland überließ sich willig seiner Leitung weil es in ihm das redliche Streben nach der Wahrheit erkannte und bei ihm die höchsten Interessen der Menschheit gesichert fand. Jetzt hat Preußen freiwillig auf diesen Ruhm verzichtet, und durch die Absetzung Bauers gezeigt, daß es etwas anderes als die Wissenschaft will, und in etwas anderm, als in ihr, die Wahrheit. Ob das Vertrauen des deutschen Volkes ihm bleiben und statt dessen durch romantische, augenblicklich ergreifende Mittel, wie den Kölner Dombau, auf die Dauer zu erhalten sein wird, darauf wird die Zukunft uns antworten. Wir zweifeln, daß sich ein dauerhafter Bund anders als mit des Geistes „Mächten" schließen läßt. Wie wenig zum mindesten die auf den Enthusiasmus und das Gemüth der Menschen rechnenden Mittel vorhalten, hat die Stiftung des Bisthums zu Jerusalem uns gelehrt. Selbst die eifrigsten Männer der Kirche, die anfangs frohlockten und lauten Beifall äußerten, können jetzt, seitdem der Erzbischof von Canterbury dieses Bisthum für ein Bisthum der englischen Hochkirche erklärt hat, sich nur dazu entschließen, die ganze Sache für eine Privatangelegenheit des Königs (freilich auf Staatskosten) anzusehen.

Mit dem eben durch die Zeitungen verbreiteten betrübenden Gerüchte von der Absetzung Hoffmanns von Fallersleben, des witzigen Dichters der unpolitischen Lieder, schließen wir dieses Gemälde. Doch verfehlen wir nicht, als eines freudigen Ereignisses, der zum August zugesicherten Einbe-

rufung der Ausschüsse der einzelnen Provinziallandtage zu erwähnen *). Noch nicht zwei Jahre sind seit dem letzten Thronwechsel verflossen, und doch ist diese Zeit so reich an wichtigen und denkwürdigen Ereignissen, wie sie Preußen in Zeiten des Friedens, mit Ausnahme jener bedeutungsvollen Jahre von 1807—1812, noch nicht erlebt hat. Es schien daher nicht unpassend, in dieser flüchtigen Skizze dem spätern Geschichtschreiber vorzuarbeiten. Mag dieser daraus entnehmen, daß wir uns in einer unbehaglichen und unbequemen Zeit des Ueberganges und der Entwicklung befinden: er weiß es, daß es Perioden in der Geschichte gibt, die unter Blut und Thränen die Saat ausstreuen, deren Früchte erst Enkel und Urenkel genießen sollen. Wer daher den Kampf der Parteien bei uns sieht, der erinnere sich, daß aus ihm eine neue Zeit hervorzugehen pflegt; wen die schroffen Gegensätze erschrecken, der bedenke, daß aus dem Zusammenschlagen des Stahls und des Kiesels der Funken des Lichtes geboren wird. Die Gegenwart ist immer unglücklich, die nur die Keime einer bessern Zukunft zu pflanzen berufen ist, während sie von der Vergangenheit eine Mißernte geerbt hat. Das Licht soll auch bei uns geboren werden! Vergesse dies besonders Keiner von denen, die das Vertrauen der Mitbürger zu ihren Vertretern gemacht hat, und Jeder sei eingedenk der Worte, mit denen Penn sein Gesetzbuch beginnt: „Freiheit ohne Gesetz ist Willkür, Gesetz ohne Freiheit Despotie."

*) Der Leser ersieht aus diesen Bemerkungen, daß gegenwärtiger Aufsatz schon vor einer Reihe von Monaten geschrieben war. Anm. d. Red.

Der badische Landtag von 1842

1.

Einleitung.

Der badische Landtag von 1842 bildet ohne Zweifel einen scharf bezeichneten Abschnitt in der staatlichen Entwickelung des deutschen Volkes. Der laute Freiheitsschrei des gallischen Hahns im Jahr 1830 war verklungen, die politische Trägheit und Gleichgültigkeit hielten reiche Aernte, große und kleine Klatschereien und literarischer Scandal waren die Würze zu dem Sklavenbrei des alltäglichen Schlendrians, Gelddurst und ein Rennen nach Erwerb, was man die materiellen Interessen nannte, war die Losung des Tages, und sie wurde von oben herab gnädig beäugelt und begünstigt, weil in geldgierigen Krämerseelen kein promotheischer Funke aufstrahlt und weil die Richtung der Zeit wie eine Finanzspeculation angesehen wurde, wobei man sich aber denn doch verrechnet haben möchte, da auch die materiellen Interessen der Sache der Freiheit dienen müssen und dienen. In dieser welken Zeit tauchte nur hier und da in deutschen Landen ein Wetterleuchten auf.

Hannover machte ein muthiges Gesicht und wendete sich höflich an den Bundestag, der sich officiell für incompetent erklärte; die deutschen Kammern trugen hingegen Bedenken und predigten tauben Ohren für die Brüder in Hannover; Preßfreiheit wurde begehrt und Censuredicte ergingen; die Zeitungen erzählten ausführlich, daß Prinzen auch heirathen, fürstliche Kinder auch getauft werden, und Könige sterben wie Bauern. Fast allmonatlich mußte ganz Deutschland deßhalb entweder in der verzücktesten Exaltation oder in der tiefsten Trauer sich befinden, so daß die guten Michelinge nach den officiellen Zeitungsnachrichten gar nicht mehr wußten, wo sie eigentlich daran waren.

In Baden hatte sich der Sinn für Freiheit und Verfassungsleben noch am wachsten erhalten. Da fuhr der Urlaubsstreit und seine Folgen wie ein Streiflicht über das Land; die wahren Abgeordneten des Volkes erhoben sich, wie Ein Mann, gegen Eingriffe in die Verfassung. Die Minister

waren gewöhnt, daß man in glatten, abgedroschenen Formen sie anredete! jedes Wort wurde noch extra in Baumwolle gewickelt, damit man ihnen nicht zu wehe thue, und das nannte man: eine parlamentarische Sprache führen. Die deutschen Minister, die wohl wußten, daß ihnen das Portefeuille an den Leib gewachsen war und nur der Tod sie von ihm trennen könne, nahmen Prisen, während man sie apostrophirte, und die Reden und Vorwürfe glitten an ihnen ab, wie der Hauch am Spiegel.

Da erhoben sich die badischen Deputirten und nannten die Dinge bei ihrem wahren Namen; sie sprachen mit dem Herzen; die Wörterbuhlschaft hatte ein Ende. Das war der Regierung unbequem; es verwischte das Zwielicht ministerieller Erhabenheit; es kam einem adelichen Minister höchst auffallend vor, daß ein schlichter Landmann, ein Bürger aus der Stadt, ein Anwalt ihm unumwunden ins Gesicht sagte: „das ist recht und das ist schlecht"; denn er war ja lediglich an den Bückling des Supplicantenfracks und baumwollene Redensarten gewöhnt.

Nun entstanden eine Reihe halb officieller Artikel, in welchen man die Abwehr der Eingriffe in Verfassungs- und Volksrechte Anmaßung und Angriff auf die Rechte der Krone nannte; das monarchische Prinzip wurde mit der Person der Minister identificirt, und wer einen Meister angriff, mußte unfehlbar den Regenten angegriffen haben. Die Regierungsjournale versicherten auf das Bestimmteste, die deutschen Verfassungen seien sammt und sonders keine repräsentativen, sondern deutsch-monarchisch-ständische. Was letzteres Wort bedeute, wurde eigentlich nicht gesagt, sondern so oft ein den Ministern unbequemer Act verging, hieß es immer: das ist gegen den Geist der deutsch-monarchisch-ständischen Verfassungen. Im Hintergrunde lauerte die Idee von Feudalständen, wenn's gut ginge, von Postulatlandtagen, mit denen es sich so bequem regieren läßt; aber geradezu sagen wollte man es denn doch nicht, obschon in der neuesten Zeit die Sache deutlicher ausgesprochen wurde. Eine große Unwissenheit in Verfassungsgesetzen verrieth freilich eine solche Behauptung in Baden, woselbst in dem Verfassungsgesetze vom 23. December 1818 die Verfassung selbst, abgesehen von ihrem Geiste, sogar eine **repräsentative** genannt wird; eine große Unkenntniß der Geschichte verrieth das unbedingte Berufen auf die alten deutschen Landstände, da verschiedene derselben den Ständen das Recht der Steuerverweigerung ausdrücklich, ja sogar das weitere Recht einräumten, wenn der Regent die beschworne Verfassung verletze oder bräche, sich ihm mit gewaffneter Hand zu widersetzen.

Das wichtige Moment des badischen Landtages von 1842 ist, daß er nicht der Abglanz fremden Freiheitsgeistes, wie 1831, war, sondern daß dieser Geist sich selbstständig aus dem Volke entwickelte, während in Frank-

reich immer mehr und mehr die Freiheit entschlummerte und die Minister die Deputirten wählten, nicht aber das Volk. Das war der Zustand der Dinge im Allgemeinen.

Bevor man nun zur Geschichte und Beleuchtung des Landtages von 1842 übergeht, wird es nicht überflüssig sein, auf die Zusammensetzung der zwei Kammern in Baden einen Blick zu werfen, da in der neuesten Zeit sowohl ein ehemaliger Reichsbaron in der ersten Kammer und ein Artikel der Carlsruher Zeitung, offenbar das Kind des Ministers von Blittersdorff, welcher der zweiten Kammer als Lebewohl nachgesendet wurde, so gütig waren, sich so weit herabzulassen und zu behaupten, es sei eine Anmaßung der zweiten Kammer, sich allein als Volkskammer darstellen zu wollen; denn die Mitglieder der ersten Kammer seien auch vom Volke. Die Regierung gehöre mit allen Ministern dazu. Das war eine Manipulation, um das Wort Volk zum sachdienlichen Gebrauch in die adeliche und Ministerhand zu nehmen, wie ein deutscher Prinz kein Preußen und kein Oesterreich, sondern ein einiges, großes Deutschland hoch leben ließ; ein Wort, das früher vor die Mainzer Commission geführt hätte, nunmehr aber, weil es eben nicht mehr zu verbieten ist, ad usum delphini zugeschnitten wird, und ins Deutsche übersetzt heißt, wenn auch nicht Preußen oder Oesterreich, doch der deutsche Bund.

V.

Zusammensetzung der badischen Kammern.

Die erste Kammer, welche also, wie gesagt, auch eine Volkskammer sein will, besteht nach der badischen Verfassung aus:

1) den Prinzen des großherzoglichen Hauses,
2) den Häuptern der standesherrlichen Familien,
3) den zwei geistlichen Großwürdeträgern (Bischof und evangelischer Prälat),
4) acht Abgeordneten des grundherrlichen Adels,
5) zwei Abgeordneten der Landesuniversitäten,
6) acht Mitgliedern, die der Großherzog ohne Rücksicht auf Stand oder Geburt ernennt.

Das ist denn doch kein Senat, wie der belgische. Unter Volk hat man bisher immer die Staatsbürger begriffen, die sich an Rechten bedingt gleich sind, die keine Vorzüge der Geburt, keine Vorzüge des Standes für sich in Anspruch nehmen und keinen Vorzug als den der Intelligenz anerkennen. Bisher hat man die Aristokratie immer in Gegensatz zum Volke gestellt; noch ist unter den hochadelichen Herren das Wort Canaille als Bezeichnung des Bürgers nicht verschwunden; bis heute haben jene gnädi-

gen Herren der Entlaſſung des Bodens ſich entgegengeſtemmt, und gegen die Geſetze, welche ſie ſelbſt mit verfaſſen halfen, indem ihre gewählten Vertreter in der erſten Kammer ihre Zuſtimmung gaben, die Hülfe des Bundes in Anſpruch genommen; bis heute jedem Fortſchritt, wenn er nicht von Oben commandirt war, ein ſtarres, verſtocktes Nein entgegengeſetzt.

Faſſen wir aber nun die Zuſammenſetzung dieſer Kammer ins Auge, ſo ergibt ſich, daß kein freiſinniger Vorſchlag, kein Vorſchlag zum Fortſchritt, keine Adreſſe an den Großherzog, worin um etwas Zeitgemäßes gebeten wird, die Zuſtimmung dieſer Kammer erhalten kann, wenn nicht die Regierung a priori mit der zweiten Kammer einverſtanden iſt, folglich eine Adreſſe überflüſſig wird, indem die Regierung dann ohne dieſes ſchon mit der Sache herausrücken wird. Denn nehmen wir zum Beiſpiel an, die zweite Kammer verlangte in einer Adreſſe an den Regenten Geſchwornengerichte, die Regierung hätte eine Abneigung dagegen, geſchwind wird die erſte Kammer ſie in der Abſtimmung über die Adreſſe der zweiten Kammer theilen. Wären nämlich die acht Grundherren als unabhängige Gutsbeſitzer mit der zweiten Kammer eines Sinnes ſein, was, per parenthesis geſagt, ſchwerlich je vorkommen wird, gleich wird ihr Votum durch die acht Staatsdiener aufgewogen; die zwei Deputirten der Univerſitäten würden durch die zwei geiſtlichen Würdeträger paraliſirt; die Prinzen des Hauſes werden ſich mit der Regierung nicht in Oppoſition ſetzen, — und das iſt eine Volkskammer?!

Es iſt komiſch, wie der Freiherr von Andlau in der zwölften Sitzung der erſten Kammer am 26. Auguſt, bei Gelegenheit der Großjährigkeit des Erbgroßherzogs und ſeiner Einführung in die erſte Kammer, in einer wohlſtudirten Rede ſich entrüſtet erklärte, daß man daran zweifle, die erſte Kammer ſei eine Volkskammer. Was würde der goldgeharniſchte Reichsfreiherr mit dem lichtbraunen Röſlein geſagt haben, wenn ihn, den Volksrepräſentanten, ein ſchlichter Landmann im Kreiſe anderer Junker mit einem Händedruck und den Worten hätte begrüßen wollen: „O Angehöriger und Theil des Volkes u. ſ. w.“ Hellauf hätten die Freiherrn gelacht, und verlegen hätte der Volksrepräſentant verſichert, ſo ſei es doch eigentlich nicht gemeint geweſen, ſondern..... War es eines Mannes, der dem Volke angehören will, würdig, in das weiche und zugängliche Herz eines Fürſtenſohnes bei deſſen Eintritt in das politiſche Leben die Verdächtigung einzugießen, als ſei die andere Kammer auf dem Wege, welchen der Nationalconvent und ſeine Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchüſſe gingen! War es würdig, den Morgen jenes politiſchen Lebens (und die erſten Eindrücke verwiſchen ſich nicht leicht) mit Anſpielungen auf den Tod Ludwigs XVI. zu begrüßen, Haß und Mißtrauen in eine jugendliche Bruſt zu ſäen, ein

unheimliches Gefühl gegen die andere Kammer in ihm heraufzubeschwören! Und wer hat denn mehr Könige gemordet, als die Standesgenossen des Freiherrn? Wer hat in der jüngsten Geschichte Gustav III., wer hat die russischen Zaaren gemeuchelt? Man lese in dieser Beziehung nur die von einem Franzosen gegebene geschichtliche Zusammenstellung. Davon hat die zweite Kammer nie gesprochen; das hätte ein Bürger bei solchem Anlasse nicht gethan.

Die zweite Kammer ist zusammengesetzt aus 63 Abgeordneten der Städte und Aemterbezirke. Jeder Staatsbürger, der das 25. Jahr zurückgelegt hat, im Wahldistrikt als Bürger angesessen ist, oder ein öffentliches Amt bekleidet, ist Wähler; ausgeschlossen sind bloß Hintersassen, Gewerbsgehülfen, Gesinde, Bediente.

Diese Wähler wählen Wahlmänner und diese den Abgeordneten. Abgeordneter kann jeder werden, der einer der anerkannten christlichen Confessionen (katholische und evangelische) angehört, 30 Jahre alt, in dem Häuser-, Grund- und Gewerbssteuerkadaster mit einem Capitale von 10,000 fl. eingetragen ist, oder eine Rente von wenigstens 1500 fl. von einem Stamm- oder Lehensgute, oder eine fixe und ständige Besoldung oder Kirchenpfründe von gleichem Betrage als Staats- oder Kirchendiener bezieht, auch in diesen beiden letzten Fällen wenigstens irgend eine directe Steuer aus Eigenthum zahlt.

Diese Wahlordnung ist nun ein Stein des Anstoßes, wie in dem acht Spalten großen Artikel der Carlsruher Zeitung, der unmittelbar nach dem Schlusse des Landtages erschien, mit vieler Gleisnerei gepredigt wird. Eben so ist es auch die Bestimmung der Verfassungsurkunde, wonach derjenige, welcher im Gewerbsteuerkadaster mit 10,000 fl. eingetragen ist, Abgeordneter werden kann. Man möchte gerne, wie in Frankreich, einen Wahlcensus eingeführt wissen; denn wenn dieses geschehen würde, so hätte, wie in Frankreich, die Regierung gewonnenes Spiel. Die Wähler würden dann auf einige tausend reducirt; es wären meist reiche und, wie die meisten Reichen, ängstliche Leute; sie wären leicht zu bearbeiten und zu controliren; wenn aber jeder Bürger Urwähler ist, geht das nicht an. Man hat wohl eingesehen, daß die Urwähler es sind, welche den Abgeordneten erküren; denn wählen die Urwähler freisinnige, unabhängige Bürger zu Wahlmännern, so hilft alle Bearbeitung der Regierung nichts, ein liberaler Abgeordneter wird gewählt. Sogar die selige oberdeutsche Zeitung ging in einer ihrer letzten Nummern in jene Ansicht ein; auch sie wurde vornehm, und meinte, es sei denn doch etwas zu weit gegangen, wenn alle Bürger, ob sie etwas besäßen oder nicht, Wähler sein könnten. Es ist gut, daß ein Blatt, welches die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte lediglich von dem

Beſitz abhängig machen wollte, welches den erſten Menſchenrechten den Krieg erklärte, aufgehört hat, zu erſcheinen.

Iſt denn der intelligente Mann, dem die Zufälligkeit der Glücksgüter verſagt iſt, iſt der Bürger, welcher alle ſtaatlichen Pflichten getreulich erfüllt, der ſteuert wie der Reiche, ein Paria, weil er nicht gefüllte Truhen im Hauſe hat? Iſt der ärmere Bürger ſchlechter, wie der Reiche? fühlt er nicht Wohl und Wehe des Vaterlandes, wie jener? iſt ihm die Sache des Vaterlandes und der Freiheit weniger theuer? und ſoll er mit allen edlen Gefühlen ſeiner Bruſt ausgeſchloſſen ſein von der Ausübung ſtaatsbürgerlicher Rechte? ſich dabei unvertreten ſehen? Das iſt Furcht und Feigheit, das iſt Geldhochmuth und Kaſtengeiſt, das iſt Machiavellismus. Die Reichen und Beſitzenden allein retten das bedrängte Vaterland nicht, und wenn der ärmere Bürger gut genug iſt, ſein Blut für das Gemeinwohl als Krieger zu verſpritzen, muß er auch gut genug ſein, mitzureden bei den allgemeinen Landesangelegenheiten, denn Blut iſt mehr als Geld, und nur da iſt ein wahres Repräſentativſyſtem vorhanden, wo alle Bürger an der Volksvertretung Theil nehmen. Vergeßt, ihr Hochmüthigen, die Worte des Heilandes nicht, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher in das Himmelreich kommt.

Der Groll auf die Wahlordnung hat noch einen andern Grund. Als nämlich die Regierung im Jahr 1831 das neue Gemeindegeſetz vorlegte, wonach alle Schutzbürger in das Gemeindebürgerrecht übergingen, dachte ſie nicht an den Umſtand, daß damit eine Reihe Staatsbürger, welche bisher nicht wahlberechtigt waren, Wähler würden, mithin die Zahl der freien Wähler ſich bedeutend mehrte, und mit Bedauern ſagte man ſich nun, da haben wir eine Ungeſchicklichkeit gegen unſer Syſtem begangen. Wie man nun dieſe Wahlordnung gerne geändert ſähe, ſo möchte man auch die Beſtimmung der Verfaſſung hinſichtlich des Gewerkſteuercapitals modifizirt wiſſen.

Der Anwalt, der Arzt, der Gelehrte, der Künſtler u. ſ. w., welche ein jährliches Einkommen, und wenn es auch 10,000 fl. betrüge, was alſo zu 5 Procent einem Steuercapitale von 250,000 fl. gleich käme, verſteuern, ſind von der Deputirtenſtelle ausgeſchloſſen, wenn ſie nicht Grundeigenthümer ſind oder aus einem Gewerbe ſteuern — ihre Steuer nennt man eine Claſſenſteuer — und ſchließt ſie von den Deputirtenſtellen aus, wenn ſie nicht dieſe Steuer entrichten. Dieſe Ungerechtigkeit, welche einem einfältigen Erben, wenn er nur Liegenſchaften überkommen hat, mehr Rechte einräumt, als der höchſten Intelligenz, hat ſich nun bisher damit ausgeglichen, daß derſelbe ein Gewerbſteuerpatent als Weinhändler löſte, 10,000 fl. gemäß dieſem Patent verſteuerte, und darüber ſchreien die Miniſter, ſogar

einzelne Bürger, deren Hirnschale mit der weißen Nebelkappe der Michelinge bedeckt ist, und Beamte, welche 1500 fl. Besoldung verdient oder erkrochen haben und zu fünfen 25 Ruthen Wiesen besitzen, Zetter.

Was oben von der Wahlberechtigung aller Bürger gesagt ist, gilt auch hier; aber das muß noch gefragt werden, ob der Arzt, der Anwalt, der Gelehrte, der Künstler, die von früh bis spät im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen, die Waffe der Intelligenz demjenigen leihen, den das Glück mit einer umfassenderen Ausbildung nicht begünstigt hat, weniger Liebe zum Vaterlande und seinen Interessen hegen, als ein Staatsdiener, der seine Bureaustunden hält oder nicht hält, der, sei es durch Verdienst, Kriecherei oder sonstige Erniederung, zu einer Besoldung von 1500 fl. gelangt und dem von Regierungs wegen angerathen worden ist, fünf Ruthen Wiesen zu kaufen, um landtagsfähig zu sein? Ist es nicht gleichgültig, ob ich Weinhandel treibe oder nicht, wenn ich nur regelmäßig meine Steuer entrichte? Ein Wort weiter zu verlieren, wäre vom Uebel, und nur das muß beigefügt werden, wie der Geldhochmuth den Armen gering schätzt und Machthaber böses Gewissens den Armen fürchten, eben so fürchten sie den freien, unabhängigen Mann, ausgerüstet mit Kenntnissen, die er gebrauchen kann und wird zur Vertheidigung der Freiheit und der Volksrechte.

9.

Die Wahlen zum Landtag von 1842.

„Sie werden den Mannheimern sagen, daß wir ihnen den Staatszuschuß zum Theater verweigern, daß wir ein Regiment wegnehmen, daß wir das Oberhofgericht nach Carlsruhe verlegen, daß die Eisenbahn von Darmstadt über Heidelberg geführt wird, daß für Mannheim nicht das Mindeste geschieht, wenn sie wieder solche Liberale in die Kammer senden. Sie bürgen mir für den Erfolg der Wahlen", sprach der Minister von Blittersdorf zu dem Regierungsdirector, und als dieser entgegnete, die Mannheimer seien nicht Leute, die sich so leiten und bestimmen ließen, und daß er für den Erfolg der Wahlen keine Bürgschaft übernehme, daß er den Mannheimern jenes nicht sagen werde, so lange es ihm der Regent nicht befehle, entgegnete der Minister, der Fürst habe es befohlen und der Regierungsdirektor werde es aus dessen Mund vernehmen. Als dieser erwiederte, daß in der Audienz nicht ein solches Wort gefallen sei, entgegnete der Minister: so werden Sie es noch hören. Allein in weitern Audienzen geschah nichts der Art. Dieses als Einleitung und erste Charakterzeichnung des Ministers von Blittersdorf, und nun zu den Wahlen selbst.

Nachdem die zwite Kammer in ihren Beschlüssen vom 7 und 22. Mai

1841 ausgesprochen hatte, daß sie, beim Schweigen der Verfassung über diese Frage, das Recht der Urlaubsverweigerung, wie es sich die Regierung im Wege eines einseitigen Actes angemaßt hatte, nicht anzuerkennen vermöge, erschien unterm 6. August gedachten Jahres in dem offiziellen Organ, in welchem sonst nur Gesetze, Verordnungen, Regierungsacte verkündigt werden, dem Regierungsblatte, ein von keinem der verantwortlichen Minister unterzeichnetes Manifest, welches sich tadelnd über die zweite Kammer ausspricht. Gleichwie man in allen Reden und halboffiziellen Artikeln den Gesichtspunkt der Urlaubsfrage total verrückt hatte, welcher lediglich der war: Kann die Regierung eine durch die Verfassung nicht entschiedene Verfassungsfrage durch einen einseitigen Act oder nur durch Vorlage eines Gesetzes an die Kammern behufs der Ergänzung oder authentischen Interpretation der Verfassungsurkunde lösen? eine Frage, die sich schon aus dem Wesen des Repräsentativsystems löst, wie sie auch in der Verfassung selbst gelöst ist, wonach zu neuen Gesetzen, wie authentischen Interpretationen zweifelhafter Stellen der Verfassungsurkunde, die Zustimmung der Kammern nöthig ist — eben so begingen die Minister die Feigheit, sich hinter die Person des Regenten zu verkriechen, ihn ein Manifest in die Welt senden zu lassen, während nach der Bestimmung jeder Verfassungsurkunde „die Person des Monarchen heilig und unverletzlich sein soll", mithin jeder Regierungsact von einem Minister contrasignirt sein muß, weil, wenn ein solcher Act verfassungswidrig wäre, daher eines Angriffs der Kammern gewärtig sein müßte, die Person des Regenten in die Discussion gezogen würde. Als nun aber dieses Manifest in der zweiten Kammer zur Sprache kam, als die Minister gefragt wurden, ob sie die Verantwortlichkeit übernähmen, sahen sie die enorme Ungeschicklichkeit, den groben Verstoß am Constitutionalismus, sahen ein, wie sie durch ihre Ränke den Regenten zu compromittiren im Begriffe gestanden, und erklärten nun, sie übernähmen die Verantwortlichkeit. Daß dieses aber gar ihre Anhänger noch als etwas Sublimes ansahen, kann man nur der geringen politischen Einsicht solcher Leute verzeihen, die nicht begriffen, daß die Minister, sie mochten ja oder nein sagen, in der Klemme saßen, und in dieser dilemmatischen Lage nur den Weg wählten, der doch noch formell mit der Verfassung hielt. Denn, sagten sie „nein", so brachen sie ihrer Stellung als Minister in einem constitutionellen Staat den Stab, und den Vorwurf der Feigheit wusch ihnen kein Wasser mehr ab. Als nun aber die Kammer dem ihr nachgesandten offenen Sendschreiben oder Manifeste irgend eine Wirksamkeit beilegen zu können vermeinte, erfolgte, am 18. Februar 1842, die Auflösung des Landtags. Den 24. desselben Monats wurde der Staatsministerialerlaß wegen Anordnung der neuen Wahlen gefaßt, im Regierungsblatte vom 27. Febr.

abgedruckt und zwiſchen dem 28. und 2. März durch dieſes offizielle Organ im Lande bekannt. Am 7. und 8. März erſchienen in dem halboffiziellen Organ der Carlsruher Zeitung die bekannten, der beſſern Erinnerung wegen hier eingerückten Miniſterialreſcripte:

„Carlsruhe, den 7. März. Von Seiten der Chefs ſämmtlicher Miniſterien ſind bezüglich auf die Vornahme neuer Wahlen zur Ständeverſammlung Circulare an die ihnen untergeordneten Beamten ergangen. Wir theilen ſie nachſtehend mit:

„1. Der Finanzminiſter an die Herren Directoren der Steuer-, Zoll-, Domänen- und Berg- und Hüttenverwaltung. Das höchſt beklagenswerthe Benehmen einer, wenn auch nur unbedeutenden, Mehrheit der zweiten Kammer hat die großherzogliche Regierung in die Nothwendigkeit verſetzt, die Stände aufzulöſen. Sie hofft, von den neuen Wahlen eine Kammer zu erhalten — der entſchiedenen Mehrheit nach aus Männern zuſammengeſetzt, mit denen ſie die wahren Intereſſen des Landes befördern kann, die ihren Ruhm darin, nicht aber in beſtändigen Angriffen auf die Rechte der Krone, in ehrſüchtigen Anmaßungen und fruchtloſen Kämpfen ſuchen. Unbeſorgt könnte und würde die Regierung das Ergebniß der Wahlen erwarten, der Einſicht und Vaterlandsliebe der Bewohner des Großherzogthums vertrauend, wenn nicht die Partei, welche die Auflöſung der Kammern herbeiführte, alle Mittel in Bewegung ſetzte, um das Volk zu ihren Gunſten zu ſtimmen und die Wahl ihrer Candidaten durchzuſetzen, während die Anhänger der Regierung, von keiner Leidenſchaft getrieben, mit Ruhe den Umtrieben ihrer Gegner zuſehen. Dieſe Verhältniſſe machen es der Regierung zur Pflicht, ſo weit es verfaſſungsmäßig zuläſſig iſt, auf die Wahlen einzuwirken, und den Beſtrebungen einer Partei entgegenzutreten, welche die Wahlfreiheit nur für ſich in Anſpruch nimmt. Die Regierung kann für dieſen Zweck zunächſt nur durch ihre Organe wirken: durch die Staatsbeamten, auf welcher Stufe des öffentlichen Dienſtes ſie auch ſtehen mögen; von dieſen kann ſie aber erwarten, und erwartet von ihnen mit Zuverſicht, daß ſie ihr ſtaatsbürgerliches Wahlrecht im Einklange mit ihren Pflichten als Staatsdiener, im Intereſſe und zum Wohl des Vaterlandes ausüben, und, ſo weit möglich, in gleichem Sinne ihren Einfluß auf ihre Mitwähler geltend machen werden. Die Regierung wünſcht, und muß im Intereſſe des Landes wünſchen, daß nur Männer zu Abgeordneten gewählt werden, welche durch Einſicht, gemäßigten Charakter und Vaterlandsliebe für ein gedeihliches Zuſammenwirken mit ihr Bürgſchaft geben, und indem ſie nur dieſes will und nur zu dieſem Zweck die Mitwirkung aller Staatsbeamten in Anſpruch nimmt, glaubt ſie von ihnen nur dasjenige zu verlangen, was die Pflicht jedes Staatsbürgers iſt. Ich erſuche Euer Hochwohlgeboren,

gegenwärtiges Schreiben allen Beamten und Angestellten Ihrer Verwaltung mitzutheilen. Carlsruhe, den 4. März 1842. v. Böckh.

„II. Der Staatsminister des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten an den großherzoglichen Oberpostdirektor. Vorgänge, die zu Jedermanns Kunde gelangt sind, haben die Auflösung der Stände nothwendig gemacht, neue Wahlen zur Ständeversammlung sind angeordnet worden. Die Regierung würde ihre Stellung, so wie ihre Pflichten verkennen, wenn sie bei einem Akt, der so wesentlich auf das Wohl des Ganzen einwirkt, unthätig bleiben und versäumen wollte, einer Partei, die bei Vornahme neuer Wahlen stets die größte Thätigkeit entwickelte und voraussichtlich wieder entwickeln wird, mit allen ihr gesetzlich zustehenden Mitteln offen und entschieden entgegen zu treten. Indem die Regierung hierzu fest entschlossen ist, glaubt sie die Freiheit der Wahlen zu sichern, die gefährdet wäre, wenn jener Partei das Feld für ihre einseitigen Bestrebungen ohne Gegenwirkung offen gelassen würde. Die Regierung hat keinen andern Wunsch, als daß nur solche Männer zur Ständeversammlung gewählt werden, welche treue Anhänger des Großherzogs und der Verfassung sind, und diese Anhänglichkeit dadurch bewähren, daß sie die Verfassungsurkunde nicht als ein Mittel zu allmäliger Realisirung selbst gebildeter politischer Theorien, sondern als ein in allen seinen Bestimmungen gleich unantastbares Ganze betrachten; — Männer, die ihre wichtige Stellung als Abgeordnete — fern von Selbstsucht und Eitelkeit — nur dazu benutzen, um das unzertrennlich verbundene Wohl des Regenten und des Landes auf dem durch die Verfassung vorgezeichneten Wege wahrhaft zu fördern; — Männer, die Wohlwollen mit Einsicht verbinden, und eingedenk sind, daß ohne Selbstbeschränkung nichts Gutes dauernd gedeihen kann. Die Regierung setzt voraus, daß sie in diesem Wunsche allen ihr ergebenen Staatsangehörigen begegnet; von ihren sämmtlichen Beamten darf und muß sie aber erwarten, daß dieselben bei dessen Durchführung thätig mitwirken werden. — Sie hofft und verlangt, daß die Staatsbeamten insgesammt von ihren staatsbürgerlichen Rechten Gebrauch machen, und gemeinsam mit ihr zur Erreichung eines Zieles beitragen werden, wodurch an die Stelle unfruchtbarer, kostspieliger und zeitraubender Streitigkeiten die einträchtige Förderung der wahren Landesinteressen treten wird. Euer ꝛc. beauftrage ich, Vorstehendes zur Kenntniß aller Ihnen untergeordneten Staatsdiener und Angestellten zu bringen, und darüber zu wachen, daß den darin ausgesprochenen Ansichten nicht zuwider gehandelt werde. Karlsruhe, den 2. März 1842. v. Blittersdorf.

„III. Zirkulare des Hrn. Präsidenten des großherzoglichen Justizministeriums an den Hrn. Oberhofgerichtspräsidenten und die HH. Präsidenten

der vier Hofgerichte. Die Wahlen zur zweiten Kammer der Ständeverſammlung werden eheſtens Statt finden. Die Regierung hält für ihr Recht, bei Vorgängen, die für die Geſammtheit von ſo weſentlicher Bedeutung ſind, nicht paſſiv zu bleiben; ſie hält für ihre Pflicht, einer Partei, die, um ihre Candidaten durchzuſetzen, ſtets eine beſondere Thätigkeit geäußert hat, und vorausſichtlich neuerdings äußern wird, mit allen ihr zu Gebote ſtehenden geſetzlichen Mitteln offen und entſchieden entgegenzutreten, ſie gedenkt eben hiedurch die Freiheit der Wahlen zu ſichern, die unläugbar gefährdet wäre, wenn das Streben jener Partei unerwiedert gelaſſen würde. Die Regierung wünſcht, daß nur ſolche Männer zur Ständeverſammlung gewählt werden möchten, welche treue Anhänger des Großherzogs und der Verfaſſung ſind, und dieſe Anhänglichkeit dadurch offenbaren, daß ſie die Verfaſſungsurkunde nicht als ein Mittel zur allmäligen Realiſirung einſeitiger Theorien, ſondern als ein in allen ſeinen Theilen gleich unantaſtbares Ganzes betrachten, Männer, die, fern von Selbſtſucht und Eitelkeit, ſich als Abgeordnete gewiſſenhaft bemühen, das unzertrennlich verbundene Wohl des Regenten und des Landes auf dem durch die Verfaſſung vorgezeichneten Wege zu fördern. Die Regierung iſt überzeugt, in dieſem Wunſche der großen Mehrheit der Staatsangehörigen zu begegnen; ſie ſetzt insbeſondere voraus, daß die öffentlichen Diener jeder Klaſſe hiermit vollkommen einverſtanden ſind; ſie glaubt daher, wo es ſich um deſſen Erfüllung handelt, auf Ihre thätige Mitwirkung rechnen zu dürfen, und gibt ſich folgeweiſe der Hoffnung hin, daß dieſelben, zur Wahl in erſter oder zweiter Ordnung berufen, nur für wohlgeſinnte Männer ſtimmen, die, unfruchtbaren Streitigkeiten feind, in der einträchtigen Erörterung wahrhaft praktiſcher Intereſſen diejenige Aufgabe erblicken, welche nach der Verfaſſung von den Ständen gelöst werden muß. Euer Hochwohlgeboren beauftrage ich hierdurch, Vorſtehendes zur Kenntniß aller Ihrer Untergebenen zu bringen, auch dieſelben freundlich mit Ihrem Rathe zu unterſtützen, wenn und inſofern ſich hierzu nähere Veranlaſſung ergeben ſollte. Carlsruhe, den 4. März 1842. Jolly.

„IV. Der Präſident des Miniſteriums des Innern an die Vorſtände der dieſem Miniſterium untergeordneten Verwaltungszweige. Die Staatsregierung hält es im Intereſſe des Landes für nothwendig, den nunmehr vor ſich gehenden Wahlen der Wahlmänner und Abgeordneten zur Bildung der zweiten Kammer der Ständeverſammlung die größte Aufmerkſamkeit zu widmen, und dahin zu wirken, daß ſolche Männer gewählt werden, welche als Freunde der Ordnung, mit ächter Liebe zum Vaterland, Beſonnenheit und Selbſtſtändigkeit verbinden, und ebenſo das Vertrauen des Landes wie der Regierung verdienen, damit von der bevorſtehenden Ständeverſammlung

erfreuliche, dem Lande zum Beſten gedeihende Ergebniſſe gehofft werden können, und dieſe Hoffnungen in Erfüllung gehen. Zur Erreichung dieſer Abſicht hat die Staatsregierung nicht nur die thätige und zweckmäßige Mitwirkung der Vorſteher der Amtsbezirke und ihrer Mitbeamten in Anſpruch genommen, ſondern ſie hält ſich auch zu der Erwartung berechtigt, daß alle Staats- und Diener der Kirche, die Lehrer der höhern Lehranſtalten, Volksſchullehrer und übrige Angeſtellte ſich an jene anſchließen und dazu mitwirken werden, damit, ſowohl bei der Wahl der Wahlmänner, als der Wahl der Abgeordneten, die Abſichten der Regierung erreicht und das Wohl des Landes befördert werde. Insbeſondere erwartet ſie, daß überall, wo es nöthig, dem Einfluß einer der Regierung entgegenſtehenden Partei begegnet und die Urwähler, wie die Wahlmänner, vor Täuſchung und Zwang bewahrt, über ihre Intereſſen aufgeklärt werden, damit ſolche nach ihrer Ueberzeugung handeln, weil dieſe, geſtützt auf bisherige Erfahrung, auf den redlichen Sinn und auf Vertrauen zur Regierung, kein anderes als ein gutes Reſultat herbeiführen kann. Die Regierung vertraut insbeſondere dem Pflichtgefühl ſämmtlicher Diener und Angeſtellten, daß ſie ſich in keiner Weiſe beſtimmen laſſen werden, die Abſichten der der Regierung entgegenſtehenden Partei zu unterſtützen oder zu befördern. Frhr. v. Rüdt."

Gleichzeitig tauchten in den der Regierung ergebenen Blättern eine Reihe von Artikeln voll der gemeinſten Invectiven, Verdrehungen und Verläumdungen gegen die Majorität der aufgelöſten Kammer auf, wogegen jede Erwiederung, ſogar auf perſönliche Angriffe einzelner Mitglieder derſelben, die Druckerlaubniß verſagt wurde. Nachdem man alſo durch dieſe Reſcripte Jeden, der an der Staatskrippe ſtand, aufgefordert hatte, mit den Mitteln des öffentlichen Dienſtes, alſo mit allen Mitteln des Beamtendeſpotismus und Paſchalismus zu wirken, nachdem man zuvor, durch die Verſetzungen und Degradirungen Sanders, vom Hofgerichtsrath zum Amtmann, Hoffmanns, vom Miniſterialrath zum Einnehmer, Schinzingers, Peters, vom Oberhofgerichtsrath zum Amtmann, u. ſ. w., jedes Fünkchen Muth und Selbſtſtändigkeit in den Beamten erſtickt und ſie zu dem gemacht hatte, was Blittersdorf ſie nannte, „Werkzeuge, welche die Regierung jederzeit zerbrechen könne;" nachdem der Geiſtliche, der Schullehrer, ſchmachvoller Weiſe ſelbſt der Richter, kurz vom oberſten Beamten bis herunter zum Waldhüter und Polizeidiener, alle bearbeitet waren, rückte die Cohorte ins Feld.

Sie begannen, wie ihre Herren und Meiſter, die Mitglieder der Oppoſition und die liberalen Candidaten beim Volke zu verdächtigen, deren öffentliches und Privatleben mit dem Geifer der Lüge zu beſchmieren; ſogar die äußere Perſönlichkeit mußte Stoff abgeben, um einen Liberalen als eine

Art von Wilden, grau in grau zu malen. Es wurde gedroht mit Verlegung der Amtssitze, der Collegialgerichte und Stellen, Verweigerung der Staatszuschüsse zu öffentlichen Anstalten, mit der Nichtausführung projectirter Straßen und öffentlicher Bauten, und ebenso wurden hinwiederum Versprechungen gemacht so enorm, daß Badens Steine Thaler werden müßten, sollten alle die Versprechungen an Straßen, Canälen, öffentlichen Bauten, Verlegung von Staatsanstalten, Belohnungen, Zulagen und dergl. realisirt werden; man stellte in Aussicht verlorene Prozesse zu resumiren und gewinnen zu machen, eingeleitete Untersuchungen niederzuschlagen; man veranstaltete Gastmäler mit dem Bemerken, die Kosten würden aus der Amtscasse und geheimen Mitteln bestritten. Die Amtmänner, die sonst den Bauer nur mit der souverainen Amtsmiene betrachteten, die uns noch aus der napoleonischen Souverainitätsepoche unauslöschlich eingeprägt geblieben ist, oder mit Lakaiengrobheit behandelten, schüttelten ihnen die Hand, gingen mit ihnen Arm in Arm spazieren, tranken mit ihnen in Gasthäusern und Schenken. Sie leiteten gegen Einzelne ohne allen Grund Untersuchungen ein, um sie wo möglich zur Wahlzeit beseitigt zu wissen; Pakete und Briefe auf der Post wurden erbrochen, um nach Wahlumtrieben zu fahnden; die Männer gleicher Gesinnung waren genöthigt, ihre Mittheilungen einander auf besonderen Wegen zukommen zu lassen. Gensdarmen, Polizisten, Spione lauerten allen Orten und Enden. Die beiden erstgenannten trugen unter Bedrohen Wahlzettel zur Unterschrift von Haus zu Haus. Die Beamten ließen sich das feierliche, handgelübdliche Versprechen geben und Urkunden darüber ausstellen, daß der Wähler und Wahlmann an den Wahleid sich nicht binden, sondern den ihm vom Beamten bezeichneten Candidaten wählen wolle. Einzelne Beamte baten die Wahlmänner unter vielen Thränen, doch keinen andern als den Regierungscandidaten zu wählen, um sie, die Beamten, doch nicht ins Unglück zu bringen. An den Wahltagen selbst standen allenthalben Gensdarmen, wie die Minister in der Kammer zu versichern die Naivität hatten, zum Schutze der Wahlfreiheit; die Beamten liefen unter den Wahlmännern herum: besprach sich Einer, den sie gewonnen hatten, mit einem freien, selbstständigen Wahlmann, geschwinke drängten sie sich dazwischen. Dort hatte der Brigadier der Gensdarmen ein eigenes Zimmerchen im Wahlhause eingeräumt erhalten, in welches unter Aegide des Beamten die Wahlmänner getrieben wurden, um die Wahlzettel zu schreiben, ja in einem Amtsbezirke im Neckarkreise fertigte ein Brigadier sogar die Wahlzettel aus, wie man sie brauchte. Da ließ sich der Beamte von Jedem den Wahlzettel unter Drohen, Beloben und Versprechen zeigen, hier hielt ein landesherrlicher Wahlcommissär, gegen seine Pflicht, eine fulminante Rede gegen die liberalen Candidaten und Deputirten, dort reiste

Einer (Eichrodt) im großen Staate herum, ging in die Hütte des Wahlmannes und schüttelte ihm die rauhe Hand. Ein Beamter versicherte den versammelten Wahlmännern, Itzstein habe, so zu sagen, dem Großherzog den Dolch auf die Brust gesetzt, ihn geistig ins Antlitz geschlagen. Kurz, Ekel erfüllt den Mann, wenn er den hochmüthigen Beamten in dieser Steifbettlermanier herumziehen und manövriren sah, wenn er sah, wie sogar die Waldfrevler, welche bei öffentlicher Arbeit angestellt waren, unter der Bedingung entlassen wurden, sich zur Abstimmung zu verfügen, um einen der Regierung ergebenen Wahlmann zu wählen. Das erkannte das Volk wohl, es konnte vor solchem Getriebe, vor solchen Werkzeugen keine Achtung haben, es mußte sich sagen und sagte es: welch schlechte Sache muß es sein, die solcher Mittel bedarf; jedermann sah ein, daß all das Rennen, Laufen, Herablassen, Drohen, Schimpfen, Versprechen der Beamten lediglich von ihnen in der Hoffnung geschah, sich damit Zulage, Beförderung, ein Bändchen zu erringen. Nicht künstliche Aufregung durch die Mitglieder der Majorität der aufgelösten Kammer waren es, welche die Wahlen des Landtags 1842 herbeiführten, nein: der gesunde Sinn des Volkes durchschaute das gemeine Treiben. Der einfältigste Landmann sah ein, daß es eben doch, wie er sich ausdrückt, „keine klare Sache" sein müsse, wenn der sonst so störrige Herr Amtmann mit ihm Arm in Arm spazieren gehe oder beim Biere sitze.

Wir werden vielleicht in einem spätern Artikel die Beamten, welche bei diesem Treiben am thätigsten waren, sammt der Art und Weise ihrer Umtriebe, der Oeffentlichkeit namentlich übergeben: es wird gewiß nicht unerwünscht sein. Lächerlich und absurd war es nun ab Seiten der Minister, als man die Wahlreskripte angriff, zu sagen: „wir haben es nur gethan, um der Thätigkeit der Opposition entgegen zu wirken; wir haben, unter Ansehung des heiligen Beamtendespotismus und Paschalismus, nur den Schutz der Wahlfreiheit dahin bezweckt, Leute in der Kammer zu sehen, die nicht zu der bekannten Opposition gehören. Als ob zur Zeit der Ministerialreskripte, die fast gleichzeitig mit dem Wahlausschreiben erschienen, die Opposition schon hätte vernünftiger Weise in Thätigkeit sein können. So einfältig waren die Liberalen nicht, zu schießen, ehe die Schlacht begann, obwohl dieses in der jüngsten Zeit den Ministern vorgeworfen werden kann, die alle acht Tage eine Broschüre erlassen, um auf die übers Jahr vor sich gehenden Ergänzungswahlen schon jetzt zu insinuiren. Am Besten aber beurkundet der Volksgeist, daß alle diese türkischen Mittel — nichts halfen, daß die Liberalen in den Wahlen weitaus siegten, und daß es nur in wenigen Bezirken der Regierung gelang, mit namhafter Majorität ihre Candidaten durchzudrücken; wie z. B. in der Residenzstadt Carls-

ruhe. Als nun aber die Regierung in dem Wahlkampfe unterlegen war, hieß es: die Mitglieder der aufgelösten zweiten Kammer, oder vielmehr achte oder zwölfe von den Einunddreißig, hätten das Volk aufgewiegelt, hätte falsche Gerüchte ausgestreut, Flugschriften verbreitet, Reisen gemacht, kurz diese wenigen Männer hätten die ganze Wahl geleitet. Wirklich, ein schlechteres Compliment konnten sich Blittersdorf und seine persische Legion nicht machen. Also auf so mürben Pfeilern stand ihr System, daß es vor 8 — 10 Männern der zerschrieenen, verläumdeten, begeiferten Opposition fallen mußte; daß gegen sie das ganze Beamtenheer, die Scheere der Censur und der Knebel des Preßzwangs, der Hagel der Drohungen und der Platzregen der Versprechungen vergebens ins Feld zogen! Armer Strohhalm des Trostes, auf dem ihr umsonst euch bemüht, den Strom der öffentlichen Meinung zu überschwimmen!

Hätte die badische Regierung nur mit Einem der Sätze, die sie den Liberalen in die Schuhe schob, und von denen sie behauptete, diese aufwieglerischen Hebel hätten die Wahlen zu Stande gebracht, einem liberalen Mitgliede der Kammer oder freisinnigen Bürger zu Leibe gekonnt: die Untersuchung wäre nicht ausgeblieben. So aber wurden, wie die Pariser Polizei gelegentlich Emeuten anzettelt, um sie sich dienlich zu löschen, von der Regierungspartei selbst Gerüchte ersonnen, welche die Liberalen ausgesprengt haben sollten, und die sie dann in der Carlsruher Zeitung mit vielem Pomp selbst wieder als unwahr darzustellen und zu widerlegen suchte. Wie wenig sie dem Volksgeist trauen konnten, geht daraus hervor, daß, als Itzstein, der bekanntlich an mehreren Orten zugleich gewählt wurde, seine Oberländer Wahlmänner besuchte, um ihnen zu danken, eine Reise die einem Triumphzuge glich, und ein Regierungsdirector die Gensdarmerie mit der Verhaftung desselben beauftragt hatte, von Carlsruhe aus mittelst Estafette der Befehl annullirt wurde, weil man für den Fall des Vollzugs jenes Befehls blutige Scenen fürchtete.

4.

Das Ministerium Blittersdorf und sein System.

Das politische System eines Menschen hängt mit seiner Persönlichkeit und seinen Verhältnissen innig zusammen. Der Minister Blittersdorf ist ein von Haus aus armer Adelicher, das ist: ein bedeutungsvolles Subject und Prädicat. Seine finanziellen Verhältnisse haben sich durch Verehelichung mit einer bürgerlichen, einer Frankfurter Banquierstochter günstiger gestaltet; wenn gleich noch zur Zeit nicht so bedeutend, daß er, wie dieses Jahr in Kissingen der Fall gewesen sein soll, jedes Jahr 12,000 fl. verspielen könnte. Von Charakter ist er hochfahrend, herrschsüchtig und wiederum aalglatt, ein-

ſchmeichelnd und liſtig, benützt jene, an Gründen nicht überfließende, Leute ſchwächern Geiſtes blendende, Salonſprache und Redegabe; daher auch Mancher hinter ſeinen Reden in der Kammer etwas ſuchte, aber bei ruhiger Analyſe nichts fand, als Behauptungen ohne Beweis, Widerſpruch ohne Widerlegung, eingekleidet in eine wörterglänzende Sprache. Sein politiſches Syſtem verräth Frechheit, aber keine Kühnheit, Unüberlegtheit, aber keinen Muth, einen Satz Stirn an Stirn durchzukämpfen. Der Fürſt Metternich ſoll ihm, nach glaubwürdigen Verſicherungen von Männern, die, auf Schloß Johannisberg, bei der bekannten Diener, im Jahre 1841, anweſend waren, gelegentlich des von Blittersdorf angezettelten Urlaubsſtreits, geſagt haben: „Es war ſehr ungeſchickt, Herr von Blittersdorf, dieſen Streit zu einer Zeit anzuregen, in welcher Regierung und Stände durchaus einig waren.“ Was es, ins Deutſche überſetzt, heißt, wenn Metternich etwas ungeſchickt nennt, bedarf keiner Ausführung. Blittersdorf iſt ein politiſcher Spieler, aber er hat nicht den Muth va banque! zu rufen, er möchte um jeden Preis herrſchen und portefeuille und Gehalt nicht verlieren. Sein Syſtem iſt durchaus nicht das rein monarchiſche. Er möchte den Fürſten von der Coterie ſeiner Standesgenoſſen umgeben wiſſen, der Adel ſoll herrſchen, der Regent dem Adel verfallen, das Volk incanaillirt werden; ſein Prinzip iſt das ariſtokratiſche, wie Winters Prinzip das monarchiſche war. Winter liebte ſeine Heere, Blittersdorf möchte ſich unentbehrlich machen. Wie alle derartigen Individuen, verhehlt er die Wahrheit, verdreht ſie, erregt Befürchtungen, greift jeden Moment auf, um ihn ſeinem Herrn als Angriff auf die Rechte der Krone darzuſtellen, und treibt die Ungeſchicklichkeit ſo weit, jeden Angriff auf die Miniſter als einen Angriff auf die Rechte der Krone darzuſtellen, ſeine Perſon mit dem monarchiſchen Prinzip zu identiſiziren. Die von ihm ausgehenden, vielen Zeitungsartikel, leicht am Style erkenntlich, ſind weniger berechnet, auf das Volk, als nach oben, zu wirken, weil er weiß, daß das Volk weder Miniſter macht noch abſetzt; daher drehen ſich auch alle dieſe Artikel im Eine Art, nämlich, alle Handlungen der Kammer als Angriffe auf die Kronprärogative darzuſtellen. Unterſtützt wird er von ſeinen Standesgenoſſen, beſonders von dem geſammten Miniſterialadel, weil ſie einſehen, daß er für ihre Herrſchaft ſtreitet.

Vielfach hat er ſchon ausgeſprochen, die badiſche Verfaſſung ſei keine repräſentative (eine Unwahrheit, die oben widerlegt iſt), ſondern eine monarchiſch-ſtändiſche, d. h. eine aus den alten Feudalverfaſſungen allein zu interpretirende. Eine Interpretation aus analogen Verhältniſſen anderer repräſentativer Staaten in Verfaſſungen erklärt er für hohle Theorie und politiſchen Schwindel. Sein Streben iſt, die Verfaſſung zu einer feudalen Grundlage zu führen, womit folglich nur Geburts-, Geld- und Beamten-

ariſtokratie vertreten würden, das iſt in ſeinen Artikeln offen geſagt, das ſcheint durch alle ſeine Reden und Thaten durch, und darum artikulirt er in Broſchüren und Pamphlets gegen die Wahlordnung und für Einführung eines Cenſus. Mit ſolcher Verfaſſung ließe ſich bequem regieren. Der Fürſt bliebe in ſeiner Stellung, die er in allen Repräſentativverfaſſungen einnimmt, und wornach er, nach Blittersdorfs in der Kammer, gelegentlich der Erwähnung der engliſchen Verfaſſung, geäußerten Anſicht, eine Null iſt. Das Volk, ausgeſchloſſen von der unmittelbaren Theilnahme an dem Verfaſſungsleben, wäre ebenfalls Null, und übrig bliebe der Adel, die furchtſamen Reichen, die Geiſtlichkeit. Letztere kann und darf im Staate nicht herrſchen, die Reichen geben nicht dienen, taugen auch nicht, nach adeligen Begriffen, zu allen Aemtern, wenn ſie bürgerlicher Herkunft ſind, haben keinen Zutritt bei Hof, können folglich auch keinerlei Einfluß auf den Regenten ausüben, und ſo bleibt denn der Adel allein übrig, und das iſt das Syſtem Blittersdorfs. Er benutzt folglich aus der conſtitutionellen Staatsverfaſſung, was in ſeinen Kram taugt, ebenſo aus den Feudalverfaſſungen und der abſoluten Monarchie. Letztere wäre ihm nicht die bequemſte, weil er, gegenüber der unbeſchränkten fürſtlichen Macht, weniger Spielraum hätte.

Das iſt aber nichts Neues: ſo hat es der Adel aller Zeiten und Orten gehalten; und der verarmte und arme Adel, erbittert über den Mangel an Glücksgütern (darum um ſo gefügiger und die herrſchſüchtigen Plane fein anlegend), iſt es, der das Spiel um die Herrſchaft unternahm. Jedes Blatt der Geſchichte beſtätigt dieſen Satz.

Er hat ſeine Vorſchule in der Gſchenheimer Gaſſe zu Frankfurt gemacht: als badiſcher Miniſter verſuchte er es mit der Urlaubsfrage, um zu ſehen, ob ſich die Kammer gefügig zeige; der unerwartete, ſtarre Widerſtand, ſelbſt von Seiten der Beamten, erbitterte ihn, und ſein Syſtem wurde durch den Zorn durchſchüttelt, ſo daß alle Fäden des Gewebes zu Tage gingen, und wie es bei leidenſchaftlichen Menſchen geht, reihte ſich Ungeſchicklichkeit an politiſchen Fehler. Der Anlaß zu dem Streit zwiſchen Regierung und Ständen iſt, wie man diesſeits gewiß weiß, nicht von Außen angeregt worden, er iſt ſein Werk; wäre es auch nicht ſein Werk, ſo wäre die Sache ſeiner eingefädelt und ſeiner durchgeführt worden, oder man hätte auf linge Weiſe den Streit fallen laſſen oder abgelenkt, und den Streich auf günſtigere Zeit verſpart. Daß der ganze Streit ſein Werk iſt, geht aber ferner noch daraus hervor, einmal, daß nicht nur die allgemeine Stimme, nein, daß die Beamten, ſogar die ſeiner nächſten Umgebung, die Sache als ſein Werk bezeichnen, daß die anderen Miniſter ebenfalls hier und da dieſes durchblicken ließen und daß dieſelben, unter ſchwierigern Zeitverhältniſſen und ebenſo wichtigen politiſchen Fragen, theils damals ſchon als Miniſter, theils

als Regierungscommiſſaire, nicht mit der Gewaltthätigkeit auftraten, die Fragen durchhauen wollten und das Kind mit dem Bade ausſchütteten. Sehen wir auf den Erfolg, den ſein Syſtem herbeiführte, ſo iſt er ein der Sache der Freiheit günſtiger; wie von einem elektriſchen Funken berührt, hat die Bewegung und das Ringen um Recht und Freiheit durch die deutſchen Gauen geſchlagen, und im Ausland Theilnahme erweckt, und ſolch ein Erfolg beweiſt, daß Blittersdorf ein ungeſchickter politiſcher Spieler iſt.

5.

Wirkſamkeit der zweiten Kammer.

Von der Wirkſamkeit der erſten Kammer als einer negativen, wie Mephiſtopheles im Faust von ſich ſagt:

„Ich bin der Geiſt der ſtets verneint,"

ſprechen wir nicht. Die Wirkſamkeit der zweiten Kammer muß unter einem doppelten Geſichtspunkte aufgefaßt werden; nämlich in ſo fern, als ſie ſich über Gegenſtänden allgemeinen Intereſſens verbreitete, und als ſie ſich mit Baden Sonderintereſſen beſchäftigte. Allein ſelbſt dieſe Sonderintereſſen laſſen ſich wieder auf einen allgemeinen Standpunkt zurückführen und vom Geſichtspunkte des Repräſentativſyſtems betrachten. Indeſſen wollen wir nichts deſto weniger Jedes geſondert behandeln, müſſen jedoch dieſen Detailbetrachtungen Einiges voraus ſchicken.

Kaum war der Landtag von 1842 geſchloſſen, ſo erhoben die Geknechteten in Wort und Schrift die Stimme und riefen: Nun, was hat euch denn die geprieſene Oppoſition heimgebracht? Nichts als ein Geſetz über Hundetaxen, eine Schuld von vielen Millionen (zum Baue der Eiſenbahn) und eine lange Kammerſitzung, die, wie alle Landtage, dem Lande viel Geld koſtete.

Bei der Mehrzahl des Volkes verhallte dieſe Rede, ohne irgend Eindruck zu machen: es wußte ſich ſein Urtheil ſelbſt zu formen. Indeſſen gibt es in der Welt auch viele einfältige und dumme Leute, und ſolche, die das Nachdenken ſcheuen, die natürlich der Spielball jedes Zudringlichen ſind, der an ſeinen Sack ſpricht, und für dieſe waren jene Reden und Schriften berechnet.

Wie matt und mager ſolche Sätze ſind, liegt zu Tage.

Die Koſten des Landtags in einer Budjetperiode, alſo während zweier Jahre, belaufen ſich auf 63,000 fl., oder, in runder Summe, auf 70,000 fl., alſo auf 35,000 fl. per Jahr. Nach einer Berechnung in der Mannheimer Abendzeitung vom 7. October 1842, Nr. 236, aus welcher wir die Zahlen entnahmen, weil wir ſie geprüft und richtig befunden haben, macht dieſes jährlich auf den Kopf der Bevölkerung des Landes, von 1,200,000 Seelen,

einen $^{21}/_{120}$ stels Kreuzer, oder, das Höchste angenommen, zwischen 5 — 6 Kreuzer durchschnittlich auf den Steuerpflichtigen. Würde man alle stimmfähigen Bürger abstimmen lassen, ob ihnen diese Last, welche sie für die Stände bestreiten, zu groß sei, die Antwort wäre leicht zum voraus gewiß. Einen Schoppen geringen Weines, eine Tasse Casee wird der Bürger doch für die Verfassung hingeben; ein Günstling, eine Meute Hunde, einige Hofdiener mehr angestellt, kosten einem Lande ebenso viel und weit mehr, und wo die Controle der Stände den Haushalt nicht überwacht, schießt leicht Unkraut und Geschmeiße auf, welches das Landmark verschlemmt. Leute, welche nur eine schwache Idee vom Repräsentativsystem haben, verlangen von den Ständen nicht mehr, als was ihnen die Verfassung einräumt. Die Deputirten können zu ihren Mitbürgern nicht Gesetze heimbringen, wenn die Regierung keine vorlegt, und sie bringen besser keine Gesetze heim, als solche, die dem Geiste der Zeit und den Rechten des Volkes nicht entsprechen. Preisen würden wir den Deputirten, der ein Strafprozeßgesetzbuch verwirft, das auf heimliches Verfahren gebaut ist. Kaum waren in Baden die Wahlen im Sinne des Fortschrittes ausgefallen, so erklärte man, solchen Ständen würde die Regierung keine neuen Gesetze — das unabweislich Gebotene, wie das Anlehensgesetz, ausgenommen — vorlegen. Also nur mit einer Kammer von blindergebenen Creaturen will man die Bahn der Gesetzgebung gehen! Ist denn das unparteiische Urtheil freier Constitutioneller zu fürchten, und werden sie das Gute verwerfen, wenn es in einer Zeit kömmt, in welcher über einzelne politische Fragen Zwiespalt herrscht? Gerade durch Vorlage längst versprochener, längst ersehnter, längst erbetener Gesetze hätte die Regierung zeigen können, daß sie zu unterscheiden weiß zwischen dem Wohle des Volkes und dem Streit mit den Ministern. Sie hat es nicht gethan. Sie hat es nicht gethan, weil sie als Partei gegen Partei sich stellte, und nicht über den Parteien lediglich das allgemeine Wohl berücksichtigte. Das ist das verderbliche System der Minister.

Die Stände haben gebeten und die Regierung ermächtigt, von dem Staatsüberschuß von 985,000 einen Steuernachlaß an der Liegenschafsaccise, dieser ungerechtesten und inconsequentesten aller Steuern, ins Werk zu setzen. Der erste Paragraph unserer Grundsteuerordnung verfügt, daß die Steuer auf dem Ertrag ruhe. Hier wird vor allem Ertrag schon die Steuer von Capital genommen, und steht also im directesten Widerspruch mit dem Staatsgrundsatz selbst. Sie hat es nicht gewollt. — Man hat eventuell Besserstellung der Volksschullehrer, welche schlechter gestellt sind, als Stallbediente des Landesgestüts, man hat Straßenbauten beantragt. Sie hat es nicht gewollt. Sie wollte nicht, daß die Opposition diesen Ruhm mit nach Hause nehme.

Der Eisenbahnbau, längst beschlossen, längst begonnen, erforderte ein großes Capital; die Stände haben es bewilligt; nun ruft der goldbetreßte Diener: „Nur Schulden haben sie heimgebracht!“ Das ist zum Erbarmen einfältig. Wird denn die Summe in das Meer geworfen, oder wird nicht für das Geld ein den Capitalwerth darstellendes Werk errichtet, das Verkehr, Handel und Wohlstand fördert. Hätten diese Böswilligen gewußt, daß jeder Landmann sagt: Bisher hatte ich 5000 fl. Geld und keine Hütte, nun habe ich 1000 fl. geliehen und dafür eine Hütte gebaut, bin folglich nicht ärmer, so würden sie nicht so kurzsichtig gewesen sein, um zu vermeinen, daß ihre Rede bei irgend einem Menschen Eindruck machen könne.

Der Beruf constitutioneller Kammern der ganzen Welt ist uns der: dem voranschreitenden Bösen, dem Mißbrauch der Macht, der Verschleuderung der Staatsgelder den unerschütterlichen Wall freier Männerherzen entgegenzusetzen, zu schlechten Zwecken kein Geld zu bewilligen, um Gutes und Zweckmäßiges zu bitten, und mit der Regierung bei Gesetzes- und andern Verlagen zu berathen, was Noth und nicht Noth, was gut und nicht gut, und nach ihrer Ueberzeugung und ihrem Eide zu genehmigen oder zu verwerfen, nicht rechts und nicht links schauend, sich nicht sehnend nach Gunst, nicht scheuend Haß und Verfolgung.

Was hilft die Initiative der Gesetzgebung den Kammern? Wenn die Deputirten und die Pairskammer einig sind, und der Herrscher will nicht, legt sein Veto ein, so ist Wunsch und Mühe vergebens. Nur dann hat die Initiative der Gesetzgebung Werth, wenn der vollziehenden Gewalt kein absolutes Veto zusteht, daß also, z. B., wenn beide Kammern, trotz dreier Vetos, auf dem Gesetze, das sie berathen und beschlossen haben, beharren, die Sanction durch ein viertes Veto nicht verweigert werden darf.

Dieses Recht ist aber den deutschen Kammern nicht eingeräumt, und es ist Einfalt oder Bosheit, mehr an sie zu verlangen, und dieses Verlangen vor dem Volke in lügnerischen Farben und Formen zu verbreiten.

Was die zweite Kammer der Stände geleistet hat, liegt zu Jedermanns Einsicht offen da. In Nord und Süd, in Ost und West ist ihr Thun besprochen, geprüft, kritisirt worden; wir werden daher nur summarisch auf die einzelnen Gegenstände verweisen. Wie sie für die Sache des Fortschrittes, für bürgerliche Freiheit gestritten, gegen ministerielle Willkühr gerungen hat, steht auf jeder Blattseite ihrer Annalen, ein durchlaufender goldener Faden zieht es durch alle Verhandlungen. Sie hat die Trägen aus der Lethargie geweckt, die Muthlosen ermuthigt, die Schwächeren gekräftigt.

Als Gebot der Zeit und der Gestaltung der Verhältnisse wurde noch die Entfesselung des Gedankens verlangt. Die Censur, dieser Gedankenraub, mit Recht ein Henkeramt charakterisirt. In der That, ein Censor ist

ärger als Herodes, der Bethlehems Kinder doch erſt ermordete, als ſie geboren waren. Die Cenſur iſt ein feigerer Mörder, ſie läßt nicht geboren werden.

Wer den Bericht Rindeſchwenders über Sanders Motion um freie Preſſe je las, muß Zeugſchaft geben, daß die Sache der freien Preſſe von einer Seite beleuchtet wurde, wie bisher nie geſchehen. Mit bedeutungsvollen Worten hat Welker die Aufhebung der Ausnahmsgeſetze des deutſchen Bundes, die Carlsbader Beſchlüſſe, die Beſchlüſſe von 1832 und 1834, und was darin über Preßfreiheit, Steuerverweigerung, Volksverſammlungen, Univerſitäten und Schulen verfügt iſt, beantragt, in ſeiner rückſichtsloſen, edlen Weiſe den Wunſch erhoben, daß der deutſche Bund ein öffentlicher deutſcher Nationalverein und nicht ein geheimer deutſcher Fürſtenverein ſein möge. Wir verweiſen auf ſeine Rede in der 23. öffentlichen Sitzung, die wiederhallte in jedem deutſchen Herzen, das für das große Vaterland glüht.

Miniſterverantwortlichkeit und die Stellung der Miniſter zu den Repräſentanten wurde in der ſtrengſten Form der Logik erörtert. Den unwiderleglichen Oberſatz des Syllogismus habe man zwar geläugnet, aber nicht widerlegt. Das Repräſentativſyſtem wurde in ſeinen Grundzügen auf das Genaueſte beleuchtet, und weil man das Licht ſcheut, und im Zwielicht ſich die Mährchen der miniſteriellen Macht und Gewalt beſſer erzählen laſſen, dieſes Licht als ein falſches verſchrien, aber nicht gezeigt, daß und warum es kein wahres Licht ſei.

Die beſondern Intereſſen Badens verlor die Kammer nicht einen Moment aus den Augen, und die größern politiſchen Intereſſen ließen den Abgeordneten nicht vergeſſen, daß ihm auch die hausväterliche Pflicht der particularen Landesintereſſen obliege.

Dieſes mußte die Thronrede beim Schluſſe des Landtags anerkennen; das mußten die Miniſter bei den Debatten eingeſtehen. Noch auf keinem Landtage wurde der Staatshaushalt und das Staatsvermögen einer ſo gründlichen Würdigung unterworfen. Die Budgetberichte von 1842 ſind eine Vorarbeit für alle künftigen Landtage. Jeder einzelne Poſten des Staatsvermögens und Staatshaushaltes wurde bis zur letzten Quelle einer gründlichen Unterſuchung unterworfen, und deren Reſultat in die Berichte niedergelegt. Die Staatseinkünfte ſtellten ſich weit höher dar, als ſie veranſchlagt, die Finanzen, welche der Miniſter mit dunkeln Farben geſchildert, als glänzender dar, als ſie bezeichnet waren; einen Rechnungsverſtoß der Controlkammer von mehreren Hunderttauſenden mußte der Miniſter dem Berichterſtatter, nachdem er zuerſt den beſtimmteſten Widerſpruch eingelegt hatte, in der nächſten Sitzung zugeſtehen.

Eine Motion beantragte eine gerechtere Beſteuerung nach dem Vermö-

gen. Der reiche Capitalist auf dem seidenen Pfuhle steuert nichts, oder wie der Taglöhner aus 500 fl.; der Bauer aber, der die verpfändete Hütte besitzt, versteuert diese Hütte, unangesehen der darauf ruhenden Pfandschaft; er steuert für den Reichen.

Verbesserung der Volksschullehrer wurde beantragt, welche, bisher mit dem Mangel kämpfend, den Menschen zum Menschen bilden, für das Große und Schöne empfänglich machen sollen.

Schutz der inländischen Industrie und Production, Verbesserung des Gewerbswesens, nothwendige Modificationen der Zollgesetzgebung, dringende Straßen-, Ufer- und andere öffentliche Bauten wurden auf das gründlichste besprochen, und die dießfallsigen Wünsche und Anträge an die Regierung gestellt.

Die Erleichterung der Militärlast, welche in diesen Friedenszeiten ein Viertheil der reinen Staatsrevenüen erschöpft — der Wurm, der an den Staatsgebäuden nagt, und sie unter der Schuldenlast zu begraben oder dem schändlichen Bankrotte zuzuführen droht — wurde dringlich verlangt; die Bundeskriegsverfassung und ihre zweifelhaften Bestimmungen einer besondern Discussion unterworfen.

Vergleichsgerichte zur Abschneidung von Prozessen, eine constitutionellere, mehr sichernde und wohlfeilere Wehrverfassung durch Landwehreinrichtung, Vorlage eines Normaletats, als Schutzwehr gegen das Anwachsen des Beamtenheeres und der Besoldungen, gesetzlich gewährte Unabhängigkeit der Richter, Trennung der Justiz von der Administration, ein auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gegründetes Strafsverfahren, volksmäßige Landraths- oder Kreisrathseinrichtung wurden als unabwendbare Anforderungen der Zeit, des Fortschrittes und der staatlichen Durchbildung und des Gemeinwohles begehrt; mit aller Energie das Attentat auf das heiligste Volksrecht, die Wahlfreiheit, durch die Circulare der Minister, bekämpft, und die ministerielle Gewalt in ihre Schranken zurückgewiesen; das Recht des Landes auf Staatsgüter gewahrt, da die Verfassung nicht entscheide, was Staatsdomainen und was Patrimonialgüter des Regentenhauses sind, und die, in Folge des Lüneviller Friedens, der Secularisation u. s. w. verfallenen Besitzungen nicht als privatives Eigenthum der regierenden Familie, sondern als Staatsgut anzusehen sind.

Alles dieses ist neben der gründlichen Berathung des umfassenden Budjets in den kurzen Zeitraum von ungefähr vier Monden zusammengedrängt, und doch wagen es seine Feinde, des Volkes und der Freiheit, der Kammer vorzuwerfen, „sie haben keine neuen Gesetze und keine Steuernachlässe heimgebracht." Neben dem Schirm der Verfassung und der Volksrechte liegt hier ein Material vor der Regierung ausgebreitet, wovon ein Zehntheil, dem

Lande lebendig zugeführt, immerhin, als eine Abſchlagszahlung, dankenswerth wäre. Wer iſt nun Schuld, wenn von allem dem nichts geſchieht? Dieſe verläumdete Kammer hat es gewünſcht, beantragt, erbeten; es wünſchen es Hunderttauſende im Lande und in deutſchen Landen; ſie wird kein Geſetz zum allgemeinen Wohl verwerfen; ſie hat nichts begehrt, was den Rechten der Krone zu nahe tritt, was, wie jene ſo oft ſich auszudrücken belieben, „revolutionär iſt.“ Aber man will nicht, man will der Entwickelung und dem Fortſchritte nichts bewilligen. Hierin liegt die Löſung des Räthſels. Wir ſchließen dieſen Abſchnitt mit Sanders denkwürdigen Worten in der vierten öffentlichen Sitzung:

„Ja, eine neue Zeit verdrängt die alte, und ihren Warnungsruf hat ſie erſchallen laſſen, ſich ihr anzuſchließen, und wer ſich ihr nicht freiwillig anſchließt, der wird von ihr erfaßt und weiter mit fortgeriſſen werden als es der Fall geweſen, wenn er ſich ihr angeſchloſſen und ihre Leitung übernommen hätte, und wer ſich ihr ſogar noch widerſetzt, der wird von ihr ergriffen und erdrückt, zernichtet und zertrümmert werden. Das iſt die Lehre der Geſchichte, die durch alle ihre Blätter geht; das iſt die rächende Hand der Nemeſis, die früher oder ſpäter, aber gewiß alle jene ergreift, die ſich der Anerkennung der Rechte des Volkes und den vernünftigen Fortſchritten der Zeit entgegenſtellen. Sera numinis vindicta sed eo certior.

Die Fähigkeit der heutigen Juden und Christen, frei zu werden.

Von Bruno Bauer.

Die Emancipationsfrage ist eine allgemeine: Juden wie Christen wollen emancipirt werden. Wenigstens muß und wird die Geschichte, deren Endzweck die Freiheit ist, darauf hinarbeiten, daß beide, sowohl Juden und Christen, in dem Verlangen und Streben nach Emancipation zusammentreffen, da zwischen beiden kein Unterschied vorhanden ist, und vor dem wahren Wesen des Menschen, vor der Freiheit, beide in gleicher Weise sich als Sclaven bekennen müssen. Der Jude wird dazu beschnitten und der Christ getauft, damit sie beide ihr Wesen nicht in der Menschheit sehen sollen, vielmehr der Menschheit entsagen und sich als Leibeigene eines fremden Wesens bekennen und zeitlebens, in allen Angelegenheiten ihres Lebens, auffahren.

Wenn wir sagen, beide müssen in dem Verlangen nach Emancipation zusammentreffen und sich vereinigen, so wollen wir damit nicht etwa den Gemeinsatz aussprechen, daß die vereinte Kraft stärker ist, als die zersplitterte, noch viel weniger den Satz, daß die Bewegungen und Discussionen, zu denen das Verlangen der Juden nach Emancipation Anlaß gegeben hat, dazu gedient hätten, auch in den Christen das Verlangen nach Freiheit zu erwecken, oder gar, daß die Christen auf die Agitation und Hülfe der Juden rechnen müßten und dürften, wenn sie sich würdig machen und von der Bevormundung, in der sie bisher gelebt haben, befreien wollten: sondern einzig und allein wollen wir damit sagen, daß das Werk der Emancipation, aber der Emancipation als solcher, der Emancipation überhaupt, erst möglich ist, aber auch gewiß ausgeführt werden wird, wenn allgemein anerkannt ist, daß das Wesen des Menschen nicht die Beschneidung, nicht die Taufe, sondern die Freiheit ist.

Wir beabsichtigen vielmehr in diesem Augenblicke, zu untersuchen, in welchem Verhältnisse die Juden zu dem Endzweck stehen, welchen die Geschichte sich mit der Entschiedenheit des „entweder — oder", also so, daß

es heißt: „jetzt oder nie", zu ſetzen beginnt, ob ſie dazu beigetragen haben, daß die Geſchichte zu dieſer Entſcheidung Muth gefaßt hat, ob ſie der Freiheit näher ſtehen, als die Chriſten, oder ob es ihnen noch ſchwerer fallen muß, als dieſen, freie Menſchen und zum Leben in dieſer Welt und im Staate fähig zu werden.

Berufen ſich die Juden auf die Trefflichkeit ihrer religiöſen Sittenlehre, d. h. ihres geoffenbarten Geſetzes, um zu beweiſen, daß ſie fähig ſeien, gute Bürger zu werden, und ein Recht auf die Theilnahme an allen öffentlichen Staatsangelegenheiten hätten, ſo hat für den Kritiker dieſes ihr Verlangen nach Freiheit keine andere Bedeutung, als das Verlangen des Mohren, weiß zu werden, oder noch weniger Bedeutung: es iſt das Verlangen, unfrei zu bleiben. Wer den Juden als Juden emancipirt wiſſen will, nimmt ſich nicht nur dieſelbe unnütze Mühe, als wenn er einen Mohren weiß waſchen wollte, ſondern er täuſcht ſich ſelbſt bei ſeiner unnützen Quälerei: indem er den Mohren einzuſeifen meint, waſcht er ihn mit einem trockenen Schwamme. Er macht ihn nicht einmal naß.

Gut! ſagt man, und der Jude ſagt es ſelbſt, der Jude ſoll auch nicht als Jude, nicht weil er Jude iſt, nicht weil er ein ſo treffliches, allgemein menſchliches Prinzip der Sittlichkeit hat, emancipirt werden, der Jude wird vielmehr ſelbſt hinter den Staatsbürgern zurücktreten, und Staatsbürger ſein, trotz dem, daß er Jude iſt und Jude bleiben will; d. h. er iſt und bleibt Jude, trotz dem, daß er Staatsbürger iſt und in allgemein menſchlichen Verhältniſſen lebt: ſein jüdiſches und beſchränktes Weſen trägt immer und zuletzt über ſeine menſchlichen und politiſchen Verpflichtungen den Sieg davon. Das Vorurtheil bleibt trotz dem, daß es von allgemeinen Grundſätzen überflügelt iſt. Wenn es aber bleibt, ſo überflügelt es vielmehr alles Andere.

Nur ſophiſtiſch, dem Scheine nach, würde der Jude im Staatsleben Jude bleiben können; der bloße Schein würde alſo, wenn er Jude bleiben wollte, das Weſentliche ſein und den Sieg davon tragen, d. h. ſein Leben im Staat würde nur Schein oder eine momentane Ausnahme gegen das Weſen und die Regel ſein.

Die Juden haben ſich z. B. darauf berufen, daß ihr Geſetz ſie nicht daran gehindert habe, in den Befreiungskriegen mit den Chriſten gleiche Dienſte zu leiſten und auch am Sabbath zu fechten. Es iſt wahr, ſie haben, trotz ihrem Geſetze, Kriegsdienſte geleiſtet und gefochten; ihre Synagoge und der Rabbiner haben ihnen ſogar ausdrücklich die Erlaubniß gegeben, ſich allen Verflichtungen des Kriegsdienſtes zu unterziehen, auch wenn ſie mit den Geboten des Geſetzes in Widerſpruch ſtänden; damit iſt aber auch ausgeſprochen, daß die Arbeit oder Aufopferung für den Staat am Sab-

bath diesmal nur ausnahmsweise gestattet sei, und die Synagoge und diese Rabbiner, die in diesem Falle einmal die Erlaubniß ausnahmsweise gegeben haben, stehen im Grunde über dem Staate, der dießmal nur eine precäre Vergünstigung erhält, die ihm nach dem obersten, dem göttlichen Gesetze eigentlich nicht gewährt werden dürfte.

Ein Dienst, der dem Staate mit einem Gewissen geleistet wird, welches in ihm eigentlich eine Sünde sehen sollte, und diesmal nur darum keine Sünde sieht, weil der Rabbiner Dispens gegeben und gesagt hat — was er aber ein andermal nicht zu sagen braucht, weil er es eigentlich niemals sagen dürfte — daß es diesmal keine Sünde sei, diesen Dienst zu leisten: ein solcher Dienst ist unsittlich, weil ihn das Gewissen desavouirt; er ist precär, weil ihn das Gesetz verbietet, also auch jeden Augenblick wirklich verbieten kann, und müßte also auch in jedem sittlichen Gemeinwesen desavouirt werden. Nur eine Zeit, die über sich selber unklar ist, kann ihn für etwas Besonderes ausgeben: eine Zeit, die endlich einmal wieder ganze und volle Menschen kennt und haben will, wird ihn als eine tausendfache Heuchelei zurückweisen, und diejenigen, die von ihm viel Rühmens machen, wenn sie sich nicht von der Hohlheit ihrer Sache überzeugen wollen, nur als unglückliche Ueberbleibsel und Opfer einer innerlich durch und durch falschen Vergangenheit bemitleiden können.

Was haben nun die Juden gethan, um sich über einen Standpunkt zu erheben, der ihnen die Heuchelei nothwendig macht, und um die Kluft auszufüllen, die ihnen den Zugang zur Höhe der wahren und freien Menschlichkeit abschneidet? Nichts haben sie dafür gethan, so lange sie Juden bleiben wollen und der Meinung leben, sie könnten als solche freie Menschen werden.

Wie haben sie sich zu der Kritik verhalten, welche die Christen gegen die Religion überhaupt gerichtet haben, um die Menschheit von der gefährlichsten Selbsttäuschung, von dem Irrthum zu befreien? Sie haben gemeint, dieser Kampf gehe nur das Christenthum an, und da sie nur daran dachten, welche Leiden und Qualen die Herrschaft des Evangeliums ihnen bereitet habe, so haben sie sich unendlich gekitzelt, wenn die Kritik — seit Lessing, d. h. seitdem sie Etwas von ihren Thaten zu hören anfingen — über das Christenthum herging. Sie waren so beschränkt, daß sie in ihrer Schadenfreude nicht merkten, daß wenn das Christenthum, das vollendete Judenthum fällt, durch ihre Religion fallen muß; sie wissen jetzt noch nicht, was in diesem Augenblicke um sie herum vorgeht; sie sind so apathisch und theilnahmslos gegen die allgemeine Angelegenheit der Religion und der Menschheit, daß sie Nichts gegen die Kritik thun, und so knechtisch in der religiösen Täuschung befangen, daß sie noch nie in den Heeren, die

gegen die Hierarchie und die Religion zu Felde gezogen ſind, mitgefochten haben. Kein Jude hat etwas Entſcheidendes in der Kritik geleiſtet, Keiner Etwas dagegen. Die chriſtlichen Eiferer, die Himmel und Erde gegen die Kritik beſchwören, ſind menſchlichere Figuren, als der Jude, der ſich nur kitzelt, wenn er von weitem hört, daß es wieder einmal über das Chriſtenthum hergegangen ſei, und ihr Gegenſatz gegen die Kritik beweist, daß ſie, im Grunde ſelbſt mit ihr verwickelt, wenn auch geſpannt ſind; ſie glauben, gegen ſie kämpfen zu müſſen, weil ſie fühlen, daß es ſich in dieſem Kampfe um die Sache der Menſchheit handelt; der Jude aber glaubt ſich in ſeinem Egoismus geborgen, denkt nur an ſeinen Feind, das Chriſtenthum, und hat doch noch nie etwas Entſcheidendes gegen ihn vollbracht.

Er konnte gegen das Chriſtenthum Nichts vollbringen, weil ihm die ſchöpferiſche Kraft fehlt, die zu dieſem Kampfe gehört. Gegen die vollendete Religion kann nur diejenige Macht kämpfen, die im Stande iſt, an ihre Stelle die Anerkennung des wahren, vollen Menſchen zu ſtellen. Gegen das Chriſtenthum kann nur er ſelbſt kämpfen, weil es den allgemeinen Begriff des menſchlichen Weſens, alſo ſeinen eigenen Feind, wenn auch allerdings in religiöſer Form, enthält. Das Judenthum hat nicht den vollen Menſchen, das entwickelte Selbſtbewußtſein, d. h. den Geiſt, der in Nichts mehr eine ihn beengende Schranke ſieht, ſondern das befangene Bewußtſein, welches mit ſeiner Schranke, und zumal nur einer ſinnlichen, natürlichen Schranke, noch kämpft, zum Inhalt der Religion gemacht. Das Chriſtenthum ſagt: der Menſch iſt Alles, iſt Gott, iſt das Allumfaſſende und Allmächtige, und drückt dieſe Wahrheit nur noch religiös aus, wenn es ſagt: Nur Einer, Chriſtus iſt der Menſch, der Alles iſt. Das Judenthum befriedigt dagegen nur den Menſchen, der es immer mit einer Außenwelt, mit der Natur, zu thun hat, und befriedigt eben in religiöſer Form ſein Bedürfniß, wenn es ſagt, die Außenwelt ſei dem Bewußtſein unterthan, d. h. Gott hat die Welt geſchaffen. Das Chriſtenthum befriedigt den Menſchen, der ſich in Allem, im allgemeinen Weſen aller Dinge — religiös ausgedrückt — auch in Gott, wieder ſehen will; das Judenthum den Menſchen, der ſich nur von der Natur unabhängig ſehen will.

Der Kampf gegen das Chriſtenthum war alſo nur von chriſtlicher Seite her möglich, weil es ſelbſt, und nur es allein, den Menſchen, das Bewußtſein, als das Weſen aller Dinge gefaßt hatte, und es nur darauf ankam, dieſe religiöſe Vorſtellung vom Menſchen, eine Vorſtellung, welche eigentlich die ganze Menſchheit vernichtete, weil nach ihr nur Einer Alles iſt, aufzulöſen. Der Jude war dagegen mit der Befriedigung ſeines noch natürlichen Bedürfniſſes, welches ihm ſeine ſinnlichen, religiöſen Beſchäftigungen, ſeine Waſchungen, Reinigungen, ſeine religiöſe Auswählung und Rei-

nigung der täglichen Speisen zur Pflicht machte, viel zu sehr beschäftigt, als daß er daran denken konnte, was der Mensch überhaupt sei. Er konnte nicht gegen das Christenthum kämpfen, weil er nicht einmal wußte, worauf es bei diesem Kampfe ankam.

Jede Religion ist nothwendig mit Heuchelei und Jesuitismus verbunden: sie gebietet dem Menschen, das, was er eigentlich ist, als Gegenstand der Anbetung, als etwas Fremdes zu betrachten, also so zu thun, als ob er Nichts dergleichen, d. h. Nichts, gar Nichts in sich wäre; die Menschlichkeit aber läßt sich nicht vollständig unterdrücken, und sucht sich nun auf Kosten des angebeteten Gegenstandes, der aber doch noch immer in seiner Geltung bestehen bleiben soll, geltend zu machen.

Aber wie verschieden muß nun nach dem, was so eben über den Inhalt beider Religionen gesagt ist, der christliche und der jüdische, zumal der jüdische Jesuitismus der Gegenwart sein!

Der christliche Jesuitismus ist eine allgemein menschliche That und hat die jetzige Freiheit erzeugen helfen; der jüdische Jesuitismus, der neben dem Christenthum bestand, ist von vorn herein bornirt, ohne alle Folgen für die Geschichte und die Menschheit überhaupt, und nur die Marotte einer beiseits lebenden Secte.

Der Jude sieht in der Religion die Befriedigung seines Bedürfnisses und die Freiheit von der Natur; am Sabbath soll seine religiöse Anschauung auch That werden, oder seine Freiheit und Abgezogenheit von der Natur zur wirklichen Anschauung kommen: da aber seine Bedürfnisse in der Religion doch nicht wahrhaft befriedigt sind, also auch am Sabbath ihn beunruhigen, das wirkliche, prosaische und bedürfnißvolle Leben und das ideale Leben, in welchem er sich um die Befriedigung seiner Bedürfnisse nicht mehr bekümmern sollte, in Widerspruch stehen, so muß er auf Mittel und Auswege sinnen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, ohne den Schein, daß er das Gesetz befolge, d. h. über den Bedürfnissen erhaben stehe, zu verletzen. Der jüdische Jesuitismus ist die bloße Schlauheit des sinnlichen Egoismus, gemeine Pfiffigkeit, und bei allem dem, weil er es immer mit ganz natürlichen, sinnlichen Bedürfnissen zu thun hat, rohe, plumpe Heuchelei. Er ist so plump und widerlich, daß man sich nur mit Ekel von ihm abwenden, aber ihn nicht einmal ernsthaft bestreiten kann. Wenn z. B. der Jude am Sabbath von einem christlichen Dienstboten oder Nachbar sich das Licht anzünden läßt, und zufrieden ist, wenn er es nur nicht selbst gethan hat, obwohl sein Schein doch ihm allein zu gute kommt, wenn er von dem fremden Dienstboten das Zimmer heizen läßt, um nicht zu erfrieren, obwohl das göttliche Gebot, daß er am Sabbath kein Feuer anmachen solle, ihn vor dem Frieren und Erfrieren schlechthin sicher stellen

müßte, wenn er das Sabbathsgeſetz nicht zu übertreten meint, ſobald er an der Börſe ſich nur mit paſſiven Geſchäften begnügt, als ob er ſie nicht zu activen machte, wenn er, um ihnen zu begegnen, auf die Börſe geht und ſich überhaupt auf ſie einläßt; wenn er endlich chriſtliche Compagnons oder Commis hat, die für ihn am Sabbath die Geſchäfte führen, als ob deren Arbeit nicht ſeiner Firma und ſeinem Säckel zu Gute kämen —: ſo iſt das eine Heuchelei, gegen die ein anſtändiger Menſch nicht einmal beſonders kämpfen kann.

Wenn aber der Chriſt den Begriff des Geiſtes und das Selbſtbewußtſein religiös faſſen, alſo verkehrt faſſen muß, und das wirkliche Selbſtbewußtſein gegen dieſe Verkehrtheit reagirt, ohne ſie aufheben zu dürfen, ſo iſt der Jeſuitismus, der daraus entſteht, etwas ganz Anderes, ſo iſt ein wiſſenſchaftlicher Kampf nicht nur möglich, ſondern auch nothwendig und ſogar die Vorausſetzung von der Geburt und dem Aufgange der höchſten, menſchlichen Freiheit.

Der jüdiſche Jeſuitismus iſt die Schlauheit, mit welcher ſich das ſinnlichſte Bedürfniß befriedigt, weil es an der vorgeſpiegelten und geſetzlich gebotenen Befriedigung nicht genug haben kann. Er iſt nur thieriſche Liſt. Der chriſtliche Jeſuitismus dagegen iſt die theoretiſche Höllenarbeit des nach ſeiner Freiheit ringenden Geiſtes, der Kampf der wirklichen Freiheit mit der entſtellten, vorgeheuchelten, d. h. mit der Unfreiheit, ein Kampf, in welchem zwar die kämpfende, wirkliche Freiheit, ſo lange ſie kämpft, und zumal noch religiös und theologiſch kämpft, ſich ſelbſt immer wieder zur Unfreiheit herabwürdigt; aber dieſes grauſame und fürchterliche Spiel weckt doch endlich die Menſchheit auf und reizt ſie, ihre wirkliche Freiheit ernſtlich zu erobern.

Selbſt der eigentliche Jeſuitismus, der Jeſuitismus des kirchlichen Ordens, war ein Kampf gegen die religiöſen Satzungen, der Spott der Frivolität, eine That der Aufklärung, und nur deßhalb widerlich und ſogar ſchmutzig, weil die Aufklärung und Frivolität in rein kirchlicher, nicht in freier, menſchlicher Form auftraten.

Wenn der jüdiſche Caſuiſt, der Rabbiner, fragt, ob es erlaubt ſei, das Ei zu eſſen, welches ein Huhn am Sabbath gelegt habe, ſo iſt das ſimple Narrheit und ſchimpfliche Conſequenz der religiöſen Befangenheit.

Wenn die Scholaſtiker dagegen fragten, ob Gott, wie er im Schooß der Jungfrau Menſch wurde, auch z. B. ein Kürbis werden könnte, wenn Lutheraner und Reformirte ſich darüber ſtritten, ob der Leib des Gottmenſchen zu gleicher Zeit an allen Orten gegenwärtig ſein könne: ſo iſt das zwar lächerlich, aber nur deßhalb, weil es der Streit über den Pantheismus in religiöſer und kirchlicher Form war.

Die Chriſten ſtehen alſo deßhalb höher, weil ſie den religiöſen Jeſuitismus, dieſe ſich ſelbſt abwürgende Unfreiheit, bis dahin entwickelt haben, wo Alles auf dem Spiele ſteht, wo die Unfreiheit Alles umfaßt und die Freiheit und Aufrichtigkeit die nothwendige Folge ihrer Alleinherrſchaft ſein mußten. Die Juden ſtehen tief unter dieſer Höhe der religiöſen Heuchelei, alſo auch tief unter dieſer Möglichkeit der Freiheit.

Das Chriſtenthum entſtand, als der männliche Geiſt der griechiſchen Philoſophie und claſſiſchen Bildung in einer ſchwachen Stunde ſich mit dem brünſtigen Judenthum vermiſcht hatte. Das Judenthum, welches Judenthum blieb, hat dieſe Vermiſchung und Liebesumarmung, nachdem es ihre Frucht geboren hatte, vergeſſen. Es wollte nicht einmal ſeine Frucht anerkennen. Das Judenthum dagegen, welches die herrliche Geſtalt der gottloſen und weltlichen Philoſophie beſtändig in der Erinnerung und lieb behielt, ſie nie vergeſſen konnte und ſich immer mit dem Gedanken an die ſchöne menſchliche Geſtalt des gottloſen Kerls herumtrug, bis es an der Erinnerung ſtarb und an ſeiner Stelle die wirkliche Philoſophie wieder daſtand — dieſes an ſeiner heidniſchen Liebe und Vermiſchung geſtorbene Judenthum iſt das Chriſtenthum.

Daß im Chriſtenthum die Unmenſchlichkeit höher getrieben iſt, als in jeder andern Religion, ja auf ihren höchſten Gipfel getrieben iſt, kommt nur daher, und war nur deßhalb möglich, weil es den ſchrankenloſeſten Begriff der Menſchheit gefaßt hatte und ihn in der religiöſen Faſſung nur verkehrte, entſtellte, das menſchliche Weſen unmenſchlich machen mußte. Im Judenthum iſt die Unmenſchlichkeit noch nicht ſo hoch getrieben; der Jude als Jude hat z. B. die religiöſe Pflicht, der Familie, dem Stamme, der Nation anzugehören, d. h. für beſtimmte menſchliche Intereſſen zu leben; dieſer Vorzug iſt aber nur ſcheinbar und nur in dem Mangel begründet, daß der Menſch in ſeinem allgemeinen Weſen, nämlich der Menſch, der mehr iſt als nur Glied der Familie, des Stammes oder der Nation, dem Judenthum noch nicht bekannt war.

Die Aufklärung hat daher ihren wahren Sitz im Chriſtenthum. Hier kann ſie die tiefſte Wurzel ſchlagen, hier iſt ſie entſcheidend, und zwar, nachdem auch die Griechen und Römer ihre Aufklärung gehabt hatten, aber durch die Auflöſung ihrer Religion nur zur Geburt einer neuen Religion den Anlaß geben mußten, für alle Zeiten, für die ganze Menſchheit entſcheidend. Die Aufklärung der Griechen und Römer konnte nur eine beſtimmte, eine noch unvollkommene Religion, d. h. eine Religion ſtürzen, die noch nicht durch und durch Religion und vielmehr noch mit politiſchen, patriotiſchen, künſtleriſchen und ſo zu ſagen humanen Intereſſen vermiſcht war. Das Chriſtenthum iſt vollendete, reine Religion, Nichts als Religion;

die Aufklärung, die es erzeugt und von der es gestürzt wird, entscheidet daher die Sache der Religion und der Menschheit überhaupt. Es mußte aber aus beiden Gründen, die eigentlich nur Ein einziger Grund sind, diese entscheidende Aufklärung erzeugen, weil es der Gipfel der Unmenschlichkeit und die religiöse Vorstellung von der reinen, unbeschränkten, allumfassenden Menschlichkeit ist.

Aus demselben Grunde erklärt es sich, daß eine so lange Reihe von Jahrhunderten nöthig war, ehe die Aufklärung und Kritik die Vollendung und Reinheit erreichen konnten, in welcher sie fähig waren, wirklich eine neue Epoche der Geschichte der Menschheit zu machen. Eben deshalb, weil das Christenthum eine so umfassende Vorstellung von der Menschlichkeit enthält, konnte es so lange den Angriffen auf seine Unmenschlichkeit widerstehen. Die Angriffe waren so schwierig, so zaghaft, so halb — noch jetzt sind sie es in manchen Regionen der Aufklärung, wo man noch von dem christlichen Gebot der allgemeinen Menschenliebe, vom christlichen Gesetz der Freiheit und Gleichheit viel Rühmens macht — weil man sich von dem religiösen Gebot der Bruderliebe imponiren ließ und nur schwer dahinter kommen konnte, daß eben dasselbe Gebot, weil es religiös ist, die Liebe also durch den Glauben beschränkt und aufhebt, den Haß, die Verfolgungswuth erzeugt, das Schwert in Bewegung gesetzt und die Scheiterhaufen angezündet hat. Untergeordnete Religionen konnten eher fallen, weil die Hindernisse, die sie der Entwickelung der Menschheit entgegensetzten, sich eher fühlbar machten, d. h., weil sie von vornherein auf einer beschränkten Auffassung des menschlichen Wesens beruhen und die Aufklärung viel früher reizten, irreligiös zu werden. Aber diese Aufklärung war noch nicht für die Religion überhaupt entscheidend, da sie nur eine bestimmte, nur Eine Schranke umstieß, nicht die Schranke, nicht die Beschränktheit und Unfreiheit überhaupt. Diese Aufklärung war auch deshalb nicht entscheidend, weil sie nicht einmal die bestimmte, noch unvollkommene Religion in der Art auflösen konnte, daß sie die Illusion, den Ursprung und die menschliche Entstehung derselben richtig erklärte. Nur die Aufklärung, welche die Illusion überhaupt, die Religion schlechthin erklärt und auflöst, wird auch die Illusion und den Ursprung der untergeordneten Religionsformen richtig erklären.

Das Christenthum selbst hat für diesen Satz einen Beleg geliefert. Für den Katholiken war es leichter als für den Protestanten, sich von der religiösen Bevormundung zu befreien, aber schwerer und fast unmöglich, die Religion überhaupt aufzulösen und ihren Ursprung richtig zu erklären. Die religiöse Bevormundung war roher, äußerlicher, bot also auch endlich für den Angriff bequemere, äußere Handhaben, und konnte, weil sie nicht

bis in das Innerſte eingedrungen war und noch nicht den ganzen Menſchen umfaßte, leichter abgewieſen oder zurückgewieſen werden. Aber ſie wurde zugleich falſch erklärt, als roher, verſtändiger Betrug angeklagt, die wahre Quelle der Religion, die Illuſion, die Selbſttäuſchung der Bevormundeten blieb dabei beſtehen, konnte wenigſtens beſtehen bleiben und den Aufgeklärten, der ſich nur von einer beſtimmten Illuſion und nicht einmal von dieſer richtig befreit hatte, ſich wieder unterwerfen und ſelbſt in ſeiner Aufklärung irre führen. Im Proteſtantismus dagegen iſt die Illuſion vollſtändig und allmächtig geworden, weil ſie den ganzen Menſchen einnimmt und ihn nicht von außen durch prieſterliche, hierarchiſche oder kirchliche Gewalt überhaupt, ſondern von ſeinem eigenen Innern aus beherrſcht. Im Proteſtantismus iſt das Abhängigkeitsgefühl als ſolches und in ſeiner Reinheit und weiteſten Allgemeinheit, d. h. in ſeiner totalen und abſoluten Beſchränktheit zum Prinzip erhoben. Hier, wo es das Weſen des Menſchen bildet und der Menſch außer dem, daß er religiöſer iſt, nicht noch etwas Anderes, z. B. Politiker, Künſtler, Philoſoph iſt, wenigſtens nicht ſein darf, hier dauert es am längſten, daß der Menſch es wagt, ſein eignes und von ihm bis dahin als ſein einziges, wahrhaftes Weſen anerkanntes Weſen anzugreifen und vielmehr als ſein Unweſen von ſich abzuſtoßen und zu vernichten. Aber wenn es einmal geſchieht, ſo geſchieht es gründlich, für alle Zeiten, für die ganze Menſchheit, ſo daß die Sache für immer abgemacht iſt und der Kampf nie wieder aufgenommen zu werden braucht: vor Allem aber geſchieht es richtig, indem die religiöſe Illuſion nicht mehr auf den bloßen Betrug einer Prieſterkaſte zurückgeführt, ſondern als die allgemeine Illuſion der Menſchheit überhaupt begriffen wird.

Der Proteſtantismus hat jetzt das Höchſte geleiſtet, was er leiſten kann und was ſeine höchſte Beſtimmung iſt: er hat ſich ſelbſt und mit ſich zugleich die Religion überhaupt aufgelöſt. Er hat ſich zum Beſten der Freiheit der Menſchheit aufgeopfert. Was hat nun das Judenthum geleiſtet? Oder vielmehr, was hilft es, wenn der Jude ſein Geſetz nicht einmal auflöſt, ſondern übertritt, und wenn es ſein Bedürfniß und Vortheil erfordern, für nichtig erklärt? Was es hilft? Nichts für die Menſchheit, ſondern nur der ungehinderten Befriedigung eines beſchränkten, ſinnlichen Bedürfniſſes. Wenn der Proteſtantismus, und in ihm das Chriſtenthum, ſich auflöſt, ſo ſteht der freie, freie Menſch, die ſchöpferiſche und für ihre höchſten Schöpfungen nicht mehr gehinderte Menſchheit auf dem Platze: wenn der Jude ſein Geſetz übertritt, ſo kann ein einzelner Menſch oder eine gewiſſe Anzahl von Menſchen ungehindert den Geſchäften des Verkehrs nachgehen, eſſen und trinken, was die Natur gibt, ein Licht anbrennen, wenn es finſter wird, Feuer anzünden, auch wenn es Sabbath iſt.

Aufgeklärte Juden hat es eher gegeben, als es aufgeklärte Protestanten oder gar Christen gab, weil es leichter war, ein Gesetz zu annulliren, was nur mit den himmlischen Bedürfnissen im Kampfe liegt, als ein Abhängigkeitsgefühl aufzulösen, dessen Herrschaft in der Entwickelung der menschlichen Natur begründet ist und nur gestürzt werden konnte, als der Mensch zur Erkenntniß seines wahren Wesens sich erhoben hatte. Es ist leichter, das sinnliche Bedürfniß trotz einem Gesetze, das als göttlich gilt, zu befriedigen, als eine neue und zumal die wahre Auffassung von dem Wesen des Menschen, die mit der gesammten bisherigen Ansicht der Menschheit von ihr selbst im Gegensatz steht und in einen Kampf auf Tod und Leben sich setzen muß, zu gründen und durchzusetzen.

Der Jude gibt der Menschheit Nichts, wenn er sein beschränktes Gesetz für sich mißachtet: der Christ, wenn er sein christliches Wesen auflöst, gibt der Menschheit Alles, was sie nur in Empfang nehmen kann: er gibt ihr sie selbst: er bringt sie zu sich selbst wieder, nachdem sie sich bis jetzt verloren und nie in der That besessen hatte. Der Jude kann nicht einmal ruhig sein und ein gutes Gewissen haben, wenn er in seiner Weise, d. h. nur des sinnlichen Bedürfnisses halber sein göttliches Gesetz umgeht: die Menschheit, die sich nach ihrem religiösen Verlust wiedergewonnen, befindet sich mit ruhigem Gewissen und hat erst ihre wahre Reinheit und Lauterkeit gewonnen. Wer ein beschränktes Gesetz zu seinem Besten aufhebt, gewinnt durch den Kampf, weil er leicht beendigt ist, keinen Zuwachs an Kräften: ein Kampf dagegen, der gegen die Unfreiheit überhaupt und gegen den Unterthum durchgesetzt ist, gibt der Menschheit alle ihre Kräfte und zwar mit einer Elasticität zurück, die unwiderstehlich ist und alle Schranken, die sie bisher einengten, über den Haufen wirft.

„Es wird also von eurer Seite her gar nicht anerkannt werden, wie viel die christliche Bildung, selbst die christliche Aufklärung den Juden verdankt? Und wollt ihr auch nicht einmal anerkennen, daß euer Streben nach politischer Freiheit durch das Verlangen der Juden nach Emancipation mächtig angeregt ist und unterstützt wird?"

Kann auch die Art zu dem, der sie schwingt, sagen, sie schwinge ihn?

Es ist nicht wahr, daß die Juden auf die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts Einfluß gehabt oder gar schöpferisch in sie eingegriffen hätten. Was sie in diesem Gebiete geleistet haben, steht tief unter den Leistungen der christlichen Kritiker, ist für die Entwickelung der Geschichte nicht von Bedeutung gewesen und war nur das Erzeugniß einer Anregung, die von der christlichen oder aus der christlichen Welt hervorgegangenen antichristlichen Aufklärung auf sie übergegangen war.

Man wird uns wahrlich nicht den Vorwurf zu machen wagen, daß

wir uns von Parteilichkeit für das Chriſtenthum beſtimmen und leiten ließen: man wird uns hoffentlich mit dieſem Vorwurfe auch nicht beſchwerlich fallen, wenn wir es bemerken, daß das Judenthum das Streben der neueren Zeit nach Freiheit angeregt oder unterſtützt habe. Man hat auf beiden Seiten, auf jüdiſcher und chriſtlicher, einen gewaltigen Fehlgriff ſich zu Schulden kommen laſſen, wenn man die Judenfrage von der allgemeinen Frage der Zeit trennte und nicht daran dachte, daß nicht nur die Juden, ſondern auch wir emancipirt werden wollen.

Die Juden können nur die Emancipation verlangen, weil die ganze Zeit danach verlangt. Sie werden von dem allgemeinen Trieb und Streben der Zeit mit fortgeriſſen. Es wäre die lächerlichſte Uebertreibung, wenn man mit Ernſt behaupten wollte, die Juden hätten mit ihrem Verlangen nach Emancipation eine Frage angeregt und unterſtützt, welche das ganze achtzehnte Jahrhundert in Bewegung geſetzt hatte und in der franzöſiſchen Revolution ziemlich ernſthaft verhandelt und entſchieden war.

Wenn wir überall, wo es dem Fortſchritt gilt, die chriſtliche Welt an der Spitze finden, das Chriſtenthum alſo ſich als der Trieb zum Fortſchritt beweiſt, ſo heißt das nicht: das Chriſtenthum als ſolches, das Chriſtenthum für ſich habe den Fortſchritt gewollt und bewirkt. Im Gegentheil: käme es wirklich auf daſſelbe an, ſo wäre der Fortſchritt unmöglich. Es reizt vielmehr nur deßhalb ſo mächtig zum Fortſchritt, weil es ihn ſchlechthin unmöglich machen will; es iſt der Trieb zur Entwickelung der wahren Menſchlichkeit, weil es die reine, die höchſte, die vollendetſte Unmenſchlichkeit iſt. Nicht das Chriſtenthum als ſolches hat die Geiſter im achtzehnten Jahrhundert befreit und die Feſſeln des Privilegiums und Monopols zerſprengt: ſondern die Menſchheit hat es gethan, die innerhalb des Chriſtenthums an der Spitze der Civiliſation ſtand, wo ſie innerhalb dieſes geſchloſſenen Kreiſes ſich in den tiefſten Widerſpruch gegen ſich ſelbſt und ihre Beſtimmung verſetzt hatte: die Menſchheit hat es gethan, die Alles überflügeln mußte, wenn ſie die Schranken durchbrach, die ſie ſich in ihrer religiöſen Befangenheit im Chriſtenthume geſetzt hatte. Die Juden wurden von dieſer reißenden Bewegung nur nachgeſchleppt, ſie ſind nur die Nachzügler, nicht die Vorwärtsmänner und Führer des Fortſchritts, und ſie ſtänden nicht einmal da, wo ſie jetzt ſtehen, wenn ſie hätten darauf warten wollen, daß ſie die Auflöſung ihrer Satzungen mitten in die Bewegung der neueren Kultur verlegen ſollte. Um ſich in dieſer zu befinden, mußten ſie ſich erſt von dem Alles zerſetzenden Gift der chriſtlichen oder wenn man ſo ſagen will, der antichriſtlichen Bildung und Aufklärung gleichſam anſtecken laſſen.

Das Judenthum und Chriſtenthum ſind ſchon in ihnen ſelbſt, als Re-

ligion, eine Form der Aufklärung und Kritik, und wenn es ihre Bestimmung war, die Menschheit zu beherrschen, so war es auch ihr Loos, an ihnen selbst, an der Aufklärung, die sie enthielten, unterzugehen, und die Aufklärung, die in ihnen religiös paralysirt war, in ihrem Untergange frei zu lassen. Oder mit andern Worten: die Aufklärung, die sie in religiöser Form waren, zerstörte sie, indem sie die religiöse Form zerbrach, um wirkliche, vernünftige Aufklärung zu werden.

Natürlich wird auch unter diesem Gesichtspunkte das Christenthum wieder an der Spitze stehen, da es selbst Nichts anderes als das an seiner eigenen Aufklärung untergegangene Judenthum, d. h. die religiöse Vollendung der Aufklärung ist, welche das Judenthum enthielt.

Der Mensch wird als Glied eines Volkes geboren und ist dazu bestimmt, Bürger des Staats zu werden, dem er durch seine Geburt angehört; seine Bestimmung als Mensch geht aber weiter als die Grenze des Staats, in dem er geboren ist. Die Aufklärung, die den Menschen über die Einfriedigung in das Staatsleben erhebt und mit dem einzelnen und allen einzelnen Staaten entzweit, drückte das Judenthum in der religiösen Form aus, daß es hasse; alle Staaten und Völker sind vor dem Einen, vor Jehova unberechtigt und haben kein Recht zu bestehen. Nur gegen sich selbst, gegen das Eine Volk wollte das Judenthum mit dieser Aufklärung nicht Ernst machen: Ein Volk ließ es als das einzig berechtigte bestehen und stiftete damit gerade das beschränkteste und abenteuerlichste Volks- und Staatsleben.

Das Christenthum führte die religiöse Aufklärung, welche das Judenthum begonnen hatte, zu Ende: es strich auch das Eine noch stehen gebliebene Volk aus der Liste der Völker, erklärte es geradezu für das verworfene Volk, hob alle Volks- und Staatsverhältnisse auf und proclamirte die Freiheit und Gleichheit aller Menschen.

Die Proclamation, mit der es auftrat, ist also dieselbe, mit welcher das Werk der neueren Aufklärung und zugleich der Schöpfer derselben, das freie und unendliche Selbstbewußtsein, sich der Welt ankündigt und allen Schranken und Privilegien den Krieg ansagt. Das Selbstbewußtsein ist weder der Bauer, noch Bürger, noch Edelmann, vor ihm sind Juden und Heiden gleich, es ist weder nur deutsch, noch nur französisch; es kann nicht zugeben, daß es Etwas geben könne, was von ihm schlechthin getrennt sei oder über ihm stehe, es ist die Kriegserklärung und der Krieg selbst, ja, wenn es sich zum wirklichen Selbstbewußtsein vollendet hat, der Sieg über Alles, was als Monopol, als Privilegium und ausschließlich für sich gelten will. Klagt also nicht über seine zerstörende Gewalt, es will und wirkt, was das Christenthum, für welches ihr kämpft, auch wollte und nur falsch ausführte, weil es dasselbe in religiöser Form ausführen wollte.

Die religiöse Aufhebung ist immer oberflächlich, weil sie die Verhältnisse, die sie auflöst, nicht von innen, durch ihre eigene Dialektik und durch den wissenschaftlichen, theoretischen Beweis, sondern nur dadurch auflöst, daß sie sich einfach über sie erhebt, sie roh und kurzweg läugnet, also im Grunde noch bestehen und schlecht genug bestehen läßt, ja sich so wenig von ihnen losreißen kann, daß sie dieselben noch wieder, aber freilich in einer abenteuerlichen Form herstellt. Sie ist die Erhebung in die Luft, ins Phantastische, und ist demnach die phantastische Wiederspiegelung dessen, worüber sie sich weit erhaben dünkt. So ist das eheliche Verhältniß, welches das Christenthum auflöst, als die Ehe der Gemeinde mit ihrem Herrn oder im Verhältniß der Himmelsbraut zu dem Himmel, oder in der Schwärmerei des Mönchs für die himmlische Jungfrau und der Nonne für den Bräutigam, dem sie sich gelobt hat, wiederhergestellt. Die Ständeunterschiede leben wieder auf in den Stänken der nur Berufenen, der Auserwählten und derjenigen, die nach dem unerforschlichen und willkürlichen Rathschlusse des Allerhöchsten verdammt sind: die religiösen Stände beruhen eben so auf der Natur wie die politischen, nur aber auf einer chimärischen Natur. Der Staat, und zwar der despotische Staat erscheint wieder in der Heerde, die für sich willenlos ihrem Einen Herrn unterworfen ist, sogar der Gegensatz der Staaten und Reiche ist wieder erwacht in dem Gegensatze, in welchem das Himmelreich zu dem Reiche dieser Welt steht, die Fürsten liefern sich noch Schlachten, wenn der Himmelsfürst und der Fürst dieser Welt sich unaufhörlich und an allen Orten bekämpfen, und der Haß und die Feindschaft der Völker sind wieder angefacht, wenn die Schafheerde und die Schaar der Böcke, die linke und die rechte Seite sich gegenüberstehen und sich gegenseitig als schlechthin fremd, als den reinen Gegensatz betrachten müssen.

Die Religion ist der Widerspruch, daß sie alles, wonach ihr Wille trachtet, verneinen, was sie verneinen will, chimärisch befestigen, und was sie zu geben verheißt, versagen muß. Sie verneint die natürlichen Unterschiede der Stände und Völker und macht sie nur phantastisch, sie verneint das Privilegium und stellt es in der ausschließlichen Herrschaft des Einen und in dem Vorrecht der willkürlich Auserwählten wieder her; sie verneint die Sünde und schließt Alles unter die Sünde, sie erlöst von der Sünde und macht alle Menschen zu Sündern; sie will Freiheit und Gleichheit geben und versagt sie, ja stiftet eine Oekonomie der Ungleichheit und Unfreiheit.

Sie kann nicht wirklich aufheben, was sie verneinen will, weil sie sich nicht mit dem wirklichen Selbstbewußtsein, sondern mit einem vereinigen exaltirten, also ohnmächtigen Willen und mit der Phantasie dagegen richtet.

Sie kann nicht wirklich geben, was sie zu geben verspricht, weil sie es eben nur geben, aber nicht erarbeiten, erobern will. Gleichheit und Freiheit, die nur gegeben, nicht erarbeitet werden, sind die Ungleichheit und Unfreiheit selbst, weil sie das Privilegium und die Knechtschaft nicht durch die Arbeit, durch wirklichen Kampf aufgehoben werden, also vielmehr bestehen lassen.

An diesem Widerspruch geht die vollendete Religion unter. Sie reizt das Verlangen nach Gleichheit, welches gegen die Privilegien zu Felde ziehen will, aber stillt es nicht, indem es den Feldzug nicht einmal zugibt und den Feind der Gleichheit vielmehr unsterblich und göttlich macht. Sie will Freiheit geben, aber gibt sie nicht nur nicht, sondern vielmehr die Ketten der Sclaverei.

Was sie will und wozu sie reizt, ist aber der Wille der Menschheit und der Gegenstand ihres Verlangens. Die Religion muß also, wenn er endlich ausgeführt wird, nach ihrem eigenen Willen untergehen. Die Ausführung ihres Willens ist aber die Aufklärung, die Kritik, das befreite Selbstbewußtsein, welches nicht flieht, wie sie, sich nicht in die phantastische Wiederspiegelung dieser Welt erhebt, sondern sich durch die Welt durchschlägt und den Kampf mit den Schranken und Privilegien wirklich durchführt.

Das Christenthum ist diejenige Religion, die der Menschheit das Meiste, nämlich Alles, verheißen, aber auch das Meiste, nämlich wiederum Alles, versagt hat. Es ist demnach die Geburtsstätte der höchsten Freiheit, wie es die Macht der größten Knechtschaft war. Seine Auflösung durch die Kritik, d. h. die Auflösung seiner Widersprüche ist die Geburt der Freiheit und selbst der erste Act dieser höchsten Freiheit, die sich die Menschheit erobert, erobern mußte und nur im Kampfe gegen die Vollendung der Religion erobern konnte.

Das Christenthum steht demnach weit über dem Judenthum, der Christ weit über dem Juden, und seine Fähigkeit, frei zu werden, ist bei weitem größer, als die des Juden, da die Menschheit auf dem Standpunkte, wo er sich als Christ befindet, an dem Punkte angelangt ist, wo eine durchgreifende Revolution alle Schäden, die die Religion überhaupt angestiftet hat, heilen wird, und die Elasticität der Kraft, die sie dieser Revolution entgegen führt, unendlich ist.

Der Jude steht tief unter diesem Standpunkte, also auch tief unter dieser Möglichkeit der Freiheit und einer Revolution, welche das Geschick der gesammten Menschheit entscheidet, weil seine Religion nicht durch sich selbst für die Geschichte bedeutend ist und in die Weltgeschichte eingreifen kann, sondern nur durch ihre Auflösung und Vollendung im Christenthum praktisch und weltgeschichtlich werden konnte.

Der Jude will frei werden: daraus folgt aber nicht, daß er Chriſt werden muß, um der Möglichkeit der Freiheit näher zu kommen. Knechte und Leibeigene ſind ſie beide, der Jude wie der Chriſt, und wenn die Aufklärung dahinter gekommen iſt, daß das Judenthum wie das Chriſtenthum die Leibeigenſchaft des Geiſtes ſind, dann iſt es zu ſpät: dann iſt die Einbildung und Selbſttäuſchung, daß der Jude durch die Taufe zum freien Manne und zum Staatsbürger werden könne, nicht mehr möglich, wenigſtens kann ſie nicht mehr aufrichtig ſein. Er vertauſcht nur den einen privilegirten Stand mit dem andern, den einen, der mit mehr Plackereien verbunden iſt, mit dem andern, der vortheilhafter ſcheint, aber ihm die Freiheit und Staatsrechte, weil ſie der chriſtliche Staat ſelbſt nicht kennt, nicht ertheilen kann. Der größere Vortheil, der mit dem privilegirten Stand des Chriſten verbunden iſt, kann manchen Juden dazu bewegen, ſich der Taufe zu bedienen, um ſeine Stellung im chriſtlichen Staate für ſich vortheilhafter zu machen; aber die Taufe macht ihn nicht frei, und wenn ſämmtliche Juden das chriſtliche Glaubensbekenntniß ablegen wollten, ſo würde die Macht des Chriſtenthums daraus keinen Zuwachs erhalten.

Es iſt zu ſpät. Das Chriſtenthum wird keine Eroberungen mehr machen, die auch im entfernteſten wichtig und bedeutend genannt werden können. Die Zeit der weltgeſchichtlichen Eroberungen, die ihm ganze Völker gewannen, iſt für immer vorüber, da es den Glauben an ſich ſelbſt verloren und ſeine geſchichtliche Aufgabe vollſtändig erfüllt hat.

Wenn ſie frei werden wollen, ſo dürfen ſich die Juden nicht zum Chriſtenthum bekennen, ſondern zum aufgelöſten Chriſtenthum, zur aufgelöſten Religion überhaupt, d. h. zur Aufklärung, Kritik und ihrem Reſultate, der freien Menſchlichkeit.

Die geſchichtliche Bewegung, welche die Auflöſung des Chriſtenthums und der Religion überhaupt als eine vollendete Thatſache anerkennen und der Menſchheit den Sieg über die Religion ſichern wird, kann nicht mehr lange ausbleiben, da das Selbſtbewußtſein der Freiheit ſich allen beſtehenden Verhältniſſen entzogen hat, in totalem Widerſpruch mit denſelben ſteht und die ungeſchickten und ohnmächtigen Maßregeln, die man von Seite des Beſtehenden gegen daſſelbe ergreift, ihm nur immer neue Siege und Eroberungen gewinnen.

Die Völker, die ſich an die Spitze dieſer Bewegung ſtellen werden, werden nicht mehr das Evangelium von dem Einen, der alle Menſchen unter die Sünde beſchloſſen hat, ſondern die Botſchaft von der Menſchlichkeit und befreiten Menſchheit den andern noch gefangen gehaltenen Völkern und Welttheilen bringen. Die Kreiſe und Völker, die ſich dieſer Bewegung nicht anſchließen und den Glauben an die Menſchheit nicht annehmen wol-

len, werden ſich ſelbſt beſtrafen, indem ſie ſich bald überflügelt, außerhalb die Geſchichte geſtellt und auf die Stufe der Barbaren und der Paria's verſetzt ſehen werden.

Wenn das am grünen Holz geſchieht, was wird am dürren geſchehen? Wenn die Zukunft der Chriſten, die im Chriſtenthume ſtehen bleiben wollen, alſo auch von der Entwickelung der Menſchheit unendlich überholt werden, von der Beſchaffenheit und ſo trübe iſt, was kann die Zukunft der Juden ſein, die auf einem noch untergeordneten Standpunkte ſtehen und auf ihm ſtehen bleiben wollen?

Sie mögen ſelber zuſehen: ſie werden ſich ſelber ihr Geſchick beſtimmen; die Geſchichte aber läßt mit ſich nicht ſpotten. Die Pflicht des Chriſten iſt es, das Reſultat der Entwickelung des Chriſtenthums, die Auflöſung deſſelben und die Erhebung des Menſchen über den Chriſten aufrichtig anzuerkennen, d. h. aufzuhören, Chriſt zu ſein, um Menſch und frei zu werden. Der Jude dagegen muß das chimäriſche Privilegium ſeiner Nationalität, ſein phantaſtiſches, bodenloſes Geſetz — ſo ſchwer ihm das Opfer fallen mag, da er ſich ganz und gar aufgeben und den Juden verneinen muß — der Menſchheit, dem Reſultat der Entwickelung und Auflöſung des Chriſtenthums, zum Opfer bringen. Er braucht ſich nicht mehr das Dementi zu geben, daß er ſeine Religion einer andern aufopfert. Was er aber zu thun hat, iſt mehr und ſchwerer, als nur eine Religion mit der andern zu vertauſchen.

Der Chriſt und der Jude müſſen mit ihrem ganzen Weſen brechen: aber dieſer Bruch liegt dem Chriſten näher, da er aus der Entwickelung ſeines bisherigen Weſens unmittelbar als ſeine Aufgabe hervorgeht; der Jude dagegen hat nicht nur mit ſeinem jüdiſchen Weſen, ſondern auch mit der Entwickelung der Vollendung ſeiner Religion zu brechen, mit einer Entwickelung, die ihm fremd geblieben iſt und zu der er Nichts beigetragen hat, ſo wie er auch die Vollendung ſeiner Religion als Jude weder herbeigeführt noch anerkannt hat. Der Chriſt hat nur Eine Stufe, nämlich ſeine Religion zu überſteigen, um die Religion überhaupt aufzugeben; der Jude hat es ſchwerer, wenn er zur Freiheit ſich erheben will.

Vor dem Menſchen iſt aber Nichts unmöglich.

Heidenlied.

Wie lebten doch die Heiden
So herrlich und so froh!
Das war ein Volk von Seiden,
Wir sind ein Volk von Stroh;
Entführt' ein Ochs ein schönes Kind
Zuweilen auch — doch glaubet mir:
Die Heiden waren nicht so blind,
Nicht halb so blind, als wir.

Die Heiden, 's ist doch schade
Um solch ingenium;
Sie heißen Vier gerade
Und nahmen Fünf für krumm;
Auch hatt' die Jungfernschaft ein End',
Sobald die Magd ein Kind gebar,
Dieweil das N. T.
Noch nicht erfunden war.

Sie thaten, was sie mochten,
Die Frechheit war enorm;
Sie regten, wenn sie fochten,
Auch ohne Uniform;
Sie hatten keine Polizei
Und tranken lieber Wein, als Bier.
Wie waren doch die Heiden frei,
Die Heiden; — aber Ihr?

Und von Achill und Hektor,
Wie's im Homerus steht,
Bis zu dem letzten Rektor
Der Universität,
Da gab's kein Buch in ganz Athen
O schreckliche Verworfenheit!
Man wurde vom Spazierengehn
Und von der Luft gescheidt.

Wie wußten ſie die Tatzen
Den Pfaffen abzuhau'n!
Die durften nur nach Spatzen,
Nicht nach den Weibern ſchau'n;
Den Prinzen gar erging es ſchlecht,
Die fanden kaum ein Nachtquartier;
Wie hatten doch die Heiden Recht,
Die Heiden! — aber Ihr?

Die Heiden, ach! die Heiden,
Die keine Chriſten ſind,
Sie ſpinnen doch die Seiden
Für manch' ein Chriſtenkind;
D'rum lebe hoch das Heidenpack
Und jeder ächte Heidenſtrick,
Homerus mit dem Bettelſack
Und ihre Republik!

G. Herwegh.

Socialismus und Communismus

Vom Verfaſſer der europäiſchen Triarchie.

— Wenn es wahr iſt, daß unſere Zeit noch immer an dem Gegenſatze von Theorie und Praxis leidet, daß die objektive Welt, welche der Gegenwart aus der Vorzeit überkommen iſt, mit der ſubjektiven unſerer modernen Gefühle und Ideen im Widerſpruche ſteht: ſo iſt in keinem civiliſirten Lande dieſe Krankheit gefährlicher, dieſer Widerſpruch ſchneidender, als in Deutſchland. — Zu welcher Tiefe der Empfindung, zu welcher Klarheit des Bewußtſeins haben die Herren der deutſchen Literatur Geiſt und Gemüth ihrer Landsleute herangebildet? Im Himmel unſerer Ideen herrſcht kein Vorurtheil, keine Art von Haß mehr — da wird die Würde des Menſchen auf's Vollſtändigſte anerkannt, da werden ſeine ewigen Rechte proklamirt; da ſind alle Menſchen Brüder und Genoſſen Einer Familie, da exiſtiren keine dem blinden Egoismus barbariſcher Zeiten entſprungene Inſtitutionen mehr, ja, da herrſcht die abſoluteſte Gleichheit — und welche Sophismen auch der in unſerer Außenwelt verkörperte Egoismus gegen dieſe abſolute Gleichheit der Menſchen vorbringen, wie ſehr er ſich abmühen mag, das Weſentliche am Menſchen mit dem Zufälligen an ihm, das Normale mit dem Abnormen, kurz, die wahre Natur des Menſchen, den Geiſt, mit ſeiner noch unwahren, rohen Natur zu vermengen und zu verwechſeln, um am Ende zu dem Schluſſe zu gelangen, es gebe eben ſo viele verſchiedene Menſchennaturen, als es verſchiedene Individuen gibt: in unſerm tiefſten Innern ſind wir doch von der weſentlichen Gleichheit aller Menſchen überzeugt. Wir fühlen dies mit unſern größten Dichtern, wir erkennen es mit unſern erhabenen Denkern. Ja, Deutſchland iſt in der Theorie am weiteſten — aber leider auch nur in der Theorie. Der Deutſche iſt zu geiſtig, zu allgemein, um auf beſtimmte, concrete Lebensverhältniſſe einzugehen. Er iſt ſo eminent unpraktiſch, daß er nicht einmal den Verſuch wagt, ſeine Ideen ins Leben einzuführen. Seine edelſten Gefühle, ſeine erhabenſten Gedanken betrachtet er als ſchöne Träume, als „Ideale", und während andere Nationen durch ihre Thaten oft ihre eigenen Ideen überflügeln — wie z. B. die franzöſiſche in der erſten Revolution — wagt es die deutſche nicht, den Saum ihrer Gefühle und Gedanken mit praktiſchen Händen zu erfaſſen. Während wir

ſo die freieſten Menſchen, die reinſten Demokraten, die radikalſten Communiſten ſind, ertragen wir daneben die Zerriſſenheit unſerer Wirklichkeit ganz friedlich. Wir dulden Alles und ſehen von unſerm erhabenen philoſophiſchen Standpunkt oder gar mit religiöſer Reſignation auf die ſchlechte Wirklichkeit herab. Indem wir uns nicht zutrauen, unſere Ideen ins Leben einzuführen, wenden wir unſere Augen von der Gegenwart ab, dem Jenſeits der Zukunft zu. Nirgends hat die Religion des Jenſeits einen beſſern Boden gefunden, als in Deutſchland. Nirgends hat gegenwärtig die Philoſophie der That mit größern Hinderniſſen zu kämpfen, als bei uns, die wir noch immer an der mittelalterlichen Weltkrankheit, an dem Gegenſatze von Praxis und Theorie, von Politik und Religion, von Diesſeits und Jenſeits laboriren.

Und doch kann die Philoſophie der That ihr Prinzip nur von Deutſchland erhalten. Nur da, wo die Philoſophie überhaupt es bis zu ihrem Culminationspunkt gebracht hat, kann ſie über ſich ſelbſt hinaus und zur That übergehen. Der nur im Geiſte und durch den Geiſt entſtandene Gegenſatz von Diesſeits und Jenſeits kann prinzipiell auch nur im Geiſte und durch den Geiſt wieder überwunden werden. — Wirklich iſt die deutſche Philoſophie bereits zum Prinzip der Neuzeit durchgedrungen und Philoſophie der That geworden; aber noch ſtehen wir erſt am Anfange dieſes wichtigen, geiſtigen Prozeſſes, noch ſind es nur Wenige, die den Muth haben, die Schärfe des Gedankenſchwertes der Außenwelt zuzukehren. Einige abſtrahiren noch ganz und gar vom Leben; Andere, die es ſchon zu nahe an ſich heran kommen ließen, um es ignoriren zu können, ſuchen ſich, ſo gut es eben gehen will, mit demſelben abzufinden, und da ſie zu ſchwach ſind, die Wirklichkeit dem Selbſtbewußtſein gemäß zu geſtalten, kehren ſie ihre Waffe gegen ſich ſelbſt und machen den ſelbſtmörderiſchen Verſuch, ihr eigenes Bewußtſein nach der ſchlechten Wirklichkeit zu modeln. Zu den Letztern gehört Stein *), deſſen Beſtrebungen über eine tief in das Weſen der modernen Welt eingreifende Erſcheinung ein richtiges Urtheil zu gewinnen, hier näher beleuchtet werden ſollen. Hierzu aber müſſen wir vorab uns ſelbſt über das Weſen dieſer Erſcheinung, ſo wie über deren innere Beziehung zur Philoſophie und zum modernen Geiſtesleben überhaupt ein richtiges Urtheil zu verſchaffen ſuchen.

Das vorige Jahrhundert iſt noch nicht bis zum Grundprinzip der Neuzeit hindurch gedrungen, obgleich es dieſem Prinzipe, der abſoluten Einheit alles Lebens, den Weg zu den Culturſtaaten Europa's dadurch bahnte, daß

*) Siehe ſ. Buch: der Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs. Ein Beitrag zur Zeitgeſchichte von L. Stein. Dr. der Rechte. Leipzig bei Otto Wigand.

es ſich polemiſch und kritiſch gegen die mittelalterliche Geſtaltung des ſocialen Lebens, gegen Staat und Kirche verbiet. Indem es aber über Religion und Politik Aufklärung verbreitete, ließ es doch die Baſis dieſer Doppelerſcheinung unangetaſtet und begnügte ſich damit, die „Mißbräuche“, die ſich in Kirche und Staat — wie es wähnte, aus Böswilligkeit oder Dummheit der Lenker dieſer Inſtitute — eingeſchlichen haben, zu beleuchten und dagegen eine „vernünftige“ Religion und „rechtliche“ Politik zu empfehlen. — Wie die Aufgabe des vorigen Jahrhunderts eine doppelte war, ſich einem doppelten Zwecke zuwandte, einem religiöſen und einem politiſchen, ſo theilten ſich auch zwei Nationen in dieſe Arbeit: die deutſche warf ſich hauptſächlich auf das religiöſe, die franzöſiſche vorzüglich auf das politiſche Gebiet. Dort bildet Kant, hier die Revolution das Ziel und Ende des vorigen Jahrhunderts. Von nun an beginnt in der Geſchichte der Neuzeit eine neue Periode. Das vorige Jahrhundert wollte einen neuen Staat, den Rechtsſtaat, und eine neue Religion, die Vernunftreligion, gründen. Doch kaum hatte es ſeinen negativen Zweck, den Umſturz der alten Religion und Politik, in der Wirklichkeit erreicht, ſo zeigte ſich auch ſchon der innere Widerſpruch ſeiner weitern Beſtrebungen. Jede Politik, ſie mag eine abſolutiſtiſche, ariſtokratiſche oder demokratiſche ſein, muß nothwendig, ihrer Selbſterhaltung wegen, den Gegenſatz von Herrſchaft und Knechtſchaft aufrecht erhalten; ſie hat ein Intereſſe an den Gegenſätzen, denn ihnen verdankt ſie ihr Daſein — ſo wie mit der himmliſchen Politik, mit der Religion, nicht mit dieſer oder jener, ſondern mit der Religion überhaupt, die Geiſtesknechtſchaft nothwendig verknüpft iſt; denn auch ſie kann den Menſchen nicht zur Freiheit (des Geiſtes) kommen laſſen, ohne ſich ſelbſt zu negiren, auch ſie hat ein Intereſſe daran, daß das Göttliche, die Sittlichkeit, dem Menſchen ein Jenſeitiges, ein Aeußerliches bleibe, daß er im Streben nach dieſem Ziele verharre, da mit der Erreichung deſſelben ihr eigenes Daſein aufhört. — Nun negirte zwar das vorige Jahrhundert den alten Staat, aber nicht den Begriff des Staates überhaupt, nicht den Gegenſatz der auseinandergehenden, abſtrakten Perſönlichkeiten mit ihrem ganzen egoiſtiſchen Anhängſel, ſomit nicht die Nothwendigkeit einer äußerlichen Regierung oder Beherrſchung derſelben. Man ſuchte das Uebel des Staates, wie der Religion, nicht im Weſen dieſer Inſtitute, ſondern in der zufälligen Form derſelben, oder in der Bosheit oder Dummheit der Staatsgewalten und Kirchenhäupter — und als man nun den „Rechtsſtaat“ und die „Vernunftreligion“ gründen wollte, erſchrack man nicht wenig, hinter der ganzen ſcharfen und ſcharfſinnigen Verſtandeskritik keinen einzigen poſitiven, organiſchen Gedanken zu erblicken. Die Religion war „aufgeklärt“, aber die Vernunft ſträubte ſich auch gegen jede neue Re-

ligionsform; die Politik des ancien régime, die alte Regierungsform war gestürzt, aber kein neuer „Rechtsstaat" wollte sich consolidiren. Seit Kant und der französischen Revolution suchte man vergebens nach einer vernünftigen und gerechten Basis für Staat und Kirche — aus dem sehr einfachen Grunde, weil diese mittelalterlichen Formen des socialen Lebens weder auf Vernunft, noch auf Gerechtigkeit gegründet, sondern ganz naturwüchsig aus den blinden Kämpfen des Egoismus und dem Bedürfniß des egoistischen Individuums entstanden sind. — Während man inzwischen im öffentlichen Leben vergebens nach neuen Formen der gestürzten mittelalterlichen Institutionen strebte und eine Form die andere verdrängte, ohne daß die letzte dem modernen Geiste mehr Befriedigung bot, als die erste, bildeten sich im Stillen, und in der That ganz polizeiwidrig, neue Ideen aus, die sich nicht nur kritisch der Vergangenheit, sondern auch organisirend der Zukunft gegenüber verhielten. Man fing an, sich dem Grundprinzip der modernen Welt zuzuwenden. In Deutschland sprach Fichte zuerst, freilich noch etwas roh und wild, die Autonomie des Geistes aus; in Frankreich sehen wir Babeuf die erste und daher ebenfalls noch rohe Gestalt eines einheitlichen Sociallebens auftauchen. Oder populär ausgedrückt: Von Fichte datirt in Deutschland der Atheismus — von Babeuf in Frankreich der Communismus, oder, wie jetzt Proudhon sich präziser ausdrückt, die Anarchie, d. h. die Negation jeder politischen Herrschaft, die Negation des Begriffes Staat oder Politik.

Es ist hier das wesentlich neue Element hervor zu heben, welches mit Fichte und Babeuf in Deutschland und Frankreich sich zu entwickeln begann. Während das allgemeine Bewußtsein von nun an nur noch an der Errungenschaft des vorigen Jahrhunderts zehrt, so daß noch heute in Deutschland Alles, mit wenigen Ausnahmen, unbewußt oder bewußt nach den Kantischen Verstandeskategorien denkt und die „Religion innerhalb der Gränzen der reinen Vernunft" (des abstrakten Verstandes) noch immer als das große Strebeziel der Zeit betrachtet wird — in Frankreich dagegen Nichts populärer ist, als der „Rechtsstaat" mit seiner „Volksvertretung", seiner Gleichheit vor dem Gesetze" und seinen sonstigen Fiktionen — während dessen, sagen wir, entwickelt sich auf beiden Seiten des Rheines — in Deutschland und Frankreich — ganz im Stillen das Prinzip der Zukunft. — Man betrachtet gewöhnlich irrthümlicherweise Kant als den Begründer der deutschen Philosophie und ein geistreicher Poet-Philosoph, Heinrich Heine, zog sogar eine Parallele zwischen den verschiedenen Phasen der französischen Revolution und der deutschen Philosophie, wo er Kant und Robespierre, Fichte und Napoleon, Schelling und die Restauration, Hegel und die Julirevolution als analoge Erscheinungen neben einander stellte. Der wahre Be-

gründer der deutschen Philosophie aber, wenn man nun einmal einen persönlichen Repräsentanten für den Zeitgeist genannt haben will, ist kein Anderer, als derjenige, dessen Weltanschauung eben so sehr der französischen Socialphilosophie zu Grunde liegt — Spinoza — und was die Heinesche Analogie betrifft, so sind nur Kant und Robespierre, d. h. die religiöse Revolution, analoge Erscheinungen. Die deutsche Philosophie aber, die positive Entwickelung der Geistesfreiheit, dieser Prozeß, der mit Fichte begann und mit Hegel endete, hat mit den weitern Experimenten der französischen Politik so wenig Gemeinschaftliches im Prinzip, daß in der That die Phantasie eines Dichters dazu gehört, um hier Analogien heraus zu finden. Desto analoger aber, ja wesentlich identisch ist die deutsche Philosophie, die bis Hegel nur eine esoterische Wissenschaft war und erst jetzt als spekulativer Atheismus ihre Wirkung aufs Leben auszuüben beginnt, und die französische Socialphilosophie, die in gleicher Weise erst jetzt, nach St. Simon und Fourier, sich von der Schule befreit und als wissenschaftlicher Communismus ins Volk einzudringen anfangt. Die Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Erscheinungen ist keine poetische, sondern eine philosophisch nachweisbare. Nachdem nämlich der Babeuf'sche Communismus und der Fichte'sche Idealismus sich durch ihren eignen Nihilismus zu Grunde gerichtet hatten, sehen wir in Deutschland Schelling und Hegel, in Frankreich St. Simon und Fourier erstehen. Das Prinzip der Neuzeit, die absolute Einheit alles Lebens, welches sich in Deutschland als abstrakter Idealismus, in Frankreich als abstrakter Communismus manifestirt hatte, treibt nun seinen concreten Inhalt aus sich heraus. Schelling und St. Simon gelangen als Gefühlsmenschen durch unmittelbare Anschauung zu ihren Resultaten und geben sie als solche, ohne sie zuerst durch die Dialektik der Spekulation zu vergeistigen, der erstaunten Welt preis, welche mehr durch Ueberredung, als durch Ueberzeugung für dieselben gewonnen wird; es ist aber eben darum noch nicht das wahre, weil es noch nicht das auf wissenschaftlichem Wege gewonnene Resultat ist. Das Prinzip der Neuzeit gewinnt zwar jetzt schon in den verschiedenen Gebieten, die es in Deutschland und Frankreich betritt, einen festen Boden — es wird eine Macht und vor ihrem belebenden Hauche verschwinden die todten, starren Gegensätze der schlechten Wirklichkeit, hier im socialen Leben, dort in der Natur. Aber diese Macht hat noch nicht ihre Berechtigung gewonnen, sie hat sich noch nicht vor dem Geiste gerechtfertigt — und obgleich sie, eben ihrer Unmittelbarkeit wegen, die Herzen schneller hinreißt und bei der für alles Gute und Große empfänglichen Jugend raschern Anklang findet, als die gleichzeitig auftauchenden, in strengwissenschaftlicher Form aufgestellten Lehren Hegels und Fouriers, so muß sie doch am Ende der höhern Macht der

Wiſſenſchaft das Feld räumen. — Wenn man die Schriften jener auf ſcheinbar ganz verſchiedenen Gebieten arbeitenden und in keinerlei äußern Beziehung ſtehenden Schriftſteller, ſo wie die Schickſale ihrer Theorien vergleicht, iſt man erſtaunt über die Aehnlichkeit derſelben. Dieſe Aehnlichkeit erſtreckt ſich bei Hegel und Fourier bis auf die Bildung neuer Wörter und Wortfügungen, und von St. Simon, der freilich nicht, wie ſein deutſcher Geiſtesgenoſſe Schelling, ſich ſelbſt überlebte, darf man kühn behaupten, daß, wenn er heute noch fortvegetirte, er eben ſo, wie Schelling, ſich den Conſervativen anſchließen würde, wie das ja auch bei ſeinen vorzüglichſten Schülern, z. B. Michel Chevalier, wirklich der Fall iſt. — Es iſt eine weſentlich gleiche Arbeit, die der deutſche und franzöſiſche Geiſt über ſich genommen, und wem noch ein Zweifel über das einige Grundprinzip übrig bleibt, aus dem in Deutſchland die Lehre von der abſoluten Geiſtesfreiheit, in Frankreich jene der abſoluten ſocialen Gleichheit mit allen ihren Conſequenzen entſtanden, der gehe einen Schritt weiter, als dieſe Theorien, der verfolge noch die praktiſchen Wirkungen derſelben, wie ſie ſich eben jetzt und gerade hier auf der Gränze zwiſchen Deutſchland und Frankreich manifeſtiren — und auch der letzte Zweifel über die gleichen Beſtrebungen Deutſchlands und Frankreichs muß, wie Nebel vor der Sonne, dahin ſchwinden.

Die heutigen Socialtheorien Frankreichs nähern ſich zwar, ſofern ſie praktiſch ins Leben einzugreifen beginnen, wieder dem Babeuf'ſchen Communismus, aber ſie ſind ihrem Weſen nach wirklich eben ſo weit über Babeuf hinaus, wie die heutige deutſche Philoſophie, die in ihrer Energie und Thatenluſt ebenfalls wieder mehr an den Fichte'ſchen Atheismus anknüpft, weſentlich doch über dieſen hinaus iſt. Denn zwiſchen dem Babeuf'ſchen Communismus und dem heutigen liegt die ganze Fülle der franzöſiſchen Socialphiloſophie, wie zwiſchen dem Fichte'ſchen und dem heutigen Atheismus die ganze Dialektik der deutſchen Philoſophie liegt. Die große Idee Fouriers, der den Organismus der Arbeit auf die vollkommenſte Freiheit der Bewegung aller Neigungen gründete, iſt für den heutigen Communismus nicht verloren — und obgleich die Conceſſionen, welche Fourier, wie Hegel, dem Beſtehenden gemacht hat und die auch deren Syſteme äſthetiſch, moraliſch und intellektuell verunſtalten, ein näheres Anſchließen an Fourier und Hegel unmöglich machen, ſo erhält doch gerade im Communismus, im Zuſtande der Gemeinſchaft, die Fourier'ſche Hauptidee erſt ihre wahre Bedeutung und praktiſche Ausführbarkeit, wie andrerſeits die Hegel'ſche Idee der „abſoluten Perſönlichkeit" erſt im Atheismus ihren rechten Sinn erhält und vor falſchen Deutungen bewahrt wird.

Durch Fourier und Hegel wurde der franzöſiſche und deutſche Geiſt zu

dem abſoluten Standpunkte erhoben, auf welchem die unendliche Berechtigung des Subjekts, die perſönliche Freiheit oder die abſolut freie Perſönlichkeit, und das Geſetz der nicht minder berechtigten objektiven Welt, die abſolute Gleichheit aller Perſonen in der Geſellſchaft, keine Gegenſätze mehr, ſondern die beiden ſich gegenſeitig ergänzenden Momente eines und deſſelben Prinzips ſind, des Prinzips der abſoluten Einheit alles Lebens. — Der ſehr populäre Einwurf, der dem Communismus bisher, namentlich vom franzöſiſchen Geiſte gemacht wurde, daß nämlich der Zuſtand der Gemeinſchaft, in welcher die abſoluteſte Freiheit aller Menſchen und jeder Thätigkeit herrſchen ſoll, ohne daß ein äußeres Geſetz, eine Regierung irgend welcher Art, dieſe Freiheit vor Willkür ſchütze — daß ein ſolcher ſocialer Zuſtand ein „idealer" ſei und keine Menſchen, ſondern „Engel" vorausſetze, dieſer ſehr verſtändige Einwurf iſt hier beſeitigt. Fourier und Hegel haben erkannt, daß es nur Eine menſchliche Natur, wie überhaupt nur Ein Prinzip des Lebens gibt, nicht aber ein gutes und ein böſes, Engel und Teufel, tugendhafte und laſterhafte Menſchen — und indem Fourier mit dieſer höhern Lebensanſchauung an die ſocialen Zuſtände herantrat und es auf dieſelben anwandte, fand er, daß jede Neigung gut iſt, wenn ſie nur nicht durch äußere Hinderniſſe gehemmt oder umgekehrt auch durch Reaktion krankhaft gereizt wird, ſondern vollkommen frei hervortreten und ihre Thätigkeit appliziren kann. — Es iſt dies das Geheimniß, welches Spinoza ſchon in ſeiner Ethik ausgeſprochen hat, das aber erſt durch Fourier ſeine Bedeutung für die objektive Welt der menſchlichen Geſellſchaft, wie es andrerſeits durch Hegel erſt ſeine wahre Bedeutung für die ſubjektive Welt des menſchlichen Geiſtes gewonnen hat. Wie nämlich Fourier das Problem der ſocialen Gleichheit gelöst und den populär-verſtändigen Einwurf, als ſetze die abſolute Gleichheit „Engel" voraus, beſeitigte, ohne daß er ſelbſt den großen Dienſt, den er dem Communismus hierdurch geleiſtet hatte, zu ahnen ſchien — da er ſich ja ausdrücklich gegen die Negation des Eigenthums verwahrte — ſo hat Hegel das Problem der perſönlichen Freiheit gelöst und hierdurch — eben ſo unwillkürlich, wie es ſcheint — einen andern Einwurf beſeitigt. Der noch nicht durchgebildete deutſche Geiſt nämlich ſträubte ſich gegen eine Geſellſchaft, in welcher jedes perſönliche Eigenthum und ſomit auch, wie er wähnte, jede perſönliche Freiheit vernichtet ſei. Durch Hegel kam aber der deutſche Geiſt zu der Erkenntniß, daß die Freiheit der Perſon nicht in der Eigenthümlichkeit des Einzelnen, ſondern in dem allen Menſchen Gemeinſchaftlichen zu ſuchen ſei. Jeder Beſitz, der nicht ein allgemein menſchlicher, ein allgemeines Gut iſt, kann meine perſönliche Freiheit nicht fördern — ja, nur dasjenige iſt wahrhaft mein eignes, unverletzliches Eigenthum, welches zugleich ein allgemeines Gut iſt.

Ein besonderer, individueller Besitz muß mir nothwendig wieder einmal geraubt werden, wie er mir selbst nur durch Beraubung aller Andern eigenthümlich sein kann. — Proudhon hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er auf die Frage: qu'est ce que c'est la propriété? antwortete: la propriété, c'est le vol. — Der französische und deutsche Geist haben das Grundprinzip der Neuzeit zur Wahrheit gemacht. Um aber auch diese Wahrheit im Leben zu verwirklichen, müssen sich jene beiden Momente derselben, die persönliche Freiheit und die sociale Gleichheit, wieder vereinigen. Ohne die absolute Gleichheit, ohne den französischen Communismus einerseits, andrerseits aber ohne die absolute Freiheit, ohne den deutschen Atheismus, kann weder die persönliche Freiheit, noch die sociale Gleichheit eine wirkliche Wahrheit werden. So lange der Zustand der Gegensätzlichkeit und Abhängigkeit in der objektiven Welt noch Erkennung findet, so lange noch die Politik die Welt beherrscht, ist auch eine Befreiung derselben von den Fesseln der himmlischen Politik nicht denkbar. Religion und Politik stehen und fallen mit einander, denn die innere Unfreiheit der Geister, die himmlische Politik, stützt die äußere, und diese wiederum jene. So wie im Communismus, im Zustand der Gemeinschaft, keine Religion denkbar ist, weil sie, das Prinzip der Gegensätzlichkeit und Unfreiheit, nothwendig zur Negation des Communismus treibt — eben so ist umgekehrt im Atheismus, im Zustande der Geistesfreiheit, keine Politik denkbar. Als Robespierre an die Stelle der gestürzten alten, compakten Politik das Phantom einer „freien Politik" setzen wollte, mußte er vor allen Dingen dekretiren, daß der Convent die Existenz eines „höchsten Wesens" anerkenne, d. h. er konnte das Phantom eines „Rechtsstaates" nicht ohne das Phantom einer „Vernunftreligion" ins Leben führen.

Gehen wir nun, nachdem wir das Wesen des französischen Communismus und seine innere Beziehung einerseits zum deutschen Atheismus, andrerseits zum Grundprinzip der modernen Welt aufgefaßt haben, an die Steinsche Darstellung dieser Erscheinung und sehen zu, was er aus dieser Erscheinung gemacht hat!

Stein fühlte, daß Socialismus und Communismus, wie sehr sie auch in mancherlei Beziehung und namentlich darin aus einander gehen, daß jener mehr eine Theorie ist, während dieser unmittelbarer ins praktische Leben eingreift, ferner darin, daß der Socialismus sich im Grunde nur auf die Organisation der Arbeit bezieht, während der Communismus das ganze sociale Leben umfaßt und in ihm eine Radikalreform, die Aufhebung des Privateigenthums, so wie jeder Herrschaft erstrebt — er fühlte, sagen wir, daß trotz dieser Verschiedenheit in den Resultaten des Communismus und Socialismus doch das Grundprinzip beider identisch sei. Theils ihre

gleichzeitige historische Entstehung und Fortbildung, theils ihre unverkennbare innere Beziehung zu einander, da sie beide ihr Hauptaugenmerk auf das Proletariat richten, mußte Stein nöthigen, einen gemeinsamen Grund für beide Erscheinungen zu suchen. Diesen Grund fand er nun in dem demokratischen Geiste, der sich schon vor der Revolution in Frankreich zeigte, mit ihr ins Leben trat, und in und nach derselben sich immer entschiedener ausbildete. Man muß diesem richtigen Instinkte Steins Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ein Anderer hätte vielleicht, statt der Gleichheit, die Freiheit als das Prinzip der heutigen Geistesrichtung in Frankreich aufgestellt und durch diese irrige Auffassung gerade das Charakteristische, was Frankreich den allgemeinen Zeitbestrebungen und namentlich Deutschland gegenüber eigenthümlich ist, ganz aus den Augen verloren. Es ist ganz richtig: die Gleichheit ist das spezifische Element des modernen Frankreichs, und es war nicht zufällig, daß Philipp von Orleans sich den Namen Egalité beilegte. Daß aber dieser Grund nicht allein ausreicht, um die Erscheinungen im socialen Leben des heutigen Frankreichs zu erklären; daß es überhaupt kein letzter Grund, kein Prinzip, sondern nur ein Moment des großen Prinzips ist, welches die moderne Welt bewegt — wenn auch, wie wir bereits zugegeben haben, dieses bestimmte Moment gerade in Frankreich prävalirt; — daß mithin die socialen Bewegungen Frankreichs seit der Revolution keinen zureichenden Grund in ihm haben: das hätte schon ein Blick auf das Wesen der Gleichheit selbst, die ohne Freiheit und Einheit gar nicht denkbar ist, dann aber wiederum ein Blick auf die Revolutionsgeschichte zeigen können, welche zwar die Egalité als ihren Mittel- und Schwerpunkt in den Vordergrund stellte, daneben aber auch die Freiheit und Einheit nie vergaß. Die Liberté, Egalité und Unité bilden überall in der Revolutionsgeschichte die heilige Trias, welche die Herzen entflammte in dem Kampfe gegen Unterdrückung, Ungerechtigkeit und Lüge aller Art. — Stein verschloß seine Augen gegen diese Erkenntniß, weil er sich überhaupt der ganzen Bewegung der Zeit gegenüber nicht als ein Erkennender verhält. Wir dürfen es eben nicht anders als einen glücklichen Instinkt nennen, wenn Stein gerade die Egalité so sehr betont; er fühlte sich von jener demokratischen Bewegung, in deren Mitte er sein Buch schrieb, gleichsam erdrückt — er athmete ihre Luft ein und diese Luft preßt ihm ängstliche Seufzer aus der Brust. Ja, Stein sieht den hereinbrechenden Sturm, der die Grundfesten der Gesellschaft erschüttern wird, voraus, aber nicht weil er die geistigen Elemente kennt, sondern weil er mit ihnen, wie das Thier mit den natürlichen Elementen, in unmittelbarer Berührung steht; die Zukunft erleuchtet ihn daher auch nicht, sondern sie erschreckt ihn nur. Das „Prinzip", von dem er spricht, hat, für ihn wenigstens, keinen

ſoliden Boden; er hat es, wie geſagt, aus der Luft gegriffen oder vielmehr er iſt von der Luft, die in Frankreich mit dem Elemente der Gleichheit geſchwängert iſt, ergriffen worden. — Das wahre Prinzip der franzöſiſchen Geiſtesrichtung liegt tiefer. Die Wahrheit, die ſich einerſeits als ſubjektive Freiheit, andrerſeits als objektive Gleichheit oder Gerechtigkeit manifeſtirt, die Wahrheit, deren weſentliches Merkmal die Einheit, das iſt das eigentliche Prinzip der franzöſiſchen, wie der deutſchen, modernen Geiſtesrichtung. Der gute Stein hat dieſes Prinzip ganz und gar verkannt, deshalb erſchien ihm die franzöſiſche Geiſtesrichtung als eine einſeitige. Einſeitig iſt ſie allerdings, ſie verfolgt eine beſtimmte Seite der Wahrheit, die Seite der Gerechtigkeit, weil ſie eben mehr zur That, als zur Idee berufen iſt. Aber ein Irrthum iſt darum dieſe Richtung keineswegs. Sie hat eine entſchieden ausgeſprochene Beziehung zu ihrem Gegenſatze; ſie iſt ſich dieſer Beziehung bewußt, weil ihr eben das Mittelglied, die Wahrheit oder das Prinzip der Einheit nicht fehlt. Freilich ſchwebt nach Stein's Darſtellung die Egalité in der Luft; man weiß nicht, woher ſie gekommen, daher auch nicht, wo es eigentlich mit ihr hinaus ſoll. Aber was kann Frankreich dazu, daß ein deutſcher „Doktor der Rechte" nicht zum Verſtändniß deſſen kommen kann, was den franzöſiſchen Geiſt bewegt? — Das ganze Stein'ſche Buch iſt im Grunde nichts als ein langer Seufzer — wie man deren ſo häufig von jenen vernimmt, die den poſitiven Gehalt unſrer modernen Beſtrebungen nicht zu erfaſſen vermögen, und dennoch über dieſen Beſtrebungen zu ſtehen vermeinen — die darum die „negativen" Tendenzen der Zeit bejammern, weil ſie nicht im Stande ſind, ihren poſitiven Inhalt zu begreifen.

Der grobe Irrthum, zu dem Stein zunächſt durch ſeine ſchiefe Auffaſſung des franzöſiſchen Geiſtes fortgetrieben wird, beſteht darin, daß er in dem Streben nach Gleichheit nur die rein äußerliche, materielle Richtung auf den Genuß hin erblickt. — Während er ſelbſt den ſogenannten Materialismus unſrer Zeit entſchuldigt, indem er darin nur die erſte Arbeit der abſtrakten Perſönlichkeit ſieht, ſich einen concreten Inhalt zu geben, findet er im Communismus nur das Streben des Proletariats, ſich einen gleichen Genuß mit den Beſitzern zu verſchaffen. Es iſt aber gerade einer der Hauptvorzüge des Communismus, daß in ihm der Gegenſatz von Genuß und Arbeit verſchwindet. Nur im Zuſtande des getrennten Beſitzes iſt der Genuß von der Arbeit unterſchieden. Der Zuſtand der Gemeinſchaft iſt die praktiſche Verwirklichung der philoſophiſchen Ethik, welche in der freien Thätigkeit den wahren und einzigen Genuß, das ſogenannte höchſte Gut erkennt — ſo wie umgekehrt der Zuſtand des getrennten Beſitzes die praktiſche Verwirklichung des Egoismus und der Unſittlichkeit iſt, welche einer-

ſeits die freie Thätigkeit negirt und ſie zur Arbeit des Sklaven herabwürdigt, andrerſeits an die Stelle des höchſten Gutes des Menſchen den thieriſchen Genuß ſetzt als das würdige Ziel jener eben ſo thieriſchen Arbeit. — Stein ſteckt noch mitten in dieſen Abſtraktionen von Arbeit und Genuß, während der Communismus längſt darüber hinaus und — verſteht ſich, im Geiſte ſeiner erſten Repräſentanten — bereits das geworden iſt, was er einſt in der Wirklichkeit ſein ſoll: **Die praktiſche Ethik.** Stein kennt den Communismus nur in ſeiner erſten, rohеſten Geſtalt; was ſeit Babeuf mit der Idee des Communismus vorgegangen iſt, die ſocialiſtiſchen Lehren St. Simons, Fouriers, Proudhons u. ſ. w. betrachtet er nicht als Entwickelungs- und Durchgangsſtufen jener Idee, ſondern iſolirt als ſelbſtſtändige Erſcheinungen, deren Zuſammenhang mit der allgemeinen Idee der Egalité er wohl ahnt, deren ſpecielle Beziehung auf den Communismus ihm aber ſo wenig zum Bewußtſein gekommen iſt, daß er z. B. Proudhon neben Lamennais gruppirt, und ihn, weil er eben nicht weiß, wo er ihn hinſtellen ſoll, zu einem „nebengeordneten Schriftſteller“ macht! Ein Communiſt iſt ihm Proudhon nicht, obgleich er das perſönliche oder Privateigenthum in der ſchärfſten Weiſe kritiſirt und negirt. Nach dem Bilde freilich, welches er, Stein, ſich vom Communismus gemacht hat, kann Proudhon kein Communiſt ſein, denn Proudhon iſt wiſſenſchaftlich! Er kann aber auch kein Socialiſt in dem Sinne Steins ſein, denn er negirt ja das Privateigenthum. Ergo iſt er ein „nebengeordneter Schriftſteller“! — Den eigentlichen Socialismus trennt Stein ganz und gar vom Communismus; er gibt eine magere Abſtraction von St. Simons und Fouriers Theorien, die ſich in bereits erſchienenen deutſchen Ueberſetzungen und vereinzelten Darſtellungen mindeſtens eben ſo gut vorfinden; aber vom weſentlichen Zuſammenhang dieſer und der communiſtiſchen Theorien keine Spur. — Mit ſeiner armſeligen Kategorie der Egalité glaubt er Alles abgemacht zu haben. Abgeſehen hievon iſt das ganze Buch eine ideenloſe Compilation, ein Nebeneinanderaufſtellen von St. Simon, Fourier, Leroux, Lamennais, Proudhon, Babeuf, Cabet u. ſ. w., welche alle in einer gewiſſen Ordnung, in Reihe und Glied, Mann neben Mann, wie preußiſche Kamaſchenhelden aufgepflanzt ſtehen. — Nach der Einleitung hätte Stein ſeine Darſtellung mit Babeuf beginnen müſſen. Dieſe erſte Geſtalt des Communismus ging unmittelbar aus dem Sansculottismus hervor. Die Gleichheit, welche Babeuf im Auge hatte, war daher eine Sansculottengleichheit, eine Gleichheit der Armuth. Reichthum, Luxus, Künſte und Wiſſenſchaften ſollten abgeſchafft, die Städte zerſtört werden; der Rouſſeau'ſche Naturzuſtand war das Phantom, das damals in den Köpfen ſpukte. Das große Feld der Induſtrie war dieſem Communismus

noch eine terra incognita. Es war der abſtrakteſte Communismus; die Gleichheit ſollte auf negativem Wege, durch die Ertödtung jeder Luſt erzielt werden. Es war ein mönchiſcher, ein chriſtlicher Communismus, aber ohne Jenſeits, ohne Hoffnung auf eine beſſere Zukunft. Nur die Naturbedürfniſſe wurden als wirkliche anerkannt, aber gewiß auch nur aus Noth. Hätte man ſich den Menſchen ohne Leib machen können, ſo würde man auch dieſen negirt haben. Da dies nicht anging, ließ man den Ackerbau beſtehen als ein Mittel, die leiblichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Dieſe ärmſte Geſtalt des Communismus konnte ihr Leben nicht in der Theorie friſten, da ſie ſelbſt alle Wiſſenſchaft negirte; ſie mußte ſogleich praktiſch werden. Aber die Wirklichkeit war ſchon auf einer viel höhern Stufe, als dieſer Naturzuſtand, weshalb er denn auch den Kürzern zog. — Die Urſachen, welche zur Zeit des Kaiſerreichs und der Reſtauration die Entwickelung des demokratiſchen Geiſtes äußerlich hemmten, dagegen um ſo ſtärker im Innern der Geſellſchaft den Gegenſatz zwiſchen Bourgeoiſie und Proletariat ausbildeten, wodurch eben jener Geiſt ſich dergeſtalt kräftigte, daß er nach der Julirevolution in reichſter Mannigfaltigkeit hervortreten konnte — werden von Stein mit einer Klarheit und Einfachheit nachgewieſen, die um ſo wohlthuender, je unerquicklicher im Uebrigen die doctrinäre Breite, verbunden mit häufigen Wiederholungen, dem Leſer entgegentreten. Was den letztern Umſtand betrifft, ſo wird z. B. der Zuſammenhang des Communismus mit dem Proletariat bis zum Ueberdruſſe wiederholt. Es iſt dies die einzige lebensvolle Seite, welche Stein dem Communismus abzugewinnen vermag. Wo es ſich dagegen um die Berechtigung der Anſprüche des Proletariats handelt, da ſchlüpft er mit einigen philoſophiſchen Floskeln darüber hinweg, und man ſieht an der Haltungsloſigkeit ſeines Raiſonnements die Unfähigkeit, hier zu einem Verſtändniß zu gelangen. Dieſes Verſtändniß konnte ihm freilich nur durch die Einſicht in den Zuſammenhang des Communismus mit dem Socialismus und der Wiſſenſchaft aufgehen, eine Einſicht, die ihm, wie geſagt, ganz und gar mangelt.

Wie ſich eigentlich Stein die Löſung des ſocialen Problems, deſſen Wichtigkeit er anerkennt, — wie er ſich die endliche Verſöhnung des Proletariats und der Bourgeoiſie oder des Gegenſatzes von Geldariſtokratie und Pauperismus denkt, läßt ſich aus ſeinem Buche, wo zwar über dieſen Punkt viel hin und her raiſonnirt wird, nicht mit Beſtimmtheit erſehen. So viel iſt gewiß, im Communismus, den er nicht begreift, ſieht er nur ein Schreckbild, aber keine Verſöhnung. Er muß alſo eine Vermittlung der Gegenſätze im Zuſtande der Gegenſätzlichkeit für möglich halten. Er hat dies auch durch einige allgemein gehaltene Phraſen leiſe angedeutet und ſich hiedurch ſo wie andrerſeits durch ſeine Polemik gegen die „negativen" Tendenzen in

Deutſchland ſeinen Platz unter den „Vermittlern“ angewieſen. — In der That iſt aber an Vermittelung der Gegenſätze im Zuſtande der Gegenſätzlichkeit nicht zu denken. Stein bringt zwar auch den trivialen Satz vor, daß ja, nachdem die Standesunterſchiede aufgehört haben, ein Jeder ſich Beſitz erwerben könne; aber er erkennt es doch auch anderſeits wieder an, daß dieſes „Recht“ des Erwerbes nur ein illuſoriſches ſei, da überall, wo der erworbene oder ererbte Beſitz ſich mit dem „Recht“ der abſtrakten Perſönlichkeit, mit dem Talent und der Arbeit verbindet, er nothwendig den Sieg über das bloße „Recht“, über das mittelloſe Talent davon tragen müſſe. Es ſcheint, daß Stein einen Ausweg in der Aufhebung der Erblichkeit des Beſitzes findet, obgleich er dies nirgends ausſpricht. Es gibt aber hier, wie überall, wo es ſich um Prinzipien handelt, keine Vermittlung zwiſchen zwei entgegengeſetzten. Das Prinzip des Privateigenthums involvirt, daß Jeder mit dem Seinigen nach Belieben ſchalten und walten kann; ich kann mein Eigenthum vererben und verſchenken, ſonſt iſt es eben nicht mein Eigenthum, und ich werde es in der Regel meinen Kindern oder meinen nächſten Anverwandten oder auch meinen Freunden, aber nicht dem Staate, nicht dem Allgemeinen hinterlaſſen. Soll die Erblichkeit aufgehoben werden, wie es die St. Simoniſten wollten, ſo iſt eben damit das Privateigenthum aufgehoben, und es kommt dann nur noch darauf an, das Weſen des Communismus zu begreifen. Babeuf begriff dieſes Weſen nicht, wie wir ſahen. St. Simon begriff es ebenfalls nicht; er hatte nur die Ordnung, aber nicht die Freiheit im Auge; er wollte eine Hierarchie, die ſchlimmſte aller Regierungsformen, weil die conſequenteſte. Wo aber die Freiheit vernichtet iſt, kann auch keine Gleichheit, keine Gerechtigkeit beſtehen. St. Simon wollte die Gleichheit ohne die Freiheit, Fourier dagegen wollte die Freiheit ohne die Gleichheit; wie jener zu neuerungsſüchtig war und in ſeinem praktiſchen Eifer die Theorie vernachläßigte, ſo war dieſer zu conſervativ und wollte eine ganz neue und wahrhaft originelle Idee, jene der abſolut freien Arbeit, mit dem Beſtehenden vermitteln. Die neueſten Socialreformer und Communiſten ſind endlich dahin gelangt, den Begriff des Communismus in ſeiner ganzen Schärfe und Tiefe zu faſſen. — Nur durch die abſolute Freiheit, nicht nur der „Arbeit“ in dem engern, bornirtern Sinne, ſondern jeder menſchlichen Neigung und Thätigkeit überhaupt — iſt auch die abſolute Gleichheit oder vielmehr Gemeinſchaft aller erdenklichen „Güter“ möglich, ſo wie umgekehrt nur in dieſer Gemeinſchaft wiederum jene Freiheit denkbar iſt. Die Arbeit, die Geſellſchaft überhaupt ſoll nicht organiſirt werden, ſondern ſie organiſirt ſich von ſelbſt, indem Jeder thut, was er nicht laſſen kann, und unterläßt, was er nicht thun kann. — Zu irgend einer Thätigkeit, ja zu ſehr verſchie-

benartiger Thätigkeit hat jeder Mensch Lust — und aus der Mannigfaltigkeit der freien menschlichen Neigungen oder Thätigkeiten besteht der freie, nicht todte, gemachte, sondern lebendige, ewig junge Organismus der freien menschlichen Gesellschaft, der freien menschlichen Beschäftigungen, die hier aufhören, eine „Arbeit“ zu sein, die hier vielmehr mit dem „Genuß“ durchaus identisch sind.

Von einer „Vermittelung“ des Communismus und des Prinzips des persönlichen Eigenthums kann keine Rede mehr sein. Von nun an beginnt der wahre, der bewußte Prinzipienkampf. Die bisherige Geschichte hat das Prinzip des persönlichen Eigenthums keineswegs rein durchgeführt; je mehr wir uns der Neuzeit nähern, desto mehr finden wir, daß jenes Prinzip seinem Gegner, dem Communismus, Concessionen macht. Die bisherige Geschichte war nur ein blinder, naturwüchsiger Kampf zwischen dem abstrakt Allgemeinen, dem Staate, und dem Egoismus der Einzelnen, der bürgerlichen Gesellschaft. Nur in der bürgerlichen Gesellschaft herrscht das Prinzip des persönlichen Eigenthums in seiner Reinheit. Das Eigenthumsrecht schlug aber mit dem Prinzip der abstrakten persönlichen Freiheit in sein Gegentheil um; das persönliche Eigenthumsrecht brachte zunächst die Sklaverei hervor. Es bedurfte der Arbeit von Jahrtausenden, um dem abstrakten Rechtsstaate den Sieg zu verschaffen. Er selbst mußte sodann, weil er die bürgerliche Gesellschaft noch als feindlichen Gegensatz hatte, ebenfalls in sein Gegentheil umschlagen. Das Recht des Allgemeinen wird im Zustande der Gegensätzlichkeit und des Egoismus zum Unrechte Aller. Der Rechtsstaat, auf seiner höchsten Spitze angelangt, ist entweder das Recht des Einzelnen, der den Staat in sich concentrirt und von sich sagt: l'état c'est moi; oder er ist die Volkssouverainetät. Aber nicht nur in diesen beiden Formen, sondern auch in dem Zwitterding der „constitutionellen Monarchie“, in dem Justemilieu zwischen Monarchie und Republik, hat der abstrakte Rechtsstaat sich bereits geschichtlich durch seine eigne Dialektik negirt. — Nehmen wir nur das Eine Beispiel, die Republik, weil diese noch der Liebling vieler deutschen Philosophen ist. Der Rechtsstaat soll also dem Volke die Souverainetät geben; aber indem er die abstrakte persönliche Freiheit, das persönliche Eigenthum, zu garantiren berufen ist, muß er, die abstrakte Einheit oder Allgemeinheit der verschiedenen Persönlichkeiten, sich über dieselben und ihnen gegenüber stellen. Es entsteht somit der Widerspruch, daß das Volk, welches sich selbst beherrschen will, in Regierer — Herrschaft — und Regierte — Knechtschaft — aus einander geht. Das Recht der Gesetzgebung, welches dem ganzen Volke gehören sollte, wird nothwendig nur von einem Theile desselben ausgeübt, und zwar

jederzeit von dem Theile des Volkes, der es versteht, durch Gewalt oder List die Macht an sich zu reißen. — Die Höflinge oder Regierungsschmeichler haben in so fern Recht, wenn sie sagen, die Regierungsform im Staate sei ganz gleichgültig. Der positive Rechtsstaat, wie er in Nordamerika schon seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in Europa seit der französischen Revolution theilweise besteht, ist allerdings ein Fortschritt über den feudalistischen, theokratischen und despotischen, d. h. über den noch mit der Naturbestimmtheit des Eigenthums, der Abstammung, Nationalität, Religion u. s. w. behafteten Staat, obgleich der Rechtsstaat, der ja ebenfalls die Naturbestimmtheiten noch nicht überwunden, sondern nur beseitigt hat, diesen bestimmten menschlichen Gesellschaften näher steht, als der absoluten menschlichen Gesellschaft, dem Communismus — wie ja auch der Protestantismus ein Fortschritt über den Katholizismus ist, obgleich er ebenfalls diesem näher steht, als dem Atheismus — und wenn ich die Wahl hätte zwischen Nordamerika und Rußland oder zwischen der französischen und österreichischen Politik, so würde ich erstere eben so gewiß, als die protestantische der katholischen Religion vorziehen. Aber prinzipiell ist die Regierungsform allerdings gleichgültig — jede ist der absoluten Freiheit und Gleichheit ihrem Wesen nach entgegen und von der Despotie bis zur Republik, von dem Erbkönigthum, das unmittelbar aus der bürgerlichen Gesellschaft hervorgegangen ist, bis zur Wahlregierung durch Stimmenmehrheit, die das Naturelement des persönlichen Eigenthums in der Staatsform überwunden hat, gibt es doch noch immer Herrschaft und Knechtschaft. Im besten Falle wird die kleinere durch die größere Zahl beherrscht. Aber das Repräsentativsystem, welches in unsern großen Staaten eine Nothwendigkeit ist, macht es zu gleicher Zeit nothwendig, daß selbst bei dem radikalsten Wahlgesetz die Herrschaft der Majorität eine illusorische ist; sie schlägt nothwendig in die der Minorität um — die Minorität regiert, kann nur regieren. Aber diese hat auch nur eine illusorische Macht; sobald sie dem Volke fühlbar, d. h., sobald sie eine wirkliche Macht wird, wird sie gestürzt, um — das Spiel so lange zu wiederholen, bis der Staat, der Zustand der Gegensätzlichkeit, sich dialektisch vernichtet und dem einigen socialen Leben, dem Zustande der Gemeinschaft, Platz gemacht hat.

Einem Werke, das auf diese Weise die historische Entwickelung des Communismus darstellt, haben wir noch entgegen zu harren. Stein's Buch läßt in dieser Beziehung nicht Vieles, sondern Alles zu wünschen übrig.

Wir wollen schließlich noch das Verhältniß Stein's, als eines Hegelianers der Mitte, zum Communismus bezeichnen. — Stein ist ein politischer

Rationaliſt, daher nicht nur in Bezug auf den politiſchen Atheismus, d. h. in Bezug auf den Communismus, ſondern auch in Betreff des poſitiven Rechtsſtaates, über welchem er nur ſcheinbar ſteht, zu einem klaren Urtheil unfähig und jeden Augenblick dem Mißgeſchick ausgeſetzt, in reaktionäre Tendenzen zu verfallen, weil er dem Phantom eines Rechtsſtaates, dem „Vernunftſtaate“ nachjagt, der nirgend als in dem Gehirne der politiſchen Rationaliſten exiſtirt, ſo wie die „Vernunftreligion“ nur eine Fiktion der religiöſen Rationaliſten iſt. — Die Sache iſt nämlich dieſe: Hegel hat den Staat als die wirkliche Vernunft aufgefaßt haben wollen. Als ſolcher umfaßt er nicht nur die Rechtsſphäre, ſondern das ganze Leben des Menſchen. In dieſer Auffaſſung fällt der Begriff „Staat“ mit jenem der abſoluten menſchlichen Geſellſchaft zuſammen. Die abſolute menſchliche Geſellſchaft aber kann nicht an irgend einem beſtimmten Orte oder in irgend einer beſtimmten Zeit fixirt gedacht werden; das Leben der menſchlichen Geſellſchaft iſt das Leben der Weltgeſchichte. In der Weltgeſchichte aber iſt der Staat aufgehoben. — Es erging Hegel mit dem Staate, wie mit der Religion; indem er Beiden das Abſolute unterſchob, um ihnen eine „ewige“ Baſis zu geben, hob er ſie eben damit auf. — Stein gehört nun zu denjenigen Hegelianern, die ihren Lehrer „mißverſtanden“ haben, die noch von einem „abſoluten“, von einem „vernünftigen“ Staate (und von einer „vernünftigen, abſoluten“ Religion) träumen, und dadurch ſich ſelbſt eine Blöße und ihren Gegnern eine Waffe geben. — Man hat dieſe Hegelianer mit ihrem „Vernunftſtaate“ verhöhnt und man konnte dies in der That mit demſelben Rechte, mit welchem Bruno Bauer den „beinernen Eſel Iſaſchar“ vom Standpunkte des Glaubens aus verhöhnt und vernichtet. — Die noch keine politiſche Atheiſten, ſondern politiſche Rationaliſten ſind, legen den Maßſtab der Kritik nicht an den Staat überhaupt, ſondern an dieſen und jenen Staat, an dieſe und jene Regierungsform, und indem das Phantom eines „Vernunftſtaates“ oder einer „vernünftigen“ Regierung noch in ihren Köpfen ſpukt, ſetzen ſie die Abhängigkeit des Menſchen in demſelben Augenblick voraus, wo ſie ſeine Selbſtſtändigkeit, ſeine Freiheit in Anſpruch nehmen. Ihre Liberalität iſt eine Fiktion; ſie ſind nur in einer Sphäre liberal, die keine Wirklichkeit hat, keine Wirklichkeit haben kann. Der „Vernunftſtaat“ iſt entweder kein Staat, oder nicht die Wirklichkeit der Vernunft, denn dieſe negirt die Beſtimmtheit des Eigenthums, der Religion, der Nationalität, der Regierung, kurz, den ganzen Inhalt des Staates, ohne welchen er eben überflüſſig wäre; ſie erkennt nur die abſolute Freiheit des Menſchen an, eine Freiheit, die nur in der abſoluten, aber nicht in dieſer oder jener, nicht in einer noch mit Natur-

beſtimmtheiten behafteten, menſchlichen Geſellſchaft realiſirbar iſt. Da aber die rationaliſtiſchen Politiker eine ſolche beſtimmte menſchliche Geſellſchaft, einen Staat als das Abſolute ſetzen, ſo kommen ſie nie zur Wirklichkeit der Vernunft. Wo ſie aber zur Wirklichkeit des Lebens hinabſteigen, werden ſie reaktionär. In dieſer, d. h. in der Praxis, gibt es bis jetzt noch keine menſchliche Geſellſchaft, die ihrem Begriffe entſpricht. Es gibt nur Staaten, d. h. Geſellſchaften, die noch mit den erwähnten Naturbeſtimmtheiten behaftet ſind. Als ſolche haben ſie nicht den Beruf, die abſolute Freiheit zu verwirklichen, ſondern denjenigen Grad von Freiheit, denjenigen Grad von Vernünftigkeit, der ihrem Standpunkte entſpricht. Denn es gibt allerdings höhere und niedere Stufen der Staats- oder Regierungsform. Das Kaſten- und Ständeweſen iſt z. B. gegenwärtig überwunden; wir haben wirkliche Staaten, welche die Naturbeſtimmtheiten als Staaten wenigſtens, wenn auch noch nicht als menſchliche Geſellſchaften, überwunden haben; wir haben wirkliche Staaten, welche ſich rein in der Rechtsſphäre bewegen und Alles, was außerhalb derſelben fällt, wie z. B. die Religion, die Abſtammung, das perſönliche Eigenthum, d. h. das Privatrecht, zwar nicht überwunden, aber doch, wie ſchon geſagt, beſeitigt, d. h. als nicht zu ihrem Bereiche gehörig, von ſich, dem Staatsrechte, getrennt haben; wir haben wirkliche Staaten, welche dieſe Trennung, z. B. von Staat und Kirche, als Prinzip aufſtellen. — Die am weiteſten fortgeſchrittenen, modernen Staaten huldigen dieſem Grundſatze; andere gibt es, wo dieſe freiern Prinzipien noch nicht ins Leben geführt, wo ſie noch nicht wirklich, poſitiv, aber doch möglich ſind, weil das Bewußtſein des Volkes dieſe liberalern Prinzipien bereits in ſich aufgenommen hat. Die rationaliſtiſchen Politiker wollen aber von dieſen liberalern Prinzipien nichts wiſſen; ſie wollen ihren „Vernunftſtaat", und da dieſer eine Fiktion iſt, ſo wollen ſie in der Wirklichkeit keine liberalen Prinzipien — und es darf uns daher keineswegs wundern, wenn einer von dieſen Hegel'ſchen (politiſchen) Rationaliſten z. B. die Behauptung aufſtellte, Proteſtanten, Katholiken und Juden hätten kein Recht, im Staate gleichgeſtellt zu werden, weil ſie keine „vernünftigen" Staatsbürger ſein können, ſo lange ſie keine Menſchen, d. h. Atheiſten, ſondern eben noch Proteſtanten u. ſ. w. ſind — oder auch, wenn diejenigen, die jetzt die „Lehrfreiheit" in Anſpruch nehmen, doch keineswegs Ernſt damit machen und den Grundſatz der Trennung von Schule und Staat anerkennen möchten. Ueber dieſe und ähnliche reaktionäre Schritte brauchte man ſich nicht zu wundern, denn die politiſchen Rationaliſten wiſſen eben ſo wenig dem poſitiven Rechtsſtaate, als der abſoluten menſchlichen Geſellſchaft ihr Recht widerfahren zu laſſen. Sie ſind weder in der Theorie,

noch in der Praxis, ſondern nur in der Fiktion ihres „Vernunftſtaates“ liberal. Stein gehört noch obendrein auch in religiöſer Hinſicht zu den Hegelianern der Mitte, und wir dürfen uns bei ihm am wenigſten wundern, daß er weder das Poſitive der gegenwärtigen Verhältniſſe, noch die theoretiſche Wahrheit des Communismus zu erfaſſen vermag, ſondern überall pure „Negation“ und „deſtruktive Tendenzen“ ſieht und beſammert.

Die Eine und ganze Freiheit!

Das philoſophiſche Deutſchland hat in den letzten zwei Jahren eine jener großen Umwandlungen erfahren, welche nicht nur in der Geſchichte der Philoſophie, ſondern auch in der Weltgeſchichte Epoche machen. Die Philoſophie als ſolche iſt ſogar an dieſer Umwandlung weniger betheiligt, als die Geſchichte der Menſchheit überhaupt, und wie der Fortſchritt, von dem wir ſprechen, weniger ein philoſophiſcher als ein weltgeſchichtlicher, ſo iſt er auch weniger von der Philoſophie oder deren Repräſentanten, alſo nicht ſo, wie die bisherigen Fortſchritte in der Philoſophie, von beſtimmten Perſonen oder gar von einem einzigen philoſophiſchen Genie, als vielmehr von Völkern, und zwar näher vom Genius des deutſchen und franzöſiſchen Volkes ausgegangen. Der Gedanke, daß die Philoſophie ins Leben eingreifen, daß ſie That werden müſſe, hat ſich in den weiteſten Kreiſen Bahn gebrochen. Wenn aber einerſeits die Schnelligkeit, mit der ſich dieſer Gedanke ausgebreitet hat, Beweis genug von deſſen Zeitgemäßheit iſt, ſo mag uns dagegen andrerſeits die Faſſung, in welcher er bis jetzt ausgeſprochen wurde, das Allgemeine und Unbeſtimmte ſeines Inhalts, den Beweis liefern, daß man ſich bis jetzt über das, was man will, noch keine genaue Rechenſchaft abgelegt hat. Man fühlt wohl, wie zwiſchen Denken und Handeln, zwiſchen der geiſtigen und ſocialen Freiheit ein ſo inniger Zuſammenhang beſteht, daß die eine ohne die andere nicht zu ihrer vollen Wirklichkeit kommen kann. Im Allgemeinen erkennt man ſogar dieſen Zuſammenhang; man weiß, daß im denkenden Subjekte, wie in der objektiven Welt der menſchlichen Geſellſchaft, die Freiheit von einem und demſelben Prinzipe ausgeht; man gibt es zu, daß ſie kein Monopol der Philoſophen, daß ſie allgemeines Gut werden muß, wenn ſie mehr als eine Fiktion ſein ſoll — und die jüngern Philoſophen begnügen ſich nicht mehr damit, die Wirklichkeit zu begreifen, ſondern ſie haben ſchon den Muth und den Willen, den Begriff zu verwirklichen. — Aber wir haben noch nirgend geſehen, daß man über dieſen bloßen Muthwillen hinausgegangen wäre; wir haben noch nirgend den wirklichen Zuſammenhang der geiſtigen und ſocialen Freiheit von unſern Philoſophen entwickelt gefunden.

Die deutſchen Philoſophen ſcheinen, trotz ihrer Anerkennung der freien That und des innigen Zuſammenhanges der geiſtigen und ſocialen Freiheit, mit der wirklichen Volksfreiheit noch nicht Ernſt machen zu wollen. Ihr ganzer Fortſchritt, den ſie bisher gemacht haben, beſchränkt ſich auf das Beſtreben, der Philoſophie beim Volke Eingang zu verſchaffen. Wollen ſie aber wirklich das Volk gewinnen, ſo müſſen ſie vor allen Dingen auch den Volkswünſchen bei ſich ſelber Eingang verſchaffen. Es iſt ein nutz- und fruchtloſes Unternehmen, das Volk geiſtig frei machen zu wollen, ohne ihm zugleich die wirkliche, ſociale Freiheit zu geben, und wenn Ihr mit der Freiheit nicht Ernſt machen wollt, ſo iſt nicht abzuſehen, worin Ihr Euch zu Eurem Vortheil von denen unterſcheidet, die da behaupten, es ſei gegen die Philoſophie nichts einzuwenden, nur müſſe man die „Fackel der Aufklärung" dem Volke nicht in die Hände geben, weil ſie hier nicht „leuchte", ſondern „zünde." Ihr fürchtet Euch vor dem Volke, weil Ihr von deſſen Wünſchen gar keine Notiz nehmt. Wer bürgt aber dafür, daß Ihr nicht dieſelbe Geſinnung wie jene Furchtſamen hegen werdet, ſobald Ihr die Gefahren kennen lernt, welchen dasjenige, was Ihr als ein Heiligthum verehrt, ausgeſetzt iſt, wenn einmal das Volk die Freiheit, die Ihr ihm predigt, realiſiren will? — Ihr ſeid noch keineswegs von der Wahrheit durchdrungen, daß die geiſtige und ſociale Freiheit mit einander ſtehen und fallen, ſonſt würdet Ihr es aufgeben, dem Volke nur von der Geiſtesfreiheit zu ſprechen oder ihm ſtatt der wirklichen ſocialen Freiheit das Phantom eines „freien Staates" vorzuhalten. Das Volk, das im „Schweiße ſeines Angeſichts", wie die Bibel lehrt, arbeiten muß, um ſein elendes Daſein zu friſten — das Volk, das nicht frei thätig ſein kann — dieſes Volk (und Ihr kennt kein anderes) dieſes Volk, ſagen wir, bedarf der Religion; ſie iſt ſeinem gebrochenen Herzen ein eben ſo unerläßliches Bedürfniß, wie der Branntwein ſeinem ſchmachtenden Magen, und es iſt eine grauſame Ironie, von Sklaven oder Verzweifelnden Nüchternheit und Heiterkeit des Geiſtes zu verlangen. So lange Ihr das Volk nicht aus dem Zuſtande des Thieres erheben könnt oder wollt, laſſet ihm auch das Bewußtſein, oder vielmehr die Bewußtloſigkeit des Thieres. So lange das Volk in materieller Knechtſchaft und Elend ſchmachtet, kann es nicht geiſtig frei ſein; das Unglück kann wohl in letzter Inſtanz die religiöſe Selbſtverleugnung, aber nicht das philoſophiſche Selbſtbewußtſein erzeugen.

Eben ſo nutz- und fruchtlos iſt aber auch andrerſeits, das Volk zur wirklichen Freiheit zu erheben, es an den Gütern des Daſeins zu betheiligen, ohne es von der geiſtigen Knechtſchaft, von der Religion zu befreien. Es gibt nur Eine Freiheit! Man kann nicht ſagen, daß die eine der andern, z. B. die ſociale der geiſtigen vorhergehen müſſe. Die geiſtige und

ſociale Knechtſchaft iſt ein Kreis, deſſen diaboliſche Macht nur gebrochen werden kann, indem man aus demſelben heraus in die geſunde Lebensſphäre der Freiheit tritt und ſo dem Zauber mit Einem Schlage ein Ende macht. Ein Volk, das nicht ſelbſtſtändig denkt, kann auch unmöglich ſelbſtſtändig handeln. Die Religion kann wohl das unglückliche Bewußtſein der Knechtſchaft dadurch erträglich machen, daß ſie daſſelbe bis zur Zerknirſchtheit ſteigert, in welcher jede Reaktion gegen das Uebel und ſomit jeder Schmerz aufhört — wie das Opium in ſchmerzlichen Krankheiten gute Dienſte leiſtet — der Glaube an die Wirklichkeit der Unwirklichkeit und an die Unwirklichkeit der Wirklichkeit kann wohl den Leidtragenden eine paſſive Gefühlsſeligkeit, eine thieriſche Bewußtloſigkeit, aber nicht die aktive Energie, nicht die männliche Thatkraft geben, bewußt und ſelbſtſtändig gegen das Unglück zu reagiren und ſich vom Uebel zu befreien. Die wirkliche und die geiſtige Knechtſchaft, das Unglück und die Religion, bedingen ſich gegenſeitig und ſo wie die wahre Religion, das Chriſtenthum, hiſtoriſch nachweisbar eine Tochter des Unglücks iſt, ſo hat das Unglück wiederum ſeine größte Stütze und die ſtärkſte Garantie ſeiner Fortdauer in der Religion. — Die dem Volke die ſoziale Freiheit ohne die geiſtige geben wollen, unternehmen ein eben ſo unmögliches Werk, wie die Philoſophen, die die Geiſtesfreiheit allein vorbereiten möchten. Indem ſie neben der ſocialen Freiheit die geiſtige Knechtſchaft, die Religion, beſtehen laſſen, heben ſie mit dieſer Knechtſchaft jene Freiheit in dem Augenblicke ſelbſt wieder auf, wo ſie dieſelbe als wirklich ſetzen. Denn die Religion betrachtet die wirklichen Güter der Welt als äußerliche, die Religion ſpaltet das einige Leben entzwei, weil ſie eben ein Produkt des unglücklichen Bewußtſeins iſt. Der religiöſe Menſch kann nicht nach wirklichen Gütern ſtreben, denn dieſes Streben wird unter ſeiner Hand entweder zur materiellen Genußſucht, oder zur Ironie, die das Gegentheil deſſen iſt, was ſie zu ſein ſcheint. — Die alſo eine ſociale Freiheit ohne die geiſtige wollen, machen mit der Freiheit eben ſo wenig Ernſt, als diejenigen, die eine geiſtige ohne eine ſociale Freiheit zu erſtreben ſcheinen. Im beſten Falle ſchlägt ihr Streben nach einem unabhängigen Daſein in materielle Genußſucht um. Der wahre Genuß, die freie Thätigkeit des menſchlichen Willens, exiſtirt für den geiſtig unfreien, für den religiöſen Menſchen gar nicht. Die Religion verdammt die menſchliche Neigung als das Böſe. Des Menſchen Wille, ſagt ſie, iſt böſe von ſeinem Urſprunge an. Was in der Freiheit das urſprünglich Gute, das iſt in der Knechtſchaft das urſprünglich Böſe. Der freie Wille, die menſchliche Neigung zur freien That kann von dem Syſtem der Knechtſchaft nicht als das Gute anerkannt werden, und wo der Tod als das wahre Leben angeprieſen wird, da muß natürlich das wahre Leben als der Tod erſcheinen und verdammt werden.

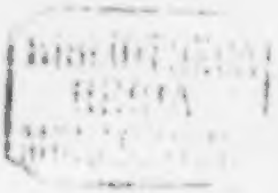
Wollt Ihr alſo mit Eurer Freiheit Ernſt machen, ſo bleibt nicht auf halbem Wege ſtehen. Begnügt Euch nicht damit, dieſe oder jene Form der Knechtſchaft anzugreifen; verfolgt und zerſtört die Knechtſchaft von Grund aus: ſeid radikal! Es gibt nur Eine Knechtſchaft, wie es nur Eine Freiheit gibt! Das Weſen des Menſchen, das Spezifiſche, wodurch er ſich vom Thiere unterſcheidet, beſteht eben in ſeiner freien, von jedem äußerm Zwange unabhängigen Thätigkeit. Dieſe Freiheit iſt, wie das einzige Leben, ſo auch der einzige Genuß des Menſchen. So lange dieſe eine und ganze Freiheit nicht hergeſtellt iſt, lebt der Menſch nicht rein menſchlich, ſondern mehr oder weniger thieriſch; er hat entweder ein unglückliches Bewußtſein, das Bewußtſein ſeines Elends, oder er ſchwelgt in Müſſiggang und materieller Genußſucht, greift zu den bekannten, betäubenden Mitteln, zu Opium, Religion und Branntwein, ertödtet ſo alles Lebensbewußtſein in ſich und ſinkt zum Ideal aller Braminen, Rabbinen und Mönche, aller Pfaffen, Pietiſten und Mucker hinab.

Der Unterſchied zwiſchen der geiſtigen und ſocialen Knechtſchaft, zwiſchen der religiöſen und politiſchen Regierungskunſt iſt nur ein formaler; jene will den Menſchen einer überirdiſch-irdiſchen, dieſe will ihn einer irdiſch-überirdiſchen Macht unterwerfen. Beide vernichten alle ſittliche Macht, alle Freiheit im Menſchen und in der Welt, im Geiſte und in den objektiven Schöpfungen deſſelben. An die Stelle des Rechts und der Gerechtigkeit ſetzen ſie die Gnade und das Vertrauen auf äußere Mächte. Die himmliſche Regierung iſt die beſte Stütze der irdiſchen und dieſe wiederum der himmliſchen. Beide erreichen ihr Ziel, die Vernichtung aller Freiheit und jedes wahren menſchlichen Lebens, auf dieſelbe Weiſe, indem ſie nämlich den Lebensnerv der Freiheit, die Einheit von Arbeit und Genuß, zerſchneiden, und den Menſchen in zwei Weſen theilen, in einen arbeitenden Sklaven und in ein genießendes Thier. „Sechs Tage ſollſt Du arbeiten und am ſiebenten — ruhen!“ lehrt die Bibel, und unſere Staatsmänner finden dieſe Lehre noch immer ſehr weiſe, obgleich ſie das Motiv dieſes Gebotes („weil Gott in ſechs Tagen die Welt erſchaffen, am ſiebenten aber geruht hat“) nicht eben billigen; denn ſie denken ſich die Trennung von Arbeit und Müſſiggang ſchon nicht mehr als ein göttliches Ideal. Ihr Gott iſt wenigſtens kein Fabrikarbeiter mehr! — Dagegen finden es unſere Politiker noch immer ſehr angemeſſen, daß das Volk an ein „jenſeitiges“ Leben glaube und „dieſſeits“ dafür „bete und arbeite“; ja, ſie ſind ſogar gutmüthig genug, ihm ſchon auf Erden einen Vorgeſchmack des himmliſchen Genuſſes zu geben, wie denn die konſequentere öſterreichiſche Regierung eben ſo ſehr die Genußſucht ihrer Unterthanen fördert, als in Baiern und Preußen der Glaube pouſſirt wird. „Zwei Blumen blühen“ noch immer in Deutſchland für den

„weisen Finder": Genieße, wer nicht glauben kann, heißt es in Oestreich. Wer glauben kann, — gehe nach Baiern oder Preußen! — Aber „die Weltgeschichte ist das Weltgericht" ....

So wenig Unterschied zwischen der geistigen und materiellen Knechtschaft, eben so wenig Unterschied besteht zwischen der geistigen und materiellen Freiheit. Man kann nicht die eine ohne die andere vertheidigen oder gar ins Leben rufen und es ist nicht gerade nöthig, daß das Volk in Elend schmachte, um die sociale Freiheit, oder daß es unter der Pfaffenherrschaft seufze, um die Geistesfreiheit wünschenswerth zu finden. Es ist vielmehr gewiß, daß überall, wo nicht die eine und ganze Freiheit existirt, auch keine Garantie gegen die äußerste Knechtschaft vorhanden ist. Ein Volk, das frei sein will, muß auch das letzte Gewebe der Lüge und des Truges zerreißen, welches die Wahrheit verschleiert. — Möglich, daß die geistige und materielle Knechtschaft dem Volke erst in ihrer unerträglichsten Gestalt als ein Uebel zum Bewußtsein kommt; möglich, daß diesem Uebel nicht vorgebeugt werden kann, daß es vom Volke selbst erst erlebt werden muß und die wahre Freiheit nur durch Blut erkauft werden kann; möglich, daß Staat und Kirche erst wieder einige Schritte zurück thun und in ihrer wahren, ursprünglichen Gestalt auftreten müssen, um dem Volke die Erscheinungen der Religion und Politik, die von der Wahrheit einen Heiligenschein abgeborgt haben, in ihrem Wesen und Prinzip kennen zu lernen — die neueste Geschichte scheint sogar auf eine solche Entwicklung durch die überall sich kundgebende religiöse und politische Reaktion hinzudeuten — möglich also, sagen wir, daß das Maß des Uebels, welches uns durch die mittelalterlichen Institutionen der Religion und Politik beschieden worden, noch nicht voll ist, daß die Giftbrut so lange anschwellen muß, bis sie von selber berstet und die Lüge also noch eine kleine Weile Frist hat: das aber darf uns nicht abhalten, zu bekämpfen, ja bis in den Tod zu verfolgen und mit der Wurzel auszureißen, was wir schon lange als den großen Feind der Volksfreiheit und alles menschlichen Lebens erkennen. — Gewisse Leute, die nichtsdestoweniger als Volks- und Freiheitsvertheidiger gelten wollen, scheinen anderer Ansicht zu sein. So wie wir der Ueberzeugung leben, man könne dem Uebel nicht früh genug vorbeugen, so scheinen jene sogenannten Liberale der Ansicht zu huldigen, man könne ihm nicht spät genug steuern. Charakteristisch ist in dieser Beziehung, was neulich in der Augsburger Zeitung dem „preußischen Communismus" vorgeworfen wurde. In Deutschland, wird hier unter andern ähnlichen Gründen gegen die in Rede stehende Geistesrichtung vorgebracht, in Deutschland sei das Volk ja noch nicht am Verhungern, wie in England. Nach diesem Raisonnement bestimmt nicht Kopf und Herz, sondern der Magen die Wahrheit und das Zeitgemäße ihrer Erscheinung.

Wir unſrerſeits glauben dagegen, daß eine Wahrheit zeitgemäß iſt, ſobald ſie erkannt wird — und wir wollen nicht warten, bis eine Hierarchie und die rohe Gewalt der Induſtrieritter das Volk geiſtig und leiblich knechtet, um erſt dann, wann es vielleicht wieder zu ſpät iſt, gegen die mittelalterlichen Inſtitutionen, gegen Staat und Kirche zu Felde zu ziehen. Wir wollen die innere Lüge aller Religion und Politik, ſo wie den innigen Zuſammenhang der geiſtigen und ſocialen Freiheit aufdecken.



Noth bricht Eisen.

Noth bricht Eisen! Feige Brut,
Kriecht und duckt euch, gähnt und ruht!
Laßt euch knuten, laßt euch schinden,
Leib und Seel' mit Stricken binden,
Mit dem Sprüchlein: Noth bricht Eisen,
Würzet das Bedientenbrot! —
Männer singen andere Weisen:
Eisen, Eisen bricht die Noth!

Noth bricht Eisen! Nein, zumal
Faßt das Eisen, faßt den Stahl,
Für des Menschen höchste Güter,
Eurer Grenzen treue Hüter,
Gegen Teufel und Tyrannen
Steht und wehrt euch bis zum Tod!
Alle kann ein Sprüchlein bannen:
Eisen, Eisen bricht die Noth!

Eisen, Eisen bricht die Noth!
Was dich fesselt, was dir droht,
Armes Volk, von allem Bösen
Kann das Eisen nur erlösen.
Rollt das Rad der Zeit geschwinder,
Flammt der Himmel blutig roth:
Gott bewahr' uns Weib und Kinder!
Eisen, Eisen bricht die Noth!

L. Seeger.

Polen's Zukunft und der Graf Gurowski.

(Von K. Nauwerck.)

Derſelbige Mann, welchem die gelehrte und ungelehrte Welt für die Entdeckung der „Civiliſation“ in „Rußland“, und zwar der Blüthe aller Civiliſation, unendlich verpflichtet iſt, beleuchtet jetzt mit ſeiner Staatsweisheit das Schickſal ſeiner Landsleute, der Polen*). Er ſtellt in dieſem Buche den Polen eine rein ruſſiſche Zukunft in Ausſicht. Wie Unrecht hatten alſo die Ruſſen, daß ſie ſelbſt in Jahrhunderten ſich nicht in Mongolen verwandeln wollten! — Himmel und Hölle, Vorſehung und Diplomatie, alte und neue Geſchichte, Philoſophie und Rhetorik werden herbeibeſchworen, den Polen begreiflich zu machen, daß ſie höchſt einfältig und ungerecht ſind, wenn ſie keine Ruſſen ſein wollen. Unglaublich, wie die Menſchen verſtockt ſein können. Würde der Gefangene nicht viel „vernünftiger“ handeln, die Knute zu küſſen? Iſt ihm nicht das geliebte Rückenfleiſch an's Herz gewachſen? Iſt nicht die ſatte Knechtſchaft ſüßer, behaglicher, als die Freiheit bei Waſſer und Brot?

Polen ſoll ſich ruhig und zufrieden in die „Macht des Schickſals“ in den „Willen der Vorſehung“ ergeben. Für dies Land ſoll es kein anderes Heil geben, als in der Verſchmelzung mit Rußland. Jeder Menſch, der etwas Höheres als den Magen kennt, kann nicht den Untergang ſeiner eigenen Nation, den Verluſt ihrer Selbſtſtändigkeit verkündigen, als nothwendig und heilſam rechtfertigen, ohne ein ungemeſſenes Erſtaunen zu erregen, ohne daß man an ſeinem Verſtande oder an ſeiner Ehrlichkeit irre wird. Anderſeits iſt man verſucht, ſolche Rathſchläge, man ſolle ſich ohne Murren dem Gebote des Siegers unterwerfen und jede Hoffnung für immer fahren laſſen, für die blutige Geißel des Hohns zu nehmen, geſchwungen von einem galligen Patrioten, welcher das brennende Gefühl tiefſter Erniedrigung ſeines Landes wach erhalten will und aus dieſer Quelle den Feuerſtrom der Rache

*) Gurowski hat ein neues Zeugniß ſeines Patriotismus veröffentlicht: „Der Polen Zukunft“ (überſetzt v. Dr. G. Herrmann).

erhofft. Doch so spricht Graf Gurowski nicht; es ist ihm der nüchternste Ernst mit dem Aufgeben Polens in Rußland. Wir zweifeln nicht an seiner Ueberzeugung, wir zeihen ihn nicht unter die Verräther, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts am Falle des Vaterlands arbeiteten; wir zweifeln lediglich an seiner Urtheilsfähigkeit. Wäre es klarer in seinem Kopfe, so würde er jene Ueberzeugung verabscheuen. Aber bei Gott ist kein Ding unmöglich, sagen die Gottesgelehrten; selbst nicht die Apotheose Rußlands durch einen Polen. Man muß zugeben, daß dies ohne Märtyrerthum nicht möglich ist. Sicherlich wird mehr Muth erfordert, die Unfreiheit, als die Freiheit zu vertheidigen. Aber das audaces fortuna juvat scheint sich bei dem Grafen nicht zu bewähren, wie er selbst und sein Uebersetzer andeuten. Vor und nach 1830 exferte Gurowski, laut des Schlußwortes, Alles für „seinen glaubenden Irrthum". — „Schöpfte er daraus eine bittere Erfahrung, so fühlt er sich dadurch wenigstens zu Gesinnungen zurückgeführt, welche mehr im Einklang mit den Bestimmungen der Vorsehung stehen." Er fühlt und sieht sich isolirt, aber „sein Glaube gibt ihm die Kraft, die peinlichsten Entbehrungen zu ertragen, denn das sind die, welche die moralische Existenz des Individuums treffen." — Der Uebersetzer hebt nachdrücklich hervor, daß nur innere Ueberzeugung den in seine Heimat zurückgekehrten Gurowski beseele, und bewundert seinen Heroismus. „Wir müssen uns aber wundern, daß ein Monarch nicht aufmerksamer ist auf die unläugbaren Fähigkeiten eines Mannes, der seinen Interessen unaufgefordert dient, ohne irgend einen andern Antrieb, wie es scheint, als die Ueberzeugung an den Tag zu legen, welche er aus tiefen Studien und aus schmerzlicher Erfahrung geschöpft hat." Also doch nur „scheint"? Der Uebersetzer vergaß sich. Seine Verwunderung über den „Monarchen" ist einer von den riesigen Wegweisern, die man unmöglich übersehen kann; sie ist durch und durch deutsch. Man könnte es nicht lange aushalten, Deutscher zu sein, wäre man nicht durch die Gewohnheit, sich dessen zu schämen, abgestumpft. Gurowski glüht für das Heil Polens, wie er es sich ausgedacht hat; und nun soll er, verlangt der Deutsche, sogleich z. B. angestellt werden. Unverzeihlich ist es immerhin, daß der Monarch seine Leute nicht auf der Stelle erkennt. Vorzüglich wenn einer „unaufgefordert" die gehörigen Ansichten hat. Andere Kabinette, z. B. ein deutsches, welches mit seinen Publicisten heilloses Unglück hat, wenden gern schon etwas Erkleckliches daran, auch bevor sie noch Thaten, d. h. Worte sehen. Der betreffende Monarch empfindet aber gar vielleicht Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der Bekehrung; möglicher Weise kann er beim besten Willen nicht daran glauben, daß ein warmer Pole jemals ein warmer Russe werde.

Als in Berlin die Flugschrift: Pensées sur l'avenir des Polonais

veröffentlicht war, sagte die Augsburger Allgemeine Zeitung davon: „Es ist ein Werk voller Energie; in jeder Zeile spricht sich ein tiefer Gedanke aus" ꝛc. Messen wir einmal, wie tief das Wasser ist.

Wir kennen die Schrift vor, wie eine chinesische Suppe; spärlich sind darin die festen Brocken. Oefter stößt man auf die Haifischflosse der russischen mechanischen Ausdehnungssucht; und wie auf einer chinesischen Tafel, sind alle Gerichte mit dem Ricinusöl des Sklaventhums gewürzt.

Tiefe Gedanken! Sage mir doch Jemand einen plattern, gemeinern, unwürdigern Gedanken als den, welcher den Grundton der Gurowskischen Schrift bildet: Polen muß die erbärmliche Nationalitätsfrage gänzlich aufgeben und als erobertes Land gut russisch werden; denn das ist der offenbare Wille der göttlichen Vorsehung. Die Polen sollen „sich nicht hartnäckig gegen vollbrachte Thatsachen auflehnen. Denn diese Thatsachen scheinen eben dadurch, daß sie vollbracht sind, die Resultate göttlicher Bestimmungen zu sein." — „Mit dem Geschicke des ungeheuren Staates hat die Vorsehung die Polen unwiderruflich vereinigt." Wie mag doch der Verf. sich einbilden, daß in unsern Zeiten Völker- und Staatsfragen noch mit den kindischen Argumenten des göttlichen Willens gelöst werden? Um bei dem Katechismusstyl zu bleiben, legt sich denn Gott schlafen, wenn er sich müde gearbeitet hat, wenn etwas Großes geschehen ist? Ist denn die Weltgeschichte noch immer ein Spiel mit hölzernen Figuren, welche ein unsichtbarer Direktor an Drähten springen läßt? Lange genug weiß man doch schon, daß das Geheimniß des „göttlichen" Willens — der menschliche ist. Die Vorsehung ist ein Phantom, sobald Du sie ablösest von dem individuellen, dem Volks- und dem Menschheitsgeiste. Die Weltgeschichte ist nichts so Außerordentliches, daß sie nicht aus der menschlichen Vernunft sich erklären ließe; sie enthält nichts Uebermenschliches. Allen „vollbrachten Thatsachen" stehen demnach die zu vollbringenden Thatsachen gegenüber; in jenen, wie in diesen, liegt rein menschlicher Gehalt. Das Vollbrachte ist fertig und nicht fertig; der erste Akt eines Drama's ist an sich fertig, und doch erst der unvollendete Anfang des Ganzen. Allerdings ist das Geschehene unwiderruflich; aber da die Zeit noch nicht aus ist, so kann immerfort Neues geschehen, und dieses wird nicht minder unwiderruflich als das Alte sein. Die Hoffnung fallen lassen, sich, außer an Händen und Füßen gebunden, auch noch mit ganzer Seele den Feinden überliefern, ist die Sache schlaffer, feiger Menschen. Eine besiegte Nation ist erst dann völlig besiegt, wenn sie sich selbst aufgibt.

Unser Verf. aber will, daß seine Nation selbst ihr Todesurtheil unterschreibe, daß sie sich bei lebendigem Leibe für tot halte. Am schlimmsten für ihn selbst, wenn ihm das unvertilgbare Feuer des Nationalgefühls

mangelt, wenn er kein Organ für die Vaterlandsliebe hat. Was er als solche in Anspruch nimmt, mag Anhänglichkeit an die Geburtsscholle sein, Liebe zum freien Vaterlande ist es nicht.

Wozu die unnütze Mühe, zu beweisen, daß alle Hoffnungen auf Polens „Wiedergeburt" eitel und nichtig seien? Das Schicksal des Landes, meint Gurewski, sei auf immer besiegelt: es sei ein aufgelöster und durch andere eingesogener Körper, der folglich nicht wieder der alte werden könne. Für solche Wiedergeburt gebe es weder in der Geschichte noch in der Natur ein Beispiel. Der Verf. fällt über seine eigenen Beine. Wäre Polen „aufgelöst und eingesogen", so würde er sich nicht so in Schweiß sprechen, sich nicht die geringste Mühe geben, den Polen das Evangelium der Knechtschaft zu predigen. Gerade dies beweist noch zum Ueberfluß, daß Polen bloß zerrissen und festgebunden ist. Der Verf. selbst eifert gegen den glühenden Nationalhaß, gegen die Aufregung und Unzufriedenheit mit dem Bestehenden; was soll also sein Sophisma vom Eingesogensein? Verschlungen ist noch nicht verdaut. Der Slavismus zwischen Elbe und Oder ist vom Germanismus eingesogen; nicht aber Polen von den drei Mächten, am allerwenigsten von Rußland. Preußen hat vermöge seiner größern Civilisation verhältnißmäßig am meisten in der Germanisirung gethan; ehe Rußland mit seinen mechanischen Mitteln nur so viel erreichte, müßten Jahrhunderte verfließen. Polens Wiedergeburt hat deßhalb die stärksten Wahrscheinlichkeitsgründe für sich. Schon manches Volk ist in ähnlicher Lage gewesen; und wie nannte es diejenigen Landsleute, welche ihm den lächerlichen Rath gaben, sich „einsaugen" zu lassen? Wir danken dem Verfasser für die Parallele zwischen dem römischen Reiche und — Rußland (sie ist für schläfrige Kabinette und Völker sehr zeitgemäß); erinnern ihn aber zugleich, daß die Geschichte von vielen unterjochten Völkern erzählt, welche sich früher oder später frei gemacht haben. Portugal gehörte sechszig Jahre zu Spanien; Griechenland war Jahrhunderte geknechtet. Nähere Beispiele bedürfen noch weniger der Erwähnung.

Die Ursachen, welche Polens Fall herbeigeführt haben, sind bekannt. Das Land ging durch Selbstverschuldung (die Masse des Volkes litt unschuldig unter den Fehlern und Verbrechen vornehmer Parteien) und hauptsächlich durch diplomatischen Straßenraub zu Grunde. Die Verblendung der Aristokratie war es wiederum, welche wesentlich zum Mißglücken der neuesten Revolution beitrug. Nichtsdestoweniger ist es eine unverzeihliche Verkehrtheit, aus der wie auch entstandenen Knechtschaft eines Volkes den Schluß zu ziehen, es müsse sich hoffnungslos in dieselbe fügen und sie sich so behaglich als möglich machen.

Alle Hoffnungen sucht Gurewski niederzuschlagen. Wiedergeburt sei

weder von innen noch von außen zu erwarten. Die erstere durch die innern Lebenskräfte, werde selbst von den Hoffenden für unmöglich gehalten, welche somit das Vorhandensein dieser Kräfte selbst läugneten. Die Patrioten geben dies gewiß nicht zu. Mit den materiellen Kräften wird es allerdings immer schlimm aussehen, so lange drei Großmächte einem unterworfenen Volke gegenüberstehen. Wird aber das lebendigste Nationalgefühl für nichts gerechnet? — Bloß von außen her ist noch kein Volk frei geworden; aber die Veranlassung kann außerhalb seiner Grenzen eintreten. In Folge auswärtiger Ereignisse hat manches Land schon Umwälzungen erfahren. Der diplomatische Verf. kann mit gutem Gewissen die „politischen Kombinationen" höher anschlagen, als er es thut. Er überschreitet die Grenze des Absurden mit solchen Phrasen, wie: „sie erwarten die Wiedergeburt von einem Zusammentreffen der Ereignisse, welches nicht Statt findet und nicht Statt finden wird." Man glaubt einen Propheten Gottes zu hören. Die meisten großen Veränderungen sind eingetreten, ohne daß die Diplomaten eine Ahnung davon hatten.

Mit mehr Schein spricht der Verf. gegen diejenigen Polen, welche von dem konstitutionellen Systeme und seiner Weiterverbreitung in Europa Hülfe und Heil für ihr Vaterland erwarten. Er hat ganz Recht, daß der Konstitutionalismus nicht kriegssüchtig sei, und daß der privilegirte Mittelstand am meisten für sich selbst sorge. Wer muß aber nicht lachen, wenn das wohlhäbige Bürgerthum herabgesetzt wird, damit der Adel in seiner Reinheit besser leuchten könne? Wenn die wahren Monarchien einen Krieg an der Spitze ihres Adels führten, stand dieser stets in der ersten Reihe und diente den Geringen als Schild." Scheint es doch, als hätten die Heere, welche den Potentatenlaunen oder den Völkerschicksalen dienten, aus lauter Edelleuten bestanden, als hätte nicht das gewöhnliche Volk und immer das Volk so ziemlich allein das nöthige Blut lassen müssen.

Daß der Verf. kein Freund von dem „Bastardprinzip des konstitutionellen Systems" ist, kann nicht befremden. Seine Ungnade erstreckt sich natürlich noch weiter, über alle „demokratischen und republikanischen Formeln." Das alles ist eitel Ahriman und muß vor der jungfräulichen Autokratie vergehen; das Heil der Welt kommt ja von dem providentiellen Protektor Rußland.

Obwohl das konstitutionelle System sicherlich nicht geeignet ist, den Schlußstein der politischen Entwickelung Europa's zu bilden, weil die Gemeinfreiheit nicht in der Befriedigung der Selbstsucht Censuszahlender und in den Privilegien der Bourgeoisie liegt, so kommt ihm doch eine relative Wahrheit zu. Der Absolutismus kann es nicht richtig würdigen; selbst dann, wenn er sich ohne dasselbe nicht mehr halten kann (solche Zwitter

verfaſſungen haben wir in Deutſchland), feindet er es an. Die Demokratie kämpft auch gegen daſſelbe, aber nicht zu Gunſten der Vergangenheit, ſondern der Zukunft. Es hält die Mitte und bildet den Uebergang zwiſchen dem Abſolutismus von Individuen oder Kaſten und dem Demokratismus, auf ähnliche Weiſe wie der Proteſtantismus zwiſchen dem Katholicismus und der philoſophiſchen Religion, d. h. der Philoſophie ſelbſt. Die gemiſchten Prinzipe aber haben geringere Lebensdauer, als die reinen; dieſe haben es blos mit Einem Feinde zu thun, das Juſtemilieu ſieht ſich von zweien eingeſchloſſen. Man unterſcheidet leicht das Wahre und das Falſche in dem, was der Verfaſſer vom konſtitutionellen Prinzipe ſagt: „Als ein falſcher und vorübergehender Begriff, auf eine ſchwankende Grundlage geſtützt, lebt es nur ein künſtliches Leben, und hat keine Zukunft. Seine Ohnmacht, den Völkern irgend etwas Gutes zu bringen, hat ſich an dem hellen Tageslichte der Erfahrung gezeigt. Der Rücklauf, den es auf allen Punkten erfährt, iſt wahrlich kein Beweis der Lebenskraft.“ Nichts Gutes hätte es gebracht? Der Verf. muß dies im Schlafe geſchrieben haben oder nichts von der Geſchichte der konſtitutionellen Staaten wiſſen. Ueberall haben ſich die Konſtitutionen als eine gute Vorſchule der Freiheit bewährt; unter ihrem Schutze ſind ſehr poſitive Verbeſſerungen eingeführt worden, welche man vom abſoluten Regimente vergebens erwartete. Und je mehr demokratiſirend, deſto größer war ihre Heilſamkeit. Hierin liegt der Beweis, daß ſie über ſich ſelbſt hinausweiſen und zur reinen Demokratie hinſteuern. Die zahlreichen Symptome der letzteren ſind nicht „Rückläufe“ des Konſtitutionalismus, ſondern Proben einer neuen, weit höheren Freiheitswelt.

Polen war es nicht vergönnt, von feindſeligen Nachbaren ungeſtört ſeine innere Durchbildung zu vollenden. Die Verfaſſung von 1791, ſo unvollkommen ſie auch war, bildete doch einen gewaltigen Fortſchritt, mit der alten Wahl- und Vetowirthſchaft verglichen. Aber dieſe Verfaſſung kam denjenigen, welche ſchon zweimal das Blut Polens gekoſtet hatten, im höchſten Grade unwillkommen, wie freundlich auch Anfangs einige diplomatiſche Phraſen lauten mochten. Dazu nehme man die Schandrotte der Verräther, und das Weitere erſcheint als ganz natürliche Folge.

In manchen Aeußerungen zeigt ſich der Verf. als Socialiſten; er weiß mit Wärme über das Elend der untern Klaſſen zu ſprechen. Die Entwickelung des Wohlbehagens ſcheint der Kern ſeiner Philoſophie. Aber indem er alles andere gegen die materiellen Intereſſen zurücktreten läßt, indem er die politiſchen Bedingungen der Socialenwickelung als bedeutungslos hinſtellt, geräth er mit ſeiner eigenen Philantropie in Widerſpruch. Nicht allein überhäuft er die Regierungen, beſonders die abſoluten, mit Lobſprüchen, weil ſie den Wohlſtand beförderten (was doch in manchen

Lande bei weitem nicht wahrheitsgemäß iſt), ſondern er glaubt auch die materiellen und die höheren Intereſſen auseinander halten, ja die letzteren gar nicht erwähnen zu dürfen. Schon oft haben wir dieſe gemeine und den menſchlichen Geiſt herabwürdigende Theorie anhören müſſen, welche ein Volk, mit Ausnahme der Regierenden, in einen Ameiſenhaufen verwandeln möchte: „Die Bewegung, welche Europa und die chriſtliche Welt gegenwärtig mit ſich fortreißt, das iſt die Arbeit, die Induſtrie, der Friede. Um den Frieden zu haben, iſt Einigkeit nöthig, und ſo viel als möglich die Concentration und Einheit der Staaten.“ Hiezu gehörten „mächtige phyſiſche Proportionen, die weſentlichen Bedingungen der Geſundheit und Stärke“; deßhalb nehme — wer weiß nicht, was nun folgt? — Rußland eine der wichtigſten Stellen ein. Liegt hier auch einer der „tiefen Gedanken“, welche der Korreſpondent der Augsburger Zeitung in der von Fricken und Milde überſtrömenden Schrift des bekehrten Polen entdeckt hat? Wo lehrt die Weltgeſchichte, daß ein Menſch oder ein Staat gerade dicke Knochen oder einen großen Rumpf haben müſſe, um große Dinge zu wirken? Doch weiter in der Theorie der Ruhe um jeden Preis, der Beſchmutzung der Nationalehre, der Verleumdung der Freiheit, der Stumpfheit gegen die idealſten Güter der Menſchheit. Umſonſt verkriecht man ſich in klingende Phraſen, umſonſt mißbraucht man den heiligen Namen der Menſchheit: „Ich habe die innige Ueberzeugung, daß es ein Verbrechen der verletzten Menſchheit iſt, nur durch den leiſeſten kleinſten Hauch zu Haß, zu Kriegen, zu Zerrüttungen anzutreiben.“ Man werde nicht glücklich, meint der Graf, durch „Trümmer und Blutſtröme.“ Sehr wohl; aber, ſagt ſogar der weichliche Perſer: bin ich denn ein Hund, um glücklich zu ſein? Man müßte alſo um das elende Leben betteln, nach hingeworfenen Glücksbrocken ſchnappen? Um Ehre handelt es ſich gar nicht? Wären die Völker wirklich ſo niederträchtig, daß ſie Alles, Alles hingäben, um den Wanſt zu füllen? Nein, Herr Graf, leſen Sie doch die Geſchichte, um zu lernen, daß viele Völker mit Blutſtrömen freudig dasjenige „Gut“ eroberten, welches allein der menſchlichen Bemühung würdig iſt, daß oft erſt nach einem „Kopf über Kopf unter“ die wahre „Ordnung“ erreicht werden konnte. Glaubt man, daß dieſer Gang der Dinge mit einem Male aufgehört habe, während doch die Hinderniſſe und Feindſeligkeiten gegen die ruhige, organiſche Entwickelung der Völker noch meiſtens dieſelben wie früher ſind?

Der ehrloſe Friede iſt recht eigentlich Krieg, freſſender Krieg, innere Unzufriedenheit und Zerriſſenheit des Volksgemüths; dagegen ein Krieg um das Höchſte, um die edelſten Beſitzthümer menſchlichen und ſtaatlichen Daſeins iſt wahrhaft Friede, Gewiſſensruhe, Befreiung von Schamröthe. War es nicht bei allen Völkern ſo, welche Gut und Blut an die Wahrheit und

Freiheit ihres geſchichtlichen Lebens ſetzten? Kein Menſch, kein Volk kann ſittliche Würde mit ſolchen Grundſätzen erwerben: „Das Glück hängt von dem Wohlbehagen, dem Beſſerbefinden ab. Ohne dieſe gibt es keine Moral und keine Moralität. Dieſe Vortheile aber verlangen Ordnung und Sicherheit, um allgemein zu werden. — Die Seele alles Guten, jeder Verbeſſerung, das Element, in welchem allein dieſes Gute exiſtiren kann, iſt die Ordnung und wird es ſtets ſein. — Die Ordnung ihrerſeits kann nicht ohne Hierarchie beſtehen. Die Geſellſchaft kann daher nicht unter einem erdrückenden Niveau leben und ſich entwickeln. Jede Verbeſſerung, welche nicht als Grundlage die Ordnung und die Hierarchie hätte, ſo wie die Erhaltung der erworbenen und beſtehenden Stellungen, wäre der menſchlichen Natur widerſtrebend.“ Man ſieht, daß in unſerer Schrift gar zu viele Spinnweben auszukehren ſind; faſt nichts Solides bleibt übrig. Der letzte der angeführten Sätze iſt die geſchichtswidrigſte Erſchleichung. Wenn das „Erworbene und Beſtehende“ ſchlecht iſt, ſo iſt die „Verbeſſerung“ ohne die Vernichtung deſſelben unmöglich; da es beſtändig unvollkommen iſt, ſo muß es beſtändig dem Beſſern weichen. Dies iſt die allein wahre Theorie des „Erhaltens.“ Ein Sophiſt oder ein gedankenloſer Schreiber aber ſcheut ſich nicht, die Erhaltung des Beſtehenden eine Verbeſſerung zu nennen! Und doch weiß jeder Schüler, daß die meiſten und wichtigſten Fortſchritte, daß die weltgeſchichtlichen Umgeſtaltungen ſich erſt im Kampfe gegen die „Ordnung und Hierarchie“ durchgeſetzt haben. Nicht das „Niveau“ iſt „erdrückend“, denn dabei kann Jedermann den Kopf oben halten und frei athmen; vielmehr die Pyramide iſt das rechte Bild für unfreie Staaten, in welchen die Maſſe ganz unten in der Preſſe liegt. Die „Ordnung“, welche ſo viel geliebkoſt wird, iſt der heuchleriſche Euphemismus für Druck und Knechtſchaft. Wie oft ſoll man euch dieſe Maske noch abreißen? Alſo auch hier wieder, und mit Bentham's Worten: „Unter allen abſtrakten und vieldeutigen Bezeichnungen gibt es kein Wort, welches mehr in der Höhe der Illuſion ſchwebte, als das Wort Ordnung, die gute Ordnung. Dieſes Wort dient wunderbar, eine gewiſſe Ideenleere zu maskiren und doch zu imponiren. Ordnung iſt das Lieblingswort in dem Wörterbuche der Tyrannei.“

Charakteriſtiſch iſt die gute Meinung des Verfaſſers von den heutigen Inhabern der Gewalt: „Die, welche heutzutage am aufrichtigſten, am reinſten das Glück der Völker wünſchen, ſind ganz ſicher die Herrſcher. Die, welche es verhindern, das ſind ganz ſicher die Politiker aller Schattirungen.“ Der Verf. vergaß bloß; ſich ſelbſt und ſeines Gleichen auszunehmen. Da aber die Herrſcher auch Politiker eigener Schattirung ſind, ſo „verhindern“ ſie auch; was wird da aus dem armen Völkerglücke? „Die

abſoluten Regierungen ſind es, welche am eifrigſten daran arbeiten, alle großen Verbeſſerungen allgemein zu machen und zu verbreiten, die Laſt der ihnen unterworfenen Völker zu erleichtern." Wie man ſieht, wagt ſogar Gurowski nicht, die abſoluten Herrſcher als Beförderer der geiſtigen Intereſſen und ſomit der geiſtigen Freiheit zu preiſen. Allein auch für die materiellen Intereſſen ſorgen bekanntlich viele abſolute Regierungen gar nicht oder zu wenig oder auf verkehrte Weiſe. Beiſpiele zu allen dieſen Klaſſen ſind wohlfeil zu haben. In Italien z. B. liegt die Nationalökonomie noch in den Windeln; man befolgt dort Regierungsgrundſätze, deren ſich ziviliſirte Länder ſchämen.

Gewiſſe Regierungen, weil ſie ihre wahre Pflicht, an ihrer eigenen Entbehrlichkeit zu arbeiten, die Völker in der Erringung ſelbſtbewußter Mündigkeit zu unterſtützen, nicht feſt ins Auge faſſen, gerathen in eine wunderliche Klemme. Sie befördern das Aufblühen der materiellen Intereſſen, weil ein Volk, je reicher, deſto zeugungsluſtiger und zahlungsfähiger iſt, und weil das Materielle den Menſchen von dem Höheren, Idealen, z. B. der politiſchen Freiheit abzieht. Brod und Spiele! Andrerſeits aber fürchtet eine ſolche Regierung wieder das Ueberhandnehmen der ſoliden, materiellen Beſtrebungen, ſobald ihnen der Kamm ſchwillt und ſie Miene machen, ſich mit den Staatsangelegenheiten zu befaſſen, eben in Folge der unausbleiblichen Einſicht, daß dieſe in die allernächſten Intereſſen ſo tief eingreifen. Gegen dieſes Uebel ſucht dann die Regierung mit doppeltem Eifer den Menſchen einzuprägen, was ihr allein als Idealeſ gilt: die Kirchlichkeit und die ewige Seligkeit, oder die Alterthumsforſchungen und andere unſchuldige Gelehrſamkeit.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Panſlavismus und ſein Träger Rußland in des Verfaſſers Syſtem die Hauptrolle ſpielt. Er ſpricht von der „mehr und mehr vollſtändigen Inthroniſation des ſlaviſchen Prinzips", welches „ſich in keinen Formen bequemer fühlen könne, als in denen Rußlands, welches allein wirklich exiſtire." Man höre Münchhauſen politiſiren: „Niemand in Europa beſtreitet jetzt noch die ungeheuren und ſchnellen Fortſchritte Rußlands auf den verſchiedenen Wegen der Ziviliſation. Meiſtens iſt es nicht mehr ein oberflächlicher Firniß (wie glücklich wird hier der Hieb der öffentlichen Meinung aufgefangen!), ſondern ein tiefes Verſtehen, ſo wie eine umfaſſende Entwickelung des National- und Menſchen-Geiſtes und ſeiner Anforderungen." Wo „die meiſte Autorität herrſche", wo „die Gewalt wegen der Tiefe ihrer Wurzeln am wenigſten in Zweifel gezogen werde", da ſeien alle Beſtrebungen zum Beſſern am geſichertſten. „Wenn die Verſuche zum Umſturz aus dem Occident kamen, ſo könnte die Organiſation wohl aus einer entgegengeſetzten Richtung kommen." Alle Zeichen in

allen Ländern verkündigen: daß nicht mehr die Autorität, sondern die Autonomie bewegendes Prinzip und Ziel der Völker ist. Das hilft aber Alles nichts, umsonst ist die Weltgeschichte seit einigen fünfzig Jahren durchlebt worden: die Gurowski's, die Genze, die Gorberon's u. s. w. sehen und hören nichts. Die gewaltigste Entwickelung ist von Westen her angeregt worden; manche Verhältnisse haben einen unerwarteten Umschwung erfahren. Vergebens! Alles ist eitel „Aufregung und Umsturz"; der wahre Heiland soll uns erst aus Rußland kommen! Von ganzem Herzen wünschen wir der russischen Nation Gedeihen und Lebensreichthum; aber kann man etwas Faderes, Plumperes, Anmaßenderes hören, als dies Pochen auf russische Fortschrittspolitik, auf die Tiefen halbasiatischer Weisheit? Das weitvoraneilte Europa sollte von einem Lande, wo der Kampf zwischen Absolutismus, Bojarenthum und leibeigener Masse noch nicht entschieden ist, wo der raffinirteste Cäsarismus und das drückendste Adelsthum um die Wette die unsittlichsten, verdorbensten Zustände hervorrufen, in die Schule genommen werden? Glaubt der Verfasser, daß die russische Regiererei in Europa unbekannt sei? Gerade, weil sie sich versteckt, sich der Oeffentlichkeit schämt, weiß man sehr genau, wie man mit ihr daran ist.

Doch kehren wir zu den Polen und ihrer Nationalität zurück. Der Verf. gibt sich an zahlreichen Stellen die erbarmenswertheste Mühe, seinen Landsleuten das ewige Brüten über der Vergangenheit, die Unzufriedenheit, den Haß und die Verbissenheit vorzuwerfen. Sie sollten sich hübsch schonen, ihre geistigen Kräfte nicht aufreiben, russische Beamte werden, „Männer, welche für die wohlthätigen Absichten der Regierung nützlich sind." Es handle sich nicht mehr um Polen, sondern um die Polen, d. h. eine Sorte russischer Unterthanen. „Alles scheint die Individuen aufzufordern, eine so verderbliche Bahn zu verlassen, an deren Ende sie nur das moralische und intellectuelle Nichts finden können, materielles Elend — und — man verzeihe mir das Wort — thierische Erniedrigung." Wie dieser Rhetor allen Völkern alter und neuer Zeit den Text liest! Was immer als menschliche Hoheit geleuchtet hat, die Treue gegen das Vaterland bis in den Tod, die unermüdliche Vertheidigung der Nationalität, die glühendste Liebe zur Freiheit — fort damit, das alles führt zu — thierischer Erniedrigung! — Die Polen, meint der Verfasser, sollen sich mit Schottland, Irland und andern „verschwundenen Nationalitäten" trösten. Klingt das nicht wie Spott? Als wenn diese Vergleichung in den wichtigsten Punkten paßte! Ein ungeheurer Unterschied doch, dem russischen oder dem britischen Reiche einverleibt sein. Schotten und Iren haben Mittel und Wege eigenthümlicher innerer Entwicklung, von welchen sich keine Spur in Polen finden läßt. Jene konnten sich gegen Unterdrückung stemmen, und haben es gethan; dies

rechnet unſer Verf. aber den Polen zum thörichten Verbrechen. Hören wir von ihm noch einen Ausdruck der Theorie des unbedingten Gehorſams: „Alle unterjochten Nationen haben ſich, ſpäter oder früher, und auf Koſten ihres eigenen Wohlſtandes — gefügt, je nachdem die Individuen den Lauf der Dinge erleichterten oder ſich dagegen ſperrten.“ Wie zart geſagt: der Lauf der Dinge! Die ganze Behauptung iſt wieder eine armſelige Unwahrheit; und was zuweilen geſchehen iſt, verdient noch keine Nachahmung. Darum braucht aber bei den Widerſpenſtigen die Nationalität noch zu keiner bloßen „Kneipen-, Bierhaus- und Marktfrage“ herabzuſinken.

Eine handgreifliche Verkennung des „Beſtehenden“, poſſierlich genug bei dem Fanatismus der Ruhe und bei der Kopfſcheu vor jeder Umwälzung, iſt die Herabſetzung der Nationalität als eines leeren Namensunterſchiedes. „Alle dieſe Fragen der Nationalitäten werden mehr und mehr Nebenfragen und verſchwinden vor den großen und edeln Tendenzen der Menſchheit.“ Wir ſind gewiß die Letzten, welche dem borniрten Haſſe zwiſchen Nationen das Wort reden; aber die Sache ſtellt ſich doch ganz verſchieden, wenn von Unterdrückern und Unterdrückten die Rede iſt. Dann iſt die Abſtoßung des fremden Elementes eine Tugend; am wenigſten kann die gewaltübende Regierung auf Liebe Anſpruch machen. Aber auch ohne alle Rückſicht auf ein ſolches Verhältniß iſt die Nationalität, zunächſt die Sprache, immer eine nothwendige Form, in welcher ſich ein beſtimmter Volksgeiſt offenbart. Jede Nation will ſich ſelbſt ausleben. Gerade das Gegentheil von Gurowski's Behauptung iſt wahr, und heutzutage in tieferem Sinne als jemals. Die vollendetſte Darſtellung der Nation, als politiſcher Einheit, gewinnt erſt in neuerer Zeit mehr Raum. Der dynaſtiſche Zufall, das Privaterbrecht in ſeiner Anwendung auf Völker und Staaten, ſowie die diplomatiſche Tranchirkunſt und die Seelenverkäuferei der Kongreſſe wird immer mehr dem vernunftgemäßen Zuſammenfallen von Nation und Staat weichen. Man muß blind ſein, um nicht wahrzunehmen, daß die Völker mit dem entſchiedenſten Eifer nach ihrem eigenen Schwerpunkte hinarbeiten, daß ein jedes ſich zur ſtaatlichen Einheit zuſammenſchließen will. Das Zerriſſene findet ſich zuſammen, das Zuſammengeleimte trennt ſich, das Unterjochte macht ſich frei. Die Künſtlichkeit und das vielfach Proviſoriſche im europäiſchen Staatenſyſtem kann auf die Dauer nicht beſtehen. Die Nationalitäten ſind auf zweierlei Weiſe noch außer ihrem vollen Rechte. Einentheils ſind mehrere Nationen und Fetzen von Nationen in Einen Staat zuſammengeballt oder loſe aneinandergehängt. Dieß iſt der Fall am meiſten mit Oeſterreich und Rußland. Die Zukunft dieſer Staatsaggregate iſt durch ihr Weſen ſelbſt vorgezeichnet; ſo wie die nöthige Zeit um iſt, werden ſich auf einmal oder nacheinander die mechaniſch-dürftig zuſammengehaltenen organiſchen Beſtand-

theile trennen und ein reicheres selbstständiges Leben beginnen. So wird auch Polen sich aus Rußlands Krallen befreien. Ungarn wird sich hinlänglich stark fühlen, einen eigenen Staat zweiten Ranges zu bilden. — Anderntheils gibt es zerstückelte Nationen. Eine und dieselbe Nation ist in mehrere, selbst Dutzende Staaten zerrissen. Und diese einzelnen Staaten sind nicht allein einheimische, sondern auch Stücke von auswärtigen. Deutschland und Italien sind in dieser Lage. Von dem erstern sind einige Provinzen, obwohl noch im Bundesverbande, doch fremden Kronen unterworfen. Von dem Bundesverhältnisse Preußens und Oesterreichs gar nicht zu reden. Die politische Theilung des deutschen Volkes hat natürlich die verdrehtesten Zustände hervorgebracht. Noch schlimmer ist die italienische Nation daran, welche nicht einmal den Namen eines Bundesstaates zum Spielzeug hat. Auch von Italien sind mehrere beträchtliche Stücke in den Händen ausländischer Regierungen. Die eine derselben, die östreichische, ersetzt dem ganzen Lande thatsächlich die mangelnde formelle Bundesbehörde. Das österreichische Kabinet ist für Italien, was der deutsche Bund für Deutschland. Sonst würde das Schicksal des wiedergebornen Italiens schon jetzt in voller Entwickelungsarbeit sein, gerade wie in Spanien, dessen Angoulême's jetzt privatisiren. Am vollständigsten ist die polnische Nation sich selbst verloren gegangen, da sie ganz und gar an auswärtige Mächte vertheilt ist. Doch nein, man hat noch den Freistaat Krakau übrig gelassen; die Preisaufgabe seiner Theilung blieb ungelöst, oder vielmehr sie wurde so gelöst, daß er drei Herren statt eines einzigen bekam.

Die genannten zerschnittenen und zerbröckelten Nationen werden nicht verfehlen, sich ihrer Einheit wieder zu bemächtigen. Es wird ihnen weniger schwer werden, als Manchen das Zusammensuchen ihrer Glieder am Auferstehungstage.

Wird einmal Polen wieder polnisch und erfüllt dann im Geiste der heutigen Zivilisation seine nationale Bestimmung, so steht zu hoffen, daß auch die Gurowski's sich der neuen Ordnung der Dinge anschließen werden. Denn alte Liebe rostet nicht.

Die Schweiz.

Die Jeſuiten.

Hiſtoriſcher Ehrentempel der Geſellſchaft Jeſu. Aus dem Franzöſiſchen von J. B. F. Wien, 1841.

Das Verhältniß der Jeſuiten zum Leben, zu Kirche und Staat, aus ihren Lehren und Handlungen dargeſtellt. Von einem Katholiken. Zürich und Winterthur, Verlag des literariſchen Comptoirs. 1841.

Der Jeſuitismus, treu geſchildert von einem Proteſtanten. Gegenſtück zu der Flugſchrift: Das Verhältniß der Jeſuiten zum Leben u. ſ. w. Zürich, 1841.

Miſſionspredigten der ehrw. Väter aus der Geſellſchaft Jeſu, P. Burgſtaller, P. Damberger, P. Schleſſer, gehalten in der Pfarrkirche zu Surſee, Kantons Luzern, vom 1. bis 10. Jenner 1842. Getreu nachgeſchrieben von mehrern Zuhörern. Luzern, gedruckt bei A. Petermann. 1842.

Verhandlungen des Großen Rathes des Kantons Luzern in ſeiner Sitzung am 9. September 1842, betreffend die Jeſuitenfrage. Nach einer ſtenographiſchen Nachſchrift herausgegeben. Zweite verbeſſerte und mit zwei Aktenſtücken vermehrte Auflage. Luzern, bei Xaver Meyer.

Die ehrwürdigen Väter der Geſellſchaft Jeſu ſind arg verleumdet worden. Von der zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts an wurde keine publiziſtiſche Schlechtigkeit verübt, an der man ihnen nicht größern oder geringern Antheil zuſchrieb; nach ihrer Aufhebung ſchritten ſie als Exjeſuiten, Geſpenſtern gleich, durch die Welt, und kamen den Herausgebern der Allgemeinen deutſchen Bibliothek und der Berliner Monatſchrift jede Nacht im Traume vor. Könnten die Herren Nikolai, Gedike und Bieſter zurückkommen, wie das Wild, auf welches ſie Jagd machten, die Jeſuiten, revenants geworden ſind, ſo würde es ihnen ohne Zweifel große Genugthuung gewähren, daß ſie denjenigen gegenüber, welche ſie als Jeſuitenriecher verkleinerten und lächerlich machten, Recht behalten haben —

Recht nämlich in so fern, als sie das „für ewige Zeiten" der Bulle Clemens XIV. „Dominus ac redemptor noster" für keine hinlängliche Garantie gegen das Wiederkommen der „wie Hunde Hinausgeworfenen" ansahen. Unrecht hatten sie aber, wenn sie ein solches Wiederkommen für eine Kalamität hielten. Es ist vielmehr ein Glück. Hätte man den Pampf mit glühendem Eisen ausgebrannt, so daß es für immer wäre um sie geschehen gewesen, so würden sie vielleicht unter den Edelsten der Nachwelt Vertheidiger gefunden haben, wie die Tempelherrn sie fanden. Die Art, wie die Minister der Bourbonen und Braganza mit ihnen verfuhren, hätte sie vielleicht zu Märtyrern gestempelt: vor diesem Irrthum ist die Geschichte bewahrt worden. Das neunzehnte Jahrhundert wird die Rechtstitel untersuchen, auf welche die Jünger Loyala's ihr Begehren, in integrum restituirt zu werden, stützen, und den Prozeß in zweiter und letzter Instanz entscheiden.

Bekanntlich waren es die Potentaten, welche trotz der Aufhebungsbulle die Jesuiten als solche bei sich fortbestehen ließen — Katharina, Friedrich und Voltaire. Letzterer hatte wenig Dank davon, daß er dem Père Adam in Ferney ein Asyl vergönnte und mit ihm Schach spielte; er wird noch heut zu Tage dem Luzerner Volke von den Missionären als die Wurzel alles Bösen dargestellt; sie vergessen jedoch beizufügen, daß diese Wurzel in ihrem eigenen Garten groß gezogen wurde. Vielleicht wollen sie den Stiefvater der Revolution nur für den Witz büßen lassen, zu dem ihm der gute Père Adam so oft herhalten mußte. Friedrich, dankbar der guten Dienste eingedenk, welche der Beichtvater Kaiser Leopolds seinem königlichen Abnherrn geleistet hatte, dehnte die Toleranz auch auf dessen Ordensbrüder aus. Sie stießen ihm keine Besorgniß ein und konnten in Schlesien ungehindert ihr Wesen forttreiben, Klassiker kastriren, akademische Disputationen halten und die unbefleckte Empfängniß vertheidigen, wie es ihnen beliebte. Er ging dabei von einem sehr praktischen Gesichtspunkte aus, über den der Fürst von Ligne, der selbst einen Hausjesuiten hielt, in seinen Memoiren Aufklärung gibt. „Pourquoi", äußerte sich der König, „a-t-on détruit aussi les dépositaires des grâces de Rome et d'Athènes, ces excellents professeurs des humanités, et peut-être de l'humanité, les ci-devant révérends pères? l'éducation y perdra; mais comme mes frères, les rois catholiques, très-chrétiens, très-fidèles et apostoliques les ont chassé, moi, très hérétique, j'en ramasse tant que je puis, et l'on me fera peut-être la cour pour en avoir; je conserve la race, et je disais aux miens l'autre jour: Un recteur comme vous, mon père, je puis très-bien le vendre 300 écus; vous, révérend père provincial, 600; ainsi des autres, à proportion, quand on n'est pas riche, on fait

des spéculations." Dank dieſer klugen Vorſorge, hat ſich die Race wirklich erhalten, und erfreut ſich in unſern Tagen gedeihlicher Pflege und Vermehrung. Sie hat aber auch die gute Eigenſchaft und verträgt wie gewiſſe Hausthiere jedes Klima — das rein monarchiſche eben ſo gut, wie das rein demokratiſche. Wo das politiſche Thermometer auf dem Gefrierpunkt ſteht, befindet ſie ſich ſehr wohl; allein faſt noch behaglicher fert, wo das Volk glaubt, es regiere ſich ſelbſt. Wer die Abſicht hätte, einen Appendix zu der Monachologie des Hofrathes von Born zu ſchreiben, könnte die heutigen Jeſuiten zu anziehenden Studien benutzen. Sie nähren ſich wie die Vögel der Luft und die Lilien des Feldes, pflanzen ſich kryptogamiſch fort und vertragen ſogar die Preßfreiheit.

Nach theilweiſen Wiederbelebungen in einzelnen Staaten (das päpſtliche Breve für Rußland iſt vom 7. Mai 1801, das für Neapel vom 30. Juli 1804 datirt), wurde der Jeſuitenorden für die ganze katholiſche Welt durch die Bulle Pius VII. „sollicitudo omnium" wieder hergeſtellt. Es liegt außerhalb der Grenzen dieſes Aufſatzes, die Fortſchritte zu ſchildern, welche er ſeitdem in außerdeutſchen Ländern gemacht hat; für unſern Zweck genügt es, zwei Staaten im Auge zu behalten, von denen es ſcheint, daß ſie, Deutſchland gegenüber, als archimediſche Punkte benutzt werden ſollen — Oeſterreich und die Schweiz.

In Oeſterreich hatten ſich die Jeſuiten ſo brauchbar gezeigt, daß Ferdinand II. ſie in ſeinem Teſtamente mit nachdrücklichen Worten ſeinen Nachfolgern empfahl, und dieſe verfehlten auch nicht, die Empfehlung zu beherzigen. Zur Zeit der Aufhebung beſaß der Orden in der öſterreichiſchen Provinz ein Profeßhaus (das großartige Gebäude umfaßt jetzt die Bureau's des Hofkriegsrathes), 31 Kollegien, 3 Probehäuſer, 33 Seminarien, 22 Reſidenzen, 11 Miſſionshäuſer, und zählte 1772 Geſellſchafter; in der böhmiſchen 1 Profeßhaus, 26 Kollegien, 3 Probehäuſer, 25 Seminarien, 13 Reſidenzen, 12 Miſſionshäuſer mit 1239 Geſellſchaftern. Bei allem guten Willen, mit dem ihnen der fromme Franz, unter deſſen Erziehern ſich auch ein Exjeſuit, Namens Diesbach, befunden hatte, zugethan war, lag es doch nicht in ſeiner Macht, ihnen zu der vorigen Blüthe zu verhelfen. Bis zum Jahr 1827 blieben ſie auf Galizien beſchränkt; ſeither ſind ihnen in den italieniſchen Provinzen, in Oberöſterreich, Steiermark und Tyrol Kollegien eingeräumt worden, ſo daß ſie jetzt, 269 an der Zahl, ſieben Klöſter bewohnen. 34 Ordensglieder ſind auf Pfarreien ausgeſetzt (ſiehe Bechers ſtatiſtiſche Ueberſicht der Bevölkerung der öſterreichiſchen Monarchie nach den Ergebniſſen der Jahre 1839—1840); die übrigen widmen ſich theils der Jugenderziehung, theils vor der Hand dem beſchaulichen Leben. In Galizien werden eine philoſophiſche Lehranſtalt (zu Tarnopol, mit fünf Pro-

teſſeren; ihr Direktor iſt der Provinzial des Ordens in Galizien) und zwei Gymnaſien (zu Tarnopol und Sandec) von den Jeſuiten verſehen; in Tyrol gehören die Lehrer des Gymnaſiums zu Insbruck, der Rektor, die Präfekten und theilweiſe auch die Lehrer der dortigen thereſianiſchen Ritterakademie dem Orden an. Bei dem Ueberfluſſe an Welt- und Ordensgeiſtlichen, mit dem Tyrol geſegnet iſt (auf 329 Einwohner kommt ein Weltgeiſtlicher, auf eine Bevölkerung von 812000 Seelen, in runder Zahl 829 männliche Ordensperſonen, dazu noch 452 Nonnen, alſo auf ungefähr 220 Einwohner ein geiſtliches Individuum), erſcheint es einigermaßen auffallend, daß man gerade dieſe Provinz auswählte, um dort mit der Jeſuitenpädagogik einen Verſuch anzuſtellen. Da der Zweck ihrer Berufung nach Oeſterreich überhaupt und nach Tyrol insbeſondere gewiß nicht darin beſtand, daß ſie ſich die Pflege der Wiſſenſchaften und die Förderung derſelben angelegen ſein laſſen ſollten, ſo iſt es wohl überflüſſig, zu unterſuchen, was ſie auf dieſem Gebiete geleiſtet haben. Der Orden, welcher einſt in katholiſchen Landen die Wiſſenſchaft faſt als ſein Monopol betrachtete, hat in unſerer Zeit auf Gelehrtenruhm ganz Verzicht geleiſtet; ſeitdem er ſo wohlfeil erworben werden kann, finden ihn die Jeſuiten unter ihrer Würde. Ihre Aufgabe, die Bekämpfung des Proteſtantismus oder, was das Nämliche ſagen will, der Revolution, erfüllen ſie beſſer, wenn ſie ſich auf den Glauben beſchränken. Der Vollſtändigkeit wegen mag jedoch angeführt werden, daß im Jahre 1841 in Insbruck von einem Jeſuiten Weninger eine Schrift herausgegeben wurde, unter dem Titel: „Apoſtoliſche Vollmacht des Papſtes in Glaubensentſcheidungen.“ Schreiber dieſes hat ſie nicht geleſen, und iſt deßhalb genöthigt, ſich auf das Urtheil zu beziehen, welches das von einigen Mitgliedern der ſehr orthodoxen theologiſchen Fakultät in München redigirte Archiv für theologiſche Literatur über dieſe Schrift fällt. „Vorliegendes iſt wohl das erſte theologiſche Werk“, heißt es dort, „das von einem Mitgliede der wieder hergeſtellten Geſellſchaft Jeſu in deutſcher Sprache erſcheint. ... Allein es fehlt viel, daß wir dem Verfaſſer das Verdienſt einer wiſſenſchaftlichen Begründung des genannten wichtigen Rechtes zugeſtehen könnten, der in ſeiner Arbeit auch nur einen wirklichen Beitrag zur Löſung der von ihm ſelbſt unſerer Zeit geſtellten wiſſenſchaftlichen Aufgabe erkennen können. ... Indem der Verfaſſer ſeiner Abhandlung keine andere Form zu geben wußte, hat der ſchwierige Gegenſtand durch ſeine Bemühung an Klarheit, Beſtimmtheit und Konſequenz nicht das Mindeſte gewonnen, und muß ſeine Arbeit als weit hinter den gewöhnlichen Anforderungen der Wiſſenſchaft ſtehend bezeichnet werden ....“ Ex uno disce omnes. Der Theologe Weninger, welcher „mit Erlaubniß der Obern“ als ſchriftſtelleriſcher Repräſentant ſeines Ordens in Deutſchland auftritt,

ſcheint auf der nämlichen Stufe wiſſenſchaftlicher Ausbildung zu ſtehen, wie der Philoſoph Romano in Rom, über den ſich der „Herold des Glaubens", ein anderes Organ römiſch-katholiſcher Orthodoxie, alſo äußert: „Was den P. Romano betrifft, ſo iſt mir aus dieſer Rezenſion (in den römiſchen Annali delle Science religiose) weder ſein philoſophiſches Syſtem, noch Umfang und Kraft ſeines Geiſtes klar geworden; doch will mich bedünken, als ſtehe es mit ſeiner philoſophiſchen Bildung nicht ſehr glänzend. Seine Unterſuchung, „ob es eine Philoſophie gebe, und wenn dieſes der Fall, welches Mittel es gebe, ſich eine gute und ſichere Philoſophie zu verſchaffen", ſeine Eintheilung in „Dogmatiker und Eklektiker", der Grund dieſer Eintheilung und ſeine Hinneigung zum Eklektizismus laſſen vermuthen, daß ſeine philoſophiſchen Studien weit zurückliegen. Soll man daraus auf den Stand der philoſophiſchen Studien bei den Jeſuiten, deren Geſellſchaft der Autor angehört, überhaupt ſchließen?" Allein, wie ſchon angedeutet wurde, kommt bei den heutigen Schützern der Jeſuiten der Grad ihres Wiſſens gar nicht in Betracht, und mit Recht. Kaiſer Franz wenigſtens, der in ſeinem Teſtamente den Jeſuiten ein bedeutendes Legat ausgeſetzt haben ſoll, ließ es ihnen ſicher nicht auf den Grund hin zukommen, daß ſie gründlichere Philologen oder ſcharfſinnigere Philoſophen ſeien, als die übrigen Ordensgeiſtlichen ſeiner Staaten. Noch verdient bemerkt zu werden, daß die Verfügung Kaiſer Joſephs II., durch welche dem Regularklerus unterſagt wurde, mit auswärtigen Obern in Verbindung zu ſtehen, auf die Jeſuiten keine Anwendung findet; unterm 18. Nov. 1827 geſtattete ihnen Franz I. den ungehinderten Nexus mit dem P. General. Eben ſo wurden ſie auch laut eines Hofkanzleidekretes vom 8. April 1828 von den Beſtimmungen des allgemeinen Amortiſationsgeſetzes diſpenſirt, und haben, wenn ſie unbewegliche Güter erwerben, davon bloß Anzeige an die Behörde zu machen. Ungeachtet dieſer Begünſtigungen iſt es wenig wahrſcheinlich, daß der Wirkungskreis der Jeſuiten in Oeſterreich eine bedeutende Ausdehnung erfahren wird. Eine oder die andere Lehranſtalt mag ihnen wohl noch übergeben werden; daß ſie indeſſen mit der Leitung des Jugendunterrichtes wieder in der Weiſe betraut würden, wie dieß vor ihrer Aufhebung der Fall war, iſt nicht zu beſorgen. Dieſer Unterricht iſt ohnedieß faſt ganz in den Händen des Klerus (unter den eilf Beiſitzern der Studienhofkommiſſion ſind eilf Geiſtliche) und wird zum größten Theile von eigens zu dieſem Zwecke detirten Ordenskongregationen verſehen; es wäre alſo recht eigentlich eine revolutionäre Maßregel, die tauſend ganz im Sinne der Regierung geſchulten und ſchulenden Mönche durch die Scholaſtiker und Magiſter der S. J. zu verdrängen. Schreiber dieſer Zeilen fühlt ſich gedrungen, bei dieſer Gelegenheit die Liberalität der öſterreichiſchen Zenſur zu rühmen. Er fand

nämlich in einem, mit deren Erlaubniß unlängst erschienenen Buche (Wien und die Wiener, von M. Koch) folgende Stelle: „Die Erziehung, welche die Jesuiten Leopold I. gegeben hatten, entfremdete ihn dem Leben und machte ihn von Helfern und Rathgebern so abhängig, daß die Kraft, zu regieren, nie in ihm zur Entwickelung kommen konnte. Unter seiner Regierung hat der politische Einfluß der Jesuiten am verderblichsten gewirkt. Aber eben das Abgehen von ihrer eigentlichen Bestimmung grub dieser Gesellschaft das frühe Grab. Nachdem sie einmal das ihrer Institution ganz fremde Gebiet politischer Wirksamkeit betreten hatte, darauf durch die unklügste Verblendung geduldet und mit Reichthümern überhäuft worden war, wagte sie maßlose Uebergriffe, und breitete eine Herrschsucht aus, die zuletzt naturgefährlich ausschlagen und den Haß aller Völker erregen mußte. Ferdinand II. hatte ihr in Oesterreich 36 Kollegien erbaut; Leopold ertheilte dem Wiener Jesuitenkollegium ständische Gerechtsame, und hatte bereits die Urkunde der Schenkung der Grafschaft Glatz für sie ausfertigen lassen, als glücklicherweise Lobkowitz es noch zur rechten Zeit verhinderte." Guter Pater Lamormain, dies hast du um die Wiener Zensur nicht verdient! Was hilft ein „historischer Ehrentempel", wenn daneben eine Schandsäule steht!

Mit den restaurirten aristokratischen Verfassungen sind auch die Jesuiten wieder in die Schweiz gekommen. Sie besitzen Kollegien und versehen Lehranstalten in den Kantonen Wallis, Freiburg und Schwyz. Ueberdies sind sie in Zug und Luzern als Missionäre aufgetreten und nahe daran, mit Triumph in den Sitz des katholischen Vorortes zurückzukehren. Es ist nicht möglich und auch nicht nöthig, hier in alle Einzelnheiten der Frage einzugehen, wie sie dem Schweizervolke täglich in einem halben Hundert Zeitungen und Flugschriften vorgelegt wird; wir können uns eben so wenig darauf einlassen, die wissenschaftliche Befähigung der schweizer. Jesuiten zu prüfen, und verweisen diejenigen, welche gerne leeres Stroh dreschen, auf ein paar, einer halben Oeffentlichkeit anheimgefallenen Specimina derselben, nämlich des P. Vellefroid lithographirten Abriß der Schweizergeschichte, und die im Schuljahre 1841 an der Lehranstalt in Freiburg aus der Theologie, Philosophie und Physik aufgestellten Theses. Von diesen sagte der Staatsschreiber der gegenwärtig am Ruder befindlichen, bei Papst und Nuntius in hohen Gnaden stehenden Luzerner Regierung, „er wolle mit ihnen in der Hand an jeden nur einigermaßen mit ächter Wissenschaftlichkeit vertrauten Mann die Anfrage richten, ob eine solche Lehranstalt auf wahre Wissenschaftlichkeit Anspruch machen dürfe." (S. Verhandlungen des Großen Rathes u. s. w., S. 46.) Wir sind ferner nicht im Stande, zu untersuchen, wer Recht hat, ob der „Protestant", welcher behauptet,

daß „nicht selten Studirende von andern Lehranstalten mit den besten Zeugnissen zu den Jesuiten kommen und dennoch gegen die Schüler in Freiburg so weit zurückstehen, daß sie um eine bis zwei Klassen zurücktreten müssen" — oder diejenigen Mitglieder der obersten Erziehungsbehörde des K. Luzern, die erklären, daß gute Zeugnisse mitbringende Zöglinge von Freiburg in Luzern kaum in derjenigen Klasse fortkommen können, in der sie dort schon gewesen sind. Diese Dinge zu schlichten, überlassen wir gerne den zunächst Betheiligten und Solchen, die über die Eigenschaften der Jesuiten von heute wie von gestern noch nicht im Klaren sind. Wir wollen bloß einige Blicke in ein republikanisches Stillleben thun, um zu sehen, wie weit es unsere Stammgenossen in den Alpen mit ihrer Isolirung gebracht haben.

Die Crême der römisch katholischen Partei in der Schweiz arbeitet seit Jahren dahin, die Erziehung der Jungen und die Gewissen der Alten den Jesuiten in die Hände zu spielen. In Schwyz, wo vor 80 Jahren die Landsgemeinde fast einstimmig beschlossen hatte, es solle bei Verlust der Ehrenfähigkeit und des Landrechtes Niemand sich erfrechen, je wieder auf Einführung der Jesuiten anzutragen, beeifern sich die Leute, Steine herbeizuschleppen zum Bau einer neuen geistigen Zwingburg, und die Väter des Vaterlandes stehen dabei und reiben sich wohlgefällig die Hände. In Luzern spielt ein reicher Bauer, den ein paar Priester am Gängelbande führen, den Demagogen, und leitet die Diskussion über die Frage, ob die Jesuiten berufen werden sollen, in der Sitzung des Großen Rathes mit folgenden Worten ein: „Ich wünschte, daß man diesen Gegenstand mit ruhiger Stimmung möchte behandeln. Ich erkläre mich offen und frei für die Jesuiten. Aber daß der Trugschluß herumgeboten wird, daß derjenige, der nicht zu der Berufung der Jesuiten stimmt, gegen die katholische Kirche und gegen den Papst sei, von dem weiß ich gar nichts, und es scheint, der Herr Stadtpfarrer wisse mehr, als ich. Ich erkläre demnach, daß diejenigen, welche nicht für die Jesuiten sind, eben so gut sein können, wie die andern. Ich frage, dürfte man eine solche schlechte Zumuthung zumuthen, weil er nicht zur Berufung stimme, daß er dann ein schlechter Katholik wäre?" Ein anderer Staatsmann, seines Zeichens ein Buchbinder und Präsident der mit Abfassung eines Gutachtens über die Frage beauftragten Kommission, läßt sich in folgender Weise vernehmen: „Es wurde gesagt, daß der Kanton Luzern durch die Einführung der Jesuiten bei der Eidgenossenschaft verlieren würde, und man hat auf Neuenburg und Basel hingewiesen. Ich habe aber von der Regierung von Neuenburg eine ganz andere Ansicht; ich glaube, sie sei zu grundsätzlich, als daß sie die bisher betretene Bahn verlassen sollte. Ich weiß auch, daß der geistreiche Landam-

mann Baumgartner der Ansicht ist, daß es die andern Kantone nichts angehe, ob Luzern die Jesuiten rufen wolle oder nicht. Es wird dann noch gesagt, daß die Protestanten sich daran stoßen werden; es mag sein, daß einige Anstoß daran finden werden, aber andere Protestanten urtheilen auch anders. Es hat dann noch in der heutigen Diskussion der Kaiser von Oesterreich und der König von Baiern auftreten müssen. Es muß aber bemerkt werden, daß der Kaiser von Oesterreich den Jesuiten selbst drei Kollegien übergeben hat; erst neulich fand eine solche Uebergabe mit großer Festlichkeit Statt ....“ Was der große Rath an Intelligenz enthält, stellt sich auf die Seite der Jesuitengegner — die Mehrheit des Erziehungsrathes, einer zum Theil aus Geistlichen bestehenden Behörde, der fromme Regierungsrath, welcher seiner Zeit die neue Verfassung dem Papste zur Einsicht und Gutheißung überschickt hatte, fast einstimmig, die geachtetsten Glieder der Weltgeistlichkeit — sie alle sprechen sich auf das entschiedenste gegen die Berufung aus, allein sie werden der Masse, welche sie selbst ein paar Jahre früher zur Bekämpfung des Radikalismus entzügelt hatten, nicht mehr Meister und erhalten, nachdem sie sich in Beweisgründen erschöpft, den demüthigenden Auftrag, „über die Gesellschaft Jesu und über die allfälligen Bedingnisse, unter denen sie die höhere Lehranstalt ganz oder theilweise übernehmen würde, Erkundigungen einzuziehen.“ Wäre der Schreiber dieser Zeilen unter den Beauftragten, so würde er das Resultat der von ihm eingezogenen Erkundigungen einem hohen großen Rathe des Kantons Luzern vorlegen, wie folgt:

„Die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu sind arg verleumdet worden. Man hat sogar behauptet, sie mischten sich zuweilen in Staatsangelegenheiten. Der Unterzeichnete ist im Stande, dies aus den glaubwürdigsten Quellen zu widerlegen. Der „Protestant“, welcher Bücher zur Vertheidigung der römisch-katholischen Religion schreibt und deßhalb gegründeten Anspruch auf Unparteilichkeit hat, sagt ausdrücklich: „Die klarsten Beweise, daß die Gesellschaft Jesu sich niemals in politische Angelegenheiten mischen konnte, gehen theils aus dem Institute, d. h. den Ordensgesetzen und Regeln selbst, theils aus den Generalkongregationen und aus den Verordnungen der Ordensgenerale hervor, welchem zufolge keinem Mitgliede — ja dem Ordensgenerale selbst nicht — die Einmischung in fremde, mit dem Hauptzwecke der Stiftung in Widerspruch stehende Angelegenheiten gestattet ist, so zwar, daß sie nicht einmal der Vermächtnisse der Sterbenden sich annehmen und gar durch keine Bitten zur Besorgung oder Schlichtung irgend welcher weltlichen Angelegenheiten sich dürfen bewegen lassen, auch überdies auf alle Aemter, Ehrenstellen und Würden ganz unbedingt verzichten müssen .... Wurde auch von Zeit zu Zeit solche Einmischung mit den härtesten

Strafen belegt, ſo lag dabei nicht ſo faſt Ungehorſam der Ordensglieder, als vielmehr die Zudringlichkeit der Fürſten zum Grunde, welche auf alle Weiſe die ausgezeichneten Männer der berühmten Geſellſchaft in ihr Intereſſe zu ziehen ſuchten.“ Wie wahr und ſchön geſagt! Der Unterzeichnete kann ſich nicht enthalten, die betreffenden Stellen aus den Dekreten der Generalkongregationen und den Verordnungen der Ordensgeneralen hier beizufügen. „In virtute sanctae obedientiae“ lautet das 5. Dekret der im J. 1593 abgehaltenen Generalkongregation, „praecipitur Nostris omnibus, ne quis publicis, et saecularibus Principum negotiis, quae ad rationem status pertinent, ulla ratione se immisceat, nec quantumvis per quoscunque requisitus aut rogatus, ejusmodi res tractandas suscipiat.“ Da ſpäter einige Zweifel entſtanden, in welchem Sinne dieſer Kanon zu nehmen ſei, erläuterte ihn der General Aquaviva dahin: „Universe loquendo, eaque pertinent ad solam conscientiam directionemve principum aliorumque, qui poscunt consilium, per canonem non prohiberi.“ (S. Institutum Societatis Jesu auctoritate congregationis generalis XVIII. Pragae, 1757.) Dieſer Aquaviva ſcheint ein ſehr ſcharfſinniger Mann geweſen zu ſein, deswegen hat man auch die privata monita auf ſeine Rechnung geſetzt, wie in Placcii Theatro Anonymorum zu leſen iſt. Abermals eine Verleumdung, von den Feinden der Jeſuiten ausgeſtreut, welche auch die boshafte Bemerkung gemacht haben, „dieſe monita ſeien entweder die wirkliche Vorſchrift des Betragens der Jeſuiten, oder ſind von ihrem wirklichen Betragen abgezogen und alſo eine treue Schilderung deſſelben.“ Wie wenig Gewicht darauf zu legen iſt, daß im gemeinen Leben jeſuitiſch ſo viel bedeutet als zweizüngig oder hinterliſtig, bedarf keiner Erörterung. Daß die Jeſuiten ein Collegium practicum über den ſogenannten Tyrannenmord geleſen, kann ihnen, ſelbſt wenn es wahr wäre, in unſern Augen gar nicht zum Vorwurfe gereichen, ſonſt müßten wir uns ja auch des ſchönſten Kapitels unſerer Geſchichte ſchämen. Wie viel ſie in der Moral geleiſtet haben, iſt hier nicht der Ort, weitläufiger auseinanderzuſetzen. Vermittelſt ihrer drei mit Recht zu preiſenden Erfindungen in dieſem Fache, des Probabilismus, des Gedankenvorbehaltes und der Lehre von der Art und Weiſe, die Abſicht zu lenken (methodus dirigendi intentiones), oder mit andern Worten, des Satzes, daß der Zweck die Mittel heilige, haben ſie es dem Menſchen möglich gemacht, ganz ohne Sünde, mindeſtens ohne Todſünde zu leben, allein, wie alle Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes, ſchlechten Dank davon gehabt. Man beſchuldigte ſie, dieſe Grundſätze zu ihrem eigenen Vortheile etwas zu weit auszudehnen, und benützte mit der den Kindern der Welt eigenen Schlauheit ein paar harmloſe Scherze, welche einige ehrwürdige Väter zur Erholung mit ihren Beichtkindern und Schülern trieben, um ihre Bemühungen um

das Seelenheil der Erwachsenen und die Erziehung der Jugend zu verdächtigen. Du lieber Gott, wir alle haben unsere Schwachheiten! Ferner entblödete man sich nicht, den Orden unersättlicher Habgier anzuklagen — eine Anklage, die von selbst zusammenfällt, wenn man bedenkt, daß alle Glieder desselben das Gelübde der Armuth ablegen. Hat man nicht die Unverschämtheit so weit getrieben zu behaupten, die Jesuiten benützten ihre Missionen zu Handelsspekulationen, und als Beleg ihr Benehmen in Paraguay und den Bankerott des ehrwürdigen la Valette angeführt? Gesetzt la Valette habe wirklich Bankerott gemacht — was beweist ein einziger Bankerott gegen so viele Jesuiten, die nicht Bankerott gemacht haben? Was die Hauptbeschäftigung, der sich die Jesuiten widmen, den Jugendunterricht betrifft, so ist es Jedermann bekannt, daß, Voltaire allein ausgenommen, der ihnen mißrathen ist, alle ihre Zöglinge ein exemplarisches Leben geführt haben und einige davon sogar im Geruche der Heiligkeit gestorben sind. Der augenscheinlichste Beweis jedoch, der geradezu als Gottesurtheil gelten kann, welcher Schaden der katholischen Welt aus der Aufhebung des Ordens erwachsen ist, geht aus der durch keine Sophistik abzuleugnenden Thatsache hervor, daß genau zwanzig Jahre nach dieser beklagenswerthen Uebereilung der Enkel desjenigen Königs, unter dessen Regierung der Sturz der ehrwürdigen Väter erfolgte, seinen Kopf unter das Messer der Guillotine legen mußte. **Discite justitiam moniti et non contemnere Jesuitas.** Es würde den Unterzeichneten zu weit führen, alle Verdienste der ehrwürdigen Väter um die Wissenschaften aufzuzählen. Er beschränkt sich deshalb lediglich auf die Bemerkung, daß ihre Fertigkeit im Kalendermachen, was ohne Zweifel der am meisten praktische Zweig des menschlichen Wissens ist, selbst den Chinesen, deren patriarchalisches Staatsleben so lange Zeit in Europa mit Recht als mustergültig angesehen wurde, Bewunderung einflößte. Um böswillige Verkleinerungen, welche von einer gewissen Seite herkommen könnten, im Voraus zu entkräften, wäre nur noch beizufügen, daß sich die Jesuiten allerdings nicht damit beschäftigten, philosophische Systeme auszuhecken, von denen eines das andere widerlegt; allein wer von uns wird sie darum tadeln wollen? Wir wissen ja, wohin alle sogenannte Philosophie am Ende führt und haben in unsern Tagen nur zu abschreckende Beispiele davon gesehen. Die ehrwürdigen Väter übten ihren Scharfsinn lieber an solchen Fragen, von deren Entscheidung das Eine, was noth thut, das Heil unserer unsterblichen Seele abhängt, und mit welcher staunenswerthen Subtilität sie derlei Gegenstände nach allen Seiten untersuchten, davon liefert den deutlichsten Beweis des großen Sanchez unsterbliches Werk über das h. Ehesakrament. Der Unterzeichnete bricht hier ab, um auf die neueste Zeit überzugehen."

„Es iſt vielfach zum Nachtheil des wiederhergeſtellten Ordens ausgelegt worden, daß Baierns frommer Ludwig, der ſich doch fortwährend als eine Stütze der römiſch-katholiſchen Religion erweiſe, demſelben nicht geſtatte, ſich in ſeinen Staaten von Neuem anzuſiedeln. Der Unterzeichnete maßt ſich natürlich nicht an, in die Geheimniſſe des bairiſchen Kabinets eingeweiht zu ſein, allein er kann nicht umhin, die beſcheidene Vermuthung zu äußern, daß hier vielleicht bloß eine Intrigue des Hrn. von Hormayr zum Grunde liege. Er ſchließt dieß aus dem Umſtande, daß der genannte Herr im 28. Jahrgange ſeines hiſtoriſchen Taſchenbuches ſich verlauten läßt: „In keinem deutſchen Lande errangen die Jeſuiten ſo ſchnell und ſo unbedingtes Uebergewicht als in Baiern, in keinem erfuhren ſie ſolche königliche Großmuth, und keinem haben ſie ſchlechter gelohnt.“ Auf wie ſchwachen Füßen dieſe Antitheſe ſteht, erhellt ſchon daraus, daß die Jeſuiten es nicht einmal der Mühe werth gefunden haben, ſich dagegen zu vertheidigen. Wenn ſie ſich um alle Verleumdungen bekümmmern wollten, die man gegen ſie ausſtreut, hätten ſie ſo viel zu thun, beſonders in den von der Preßfreiheit heimgeſuchten Ländern. Herr von Hormayr wird ſich wohl nicht einbilden, daß man ihm eher glauben werde, als 16 Päpſten, deren Zeugniſſe zu Gunſten der Geſellſchaft Jeſu im „hiſtoriſchen Ehrentempel“ nachgeleſen werden können. Sechzehn Päpſte! Der Unterzeichnete bedauert, daß der Herr Staatsanwald Kamer von Schwyz darauf keine Rückſicht nahm, als er die Erklärung veröffentlichte, die unlängſt in öffentlichen Blättern zu leſen war. Sie zielt, um ihrer kurz zu erwähnen, dahin, zwei Patres vom Kollegium in Schwyz der Erbſchleicherei, des Mißbrauchs der Beichte u. ſ. w. zu verdächtigen. Die beiden ehrwürdigen Diener Gottes, Namens Peter und Gavin, leiteten als Beichtväter die Gewiſſen der zwei unverheirateten Schweſtern des Herrn Kamer. Der eine ſoll ſeine Beichttochter zu dem Entſchluſſe gebracht haben, Nonne zu werden, und der andere der ſeinigen die Abſolution auf den Grund hin verſagt haben, weil ſie und der Bruder die Schweſter von dieſem Schritte abhalten und ihr den ihr zukommenden Vermögensantheil nicht herausgeben wollten, damit ſie über denſelben zu frommen Zwecken verfüge. Ferner, heißt es in dieſer Erklärung, habe man die eine Schweſter zu bewegen geſucht, alles in dieſer Sache Veröffentlichte für Lüge und Verleumdung zu erklären und zu dieſem Zwecke alle Ueberredungskünſte, ſelbſt Drohungen auf ſie wirken laſſen. In dieſer ganzen Geſchichte, von der die Feinde der Jeſuiten in der Schweiz ſo viel Aufhebens machen, erblickt jeder Wohldenkende nichts als einen über das gewöhnliche Maß der Paſtoralklugheit hinausgehenden Eifer für die Ehre Gottes. Zu allem Ueberfluſſe belehrt uns unſer Gewährsmann, der „Proteſtant“, eine in jedem Betracht höchſt achtungswerthe Autorität, über die Kunſtgriffe, welche gerade

im Kanton Schwyz angewendet wurden, um die wohlthätige Wirksamkeit der Väter zu beeinträchtigen. „Als unlängst", erzählt der „Protestant", „die Jesuiten im Kanton Schwyz Mission hielten, hatte man auch nicht unterlassen, den dortigen Landleuten das Vorurtheil beizubringen, daß dieselben nur politische Dinge zur Sprache bringen würden, aber wie sehr erstaunten jene, als in all ihren Predigten auch nicht die leiseste Anspielung auf politische Gegenstände bemerkbar war, sondern nur Tugend und göttliche Dinge gepredigt wurden." Und damit ist der Unterzeichnete zugleich auf den Punkt gelangt, von welchem aus die Angriffe auf die ehrwürdigen Väter sich am siegreichsten zurückweisen lassen. Er legt zu diesem Zwecke Auszüge aus Predigten vor, deren Authentie keiner der vielen hundert Zuhörer zu bestreiten wagte. Dem Aufkläricht werden sie freilich nicht behagen — um den Beifall desselben aber haben sich diejenigen nie beworben, welche den Beruf haben, den verderblichen Zeitgeist zu bekämpfen und die Uebel, an denen die Welt krank liegt, zu heilen."

(Missions-Predigten u. s. w.) Seite 11: „Am Ende unserer Tage, was haben wir gesehen an Napoleon? Er stieg wie eine Rakete auf und zerplatzte. Was hat er von all' seiner Herrlichkeit gehabt, als er noch auf Erden war? Was davon noch im Grabe? Ich habe ihn selbst gesehen, habe ihn oft gesehen, ihn nahe gesehen, ich habe auf seinem stieren Gesichte nichts gesehen, als das Spiel unsinniger Leidenschaften — Mißmuth, Menschenhaß, Mißvergnügen, Wahnsinn; das kömmt Alles vom Teufel. So ist's überhaupt bei den Menschen." S. 37: „In unsern Tagen namentlich hat der Lügengeist eigne Bücher verfertigen lassen, um den gottvergessenen Sünder zu bestricken, um die Gottesfurcht zu hintertreiben. Unter diesen Büchern, die man verbreitet, ist auch das verrufene, von der Kirche verdammte Werk: „Die Stunden der Andacht", zu Aarau gedruckt, besonders verbreitet. In diesem Buche ist von nichts weiter die Rede, als von der Milde, der Güte und Barmherzigkeit Gottes; daß man nichts von ihm zu fürchten habe; da wird nichts gesagt von der Gerechtigkeit Gottes, noch weniger von den Strafen der Hölle, während doch der Heiland sagt: „Den da oben fürchtet, der euch in die Hölle stürzen kann." So wird der Sünder eingeschläfert; Alles zum Zwecke, die Gottesfurcht zu verdrängen." S. 58: „Wer die „Stunden der Andacht" liest, die mit Recht verdammt sind, welche die Sittenlehren so darstellen, daß die Glaubenslehren wegfielen und Christus nur der größte Weise war; wer sie liest, der begeht eine schwere Sünde, ja eine Todsünde, nicht nur gegen das Kirchengebot, sondern auch gegen das Naturgesetz." S. 60: „Bei den Reformirten ist noch mehr Aberglauben. Weil sie keinen wahren Glauben haben, müssen sie mehr Falsches glauben. Eine gute Frau eines Bauers ist mehr werth, als Rousseau und Voltaire

und der ganze Schwarm der Ungläubigen. Sie waren die abergläubiſchſten Menſchen. Das größte Meiſterſtück des Satans beſteht darin, daß er die Leute glauben macht, er, der Satan, exiſtire nicht." S. 68: „Hätte ſich wohl Napoleon einfallen laſſen, daß der Tod ſo geſchwind und auf eine ſolche Weiſe ſich anmelden werde, der ſo viele Menſchen hatte, der die geſchickteſten Aerzte hatte; hätte er gedacht, daß er ſo jung im Weltmeere auf einer Inſel am Magenkrebſe ſterben müſſe, er würde anders gehandelt haben." S. 80: „Vor Anno 15 war Einer in Konſtanz, der um 3 Thaler das Fleiſcheſſen für's Lebenlang erlaubte. Er hatte ſo viel Macht es zu erlauben, als ich, keine. Wer eine Dispens vom Faſtengeſetz erhalten zu haben vorgibt und es übertritt, begeht eine Todſünde; denn kein Prieſter, kein Biſchof kann vom allgemeinen Kirchengeſetze dispenſiren. All' dieſe vorgeblichen Dispenſen ſind null und nichts. Bis und ſo lange das Faſtengeſetz nicht aufgehoben iſt, ſündigt Jeder tödtlich, der an einem Faſttag Fleiſch ißt." S. 139: „Fremde Moden nachahmen, die Bruſt nicht mehr ſo zu bedecken, wie die Mütter und Großmütter gethan, ſondern wie die Bernerinnen, iſt auch gefehlt. Man hat darüber gelacht, und die es in die Welt hinausgeſchrieben, haben keinen Verſtand und kein Herz für das Sittliche. Auf die Geſchichte der Menſchheit ſtütze ich mich, daß noch nie Etwas geändert worden iſt, ohne in der Sittlichkeit auch geändert zu haben. Und wenn das ſo iſt, ſo habe ich Pflicht, die Eltern davor zu warnen. Und wenn's Menſchen gibt, die ſolche Sitten anfangen, Tänze, Bälle, Schauſpiele einführen, um die Tugend und das Anſehen der Kirche zu untergraben (ich thue meine Pflicht, ſie davor zu warnen), ſie haben's einſt zu verantworten. Am jüngſten Tage wird man ſagen, ob ich Recht gehabt habe. Wenn es ſolche Mädchen hier gibt, ſo macht es, wie die Töchter einer Mutter es gemacht haben. Als die Mutter einen achtzigjährigen Mann fragte, wie es im Dorfe mit der Sittlichkeit ſtehe, ſagte er: Siehe nur, wie's an der Bruſt der Töchter ausſieht. Sie erzählte das ihren Töchtern, worauf dieſelben die Chemiſetten ergriffen und verbrannten. Ich habe das Gleiche an andern Orten den Töchtern auch geſagt, und ſie haben's weggeriſſen und verbrannt. Macht's Ihr, Töchter von Surſee, auch ſo! — Vorigen Jahres, einen Tag vor Serageſimä, bin ich mit der Poſt hier durchgefahren. Ich ſah mehrere Mädchen maskirt; das anzuſehen, hat mir im Herzen wehe gethan. Ich fordere Sie auf, liebe Töchter, es nicht mehr zu thun. Gott der Herr hat das Verkleiden ſchon im alten Bunde ſtreng verboten. Wenn Ihr etwas Spaß treiben wollt, ſo thut es, ohne Euch zu maskiren. Anderwärts ſah ich lauter Knaben maskirt. Wer ſich zur Nachtzeit maskirt, dem fehlt es am Herzen, oder die Unſchuld iſt am Rande des Verderbens. Chriſtliche Leute ſollen ſich nicht maskiren; denn nicht immer

die braven Leute maskiren sich, und wer brav ist, darf sich nicht maskiren. S. 146: „Wie schrecklich ist die Lage eines Verdammten! Jedes Laster erhält seine eigene Strafe. Die Augen werden gestraft durch den Anblick des gräßlichsten Abgrundes, der höllischen Flammen; sie werden gestraft durch den Anblick der höllischen Geister, um so zu büßen die Freiheit, die man seinen Augen gelassen, schändliche Dinge anzusehen. Die Ohren werden gestraft durch Anhören ewiger Gotteslästerung, gegenseitiger Verwünschung von Seite derjenigen vom Anhange des Satans, daß sie sich von ihnen haben täuschen, haben verführen lassen. Und warum müssen die Verdammten diese Strafe leiden? Um zu büßen die Freude an ärgerlichen Gesprächen, an unreinen Liedern; um zu büßen wegen des Gespöttes über die h. Religion, wegen der Verleumdung ihrer Nebenmenschen. Es wird gequält der Gefühlssinn, um zu büßen für die Berührung unehrbarer Gegenstände. Es wird die Zunge gequält, um zu büßen die Sünden, die der Verdammte mit der Zunge begangen, als eines Werkzeuges, das Gift seines Herzens auszubreiten; schändliche Lieder zu singen und die Unschuld zu verführen; um zu büßen die Sünden, die durch die Zunge mit einer unzusättigenden Trinklust begangen wurden. Es werden die Hände, die der Verdammte zur Ungerechtigkeit ausgestreckt, angebunden mit ewigen Ketten. Es werden die Füße, die der Verdammte zum nächtlichen Herumschwärmen gebraucht hat, angebunden, die er gebraucht, zu besuchen die Lustbarkeiten, die Tanzböden." S. 154: „Ich will Euch noch einige Beschreibungen über die Ewigkeit der Hölle anführen. Es gehen vorüber so viele Jahrtausende, als Tropfen im Meere sind — doch dieses Alles wird noch nicht ein Ende nehmen. Es gehen vorüber so viele Millionen Jahrtausende, als Sterne am Himmel und Stäubchen in der Erde sind und Sandkörner am Meere — die Ewigkeit der Hölle verliert noch nichts von ihrer Dauer. Es werden Thränen vergossen werden, so viele Thränen, daß daraus eine neue Sündfluth entstehen könnte; aber die Ewigkeit der Hölle verliert noch nichts von ihrer Dauer. Wie viele Millionen Jahrtausende vergangen sein werden, die Ewigkeit der Hölle verliert noch nichts von ihrer Dauer. Die Heiligen Gottes haben ihren Zustand beherzigt; es haben da große Sünder Buße gethan, gestärkt durch den großen Gedanken an die Ewigkeit der Hölle." S. 163: „Es gibt Gelegenheiten und Tänze, wovor jeder ehrliche Mensch erröthen und sie verabscheuen muß, wodurch man so häufig zur Sünde verleitet wird und verleitet werden muß, vorzüglich durch die nächtlichen Tänze, namentlich durch die Schwindeltänze, die Schleifer — Walzer und Langaus genannt — wo man sich so schamlos und auf so freche Weise benimmt, daß es unmöglich ist, keine Sünde zu begehen. Geht nur an einen solchen Ort hin und schauet hinein, was sehet ihr da? Nichts als Lumpenpack und

Hurenpack; nur Hurenkerls und Huren führen da den Reihen an. Es gibt öffentliche Luſtbarkeiten ohne alle Aufſicht, Ballete, wie man's nennt, wo das Hurenpack hingeht und den Reihen anführt. Das ſind die nächſten Gelegenheiten zur Sünde. Welche Tochter muß da nicht die Unſchuld verlieren, und wenn ſie nicht ſchon eine Hure iſt, es werden, wenn auch nicht vor den Augen der Menſchen, doch vor Gott, der in's Verborgenſte ſieht!" S. 195: „Hütet Euch; chriſtliche Jünglinge, vor den Menſchen, die nur von Freiheit reden. In den neunziger Jahren, wo man auch viel Freiheit ausgerufen, hat man ſehr wenig Freiheit bemerkt, und jetzt redet man Euch auch von Freiheit. Ich habe keine gute Augen dafür, aber ſehe keine chriſtliche Freiheit. Die Euch von Freiheit, von Menſchenrechten, Aufklärung u. ſ. w. reden, ſind oft die größten Sünder. In kirchlichen Sachen ſind ſie recht freiſinnig; es iſt übertrieben, ſo oft in die Kirche gehen, ſagen ſie, und eſſen Fleiſch an Freitagen und Samſtagen, leſen böſe Bücher. In der Jugend gibt man ſich mit Huren ab, iſt man verheiratet, läuft man jedem Weibe nach. Ich darf nicht reden, was ich will. Iſt das die Aufklärung? Das iſt ihre Weisheit. Cicero bei den Römern war auch ein Weiſer, aber auch ein Epikuräer. Der erſte, beſte Böſewicht auf der Gaſſe kann ein Epikuräer werden, ich kann's nicht. Der Glaube, die Kirche, die Religion ſind ihnen gleichgültige Dinge, und um nicht gottesräuberiſche Beichten und Kommunionen zu machen, beichten und kommuniziren ſie gar nicht; ſpotten über das, was Andere thun; ſie ſind in der dickſten Finſterniß, ſind thieriſche Menſchen geworden. Sie meinen, wenn ſie Andere verführen, dann könne ſie Gott weniger ſtrafen. Sie handeln wie Voltaire und denken wie Rouſſeau." S. 222: „Es gibt unkeuſche Bücher, andere, die etwas feiner zu Werke gehen, die das Gift unter ſchönen Blumen anfangs verborgen halten, nach und nach aber das Gift mehr auslaſſen, und uns ſo den Glauben nehmen. Unter Andern iſt es das Werk, das von der Kirche verdammte Werk, die „Stunden der Andacht", zu Aarau gedruckt. In den erſten Bänden redet es von den moraliſchen Tugenden. Man bemerkt hier noch nicht das Gift. Geht man aber weiter im Werke fort und ſchon träufelt es das Gift ein, daß es ſagt: „Alle Religionen machen gleich ſelig", und geht dann ſo weit, daß es die Religion des Mahomed über die Religion Jeſu Chriſti erhebt. Es ſucht, den Katholiken den Glauben zu benehmen; es führt zur Gottloſigkeit, zum Unglauben. Ein teufliſches Werk! Nach und nach führt es zum Unglauben. Es iſt nie erlaubt, ſchlechte Bücher zu leſen. Schon das Naturgeſetz verbietet uns, unſer Leben der Gefahr auszuſetzen; um ſo mehr ſollen wir für die Seele ſorgen, um nicht angeſteckt zu werden. Sie verderben den Verſtand, ſie ſtellen falſche Begriffe auf, ſie erheben das Laſter und ſtellen es als Tugend dar; und wie Viele ſind nicht

ſchon ſo verführt worden? Die Ketzer verbreiteten ſchlechte Bücher. Warum haben die Philoſophen die Werke Voltaires verbreitet? Warum haben ſie dieſe Flugſchriften, die Zeitſchriften verbreitet? Weil ſie wußten, wie viele Dienſte ſie leiſten dem Satan, um die Katholiken zum Abfalle vom Glauben zu bringen. Wie Viele haben nicht ſchon durch Leſung ſchlechter Bücher und Zeitſchriften ihren Glauben verloren? Sie ſtellen die Wahrheit in ein falſches Licht; deswegen ſind nicht ſobald offenbar die falſchen Wahrheiten; ſie verbergen ſie. Alſo hüten wir uns, wenn wir nicht unſern Glauben verlieren wollen, ſchlechte Bücher und Zeitſchriften zu leſen. Daß die Kirche uns verbietet, dieſe Bücher zu leſen, habt Ihr gehört. Sie verbietet ſie; folglich begehen wir eine ſchwere Sünde, wenn wir ſie leſen, weil ſie die Kirche verbietet. „Wer die Kirche nicht zur Mutter und nicht zum Vater hat, iſt kein wahrer Katholik.“ Sie verbietet ſie zu leſen, auf die Gefahr hin, ewig nicht ſelig zu werden. Und haben wir nicht einen ſolchen Entſchluß gefaßt, ſie zu verbrennen, ſo ſind wir in der Gefahr, daß auch Andere ſie leſen, und folglich ſchuldig und verantwortlich für die Sünden Anderer, die dadurch entſtehen.“ S. 307: „Als junger Knabe war ich mit meinen Eltern zu einer Hochzeit geladen worden; ich hatte da Gelegenheit, die Art und Weiſe zu ſehen, wie man tanzte. So zu tanzen und rein zu bleiben, iſt unmöglich, ſage ich. In den alten Zeiten berührten ſie ſich beim Tanze mit der Spitze der Finger, weiter Nichts. Wenn aber die Leiber an einander gedrückt werden (wie nun beim Tanze geſchieht), ſo müſſen nothwendig Sünden geſchehen, ſo gewiß, als wenn Jemand zum Fenſter hinausſpringt, er Hals und Bein brechen muß. Alſo die Lebensart der Voreltern, ihre Speiſen, ihre Sitten waren Urſache, daß die jungen Leute ſittſam und ehrbar ſich aufführten. Wäre dies noch, dann will ich kein Wort vom Tanze verlieren. Aber wie der Tanz nun geſchieht, da man jetzt erſt Abends auf den Tanzboden geht, ſich da mit Speiſen und Getränken überfüllt; beim Tanze, wo die Leiber an einander gedrückt werden, wo man ſich erhitzt und dann hinausgeht und Schlupfwinkel aufſucht; — heut zu Tage, wo die Wirthe für Geld Alles geſchehen laſſen: wenn's ſo geſchieht, wenn man ſo rein bleiben kann, iſt unmöglich. Eine Art zu tanzen gibt es — man nennt es Walzen — man kann keinen ſolchen Tanz machen, ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, nicht mehr rein zu bleiben. Der Leib muß nothwendig dadurch erhitzt und ſo die Lüſternheit geweckt werden.“ S. 345: „Jeſus Chriſtus hat Dir recht klar gezeigt in ſeiner Perſon, wie man verdienſtvolle Werke vollbringen könne. Drei und dreißig Jahre war er auf Erden. Hat er als Kind ſchon angefangen zu predigen? Nein! Drei Jahre dauerte es nur. Was hat er denn gethan in frühern Jahren? Da kam er aus den Wolken hervor, wollte im Schoße der allerreinſten Jungfrau Maria empfangen,

getragen ſein, wollte in einer Krippe eines zerfallenen Stalles im verachteten Bethlehem in kalter Nacht von Maria geboren werden, und war dreißig Jahre lang im verborgenſten Winkel zu Nazareth armen Eltern unterthan. Hat er nicht Verdienſtliches gethan? Ja wohl, wenn er ſeinem Pflegevater hobeln und ſägen half, wenn er Hobelſpäne ſammelte, wenn er ſeiner Mutter die Geſchirre ſegte, das Feuer anſchürte, oder mit dem Beſen das Haus auskehrte u. ſ. w.; wie verdienſtlich war das Alles vor den Augen Gottes! Aus Liebe Gottes Alles, ſelbſt ſein Eſſen und Trinken und Lachen, ſelbſt das Geringſte — wie verdienſtlich! Warum? Wegen der Geſinnung." S. 354: „Wenn das Theater in Surſee gebaut iſt, dann wird man dahin gehen; aber ich rathe auch, daß die braven Eltern und Töchter nicht häufig dahin gehen. In Freiburg hat der hochw. Biſchof im Jahre 1826 vor dem Beſuche des Theaters gewarnt. Man hatte Alles verſprochen, hatte verſprochen, nur ſittliche Stücke auf dem Theater aufzuführen. In den drei erſten Jahren wurde Wort gehalten; nachher aber iſt gekommen, was man erwarten konnte: man hatte den Beſuch des Theaters zu bereuen. Ich wünſche, daß auch Ihr es nicht zu bereuen habt. Das iſt eine Sache, die nach hundert Jahren noch eine bittere Reue hervorbringen kann und die man dann zu ſpät bereut. Einige, die es zu bauen unternommen, ſind in Ewigkeit berufen, für die Folgen einzuſtehen. Ich wünſche, daß ſie nicht ſchwer zu büßen haben. Die meiſten Schlechten gehen dahin. Hütet Euch alſo vor dem Beſuche des Theaters. Sie werden gegen uns ſchreien, hat Nichts zu ſagen; ſie ſchaden nicht uns, ſondern ſich ſelbſt. Ich habe im Verborgenen Nichts geredet, ſondern öffentlich. Es gibt Menſchen, die nur das anhören, was ſie wollen; das ſind wir gewohnt." S. 358: Traget keine Chemiſetten an den Brüſten. In der Standesrede für die Töchter vergaß ich zu reden von dem allzuſtrengen Schnüren des Leibes. Nichts iſt dümmer, als wenn das Mädchen ſeinen Leib anders bilden will, als ihn der Herr gemacht hat. Solche Mädchen machen ſich kränklich dadurch, und wenn ſie in den Eheſtand eingetreten ſind, ſo werden ſie mit vielen Umſtänden zu kämpfen haben. Mütter können leicht Kindesmord begehen wegen dem Schnüren ihres Leibes. Die dümmſte Mode iſt's, wenn der Menſch einen Leib haben will, wie die Spinnen haben. Laßt, liebe Mädchen! eure Leiber wachſen, wie ſie Gott erſchaffen. Das heißt die Narrheit der Mode zu deutlich zeigen, wenn man ihr zu lieb die natürliche Wohlgeſtalt, die Geſundheit ſeines Leibes aufopfert." S. 371: „Es iſt eine Irrlehre von Luther, der ſagte: „Es gebe kein Fegfeuer, es gebe nur einen Himmel oder eine Hölle." Dieſe Lehre hat bewirkt, daß Tauſende laue und leichtſinnige Menſchen geworden und Nichts thun wollen für die Sicherſtellung ihres Heiles, weil dieſe Lehre zu ſchauerlich iſt, als daß der Menſch etwas für ſein ewiges

Heil thun mag. Es iſt mit den Proteſtanten ſogar ſo weit gekommen, daß ſie nicht mehr an die Hölle glauben, oder nur an ſie denken mit der Hoffnung, daraus zu entkommen. Diejenigen, die glauben, es gebe einen Himmel und eine Hölle, denken ſogar: „In die Hölle komme ich nicht, denn dahin müßte Alles kommen"; daher thun ſie Nichts für den Himmel."

Dieſe Auszüge brauchen nicht weiter fortgeſetzt zu werden, um den Beweis vollſtändig herzuſtellen, daß die heutigen Jeſuiten den Ruhm ihres Ordens auch im Fache der Kanzelberedtſamkeit aufrechtzuerhalten ganz geeignet ſeien; in der That hätten ſich die ehrwürdigen, in Gott verſammelten Väter, die Patres März und Faſt, der mitgetheilten Proben nicht zu ſchämen. Daß aber die Prediger ebenfalls ſo recht im Geiſte ihres großen Ordensſtifters fortwirken, dies zu zeigen, genügt die Vergleichung mit folgendem Abſchnitte aus den Exercitiis spiritualibus J. S. Ignatii: (Encrat. 5.) „Est Contemplatio de Inferno continetque ultra Orationem praeparatoriam duo Praeludia, Puncta quinque et unum Colloquium. Prius praeludium, hic habet compositionem loci, subjecta oculis imaginationis Inferni longitudine, latitudine et profunditate. Posterius vero consistit in poscenda intima poenarum, quas damnati luunt, apprehensione, ut si quando me ceperit Divini amoris oblivio, saltem a peccatis supplicii timor coëerceat. — Punctum primum est spectare per imaginationem vasta inferorum incendia, et animas velut igneis quibusdam corporibus, tanquam e gastulis inclusas. — Secundum, audire imaginarie, planctus, ejulatus, vociferationes, atque blasphemias in Christum et sanctos ejus, illic erumpentes. — Tertium, imaginario etiam olfactu fumum, sulphur, et sentinae cujusdam, seu putredinis graveolentiam praesentire. — Quartum, gustare similiter res amarissimas, ut lacrymas, rancorem, conscientiaeque vermem. — Quintum, tangere quodammodo ignes illos, quorum tactu animae ipsae comburuntur." — Damit ſchließt der Unterzeichnete, die Entſcheidung dem weiſen Ermeſſen des hohen, großen Rathes anheimſtellend."

Da es jedoch einem Deutſchen nicht ziemt, irgend eine Angelegenheit zu beſprechen, ohne ein Citat aus Göthe zur Bekräftigung anzubringen, ſo möge dieſer löblichen Sitte hiemit treulichſt und willfährigſt gehuldigt werden.

Ihr meint, die Welt könnt' nicht beſtehen,
Wenn Ihr nicht thut traut rum bergehen;
Bild't Euch ein wunderlich Streich
Von Euerm himmliſch geiſtigen Reich;
Meint Ihr wollet die Welt verbeſſern,
Ihre Glückſeligkeit vergrößern.

Und lebt ein jedes doch fortan
So übel und so gut es kann.
Ihr denkt, Ihr tragt die Welt auf'm Rücken;
Fangt Ihr uns nur einmahl die Mücken!
Aber da iſt nichts recht und gut,
Als was Ihr Vaters ſelber thut.
Thät gern eine Stadt abbrennen,
Weil Ihr ſie nicht habt bauen können.
Stadt's verflucht, daß ohn' Euch zu fragen,
Die Sonn' ſich auf und ab kann wagen.
Doch Herrn! damit Ihr uns beweiſt,
Daß ohne Euch die Erde reiſt,
Zuſammenſtürzen Berg' und Thal,
Probirt es nur und ſterbt einmahl;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinſtall nur zuſammenfällt,
So erklär' ich Loyola'n für einen Propheten,
Will Euch, mit all' meinem Haus anbeten.

(v. Göthe im Fastnachtsſpiele.
Leipzig, 1790. Göſchen. 8. Band. 2. 86.)

Die deutsche Rechts-Wissenschaft in ihrem Verhältniß zu unserer Zeit.

Kein Zweig des Wissens steht seinem ganzen Inhalte und seiner Bestimmung nach dem wirklichen Leben so nahe, keiner greift in die realen, praktischen Zustände und Verhältnisse so unmittelbar ein, wie die Wissenschaft des Rechts in ihrem weiten Umfange. Ueberall hat sie es mit täglich sich bildenden und täglich zum Vorschein kommenden Bedürfnissen, Beziehungen und Verwicklungen der daseienden, lebendig gegenwärtigen Gesellschaft zu thun, nach allen Seiten hin sind es lebendige Gestalten, die ihr gegenüber treten, im bürgerlichen, wie im Straf-Recht, im Privat-Recht wie im öffentlichen Recht. Und wie sie das ganze bürgerliche Leben umfaßt und aus den verschiedenartigsten Kreisen desselben immer wieder neuen Anreiz zur Thätigkeit erhält, so vermag umgekehrt keine andere Wissenschaft in dem Grade hemmend oder anregend, störend oder fördernd auf das Volksleben zurück zu wirken, wie die Rechts-Wissenschaft. Wir gehören nicht zu denjenigen, welche in dem Rechts-Gebiete den ganzen Staat aufgehen lassen wollen und ihm keine höhere Aufgabe zu stellen wissen, als die Hegung des Rechts; aber ein Blick auf unsere gegenwärtigen Verhältnisse zeigt uns, daß es in unserer Zeit gerade vorzugsweise Rechtsfragen sind, von deren gesunder und kräftiger Lösung eine nationale Entwicklung unsers öffentlichen Lebens wesentlich abhängt, und daß der Theil, welcher dem Juristenstande an der Lösung der großen Aufgabe unserer Zeit zufällt, zunächst wenigstens mehr als jeder andere von Bedeutung und Wichtigkeit ist. Wir wollen absehen von den Fragen des öffentlichen Rechts, die mit jedem Tage auftauchen und die Gesammtheit in ihrem innersten Wesen erschüttern und aufregen; wir wollen nicht erinnern an die Streitigkeiten zwischen dem Fürsten und dem Volke, an die Conflicte, in welche sich die Staatsregierungen aller Orten mit den Anmaßungen eines finstern, längst der Geschichte verfallenen Pfaffenthums verwickelt sehen, das mit dem Muthe des Verzweifelten noch einmal die letzten Mittel zusammenrafft, um im vergeblichen Kampfe den letzten Rest von Lebenskraft vollends auszuhauchen

und für immer in das Grab des Nichts und der Vergangenheit hinabzusinken; wir brauchen auch nicht auf die Bestrebungen hinzuweisen, mit welchen eine bis jetzt nur zur Hälfte geschlagene Aristokratie der Geburt aufs Neue ihr Haupt erhebt und gegen Regierungen und Volk Pläne schmiedet: wir können von Allem dem absehen und brauchen nur die gewöhnlichen Rechts-Verhältnisse, wie sie sich zu allen Zeiten in den verschiedenartigen Beziehungen des bürgerlichen Lebens und Verkehrs finden, ins Auge zu fassen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, welchen großen Einfluß die Rechts-Wissenschaft auf das ganze Staatsleben auszuüben im Stande ist, und wie sehr es darauf ankommt, daß sie ihre Stellung begreife und richtig gebrauche. Von diesem Gesichtspunkte aus verdient der Zustand, in welchem sich die deutsche Rechts-Wissenschaft gegenwärtig befindet, eine ernste Prüfung; und dieser allgemeine Standpunkt ist es, von welchem aus sich uns die Frage aufdrängt, ob die Rechts-Wissenschaft denn auch wirklich ihren hohen Beruf erkannt habe und ob sie in der bisher von ihr verfolgten Richtung den Anforderungen entspreche und zu entsprechen im Stande sei, welche die Zeit an sie zu stellen hat und nothwendig stellen muß?

Es thut uns wehe, diese Frage von vornherein unbedingt verneinen zu müssen.

Deutschland hatte das eigene Mißgeschick, gerade in der Zeit, wo der Volksgeist nach Jahrhunderte langer Erschlaffung aufs Neue sich zu regen begann, und Gewerbe, Handel und Wissenschaften mit verjüngter Kraft aufzublühen die Hoffnung gaben, sein nationales Recht zu verlieren und einem in vergangener Zeit, auf fremdem Boden entstandenen Recht unterworfen zu werden. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, welche Umstände zusammengewirkt haben, daß dieses geschehen konnte; es kann auch nichts frommen, die Klagen darüber zu erneuen, daß es geschehen ist; aber unläugbare Thatsache ist es, daß durch keinen andern Umstand der Nationalität und mit ihr der Kraft Deutschlands ein empfindlicherer Stoß versetzt worden ist, als eben hierdurch. — Das germanische Recht war im vollen Sinne des Wortes ein Volksrecht. Aus den Sitten und Gebräuchen des Lebens hervorgewachsen, durchlief es mit der Nation denselben Bildungsproceß, war es der Ausdruck ihrer wahren Wesenheit, wurzelte es in ihrem eigensten, innersten Bewußtsein; seine Kunde und Anwendung erforderte weder besondere Kenntnisse noch ein eigenes Studium; es stand nicht, wie gelehrtes Recht, außer dem Volke, sondern lebte, wie die Sprache, mit ihm und in ihm und wurde durch seine natürlichen Organe, die öffentlichen Volksgerichte, gepflegt und verwaltet. Wer die Waffen führen konnte, galt auch für fähig, das Recht zu erkennen. Wer wollte es nach den Leistungen eines Jakob Grimm noch läugnen, daß das germanische Recht die

Elemente zu dem vollendetsten Bau in sich trug und in seiner fortschreitenden geistigen Entfaltung zu den größten Hoffnungen berechtigt hätte? Gebaut auf das Selbstgefühl des freien Mannes, und den Sinn für persönliche und staatsbürgerliche Freiheit und Ehre fördernd, enthielt es alle Keime, um zu einem freien, volksthümlichen, öffentlichen Leben zu gelangen, in welchem jeder Einzelne, als integrirender Theil des Ganzen, seine bestimmte Stellung findet und sich, erfüllt von dem Geiste der Gesammtheit, des Berufs bewußt wird, in seinem Kreise sich als wirkendes Glied des Ganzen zu fühlen und zu bethätigen. Erst unsere Zeit, die es einsehen gelernt hat, wie sehr wir an einer innern Hohlheit in allen unsern socialen Zuständen leiden, und wie sehr uns noch im Einzelnen und im Ganzen Alles fehlt, was zu einem freien, gesunden und kräftigen nationalen Leben gehört, erst unsere Zeit, sagen wir, vermag die Größe und den ganzen Umfang des Verlustes zu würdigen, der uns durch die Vernichtung unseres einheimischen Rechts in Folge der Einführung des römischen und kanonischen Rechts zugefügt worden ist. Es handelt sich hier nicht davon, welches von beiden Rechten seinem Inhalte nach das vorzüglichere war, ob vom abstrakten Standpunkte aus das römische vor dem germanischen oder das germanische vor dem römischen den Vorzug verdiente. Wir geben sogar den Verehrern des römischen Rechts offen zu, daß das deutsche Recht zur Zeit der Reception des römischen eine Vergleichung mit diesem nicht aushielt, was scharfe Auffassung der Rechts-Begriffe und strenge Durchführung des Prinzips bis auf die einzelnen Verhältnisse betrifft; und wir sind so weit entfernt, die innere Güte des römischen Rechts und den hohen Werth desselben für das römische Volk irgend in Zweifel zu ziehen, daß wir selbst in Manchem, was jetzt einstimmig als tadelnswerth erklärt wird, keinen Vorwurf gegen die römischen Rechts-Gelehrten und Gesetzgeber begründet finden, insofern das, was uns jetzt von unsern Verhältnissen aus als mangelhaft und unnatürlich erscheint, in dem Leben und in der Geschichte des römischen Volkes seine nothwendige Begründung hatte und in vollkommener Uebereinstimmung stand mit seinen Verhältnissen und Zuständen. Aber wenn wir gleich den Vorzug, der dem römischen Recht, an und für sich betrachtet, unbezweifelt zukömmt, nicht bestreiten und zugeben, daß das deutsche Recht bei aller inneren Bildungsfähigkeit eben doch, wie die Zustände jener Zeit überhaupt, noch auf einer ziemlich niedern Stufe der Kultur stand: so folgt daraus dennoch nicht, daß die Einführung des römischen Rechts *für uns* ein Gewinn gewesen, und daß unser Rechts-Zustand dadurch ein besserer geworden sei; unsere obige Behauptung bleibt gleichwohl wahr, daß wir vielmehr ein National-Unglück darin zu beklagen haben, das unser ganzes Volksleben in einen krankhaften Zustand versetzt

hat, an dem es verkrüppelte und abdorrte, das noch immer auf uns laſtet und die Aufforderung an uns enthält, den Schaden, ſo weit er ſich jetzt noch gut machen läßt, wieder gut zu machen und zum Naturgemäßen, Volksthümlichen zurückzukehren. Denn wenn unſer einheimiſches Recht ein auch noch ſo unvollkommenes geweſen wäre, und das fremde Recht noch bei Weitem mehr Vorzüge in ſich vereinigt hätte, ſo wäre der eingeſchlagene Weg, unſer Rechtsſyſtem zu verbeſſern, doch nur dem Verfahren desjenigen zu vergleichen geweſen, der ſich, weil ihm ſein Kopf nicht ſchön oder nicht verſtändig genug ſchien, denſelben abſchnitt, um ſich den abgeſchlagenen Kopf eines Andern, der für ſchön oder verſtändig galt, aufzuſetzen. Wie konnte da organiſche Verbindung und organiſches Leben herauskommen? So ungleichartige Nationalitäten wie die römiſche und die germaniſche, mit ſo durchaus verſchiedenen Verfaſſungen und Einrichtungen: — für dieſe ſollte das nämliche Rechtsbuch paſſen? unter die Geſetze der einen ſollten willkürlich die Rechtsverhältniſſe der andern geſtellt werden können? Wenn uns die Geſchichte nichts aufbewahrt hätte von der allgemeinen Verwirrung, welche durch die Einführung des fremden Rechts herbeigeführt wurde, von den eindringlichen Bitten und Beſchwerden, in welchen ſich der Unwille des Volkes allenthalben dagegen ausſprach, und von den ſchweren Anklagen, welche ein Friedrich III., ein Ulrich von Hutten, ein Thomaſius und Leibniz gegen das Unweſen jener „Doctoren der fremden Rechte“ erhoben: wir könnten uns das Bild ſelbſt entwerfen von der Zerrüttung und Auflöſung, welche über den ganzen Rechtszuſtand hereinbrechen und im Volke den Glauben an das Recht und den Sinn für Rationalgefühl erſticken mußten. Konnten Inſtitute, dem Volke theuer und werth, und inniger mit ſeinen Satzungen und Gewohnheiten verwachſen, fortbeſtehen und ſich weiter entwickeln, wenn die fremde Rechts-Regel ihre Bewegung hemmte? Konnte noch von einem freien Volksleben die Rede ſein, wenn die Nation der Herrſchaft über ihre eigenſten Verhältniſſe beraubt ward?

Es bedarf nur einer oberflächlichen Vergleichung der Grundzüge des römiſchen und des deutſchen Rechts, um den Widerſpruch anſchaulich zu machen, welcher aus der Uebertragung des erſtern auf die deutſchen Verhältniſſe ſich ergeben mußte. Wir brauchen hierbei das öffentliche Recht, das ſeiner Natur nach noch in höherm Grade als das Privat-Recht mit den jeweiligen Volks-Anſichten und der ganzen Staats-Einrichtung aufs Innigſte verwachſen iſt, nicht mit in den Kreis unſerer Betrachtung hereinzuziehen, obgleich bekannt iſt, daß das römiſche Recht ſowohl in Beziehung auf das Straf-Recht, die barbariſchen eben ſo grauſamen als prinziploſen Geſetze der ſpäteren römiſchen Kaiſer nicht ausgenommen, als auch in Beziehung auf den bürgerlichen und Straf-Prozeß gleichfalls praktiſche

Gültigkeit bei uns erhalten hat. — Schon in dem Privat-Recht zeigt sich der durchaus verschiedene Charakter beider Rechte deutlich genug.

Im Sachen-Recht finden wir als wesentliche Eigenthümlichkeit des deutschen Rechts theils die hervorragende Wichtigkeit, welche es dem Grundbesitze beilegt, dessen Bedeutung mindestens eben so sehr eine politische als eine privatrechtliche ist, während das bewegliche Vermögen nur von untergeordnetem Werthe erscheint und erst später mit dem Aufblühen des Handels und der Gewerbe in den Städten eine größere Bedeutung erhält; theils die verschiedenen Arten von freien und unfreien Leben-, Ritter-, Bauern-Gütern u., in welchen hinwiederum die Verschiedenheit der einzelnen Stände ihre Haupt-Grundlage und feste Stütze hatte; theils ganz eigenthümliche dingliche Rechte und Lasten in der Form von getheiltem Eigenthum, ewigen Renten, Gilten, Frohnen, Bann-Rechten, Lösungs-Rechten u. dgl. Von Allem dem bildet das römische Recht den entschiedensten Gegensatz. Es kennt im Wesentlichen keinen Unterschied zwischen beweglichen und unbeweglichen Sachen; der Grundbesitz steht in keinerlei Verbindung mit politischer Wirksamkeit; es finden sich in ihm weder politische Beschränkungen, noch knüpfen sich Vorrechte daran, welche auf das staatsrechtliche Verhältniß des Besitzers von Einfluß sind; ebendeswegen fehlt dem Grundbesitz auch die Kontrole des öffentlichen Besitztitels, welche sich im deutschen Rechte allenthalben findet und sich besonders in dem Institute der gerichtlichen Auflassung bei Erwerbung und Uebertragung von Immobilien äußert. Das römische Recht kennt nichts von einem getheilten Eigenthum im Sinne des germanischen Rechts; die mit den verschiedenen Ständen des Volkes zusammenhängenden verschiedenen Arten von Gütern mit den sich daran anschließenden eigenthümlichen Unterschieden in dem Rechtsverhältniß ihrer Besitzer sind ihm völlig unbekannt; es kennt außer dem Pfandrecht und der ziemlich unausgebildeten Emphyteuse keine andern dinglichen Rechte und Lasten, als die Servituten, welche in ihrer beschränkten Natur den völligsten Gegensatz bilden zu den weit ausgedehnten Arten von Realrechten und Reallasten, welche dem deutschen Recht eigen sind und sich bei Einführung des römischen Rechts schon völlig ausgebildet hatten.

Weniger Zwiespalt konnte entstehen in Beziehung auf das Obligationen-Recht, da das deutsche Recht in dieser Beziehung noch ziemlich unausgebildet war und die hierhergehörigen Verhältnisse, eben erst im Entstehen begriffen, sich leichter an das rezipirte römische Recht anschlossen, als wenn dieselben sich von vornherein schon in einer ganz bestimmten Form ausgeprägt gehabt hätten. Indessen waren doch einzelne Vertragsformen des römischen Rechts den hergebrachten Sitten und Gebräuchen so fremd, und insbesondere standen die in diesen Formen begründeten vielfachen Beschrän-

kungen der verbindlichen Kraft und der Gültigkeit von Verabredungen und Verträgen mit dem geraden ſchlichten Sinne des Volkes und deutſcher Redlichkeit ſo ſehr im Widerſpruch, daß die Einführung des römiſchen Rechts auch in dieſem Punkte nur unter mannigfachen Mißſtänden, welche ſich erſt ſehr allmählig verwiſchten, möglich war.

Um ſo größer aber war der Zwieſpalt, welcher ſich im Perſonen- und Familien-Recht kund gab. Zunächſt fehlen im römiſchen Recht die Stände, auf welche das deutſche Recht baſirt war; zwar hat es auch den Unterſchied zwiſchen Freien und Unfreien, aber die Letzteren ſind Sachen, völlig rechtlos und im Eigenthum des Herrn. Selbſt im Kreiſe der Familie zeigt das römiſche Recht überall den Charakter abſoluter Gewalt und unbedingter Unterwürfigkeit. Der Vater iſt der abſolute Herr der Kinder und nimmt mit ſeinem ſtarren Rechte faſt die ganze Perſönlichkeit des Kindes in ſeine Rechtsſphäre auf. Ihm gegenüber iſt das Kind rechtlos, und wenn in der ſpätern Zeit hierin auch, im Gefolge des Abſterbens des ächten römiſchen Geiſtes und des Morſchwerdens des alten Gebäudes, Milderungen eintraten, ſo zeigten ſich dieſe doch immer nur als vereinzelnte Spuren und Ausnahmen von der Regel, auf welcher in der Hauptſache noch immer das ganze Syſtem ruhte. In ſeinem Verhältniß zum Vater gelangt der Haus-Sohn nie zu freier Perſönlichkeit; noch als bejahrter, gereifter Mann bleibt er der Gewalt des Vaters unterworfen; und dieſer verliert dieſelbe nicht bis zu ſeinem Tode, wenn er ſich ihrer nicht freiwillig entäußert. Das deutſche Recht dagegen ehrt und ſchützt überall die ſittliche Freiheit und Perſönlichkeit des Einzelnen innerhalb der beſtimmten Rechtsſphäre, welche einem Jeden zukömmt. Es kennt wohl mannigfaltige Abſtufungen in der Rechtsfähigkeit, aber keine abſolute Herrſchaft des einen Menſchen über den andern. Selbſt das Verhältniß des Hörigen oder des Leibeigenen läßt ſich nicht mit dem des römiſchen Sklaven vergleichen. Die elterliche Gewalt, an der auch die Mutter Theil nimmt, hat durchaus einen milden, ſittlich freien Charakter. Sie gibt dem Vater, als Inhaber des Mundium, nur ein Schutzrecht; er iſt nicht der Gewalthaber über ſeine Kinder, ſondern er iſt ihr Schirm und Vormund; die Kinder ſind nicht vermögenslos und erſcheinen nicht als bloße Inſtrumente für den Erwerb des Vaters, ſondern der Vater verwaltet nur das Vermögen der Kinder und bewahrt es für ſie auf. Die eigene Tüchtigkeit und Fähigkeit des Haus-Sohnes endigt die natürliche Vorſorge und läßt ihn als freien, keiner Vormundſchaft mehr bedürftigen Mann gelten, ſobald er zum freien Manne herangewachſen, ſelbſtſtändig und ſelbſtthätig ſeinen eigenen Herd ſich gegründet hat. Die Ehe iſt im römiſchen Recht, wenn gleich die Wortdefinitionen der Juriſten auf etwas anderes hinweiſen, nicht die innige, Seele und Leib beider Gatten

in sich aufnehmende, alle Lebensverhältnisse umfassende Verbindung, wie sie im deutschen Rechte erscheint, sondern eine bloße äußere Gemeinschaft, die keine andere Bestimmung kennt, als miteinander zusammenzuwohnen und Kinder zu zeugen, die die Familie fortsetzen; sie läßt die Güter der Gatten getrennt, die Frau kann außer der Gemeinschaft Vermögen jeder Art besitzen, worüber dem Manne weder ein Verwaltungs- noch ein Benutzungs-Recht zusteht, sie ist nur verpflichtet, dem Manne zu Bestreitung der ehelichen Lasten einen Beitrag zu geben, den dieser nach Auflösung der Ehe wieder an sie oder die Ihrigen zurückzuerstatten hat; nur die Frau, nicht der Mann kann sich eines Ehebruchs schuldig machen; es findet endlich kein gegenseitiges Erbrecht zwischen den Ehegatten Statt; der entfernteste Verwandte schließt ihr Erbrecht aus. Durchaus verschieden davon ist Alles im deutschen Recht. „Mann und Weib ist Ein Leib", sagt der Sachsenspiegel, „ist auch kein gezweit Gut." Die ächt deutsche Scheu und Ehrfurcht des Mannes vor dem Weibe, deren schon der römische Geschichtschreiber erwähnt, und mit welcher der Mann in dem Weibe nur die andere geheimnißvolle Seite seines eigenen Wesens erkennt, findet sich allenthalben auch in der Stellung der Ehefrau zum Manne ausgedrückt; sie ist im Innern die Herrin des Hauses, und wenn sie auch im Ganzen dem Manne untergeordnet ist, so ist das Verhältniß beider doch wesentlich ein gleiches; das Güterrecht, das unter ihnen Statt findet, entspricht der Innigkeit ihrer Verbindung. Das Haushalten ist durchaus ein gemeinschaftliches, selbst der Tod hebt die Gemeinschaft nicht unbedingt auf; an die Stelle des verstorbenen Gatten treten die Kinder, welche die Gemeinschaft fortsetzen, und jedenfalls hat der überlebende ein ziemlich ausgedehntes Erbrecht aus dem Nachlasse des andern. Im Vormundschafts-Recht ferner hat das römische Recht das Alter der Mündigkeit so nieder bestimmt (auf das 12., beziehungsweise 14. Lebensjahr), daß es sich genöthigt fand, an das Institut der Tutel ein zweites, die Kuratel der Minderjährigen anzureihen; beide stehen, obgleich wesentlich dem gleichen Zwecke dienend, durchaus in keiner innern Verbindung und ruhen auf den verschiedensten Grundlagen. Von einer Obervormundschaft der Obrigkeit ist im römischen Recht kaum ein Anfang vorhanden. Dem deutschen Recht ist nur eine Art von Vormundschaft bekannt, welche so lange dauert, bis der Pflegbefohlene „zu seinen Jahren gekommen ist", in welchen er fremder Pflege nicht mehr bedarf; die unnatürliche Unterscheidung zwischen Tutel und Kuratel findet sich in demselben nicht, wohl aber eine sehr ausgedehnte Obervormundschaft, welche sich nicht blos um die Aufstellung eines Vormunds für Diejenigen, welche eines solchen bedürfen, bekümmert, sondern auch, so lange

die Vormundſchaft dauert, die Aufſicht auf die gehörige Verwaltung derſelben in ſich ſchließt.

Das Erb-Syſtem der Römer endlich enthält ein Gemiſch der verſchiedenartigſten Elemente, welche von der früheſten Zeit an bis in die Periode der chriſtlichen Imperatoren in beſtändigem Kampfe einander gegenüber treten, und aus welchen ſelbſt das neueſte Novellen-Recht keineswegs zu einem einheitlichen, völlig ausgebildeten Prinzip durchgedrungen iſt. Die Unterſcheidung zwiſchen Kognaten, Agnaten und den in derſelben väterlichen Gewalt eingeſchloſſenen Sui iſt auch noch im Juſtinianeiſchen Recht von weſentlicher praktiſcher Wichtigkeit. Bei Beſtimmung der Erbfolge-Ordnung iſt durchaus von abſtrakten Begriffen ausgegangen, ſo daß im Allgemeinen ſchlechthin die Nähe des Grades entſcheidet. Der Begriff der Einheit der Familie, im Sinne des deutſchen Rechts, iſt dem römiſchen völlig fremd. Daher kennt es weder eine Erbfolge in Stammgüter, noch wahre Familienfideicommiſſe. Dem Erblaſſer ſteht es frei, durch teſtamentariſche Anordnungen bei Lebzeiten über ſeinen Nachlaß zu verfügen, dagegen war die römiſche Sitte gegen Erbverträge und erklärte dieſelben für verboten. Betreffend das deutſche Recht, ſo war in dieſem die Blutsverwandtſchaft das einzige Prinzip der geſetzlichen Erbfolge, und zwar ging das deutſche Recht hiebei lediglich von einem ganz materiellen Begriffe aus, nämlich von der Vorſtellung der Einheit des Bluts, durch welche ſich die nähere oder entferntere Verwandtſchaft beſtimmte: konſequent hieraus ergab ſich, daß es bei Beſtimmung der Erbfolge-Ordnung an und für ſich nicht auf die Nähe des Grades, ſondern auf die Nähe des Stamm[illegible] kam, mit andern Worten, daß die Erbfolge nicht wie im römiſchen Recht eine Gradual-, ſondern eine Parentelen-Ordnung war. Dieſe, von der römiſchen völlig verſchiedene Grundanſchauung, in welcher der Begriff einer realen, nicht blos abſtrakten Familieneinheit feſtgehalten, und die Geſammtheit der Familie als eine leibliche, ſchichtenartig in verſchiedene Gliederungen ſich fortſetzende Perſönlichkeit aufgefaßt wird, zeigt ſich auch in dem unter den germaniſchen Völkern allenthalben ſich findenden Inſtitut der Stammgüter und Familienfideicommiſſe, und den dabei zur Anwendung kommenden beſonderen Arten von Erbfolgen nach dem Prinzip der Primogenitur, des Seniorats, Majorats oder Minorats, welche ſämmtlich nur auf die Erhaltung der Familieneinheit und die äußere Darſtellung derſelben in dem das Ganze repräſentirenden Hauptſtamme berechnet ſind. Eine Dispoſitions-Befugniß über den Tod hinaus in der Form von Teſtamenten, wie ſie das römiſche Recht hat, kannte das frühere deutſche Recht nicht, wohl aber waren umgekehrt Erbverträge in verſchiedenen Formen in häufiger Anwendung.

So waren es überall die entgegengesetzten Elemente, welche sich in dem recipirten Fremdenrechte und dem bisherigen einheimischen Rechte fanden. Der Kern, aus dem das römische Rechtssystem herausgewachsen, war ein ganz anderer als derjenige, in welchem die deutschen Zustände und Verhältnisse wurzelten. Nie und nimmermehr konnte daher der Versuch gelingen, unser Rechtsleben in der reichen Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen und dem vielseitigen Gepräge ihm eigenthümlicher Institutionen unter das starre römische Rechtssystem zu zwingen, und was daraus hervorging, aus dieser unnatürlichen Verbindung, konnte nur im höchsten Grade verderblich sein für alle bürgerlichen Verhältnisse. Wohl hätte das fremde Recht heilsam wirken können für die Ausbildung des eigenen. Wie wir in unserer ganzen jetzigen Bildung auf den Schultern der Vergangenheit stehen und es nicht verschmäht haben, die Früchte uns anzueignen, die die frühere Zeit zur Reife gebracht hat; wie wir namentlich dem griechischen und römischen Alterthum in allen andern Wissenschaften so vieles verdanken: so durften wir auch die Erbschaft, welche das römische Volk uns in seinem bis zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildeten Rechtssystem hinterlassen hat, nicht von uns stoßen, sondern mußten sie als eine Wohlthat dankbar annehmen und darauf bedacht sein, die Fülle geistigen Erwerbs, die darin enthalten war, uns zu eigen zu machen und zur Vervollkommnung unseres Zustandes anzuwenden. Unser nationales Recht hatte unverkennbar Mängel, die beseitigt werden mußten; es that Noth, aus dem Zustande unbefangener Jugend herauszutreten und das, was bis jetzt fast nur Sache des Faktis und Gefühls war, zur Klarheit des Bewußtseins zu erheben; zugleich forderten Bedürfnisse des feiner ausgebildeten Lebens, namentlich der größere Verkehr in den Städten, Erweiterung des bisherigen Rechts. Zu Allem dem hätte das römische Recht als treffliches Muster und Vorbild dienen können. Aber es wurde zu einem andern Gebrauche ausgewählt. Man begnügte sich nicht damit, das fremde Recht als Muster für das einheimische Recht aufzustellen, sondern erklärte es geradezu als unmittelbare Rechtsquelle, als geltendes Gesetz, gegenüber von welchem dem seitherigen nationalen Recht keine Kraft und Geltung mehr zukomme. Die Doctoren des fremden Rechts fühlten keinen Beruf in sich, den Schatz ihres Wissens zur Ausbildung und Vervollkommnung des vaterländischen Rechts anzuwenden und ihre geläuterten Rechtsbegriffe mit denen des Volkes in Uebereinstimmung zu bringen. Auf der Rechtsschule zu Bologna und ihren Tochterschulen in Deutschland wurde nichts gelehrt von den Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen des eigenen Volkes und seinen Bedürfnissen; in diesem Allen sah man nur Barbarei, Rohheit und Unwissenheit, und man suchte ein Verdienst darin, es stolz zu verachten und es nicht für der

Mühe werth zu halten, ſich darum zu bekümmern. So entſtand jener beklagenswerthe Zuſtand, welcher das Verderben war für die Wiſſenſchaft und für das Leben. Wir ſagen ausdrücklich: für die Wiſſenſchaft, wie für das Leben. Denn wie ließ ſich noch ein gedeihliches Reſultat für die Doctrin erwarten, wie konnte eine friſche, lebendige Wiſſenſchaft erblühen, wo der Boden, auf dem ſie ſtand und den ſie bebauen ſollte, überall ein fremder für ſie war und nichts als den Widerſpruch von dem enthielt, was ſie in dem fertigen und abgeſchloſſenen Syſtem vor ſich hatte. Die Wirklichkeit ſtieß die Wiſſenſchaft von ſich, und dieſe ihrerſeits konnte ſich nicht befreunden mit der Wirklichkeit. Die Rechtsſeele war vor dem Rechtskörper getrennt. Daran erſtarben beide; das nationale Recht in ſeiner weiteren Entwicklung gehemmt, erſtarrte, und die Wiſſenſchaft, ihrer natürlichen Grundlage beraubt und außer allen Zuſammenhang mit dem wirklichen Leben geſtellt, entbehrte die wahre Lebenskraft, durch die ſie innerlich hätte angeregt und weiter gebildet werden können. Wir wollen uns nicht damit befaſſen, ein Bild von dem jämmerlichen und troſtloſen Rechtszuſtande zu entwerfen, unter dem die verfloſſenen Jahrhunderte ſeit der Einführung der fremden und der Unterdrückung der vaterländiſchen Rechte faſt in ganz Deutſchland in höherem oder in geringerem Grade gelitten haben; wie das Volk allmählig von der Theilnahme an der Rechtsſprechung völlig ausgeſchloſſen wurde; wie man thatſächlich allenthalben ſo verfuhr, als wäre das Volk für die Jurisprudenz und nicht dieſe für das Volk da; wie das natürliche Rechtsgefühl durch die Spitzfindigkeit der Juriſten mit Füßen getreten wurde, und unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit Schikane und Parteilichkeit herrſchten; wie die einfachſten Prozeſſe durch ein ganzes Menſchenalter hindurch nicht zur Entſcheidung gelangen konnten, und durch die Langſamkeit der Rechtspflege das gekränkte Recht noch empfindlicher verletzt wurde, als durch das Unrecht ſelbſt, dem ſie ſteuern ſollte: aber leider ragt das alte Unweſen noch bis in unſere Zeit herein, und wir leiden noch an dem alten Grundübel bis auf den heutigen Tag. Wir entbehren noch immer ein nationales, volksthümliches Recht, das den Bedürfniſſen unſeres ſocialen Lebens entſpricht, und wie kräftig ſich auch die Stimme der edelſten Vaterlandsfreunde, eines Juſtinus Möſer, eines Grolmann, Feuerbach, Thibaut und Anderer erhoben hat, unſere Rechtswiſſenſchaft iſt noch weit entfernt, den Forderungen der Nationalehre und Bildung Genüge zu leiſten und ſich von den ſchweren Anklagen zu reinigen, welche auf ihr laſten.

Um eine richtige Einſicht in den Zuſtand unſerer heutigen Rechtswiſſenſchaft zu gewinnen, müſſen wir dieſelbe unter einem doppelten Geſichtspunkte in's Auge faſſen, zunächſt in ihrem Verhältniß zum beſtehenden

Recht und der Bearbeitung deſſelben, ſodann zweitens in ihrem Verhältniß zur Geſetzgebung oder der Weiterbildung des Rechts.

In der erſteren Beziehung mag es wohl auffallend erſcheinen, wenn wir, um unſer Urtheil zuſammenzufaſſen, ſagen, daß ſie zu wenig philoſophiſch, und zugleich, daß ſie zu wenig praktiſch ſei. In der That laufen aber dieſe beiden Vorwürfe auf einen hinaus, auf den Vorwurf des Mangels an wahrem philoſophiſchem Geiſte, an objektiver Wiſſenſchaftlichkeit, welche allein in der Einheit des Denkens und des Gedachten beſteht, und ſich ebenſoſehr über bloße hohle Abſtraktionen, wie über rohen Materialismus erhebt. Die wahre Philoſophie, da ſie das Ergründen des Vernünftigen iſt, iſt ebendamit das Erfaſſen des Gegenwärtigen und Wirklichen; denn das wahrhaft Vernünftige bildet ſich, um ſeiner Natur gemäß zu ſein, ſtets in die Welt ein und gewinnt Wirklichkeit, und umgekehrt trägt das, was wirklich iſt, d. h. was in der Welt wahrhaft beſteht und ſeine geſchichtliche Begründung in derſelben hat, ebendamit auch ſeine innere Rechtfertigung, den Beweis der ihm inwohnenden Vernünftigkeit in ſich. „Was vernünftig iſt, das iſt wirklich, und was wirklich iſt, das iſt vernünftig.“ Wäre daher unſere Rechtswiſſenſchaft wahrhaft wiſſenſchaftlich, ſo müßte ſie den Forderungen der Philoſophie ebenſowohl, wie den Bedürfniſſen des Lebens Genüge leiſten; und es trifft ſie demnach, wenn ihr der Vorwurf zu machen iſt, daß ſie nicht philoſophiſch ſei, von ſelbſt auch der andere Vorwurf, daß ſie nicht praktiſch ſei, und umgekehrt. Der Mangel des Einen ſchließt nothwendig den Mangel des Andern in ſich.

Indem wir aber dieſen Tadel ausſprechen und behaupten, daß die deutſche Rechtswiſſenſchaft weder philoſophiſch noch praktiſch ſei, ſo meinen wir damit unſere ganze heutige Rechtswiſſenſchaft, und vermögen die ſogenannte philoſophiſche Rechtsſchule ebenſowenig davon auszunehmen als die ſogenannte hiſtoriſche; wir glauben vielmehr, daß der Vorwurf gegen beide begründet ſei, wenn gleich gegen die Anhänger der erſteren in geringerem Grade als gegen die der letzteren. Beide ſtehen auf einem falſchen, nur halbwahren Standpunkte, die einen mehr nach dieſer, die andern mehr nach der entgegengeſetzten Seite hin, und deswegen konnte es bei aller ſubjektiven Tüchtigkeit und bei allem Ernſt ihres Strebens der einen ſo wenig als der andern gelingen, zum richtigen Ziele zu gelangen. Unter allen neueren Juriſten iſt vielleicht Feuerbach der einzige, welcher ſich, wenn auch mehr durch einen glücklichen Takt als auf dem Wege wahrer philoſophiſcher Einſicht, auf die Höhe des richtigen Standpunktes erhoben hat, und ſeine im Jahr 1804 gehaltene Rede über Philoſophie und Empirie in ihrem Verhältniß zur poſitiven Rechtswiſſenſchaft iſt noch heute das Beſte und Klarſte, was hierüber geſprochen und geſchrieben worden iſt.

Es bedarf in der That nur eines Blickes auf die einzelnen Theile der Rechtswiſſenſchaft, um ſich davon zu überzeugen, wie unbefriedigend die bisherigen Leiſtungen derſelben ſind.

Auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts haben ſich die Gegenſätze zwiſchen hiſtoriſcher und nicht hiſtoriſcher Richtung bis jetzt kaum bemerklich gemacht, wenigſtens ſind ſie ſich noch nicht im Kampfe gegenüber getreten. Beſonders in der Behandlung des Staatsrechts iſt noch jener abſtrakte Standpunkt vorherrſchend, welcher ſich ebenſowenig um die Geſchichte, als um die Wirklichkeit bekümmert, mit hohlen Verſtandes-Reflexionen und Theorien prangt und in hochtrabenden Sätzen von antiken und modernen Staaten redet, ohne es nur zu dem Bewußtſein zu bringen, daß der Staat etwas Anderes ſei als eine todte Maſchine, die ſich blos nach mechaniſchen Geſetzen bewege. Man bildet ſich ſeine Vorſtellungen von dem Staate, von den verſchiedenen Gewalten im Staate, von den Rechten der Staatsbürger u. ſ. w. und glaubt damit das Weſen des Staates erkannt zu haben, ſo wenig auch das gewonnene Bild der Wirklichkeit, die darin dargeſtellt und entwickelt werden ſoll, entſpricht. „Wenn man dieſe Vorſtellung" — ſagt Hegel in der Vorrede zu den Grundlinien des Rechts ſehr treffend — „und das ihr gemäße Treiben ſieht, ſo ſollte man meinen, als ob noch kein Staat und keine Staatsverfaſſung in der Welt geweſen, noch gegenwärtig verhanden ſei, ſondern als ob man jetzt — und dieß Jetzt dauert immer fort — ganz von vorne anzufangen und die ſittliche Welt nur auf ein ſolches jetziges Ausdenken und Ergründen und Begründen gewartet habe. Von der Natur gibt man zu, daß die Philoſophie ſie zu erkennen habe, wie ſie iſt, daß der Stein der Weiſen irgendwo, aber in der Natur ſelbſt, verborgen liege, daß ſie in ſich vernünftig ſei, und das Wiſſen dieſe in ihr gegenwärtige, wirkliche Vernunft, nicht die auf der Oberfläche ſich zeigenden Geſtaltungen und Zufälligkeiten, ſondern ihre ewige Harmonie, aber als ihr immanentes Geſetz und Weſen zu erforſchen und begreifend zu erfaſſen habe. Die ſittliche Welt dagegen, der Staat, ſie, die Vernunft, wie ſie ſich im Elemente des Staatsbewußtſeins verwirklicht, ſoll nicht des Glücks genießen, daß es die Vernunft iſt, welche in der That in dieſem Elemente ſich zur Kraft und Gewalt gebracht habe, darin behaupte und inwohne. Das geiſtige Univerſum ſoll vielmehr dem Zufall und der Willkühr preisgegeben, es ſoll gottverlaſſen ſein, ſo daß nach dieſem Atheismus der ſittlichen Welt das Wahre ſich außer ihr befinde, und zugleich, weil doch auch Vernunft darin ſein ſoll, das Wahre nur ein Problema ſein."

In Wahrheit ſucht man in den Darſtellungen dieſer Staatsſyſteme vergebens eine Löſung gerade der Fragen, die das innerſte Mark der Gegenwart aufregen und ſie mit ihrem Hoffen und Fürchten, ihrem Haß und

ihrer Liebe erfüllen. Sind dieſe geiſtreichen Theoretiker, ein Herr Robert von Mohl und ſeine Meinungsgenoſſen, blind für die Erſcheinungen, welche wie drohende Gewitter der Zukunft tagtäglich am Horizonte unſeres modernen Staatslebens hervorbrechen und uns aus unſerem geträumten Frieden aufſcheuchen? Welchen Troſt, welche Verſöhnung bieten ſie, wo allenthalben Widerſpruch und Auflöſung ſich zeigt? Wie entſcheiden ſie den Konflikt zwiſchen Staat und Kirche? ſie, die in dem Staate eine bloße Maſchine oder ein bloßes Produkt der Willkühr, nicht das Daſein und die Verwirklichung des Geiſtes, des lebendigen Organismus deſſelben, anerkennen, einen Organismus, der, wie die Perſönlichkeit des Individuums, die Einheit iſt von Natur und Geiſt, welcher keine Trennung zuläßt zwiſchen Seele und Leib, der alle Intereſſen des Einzelnen und des Ganzen in ſeinen Kreis aufnimmt und auch in Glaubensſachen keine andere Auctorität über ſich anerkennt, als das Geſammtbewußtſein Aller, aus welchem eine tiefere Religioſität hervorgeht, als aus der engen Bruſt einer ſelbſtſüchtigen Prieſterkaſte, und eine höhere Duldſamkeit, als der in den vielgeprieſenen nordamerikaniſchen Freiſtaaten repräſentirte Indifferentismus? Wie vereinigen ſie die Rechte der Staatsgewalt und der Regierung mit den Rechten der Staatsbürger, das Verlangen nach einer freien Repräſentativ-Verfaſſung mit der von der Vernunft gleichmäßig geforderten Einheit und Kraft des Ganzen, ſie, die in dem Inſtitut der Landſtände und Volksvertreter nicht ein nothwendiges Element des ganzen Staatslebens, ſondern nur eine auf äußern Gründen beruhende Zweckmäßigkeitsanſtalt erblicken, die daſſelbe unter keinem höhern Geſichtspunkte auffaſſen wiſſen, als unter dem der Kontrole und des Mißtrauens oder unter dem von gegenſeitigen Zugeſtändniſſen und Beſchränkungen, und welche eine Zerſplitterung und Schwächung der Staats- und Regierungsgewalt darin ſehen, ſtatt der Quelle der höchſten Einigung, des höchſten Vertrauens und der höchſten Kraft? Was ſagen ſie ferner von dem Rechte der Gedankenfreiheit, in Wort und Schrift, ſie, die es höchſtens nur aus Gründen der Staatsklugheit zur Kontrole der Staatsbeamten anzuempfehlen, oder es nur als ein aus der Freiheit des Einzelnen abzuleitendes Recht in Anſpruch zu nehmen den Muth haben und nichts davon wiſſen, daß die Unterdrückung oder Beſchränkung deſſelben eine Hemmung der Lebensfunktionen der Allgemeinheit ſelbſt und ein Verbrechen gegen die geiſtige Geſundheit des Ganzen enthalten, das für das Geſammtwohl noch weit wichtigere Folgen hat, als die Verletzung der äußeren Integrität des Staats? Was ſagen ſie endlich, um von Anderm zu ſchweigen, zu dem Verlangen nach einer volksthümlichen Organiſation der Gerichte, nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des gerichtlichen Verfahrens u. ſ. w.? ſie, denen die Geſchichte nichts davon ſagt, daß die Inſtitute ſo alt ſind,

wie unſere Nationalität ſelbſt, und die in dem immer offener ſich aus-ſprechenden Wunſche darnach nur einen Hang zum Fremden und ein Nach-ſprechen der Anſichten des Tages finden wollen, oder wenn ſie das Ver-langen darnach auch als begründet anerkennen, darin wiederum nur eine zum Schutze der perſönlichen Freiheit gebotene, das geſetzmäßige Verfahren und die Unparteilichkeit der Richter überwachende Kontrol-Maßregel im Auge haben, nicht aber eine Inſtitution, die in dem Weſen des Staates ſelbſt, dem Begriffe und der tieferen Grundlage der bürgerlichen Gerechtigkeit begründet iſt, mithin auf ſittlicher Nothwendigkeit beruht?

Das Straf-Recht hat in den letzten paar Jahrzehnten, hauptſächlich durch das Verdienſt Feuerbach's und Anderer, mit ihm in gleichem Geiſte wirkender tüchtiger Männer, einen Grad von Ausbildung erhalten, wie kein anderer Zweig der Rechtswiſſenſchaft, und die bisherigen Leiſtungen in die-ſem Fache geben die gegründete Hoffnung zur wahren inneren Durchbildung deſſelben, wenn mit gleicher Tüchtigkeit und einem von dem Geiſte der neue-ren Wiſſenſchaft erfüllten Streben auf der betretenen Bahn fortgefahren wird. Auch von Seiten der Geſetzgebungen iſt bis jetzt im Strafrecht am Meiſten geſchehen; mehre deutſche Länder haben bereits eigene Strafgeſetz-bücher erhalten, und in den meiſten andern iſt man mit Vorbereitungen auf dieſelben beſchäftigt. Zu beklagen iſt hiebei nur der Mangel an feſten, zum klaren Bewußtſein gebrachten und konſequent durchgeführten Prinzipien ſowie der Mangel an Einheit und Uebereinſtimmung, womit dabei verfah-ren wird. Doch iſt wenigſtens der Anfang gemacht, und mißlungene Verſuche werden von ſelbſt darauf führen, die gewonnenen Erfahrungen an der Hand der Wiſſenſchaft zum Beſſern anzuwenden, und das begonnene Werk in Ueber-einſtimmung mit der Bildung und den Bedürfniſſen der Zeit zu vollenden.

Weniger befriedigend iſt das, was bis jetzt in dem Gebiete des Privat-Rechts geleiſtet worden iſt. Es iſt uns nicht unbekannt, und wir verkennen den Werth von dem nicht, was im Einzelnen geſchehen iſt: aber den Erfolg im Ganzen, das, was für das lebendige, das bei uns geltende Recht, deſſen Erforſchung und Durchbildung und für die Vermittelung deſſelben mit dem Leben geſchehen iſt, vermögen wir nur gering anzuſchlagen. Woher käme ſonſt der entſchiedene Gegenſatz, welcher noch immer zwiſchen Doctrin und Praxis, der Wiſſenſchaft des Rechts und dem wirklichen Leben deſſelben be-ſteht, und welcher durch die Leiſtungen der neueren Jurisprudenz nicht ver-mindert, ſondern im Gegentheil noch vermehrt worden iſt. Weiß ja doch Jeder, der einmal in der Stellung geweſen iſt, das Recht anwenden zu müſſen, und der ſich nur einigermaßen mit dem praktiſchen Recht vertraut zu machen Gelegenheit hatte, daß das Recht, welches vom Katheder herab gelehrt und in den Lehrbüchern als geltendes Recht vorgetragen wird, ein

ganz anderes iſt, als das, welches in Wirklichkeit gilt, und nach welchem die beſtehenden Verhältniſſe in der Praxis beurtheilt werden. Fällt dieſer Widerſpruch den Praktikern oder fällt er den Theoretikern zur Laſt? Iſt unſer Richter-, unſer Advokatenſtand ſo unwiſſend und ungebildet, daß er das bei uns geltende Recht nicht kennt? Sicherlich nicht. Es gibt unter beiden tüchtige Männer genug, die an theoretiſchen Kenntniſſen und wiſſenſchaftlicher Bildung denen nicht nachſtehen, welche ſich als die alleinigen Hüter der Wiſſenſchaft ausgeben möchten und alle Weisheit in ſich zu haben vermeinen. Oder ſoll die Praxis ohne Weiteres die Lehren der Doctrin annehmen und befolgen? ſoll ſie den beſtehenden Rechtszuſtand ohne Weiteres umſtoßen, das, was bisher Recht war und bisher in Anwendung kam, aufgeben und zu den alten Rechtsſätzen, die längſt aufgegeben und durch andere erſetzt worden ſind, zurückkehren? Unſere Rechtslehrer werden dies nicht in Uebereinſtimmung zu bringen vermögen mit den Lehren, welche ſie ſelbſt über die Fortbildung des Rechts durch die Praxis und die Gültigkeit des Gewohnheitsrechts vortragen. Wer iſt alſo im Unrecht, die Doctrin oder die Praxis? Offenbar die erſtere.

Beſonders die hiſtoriſche Schule hat im Fache des römiſchen Rechts für die Kenntniß des älteren Rechts Vieles geleiſtet; wir ſtellen das nicht in Abrede: aber ſind wir denen zum Danke verpflichtet, die Nichts thaten für das, was uns zunächſt Noth thut, die ſich, indem ſie uns dienen wollten, von uns abwandten und die reichſten Kräfte, von denen wir Hülfe hätten fordern können, in maßloſer Verſchwendung vergeudeten? Die Quellen des fremden Rechts mit allen zu ihrer Erklärung dienenden Hülfsmitteln wurden genau ſtudirt; Sprachkunde und Geſchichte wurden aufgewendet, ſie zu erläutern; die Texte wurden verbeſſert und vervollſtändigt; mit unglaublichem Fleiße eine Menge verloren gegangener Zeugniſſe, Urkunden, Denkmäler und Schriften des Alterthums wieder an's Tageslicht gebracht, aus allen Enden und Ecken verſtaubte und halbvermoderte Codices hervorgezogen, entziffert und verglichen; man begnügte ſich nicht, alle Geſetze und Verordnungen von der Zeit der römiſchen Könige an bis herunter auf die chriſtlichen Kaiſer und Juſtinian zu erforſchen, Entſtehung und Inhalt durch die kühnſten Hypotheſen und die ſcharfſinnigſten Konjekturen zu errathen, ſondern ſtieg noch herunter auf die Rechtsſammlungen der griechiſchen Kaiſer in's Mittelalter, durchforſchte und benutzte die Kirchenväter; man ſcheute keine Mühe, die Spuren des römiſch Juſtinianeiſchen Rechts durch das ganze Mittelalter hindurch zu verfolgen mit um ſo größerer Gründlichkeit, je weiter ſie in die Vergangenheit zurückreichten, und verarbeitete ſich in der Lebensgeſchichte, den Anſichten, den Leiſtungen und den troſtloſen Streitereien der Gloſſatoren bis auf die vereitelten Verſuche des

Magister Vacarius in England; man brachte alte Drucke zusammen, verglich sorgfältig ihre Lesarten, ihre Druckfehler, und achtete es nicht gering, zu wissen, in welchem Jahre, vielleicht gar in welchem Monat oder an welchem Tage sie aus der Offizin hervorgingen; man studirte, edirte und kommentirte die Schriften der Theoretiker, der ältern und der neuern, und frischte ihre kleinlichen und großen Streitigkeiten immer wieder auf; man bekümmerte sich um Alles, nur nicht um das praktisch geltende Recht: unter welchen Modifikationen das Justinianeische Recht von Anfang an bei uns aufgenommen wurde, wie es sich gleich ursprünglich mit germanischen Elementen vermischte, wie es sich unter dem Einfluß deutscher Gewohnheiten und Gebräuche weiter bildete, welche Auslegung es erhielt durch die Praxis der deutschen Gerichte, wie die Streitigkeiten der Theoretiker in der Anwendung entschieden wurden und diese oder jene Ansichten konstante Geltung gewannen, darum bekümmerte man sich nicht, das hielt man nicht für der Mühe werth, sich damit zu befassen; die Urtheilssammlungen der Gerichte und Spruchkollegien in den verschiedenen Ländern, die eigentlichen Weisthümer für unser neueres Recht, und die Schriften der Praktiker, die von so großem Werthe sind für die Kenntniß des heutigen Rechts, wie es sich allmählig gebildet, — von dem wissen oder wollen diese Herren nichts; in diesem Allem findet sich ja das lautere, reine römische Recht nicht; was kann es den Romanisten fruchten, mit solchem barbarischen Zeug sich abzugeben? oder wer wollte gar von ihnen fordern, darüber nachzudenken oder darauf zu antworten, was unseren Verhältnissen angemessen ist und auf unsere Zustände paßt? Das ist nicht ihre Sache und dazu fühlen sie keinen Beruf in sich. — Wir fragen in der That jeden Unparteiischen, welcher mit der römisch-rechtlichen Literatur und der Doctrin, wie sie auf den Universitäten gelehrt wird, vertraut ist, ob nicht mit wenigen rühmenswerthen Ausnahmen dieses der Standpunkt sei, auf welchem unsere Romanisten, wenigstens die der historischen Schule, stehen? Auf diese Weise glaubt man für eine bessere Rechtspflege zu sorgen; durch solche historisch-antiquarische Leistungen will man die Unsicherheit und Ungewißheit des Rechts, welche sich aus der Geltung eines unter einem fremden, längst untergegangenen Volke entstandenen Rechtsbuches für uns ergibt, beseitigen; mit solchem Verdienste weist man unser Verlangen nach einem nationalen Gesetzbuche, das die Zweifel beseitigt und in unserer Sprache und in unsern Begriffen zu uns spricht, zurück! Diese Leute wollen sich mit den römischen Juristen vergleichen, verlangen von uns, daß wir nur ruhig zuwarten, die Hände in den Schooß legen und das Vertrauen zu ihnen haben sollen, daß das römische Volk nicht umsonst zu seinen Juristen gehabt habe. Wir können, um das Unpassende einer Vergleichung zwischen dem alten römischen

Recht und unſerm heutigen römiſch-kanoniſch-deutſchen Recht, beſonders die Fehlerhaftigkeit des Schluſſes von dem, was der römiſche Rechtsgelehrte der Fortbildung des römiſchen Rechtszuſtandes geweſen, auf das, was unſere deutſchen Rechtsgelehrten, wenn man dieſe nur nicht durch Geſetze in ihren Forſchungen hemme, dereinſt dem deutſchen Rechtszuſtande werden könne, nachzuweiſen, am beſten mit dem antworten, was Feuerbach in der Vorrede zu der Schrift eines Schülers von ihm ſchon im Jahr 1816 hierüber geſagt hat: „Schon die große Verſchiedenheit zwiſchen der römiſchen ariſtokratiſch-demokratiſchen Verfaſſung und unſern heutigen Monarchien, die eigenthümliche Vollmacht der Magiſtrate und die ausgedehnte Gewalt des Gerichtsbrauchs, der Einfluß auf das Edict jener Magiſtrate und auf dieſen Gerichtsbrauch, wodurch der römiſche Rechtsgelehrte mittelbar, und zwar unter der Form einer höhern Auctorität, mithin wirklich geſetzgebend (wiewohl nicht in den Comitien, noch in unſerer Art, Geſetze zu geben) auf den Rechtszuſtand einwirkte: dieſes und anderes ſtumpft ſchon ſehr die Schärfe jener Vergleichung ab. Jedoch hiervon abgeſehen, iſt einleuchtend, daß der römiſche Rechtsgelehrte und ſeine Rechtswiſſenſchaft äußerlich und innerlich etwas ganz anderes war, als was unſere Rechtsgelehrten und Rechtswiſſenſchaft, ſo lange ihre jetzigen Quellen fortdauern, jemals werden können. Der römiſche Rechtsgelehrte ſaß bekanntlich nicht als Geſchichts- und Alterthumsforſcher hinter alten Denkmälern und Manuſcripten, ſondern auf dem Marktplatze oder zu Haus unter den Klienten, oder auf dem Gerichtsſtuhl oder in deſſen Nähe; ſein Wiſſen war Erkenntniß aus dem Buche des bürgerlichen Lebens, und er hatte weit weniger zu leſen und zu lernen, als zu beobachten, zu denken, zu urtheilen und zu ſchließen. Aus der Erforſchung hetruriſcher, altitaliſcher, griechiſcher Alterthümer zog das römiſche Recht ſeine Lebensſäfte nicht, obgleich dem Römer dieſe Alterthümer weit näher lagen, als uns die ſeinigen; Alterthumskunde war der Grammatik zugewieſen. Das konnte auch recht wohl geſchehen; denn der Römer hatte nicht erſt den Rechtsleichnam eines vor einem Jahrtauſend untergegangenen Volkes zu zergliedern, um denſelben bei ſich von Neuem künſtlich zuſammenzuſetzen und wieder zum Scheinleben aufzuwecken. Wo er ſtand und ging, war er bei ſich zu Hauſe; was er umfaßte, was ihn durchdrang, war ſeine Zeit und die Gegenwart mit ihrem Haben und Bedürfen; was er erkannte, bearbeitete, geſtaltete, war ſein und ſeines Volkes Recht. Und ſo ward das römiſche Recht nicht durch Geſchichte, Alterthumskunde, Kritik und Grammatik, als geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft, ſondern durch Erfahrung, Philoſophie und Logik zur Reife gebracht. Können die Pfleger der deutſchen Rechtsgelehrſamkeit uns die gründliche Verheißung geben, eben das und eben ſo uns zu werden, was und wie es

der Römer ſeinem Volke war? Wohlan! dann wollen wir uns des Wunſches nach einem einheimiſchen Geſetzbuche, oder (weil man bei deutſchen Angelegenheiten in der Mehrzahl ſprechen muß) nach einheimiſchen Geſetzbüchern gerne entſchlagen. Allein umſonſt! um jenes zu werden müßte erſt unſere Rechtswiſſenſchaft aufgehört haben zu ſein, was ſie iſt — eine hiſtoriſch-antiquariſche Wiſſenſchaft; und damit dieſe etwas Anderes ſein könnte, als ſie iſt, müßten wir erſt gerade eben dasjenige beſitzen, deſſen Beſitz uns, wie geſagt wird, durch fortgeſetztes hiſtoriſch-antiquariſches Forſchen entbehrlich gemacht werden ſoll: — ein einheimiſches, den Bedürfniſſen der Zeit anpaſſendes, in ſich ſelbſt übereinſtimmendes, mit geſetzlicher Kraft ausgeſtattetes Rechtsbuch. Ein ſolches hatte der Römer in ſeinen XII Tafeln, ſpäterhin in ſeinem Edict. Und eben weil er es hatte, weil ſein Recht auf einheimiſchen Boden aus Einer Herzwurzel hervorwuchs, darum konnte dieſes unter der Jahrhunderte lang fortgeſetzten Pflege des ſtets auf die Wirklichkeit hingewendeten philoſophiſchen Geiſtes und logiſchen Verſtandes zu jenem kräftigen Stamme mit reichen Aeſten in die Breite und Höhe wachſen."

Darin, daß unſere hiſtoriſchen Romaniſten die gänzliche Verſchiedenheit der Stellung, die ſie gegenüber unſerm Volke und unſerer Zeit einnahmen, von derjenigen, welche die römiſchen Juriſten gegenüber dem römiſchen Volke eingenommen haben, nicht einſehen, daß ſie nicht begreifen können oder wollen, wie ihre Aufgabe, wenn auch im Weſen die gleiche, doch in der Erſcheinung eine andere ſei, als die, welche jene zu löſen hatten, darin beſteht in der That der Grundfehler ihres Treibens. Auf die Unrichtigkeit ihres Standpunktes in philoſophiſcher Beziehung werden wir weiter unten bei Beſprechung ihrer Anſichten über Geſetzgebung zurückkommen; hier mag es genügen, gezeigt zu haben, daß auf dieſem Wege, wo man ſtatt von vorne, von hinten anfängt, wo man die Gegenwart von dem Kreiſe ſeiner Forſchung ausſchließt und nur in der Vergangenheit lebt, und auch in der Vergangenheit nicht das Weſen und den Geiſt erfaßt, ſondern in einer nichtigen Mikrologie ſich herumtreibt, kein Heil zu erwarten ſei und keine Hilfe.

Ohne Grund klagen die Hiſtoriker die Anhänger der entgegengeſetzten Schule an, daß ſie zu wenig geſchichtlich ſeien. In ihrem Prinzip liegt es wenigſtens nicht, die Geſchichte beim Studium des Rechts ausſchließen zu wollen. Thibaut hat allerdings gegen eine ſolche Rechtsgeſchichte, wie ſie gegenwärtig zum Theil auf der Univerſität getrieben wird, beſtimmt ſich ausgeſprochen, daneben aber die Nothwendigkeit einer wahrhaft geſchichtlichen Auffaſſung des Rechts wiederholt hervorgehoben; und noch mehr hat Gans durch ſein „Erbrecht in weltgeſchichtlicher Entwickelung" thatſächlich bewieſen, daß er die Rechtsgeſchichte, und zwar in einer univerſellern Auf-

faſſung als die Rechtshiſtoriker, für einen nicht minder wichtigen Theil der Rechtswiſſenſchaft anſehe, als die Kunde des gegenwärtigen Rechts und deſſen wiſſenſchaftliche Bearbeitung und Darſtellung; und wenn Einzelne den wichtigen Standpunkt verkannt und ungenügende Arbeiten geliefert haben, ſo iſt man deswegen noch nicht berechtigt, ſie gerade als Vertreter dieſer Schule auszugeben und dieſe darum anzuklagen, ſo wenig als die entgegengeſetzte Schule nöthig hätte, ſie als die Vertreter ihres Prinzips gelten zu laſſen. Ja, wenn auch gegen die Vertreter des Prinzips ſelbſt ein ſolcher Vorwurf begründet wäre, ſo würde daraus immer noch nicht die Unrichtigkeit des von ihnen aufgeſtellten Prinzips ſich ergeben, ſondern es würde dadurch nur das bewieſen ſein, daß ſie in der Ausführung ihrem eigenen Prinzip untreu geworden ſeien und daſſelbe falſch angewendet haben. Und in der That ſprechen wir die Anhänger der philoſophiſchen Schule von dieſem Vorwurfe nicht frei. Vergleicht man ihre Schriften, ſo findet ſich in ihnen zwar nicht jenes kleinliche ſich Vergraben in der Geſchichte, jenes Vergeuden der Kräfte in nutzloſen theoretiſchen Fragen; für das praktiſche Bedürfniß aber, für das in der Gegenwart geltende Recht, deſſen Bearbeitung ſie als die Aufgabe der Wiſſenſchaft erklärt haben, iſt durch ſie — und wir vermögen in dieſer Beziehung auch Thibaut nicht auszunehmen — kaum mehr geſchehen, als durch die hiſtoriſche Schule. Auch bei ihnen vermiſſen wir ein tieferes Eingreifen in das wirkliche Leben, ein friſches Erfaſſen und ſich Vergegenwärtigen der Lebensverhältniſſe und Zuſtände, und jenen lebendigen Rechtsſinn, welcher allein geeignet iſt, die abſtrakten Rechtsbegriffe in dem natürlichen Rechtsbewußtſein der Geſellſchaft wieder zu erkennen und den Zuſammenhang zwiſchen beiden innerlich und äußerlich zu vermitteln. Häufig ſind es hohle Reflexionen und oberflächliche Verſtandesraiſonnements, mit welchen ſie ſich befaſſen, mit welchen aber, wie die hiſtoriſche Schule mit Recht geltend macht, weder der Wiſſenſchaft noch dem Leben gedient iſt. Welches auch ihre Anſichten über den Werth des röm. Rechts, deſſen Beibehaltung oder Abſchaffung ſein mochten, immerhin war es ihre Pflicht, ſo lange die Geſetzgebung auf ihre Anträge nicht einging, in ihrem Kreiſe für die mögliche Verbeſſerung des Rechtszuſtandes zu wirken, und ſie hätten durch eine tüchtige Bearbeitung des praktiſch geltenden Rechts in dem vorhin angegebenen Sinne Vieles leiſten können. Sie würden ſich dadurch nicht nur um die Anwendung des gegenwärtigen, ſondern auch um Erlangung eines beſſern Rechts auf dem Wege der Geſetzgebung, die dadurch aufs Erfolgreichſte angebahnt worden wäre, ein weſentliches Verdienſt erworben haben. Aus dieſer Mangelhaftigkeit ihrer Leiſtungen folgt aber, wie geſagt, noch nichts gegen das Prinzip ſelbſt; es liegt nur die Aufforderung darin, die Aufgabe, die ſie nicht gelöst haben, mit erneuten Kräften

wieder aufzunehmen und ſich durch die mißlungenen Verſuche vom rechten Wege nicht abbringen zu laſſen.

Einen zweiten Theil unſeres heutigen Privatrechts bildet das ſogenannte **deutſche Privatrecht**, d. h. derjenige Zweig deſſelben, welcher theils aus den Trümmern des früheren einheimiſchen Rechts, ſo weit daſſelbe durch das römiſche Recht nicht verdrängt werden konnte, namentlich im Sachenrecht, im Perſonenrecht und im Familienrecht, theils aus denjenigen Rechtsbeſtimmungen und Inſtitutionen beſteht, welche ſich erſt in der neueren Zeit gebildet und entwickelt haben, wie das Handelsrecht, Aſſekuranzweſen und dgl. Allerdings wurde dieſer Theil unſeres Rechtsſyſtems von den früheren Juriſten noch mehr hintangeſetzt, als von den neuern, und es war gegenüber von jenen, welche denſelben nur oberflächlich und gelegenheitlich bei Darſtellung des römiſchen Rechts als ſogenannten **usus modernus** abhandelten, für einen Fortſchritt anzuſehen, daß das Studium des einheimiſchen deutſchen Rechts ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einem beſondern Fache erhoben und auf Univerſitäten getrennt vom römiſchen Recht vorgetragen und gelehrt wurde. Gleichwohl aber beweiſt nichts ſo ſehr den Mangel an lebendiger Auffaſſung des Rechts und wahrhaft wiſſenſchaftlicher, praktiſch tüchtiger Durchdringung deſſelben, als daß es unſerer Rechtswiſſenſchaft noch nicht einmal gelungen iſt, in der Bearbeitung des praktiſch gültigen Rechts die bisherige Trennung zu überwinden und unſern ganzen jetzt beſtehenden Rechtszuſtand in Einem die verſchiedenen Elemente zur innern Einheit vermittelnden Syſtem wiſſenſchaftlich darzuſtellen und nachzuweiſen. Man wende uns nicht ein, daß dieſes aus Rückſichten für den Unterricht nicht angehe. Wir geben zu, daß beim erſten Unterrichte eine Verbindung des römiſchen mit dem deutſchen Rechte nicht zweckmäßig ſei, daß dieſelbe immer eine Hintanſetzung des einen oder des andern zur Folge haben würde, und daß auf dieſem Wege eine wahre Einſicht in den eigentlichen Geiſt und Charakter des einen ſo wenig gewonnen werden könnte als in den des andern. Deswegen muß allerdings ein getrenntes Studium eines jeden einzelnen vorausgehen, aber es darf dabei nicht ſtehen geblieben werden; dieſes bildet nur die Grundlage und Vorbereitung zu dem, was das eigentlich Weſentliche iſt, nämlich dem Studium des heutigen praktiſch giltigen Civilrechts, wie es ſich unter dem Einfluß der neuern Verhältniſſe aus den frühern Elementen heraus zu ſeiner jetzigen Geſtalt entwickelt hat. Man lehrt und ſtudirt ja das Recht nicht blos um des wiſſenſchaftlichen oder geſchichtlichen Intereſſes, ſondern zugleich und weſentlich um des praktiſchen Bedürfniſſes willen, um es nachher im Leben, ſei es als Richter, als Advokat, oder in ſeinen eigenen Verhältniſſen anwenden und gebrauchen zu können. Und zudem, ſollte denn die Kenntniß des in unſerer Zeit, bei

unſerm Volke geltenden Rechts ein geringeres wiſſenſchaftliches Intereſſe darbieten, als das eines untergegangenen Volkes oder einer vergangenen Zeit? Gewinnt nicht vielmehr die Vergangenheit mit ihren Zuſtänden und Einrichtungen eben dadurch erſt Bedeutung für uns, daß ſie in einer Beziehung ſteht zur Gegenwart, zu unſerer ganzen gegenwärtigen Welt, in welcher zwar die geſammte Vergangenheit lebt, aber die eine andere gewordene, zu einem andern Momente umgewandelte Vergangenheit? Wohl iſt es der Eine Geiſt, der durch die ganze Geſchichte geht, und den wir verehren müſſen in allen ſeinen Manifeſtationen; aber wir dürfen das Haupt nicht von dem Leibe trennen, wir dürfen die Gegenwart, welche immer die Spitze in der Entwickelung und die höchſte Frucht ſeines fortſchreitenden Schaffens, nicht ausſchließen, ſonſt bleibt uns nur ein Leichnam, aus dem das Leben und die Kraft gewichen iſt.

Oder wollte man gar gegen uns geltend machen, eine ſolche Verbindung des ganzen heutigen Privatrechts in Einem Syſteme ſei überhaupt nicht möglich, weil es aus ſo verſchiedenartigen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt ſei, welche unter ſich gar keine Einheit bilden? Würden die Vertheidiger des hiſtoriſchen Rechts dadurch nicht ſelbſt zugeben, daß unſer Rechtszuſtand der allerbeklagenswertheſte ſei? Wäre das nicht der ſchwerſte Vorwurf, welchen man unſerm Recht machen könnte: es ſei ein in ſich widerſprechendes, nicht zu vereinbarendes; ſeine Beſtandtheile ſeien ſo ungleichartige, daß ſelbſt vier Jahrhunderte, während welcher Zeit ſie neben einander gelten und ſich fortentwickelt haben, den Gegenſatz nicht aufzulöſen im Stande geweſen ſeien, in welchem ſie zu einander ſtehen? Und wie todt müßte unſer Rechtsleben ſein, daß durch eine ſo lange Zeit hindurch ſelbſt ganz verſchiedene Elemente, die in daſſelbe hineingeworfen wurden, ſich zu aſſimiliren nicht die Kraft gehabt hätte? In der That ſteht es auch ſo ſchlimm nicht mit uns. Was die Theorie bis jetzt noch nicht zu vereinigen gewußt hat, das hat ſich doch im Leben wenigſtens allmälig ausgeglichen; es iſt nicht mehr das reine römiſch-juſtinianiſche Recht, das unter uns gilt und neben welchem urſprünglich deutſches Recht als ein getrenntes zweites fortbeſteht; beide haben ſich vielmehr, wenn auch unter Kampf und Widerſtreben, nach und nach zu einem Syſteme verſchmolzen, das zwar die Folgen einer ſolchen unnatürlichen Verbindung noch unverkennbar an ſich trägt, immerhin aber als ein Ganzes aufgefaßt werden kann und nothwendig aufgefaßt werden muß, wenn nicht die Wiſſenſchaft eben ſo darunter leiden ſoll, wie die Praxis. Denn es gibt in unſerm ganzen heutigen Recht nicht einen einzigen Theil, in welchem ſich nicht römiſche und deutſche Elemente zugleich finden, und diejenigen Inſtitute und Rechtsverhältniſſe, welche an und für ſich und im Ganzen durchaus unter der Herrſchaft des römi-

ſchen Rechts ſtehen, ſind im Einzelnen eben ſo ſehr durch deutſche Anſichten und Grundſätze modifizirt, als umgekehrt das römiſche Recht auf anerkannt deutſchrechtliche Inſtitute mittelbar oder unmittelbar einen nicht zu verkennenden Einfluß ausgeübt hat. Es wäre leicht, würde aber hier zu weit führen, dieſes im Einzelnen nachzuweiſen; das bisher Geſagte mag genügen, um ſich davon zu überzeugen, wie unzweckmäßig und fehlerhaft es ſei, bei der Behandlung des praktiſch geltenden Rechts das römiſche von dem deutſchen Recht zu trennen, und auf dieſe Weiſe Etwas, was rein hiſtoriſch iſt, auf die Gegenwart anzuwenden. Es iſt dies ungefähr das Gleiche, wie wenn es einem Romaniſten einfallen würde, ein beſonderes römiſches Zivil- und ein beſonderes römiſches prätoriſches Recht zu ſchreiben, wobei er dann freilich in Verlegenheit kommen würde, was er mit dem lediglich durch Volksſitte und den Einfluß der Juriſten gebildeten Rechte anzufangen habe, und wahrſcheinlich nicht begreifen könnte, wie Juſtinian dazu gekommen ſei, das Alles in Eine Sammlung und in Ein Syſtem zuſammenzubringen. Aus dieſem Standpunkte erklärt ſich auch vollſtändig die Indolenz, womit die Lehrer des römiſchen und deutſchen Rechts ihrer Wiſſenſchaft und ihrem Berufe Genüge geleiſtet zu haben meinen, wenn ſie nur in ihrem Fache hinter den Anſprüchen nicht zurückgeblieben ſind, welche man an ſie zu ſtellen berechtigt iſt, und ſich nicht weiter um das bekümmern, was über jenen beſondern Kreis hinaus liegt, als ob das Etwas wäre, das ſie gar nicht berühre, und womit ſie ſich nicht zu befaſſen haben, wenn ſie ſich nicht etwa durch eigene Vorliebe dazu angezogen fühlen.

Uebrigens iſt es ein bezeichnender Zug von dem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, das unſere Jurisprudenz an unſern eigenen Verhältniſſen nimmt, daß das deutſche Recht bis jetzt bei Weitem weniger Bearbeiter gefunden hat, als das römiſche. Während es in dieſem kaum eine Lehre gibt, welche nicht bereits bis auf das Einzelnſte nach allen Seiten hin hiſtoriſch, dogmatiſch und exegetiſch erörtert und zum Gegenſtande von zahlreichen Abhandlungen gemacht worden iſt, iſt für die Bearbeitung des deutſchen Rechts verhältnißmäßig noch äußerſt wenig geſchehen. Einzelne, unter denen beſonders Jakob Grimm und Eichhorn zu nennen ſind, haben zwar für das Geſchichtliche ſehr Vieles geleiſtet, und die von Reyſcher und Wilda ſeit einigen Jahren gegründete beſondere Zeitſchrift für deutſches Recht beurkundet den erhöhten rühmenswerthen Eifer, welcher in der neuern Zeit für das Studium deſſelben erwacht iſt, allein die Leiſtungen im Ganzen ſind, wie geſagt, noch immer nicht ſehr bedeutend: die Quellen ſind bei Weitem noch nicht vollſtändig geſammelt, die einzelnen Rechtsinſtitute und ihr Zuſammenhang unter ſich noch keineswegs erſchöpfend aufgeklärt, und von

Allem fehlt es noch an gründlichen Bearbeitungen der einzelnen Partikularrechte, ohne welche eine feste Grundlage für das Ganze und eine klare Einsicht in das Weſen und die Natur der einzelnen Inſtitute nicht gewonnen werden kann. Außerdem vermiſſen wir auch bei den Germaniſten ein tieferes Eingehen auf die wirklichen Lebensverhältniſſe und jene lebendige Behandlung des Rechts, durch welche die Wiſſenſchaft allein befruchtend und fördernd auf das Leben einzuwirken im Stande iſt.

Was endlich noch den Standpunkt betrifft, welchen die deutſche Rechtswiſſenſchaft in Hinſicht auf Geſetzgebung und Weiterbildung des Rechts einnimmt, ſo war es hauptſächlich dieſe Frage, in welcher ſich der Gegenſatz zwiſchen der hiſtoriſchen und der philoſophiſchen Schule ausgeſprochen hat und in welcher er ſich noch jetzt fortwährend geltend macht.

Deutſchlands Nationalgefühl hatte ſich nach langer, drückender, fremder Herrſchaft mächtig erhoben; in edelm Kampfe hatte es die franzöſiſche Knechtſchaft gebrochen, die tiefe Erniedrigung, die ihm zugefügt worden, gerächt und ſich ſeine politiſche Selbſtſtändigkeit wieder errungen. Es war eine große geiſtige Erhebung, die ſich Aller bemächtigte; man war aus dem langen Schlummer erwacht; man gab ſich dem Glauben an eine große Wiedergeburt des gemeinſamen deutſchen Vaterlandes hin, und erkannte, daß der Augenblick gekommen ſei, um endlich alte Mißbräuche zu zerſtören und die zahlreichen Gebrechen unſerer frühern bürgerlichen Verfaſſung auf eine den Forderungen der Zeit entſprechende Weiſe zu heilen. In dieſer Zeit, während man ſich allenthalben mit der künftigen politiſchen Geſtaltung Deutſchlands beſchäftigte, hielt ſich auch Thibaut für berufen, den troſtloſen Zuſtand, in welchem ſich unſer bürgerliches Recht befindet, hervorzuheben und die Forderung einer zeitgemäßen Verbeſſerung deſſelben auszuſprechen. Er ging hiebei von der Anſicht aus, die er in einer beſondern Abhandlung auszuführen ſuchte, daß das beſtehende Recht theils auf unſere Verhältniſſe überhaupt nicht paſſe, theils lückenhaft und ſo voll von Widerſprüchen und Schwierigkeiten ſei, daß die Gewißheit und Feſtigkeit des Rechtszuſtandes im höchſten Grade darunter leide, und ſich weder für die Rechtsanwendung noch für die Wiſſenſchaft eine gründliche Heilung erwarten laſſe, ſo lange nicht an die Stelle des todten, fremden Rechts ein lebendiges, volksthümliches geſetzt und durch ein neues allgemeines bürgerliches Geſetzbuch ein beſſerer Stoff zur Verarbeitung geboten werde. Thibaut hatte hiermit einen wunden Fleck in unſern öffentlichen Zuſtänden berührt, der ſchon lange und allgemein tief gefühlt worden war; es konnte daher nicht fehlen, daß ſein Vorſchlag von vielen Seiten her freudig begrüßt und laut gebilligt wurde. Viele der ausgezeichnetſten Männer, welche die Mangelhaftigkeit des ſeitherigen Zuſtandes durchſchaut und mit warmem Herzen

an der Bewegung der Völker und ihrer Fürſten Theil genommen hatten, erklärten ihm volle Zuſtimmung zu demſelben. Aber eben ſo bald machte ſich auch ein ſehr heftiger Widerſpruch dagegen geltend, deſſen Zuſammenhang mit einer allgemeinern Richtung, welche in jener Zeit hervor trat, nicht zu verkennen iſt. Thibaut ſagt hierüber in einem im Jahr 1838 erſchienenen Aufſatz über die ſogenannte hiſtoriſche und nichthiſtoriſche Rechtsſchule ſelbſt: „Im Jahr 1814, als ich viele deutſche Soldaten, welche auf Paris marſchiren wollten, mit froher Hoffnung im Quartier hatte, war mein Geiſt ſehr bewegt. Viele Freunde meines Vaterlandes lebten und webten damals mit mir in dem Gedanken an die Möglichkeit einer gründlichen Verbeſſerung unſers rechtlichen Zuſtandes, und ſo ſchrieb ich, recht aus der vollen Wärme meines Herzens, eine kleine Schrift über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutſchland, worin ich zu zeigen ſuchte: unſer poſitives Recht, namentlich das Juſtinianeiſche, ſei weder materiell noch formell unſern jetzigen Völkern anpaſſend, und den Deutſchen könne Nichts heilſamer ſein, als ein durch Benutzung der Kräfte der gebildetſten Rechtsgelehrten verfaßtes bürgerliches Recht für ganz Deutſchland, wobei aber doch jedes Land für das Wenige, was ſeine Lokalität erfordere, ſein Eigenthum behalten möge. Viele billigten meine Anſicht; aber es ward derſelben auch durch bedeutende Männer widerſprochen, welche von dem Hauptgedanken ausgingen, daß Alles, was ſich hiſtoriſch allmälig ausgebildet habe, auch nur allmälig ſtückweiſe gebeſſert werden könne. Dieſe Langſamen gaben ſich dann, gleichſam aus eigener Gnade, den Namen der hiſtoriſchen Schule, und wußten daher ihren Gegnern den verfänglichen Namen der nicht hiſtoriſchen Juriſten aufzubürden. Das Streiten über jenen Punkt verbreitete ſich nachher über ganz Europa und Nordamerika, während der Andrang der Völker, welche den Druck des Alten durch deſſen Einwirkung auf ſich ſelbſt täglich fühlen, und nicht, wie die bloßen Gelehrten, einem Trauerſpiel bloß zuſehen, überall das Streben nach einheimiſchen Geſetzbüchern zur vollſten Lebendigkeit brachte."

In der That war es der Ausdruck einer weit verbreiteten reaktionären Bewegung, welcher ſich damals bei dieſem Streite kund gab; ein Geſichtspunkt, welcher bis jetzt noch nicht gehörig hervorgehoben worden iſt, und welcher mehr als Alles Andere den innigen Zuſammenhang, in welchem das Recht mit dem ganzen Organismus des Staatslebens ſteht, anſchaulich macht.

Die Oppoſition gegen die neue Zeitrichtung ging hauptſächlich von Preußen aus, nicht ſowohl von der Regierung, als vielmehr von einer gewiſſen Partei, die aber geſchäftig genug war, die erſtere allmälig auf ihre

Seite herüber zu ziehen. Im Drange der Umstände und im Taumel der Begeisterung hatte man sich von der ersten Bewegung fortreißen lassen und in den Enthusiasmus mitgestimmt, mit welchem die neue Welt, die sich zu bilden begann, begrüßt wurde. Aber bald erschrack man vor der Verwirklichung des eigenen Ideals, und der Umschwung, den die Verhältnisse jetzt nahmen, gab das Signal zu der Anfangs noch heimlich, allmälig aber immer offener hervortretenden Reaktion. Man warnte vor der Bahn, die man eingeschlagen hatte, und erklärte das für Sünden der Revolution, was man vorher selbst als nothwendigen und vernünftigen Fortschritt gefordert hatte. — Savigny war es, der gegen das von Thibaut ausgesprochene Verlangen nach einer durchgreifenden Reform des bürgerlichen Rechts auf dem Wege der Gesetzgebung in die Schranken trat. Seine Schrift: „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft", erschien bald nach der von Thibaut. Wir wollen dieselbe nicht gerade auf die gleiche Linie stellen mit den gleichzeitigen Bestrebungen von Gentz und Görres und der später erschienenen „Restauration der Staatswissenschaften" von Haller, als deren Hauptverkündiger sich nachher Jarke, Philipps und Leo Lorbeern erworben haben; im Wesentlichen gehört sie aber gleichfalls der retrograden Bewegung an. Buhl in seiner kürzlich erschienenen Schrift: „Die Verfassungsfrage in Preußen", nennt die historische Schule mit Grund die Romantik auf dem Gebiete des Rechts. Ihre wissenschaftliche Richtung ging aus demselben Grundprinzip hervor, wie die Romantik, aus dem Abfall von dem freien Prinzip des Geistes und der Widersetzung gegen die natur- und begriffsgemäße Ausbildung des reformatorischen Prinzips. „Auch sie wollte", bemerkt Buhl richtig, „die Herrlichkeit des Gewesenen ergründen, und wie die Romantik das Gefühl zum Organe der Poesie erhob, so wollte sie den historischen Sinn als Organ der Wissenschaft hin. Vernunft und Philosophie werden dadurch natürlich überflüssig und können höchstens noch in der Reihe der historischen Disziplinen ein bescheidenes Plätzchen finden; — auch sie klammert sich an die Vergangenheit an, und ignorirt die Gegenwart, der sie sogar den Beruf zur Gesetzgebung abspricht; diese muß sich mit todten, geistverlassenen Formen begnügen."

Savigny hat das Verdienst, das Wesen des Rechts, als eines Theiles des Volkslebens, mit Schärfe und Klarheit hervorgehoben und auf die Gefahr willkürlicher Uebertragung todter Theorien in die Gesetzgebung gebührend aufmerksam gemacht zu haben; seine diesfallsigen Bemerkungen kann man nur billigen und jeder künftigen Gesetzgebung zu gewissenhafter Berücksichtigung empfehlen; was folgt aber aus seinen Argumentationen für den vorliegenden Streit? Als man von einem deutschen Gesetzbuch für

deutsche Völker sprach, bemerkt schon Feuerbach, dachte man nicht an ein Werk der Willkür, welche aus sich selbst erst das Recht mache, und dasselbe, wenn es nach Laune fertig geworden, dem Volke als Joch über den Hals lege; auch dachte man nicht an ein von der Vernunft mit Idealen erzeugtes, auf Wolken geborenes Götterkind, welches, nachdem es die vergangenen Jahrhunderte aus dem Buche der Zeit weggestrichen, keken Geistes über die Gegenwart hinweg in neue noch unerschaffene Jahrhunderte hinüber springe. Niemand wollte das vorhandene Recht jählings über den Haufen werfen; man wollte nur, daß das Fremdartige, das sich in dasselbe eingeschlichen hatte, ausgeschieden, das Hergebrachte dem Zustande unserer geselligen und geistigen Bildung angepaßt und das Veraltete im Sinne eines naturgemäßen Fortschrittes aus demselben entfernt werde. . . . Lag hierin etwas Revolutionäres, etwas Unvernünftiges? Mit welchem Recht trat Savigny und tritt noch immer mit ihm die ganze historische Schule diesem Verlangen entgegen? Heißt es nicht den Geist der Geschichte und der Gegenwart verläugnen, wenn man dieser zumuthet, in starrem Festhalten an dem Alten und Hergebrachten ihrem eigenen Rechte zu entsagen; wenn man sie immer wieder an die Vergangenheit verweist und ihr den Beruf und die Fähigkeit abspricht, den Inhalt ihres Rechts, der ja nur der Ausdruck sein soll ihres allgemeinen Bewußtseins, mit diesem ihrem eigensten und innersten Bewußtsein in Uebereinstimmung zu bringen?

Es ist die Aufgabe der Wissenschaft, die freie Bildung unserer geistigen Wirklichkeit darzustellen, und unfreie Richtungen, auf welchem Gebiete sie sich äußern, zu bekämpfen. Hoffen wir von der Kraft der neuen Zeit, daß sie auch diesen Feind der freien Entwickelung des Geistes siegreich überwinden werde. Wir für unsern Theil sind fest überzeugt, daß eine gründliche Heilung des krankhaften Zustandes, in welchem sich unser Privatrecht befindet und unter welchem unser ganzes Rechtsleben leidet, nur auf dem Wege der Gesetzgebung zu erzielen ist, und daß wir von unserer Rechtswissenschaft vergeblich ein ersprießliches Resultat erwarten dürfen, so lange der chaotische Wirrwarr einander widerstreitender, fremder und einheimischer, veralteter, ganz oder theilweise aufgehobener, und neuer Bestimmungen fortdauert, und nicht durch ein neues, allein giltiges Rechtsbuch beseitigt wird, in welchem die zerstreuten Bestrebungen der Einzelnen einen festen Mittelpunkt erhalten und Doctrin und Praxis wieder auf eine gemeinsame Grundlage zurückgeführt werden. „Die Gesetze so hoch aufhängen", sagt Hegel, „wie Dionysius der Tyrann that, daß sie kein Bürger lesen konnte — oder aber sie in den weitläuftigen Apparat von gelehrten Büchern, Sammlungen, von Decisionen abweichender Urtheile und Mei-

nungen, Gewohnheiten u. ſ. f., und noch dazu in einer fremden Sprache vergraben, ſo daß die Kenntniß des geltenden Rechts nur denen zugänglich iſt, die ſich gelehrt darauf legen, iſt ein und dasſelbe Unrecht!" — „Einer gebildeten Nation aber oder dem juriſtiſchen Stande in derſelben die Fähigkeit abzuſprechen, ein Geſetzbuch zu machen — da es nicht darum zu thun ſein kann, ein Syſtem ihrem Inhalte nach neuer Geſetze zu machen, ſondern den vorhandenen geſetzlichen Inhalt in ſeiner beſtimmten Allgemeinheit zu erkennen, d. h. ihn denkend zu faſſen — mit Hinzufügung der Anwendung auf das Beſondere — wäre einer der größten Schimpfe, der einer Nation oder jenem Stande angethan werden könnte."

Adolf Seeger.

Fragen der Gegenwart.

Mit Rückſicht auf P. A. Pfizer, Gedanken über Recht, Staat und Kirche. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger 1842.

Erſter Artikel.

„Es iſt nicht ſchwer, zu ſehen, daß unſere Zeit eine Zeit der Geburt und des Uebergangs zu einer neuen Periode iſt. Der Geiſt hat mit der bisherigen Welt ſeines Daſeins und Vorſtellens gebrochen, und ſteht im Begriffe, es in die Vergangenheit hinab zu verſenken, und in der Arbeit ſeiner Umgeſtaltung. Zwar iſt er nie in Ruhe, ſondern in immer fortſchreitender Bewegung begriffen. Aber wie beim Kinde nach langer, ſtiller Ernährung der erſte Athemzug jene Allmäligkeit des nur vermehrenden Fortgangs abbricht, ein qualitativer Sprung, und jetzt das Kind geboren iſt; ſo reift der ſich bildende Geiſt langſam und ſtille der neuen Geſtalt entgegen, löst ein Theilchen des Baues ſeiner vorhergehenden Welt nach dem andern auf; ihr Wanken wird nur durch einige Symptome angedeutet; der Leichtſinn wie die Langweile, die im Beſtehenden einreißen, die unbeſtimmte Ahnung eines Unbekannten ſind Vorboten, daß etwas Anderes im Anzuge iſt. Dies allmälige Zerſtückeln, das die Phyſiognomie des Ganzen nicht veränderte, wird durch den Aufgang unterbrochen, der, ein Blitz, in einem Male das Gebilde der neuen Welt hinſtellt.“ — An dieſe Worte Hegels in der Vorrede zur Phänomenologie des Geiſtes wurde ich unwillkürlich erinnert, als ich das Werk, deſſen Inhalt ich in dieſen Blättern näher zu beſprechen mir vorgenommen habe, zu Ende geleſen hatte und über den Eindruck nachdachte, welchen daſſelbe in mir zurückgelaſſen hat. Jeder fühlt wohl in ſich die Gährung, in welcher ſich unſere Zeit befindet; wohin er blickt, ſieht er nur den Kampf wechſelnder und ſtreitender Elemente; und wie das niedere Geſchöpf die drohenden Erſchütterungen in der atmoſphäriſchen Welt empfindet und in bangem Erwarten vor der herannahenden

Kriſis lebt, ſo ahnen auch wir, die Weſen κατ' ἐξοχην, die ſchwere Arbeit, in welcher der Geiſt begriffen iſt; wir fühlen ſeine Nähe, und erwarten, fürchtend oder hoffend, ſeinen Aufgang.

Oder ſollten die Recht haben, welche in dieſem Gefühle nur eine eitle Selbſttäuſchung erkennen wollen? Man darf ja nur auf die letzten zehn Jahre zurückblicken, um dieſe Ungläubigen Lügen zu ſtrafen. Wie iſt ſeither Alles ſo ganz anders geworden! Welch' verhängnißvolle Ereigniſſe drängen ſich in dieſen kurzen Zeitraum zuſammen! Was ſind alle Napoleoniſche Schlachten, alle öſterreichiſchen und preußiſchen Niederlagen, von denen uns Knaben unſere Väter erzählten, gegen die Schlachten des Geiſtes, gegen die Verluſte und Eroberungen, die auf ſeinem Gebiete erlitten und erkämpft wurden! Wer kein Auge hat für die Thaten des Geiſtes, der wird freilich in dieſem Allen nichts ſehen. Es klingt da wohl, aber man ſieht keine Klingen; es blitzt wohl, aber Niemand ſieht es, weil der Getroffene den Blitz überhaupt nicht ſieht, und wenn man den Donner hört, ſo hat es bereits eingeſchlagen.

Ich erinnere mich noch lebhaft der Zeit, als ich Paul Pfizer zum erſten Mal öffentlich nennen hörte. Es war, wenn ich mich recht erinnere, im Herbſt 1830, als er wegen ſeines „Briefwechſels zweier Deutſchen" von der württembergiſchen Regierung zur Rechenſchaft gezogen, in Folge deſſen von ſeiner Oberjuſtizaſſeſſorſtelle zu Tübingen freiwillig abtrat und bald darauf von dieſer Stadt faſt einſtimmig als Abgeordneter in die zweite Kammer erwählt wurde. Ich ſah ihn nachher öfter in der Kammer, die lange, vorgebeugte Geſtalt, wie ſie ſich im ſchwarzſeidenen Deputirtenmantel neben Uhland langſam erhob. Er ſprach ſelten, obgleich er als einer der beſten Redner in der Kammer galt. Seine Vorträge wurden ſtets von allen Seiten mit dem größten Intereſſe angehört, und es trat jedesmal eine tiefe Stille im Saale ein, ſo oft er das Wort ergriff. Der ſtärkſte Angriff klang in ſeinem Munde wie ein liebevoller Zuſpruch. Es ging den Leuten mit Pfizer damals, wie es ihnen jetzt mit Strauß ergeht. Jener, berüchtigt als der ſchonungsloſeſte Demagog, dieſer als der ruchloſeſte Chriſtus- und Unſterblichkeitsläugner, von dem es heute noch manchem guten Pfarrherrn nicht ganz klar iſt, ob er überhaupt einen Gott glaube, ſo wie es auch Leute gab, die es ſeiner Zeit achſelzuckend dahin geſtellt ſein ließen, ob Pfizer nicht den Schreckensmännern, den Königsmördern beizuzählen ſei. Dieſe beiden politiſchen und religiöſen Ketzer machen, wo ſie erſcheinen, einen dem Vorurtheil völlig widerſprechenden Eindruck: wo iſt das Kainszeichen auf der Stirne dieſes Ungläubigen, wo eine Spur von der Jakobinermütze, von dem Sansculottismus in der Erſcheinung dieſes Mirabeau? Mein Gott, es ſind ja recht liebe, artige, charmante, feine, intereſſante

Leute! Wie man ſich doch täuſchen kann! Sie haben beide ſo etwas Anſpruchloſes, Mildes, Sanftes, Liebevolles! Sie ſind ſo recht wie Unſereiner, und doch wieder ſo ganz anders! — Wenn — — wenn ſie nur — — nun was denn? — ja, wenn ſie nur etwas vorſichtiger geweſen wären und ihre Sachen nicht ſo rund heraus geſagt hätten — das iſt am Ende der einzige Tadel, der von all' den ſchweren Anklagen auf Hochverrath und Atheismus übrig bleibt, und daß dieſe Anklage bereits in ihr Gegentheil umſchlägt, werden wir ſpäter ſehen. Pfizer legte bekanntlich ſpäter ſeine Stelle als Abgeordneter nieder, oder vielmehr, er ließ ſich nach Ablauf der geſetzlichen Wahlperiode, gleich den meiſten Männern der damaligen Oppoſition, nicht wieder erwählen, obgleich er ſeiner Wiedererwählung in mehr als einem Wahlbezirk gewiß ſein konnte. Dieſer Schritt wurde ihm und ſeinen Meinungsgenoſſen damals von vielen Seiten zum Vorwurf gemacht, wenn gleich die Reinheit der Motive, durch welche ſie ſich dabei leiten ließen, von Niemand in Zweifel gezogen wurde. Er ſucht ſich hierüber in der Vorrede zu dieſem Werke (S. I — XXII) zu rechtfertigen, indem er mit der Sprache eines edeln Bewußtſeins die Gründe auseinander ſetzt, durch welche er zu dieſem Entſchluſſe beſtimmt wurde. Wir ehren ſeine Ueberzeugung, aber wir vermögen die Schlüſſe, welche er zieht, nicht anzuerkennen und müſſen noch jetzt nachdrücklich auf dem Tadel über dieſen Schritt beharren. Dieſer Punkt berührt uns jedoch vorläufig hier nicht und ich werde ſpäter auf denſelben zurückkommen, bei Beſprechung des Abſchnitts „das Vaterland", in welchem der Verfaſſer näher auf unſere gegenwärtigen deutſchen Verhältniſſe eingeht. Es ſcheint jedoch hier am Orte zu ſein, das Verhältniß des jetzigen Liberalismus zu dem frühern etwas näher ins Auge zu faſſen.

Iſt der Liberalismus von 1840 wirklich ein anderer, als der von 1830? Sind wir in unſern Freiheitsanſprüchen beſcheidener oder feiler geworden? Hat ſich vielleicht nur die Form geändert? oder iſt unſer ganzes Bewußtſein ein anderes geworden?

Dieſe Fragen müſſen ſich Jedem aufdrängen, der das Buch eines der Koryphäen jener für uns ſo nahen und doch ſo fernen Zeit in die Hand nimmt. Was man damals wollte, war entweder ein konſequent durchgeführtes Repräſentativſyſtem in den einzelnen deutſchen Bundesſtaaten oder, wo man excentriſcher dachte, eine allgemeine deutſche oder wenigſtens ſüddeutſche Republik. Verwandlung des Fürſtenbunds in einen Völkerbund, Theilnahme aller Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten, allgemeine Volksbewaffnung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, freie Preſſe u. ſ. w. ſind Dinge, die, wenn im neunzehnten Jahrhundert überhaupt von Freiheit die Rede iſt, ſich von ſelbſt verſtehen, die alſo

auch der jüngsten Epoche mit der frühern gemeinsam sein müssen. Weitere Wünsche sprachen nur Einzelne aus, wie z. B. Pfizer, der eine preußische Hegemonie schon damals wünschte. Die Bewegung war eine (im theologischen Sinn) rationalistisch-politische; man wollte nur eine andere Form, ohne sich um den Inhalt, der diese Form füllen sollte, näher zu bekümmern. Diesen hatte man größtentheils von Außen her, theils von England, hauptsächlich aber von Frankreich entlehnt, dessen Erschütterungen in Deutschland nachzitterten. Wie ein junger Mensch immer zuerst das nächste beste Buch, das ihn aufgeregt hat, nachahmen wird, so ist es auch dem deutschen Volke ergangen. Seine ersten Versuche waren Nachahmungen. Sobald man diese zu ahnen anfing — und diese Periode trat bald ein, denn der Bundestag mit seinen niederschlagenden Mitteln hatte den ersten kühnen Rausch gedämpft und Zeit zum stillen Nachdenken gegeben — erkaltete auch die Theilnahme des Volkes gerade in den Theilen von Deutschland am meisten, wo die Köpfe und Herzen am wärmsten geglüht hatten. Das politische Leben zog sich wieder hinter den Ofen zurück. Man trocknete sich den Schweiß von der Stirne, denn man hatte sich warm gelaufen und geschrien, und der schnelle Temperaturwechsel in Folge des kalten Hauches, der vom Inkompetenzgebäude aus wehte, konnte gefährlich werden. Der Philister zog sich, selbst verwundert, daß er, ein so gesetzter Mann, so jugendlich unbesonnen habe schwärmen können, die Zipfelmütze wieder dicht über die Ohren, und schrie aus Leibeskräften den Jungen, die ihn nicht in Ruhe lassen wollten, zu: Drei Schritte vom Leibe! Es schien Alles abgethan. Die keckſten Blätter und Redner verschwanden vom Schauplatz der Oeffentlichkeit; es war ein Rückzug durch einen russischen Winter. Wie Viele sind an diesem Froste zu Grunde gegangen, und ihre Gebeine bleichen oder schlottern auf fremdem Boden! Die Luft hatte sich in Deutschland fürchterlich abgekühlt. Da regte sich, während man das ungestüme Treiben auf immer beschwichtigt zu haben glaubte, indessen aber ein großes Werk, wenigstens die kommerzielle Einigung von Deutschland, begonnen hatte, auf einmal wieder ein frischeres Leben. Und woher kam das? Hegel war todt, das junge Deutschland auf Reisen und Weltfahrten begriffen, und nachdem es einiges Aergerniß erregt und dafür unzart war auf die Finger geklopft worden: da erscheint in Süddeutschland wieder ein Kämpe für die Freiheit. Aber seltsamerweise, diesmal ging man nicht dem Staat, sondern der Kirche zu Leibe. Die Theologie bewegte wieder einmal, wie in den byzantinischen, wie in den Reformationszeiten die Welt. Man war durch den auferlegten Druck nur mehr in die Tiefe getrieben worden. Man fragte sich: läßt sich ein so tief im Innern wurzelndes Verlangen, wie das nach politischer Freiheit, wirklich so schnell beschwichtigen, ja ver-

tilgen? Und wenn dieß, wie es schien, geschehen ist, liegt nicht der Fehler eben so sehr, ja noch mehr an uns selbst, als an den Verhältnissen? Man ergründete im Stillen das Prinzip der Freiheit tiefer, man fand, daß man die Fragen, die gelöst werden sollten, zu äußerlich, zu oberflächlich gefaßt hatte. Man ging wieder an seinen Hegel, der sich ja auch der Bewegungspartei abgewandt hatte und seine Gründe gehabt haben mußte, warum —. Und in ihm, den die Liberalen den preußischen Hofphilosophen gescholten hatten, in ihm fand man den wahren, den wissenschaftlichen Liberalismus, die Freiheit des Geistes. Als seine Ansichten über Theologie und Kirche vermittelt, und die nothwendigsten Konsequenzen, die er selbst nicht gezogen hatte, daraus gezogen waren, fiel Tausenden ein schwerer Stein vom Herzen. Die mißtrauische Ahnung, Hegel habe nicht die volle Wahrheit ausgesprochen, wurde bald nach dem Erscheinen seiner nachgelassenen Vorlesungen zur sonnenklaren Gewißheit. War es auch wirklich denkbar, daß der erste Philosoph des Jahrhunderts nichts von allem dem uns zu geben hatte, wornach die glühendste Sehnsucht in allen noch ungeknickten Geistern brannte? Es konnte bei den rüstigen Kräften, die sich an die Spitze dieses neuen Aufschwungs stellten, nicht lange dauern, so war man dem innersten Grund unserer Unfreiheit auf die Spur gekommen. Und wer hätte es denken sollen! unsere geistige Unfreiheit erfand sich noch weit größer, bedenklicher als unsere politische. Wir waren Knechte der Lüge, unsere Literatur war von dem Gifte der Unwahrheit, der Romantik, zerfressen, scheinbar große geistige Siege waren Niederlagen. Wir Thoren, wir glaubten ein Asyl zu besitzen, in das sich jeder aus der drückenden politischen Atmosphäre flüchten und so wenigstens seine subjektive Freiheit retten könnte. Und siehe da, in der Literatur, in Kunst und Wissenschaft hauste derselbe dämonische Knechts- und Lügengeist, auch hier ließ sich nicht mehr frei athmen. Diese Luft wenigstens mußte, und wär's auch durch elektrische Explosion, gereinigt werden. Diese Explosion erfolgte; und wenn wir auch noch in der Arbeit des Sieges stehen, so kann ihn uns doch bereits keine Macht mehr entreißen. Ein freier Mann kann nun erst wieder in seine Studirstube flüchten, seit der mephistophelische Geruch durch die geöffneten Fenster hinaus ist, und die klare Morgensonne, das Licht der vom feigen Scholastizismus erlösten freien Wissenschaft, hereinscheint. Aber, wie hätte der neuerwachte Geist bei diesem Ziele stehen zu bleiben vermocht? Was ist das sonnigste Zimmer gegen die frische Luft unter Gottes blauem Himmel? Die neuere Wissenschaft kann mit Recht von sich sagen, eine reale zu sein. Sie läßt sich nicht mehr in die Stille des Studirzimmers bannen und unter todtem Bücherkram begraben; sondern mit der Erkenntniß der sittlichen Bestimmung des Menschen ist auch das sittliche Bedürfniß und der

unwiderſtehliche Trieb in ihm erwacht, dieſe Beſtimmung in ſich und ſeinem Thun zu vollziehen. Er iſt auf der Stufe angelangt, wo er ſich in ſeinem Bewußtſein klar darüber geworden iſt, daß es nicht bloß ein Recht, ſondern zugleich und eben ſo weſentlich ein Gebot ſeiner Sittlichkeit ſei, frei zu ſein, die Ketten, die ihn in der Knechtſchaft zurückhalten, zu zerbrechen, und die errungene Freiheit im Innern in einem freien Daſein des Geiſtes zu verwirklichen. Unſer Himmel iſt aber noch nicht wolkenrein. Wollen wir hinausgehen, ſo ſehen wir, daß das Licht nur durch Gitter zu uns hereindringt, daß zehn Mauern das Haus, in dem wir wohnen, umringen, und daß in den Zwiſchenräumen der Mauern, wie in dem Penitenciaire zu Genf, bissige Hunde umhergehen, gefangen zwar ſelbſt, aber jedem Gefangenen, der über die Mauer klettern will, gefährlich. Die Wiſſenſchaft hat mit Unerſchrockenheit aufs Neue den Kampf eröffnet und hat ſich in kühnem Glaubensmuthe nicht geſcheut, ihn ſelbſt auf ein Gebiet hinüberzuziehen, das ſeither für heilig und unverletzlich gegolten hat. Wie konnte ſich das Bewußtſein in der That auch frei fühlen, ſo lange die Feſſeln der kirchlichen Knechtſchaft noch ſchwerer auf ihm laſteten, als die der politiſchen? Woraus wollte man das Recht ableiten und wie ließ ſich die Forderung begründen, in politiſchen Dingen frei und mündig zu ſein und zu gelten, ſo lange man im Tiefſten und Eigenſten des Bewußtſeins, in der Religion, ſich ſelbſt als den Sklaven fremder Auctorität bekannte, und einen Zuſtand der Gebundenheit fortdauern ließ, in welchem unſere Freiheit, und damit unſere Sittlichkeit ſelbſt, vernichtet iſt? Wie kann der Staat das Daſein des freien Geiſtes ſein, und wie ſoll der Bürger ſeine Würde und ſeine Beſtimmung in ihm finden und zu ſeiner Verherrlichung beitragen können, ſo lange die Kirche ihn immer nur auf das Jenſeits verweiſt; ihm befiehlt, dort ſeine Beſtimmung zu ſuchen und das Diesſeits gering zu achten? Mußte da nicht nachdrücklich hervorgehoben werden, daß die Erde ſo gut Gottes ſei, als der Himmel; daß unſere nächſte Beſtimmung als Menſchen hier ſei, nicht erſt in einem unbekannten Jenſeits; daß wir hier ſchon unſer Vaterland zu ſuchen, in ihm zu leben und zu lieben und unſere ſittliche Freiheit, die der Stempel iſt unſeres Gottesbewußtſeins, zu verwirklichen haben, und daß, wenn auch jenſeits das ſchönſte Paradies unſerer warte, wir deswegen doch nicht nöthig haben, uns die ſchöne Erde zu einer Hölle machen zu laſſen? Oder wie ſollte der Menſch ſich als ſittliches Weſen achten lernen und ſich des Rechts ſeiner Ehre bewußt werden, wenn ihm die alleinſeligmachende Kirche, gleichviel die katholiſche oder die proteſtantiſche, immer nur ins Gedächtniß ruft, daß jeder Menſch von Natur ein ſchlechter Kerl ſei, daß er nur durch Unterdrückung ſeiner eigenſten Natur, durch Abtödtung ſeines Leibes ꝛc. ein ehrlicher Menſch und ein

guter Chriſt werden könne und daß er auch dann noch ein Verworfener wäre, der nur durch Gnade von Außen, nicht aus ſich und durch ſich zu dem gelangen könnte, was ſeine Beſtimmung ſei? Wo bleibt hier die Gottähnlichkeit ſeines Weſens, ſeine Sittlichkeit, die der Rechtstitel ſein ſoll ſeiner bürgerlichen Freiheit und Ehre? Muß derjenige, welcher ſich bereden läßt, ſich ſelbſt als einen armen Sünder anzuſehen und ſich als ſolchen zu behandeln, es nicht über ſich ergehen laſſen, wenn auch Andere ihn nach dieſem Maßſtabe meſſen und ihn darnach behandeln? Fragt euch ſelbſt, ihr orthodoxen Liberalen, ihr Halben: iſt nicht ein großer Theil der Dogmen, welche die Kirche aufſtellt, gerade das Gegentheil von dem, was der natürliche Menſchenverſtand denkt, das natürliche Gefühl ahnt und der natürliche Willenstrieb begehrt? Nach welcher Seite neigt ſich, ehrlich geſtanden, euer Glaube, ſagt es offen: glaubt ihr etwas ernſtlich, was euere Vernunft, euer ganzes Bewußtſein zurückweiſt? und wenn ihr dies verneinen müßt, wo iſt die Verſchiedenheit zwiſchen euch und uns? Wenn ihr nur das aus den heiligen Büchern glaubt, was nicht im Widerſpruch ſteht mit eurer Vernunft, und wir dagegen uns offen ausſprechen, daß wir nichts glauben, als was in die Ahnung unſers Gefühls, in die Gewißheit unſers Bewußtſeins ſelbſt niedergelegt iſt, daß wir ſomit keine äußere Auctorität anerkennen — iſt da euer Standpunkt ein von dem unſrigen verſchiedener? iſt die Quelle eures Glaubens eine andere, als die unſrige? Könnet ihr noch behaupten, ihr glaubt an die Auctorität der Offenbarung in dem Sinne, wie die Kirche es verlangt und die Religion, zu der ihr euch noch zu bekennen vorgebet? Legt jede Heuchelei ab, auch die gegen euch ſelbſt. Sagt offen, daß, wenn die Orthodoxie Recht hat, uns das Chriſtenthum in ihrem Sinne abzuſprechen, auch ihr keine Chriſten mehr ſeid, und daß, wenn ihr vielleicht noch in einer größern Anzahl von Punkten mit der Lehre der Kirche übereinſtimmt, als wir, dieſe Uebereinſtimmung nur eine zufällige, eine Folge eurer Inkonſequenz iſt, und ihr euch daher ſo gut außerhalb des Kreiſes der Kirche befindet, als wir, die wir ja auch nur das Prinzip der Kirche als ſolches verwerfen, nicht den Inhalt ſelbſt, der mit der Verneinung des Prinzips an und für ſich nicht auch verneint zu werden braucht. Denn wir behaupten ja gerade nur, daß der Geiſt des Chriſtenthums unabhängig iſt von dem Prinzip der Offenbarung, das die Kirche aufſtellt, und indem wir in unſerm Bewußtſein den wahren Inhalt des Chriſtenthums aufzufinden ſuchen, läugnen wir nicht die Religion ſelbſt, ſondern beſtreiten nur die falſchen Vorſtellungen, an welchen die Kirche noch feſt hält; wir arbeiten für die wahre Religion, während ihr die Sprachverwirrung fördert, die ihren Ausbau, wenn's möglich wäre, verhinderte.

So kam es, und so mußte es geschehen, daß der politische Kampf zugleich ein theologischer und kirchlicher wurde, und auf diesem Standpunkte befindet sich jetzt die neuere Wissenschaft. Sie erkennt keinen Unterschied an zwischen politischer Freiheit und Glaubensfreiheit; sie kennt keine andere Freiheit, als die Freiheit des selbstbewußten Geistes, die die eine ist in der Kirche und im Staate, in der Religion und im Recht. Und auf dieser Grundlage, auf der Sittlichkeit des Menschen, in welcher er sich seines Seins in Gott und seiner Einheit mit ihm bewußt ist, will die Wissenschaft ihren Staat aufbauen; in diesem Bewußtsein des Gottes in der eigenen Brust, der uns gebietet frei zu sein und keine andern Götter neben ihm zu haben, hat sie das Prinzip der Freiheit, zugleich aber auch die glaubensvolle Gewißheit gefunden, welche ihr den Muth giebt, mit einem unerschrockenen „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" jeder Lüge und jeder Knechtschaft, auch der religiösen, den Krieg zu erklären, mit verjüngtem Eifer für Wahrheit, Recht und Freiheit in den Kampf zu treten und die Schranken niederzureißen, in welchen unser staatliches und kirchliches Leben noch gefangen und durch welche es verhindert ist, sich zum freien Dasein des Geistes zu entfalten, zu dem Dasein, in welchem der Staat das volle Bewußtsein seiner Bestimmung in sich trägt, die Freiheit des Einzelnen durch die Freiheit des Allgemeinen verwirklicht ist, und alle Lebenssphären zur vollen Berechtigung und harmonisch geordneten Freiheit gelangen.

So hat die neuere Wissenschaft das unbestreitbare Verdienst, den frühern Freiheitsbegriff nicht bloß tiefer begründet, die sittliche Grundlage desselben zum Bewußtsein gebracht, sondern dieselbe auch weiter entwickelt zu haben. Durfte sie erwarten, daß der frühere Liberalismus sich von ihr abwenden, oder sich ihr gar feindlich gegenüberstellen werde? Und wenn dieses wirklich eingetreten ist, wenn die neuere Wissenschaft mit ihren offen ausgesprochenen Bestrebungen selbst bei dem größten Theile derjenigen, welche sich damals mit redlichem Ernste der Freiheit zugewendet hatten, zum Mindesten auf Gleichgültigkeit gestoßen ist, wen trifft die Schuld davon, den frühern Liberalismus oder die Wissenschaft? Wir wollen billig sein und zugeben, beide zugleich, wenn schon der erstere in ungleich größerer Verschuldung ist, als die letztere. Auch der Wissenschaft kann nämlich nicht ohne Grund der Vorwurf gemacht werden, daß sie sich in der Sprache, Darstellung und ganzen Haltung nicht immer von einem gewissen sich vornehm abschließenden Kastengeiste frei erhalten habe, daß sie sich, statt zu belehren und zu überzeugen, zum Theil von einem jugendlichen Uebermuth habe fortreißen lassen, gegen Freund und Feind in einer Weise aufzutreten, welche nicht geeignet gewesen sei, ihr Anhänger zu erwerben; ja man kann sogar zugeben, daß sie im ersten Anlauf auch materiell in manchen Bezie-

hungen zu weit gegangen ſei und zum Theil mit der von ihr ſelbſt gerügten Einſeitigkeit bloß die negative Seite ihres Prinzips hervorgehoben habe. Aber von der andern Seite darf auch nicht überſehen werden, daß dieſe und ähnliche Mängel faſt nothwendig mit jeder neuen Richtung, die ſich noch aus den erſten Verſuchen herausarbeiten muß, verbunden ſind, und ſo wenig man z. B. auf dem Gebiete der Mechanik verlangen kann, daß jede Erfindung ſogleich eine ganz vollendete ſei, ſo wenig kann man an eine neue Philoſophie die Forderung ſtellen, daß das ganze Syſtem in Form und Inhalt ſogleich als ein durchaus vollendetes und entwickeltes hervortrete. Solche Mängel im Einzelnen beweiſen nichts gegen das Prinzip ſelbſt und das Syſtem im Ganzen; und derjenige, dem es ernſtlich um Wahrheit und Recht zu thun iſt, wird ſich dadurch nicht zurückſtoßen laſſen; er wird ſich hüten, im Voraus von der neuen Bewegung der Geiſter ſich abzuſchließen, und wird in dem Kampfe, in welchem er das Licht mit dem Dunkel noch befangen ſieht, nur eine Aufforderung finden, mit um ſo größerem Eifer daran mitzuarbeiten, daß das Wahre von dem Falſchen ausgeſchieden und das Dunkel der Dämmerung zum wirklichen Tage aufgeklärt werde. Ebendeswegen wird die ältere liberale Partei die Stellung, welche ſie gegenüber der neuern Wiſſenſchaft eingenommen hat, kaum zu entſchuldigen und ſich von dem Vorwurf nicht zu rechtfertigen vermögen, daß ſie dadurch ihrem eigenen Prinzip, dem Prinzip des Fortſchritts, ungetreu geworden ſei. Ich erinnere nur an die Art und Weiſe, wie z. B. Menzel mit einer an Blindheit grenzenden Leidenſchaftlichkeit ſich zum Gegner der neuern philoſophiſchen Richtung aufgeworfen hat, und frage ihn auf ſein Gewiſſen, wenn es noch nicht ganz taub iſt, ob er ſich dabei wirklich von einer auf Einſicht gegründeten Ueberzeugung habe leiten laſſen, oder ob ſein Eifer etwas anderes geweſen ſei, als ein bloßer Wahn, dem er ſich leichtſinnigerweiſe in die Arme geworfen habe? ob er auch nur eine Ahnung von dem Weſen und der Bedeutung der Lehre gehabt habe, über die er das Verdammungsurtheil mit ſo dreiſter Stimme ausgeſprochen hat? deren Anhänger er auf den Scheiterhaufen geſetzt wiſſen wollte? Uebrigens ſind wir weit entfernt, das Treiben Einzelner der ganzen Partei zur Schuld anzurechnen, oder das, was von der Mehrzahl gilt, auf alle Einzelnen anzuwenden. Es handelt ſich hier überhaupt nicht um Perſönlichkeiten, ſondern wir haben nur die Richtung im Allgemeinen im Auge, und auch gegen dieſe ſind wir nicht ungerecht. Wir wiſſen, Jeder iſt mehr oder weniger der Sohn ſeiner Zeit, und man kann beſonders in einer Periode wie die unſrige, wo das Tableau der Geſchichte ſich ſchneller als ſonſt aufzurollen ſcheint, von dem ältern Geſchlechte nicht fordern, daß es den Umbildungen, in welchen der Geiſt begriffen iſt, mit der gleichen Beweglichkeit

folge, wie das jüngere: aber Duldſamkeit iſt doch das Geringſte, was man fordern kann; und wenn der Widerſtand groß genug iſt, den die Macht der „fertigen" Welt der „werdenden" entgegenſetzt, ſo ſollten wenigſtens diejenigen, welche ſich ſelbſt noch von der Welle einer erſt zur Vergangenheit hinneigenden Bewegung getragen wiſſen, ſich enthalten, ihr Gewicht in die Wagſchale des gemeinſamen Feindes zu werfen.

In der That aber mußte der frühere Liberalismus in dieſe ſchiefe Stellung kommen. Es fehlte ihm, wie geſagt, an der Einſicht in ſein eigenes Prinzip, ſeine Begeiſterung wurzelte nur in der Bruſt, nicht im Kopfe, und verflüchtete ſich, ſobald die äußern Umſtände, welche ſie hervorgerufen hatten, wieder mehr in den Hintergrund traten. In dem Zuſtand der Schwäche, in welchen die Enttäuſchung ihn verſetzte, fühlte er ſich nicht ſtark genug, zu dem Anfang, von dem er ausgegangen, ſich zurückzuwenden, um ſich dort genauer umzuſehen und dann, wenn er den wahren und rechten Ausgang gefunden, zur wirklichen Freiheit zu gelangen; er blieb auf halbem Wege ſtehen, verläugnete, erſchrocken über die Konſequenzen ſeines eigenen Prinzips, lieber ſich ſelbſt und verwickelte ſich ſo, von einem unklaren religiöſen Gefühle irre geleitet, in den Widerſpruch, in welchem wir ihn jetzt befangen ſehen, daß er auf der einen Seite die Vernünftigkeit des menſchlichen Geiſtes anerkennt, und auf der andern ſie verwirft und dieſelbe Freiheit, die er dem Staat gegenüber für jeden Menſchen als ein unveräußerliches Recht in Anſpruch nimmt, der Kirche und dem kirchlichen Dogma gegenüber nicht bloß läugnet, ſondern ſogar feierlich verdammt.

Darum mußte er auch das Gericht über ſich ergehen laſſen, dem jede Halbheit der Geſinnung, des Denkens und des Thuns, in ſich ſelber verfallen iſt.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen können wir auf das Werk ſelbſt übergehen, das wir zur Beſprechung vor uns haben.

Der Mann, der der Freiheit ſo viel geopfert, ſo warm und männlich für ſie geſprochen hat, übergibt uns in demſelben eine Frucht ſeiner Muße, welche aufs Neue das ausgezeichnete Talent ſo wie den kräftigen Charakter bekundet, den wir längſt in ihm verehren. Die ganze Schrift athmet den tiefſten Rechtsſinn, die uneigennützigſte Vaterlandsliebe und jene Innigkeit und Kraft der Ueberzeugung, welche auch denjenigen, welche nicht die gleichen politiſchen Grundſätze haben, wie der Verfaſſer, Achtung einflößen muß. Dabei zeichnet ſie ſich ebenſo durch die Schönheit des Styles, wie durch Klarheit der Gedankenentwickelung aus, ſo daß ſie auch für den Laien vollkommen zugänglich iſt, und durch die Schärfe und Gründlichkeit, mit der ſie, ohne die Grenzen wiſſenſchaftlicher Erörterung zu überſchreiten, überall auf die wirklichen Lebensverhältniſſe eingeht und die praktiſchen Beziehungen

der darin entwickelten theoretiſchen Sätze hervorhebt, einen rühmenswerthen Verſuch enthält, die unglückliche Scheidewand, die überall noch zwiſchen Theorie und Praxis beſteht, zu durchbrechen, und das Leben mit der Wiſſenſchaft wieder auszuſöhnen. In dieſen Beziehungen muß der Schrift unſtreitig ein großes Verdienſt zuerkannt werden, und ſie wird, wir hoffen es, bei dem deutſchen Publikum die Theilnahme finden, welche wir ihr im Intereſſe einer freiſinnigen Entwickelung unſerer öffentlichen Verhältniſſe von ganzem Herzen wünſchen.

Weniger wird ſich aber die Wiſſenſchaft ſelbſt durch dieſelbe befriedigt finden. Der Verfaſſer ſteht im Weſentlichen noch ganz auf dem Kant'ſchen Standpunkt. Einzelne Punkte abgerechnet, enthält die Schrift eine bloße Darſtellung der Theorie vom Recht, von der Entſtehung des Staates, von dem Verhältniß der Einzelnen zur Staatsgewalt u. ſ. w., welche Kant ſchon im vorigen Jahrhundert in den „metaphiſiſchen Anfangsgründen der Rechtslehre" aufgeſtellt hat. Hiegegen wäre an ſich nichts einzuwenden. Jeder iſt in ſeinen philoſophiſchen Anſichten vollkommen frei, und wenn die Schrift in der Grundauffaſſung auch wenig Neues bietet, ſo kann durch dieſelbe wenigſtens der Zweck erreicht werden, jene abſtrakten Begriffe der Kant'ſchen Philoſophie mehr zum Gegenſtand des allgemeinen Bewußtſeins zu machen, und durch die Anwendung derſelben auf unſere Verhältniſſe dieſen ſelbſt ein erhöhtes Intereſſe zu geben. Eine andere Frage iſt aber die, ob er die ganze neuere Entwickelung der Philoſophie von Kant bis auf unſere Zeit herab, ſo wie er es gethan hat, ignoriren durfte? In dieſer Beziehung können wir ihn von dem Vorwurf der Indolenz gegen die neuere Zeitrichtung, welchen wir oben dem frühern Liberalismus gemacht haben, nicht freiſprechen. Der Gegenſatz, welcher ſich in der ſpätern Philoſophie gegenüber der Kant'ſchen geltend gemacht hat, iſt um ſo entſchiedener und auch in ſeinen praktiſchen Konſequenzen ſo wichtiger, daß er unmöglich unbeachtet bleiben kann. Gleichwohl ließ ihn aber der Verfaſſer ganz bei Seite liegen. Man meint, wenn man das Buch lieſt, es habe nie einen Schelling oder einen Hegel gegeben. Der Verfaſſer vermeidet es überall ſorgfältig, irgend Beziehung auf ſie zu nehmen, und wenn auch aus dem ganzen Geiſte der Schrift, ſo wie aus einzelnen ausdrücklichen Bemerkungen deutlich hervor geht, daß er die neuere philoſophiſche Richtung für eine falſche halte, ſo hat er doch nirgends auch nur den Verſuch gemacht, ſie zu widerlegen. So iſt er ſelbſt in den Fehler verfallen, den er der hiſtoriſchen Schule, wie wir nachher ſehen werden, mit Recht zum Vorwurf macht. Es iſt dieß um ſo mehr zu beklagen, als gerade die praktiſche Philoſophie im Hegel'ſchen Syſteme noch am wenigſten befriedigt, und eine gründliche Beleuchtung auch vom entgegengeſetzten Standpunkte aus am

meiſten wünſchenswerth macht. Möge der Verfaſſer bei ſeinen künftigen Arbeiten die neuere Wiſſenſchaft nicht verſchmähen, ſo wenig als ſie es verſchmäht, in ihm einen tüchtigen Kampfgenoſſen auf dem Felde der Freiheit anzuerkennen. Möge er uns aber auch nicht verkennen, wenn wir ſeine Anſichten einer ſtrengen Prüfung unterwerfen. Auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft gibt es keine (theologiſche) Toleranz. Sie iſt in dem, was ſie als das Wahre erkannt hat, herrſchſüchtig, und verlangt weder für ſich den Ruhm des Friedens, noch duldet ſie andere Anſichten gleichgültig neben ſich. Die Theorie muß die Theorie widerlegen. Erſt aus der Reibung der Gegenſätze entwickelt ſich das Ganze, und erſt aus dem Kampfe des Zweifels geht die Wahrheit hervor.

Das Werk beſteht aus zwei Bänden. Der erſte enthält folgende Abſchnitte:

Das Recht. 1. Das Rechtsgeſetz. 2. Die allgemeinen Menſchenrechte. 3. Die Hülfsrechte.

Der Staat. 1. Entſtehung und Begriff des Staates. 2. Die Staatsgewalt. 3. Die Staatskunſt.

In dem zweiten Bande ſind abgehandelt:

Die Kirche. 1. Das Kirchenrecht. 2. Der Kirchenſtaat.

Das Vaterland.

Dieſe Inhaltsüberſicht zeigt, wie der Verfaſſer es ſich zur Aufgabe gemacht hat, auf alle Hauptfragen der Gegenwart einzugehen. Dem Plane dieſer Zeitſchrift dürfte es entſprechen, wenn wir verſuchen, ſeinen Ausführungen zu folgen und dieſelben einer nähern Prüfung zu unterwerfen. Hiebei kann es jedoch nicht die Abſicht ſein, dieſe Fragen vollſtändig zu erörtern; wir werden uns darauf beſchränken, überall nur das Allgemeine und Wichtige daraus hervorzuheben und die Gründe kurz anzudeuten, warum wir die Anſichten des Verfaſſers in dieſem oder jenem Punkte für ungenügend halten.

In dem gegenwärtigen Artikel befaſſen wir uns zunächſt mit dem Abſchnitte: das Recht; ein zweiter Artikel wird die Abſchnitte vom Staat und von der Kirche zum Gegenſtande haben; und in einem dritten Artikel werden wir auf den letzten Abſchnitt „das Vaterland“ zu ſprechen kommen, in welchem der Verfaſſer das, was er in den frühern Abſchnitten vom allgemeinen Standpunkt aus entwickelt hat, auf unſere beſtehenden Verhältniſſe in Deutſchland anwendet, die Mängel, an welchen unſer öffentliches Leben leidet, mit Kraft und Wärme auseinanderſetzt und zeigt, wie alle Verſuche, einen beſſern Zuſtand herbeizuführen, ſcheitern müſſen, ſo lange es uns an der erſten Bedingung eines kräftigen, nationalen Lebens, an einer wahren

Volksvertretung und freien aber unauflöslichen Vereinigung aller Stämme zu Einer freien Nation fehlt.

In dem Abschnitte „das Rechtsgesetz" setzt der Verfasser zunächst die verschiedenen Ansichten über die Rechte und den Inhalt des Rechts (das man einstimmig für das erzwingbare Gesetz des menschlichen Beisammenlebens erkläre), die willkürrechtliche oder naturalistische, die mystische oder supranaturalistische, und die vernunftrechtliche oder rationalistische Ansicht auseinander und weist ebenso entschieden als einleuchtend nach, daß das Recht weder auf roher Gewalt und Willkür, noch auf äußerer Offenbarung („des Gottes, der aus dem feurigen Busch und auf dem Sinai geredet hat"), wie der blinde Glaube annehme, beruhe, daß vielmehr die (sittliche oder praktische) Vernunft des Menschen die alleinige Quelle desselben sei. Als Hauptfeinde der vernunftrechtlichen Ansicht zählt Pfizer auf:

1) Die Verfechter der Theokratie, des Ursprungs fürstlicher Majestät von Gott, des göttlichen Rechts der Stuarts und Bourbons: „Die Vernunft ward in die Acht erklärt, und die Religion empfing im Interesse weltlicher Herrschaft wieder Huldigungen in Kirchen, wo ihre Nichtachtung oder ihre Verspottung an der Tagesordnung gewesen war." Unter diese Kategorie kann man besonders Stahl, den Verräther der geheimen Schelling'schen Philosophie, stellen. Nahe verwandt damit sind die blinden Anhänger des Bestehenden, „welche die Mühe des Denkens scheuend, es bequemer finden, für Recht das zu erklären, was der Staat und die im Staate bestehende Gewalt gebietet, ohne der Art ihrer Entstehung und dem Grund ihrer Berechtigung nachzufragen." Höher gehören hauptsächlich Haller mit seiner „Restauration der Staatswissenschaften", Jarke und Philipps, die Begründer des politischen Wochenblattes, und Herr Leo, mit seiner „Physiologie des Staates" und seinen verschiedenen Geschichts-Mißhandlungs-Werken, in welchen er auf eine, seiner und seiner Genossen würdige Weise überall die Sünden der Revolution und die Frevel der Geschichte aufweist, jeder Tyrannei die Huldigungen seiner Sklavenseele darbringt und „Kartätschen" als das wirksamste Mittel gegen jede Erhebung des Volksgeistes empfiehlt.

2) „Die historischen Widersacher des vernünftigen Rechts", die über dem Wechsel der Systeme und der Nichtigkeit mancher vernunftrechtlichen Versuche den Glauben an die Spekulation überhaupt verloren haben, welche alles Forschen und Grübeln nach den letzten Vernunftgründen des Rechts ein eitles Spiel nennen und meinen, „das wahre Recht mache sich am Besten ohne unser Zuthun, es sei ein weltalter Baum, der von selbst wachse, und dessen Wurzeln man nicht fürwitzig entblößen und ans Licht ziehen solle." (Savigny und A.)

3) Endlich solche Gegner, denen eine gleißnerische Glaubenslarve ebensowenig, als der Götzendienst mit dem Bestehenden zusagt, die aber, angewidert von dem Mißbrauch der Volksherrlichkeit, diese selbst verachten und in ihrem eigenen Geiste die Vollmacht finden wollen, dem „Unverstand der Massen" sich entgegenzusetzen und die Menschen zu dem, was ihnen nützlich ist, zu zwingen. Gegen die Letzteren wendet der Verfasser mit Recht ein, auf der einen Seite, daß das, was die Mehrzahl für das ihr Nützliche erkennt, an und für sich noch nicht das Gerechte sei, und daß noch viel weniger das dafür genommen werden dürfe, was einzelne, wenn auch noch so überlegene Naturen, für das Gemeinnützige halten; auf der andern Seite, daß dem Einzelnen das Recht nicht zustehe, sich zum Vormund der Uebrigen aufzuwerfen und diese als Geistesschwache oder Unmündige zu behandeln. Man kann ihm nur beistimmen, wenn er zu tapferer Gegenwehr gegen die selbstsüchtige Anmaßung auffordert, womit von mancher Seite, mitunter selbst von den Gegnern der Gewalt, der philosophische Geist der Nation verhöhnt und alle Theorie und Spekulation in Sachen des Staates als Unfug oder höchster Unverstand erklärt wird.

Ebenso bestimmt spricht sich der Verfasser gegen die mystische und die mit ihr verwandte materialistische Rechtsansicht aus. Er erinnert sie daran, daß den bekannten Worten des Apostels „seid unterthan der Obrigkeit" und „die Obrigkeit ist von Gott" das Gebot gegenüberstehe, „Gott mehr zu gehorchen, als den Menschen"; und hebt der Stahl'schen Ansicht gegenüber richtig hervor, wie verkehrt es sei, auf Lehren der Offenbarung, wie die von der Heiligkeit Gottes und der Ebenbildlichkeit des Menschen, vom Sündenfall und der Erlösung ein ganzes Rechtssystem begründen zu wollen, — der historischen Rechtsschule endlich hält der Verfasser mit Recht entgegen, daß es in der Geschichte keinen Stillstand oder Rückschritt gebe, daß in ihr vielmehr überall naturgesetzliche Entwicklung, also Fortschritt zu erkennen sei, und daß es den Geist der Geschichte verläugnen heiße, wenn man den vernunftrechtlichen Ideen die Lebensfähigkeit absprechen wolle, weil sie nur eine Ausgeburt des Zeitgeistes seien, und meine, das, was seit einem halben Jahrhundert die europäische Menschheit bis in ihren tiefsten Grund bewegt und ganze Völker zu den höchsten Kraftanstrengungen begeistert habe, sei die Erfindung müßiger oder seichter Köpfe, und einem so gewaltigen Elemente könne, von der Weltgeschichte einmal in sich aufgenommen, selbst die Berechtigung zum Dasein wieder abgesprochen werden. Zugleich macht er sie auf den Widerspruch aufmerksam, in welchem sie sich gegenüber ihrer eigenen Partei befinden, indem es ja, wie im Leben der Individuen, so auch im Leben der Völker eine Zeit gebe, wo an die Stelle des Instinkts und der Gewöhnung, oder des blinden Glaubens die freie Forschung und

das prüfende Nachdenken tritt, und somit das Vernunftrecht, das sich auf dieser Stufe entwickelt, gleichfalls als ein naturgemäßes und nothwendiges Element der Rechtsbildung angesehen werden müsse.

Indem der Verfasser so das eigene vernünftige Bewußtsein des Menschen als die einzige Erkenntnißquelle des Rechtes anerkennt: entwickelt er das Rechtsgesetz selbst auf folgende Weise: Aus der untrüglichsten Quelle, durch unser sittliches Bewußtsein oder das Gewissen, mithin durch eine unmittelbare, gewisse innere Erfahrung, an deren Wahrheit wir nicht dürfen als an unserm eigenen Dasein, wissen wir Erhaltung des Sittengesetzes (nicht bloß in dem Verhalten gegen Andere, sondern bei jeder Art von Thun und Lassen) der Inbegriff und Gipfel menschlicher Bestimmung ist. Zur Sittlichkeit oder zur freien werkthätigen Erfüllung gehört aber ein nicht bloß innerlich, sondern auch äußerlich (nach außen und von außen) freier Wille, ein Wille, der, wie ohne inwohnende, so ohne fremde Nöthigung sich selbst bestimmt, und eine Willenssphäre, in deren Umkreis er sich frei bewegt. Kraft seiner sittlichen Bestimmung muß daher auch jeder Mensch ein Recht auf solche Freiheit haben, weil das Sollen nothwendig das Dürfen oder Können in sich schließt, und das Erstere ohne das Letztere ein Widerspruch wäre. Er ist also rechtsfähig, eine Person, ein Rechtssubjekt; d. h. seine Freiheit ist keine bloß faktische, zufällige, sondern eine rechtliche; er kann verlangen, daß auch Andere sie anerkennen, und darf die Anerkennung derselben nöthigenfalls durch Gewalt erzwingen. Und zwar erstreckt sich seine Rechtssphäre so weit, als seine Willenssphäre sich erstreckt. Die verschiedenen Rechte aber, die man nach Verschiedenheit der Gegenstände (Leben, Ehre, Freiheit, Eigenthum ꝛc.) unterscheidet, reduciren sich auf das Eine Recht der objektiven Geltung des im Bereiche seiner geistig innern wie seiner leiblich äußern Wirksamkeit freithätigen Willens. Diese Freiheit ist aber keine ganz unbedingte, sondern sie ist beschränkt durch die von dem Sittengesetz im Verhältniß zu den Mitwirkenden gebotene Pflicht der Anerkennung gleicher Geltung ihres Willens, welche in so weit erzwingbar sein muß, als der Mensch dadurch die zu Erfüllung seiner menschlich-sittlichen oder vernünftigen Bestimmung unentbehrliche Freiheit oder Willensgeltung und Willenssphäre nicht verliert. Hiernach wird das Rechtsgesetz S. 20 folgendermaßen bestimmt: es erscheint nach seiner Quelle als ein Ausfluß derselben sittlichen Vernunft, der auch das Sittengesetz entstammt; es ist nach seinem Zwecke, als erlaubendes Gesetz, ein nothwendiges Hülfsgesetz und eine Folge des Sittengesetzes und der sittlichen Freiheit des Menschen, umfaßt nach seinem Inhalt, als gebietendes Gesetz, den Theil des Sittengesetzes, der erzwingbar sein muß, wenn

eine freie und vollständige Menschheitsentwicklung möglich bleiben soll, und ist zu definiren als:

„Das erzwingbare Gesetz der wechselseitigen gleichen Geltung Aller, so weit solche vereinbar ist mit der vernünftigen Bestimmung jedes Einzelnen."

Der Verfasser scheint seiner Begriffsbestimmung selbst nicht ganz zu trauen, wenn er S. 23. sagt: „Ist diese Entwicklung des Rechtsgesetzes die richtige, so wäre eben damit gefunden, was gesucht wurde: der letzte Grund alles gültigen Rechts in der sittlichen Vernunft; sollte sie aber auch als unrichtig nachgewiesen werden, wie schon manche andere Vernunftrechtstheorie, so wird doch nur die Lösung, nicht die Aufgabe sich ändern müssen." In der That wird man sich durch dieselbe auch nicht befriedigt finden. Es würde zu weit führen, eine vollständige Widerlegung derselben zu versuchen, und es mag um so mehr an einigen allgemeinen Bemerkungen genügen, als sie, wie bereits bemerkt, im Wesentlichen ganz mit der Kantschen Rechtstheorie übereinstimmt, deren Einseitigkeit längst von verschiedenen Standpunkten nachgewiesen worden ist.

Auch der Verfasser geht von einem bloßen Postulate der Vernunft aus, das als solches, als eine bloße Thatsache hingenommen wird, ohne eine Einsicht in deren innere Nothwendigkeit zu gewähren und die Vernünftigkeit des Rechts und seinen Zusammenhang mit den Gesetzen des Geistes selbst nachzuweisen. Wenn das Recht aus dem Sittengesetze und aus der sittlichen Bestimmung des Menschen hergeleitet werden will, so drängt sich doch sogleich die Frage auf, woher kommt das Sittengesetz und was enthält dasselbe? was ist Sittlichkeit und sittliche Bestimmung des Menschen? und welches ist überhaupt das Verhältniß des endlichen Geistes zum unendlichen und absoluten? Nur durch die Einsicht in das Wesen des Geistes überhaupt läßt sich das Wesen des Rechts selbst erkennen, und so lange die Wissenschaft jene Fragen nicht zu beantworten vermag, muß sie auf jeden Versuch verzichten, ein bestimmtes Rechtssystem entwickeln und die Vernünftigkeit desselben beweisen zu wollen. Ihre Ausführungen sind bloße Voraussetzungen, wie das Postulat selbst, von welchem sie ausgehen, und entbehren mit diesem den Charakter wissenschaftlicher Begründung. Der Mangel einer tiefern Auffassung des Rechts und seines Zusammenhangs mit dem allgemeinen Leben des Geistes zeigt sich am deutlichsten darin, daß das Recht bei dem Verfasser außer aller innern Verbindung sowohl mit der Familie, als mit dem Staate erscheint, welche doch wesentlich innerhalb des Rechtssystems ihre Stelle finden müssen. Was die Theorie des Verfassers vom Staate betrifft, so mag hier die vorläufige Bemerkung genügen, daß er den Staat lediglich aus einem Vertrage der Einzelnen

unter ſich hervorgehen läßt und das Strafrecht weſentlich als ein Privatrecht des Einzelnen, nicht aber als ein von dem Recht des letztern unabhängiges Recht der im Staate repräſentirten Allgemeinheit angeſehen wiſſen will. Von dem Begriff der Familie, von der Ehe, dem Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern u. ſ. w. iſt in dem Rechtsſyſtem des Verfaſſers gar nicht die Rede und konnte conſequenterweiſe von ſeinem Standpunkte aus auch kaum die Rede ſein. Bloß gelegenheitlich bei der Lehre von der Uebertragung des Eigenthums iſt die Frage, ob es ein rechtliches Gebrecht gebe oder nicht, erörtert. Wir werden ſpäter die Anſicht des Verfaſſers über dieſen Punkt noch beſonders ins Auge faſſen, und kehren hier zunächſt zu dem Rechtsprinzip des Verfaſſers zurück, um zu ſehen, ob es ihm wirklich gelungen iſt, daſſelbe aus dem Sittengeſetz nachzuweiſen.

Das Rechtsgeſetz, ſagt der Verfaſſer, iſt eine Folge des Sittengeſetzes und der ſittlichen Freiheit des Menſchen. Weil der Menſch ſittlich *ſein* ſoll, muß er auch in Wirklichkeit *frei* ſein; denn die Sittlichkeit beſteht nur darin, bei der nicht bloß innerlich, ſondern auch äußerlich freien Wahl zwiſchen dem Pflichtgebot und den Antrieben der Selbſtſucht oder Sinnlichkeit ſich für das erſte zu entſcheiden (S. 15). Wenn man die beiden Prämiſſen, die ſittliche Beſtimmung des Menſchen und die Nothwendigkeit der freien Selbſtbeſtimmung als weſentliche Erforderniſſe der Sittlichkeit, zugibt, ſo kann gegen den Schluß ſelbſt: daß der Menſch ein Recht auf Freiheit habe, an und für ſich nichts eingewendet werden. Welches iſt nun aber die Freiheit, welche auf dieſe Weiſe dem Menſchen vindicirt wird? Damit der Menſch in jedem Akte ſeiner Selbſtbeſtimmung ſittlich ſein kann, muß er auch *bei jedem* völlig frei ſein, muß ihm alſo auch *das Recht* zuſtehen, das Gegentheil zu thun. Z. B. es iſt ein Gebot der Sittlichkeit, die fremde Perſönlichkeit zu achten; aber die Erfüllung dieſes Gebotes ſelbſt wäre von dieſem Standpunkt aus nur dann eine ſittlich freie, wenn ich die Möglichkeit des Gegentheiles hätte, d. h. wenn ich das Recht hätte, ſie nicht anzuerkennen. Es folgt dieß mit Nothwendigkeit aus dem Prinzip des Verfaſſers, denn nur ſoweit ich im Beſitz der Möglichkeit, das Gegentheil zu thun, gleichwohl für das Gute mich entſcheide, ſagt er ſelbſt, iſt mein Thun ein ſittliches. Wir erhalten alſo für das Rechtsgeſetz eine Freiheit, welche völlig unbeſchränkt und nichts anderes iſt, als das Recht des unbedingten Einzelnwillens. Statt der Sittlichkeit iſt es die erhöhte, völlig unbegränzte Willkür, welche bei dieſer Ableitung das Prinzip des Rechtes ausmacht. Der Verfaſſer fühlt dieſes ſelbſt; indem er aber den Mangel ſeines Prinzipes beſeitigen will, kommt er in den Widerſpruch mit ſich, das, was er auf der einen Seite als nothwendige Folge des Sittengeſetzes ausgibt, auf der andern ſelbſt wieder im Namen der nämlichen Sittlichkeit zu

läugnen. „So gewiß", heißt es S. 15, „wenn freie Sittlichkeit des Menſchen Beſtimmung iſt, ſein Wille auch ein äußerlich gültiger ſein, und es in ſeiner freien Macht und Willkür ſtehen muß, das Sittengeſetz werkthätig zu erfüllen oder unerfüllt zu laſſen, im Leben ſittlich oder unſittlich zu handeln, ſo kann doch dieſe Wahlfreiheit, wenn ſie nicht durch ihr Uebermaß ſich ſelbſt zerſtören ſoll, keine ganz unbedingte und in allen Fällen unbeſchränkte ſein. Wäre ſie dieß, und ſtände ſomit Jedem frei, den Nebenmenſchen, wie es ihm eben beliebt, entweder nach dem ſittlichen Geſetz der Gleichheit oder nach dem Naturgeſetz des Stärkern zu behandeln, ſo würde ja die völlig ſchrankenloſe Freiheit des Einen die des Andern aufheben; kein Menſch beſäße unantaſtbar das zur freien Pflichterfüllung unentbehrliche Willens- und Rechtsgebiet, und die Vernunft erſchiene mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, indem ſie, oder vielmehr die aus ihr ſprechende höhere Macht, ſtatt die Erfüllung der ſittlichen Beſtimmung aller auf der Erde lebenden Vernunftweſen möglich zu machen, wieder nur das Recht des Stärkern und den dem Sittengeſetz widerſprechenden Krieg Aller gegen Alle ſanktionirte. Die Freiheit in Erfüllung oder Nichterfüllung des Sittengeſetzes kann daher nur einen Theil der durch daſſelbe vorgeſchriebenen Pflichten umfaſſen; und ſo gewiß es unerzwingbare Pflichten, freie oder reine Gewiſſenspflichten geben muß, wenn freie Erfüllung des Sittengeſetzes möglich ſein ſoll, eben ſo gewiß muß es auch unfreiwillige Pflichten oder einen erzwingbaren Theil des Sittengeſetzes geben." Zu Gemäßheit deſſen erklärt der Verfaſſer denjenigen Theil des Sittengeſetzes für erzwingbar, welcher ſich auf die Achtung Anderer, die Anerkennung gleicher Geltung ihres Willens beziehe, während derjenige Theil des Sittengeſetzes, welcher die gleiche Liebe, wie für ſich ſelbſt, auch für den Nebenmenſchen fordere, unerzwingbar bleibe. Gut! aber wo bleibt da die Conſequenz des Verfaſſers? Wird auf dieſe Weiſe die Freiheit der Selbſtbeſtimmung, welche der Verfaſſer, wie geſagt, zuerſt als nothwendige Bedingung der Sittlichkeit aufgeſtellt, und woraus er das Recht der freien Perſönlichkeit jedes Einzelnen abgeleitet hat, nicht gerade für das äußere Willensgebiet, das Rechtsgebiet, wiederum aufgehoben? Das Recht der unbedingten Willensfreiheit des Einzelnen in dem Sinne, in welchem der Verfaſſer es ſich aus dem Sittengeſetz entwickelt hat, iſt unverträglich mit dem Geſetz der gleichen Geltung Aller. Das eine hebt nothwendig das andere auf, und das Rechtsgeſetz „der gleichen Geltung Aller, ſo weit ſolche vereinbar iſt mit der vernünftigen Beſtimmung jedes Einzelnen", welches auf der einen Seite von der Freiheit des Einzelnen ausgeht und auf der andern Seite doch die Unfreiheit deſſelben, deſſen Gebundenheit durch die Exiſtenz Anderer, behauptet, enthält einen Widerſpruch in ſich,

welcher bei dem Verfaſſer nirgends vermittelt erſcheint, und in welchen er nothwendig verfallen mußte, weil er ſich den Unterſchied zwiſchen ſittlicher Freiheit und ſubjektiver Willkür durchaus nicht entwickelt, und beide Begriffe als identiſch genommen hat.

Ein weiterer Mangel in der Auffaſſung des Verfaſſers liegt darin, daß ihm das Recht gegenüber der Sittlichkeit nur als Mittel zum Zwecke erſcheint, und er daſſelbe nur unter dem Geſichtspunkt eines erlaubenden Hülfsgeſetzes des Sittengeſetzes betrachtet. Nach ſeinem Begriffe der Freiheit konnte er freilich nicht anders; hierin zeigt ſich aber gerade die Unrichtigkeit ſeines Standpunktes, indem es ihm nicht möglich iſt, das Rechtsgeſetz mit dem Sittengeſetz in Uebereinſtimmung zu bringen, und er ſogar zu dem Reſultate gelangt, daß etwas dem Sittengeſetz Widerſprechendes gleichwohl dem Rechtsgeſetz gemäß ſein könne. S. 50 behauptet er geradezu, daß es wohl ein Recht gebe, unmoraliſch zu handeln, obgleich es eine rechtliche Verpflichtung zu etwas Unſittlichem nicht geben könne; und auf dieſem Widerſpruch beruht ſeine ganze Ausführung über die ſogenannten unveräußerlichen Rechte. Er erklärt es nämlich ſelbſt als ein Gebot der Sittlichkeit, daß gewiſſe Rechte dem Menſchen unveräußerlich ſeien, weil ſie das zur Erfüllung ſeiner menſchlichen, ſittlich vernünftigen Beſtimmung unentbehrliche Willens- oder Rechtsgebiet umfaſſen, und zählt zu dieſen unveräußerlichen Rechten Alles, was ſich vom Begriff des Menſchen nicht trennen laſſe und einen integrirenden Beſtandtheil ſeines Weſens ausmache. Dagegen ſetzt er die Unveräußerlichkeit dieſer Rechte bloß darein, daß es keine Rechtspflicht gebe, durch welche der Einzelne in denſelben beſchränkt würde, daß daher auch ein Vertrag, durch welchen auf ein unveräußerliches Recht verzichtet worden, unerzwingbar ſei; von der andern Seite aber ſei ein ſolcher Vertrag vollkommen gültig, ſofern nur der Verzichtende ſelbſt ſich nicht darüber beſchwere; denn es müſſe Jedem frei ſtehen, über alle ſeine Rechte nach Gutdünken zu verfügen, und im Falle freiwilliger Entäußerung gelte eben der Grundſatz, daß dem Wollenden kein Unrecht geſchehe. (S. 81 u. 82.) So erklärt der Verf. es z. B. ſelbſt für eine unzweifelhaft dem Sittengeſetz zuwiderlaufende Handlung, wenn ich meine Perſönlichkeit der Willkühr oder dem Muthwillen eines Andern preis gebe, mich zum Mittel oder Werkzeug fremder Unſittlichkeit mache, wenn ich dem Andern das Recht einräume, mich zu beſchimpfen, körperlich zu mißhandeln, zu verſtümmeln oder gar zu tödten u. dgl.; allein er zieht hieraus bloß die Folgerung, daß es mir frei ſtehen müſſe, ein ſolches Verſprechen jeden Augenblick wieder zurückzunehmen, und behauptet, trotz der offenbaren Unſittlichkeit handle weder ich gegen das Rechtsgeſetz, wenn ich aus freien Stücken Alles das über mich ergehen laſſe, noch der Andere, welcher meine Sittlichkeit, meine Ehre, meine Geſundheit

oder mein Leben als ein freiwilliges Opfer von mir angenommen hat. Daher sei es auch keine strafbare Handlung, wenn Jemand einen Andern im Zweikampf erschlage oder auf dessen eigenes und ernstliches Verlangen ihm den Tod gebe, obgleich solche Verletzungen mit Willen des Verletzten einen strafbaren Ungehorsam gegen den Staat, der auch solche Verletzungen verboten habe, enthalten. (S. 82 u. 83.) [Mit welchem Recht verbietet aber der Staat solche Handlungen und bedroht sie mit Strafe, wenn sie an sich nicht rechtswidrig sind?]

Auf gleiche Weise verkennt der Verfasser den sittlichen Charakter des Rechts, indem er S. 68 u. ff. die Behauptung aufstellt, es gebe keine dem Menschen angeborne positive Rechts- oder Leistungspflichten, sondern nur angeborne negative Rechtspflichten, oder eine Pflicht der Unterlassung von Verletzungen, wodurch der Eine eigenmächtig in das Willensgebiet des Andern eingreife; das einzige Mittel zu Begründung und Erschaffung positiver Leistungspflichten sei vielmehr die Willenseinigung im Vertrag, und auch die Leistungen, zu welchen der Einzelne dem Staat gegenüber verpflichtet sei, seien in letzter Entwickelung auf den Staatsvertrag zurückzuführen. Da wir auf die Theorie des Verfassers von der Entstehung des Vertrags erst in dem folgenden Artikel zu sprechen kommen werden, so will ich mich zunächst zu Widerlegung seiner Behauptung auf die von dem Willen des Einzelnen unabhängigen öffentlich rechtlichen Leistungsverbindlichkeiten nicht berufen. Allein es gibt noch andere Leistungen, zu welchen der Einzelne rechtlich verpflichtet ist, ohne daß er sich dazu durch Vertrag irgend wie verbindlich gemacht hat. Dahin gehört z. B. die Pflicht der Eltern, ihre Kinder zu erziehen, sie zu ernähren, so wie umgekehrt die Verpflichtung der Kinder zu Ernährung ihrer hülfsbedürftigen Eltern; ferner im Verhältniß zu Dritten die Verpflichtung, einem in der Noth Befindlichen, welcher ohne unsern Beistand zu Grunde gehen würde, Hülfe zu leisten, sofern es ohne Gefährdung der eigenen Person geschehen kann, ihn unter der gleichen Voraussetzung vor drohenden Gefahren zu schützen oder zu warnen u. dgl. Pflichten, welche so sehr schon im natürlichen Gefühle und in der natürlichen Ordnung der Dinge begründet sind, daß man sie unmöglich von dem Gebiet des Rechts ausschließen kann, wenn gleich es schwer sein mag, bei der Anwendung auf einzelne Verhältnisse die Grenze des Rechts in dieser Beziehung genau zu bestimmen.

Soll das Recht wirklich nicht blos als ein Produkt der Willkür und der Gewalt erscheinen, so müssen wir in ihm so gut, wie in dem Gebiete des sogenannten Sittengesetzes das Dasein des allgemeinen Geistes und die Verwirklichung der sittlichen Weltordnung erkennen. Es ist derselbe absolute Geist, der in unserm sittlichen und in unserm rechtlichen Bewußtsein

zu uns ſpricht, und in der Uebereinſtimmung oder in dem Widerſpruche, mit welchem unſere Sittlichkeit oder Unſittlichkeit, unſer Rechtthun oder unſer Unrechtthun beſteht. Wie der Menſch ein ſittliches und ein rechtliches Weſen zugleich iſt, und mit der Einheit ſeiner Individualität ebenſoſehr in einer Beziehung ſteht zu der ihn umgebenden äußern Welt, als er ſich bewußt iſt, zugleich einer höhern Weltordnung anzugehören; ſo ruhen auch die Geſetze, die ſein Thun nach der einen oder nach der andern Seite hin beſtimmen, auf einem und demſelben Grunde. Moral und Recht widerſprechen nicht einander, ſondern ergänzen ſich gegenſeitig und ſind, wenn man ſo ſagen will, die beiden Seiten, in welchen ſich der dem Menſchen inwohnende ſittliche Geiſt in ihm und durch ihn verwirklicht. Die Maxime ſeines Verhaltens in dem Gebiete der Moral ſowohl als des Rechtes kann nämlich für den Menſchen nur darin gefunden werden, Daſein des allgemeinen Geiſtes zu ſein, d. h., ſich ſeiner Einheit mit Gott, als dem abſoluten Geiſte, bewußt zu ſein, und dieſe Einheit in ſich, ſeinem Wollen und Thun, zu vollziehen. Denn nur darin, ſich des göttlichen Geiſtes, als ihm inwohnend, bewußt zu ſein, und ihn in allen Beziehungen ſeines Lebens zu beurkunden, beſteht das Weſen, oder was das Gleiche iſt, die Beſtimmung des Menſchen. Darin beſteht aber auch allein ſeine Freiheit. Ich bin frei, weil ich ſelbſtbewußter Geiſt bin und mich als Träger des allgemeinen Geiſtes weiß; ich bin es aber nur innerhalb dieſes meines Weſens, d. h. ſo weit mein Wollen und Thun meiner ſittlichen Natur entſpricht; denn was nur Folge iſt, kann nicht über den Grund ſelbſt hinausgehen. Meine Freiheit iſt alſo keine willkürliche; ſie hat an der Vernünftigkeit meines Willens ihre Grenze und iſt durch dieſe bedingt. *Faktiſch* kann ich das Gute wollen oder das Schlechte, kann ich mich durch mein Pflichtgefühl oder durch die Antriebe der Selbſtſucht beſtimmen laſſen: wie mein inneres Verhalten aber nur dann ein ſittliches iſt, wenn ich wirklich für das Gute mich entſcheide, ſo iſt auch in meinem äußern Thun mein Wille nur dann ein rechtlicher und hat einen Anſpruch auf rechtliche Geltung, wenn er in Uebereinſtimmung ſteht mit meiner vernünftigen Beſtimmung, und dieſe darin ihren Ausdruck hat. In dieſem Sinne kann man das Sittengeſetz, wenn man es auf eine Formel zurückführen will, ſo ausdrücken: „Sei Menſch und lebe deiner Beſtimmung als Menſch!“ Darin iſt dann die Maxime meines moraliſchen Verhaltens gleichmäßig, wie die meines rechtlichen Thuns enthalten; der Unterſchied zwiſchen Moral und Recht ſelbſt aber iſt dadurch nicht aufgehoben: beide bleiben vielmehr unterſchieden, ſowohl in Rückſicht auf die Form des Erkennens, welches das Kriterium iſt der Uebereinſtimmung unſers Thuns mit der Sittlichkeit, als in Hinſicht auf das Gebiet, auf welchem ſich beide äußern. In der erſteren Beziehung iſt es nämlich unſer

subjektives Bewußtsein, welches unser moralisches Verhalten normirt, die Stimme des Gewissens, welche uns sagt, was die Sittlichkeit von uns fordert; wogegen unser rechtliches Thun dem allgemeinen Bewußtsein untergeordnet ist, das in dem Willen des Staats (— nach den verschiedenen Perioden seiner Entwicklung in dem jeweiligen Volkswillen, nach seiner Totalität in seiner Geschichte —) und in höherer Ordnung in dem Willen der Menschheit (dem Völkergerichte und der Weltgeschichte) sein Organ hat. In der zweiten Hinsicht aber erstreckt sich das Gebiet des Rechts nicht, wie die Moral, auf die gesammte Willenssphäre des Menschen, sondern begreift nur die Beziehung seines Willens auf die ihn umgebende äußere Welt; und zwar ist dasselbe zu bestimmen, als diejenige äußere Weltordnung, durch welche das organische Leben der Menschheit in den Beziehungen der Einzelnen und der Gesammtheit zu einander gesetzt ist; oder mit andern Worten, als der Inbegriff derjenigen Bestimmungen des Sittengesetzes, durch deren Verwirklichung die Entfaltung der freien Natur des Menschen und die Entwickelung seiner leiblich geistigen Wesenheit sowohl innerhalb des besondern Kreises seiner Persönlichkeit, als einzelner, als in den allgemeineren Kreisen der Familie, der Gemeinde, des Staats und der Völker bedingt ist.

Nur indem man so den Begriff des Rechts auf seine tiefere Grundlage zurückführt, wird der Widerspruch beseitigt, in welchen man auf jedem Schritte verfallen muß, wenn man, wie der Verfasser es gethan hat, auf der einen Seite von der Sittlichkeit des Menschen, und auf der andern von der Willkür derselben ausgeht; nur auf diesem Wege kann es gelingen, nicht blos das Recht der eigenen Persönlichkeit in ihrem vollen Umfange zu retten, sondern auch die Freiheit aller Uebrigen damit in Uebereinstimmung zu bringen; denn indem ich weiß, daß das wahre Wesen des Menschen eben nur darin besteht, Dasein des allgemeinen Geistes zu sein, bin ich mir ebenso meiner eigenen Freiheit bewußt, als ich, kraft meiner Sittlichkeit, zugleich auch in dem Andern ein sittlich-freies Wesen anerkenne; die Vernünftigkeit und die Freiheit des Andern ist nur meine eigene, und sie widersprechen sich nicht, sondern bedingen sich gegenseitig. Erst nach diesem Standpunkte gewinnt aber auch die rechtliche Freiheit des Menschen ihre wahre sittliche Weihe. Sie hat aufgehört, ein bloßes Recht, eine bloße Befugniß zu sein, und wohin uns bisher schon das ahnende Verlangen trieb, und was wir nur fordern zu dürfen uns bewußt waren, das erkennen wir jetzt zugleich als heilige und unabweisbare Pflicht. Denn das Rechtsgesetz räumt mir selbst so wenig als einem Andern die Befugniß ein, durch Vernichtung, Verstümmlung oder Unterdrückung meiner leiblichen oder geistigen Natur die Wesenheit des Seines, dessen Dasein ich bin, zu

verletzen, und wenn die zwangsweise Erfüllung eines Versprechens, durch welches ich auf ein sogenanntes unveräußerliches Menschenrecht verzichtet habe, demselben widerspricht, so verbietet es in gleicher Weise auch das freiwillige Aufgeben eines solchen Rechtes, und erklärt es mir selbst und Andern gegenüber als erzwingbare Pflicht, meine Persönlichkeit, welche nicht bloß für mich, sondern zugleich ein Glied des Ganzen ist, zu achten und Alles zu thun und zu unterlassen, was zur Verwirklichung der Menschheitsidee innerhalb der Sphäre meines rechtlichen Seins förderlich oder hinderlich ist. Hier erkennen wir dann, daß es auch in der Stellung, die wir in dem Leben des Staats und der Gesellschaft einnehmen, nicht von unserm Belieben abhängt, die sittliche Würde, die unsere Bestimmung ist, zu wahren oder preiszugeben, und indem wir uns so aus der Tiefe unseres sittlichen Bewußtseins heraus das Wesen der bürgerlichen Freiheit in ihrer hohen Bedeutung lebendig und treu vergegenwärtigen, fühlen wir uns mit jener Macht der Wahrheit zu ihr hingezogen, welche die Gewalt ist der religiösen Ueberzeugung, und welche den Denker zu dem gleichen Eifer, der gleichen Liebe und der gleichen Aufopferung entflammt, wie den begeisterten Dichter. — Und hiermit sind wir auf dem Wege, erhaben über blinden Fanatismus, die schwierigste Klippe in der Entwickelung unseres staatlichen Lebens und den gefährlichsten Feind der Freiheit zu überwinden — die Trägheit des Indifferentismus und den politischen Atheismus.

Ehe wir zum folgenden Abschnitt, der Lehre vom Staate, übergehen, komme ich auf eine Frage zurück, welche schon oben angedeutet wurde, und welche in unserer Zeit ein erhöhtes Interesse zu gewinnen scheint, die Frage von der Erblichkeit des Eigenthums. Der Verfasser glaubt, daß es kein natürliches Erbrecht gebe, und daß solches weder in dem angebornen Recht des Erben noch in dem des Erblassers begründet sei. Denn um ein durch den Tod des Eigenthümers herrenlos gewordenes Gut mit Ausschluß jedes Andern sich zueignen zu dürfen, müßte des Erben Wille von vorn herein mehr gelten, als der jedes Andern; und um dem Erblasser ein über seine Lebenszeit hinausreichendes Verfügungsrecht zuzuschreiben, müßte auch derjenige einen gültigen Willen haben, der einen Willen geltend zu machen gar nicht mehr im Stande, für welchen jede Möglichkeit sichtbarer, körperlicher Einwirkung auf Dinge dieser Welt verschwunden sei. Obgleich nun aber von Naturrechtswegen das Eigenthum eines Verstorbenen demjenigen zufalle, welcher zuerst Besitz davon ergreife, so sei doch die Vererbung des Eigenthums an diejenigen, welche dem Besitzer die nächsten und liebsten sind, etwas dem natürlichen Gefühl so Entsprechendes und Billiges, es sei eine so gerechte und politisch wohlbegründete Ermunterung und Belohnung des Erwerbsfleißes; es sei endlich ein Verbot der Enterbung durch Uebergabe

bei Lebzeiten und bedingte Vermögensabtretung so leicht zu umgehen, daß ein positives Erbrecht in keinem, auch nur halbwegs geordneten Zustande der Gesellschaft lange verbleiben könne. Aber der eigentliche Rechtsgrund des Erbrechtes sei und bleibe immer, auch bei testamentarischer Erbfolge, nicht der Wille des Verstorbenen, sondern der (im Gesetz ausgesprochene) **Wille aller Ueberlebenden, welche auf ihr natürliches Zueignungsrecht an dem Nachlaß zu Gunsten des Erben zu verzichten sich bereit erklärt haben**; es sei die allgemeine öffentliche Uebereinkunft sämmtlicher Genossen des Rechtsvereins, vor jedem Anderen dem gesetzlichen oder testamentarischen Erben die Güter des Verstorbenen zur Erwerbung anzubieten (S. 61 — 63). Gewiß wird man sich durch dieses künstliche Rettungsmittel des Erbrechts wenig befriedigt finden. Schon der Umstand, daß dasselbe aus den vom Verfasser selbst angeführten politischen Gründen nicht entbehrt werden kann, und daß es sich bei allen auch nur halb civilisirten Völkern findet, muß zu der Vermuthung führen, daß es eine tiefere Berechtigung habe. Allerdings hat der Verfasser vollkommen Recht darin, daß mit dem Tode eines Menschen auch **seine Vermögensrechte** erlöschen; daraus folgt aber noch nicht, daß seine Güter nun **herrenlos** werden. Wäre dieses, so würden seine Gläubiger am Schlimmsten daran sein; denn diese hätten nun in der That Niemand, an den sie sich halten könnten: an ihren Schuldner nicht, dieser ist ja todt; ebensowenig aber an den Erben, denn für diesen, der ja nur ein herrenlos gewordenes Gut sich zugeeignet hat, läge überall keine Verpflichtung vor, die von dem Gute selbst ganz unabhängigen Verbindlichkeiten des frühern Eigenthümers zu übernehmen, da er lediglich von einem, ihm selbständig zustehenden, beziehungsweise von Dritten auf ihn übertragenen Rechte Gebrauch gemacht hätte. Höchstens könnte man also auch hier sagen, die **Billigkeit** fordere, daß durch positives Gesetz diejenigen, welche die Güter des Verstorbenen bekommen, für verpflichtet erklärt werden, auch dessen Schuldverbindlichkeiten zu übernehmen. Allein mit einer solchen Billigkeit ist es immer eine schlimme Sache, wenn sie sich nicht auf das Rechtsgesetz selbst zurückführen läßt. Nach der Theorie des Verfassers würde der Staat in seinem vollkommenen Rechte sein, und sich überall keiner Rechtsverletzung schuldig machen, wenn er heute alles Erbrecht aufhöbe und nicht bloß die Güter eines Jeden nach seinem Tode der Gesammtheit für verfallen erklärte, sondern sogar auch die Gläubiger desselben, so weit sie nicht schon bei Lebzeiten ihres Schuldners Bezahlung erhalten, davon ausschlösse. Schon das natürliche Rechtsgefühl jedoch sagt Jedem, wenn es nicht durch abstrakte Verstandes-Sophismen irre geleitet ist, daß ein solches Verfahren ein unrechtmäßiges wäre, und in der That wird man auch nichts anderes, als

eine Verletzung des Rechtsgesetzes darin finden können, sobald man das Verhältniß der Familie dabei gehörig ins Auge faßt. Die Familie bildet nämlich in ihrer äußeren Erscheinung sowohl als in ihrer geistigen Grundlage eine organische Geschlossenheit, welche ihr, wenn sie gleich äußerlich nur als Vielheit angeschaut wird, wesentlich den Charakter der Einheit und Individualität verleiht, und zu welcher sich die einzelnen Familienangehörigen wie die Glieder zum Ganzen verhalten. Was insbesondere die Vermögensverhältnisse der Familie betrifft, so gilt, vom natürlichen Standpunkte aus betrachtet, der Grundsatz der vollkommenen Gemeinschaft; d. h. nicht die Einzelnen sind die Eigenthümer des Vermögens, sondern es ist die unsichtbare Persönlichkeit der Familie, welche als das eigentliche Rechtssubjekt erscheint, und für welche das jeweilige Oberhaupt der Familie dasselbe verwaltet. Das Rechtsverhältniß erleidet daher an und für sich und in seiner Beziehung auf Dritte durch den Tod des Familienoberhauptes so wenig, als durch das Wegfallen eines andern Mitgliedes, eine Veränderung; es tritt kein Wechsel in der Person des Eigenthümers, sondern bloß in der des jeweiligen Besitzers oder Verwalters ein, und nur dann würde das Eigenthumsverhältniß selbst ein anderes, wenn durch das Hinwegfallen des letzten Inhabers die Familie selbst als erloschen zu betrachten wäre. Abgesehen von diesem Falle werden daher auch die Güter nicht herrenlos, sondern gehen einfach auf diejenigen über, welche in der natürlichen Gliederung der Familie mit dem Verstorbenen den nächsten Kreis gebildet hatten. Es ließe sich leicht nachweisen, daß dies der eigentliche Gesichtspunkt ist, unter welchem sowohl das griechische und römische, als auch das germanische Erbrecht aufzufassen ist; in dem letztern beruht namentlich das gesammte Erbsystem, die Lehre von den Familienfideikommissen, Erblehen u. s. w. auf der ausdrücklich ausgesprochenen Vorstellung von der Einheit des Bluts, und selbst das römische Recht, von seinem abstrakten Standpunkt aus, nähert sich mit Bestimmtheit dieser Vorstellung in der altzivilrechtlichen Auffassung des Begriffs der Familie und der hieraus entwickelten Lehre von den Sui; es ist jedoch hier nicht der Ort, auf diese rechtsgeschichtlichen Fragen näher einzugehen, und es braucht hinsichtlich der Bedeutung des Erbrechts hier bloß noch bemerkt zu werden, daß die Erwerbung der einzelnen Erbschaftssachen weder im römischen noch im deutschen Recht das Wesen des Erbrechts ausmacht, daß dasselbe vielmehr durchaus als Gesammtnachfolge, d. h., als das Recht des Eintritts in den Complex aller nicht ausdrücklich davon ausgenommenen bürgerlichen Beziehungen des Verstorbenen aufgefaßt ist, kraft dessen der Erbe gleichsam der Träger der Persönlichkeit des Verstorbenen wird. Auf diese Weise läßt sich also wenigstens das Intestaterbrecht der Familienangehörigen vollkommen begrün-

den, ohne daß man nöthig hätte, zu der künſtlichen Fiktion des Verfaſſers ſeine Zuflucht zu nehmen. Und zwar erſtreckt ſich daſſelbe, abgeſehen von poſitiv-rechtlichen Grenzbeſtimmungen, ſo weit, als ſich die Familienverbindung überhaupt erſtreckt, bis dieſe endlich in die Stammes- oder National-Gemeinſchaft ausmündet, wo dann das aus dem gleichen Prinzipe herzuleitende Succeſſionsrecht des Staates gewinnt.

Zweifelhafter dagegen iſt allerdings das auf teſtamentariſcher Anordnung beruhende Erbrecht. Indeſſen handelt es ſich hier weniger darum, ob Jemand über ſeinen Tod hinaus eine Verfügung über ſein Vermögen treffen könne, worauf die Schwierigkeit beruht — denn wenn man anerkennt, daß Jeder bei Lebzeiten das Seinige veräußern könne, daß eine ſolche Veräußerung auch über den Tod des Veräußernden hinaus wirkſam ſei und für den Erwerbenden ein an keine Zeit gebundenes Recht begründe, ſo muß man wohl auch die Form der Veräußerung, wo der Eigenthümer dem Erwerbenden ein erſt mit dem Tode des Erſtern in Wirkſamkeit tretendes Recht einräumt, als vollgültig anerkennen — als um den Konflikt, den man hier zwiſchen dem Recht der freien Perſönlichkeit des Subjekts, des einzelnen Individuums, und dem ſubſtantiellen Recht der Familie, beziehungsweiſe des Staates, entſtehen ſieht. Wie iſt der Widerſtreit zu löſen, in welchem der Anſpruch des Einen dem Anſpruch des Andern gegenüberſteht? Stehen beide ſich gleich, oder iſt der Eine dem Andern unterzuordnen, und welcher? Es zeigt ſich ſogleich, daß dieſe Fragen für ſich allein nicht gelöst werden können; man wird vielmehr unmittelbar auf die allgemeinere Frage, welches überhaupt das Verhältniß ſei, in welchem der Einzelne zum Allgemeinen, inſonderheit zur Familie und zum Staate ſtehe, hinübergeführt, und die Aufgabe, welche ſich hier ſtellt, iſt eben die, nachzuweiſen, wie die Freiheit des Allgemeinen und die Freiheit des Individuums ſich nicht aufheben, wie vielmehr beide nur ineinander ſind und die abſolute Freiheit gerade in der harmoniſchen Berechtigung aller Momente beſteht. So wird man denn für die vorliegende Frage zu dem Reſultate gelangen, welches im Weſentlichen auch das Prinzip unſeres heutigen Notherberechts iſt: daß die individuelle Freiheit an dem ſubſtantiellen Recht der Familie eine Grenze habe, und daß das letztere, unbeſchadet des auf ſeinen wahren Inhalt zurückgeführten Rechts der freien Perſönlichkeit, gegen Eingriffe ſubjektiver Willkür aufrecht zu erhalten ſei. Die Grenze zwiſchen beiden für alle einzelnen Fälle feſt zu beſtimmen, iſt Sache der poſitiven Geſetzgebung; im Allgemeinen aber wird man allerdings behaupten müſſen, daß in unſerm gegenwärtigen Recht dem ſubſtantiellen Recht der Perſönlichkeit zu wenig Rechnung getragen ſei, und daß die beſtehende Teſturfreiheit zum Schutze aller Familienangehörigen auf ein geringeres

Maß zurückgeführt werden ſollte. Im ältern germaniſchen Recht gab es bekanntlich gar keine Teſtamente, und die Beſchränkungen des Hausvaters gegenüber den Familienangehörigen erſtreckten ſich ſogar, was übrigens ganz konſequent war, auf Veräußerungen unter Lebenden. Erſt ſpäter kam dann der Unterſchied zwiſchen anererbtem Gut und dem durch ihn ſelbſt Erworbenem auf, eine Unterſcheidung, worin ſich das Recht des perſönlichen Willens zuerſt geltend zu machen ſuchte. Auch im attiſchen Recht gab es kaum eigentliche Teſtamente. Die Erbseinſetzung hatte durchaus nur die Bedeutung einer Annahme an Kindesſtatt und war allen Beſchränkungen der letztern unterworfen; namentlich galt der Satz, daß nur derjenige einen Teſtamentserben ernennen könne, welcher keine leiblichen Kinder hat. Selbſt das älteſte römiſche Recht, in welchem die Gewalt des Hausvaters eine ſo ausgedehnte war, ſcheint von dieſem Geſichtspunkte ausgegangen zu ſein. Die älteſten Teſtamentsformen weiſen wenigſtens ſehr beſtimmt darauf hin, daß die teſtamentariſche Erbsernennung im Weſentlichen nichts Anderes war, als eine Annahme an Kindesſtatt, d. h. ein Akt, durch welchen das natürliche Verhältniß, auf welchem das Erbrecht beruht, künſtlich nachgebildet wurde. Später trat zwar unbedingte Teſturfreiheit ein; allein noch in den Zeiten der Republik bildete ſich auch ſchon wieder eine Beſchränkung derſelben aus, indem der Grundſatz aufkam, daß gewiſſe nahe Verwandte auf einen aliquoten Theil des Nachlaſſes ein nothwendiges Erbrecht haben, ſo daß ein Teſtament nicht zu Recht beſtehen könne, in welchem ihnen nicht wenigſtens dieſer Theil hinterlaſſen worden ſei. Ja, dieſes Recht der nächſten Familienangehörigen wurde als ein ſo ſubſtantielles anerkannt, daß geradezu die rechtliche Vermuthung aufgeſtellt wurde, derjenige, welcher gegen daſſelbe gehandelt habe, ohne durch die dringendſten Gründe dazu veranlaßt worden zu ſein, habe ſich zur Zeit der Errichtung des Teſtaments nicht in dem Zuſtande des freien Gebrauchs ſeiner Vernünftigkeit befunden (ſog. color insaniae).

Der Verfaſſer bringt die Frage von der Beſchränkung des Erbrechts mit der Frage von der ungleichen Vertheilung der Güter in Verbindung. Gewiß kann man ihm nur beiſtimmen, wenn er die übermäßige Anhäufung großer Beſitzthümer in wenigen Händen und die immer ſchroffer ſich ausbildenden Gegenſätze von Reichthum und Armuth als einen wunden Fleck in unſern modernen ſocialen Verhältniſſen bezeichnet, welcher die ſorgfältigſte Erwägung verdient, und welcher vielleicht in einer nicht ſo fernen Zukunft ſich noch drohender geſtalten wird, als man jetzt glauben möchte. Vertrauen wir nicht mit zu vieler Sicherheit auf die Dauer des Beſtehenden! Die immer ſteigende Ausdehnung der ſocialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Beſtrebungen in England und Frankreich, und ſelbſt zum Theil in der

Schweiz und in Deutschland, sollte uns endlich die Augen öffnen. Ich bin weit entfernt, diesen Bestrebungen in der Richtung, in welcher sie sich bis jetzt geäußert haben, das Wort zu reden; aber ich bin überzeugt, daß dieselben keine bloß vorübergehende Erscheinung in der neuesten Zeitgeschichte bilden, und daß ihnen ein wahrer Gedanke zu Grunde liegt, welcher sich über kurz oder lang seine Geltung erkämpfen wird, so gut wie die politischen Gleichheitsbestrebungen des vorigen Jahrhunderts sich solche erkämpft haben. Wenn, wie der Verfasser richtig bemerkt, der ganze leibliche, materielle Theil des menschlichen Daseins auf dem Eigenthum beruht, und ein gewisser äußerer Besitz als die nothwendige Voraussetzung zu Erreichung der menschlichen Bestimmung angesehen werden muß; so ist es nicht bloß ein Gebot der Staatsklugheit, sondern eine Forderung der Sittlichkeit, daß kein Staatsbürger von dieser Grundbedingung eines menschenwürdigen Daseins ausgeschlossen bleibe, daß vielmehr Jedem der Besitz eines gewissen Minimum von äußern Mitteln gesichert sei, um als Mensch, d. h. als sinnlich-geistiges Wesen, zu leben. Man gibt dies allgemein zu in Rücksicht auf die unentbehrlichen Bedürfnisse des leiblichen Daseins; alle neuern Gesetzgebungen erkennen z. B. an, daß dem in Gant gerathenen Schuldner die nothdürftigsten Kleidungsstücke, Hausgeräthschaften u. dgl. nicht genommen werden dürfen, daß derjenige straflos gelassen werden müsse, welcher sich an fremdem Eigenthum vergriffen hat, um sich vor dem Hungertod zu retten, ja, daß die Gesammtheit, mag man hierunter den Staat selbst oder zunächst die einzelnen Gemeinden verstehen, die Verpflichtung habe, der Armen sich anzunehmen, und denjenigen, welche verschuldet oder unverschuldet in die Lage gekommen sind, sich selbst nicht fortbringen zu können, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu geben, sie in der Krankheit zu pflegen u. s. w.: aber sollte denn das geistige Dasein des Menschen einen geringern Anspruch auf Schutz und Pflege haben? sollte es von geringern Werthe sein, ob der Mensch in Beziehung auf seine geistigen Anlagen verkrüpple und zu Grunde gehe? sollte es nicht endlich als ein Gesetz der Menschheit anerkannt werden, daß der unnatürliche Zustand, welcher sich allmälig ausgebildet hat, wo ein Theil im Ueberfluß schwelgt, während Andere, von äußerm Mangel niedergedrückt und genöthigt, alle Kräfte in der Sorge für die leiblichen Bedürfnisse zu erschöpfen, selbst das Nothwendigste entbehren, was sie brauchen, um sich innerlich zu entwickeln und auszubilden und ihrer höhern Bestimmung als geistig freie Wesen sich bewußt zu werden; wo die Beschränktheit und Kümmerlichkeit der Verhältnisse, in welche sich ein großer Theil versetzt sieht, fast nothwendig eine Niedrigkeit der Gesinnung erzeugen muß, die den Menschen zum Thiere herabwürdigt, die niedrigsten Leidenschaften in ihm nährt und ihn zu Verbrechen fortreißt; wo der Man-

gel an Bildung des Geiſtes mit der Erbärmlichkeit des äußern Daſeins Hand in Hand geht, während der Reiche unter der Laſt ſeines Beſitzes ihn würdig zu genießen verlernt hat; wo ſo oft der beſte, der kräftigſte Wille vergebens mit der Mißgunſt des Geſchickes und dem Egoismus der Geſellſchaft kämpft, und das Leben dem redlichen Eifer der Arbeitſamkeit ſo oft nur die Bitterkeit getäuſchter Hoffnungen und den Schmerz geſcheiterter Anſtrengungen bietet —: ſollte die Menſchheit nicht endlich im Fortſchritt der Geſittung zu dem Ziele gelangen, daß dieſer Zuſtand ein anderer werden, daß die Humanität, der Geiſt des wahren Chriſtenthums, den Sieg erhalte über die Beſtrebungen der Selbſtſucht und des Eigennutzes, und die Geſellſchaft zu einer Form des Daſeins ſich erhebe, in welcher Jedem, auch dem Niedrigſten, die Möglichkeit gegeben iſt, Menſch zu ſein und in harmoniſcher Befriedigung der Bedürfniſſe des Geiſtes und des Körpers ſeine Beſtimmung als ſolcher zu erkennen und zu verwirklichen? Dieß iſt der Gedanke, welcher der geſellſchaftlichen Philoſophie zu Grunde liegt, die Robert Owen in England, St. Simon und Fourier u. ſ. w. in Frankreich gelehrt haben. Sie haben das unbeſtreitbare Verdienſt, das Gebrechen mit Wärme und Geiſt aufgedeckt zu haben, und wenn es ihnen auch nicht gelungen iſt, das Problem ſelbſt zu löſen, und man über die Wahl der Mittel ſich mit ihnen nicht einverſtanden erklären kann, ſo haben ſie doch wenigſtens die Aufgabe der Zeit zum beſtimmten Bewußtſein gebracht und dadurch den erſten und wichtigſten Grund zur Löſung derſelben gelegt. Ich bekenne mich, wie geſagt, gerne zu denjenigen, welche die Verwirklichung dieſes Gedankens wünſchen und von der Nothwendigkeit einer Reform der bürgerlichen Geſellſchaft in dieſem Sinne überzeugt ſind, aber ich glaube nicht, daß die Aufhebung oder Beſchränkung des Erbrechts das Mittel dazu ſei, wie der Verfaſſer meint; ſie würde ſich aus der Rechtsidee ſo wenig rechtfertigen laſſen, als die Alles nivellirenden, den Begriff des Eigenthums überhaupt aufhebenden Anſichten der Kommuniſten, und außerdem würde der Zweck dadurch nicht einmal vollſtändig erreicht werden. Ich glaube vielmehr, daß vor Allem durch eine Aenderung in dem Steuerſyſtem dem Uebel abgeholfen werden muß, und daß das beſtehende Mißverhältniß zwiſchen Mangel und Entbehrung des Nothwendigſten auf der einen, und Pracht und Ueppigkeit auf der andern Seite nur dadurch zur richtigen Ausgleichung gebracht werden kann, daß der Luxus und der Ueberfluß, etwa durch progreſſive Steigerung der Steuerverbindlichkeit nach dem Maße des Vermögens, in höherem Grade als bisher, in Anſpruch genommen wird, und dem Staate dadurch die Mittel verſchafft werden, ſei es unmittelbar durch Unterſtützung der Bedürftigen oder auf indirekte Weiſe durch öffentliche Arbeiten, Gründung ausgedehnter Gewerbsbetriebe, überhaupt durch eine den natürlichen Ver-

hältniſſen entſprechende Organiſation der Arbeit, dem fortſchreitenden Pauperismus auf wirkſame und dauernde Weiſe entgegenzuarbeiten, und die Lage der niederſten Volksklaſſen ſo zu verbeſſern, daß die geiſtige Geſundheit eines Jeden und die Pflege ſeiner höhern Intereſſen ſo wenig darunter Noth leide, wie ſein leibliches Daſein. Je mehr wahre Religioſität und Sittlichkeit das Bewußtſein der Einzelnen und der Staaten durchdringen wird, um ſo mehr iſt Hoffnung vorhanden, daß dieſe nothwendige Reform auf friedlichem und geſetzlichem Wege erreicht werden wird; ſollte aber die beſitzende Klaſſe dieſer freiwilligen Opfer nicht fähig ſein, die der Staat, wenn er exiſtiren will, von ihr fordern muß; ſollten Selbſtſucht und Eigennutz feindſelig der Entwickelung des Menſchheitsgeſetzes ſich entgegenſtellen: dann wird allerdings ein Konflikt entſtehen, welcher mehr als jeder vorausgegangene die innerſten Fugen der Geſellſchaft aufzulöſen und die feſteſten Stützen zu erſchüttern geeignet iſt. Kein Widerſtand wird aber kräftig genug ſein, die Geſchichte in ihrem Laufe aufzuhalten; die Macht des Geiſtes wird auch dieſen Sturm beſtehen und ſiegreich über den Trümmern der Selbſtſucht ihr neues Reich aufbauen.

F. v. L. S.

Kritik der preußischen Zustände.

Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.

Unter den europäischen Fürsten, deren Persönlichkeit auch außer ihrem Lande Aufmerksamkeit erregt, sind besonders vier interessant: Nikolaus von Rußland, durch die Geradheit und unverhohlene Offenheit, mit der er zum Despotismus hinstrebt, Louis Philippe, der den Machiavell unserer Zeit anpaßt, Victoria von England, das vollendete Muster einer konstitutionellen Königin, und Friedrich Wilhelm IV., dessen Gesinnung, wie sie sich in den beiden Jahren seiner Regierung unverkennbar und deutlich dargelegt hat, hier einer genauern Betrachtung unterworfen werden soll.

Es ist nicht der Haß und die Rachlust einer von ihm zurückgesetzten und perhorreszirten, von seinen Beamten unterdrückten und gemißhandelten Partei, die hier sprechen sollen, nicht der bittere Groll, den die Zensur genährt hat, und der die Preßfreiheit benutzt, um Skandalgeschichten und Berliner Stadtgeklatsch an den Mann zu bringen. Der deutsche Bote beschäftigt sich mit andern Dingen. Aber bei der ehrlosen, niederträchtigen Schmeichelei, mit der die deutschen Fürsten und Völker täglich in den Zeitungen regalirt werden, ist es durchaus nöthig, daß die Herrschaften einmal von einem andern Gesichtspunkt angesehen, ihre Handlungen und Gesinnungen, rücksichtslos wie die jedes Andern, beurtheilt werden. — — — — — Die Reaktion im Staate begann in den letzten Jahren des vorigen Königs, sich mit der kirchlichen Reaktion zu vereinigen. Durch die Entwickelung des Gegensatzes zur absoluten Freiheit sah sich der orthodoxe Staat wie die orthodoxe Kirche genöthigt, auf ihre Voraussetzungen zurückzugehen und das christliche Prinzip mit allen seinen Konsequenzen geltend zu machen. So ging die protestantische Rechtgläubigkeit auf den Katholizismus zurück, eine Phase, die in Leo und Krummacher ihre konsequentesten und würdigsten Vertreter findet, der protestantische Staat auf

die konsequente christlich feudalistische Monarchie, wie sie Friedrich Wilhelm IV. ins Leben zu rufen trachtet.

Friedrich Wilhelm IV. ist durchaus ein Produkt seiner Zeit, eine Gestalt, die ganz aus der Entwickelung des freien Geistes und seinem Kampfe gegen das Christenthum, und nur hieraus zu erklären ist. Er ist die äußerste Konsequenz des preußischen Prinzips, das in ihm in seiner letzten Aufraffung, aber zugleich in seiner vollkommenen Kraftlosigkeit gegenüber dem freien Selbstbewußtsein zur Erscheinung kommt. Mit ihm ist die gedankenmäßige Entwickelung des bisherigen Preußens abgeschlossen; eine neue Gestaltung desselben ist nicht möglich, und wenn es Friedrich Wilhelm gelingt, sein System praktisch durchzusetzen, so muß Preußen entweder ein ganz neues Prinzip ergreifen — und dieß kann nur das des freien Geistes sein — oder in sich selbst zusammenstürzen, wenn es zu jenem Fortschritt nicht die Kraft haben sollte.

Der Staat, auf den Friedrich Wilhelm IV. hinarbeitet, ist seinem eigenen Ausspruche gemäß der christliche. Die Form, in der das Christenthum auftritt, sobald es sich wissenschaftlich zergliedern will, ist die Theologie. Das Wesen der Theologie, namentlich in unserer Zeit, ist die Vermittlung und Vermischung absoluter Gegensätze. Selbst der konsequenteste Christ kann sich nicht von den Voraussetzungen unserer Zeit ganz emanzipiren; die Zeit nöthigt ihn zu Modifikationen des Christenthums; er trägt Prämissen in sich, deren Entwicklung zum Atheismus führen könnte. Daher kommt denn jene Gestalt der Theologie, die an B. Bauer ihren Zergliederer gefunden hat, und die mit ihrer innern Unwahrheit und Heuchelei unser ganzes Leben durchdringt. Dieser Theologie entspricht auf dem Gebiete des Staates das jetzige Regierungssystem in Preußen. Ein System hat Friedrich Wilhelm IV., das ist unläugbar, ein vollkommen ausgebildetes System der Romantik, wie dies auch eine nothwendige Folge seines Standpunktes ist; denn wer von diesem aus einen Staat organisiren will, muß mehr wie ein paar abgerissene, zusammenhangslose Ansichten zu seiner Verfügung haben. Das theologische Wesen dieses Systems wäre also vorläufig zu entwickeln.

Indem der König von Preußen es unternimmt, das Prinzip der Legitimität in seinen Konsequenzen durchzusetzen, schließt er sich nicht nur der historischen Rechtsschule an, sondern führt sie sogar weiter fort, und kommt fast bei der Haller'schen Restauration an. Zuerst, um den christlichen Staat zu verwirklichen, muß er den fast heidnisch gewordenen rationalistischen Beamtenstaat mit christlichen Ideen durchdringen, den Kultus heben, die Theilnahme an demselben zu fördern suchen. Dies hat er denn auch nicht unterlassen. Die Maßregeln zur Förderung des Kirchenbesuchs im Allge-

meinen und namentlich bei den Beamten, die ſtrengere Aufrechthaltung der Sonntagsfeier überhaupt, die beabſichtigte Verſchärfung der Ehescheidungsgeſetze, die theilweiſe ſchon begonnene Epurirung der theologiſchen Fakultäten, das Gewicht, welches ein ſtarker Glaube gegen ſchwache Kenntniſſe bei den theologiſchen Prüfungen in die Wagſchale legt, die Beſetzung vieler Beamtenſtellen mit vorzugsweiſe gläubigen Männern — und viele andere weltkundige Thatſachen gehören hieher. Sie können als Belege dienen, wie ſehr Friedrich Wilhelm IV. dahin ſtrebt, das Chriſtenthum unmittelbar in den Staat wieder einzuführen, die Geſetze des Staates nach den Geboten der bibliſchen Moral einzurichten. Das iſt aber nur das Erſte, Unmittelbarſte. Das Syſtem des chriſtlichen Staates kann hierbei nicht ſtehen bleiben. Der weitere Schritt iſt nun die Trennung der Kirche vom Staate, ein Schritt, der über den proteſtantiſchen Staat hinausgeht. In dieſem iſt der König summus episcopus, und vereinigt in ſich die höchſte kirchliche und ſtaatliche Macht; die Verſchmelzung von Staat und Kirche, wie ſie bei Hegel ausgeſprochen iſt, iſt das letzte Ziel dieſer Staatsform. Wie aber der ganze Proteſtantismus eine Konzeſſion an die Weltlichkeit iſt, ſo auch das Epiſkopat des Fürſten. Es iſt eine Beſtätigung und Rechtfertigung des päbſtlichen Primats, indem es die Nothwendigkeit eines ſichtbaren Oberhaupts der Kirche anerkennt; auf der andern Seite aber erklärt es die irdiſche, weltliche Gewalt, die Staatsgewalt, für das abſolut Höchſte und ordnet ihm die kirchliche Gewalt unter. Es iſt nicht etwa eine Gleichſtellung des Weltlichen und Geiſtlichen, ſondern eine Unterordnung des Geiſtlichen unter das Weltliche. Denn der Fürſt war eher Fürſt, als er summus episcopus wurde, und bleibt auch nachher vorzugsweiſe Fürſt, ohne je einen geiſtlichen Charakter zu tragen. Die andere Seite der Sache iſt freilich die, daß der Fürſt jetzt alle Gewalt, irdiſche wie himmliſche, in ſich vereinigt, und, als irdiſcher Gott, die Vollendung des religiöſen Staates darſtellt. — Wie jene Unterordnung aber dem chriſtlichen Geiſte widerſpricht, ſo iſt es durchaus nöthig, daß der Staat, der den Anſpruch der Chriſtlichkeit macht, der Kirche ihre Selbſtſtändigkeit ihm gegenüber wieder einräume. Dieſe Rückkehr zum Katholizismus iſt nun einmal unmöglich; die abſolute Emanzipation der Kirche iſt ebenfalls unausführbar, ohne die Grundſäulen des Staates zu untergraben; es muß alſo hier ein Vermittlungsſyſtem durchgeführt werden. Dies hat Friedrich Wilhelm IV. denn auch in Beziehung auf die katholiſche Kirche bereits in Ausführung gebracht, und was die proteſtantiſche Kirche betrifft, ſo beweiſen auch hier ſonnenklare Thatſachen, wie er in dieſem Punkte denkt: beſonders iſt die Aufhebung des Unionszwanges und die Befreiung der Altlutheraner von dem Drucke, den ſie erdulden mußten, zu erwähnen. Bei der proteſtantiſchen Konfeſſion tritt nun

ein ganz eignes Verhältniß ein. Sie hat kein sichtbares Oberhaupt, überhaupt keine Einheit, sie zerfällt in viele Sekten, und so kann der protestantische Staat sie nicht anders frei lassen, als indem er die verschiedenen Sekten als Korporationen faßt und ihnen so für ihre innern Angelegenheiten absolute Freiheit läßt. Dennoch aber läßt der Fürst sein Episkopat nicht fallen, sondern behält sich das Bestätigungsrecht, überhaupt die Souveränität vor, während er auf der andern Seite das Christenthum als Macht über sich anerkennt und konsequent also auch vor der Kirche sich beugen muß. So bleiben nicht nur die Widersprüche, in denen der protestantische Staat sich bewegt, trotz aller scheinbaren Auflösung, bestehen, sondern es tritt noch eine Vermischung mit den Prinzipien des katholischen Staats ein, die eine wunderliche Verwirrung und Prinzipienlosigkeit herbeiführen muß. Das ist nicht theologisch.

Der protestantische Staat hat durch Altenstein und Friedrich Wilhelm III. durch das Verfahren gegen den Erzbischof von Köln den Satz ausgesprochen, daß der konsequente Katholik unmöglich ein brauchbarer Staatsbürger sein könne. Dieser Satz, dessen Bewährung die ganze Geschichte des Mittelalters ist, gilt nicht nur für den protestantischen, sondern überhaupt für jeden Staat. Wer sein ganzes Sein und Leben zu einer Vorschule des Himmels macht, kann am Irdischen nicht das Interesse haben, das der Staat von seinen Bürgern fordert. Der Staat macht den Anspruch, seinen Bürgern Alles zu sein; er erkennt keine Macht über sich und stellt sich überhaupt als absolute Gewalt hin. Der Katholik erkennt aber Gott und seine Einrichtung, die Kirche, als das Absolute an, und kann sich also nie ohne inneren Vorbehalt auf den Boden des Staats stellen. Dieser Widerspruch ist unlösbar. Selbst der katholische Staat muß sich für den Katholiken der Kirche unterordnen, oder der Katholik zerfällt mit ihm; wie viel mehr also wird er mit dem nichtkatholischen Staat zerfallen sein? In dieser Hinsicht war das Verfahren der vorigen Regierung vollkommen konsequent und wohlbegründet; der Staat kann nur so lange die Freiheit der katholischen Konfessionen ungeschmälert lassen, als sie sich den bestehenden Gesetzen unterwirft. — Dieser Zustand der Dinge konnte dem christlichen Könige nicht genügen. Aber was war zu machen? Der protestantische Staat konnte nicht hinter den katholischen Hohenstaufen zurückbleiben, und bei der Höhe des Bewußtseins, zu welcher Staat und Kirche sich aufgeschwungen hatten, war eine definitive Lösung nur durch eine Unterwerfung des Einen oder des Andern möglich — eine Unterwerfung, die für den sich beugenden Theil einer Selbstvernichtung gleichgekommen wäre. Die Frage war prinzipiell geworden, und vor den Prinzipien hatte der einzelne Fall als solcher zurücktreten müssen. Was that nun Friedrich Wilhelm IV.?

Recht theologiſch drängte er die verlauten, unbequemen Prinzipien zurück, hielt ſich rein an den vorliegenden Fall, der nun ohne die Prinzipien vollends verwickelt wurde, und ſuchte dieſen durch Vermittlung aus dem Wege zu ſchaffen. Die Kurie gab nichts nach — wer alſo das blaue Auge davon trug, war der Staat. Das iſt die berühmte glorreiche Löſung der Kölner Wirren, auf ihren wahren Gehalt reducirt.

Dieſelben nur oberflächlich verdeckten Widerſprüche, die Friedrich Wilhelm IV. in der Stellung des Staats zur Kirche hervorrief, ſuchte er auch in den innern Verhältniſſen des Staats zu erwecken. Er konnte ſich hier an die bereits beſtehenden Theorien der hiſtoriſchen Rechtsſchule anlehnen und hatte ſo ein ziemlich leichtes Spiel. Der Verlauf der Geſchichte hatte in Deutſchland das Prinzip der abſoluten Monarchie zum herrſchenden gemacht, die Rechte der alten Feudalſtände vernichtet, den König zum Gott im Staate erhoben. Dazu waren in der Zeit von 1807 — 12 die Reſte des Mittelalters mit Entſchiedenheit angegriffen und zum großen Theil weggeräumt worden. Wie viel auch ſeitdem reſtaurirt ſein mochte, die Geſetzgebung jener Zeit und das unter dem Einfluſſe der Aufklärung abgefaßte Landrecht blieben die Grundlagen der preußiſchen Geſetzgebung. Ein ſolcher Zuſtand mußte unerträglich ſein. Daher knüpfte Friedrich Wilhelm IV. überall an, wo er noch etwas Mittelalterliches verſpürte. Der Majoratsadel wurde begünſtigt und durch neue Adelsverleihungen, die unter Bedingung der Majoratsſtiftung ertheilt wurden, verſtärkt; der Bürgerſtand als ſolcher, getrennt vom Adel und den Bauern, als apartes, Handel und Induſtrie repräſentirender Stand angeſehen und behandelt; die Sonderung der Korporationen, die Abſchließung einzelner Handwerke und ihre Annäherung an das Zunftweſen begünſtigt ꝛc. Ueberhaupt zeigten alle Reden und Handlungen des Königs von vorn herein, daß er eine beſondere Vorliebe für das Korporationsweſen hat, und gerade dies bezeichnet ſeinen mittelalterlichen Standpunkt am beſten. Dies Nebeneinanderbeſtehen privilegirter Verbindungen, die in ihren innern Angelegenheiten mit einer gewiſſen Freiheit und Selbſtändigkeit verfahren können, deren jede durch gleiche Intereſſen in ſich verbunden iſt, die ſich aber auch gegenſeitig bekämpfen und übervortheilen — dieſe Zerſplitterung der Staatskräfte bis zur völligen Auflöſung des Staats, wie ſie das deutſche Reich darſtellt, macht eines der weſentlichſten Momente des Mittelalters aus. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß Friedrich Wilhelm IV. nicht geſonnen iſt, den chriſtlichen Staat bis zu dieſer Konſequenz durchzuführen. Er glaubt zwar, zur Herſtellung des wahrhaft chriſtlichen Staats berufen zu ſein, in Wahrheit aber will er nur den theologiſchen Schein deſſelben, den Glanz und Schimmer, nicht aber die Noth, den Druck, die Unordnung und Selbſtvernichtung des chriſtlichen

Staats, kurz ein Juste-milieu-Mittelalter; gerade wie etwa Leo auch nur den glänzenden Kultus, die Kirchenzucht u. ſ. w. vom Katholizismus will, nicht aber den ganzen Katholizismus mit Haut und Haar. Darum iſt Friedrich Wilhelm auch nicht abſolut illiberal und gewaltſam in ſeinen Beſtrebungen, Gott bewahre, er will ſeinen Preußen alle möglichen Freiheiten laſſen, aber eben nur in der Geſtalt der Unfreiheit, des Monopols und Privilegiums. Er iſt kein entſchiedener Feind der freien Preſſe, er wird ſie geben, aber auch als Monopol des vorzugsweiſe wiſſenſchaftlichen Standes. Er will die Repräſentation nicht aufheben oder verweigern, er will nur nicht, daß der Staatsbürger, als ſolcher, vertreten ſei; er arbeitet auf eine Repräſentation der Stände hin, wie ſie in den preußiſchen Provinzialſtänden ſchon theilweiſe ausgeführt iſt. Kurz, er kennt keine allgemeinen, keine ſtaatsbürgerlichen, keine Menſchenrechte, er kennt nur Korporationsrechte, Monopole, Privilegien. Deren wird er eine Maſſe geben, ſo viel, wie er kann, ohne ſeine abſolute Gewalt durch poſitiv-geſetzliche Beſtimmungen zu beſchränken. Vielleicht auch mehr. Vielleicht hat er ſchon jetzt, trotz der Königsberger und Breslauer Beſcheide, im Geheimen die Abſicht, wenn er ſeine theologiſche Politik weit genug durchgeführt hat, das Werk durch Ertheilung einer reichsſtändiſch-mittelalterlichen Verfaſſung zu krönen und ſeinen möglicher Weiſe anders geſinnten Nachfolgern die Hände dadurch zu binden. Konſequent wäre es — ob aber ſeine Theologie das zuläßt, ſteht dahin.

Wie ſchwankend und haltlos, wie inkonſequent dieß Syſtem ſchon in ſich ſelbſt iſt, haben wir geſehen; die Einführung deſſelben in die Praxis muß nothwendigerweiſe neue Schwankungen und Inkonſequenzen herbeiführen. Der kalte preußiſche Beamtenſtaat, das Kontroleweſen, die ſchnarrende Staatsmaſchine will von der ſchönen, glänzenden, vertrauensvollen Romantik Nichts wiſſen. Das Volk ſteht im Durchſchnitt auf einer noch zu niedrigen Stufe der politiſchen Bildung, um das Syſtem des chriſtlichen Königs durchſchauen zu können. Der Haß gegen die Privilegien des Adels, gegen die Anmaßungen der Geiſtlichkeit jeder Konfeſſion iſt indeß zu tief eingewurzelt, als daß Friedrich Wilhelm bei ganz offenem Verfahren hieran nicht ſcheitern müßte. Daher das bisher befolgte ängſtliche Sondirungsſyſtem, mit welchem er zuerſt die öffentliche Meinung ausforſchte, und dann immer noch Zeit genug behielt, eine zu anſtößige Maßregel zurückzuziehen. Daher die Methode, ſeine Miniſter vorzuſchieben und bei zu gewaltſamen Handlungen derſelben ſie zu desavouiren, wobei nur das merkwürdig iſt, daß ein preußiſcher Miniſter ſich das gefallen läßt, ohne ſeine Entlaſſung einzureichen. Namentlich mit Rochow geſchah dieß früher, und binnen Kurzem wird Herr Eichhorn an die Reihe kommen, obwohl ihn der König

noch jüngſt für einen Ehrenmann erklärt und ſeinen Handlungen Beifall gezollt hat. Ohne ſolche theologiſche Mittel würde Friedrich Wilhelm IV. längſt die Liebe des Volks verſcherzt haben, die er ſich bis jetzt nur noch durch ſeinen offenen, jovialen Charakter, durch möglichſt große Liebenswürdigkeit und Leutſeligkeit und durch ſeinen rückſichtsloſen Witz, der ſelbſt gekrönte Häupter nicht verſchonen ſoll, erhalten hat. Auch hütet er ſich wohl, die zu anſtößigen oder gar die unvermeidlichen ſchlimmen Seiten ſeines Syſtems herauszukehren; er ſpricht im Gegentheil davon, als wenn es lauter Pracht und Herrlichkeit und Freiheit wäre, und läßt ſich nur da ganz gehen, wo ſein Syſtem anſcheinend liberaler iſt, als die beſtehende preußiſche Bevormundung; wo er aber illiberal erſcheinen würde, hält er ſich kluger Weiſe zurück. Zudem, während er den gewöhnlichen Konſtitutionalismus ſtets mit den Ehrennamen: oberflächlich und ordinär belegt, hat er ſich deſſen Terminologie dennoch angeeignet, und gebraucht ſie in ſeinen Reden — ſoll man ſagen als Ausdruck oder als Verdeckung ſeiner Ideen? — mit vielem Geſchick. Genau ſo machen es die modernen Vermittlungstheologen, die ſich ebenfalls politiſcher Redeweiſen mit Vorliebe bedienen und ſich ſo den Forderungen der Zeit zu akkommodiren wähnen. Bruno Bauer nennt das kurzweg Heuchelei.

Was die Finanzverwaltung unter Friedrich Wilhelm IV. betrifft, ſo hat er ſich nicht an die Art von Civilliſte halten können, die ſein Vater für ſich feſtſetzte, indem dieſer *geſetzlich* beſtimmte, daß vom Ertrage der Domainen jährlich 2½ Million Thaler für den König und ſein Haus beſtimmt, das Uebrige aber, gleich allen andern Einkünften, zu Staatszwecken verwendet werden ſollte. Man kann dem Könige nachrechnen, ſelbſt wenn man ſeine Privateinkünfte hinzuzählt, daß er mehr verbraucht, als 2½ Millionen — und doch ſollte von dieſen noch die Apanage der andern Prinzen beſtritten werden. Bülow Cummerow hat zudem erwieſen, daß die ſogenannte Rechnungsablage des preußiſchen Staats rein illuſoriſch ſei. Es iſt alſo durchaus Geheimniß, wie die Staatseinkünfte verwaltet werden. Der vielbeſprochene Steuererlaß iſt kaum der Rede werth, und hätte ſchon unter dem vorigen Könige längſt eintreten können, wenn dieſer es nicht geſcheut hätte, je in die Nothwendigkeit einer Steuererhöhung zu kommen.

Ich glaube hiermit über Friedrich Wilhelm IV. genug geſagt zu haben. Es verſteht ſich bei ſeinem unbezweifelt gutmüthigen Charakter von ſelbſt, daß er in Dingen, die mit ſeiner Theorie nicht in Berührung ſtehen, aufrichtig das thut, was die öffentliche Stimme von ihm fordert und was wirklich gut iſt. Es bleibt nur noch die Frage, ob er jemals ſein Syſtem durchſetzen werde? Darauf läßt ſich glücklicher Weiſe nur mit Nein antworten. Das preußiſche Volk hat ſeit einem Jahre, ſeit der angeblich freieren

Bewegung der Preſſe, die im Augenblick wieder die unfreiſte geworden iſt, einen Aufſchwung genommen, der mit der Geringfügigkeit jener Maßregel faſt in gar keinem Verhältniß ſteht. Der Druck der Zenſur hält in Preußen eine ſo ungemeine Maſſe von Kräften gefeſſelt, daß die geringſte Erleichterung eine unverhältnißmäßig ſtarke Reaktion derſelben hervorruft. Die öffentliche Meinung in Preußen kozentrirt ſich immer mehr auf zwei Dinge: Repräſentativverfaſſung und beſonders Preßfreiheit; der König mag ſich ſtellen wie er will, man wird ihm vorläufig die letztere abnöthigen und beſitzt man dieſe, ſo muß die Verfaſſung in einem Jahre nachfolgen. Iſt aber eine Repräſentation erſt da, ſo läßt ſich gar nicht abſehen, welchen Gang Preußen dann nehmen wird. Eine der erſten Folgen wird die Zerſtörung der ruſſiſchen Allianz ſein, wenn der König nicht ſchon früher genöthigt ſein ſollte, dieſe Folge ſeines Prinzips fahren zu laſſen. Dann aber kann noch Manches folgen, und Preußens jetzige Lage hat viel Aehnlichkeit mit der Frankreichs vor — doch ich enthalte mich aller voreiligen Schlüſſe.

F. D.

Der Minister Eichhorn.

Nachdem das Unterrichtsministerium durch den Tod des Ministers von Altenstein längere Zeit seines Hauptes beraubt gewesen war, wurde Herr Eichhorn, bisher Rath im auswärtigen Ministerium, von dem jetzigen König zum Minister der Kirchen-, Schul- und Medizinalangelegenheiten ernannt. Mit freudigen Erwartungen wurde er von allen dabei Betheiligten begrüßt, und er hat diese Erwartungen auch insofern nicht getäuscht, als er gleich vom Antritt seines Amtes an eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelte, und besonders dem, in neuerer Zeit vielfach gefährdeten, orthodoxen Kirchenthum seinen vorzüglichen Schutz angedeihen ließ. In dieser Beziehung ist schon in der kurzen Zeit seiner zweijährigen Amtsführung so Vieles und Bedeutendes von Eichhorn ausgegangen, daß wir leicht in Gefahr kommen können, den übersichtlichen Blick zu verlieren; daher versuchen wir durch die nachfolgende Darstellung einerseits dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, andrerseits aus dem bereits Geschehenen den Schluß auf das noch zu Erwartende zu erleichtern. 1) Bald nach der Berufung Eichhorns zum Minister wurde durch den Tod des Konsistorialrathes Rehsa eine theologische Professur an der Universität Königsberg vakant. Auf die von hier aus gemachten Anträge und Vorschläge wegen Wiederbesetzung der Stelle verlautete die Antwort, daß sie wahrscheinlich unbesetzt bleiben werde. Daher erregte es einige Verwunderung, als nach längerer Zeit Herr Hävernick, ein geborner Meklenburger und Schüler Tholucks und Hengstenbergs, der bis dahin außerordentlicher Professor in Rostock gewesen war*), nach Königsberg berufen wurde, um das fehlende Mitglied der theologischen Fakultät zu ersetzen. Die Aufsicht über das litthauische Seminar und überhaupt die Ausbildung litthauischer Theologen, ein Hauptgeschäft des

*) S. seine Biographie in Wigands Konversationslexikon.

verſtorbenen Konſiſtorialraths Rehſa wurde, da Herr Hävernick der lithauiſchen Sprache nicht mächtig zu ſein ſchien, einem Studirenden übertragen. Die Gerüchte, die Herrn Hävernick als Denunziant der Profeſſoren Gesenius und Wegſcheider im Jahre 1830 verangingen, und die Vorfälle vom 1 November 1841 in dem Auditorium des Herrn Hävernick ſind zu bekannt, als daß wir ſie hier zu erwähnen brauchten. Weniger bekannt dürfte es ſein, daß es dem Miniſter Eichhorn gelang, in ihnen ein politiſches Verbrechen zu entdecken. Schon vorher war nämlich Profeſſor v. Lengerke, in ſeiner wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung ein Antipode des Herrn Hävernick, wegen eines Gedichtes, das er für eine, ſich am Geburtstage des Dr. Jacoby verſammelnde Geſellſchaft gemacht hatte, auf Befehl des Miniſters Eichhorn zur Unterſuchung gezogen, dieſe aber, da ſie nicht das erwünſchte Reſultat zu ergeben ſchien, wieder aufgegeben worden. Als daher die Studirenden an dem vorhin erwähnten Tage dem Profeſſor v. Lengerke eine Serenade brachten, fand der Miniſter Eichhorn darin eine unerlaubte Hinneigung derſelben zu den politiſchen Anſichten ihres Lehrers, und betrachtete ihre ganze Handlungsweiſe als ein Vergehen und eine gefährliche politiſche Demonſtration. Er war daher auch nicht mit den Strafen zufrieden, die der Senat einigen von den Studirenden geglaubt hatte diktiren zu müſſen, weil ſie ohne vorher eingeholte Erlaubniß einen öffentlichen Aufzug veranſtaltet hatten; vielmehr kaſſirte der Miniſter das einmal gefällte Urtheil und verſchärfte die Strafen um ein Bedeutendes, ließ es aber gnädigſt bei der bloßen Androhung derſelben bewenden, da der frühere und mildere Urtheilſpruch bereits an den jungen Verbrechern vollzogen war. Dagegen verbot er auf das Beſtimmteſte, Einem derſelben, der eine von der Univerſität geſtellte Preisaufgabe gelöst hatte, den dafür ausgeſetzten Preis verabfolgen zu laſſen. Dieſe Strenge gegen ſtudirende Jünglinge von 17 — 23 Jahre war um ſo auffallender, als das dem Herrn Hävernick zur Laſt gelegte Vergehen in neuerer Zeit für ein „jugendliches Vergehen" erklärt wurde, das man nicht zu ſcharf beurtheilen dürfe, da „ein Jeder Aehnliches in ſeiner Jugend gethan haben könnte". Der darauf folgende Briefwechſel des Senates der Univerſität mit dem Miniſter, ſeine Antwortſchreiben an den ganzen Senat und einzelne Senatsmitglieder, endlich die Beſchwerde des Senates beim Könige ſind hinlänglich bekannt. Sie hatten freilich, da der König alle Schritte ſeines Miniſters billigte, nur den Erfolg, daß die Univerſität Unrecht bekam und zur Ruhe verwieſen wurde. 2) In derſelben Weiſe entſchieden und ſtreng gerecht verfuhr der Miniſter Eichhorn gegen Studirende der Univerſität Halle. Eine große Anzahl derſelben hatte eine Petition an den Unterrichtsminiſter überſchickt, in der ſie denſelben um Berufung des Dr. Strauß nach Halle

erſuchten. Der Miniſter Eichhorn verwies ihnen nicht allein in ſeiner Antwort, daß ſie in jugendlicher Unbedachtſamkeit und Anmaßung ſich um Dinge bekümmerten, die ſie nichts angingen, ſondern beſtrafte auch die Rädelsführer mit dem Consilium abeundi. 3) Nicht geringere Energie zeigte auch der Herr Miniſter dem Privatdocenten Dr. Bauer gegenüber, dem Verfaſſer der Kritik der evangeliſchen Geſchichte der Synoptiker, die ſehr bald von der orthodoxen Partei als eine ſolche bezeichnet wurde, durch die „der eigentliche Beſtand der chriſtlichen Wahrheit in ihrem innerſten Grunde angegriffen“ werde. Das Kultusminiſterium, welchem Bauer ſeine Schrift der üblichen Sitte gemäß, überreicht hatte, hielt ſich daher mit Rückſicht auf die Stellung deſſelben, als Docenten der evangeliſch-theologiſchen Fakultät zu Bonn, verpflichtet, eine ſolche Behauptung, der damit unmittelbar in Verbindung ſtehenden praktiſchen und kirchlichen Fragen — wie die Worte der Staatszeitung ſind — einer nähern Erörterung zu unterwerfen. Ganz beſonders wurde ein Gutachten über die ſchwer beſchuldigte Schrift von den Fakultäten der Landesuniverſitäten eingefordert. Da dieſe mehr oder minder unter dem Einfluſſe des Miniſteriums ſtehen und wenigſtens das moraliſche Uebergewicht der Regierung empfinden — weshalb auch ſonſt in dergleichen Fällen die auswärtigen Univerſitäten befragt zu werden pflegen — ſo fielen die meiſten Gutachten ungünſtig für Bauer aus und erklärten ſich dahin, daß ſowohl ſeine Anſicht über die evangeliſche Geſchichte als die ganze Art und Weiſe, wie er ſchon früher zur Theologie und zur evangeliſchen Kirche ſich geſtellt habe, durchaus unvereinbar ſeien mit der Stellung eines Lehrers der Theologie an einer evangeliſch-theologiſchen Fakultät. In Folge dieſes Urtheils verbreitete ſich ſchon um Michael des vorigen Jahres das Gerücht, daß dem Dr. Bauer die Vorleſungen für den nächſten Winter unterſagt werden würden. Die Neuheit einer ſolchen Maßregel erregte allgemeines Erſtaunen, und da ſie damals nicht zur Ausführung kam, vielmehr Bauer mit größerm Zuhörerandrange als ſonſt ſeine Vorleſungen hielt, ſo entſtand allgemein die Vermuthung, der Miniſter Eichhorn ſei ein Mann der Wiſſenſchaft und des Fortſchrittes und in freiſinniger Auffaſſung des wahren Gehaltes auf tiefem Studium begründeter Anſicht über kleinliche Denunciation der Parteien erhaben. Aber plötzlich, nach einem halben Jahre des Schweigens, wurde dem Dr. Bauer die Erlaubniß Vorleſungen zu halten entzogen, und die bisher verbreitete Meinung von einer proteſtantiſchen Lehrfreiheit auf eigenthümliche Weiſe modifizirt. In dem offiziellen Berichte über dies Ereigniß kam folgender, in dieſer Beziehung merkwürdige Ausſpruch vor: „Es kam in der That bei Entſcheidung der vorliegenden Frage hauptſächlich darauf an, die Freiheit der Lehre und Forſchung nicht weiter zu beſchränken, als es zur

Erhaltung der Prinzipien der evangelischen Kirche und Theologie nothwendig ist." *) Diese Worte erhielten ihre genügende Erklärung, als der Minister Eichhorn bei seiner Anwesenheit in Breslau den einzelnen Fakultäten die Grundsätze angab, nach denen er die Wissenschaften behandelt und gelehrt wünsche. Auch die theologische Fakultät erhielt ihre bestimmte Anweisung; der Minister erklärte, sein Grundsatz sei nicht: **intelligo ut credam**, sondern **credo ut intelligam**, und er verlange, daß in diesem Geiste die Theologie gelehrt, und vor Allem das — allerdings etwas schwierig zu bestimmende — Positive des Christenthums festgehalten werde. 4) Zu diesem Zwecke wurde auch unter dem besonderen Schutze des Ministers Eichhorn unter Berliner Studirenden ein Verein oder Bund für den historischen Christus gestiftet. Als der Senat der Universität diesem seine Genehmigung verweigerte, theilte das Ministerium — wie es in der Staatszeitung ausgesprochen wurde — die von dem Senat geäußerten Bedenken über die Konsequenzen einer solchen Zulassung nicht. „Denn, hieß es, die ausgesprochene wissenschaftliche Tendenz des Vereins: theologische Fortbildung auf der Grundlage des Glaubens an den geschichtlichen Erlöser, steht in wesentlichem Einklange mit der Bestimmung, welche die evangelisch-theologischen Fakultäten an den inländischen Hochschulen in der Behandlung des theologischen Lehrstoffs statutenmäßig zu erfüllen haben; man kann daher einem auf gleicher Grundlage stehenden formlosen wissenschaftlichen Verein die Zulassung nicht füglich versagen, ohne eine wohlthätige Freiheit der Erörterung und gegenseitiger Anregung, die sich vollkommen innerhalb der Linie des Gesetzlichen hält, zu verkümmern. Ein Verein von entgegengesetzter Richtung unter den Studirenden würde dagegen eine Abweichung von dem christlichen Glauben als Grundlage der evangelischen Kirche und Theologie sein, mithin eine Tendenz verfolgen, die mit der Bestimmung der evangelisch-theologischen Fakultäten und der durch sie zu fördernden Wissenschaft in Widerspruch träte, und der daher in keinem Falle nachgesehen werden dürfte. Das Ministerium hat daher den Senat ermächtigt: den Unterzeichnern des Gesuchs zu eröffnen, daß ihrem Vereine

---

*) Vergl. die Schrift von Bruno Bauer: „Die gute Sache der Freiheit und meine eigene Angelegenheit. Zürich und Winterthur, Literar. Comptoir", die dem Ass der Theologie vollends den Boden ausschlägt und die Widersprüche, die Konfusion, die Verwirrtheit, die Faselei, die tiefe Unsittlichkeit aller Theologie und aller auf theologische „Maximen" gebauten Staatskunstelei, wenn nicht für unsere, doch gewiß für die kommende Generation, die es lächerlich finden wird, gegen solche Lächerlichkeiten noch mit Ernst und Pathos zu protestiren, außer Zweifel setzt.

Die Red.

kein Hinderniß im Wege ſtehe, wofern derſelbe mit Sorgfalt darauf bedacht ſei, bloß den ausgeſprochenen löblichen Zweck wiſſenſchaftlicher Weiterbildung zu verfolgen und ſeinerſeits allem verwerflichen Parteiweſen fern zu bleiben. In letzterer Hinſicht iſt übrigens der akademiſchen Behörde noch eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit auf die Beſtrebungen des Vereins anempfohlen worden." Allein gegen dieſe Beſtimmungen des Miniſters glaubte der Senat ſein Recht höheren Ortes nachſuchen zu müſſen. 5) Faſt gleichzeitig trat in Berlin ein Predigerhülfsverein unter der Leitung des Herrn von Voß ins Leben, und wie es in den Zeitungen hieß, mit beſonderer Genehmigung des Miniſters Eichhorn, der es ſich zur Aufgabe machte, die Verbreitung und Verſorgung frommer Kandidaten*) von ſtreng orthodoxer Richtung zu befördern. Ganz beſonders hat dieſer Verein die Schulanſtalten, höhere wie niedere, dabei im Auge, und will es ſich vorzüglich angelegen ſein laſſen, den Religionsunterricht auf Gymnaſien dergleichen Kandidaten zu übergeben, damit durch ſie die Jugend im guten alten Glauben erzogen, und dem „verderblichen" Einfluſſe des durch das Studium der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker verbreiteten Geiſtes entgegengewirkt werde. Daß der Miniſter mit der Tendenz dieſes Vereines übereinſtimme, ergab ſich ſowohl aus ſeiner Antwort auf die Beſchlüſſe der im vorigen Jahre zu Königsberg verſammelten Konferenz der Gymnaſialdirektoren, als aus ſeiner Beſtimmung über das zweite Examen der Predigtamtskandidaten. 6) Jene Konferenz hatte nämlich in ihrem eingeforderten Gutachten über den Religionsunterricht auf Gymnaſien die freiſinnigſten Grundſätze aufgeſtellt, und namentlich in Betreff dieſes Unterrichtsgegenſtandes als wünſchenswerthe Methode ausgeſprochen, daß auf gelehrten Schulen fern von den Streitigkeiten konfeſſioneller Unterſchiede, die beſſer dem Konfirmandenunterrichte der Geiſtlichen verblieben, eine allgemeine philoſophiſche Anſicht von der Religion gelehrt werden möge. Der Miniſter jedoch mißbilligte dieſes Prinzip und ſchärfte die Nothwendigkeit des ſtreng ſymboliſchen Glaubens auch für den Gymnaſialunterricht in einem beſondern Reſkripte ein. 7) In gleicher Weiſe wurde es der theologiſchen Examinationskommiſſion zur Pflicht gemacht, fernerhin bei dem zweiten Examen mehr auf die Reinheit des Glaubens als auf die Maſſe gelehrter Kenntniſſe zu ſehen, nebenbei aber die Kandidaten in der Lautir-, Schreiben- und Rechenmethode zu prüfen, damit ſie auch in dieſen Dingen bewandert, fähig würden den thatſächlichen Beweis gegen die modernen Theorien einer Emanzipation der Schule von der Kirche zu liefern. 8) Dieſelbe Energie, die der Miniſter Eichhorn in den angeführten Fällen zum Beſten der kirchlichen Orthodoxie

*) S. die Beilage (von einem andern Ref.)

entwickelte, zeigte er auch da, wo es weniger diese, als die Aufrechthaltung eines streng bürcaukratischen Prinzips galt. Von diesem ausgehend und jeder nicht von Beamten hervorgerufenen und geleiteten Bethätigung eines selbständigen Volkslebens feind, suspendirte er den Professor Hoffmann von Fallersleben zu Breslau, den witzigen Verfasser der unpolitischen Lieder, von seinem Amte und zog ihn wegen der in diesen ausgesprochenen Gesinnung zur Untersuchung. Auch den Professor Marheineke wollte er wegen der Veröffentlichung seines in der Dr. Bauer'schen Angelegenheit abgegebenen Privatvotums *) zur Verantwortung ziehen, mußte aber den Vorstellungen des Senates der Berliner Universität nachgeben. 9) Als die Akademie der Wissenschaften zu Berlin zum ersten Male ein Mitglied mosaischer Religion in dem berühmten Physiker Dr. Rieß erwählte, griff der Minister in die freie und selbständige Stellung der Akademie ein, und erlaubte sich dadurch eine Abweichung von ihren Statuten, daß er die Rechtmäßigkeit und Gesetzlichkeit dieser Wahl bestritt. Eine Maßregel, die lange Streitigkeiten und unangenehme Erörterungen zwischen ihm und der Akademie zur Folge hatte. 10) Ein ganz ähnlicher Fall umgekehrter Art trat ein, als Eichhorn durch ein besonderes Ministerialreskript die Aufnahme des Professor Kugler in die Akademie der Künste erzwingen wollte. Dies war den Statuten der Akademie so zuwider, daß der Direktor derselben, Schadow, mit dem Vizedirektor Professor Wach unter Beistimmung des Senates ein Schreiben an den Minister richtete, worin es unter Anderm heißt: „Es tut der Direktor die Einführung des Professor Kugler leider nicht bewirken kann, und daß, wenn man höheren Orts darauf bestände, jenen durch Ministerialreskript einzuführen, derselbe auch durch einen Ministerialrath eingeführt werden möge." Außerdem reichten der Senat hierüber eine Beschwerdeschrift dem Könige ein, in der Absicht — wie die Zeitungen es aussprachen — „dem Ansinnen einer gewissen religiösen Partei entgegen zu treten." 11) Nicht weniger auffallend war die Verfügung, die der Minister Eichhorn erließ, daß alle Inhaber der Stollberg'schen Stipendienstellen auf ausländischen Gymnasien fortan ohne Examen zu den preußischen Universitäten, und auf diese Weise zum preußischen Staatsdienste zugelassen werden sollten. Diese Verordnung schien in einem merkwürdigen Widerspruch mit den Grundsätzen zu stehen, die der preußische Staat bisher hinsichtlich der wissenschaftlichen Ausbildung seiner Beamten ausgesprochen und festgehalten hatte. 12) In gleicher Weise neu und ohne vorangegangene Analogie war die Amtsentlassung des Konsistorialraths Kähler. Schon seit

*) Das so theologisch, also so unredlich und winkelzügig war, wie alle andern Voten. Die Red.

längerer Zeit kränkelnd, hatte dieser bejahrte, in unserer Stadt allgemein geachtete Mann gegen die vorgesetzten Behörden den Wunsch ausgesprochen, sein Predigtamt niederlegen zu dürfen. Dieses wurde nicht allein von Seiten des Ministeriums aufs Bereitwilligste genehmigt, sondern zugleich seine Entlassung von der Professur, die er bei der Universität bekleidet, ihm gegeben. Da das unfreiwillige Entlassen der Professoren selbst mit Pensien bis jetzt durchaus nicht Gebrauch im preußischen Staate gewesen ist, auch keine gesetzlichen Bestimmungen über die Form, wie dasselbe vorzunehmen sei, verhanden sei, so erschöpfte man sich im Publikum in Vermuthungen, Ursache, Grund und Absicht, die den Minister bei diesem Schritte geleitet haben könnten, zu erforschen. Wir halten uns nicht für berechtigt, diesen Punkt hier zu erörtern, weil wir nach dem Grundsatze Facta loquuntur hier nur eine Zusammenstellung von Thatsachen beabsichtigen, die einen Jeden zu weiterm Nachdenken auffordern mögen. Wir verschweigen daher alle jene Hypothesen, die auf Grund vielleicht unverbürgter Gerüchte aufgestellt sind, und vermehren sie auch nicht durch neue, sondern warten die Zukunft ab, die nicht unterlassen wird, uns über Alles das aufzuklären, was uns jetzt dunkel ist. 13) Dagegen halten wir uns für verpflichtet, über die neueste That des Ministers Eichhorn, sein Verfahren gegen den Redakteur der Königsberger Zeitung, uns weiter auszulassen, da die Sache, so eben vorgefallen, allgemein bekannt und zugleich allgemein unbegreiflich ist. Es gibt nur ein Ereigniß, das der Amtsentsetzung des Oberlehrers Witt an die Seite zu stellen ist, das Verbot, was 14) Herr Minister Eichhorn ohne alle Angabe von Gründen plötzlich gegen das von Dr. Jung herausgegebene Königsberger Literaturblatt erlassen hat.

Die ganze vorangegangene Darstellung zeigt, daß der Minister Eichhorn ein Mann von fast zu großer Thatkraft, Konsequenz und Schnelligkeit im Handeln ist; über seine sonstigen großen Geistesfähigkeiten können wir keinen glaubwürdigern und unparteiischern Gewährsmann anführen, als die Staatszeitung. In einem Berichte über die Reise des Ministers Eichhorn nach Breslau und eine Sitzung der Regierung, der er bei dieser Gelegenheit beizuwohnen geruhte, heißt es in Nr. 21 von ihm folgendermaßen: „Hochderselbe soll jeden einzelnen Vortrag der Räthe mit der wärmsten Theilnahme und der größten Aufmerksamkeit angehört und der Berathung über die betreffende Angelegenheit stets einen solchen Ausschlag gegeben haben, wie er treffender nicht hätte gegeben werden können, wenn auch S. Excellenz seit Jahren schon in der Mitte des Kollegiums gewesen, und die Angelegenheit von ihrem Entstehen bis zur gegenwärtigen Lage verfolgt hätte, wie verschieden auch immer die Einzelnen Vortragsgegenstände gewesen. Nachdem die Vorträge bis nahe an drei Uhr gedauert, soll S.

Excellenz daran mehrere allgemeine Fragen über allgemeine Angelegenheiten des Kirchen- und Schulweſens in der Provinz angeknüpft und dabei ſehr ausführlich die Grundſätze entwickelt haben, nach welchen Sie dieſelben behandelt und geleitet wiſſen wollen, und welche Sie immer in die wenigen, von des Königs Majeſtät ſelbſt herrührenden Worte zuſammenfaßten, daß Alles mit Gerechtigkeit und Wohlwollen im Geiſte der Liebe berathen und entſchieden werden ſolle. Hoch erfreulich ſoll allen Theilnehmern der Sitzung die Schärfe des Denkens, die Gründlichkeit des Urtheilens, die Milde in der Entſcheidung, Ruhe im Geſchäftsbetriebe und die ungekünſtelte Würde an ihrem oberſten Chef geweſen ſein, welche Eigenſchaften die Ueberzeugung begründen, wie weiſe S. Majeſtät gerade dieſen Mann für dieſe Stelle zu wählen gewußt haben."

Die Wichtigkeit dieſes Urtheiles wird nach der vorangeſchickten Schilderung ſeiner Miniſterwirkſamkeit leicht Jeder ermeſſen können. Ohne Zweifel bewährt Herr Eichhorn auch die bekannte Behauptung, daß Monarchen aus ihren Beamten erkannt werden.

Beilage. Die frommen Kandidaten

Die Allgemeine Leipziger Zeitung vom 20. Auguſt 1842 ſpricht von einem Reſkript des geiſtlichen Miniſteriums, nach welchem der Religionsunterricht (auf Gymnaſien und anderen Anſtalten?) „den Händen frommer Kandidaten übergeben werden ſoll." Zuvörderſt drückt ſich der Berichterſtatter, ich weiß nicht ob unwillkürlich oder mit Abſicht, ſehr handgreiflich aus. Denn nur in den Tagen des Flagellantismus oder in einer Zeit, in welcher man es für nöthig hielt, den Glauben durch magnetiſche Manipulationen zu unterſtützen, können die Hände beim Religionsunterrichte eine Rolle ſpielen. Was ſoll es aber ferner heißen: „fromme Kandidaten?" Wöllner in ſeinem Religionsedikte drang darauf, daß die Geiſtlichen ſich in ihren Predigten ſtreng an den orthodoxen Lehrbegriff und die ſymboliſchen Bücher halten ſollten. Das läßt ſich hören und verſtehen. Eine Predigt iſt eine Thatſache; iſt etwas Objektives, das Wort hat einen Körper, wie der geſchriebene Buchſtabe. Man kann eine Norm daran halten, darüber urtheilen, entſcheiden; man kann die Gemeinde befragen, das

Konzept einfordern, kurz man kann kontrolliren, ob eine Predigt etwas Heterodoxes enthält oder nicht. Wie iſt es aber mit der Frömmigkeit? Wer und was ſoll darüber entſcheiden, ob ein Kandidat fromm iſt, oder nicht? Die Antworten, welche er im Examen gibt? Die Geſellſchaften, welche er beſucht? Die Reden, welche er führt? Die Art und Weiſe, wie er ſpricht, blickt, ſich verneigt, das Haar ſcheitelt? Und was heißt fromm? Sind nicht die Rationaliſten und Deiſten in ihrem Sinne eben ſo fromm wie die Supernaturaliſten oder Pietiſten? Soll alſo fromm ſo viel heißen als ſittlich? Dann würde das beſagte Reſkript nichts Neues enthalten, denn es verſteht ſich von ſelbſt und iſt altes Geſetz, das nur ſittlich unbeſcholtene Leute als Lehrer angeſtellt werden ſollen. Oder hat man das fromm im altdeutſchen Sinne zu verſtehen? „Vrum", ſagt Beneke, „hieß der Ritter, wenn er mit dem Degen in der Fauſt das Recht vertheidigte, er ſelbſt aber Niemand etwas zu Leide that, man wollte keine frommen Ritter mehr haben; was man dagegen vrum, brauchbar, fand, waren fromme Schafe."

Vielleicht wird mir und meinen Leſern die Sache etwas klarer, wenn ich ihnen eine Geſchichte erzähle, die ſich zur Zeit der Reſtauration in Frankreich zugetragen hat und die ich den „Reliquien" des wackern Jochmann von Pernau entnehme.

Im Juni 1821 kam Herr Eliçagaray, Inſpektor der Univerſität, nach Marſeille, um das geſammte Schulweſen daſelbſt zu unterſuchen. Er hielt dabei folgende unvergleichliche Rede, die ſpäter in der Caducée, einem Marſeiller Blatt (am 18. Juni 1821) gedruckt erſchien: „Ich werde Ihnen, meine Herren, die königliche Ordonnanz erklären. Sie iſt etwas dunkel, aber Sie werden haben bemerken können, daß es alle Ordonnanzen ſind. Es muß ſo ſein, damit man im Fall der Noth zweierlei Maß und Gewicht brauchen kann. Man nennt das, aber mit Unrecht, Willkür, es iſt vielmehr Weisheit."

„Man muß zweierlei Maß und Gewicht haben, ja meine Herren, man muß! Setzen Sie den Fall, ein Zögling, deſſen Geſinnungen bekannt ſind, der mit der pünktlichſten Genauigkeit die Vorſchriften der Kirche erfüllt, begehe einen Fehler. Man drückt die Augen zu. Aber ein Anderer, der irriger Grundſätze verdächtig iſt, begehe den nämlichen Fehler. Man iſt nur zu glücklich, daß er ihn begangen hat; man verzeiht ihm nicht; man jagt ſolchen Menſchen fort."

„Müßte man ſich in allen Fällen nach dem Geſetze richten, und von ihm leiten laſſen; der erſte beſte Thürhüter könnte regieren."

Es geht mit dem öffentlichen Unterrichte in Marſeille gut, aber zu gut. Denn Phyſik, Mathematik, Chemie, kurz alle Wiſſenſchaften, die

Sie da vortragen, sind doch für die Gesellschaft der Menschen nur nachtheilig (ne sont que pernicieuses à la sociabilité des hommes); unser König braucht keine Gelehrte. Wir müssen monarchische, religiöse — ich wollte sagen — religiöse, monarchische Leute haben."

„Goldene Medaillen werden unter die Professoren vertheilt werden, die sich in ihren Amtspflichten auszeichnen. Wärme und Eifer thut Noth. Wenn Sie alle Gelehrsamkeit Rollins, aber nicht seine *Frömmigkeit* hätten, Sie würden keine Medaille bekommen. Richten Sie sich danach!"

Anm. d. Red. Die Thaten der letzten Monate, an denen Herr Eichhorn sich so leidenschaftlich betheiligte, sind Jedermann bekannt, und wir haben wohl nicht nöthig, der allgemeinen Indignation erst noch die rechte Sprache zu verleihen. Nur Eines wollen wir noch bemerken, daß unser Blatt im Sinne hat, allen Ernstes eine Gallerie deutscher Minister anzulegen, die ohne viel Räsonnement nur bewährte Fakten aufnehmen soll und laden wir hierzu ein, wer Lust und Geschick hat, Porträts im angegebenen Sinne uns zu liefern. Der Ministergallerie soll, gleich objektiv und historisch, eine Gallerie der berüchtigten Censoren germanischer Zunft sich anschließen, die einem künftigen Geschichtsschreiber unserer literarischen Gänschenwirthschaft Material liefern kann.

Die orientalische Frage der deutsch-evangelischen Kirche.

Wir geben auch folgender Stimme über eine unserm Standpunkte gegenüber höchst orthodoxe Schrift Raum in unserm Blatte. Ob die anglikanische oder preußische Landeskirche am Jordan den Sieg davon trägt, ist ziemlich gleichgültig: interessant aber bleibt es immerhin, zu sehen, welche Inconsequenzen das protestantische Regime auch nach den Ansichten der loyalsten Protestanten sich zu Schulden kommen läßt, wie es keinen Schritt wagen kann, ohne sich zu blamiren und seine Ohnmacht zur Schau zu tragen. Nur sollte freilich dieser preußisch einzelne Protestantismus, der selbst anfängt, die Begriffe von nationaler Ehre zu verlieren, andere als bloße nationale und theologische Scrupel erwecken, er sollte uns die Augen öffnen über die Unwahrheit, Ohnmacht und Einseitigkeit des Protestantismus an sich, der seinen Culminationspunkt erreicht hat, und nun wieder anfängt, nach unten zu wachsen, wie die alten Leute, d. h. auf gut Deutsch, katholischer zu werden, als der Katholizismus je gewesen. Die Red.

Der Himmel in Preußen klärt sich auf — aber nicht in dem Sinne, wie es gutmüthige oder dafür bezahlte Berufsmanen verstehen. Die Wolken blauen Dunstes, die die höhern preußischen Luftschichten vor unsern Augen verhüllten, verziehen sich immer mehr, man kann endlich ohne Furcht, durch k. preußische Sandwüstenspiegelungen oder, um es beim rechten Namen zu nennen, Spiegelfechtereien geblendet und geärgert zu werden, die Augen wieder aufschlagen. Wer noch nicht genug hatte an der glorioſen Entwirrung des Kölner Knotens, die einem östreichischen oder bairischen Landesvater Ehre gemacht hätte, einer Geschichte, der mit dem Kölner Dome zugleich die Krone aufgesetzt werden soll, — noch nicht genug an der Wiedereinführung der Majorate, an den Verfolgungen gegen B. Bauer, Jacoby, die deutschen Jahrbücher u. s. w., wer noch blind und gläubig genug war, Leuten, die das Privilegium, ein Königswort zu drehen und zu deuten, für sich ganz allein in Anspruch nehmen, immer und immer wieder

ein unbedingtes, türkisch fatalistisches Vertrauen zu schenken — solcher politischen Superstition gegenüber muß man wahrhaft aufklärende Schriften, wie die über das anglopreußische Bisthum in Jerusalem", und die bei Fischer in Bern erschienene „Orientalische Frage der deutsch-evangelischen Kirche" mit lautem, verdientem Dank begrüßen. Hier hat sich Einer die Mühe genommen, an Einem eklatanten Beispiel statt vieler zu zeigen, welch hoher Grad von Offenheit, Ehrlichkeit, Konsequenz, welche Manneswürde und Deutschheit von deutschen Diplomaten und Staatsmännern in einem wichtigen Fall an den Tag gelegt worden ist. Sind die Deutschen wirklich so dumm, muß man fragen, daß man so mephistophelisch das Spiel der Bethörung mit ihnen treiben darf? Und wenn sie es wären — wie sie es denn nicht sind — womit haben sie es verdient, daß man sie in ihrem Heiligsten, in ihren religiösen und nationalen Ueberzeugungen und Hoffnungen so schonungslos und hinterlistig zugleich antastet?

Man hat mit der Errichtung des anglo-preußischen Bisthums zu Jerusalem — dies ist bis jetzt zur Evidenz bewiesen — nichts Geringeres beabsichtigt, als die deutsch-protestantische Kirche, als deren Repräsentant sich Preußen benimmt, allmälig sanft — zu anglisiren, d. h., auf die geistloseste Form des Katholizismus zurückzudressiren. Es ist dieß auf die schonendste Weise von der Welt durch den wackern Verf. ausgesprochen, aber uns ist es unmöglich, der schlechten Sache, nachdem sie einmal offen daliegt, noch ein diplomatisches Mäntelchen umzuhängen. Die „Kirchlichen Intrignen und theologischen Pfiffigkeiten", wie sie der gelehrte Verf., selbst Mitglied einer theologischen Fakultät der Schweiz, unter Andrem der evangelischen Kirchenzeitung zum Grund vorwirft, sollen und müssen endlich vom Schauplatz verschwinden: unsere Zeit will ehrlichen Kampf und verabscheut alle Fechterkniffe, deren eine gute Sache nie bedarf. Wer sie in Anwendung bringt, hat eben damit seine Sache gebrandmarkt.

Der Verf. unterscheidet in der Geschichte des englisch-deutschen Kirchenhandels drei Stadien, durch die auch wir die Entwicklung dieser neuesten, kirchlich-diplomatischen Staatsaktion verfolgen wollen. In dem „Bisthum" war die Frage aufgeworfen worden, warum hat Preußen und England sich zur Gründung eines Bisthums in Jerusalem verbunden? So wie die Sache damals stand, ließ sich nur so viel sagen: es sind starke Verdachtsgründe vorhanden, zu glauben, daß der Zweck, die deutsch-evangelische Kirche im Orient würdig zu repräsentiren und sicher zu stellen, nur ein vorgeschobener, ostensibler ist, daß hinter diesem an sich ganz löblichen Zweck andre, für die Bekanntmachung minder geeignete Absichten verborgen liegen. Diese Verdachtsgründe sind im Fortgang der Sache und in Folge der öffentlichen, theils offiziellen, theils halboffiziellen Erklärungen, zum Theil durch das

erste Schriftchen hervorgerufen, immer klarer hervorgetreten, der Verdacht ist allmälig zur Wahrscheinlichkeit, die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit geworden. Sehen wir zu, wie sich das gemacht hat.

Der Kryptoanglikanismus spukt in den höhern Kreisen Berlins schon seit längerer Zeit — im Grunde nur ein feiger, vor konsequenten Schritten zurückschaudernder Katholizismus, wie ihn z. B. Stahl in Berlin predigt. Kundige haben versichert, daß die Hochkirche in Preußen mehr Gönner und Anhänger zählt, als in England selbst. Dies klingt etwas stark; aber der Verf. bleibt den Beweis dafür nicht schuldig. Die Modalität der Konstitution jenes palästinensischen Bisthums erweckte natürlich in allen kryptoanglikanischen Gemüthern die gegründete Hoffnung, in diesem Akt den ersten entscheidenden Schritt zur Ausführung ihrer mehr oder minder geheimen Wünsche auf preußischem Boden sehen zu dürfen. Der Kölner Handel hatte [illegible] welch schöne Sache es um eine geschlossene kirchliche Phalanx sei, und wie wenig dagegen protestantischer Seits auszurichten. Anstatt den Feind tapfer zu besiegen, wollte man lieber seine Taktik, seine Stratageme sich aneignen, und um gleich eine Probe davon zu geben, machte man den Anfang mit diesem seltsamen Bisthum. Was diese Stiftung für einen Sinn hatte, wurde beim ersten Blick auf die Personen, die das Geschäft negotiirten, klar: der preußische Gesandte in England ist Anglikaner, und war es schon in Rom gewesen, so wie er auch in Bern kein Geheimniß aus seinen kirchlich-politischen Ueberzeugungen machte. Man hatte in öffentlichen Blättern die Eigenschaften, die Herrn Ritter Bunsen vor so vielen andern preußischen Staatsmännern zum Gesandten gerade in England befähigten, mit mißtrauischen Augen untersucht, und man war nicht im Stande gewesen, dem in Rom so schlau Düpirten, in der Schweiz so harmlos studirenden und orgelnden, gelehrten Diplomaten, dem Verf. einer bis jetzt mit achtungsvollem Stillschweigen behandelten neuen Liturgie, andre Verdienste zuzuschreiben, als — die erwähnten. Warum, fragte man naiv, schickt man einen Pfarrer an den größten Handelsstaat der Welt als Gesandten? Das war sehr vorwitzig gefragt. Wichtiger, als die Vertretung der deutschen Handels- und Schifffahrtsinteressen, war in diesem speziellen Fall die außerordentliche Mission, die Hr. Bunsen, mit hohen Gönnern und niedern Gehülfen im Einverständniß, auszuführen hatte. Doch man ging vielleicht in den Vermuthungen, die man an die Person des diplomatischen Agenten anknüpfte, zu weit. So gut ein Pfarrer, nach Göthe, ein Komödiant sein kann, kann er auch einen Unterhändler für andre als gerade kirchliche Angelegenheiten abgeben; hatte doch der bekannte Prälat J. G. Pahl in seiner Jugend neben seiner Pfarrstelle auch die Geschäfte eines Rentamtmanns für seinen adelichen Patron mit

ſeltenem Geſchick verſehen. Vielleicht hatte mit einemmal die wiſſenſchaftliche Richtung Hrn. Bunſens ſich mehr der praktiſchen, nationalökonomiſchen Seite zugewandt, da bei der kirchlich-gelehrten ſo wenig Lorbeern zu erhalten waren. Auch dieſe Vermuthung wird zu Schanden. Bunſen war ſeinen Studien und Liebhabereien treu geblieben, er war und blieb, wie in der Diplomatie, ſo auch in der Theologie — Dilettant, und er ſpielte als ſolcher ſeine Kirchenorgel nicht bloß für ſich zu Hauſe, die Welt vernahm von ſeinen Exercitien in weiteſten Kreiſen. Das Zeugniß, das ihm darüber ſein Meiſter, der Erzbiſchof von Canterbury, in ſeinem Statement ausſtellte, lautete ganz zu ſeinen Gunſten.

Endlich wunderte man ſich nicht wenig über dieſes Aktenſtück; man fragte: wie es komme, daß ein auf gegenſeitige Verhandlungen hin geſchloſſener Vertrag, wie der über das Bisthum, in der Form eines einſeitigen Erlaſſes des engliſchen Primas, und nicht als Vertrag publizirt wurde? Sah man den Inhalt an, ſo begriff man nicht: wie der anglikaniſche Primas ſich herausnehmen durfte, die proteſtantiſchen Kirchen des Kontinents minder vollkommen eingerichtete zu nennen, zu deren Reorganiſirung mit der vollkommnern engliſchen in dem Vertrag der Anfang gemacht, der Grund gelegt ſei. Dieſe Phraſe hob jeden Zweifel, der noch über die Abſicht der Errichtung dieſes Bisthums obſchweben konnte. Der ſteife britiſche Pfaffe war hier gar zu offen mit der Sache herausgegangen. Er hat, um es jetzt ſchon zu ſagen, mit ſeiner hochmüthig-offenherzigen Sprache den ganzen ſo fein entſponnenen Handel verdorben.

Damit war dem Bisthum, das nur der erſte Faden zu einem weit ausſehenden kirchlichen Gewebe von europäiſcher Wichtigkeit werden ſollte, das Siegel des Todes ſchon in ſeiner Entſtehung aufgedrückt.

Was konnte man nun von einer eben ſo offen, wie der andere Theil, zu Werke gehenden Regierung erwarten, die ſich in ihrer Behauptung, mit dieſer Stiftung nur den Schutz der evangeliſchen Chriſten im Orient zu beabſichtigen, ein ſo offenbares Dementi gegeben ſah? Was anders, als die einfache, mit aller Würde nationalen Selbſtgefühls gegebene Erklärung: daß der Herr Primas im Irrthum ſei, wenn er als Abſicht der orientaliſchen Stiftung die Organiſirung der deutſch-proteſtantiſchen Kirche nach hochkirchlichem Muſter angebe, daß man auf gleichem Fuße unterhandelt habe, und daß von einer Unterordnung des einen der paciscirenden Theile unter den andern nicht die Rede geweſen ſei noch je ſein könne?

So ungefähr hätte ſicher ein Britte geantwortet, wäre er in dem Fall geweſen, in den er ſein deutſches vis-à-vis geſetzt hatte.

War es ein ſchreiender Miſston geweſen, der mit dieſer erzbiſchöflichen,

offiziellen Erklärung das Halleluja der Allgemeinen Zeitungskorrespondenten, der preußischen Staatszeitung u. s. w. durchkreuzt hatte, jenen welthistorischen Jubel, der dem über die Eroberung von Jaffa gleichkam — immerhin, diese gellende Dissonanz, sie hätte sich in der Stimmung der Nation schnell wieder in die schönste Harmonie aufgelöst, — wäre preußischer Seits eine männliche Erklärung dieser pfäffisch-anglikanischen Anmaßung gegenüber erfolgt. Das tausendmal in seinen Beziehungen zum Ausland gedemüthigte, aber dieser Demüthigungen endlich überdrüssige Volk, das noch an seiner, auf nationalem Boden gewachsenen Konfession hängt, auch die im Volke, die der Sache einen mehr politischen als kirchlichen Werth beilegen, hätten jetzt erst recht gejauchzt über eine solche That des nationalen Selbstbewußtseins, und leicht die ungewissen Aussichten und Vortheile verschmerzt, die man an das Bisthum am Jordan etwa geknüpft hatte.

Aber die Hoffnung auf eine deutsche That, auch nur in Worten, auch nur einem englischen Pfründner gegenüber, war eine allzu sanguinische — Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren, den Deutschen würde sie zur Verzweiflung bringen müssen, wenn nicht der Kern des Volkes besser wäre, als die goldene Schale, in die er eingeklemmt ist.

Eine für den deutschen Namen ehrenrettende Erklärung erfolgte nicht, die Schmach wurde in der Allgemeinen Augsburger Zeitung nicht beschönigt, nicht bemäntelt, nein, mit stürmischem Applaus begrüßt als eine welthistorische Glaubensthat. Die Scham mußte sich vor diesem Jubel verkriechen. Der Türke hatte in diesem Falle mehr Ehre im Leibe. Kaum war das hypokritische Viktoriageschrei an die hohe Pforte gedrungen, als der ohnmächtige, an europäischen Krücken gehende Sultan sich erhob und — dem Jubel ein Ende machte. Im gleichen Jahr, wo die drei Patriarchen von Jerusalem und der Großrabbiner ihre schützenden Fermane vom Großtürken erhielten, schlug er das Gesuch um die Erlaubniß zum protestantischen Kirchenbau in Jerusalem — rund ab; und bis auf den heutigen Tag wird der neue Bischof Alexander (ein getaufter Jude, der mit einem schwangern Weib und einer Anzahl Kinder in Jerusalem seinen Einzug gehalten hatte), und gegen dessen Einsetzung die Pforte förmlich protestirt hat, nur als Privatperson unter dem Schutze des englischen Konsuls stehend, angesehen.

Der Türke wollte seine Unterthanen nicht der Gefahr aussetzen, zu „Hunden und Schweinen" (Christen) zu werden; er sah, daß kirchliche und politische Erniedrigung, Entnationalisirung, dasselbe ist, er, der jammerwürdigste aller Potentaten, schützte sich und sein Volk vor fremden Eingriffen in seine Nationalität mit einer bei seiner Ohnmacht überraschenden

Feſtigkeit. Darf man es wagen, eine Vergleichung hier auch nur anzudeuten? —

Ueberraſchend nicht minder war preußiſcher Seits die auf die Anfrage der hohen Pforte beim preußiſchen Kabinet erfolgte Antwort: die Sache gehe Preußen gar nichts an, ſei eine rein engliſche, man ſolle in London Aufſchluß begehren! Allgemeine Zeitung 1842, Nr. 48. — So! —

Daß dieſe Erklärung mit frühern deutſchen und mit den von dem Erzbiſchof von Canterbury gemachten Veröffentlichungen in vielfachem Widerſpruch ſtehe, unterliegt (auch nach dieſem, nirgends widerſprochenen Bericht) keinem Zweifel. Und welches waren die deutſchen Veröffentlichungen? Die preußiſche Staatszeitung, das preußiſche Miniſterium ſelbſt hatte ſie gemacht, ſelbſt noch die literariſche Zeitung hatte vom Zuſammentreten beider Kronen zur Gründung des Bisthums geſprochen, des Bisthums, das „ein folgenreicher Entwickelungsmoment, eine große, weltgeſchichtliche Evolution" genannt worden war; — unter dem Vortritt von Preußen und England, hatte die Staatszeitung verſichert, ſoll ſich die evangeliſche Chriſtenheit der türkiſchen Regierung als eine Einheit darſtellen", und wie die hochtönenden Phraſen alle lauteten.

Und nun, als das königliche Kind geboren, als das welthiſtoriſche Faktum ans Licht getreten war, da will Preußen gar nicht Vater dazu ſein — fides germana, nicht wahr?

Man hat gelogen, gelogen in Religionsſachen! Nein, nein! man hat nur die Sprache Talleyrands zur Ehre der Religion geſprochen. Gut; der ſchwäbiſche Bauer meint: wenn ich zu meinem Heu Stroh ſage, wen geht das was an? O uns gedrückte Menſchen, uns arme Deutſche, die von einem Teufel, der ſtumm iſt, beſeſſen ſind, gewiß Nichts, ganz gewiß Nichts. Wir meinten nur ſo. —

Alſo, noch einmal, die Sache geht Preußen durchaus Nichts an, rein engliſches Fabrikat, dieſes Bisthum — ungefähr wie die Meſſer, die in der Vaterſtadt des Verf. der „Orientaliſchen Frage" verfertigt nach England verſchickt und hier zu Land dann wieder als engliſches Fabrikat verkauft werden. Unſer Verf. führt bei dieſer Gelegenheit einen Paſſus von Marheinecke an, der ſich aus Veranlaſſung der Kölner Angelegenheit dahin ausſprach: einem evangeliſchen Chriſten ſchaudre vor den Winkelzügen und Unredlichkeiten, die man ſich gegen die Kurie erlaubt habe; und meint, das diplomatiſche Verfahren gegen die Pforte erwecke kein angenehmeres Gefühl. Wenn Schleiermacher, fährt er fort, in ſeinem Kollegium über Kirchengeographie zu ſagen gewohnt war, daß allein die evangeliſche Kirche keinen feſten Punkt in Paläſtina beſitze, weil ſie — unter

Antrum — die Befugniß einer kirchlichen Niederlaſſung daſelbſt nicht mit den Demüthigungen erkaufen möge, welche ſich die dort vorhandenen Kirchenparteien müßten gefallen laſſen, was würde er jetzt urtheilen über die Art und Weiſe, wie man der deutſch-evangeliſchen Kirche das „Recht" verſchaffen will, „auf dem Schauplatze des Urſprungs der Chriſtenheit ihre Bekenner zu ſammeln"? über die Demüthigung der Pforte gegenüber, mit einer Unwahrheit die politiſch begründeten Reklamationen der Mahomedaner abzuweiſen, die man durch die intendirte Schöpfung für das Chriſtenthum gewinnen will? über dieſe Wahrung der „Selbſtändigkeit und Nationalehre der deutſch-evangeliſchen Kirche", daß man jegliche Betheiligung derſelben an der Angelegenheit, die man zu Hauſe als ihre mächtigſte, folgenreichſte Evolution ausruft, und zwar denen gegenüber, verläugnet, die in ihrem guten Rechte nach dem wahren Sachverhalt fragen? Nein, ſetzt unſer Verfaſſer begütigend hinzu, die Sache iſt unglaublich, und wenn auch die ſonſt allzeit fertige Staatszeitung ſchweigt, wir können nicht — die Ehre des proteſtantiſchen Zentralſtaates kann ſo nicht preisgegeben worden ſein, wir können nicht ſeine Angabe für hiſtoriſch richtig halten.

Aber leider, die Sache wird denn doch wohl ihre hiſtoriſche Richtigkeit haben, ſo ſchwer es einem ehrlichen deutſchen Manne auch fallen muß, an ſolche — zu glauben.

Und wenn es mit dieſer Unwahrheit ſeine Richtigkeit hat, wenn man auf ſo unchriſtliche, jeſuitiſche Weiſe chriſtliche Zwecke hat verfolgen wollen, ſo darf man denn doch die Gewaltigen, die ſonſt ſo unerbittlich ſtreng über der Aufrechterhaltung des Chriſtenthums wachen, auch nach dem Rechte fragen, mit dem ſie, die auf ſo eklatante Weiſe die Wahrheit verläugnen, gegenüber dem Unchriſtenthum, wiſſenſchaftliche Forſcher, wie Bruno Bauer, verdammen, der, wenn auch nicht mit einem zum voraus fertigen Reſultat, aber doch mit dem aufrichtigſten, uneigennützigſten Streben, die Wahrheit zu Tag zu fördern, ſeine chriſtlich-exegetiſchen Studien treibt, einen Mann, der lieber ſeine Exiſtenz aufs Spiel ſetzt, als eine Unwahrheit ſagt, der trotz ſeiner zunächſt auflöſenden Tendenz doch durch Eröffnung neuer Perſpektive für die Geſchichte des Chriſtenthums und durch vielſeitige Anregung gewiß der chriſtlichen Wahrheit einen größern Dienſt erweiſt, als ſolche, die die Wahrheit durch Unwahrheit fördern wollen?

Wenn unſer Verf. in ſeinem antikritiſchen Anhang (gegen Heinrich Leo) ausruft: „Wahrlich, ein kläglicheres Zeichen der Noth der evangeliſchen Kirche gibt es nicht, als daß ſie ſolche Landsknechte muß auf den Plan ziehen, ſolche Koſacken für ſich ins Feld reiten ſehen! Ja, ſie kann viel ertragen; Gott ſchützt ſie auch vor ihren Freunden", ſo iſt man

verſucht, den letztern Ausruf in noch weit umfaſſenderm Sinne zu nehmen und hinzu zu ſetzen: wenn neben ſolchen „an der Schnur gehaltenen“, jeden Augenblick zum Losfahren paraten Bulldoggen, wie Leo, auch noch die Beamtenhierarchie, die Diplomatie ſich der evangeliſchen Kirche, des Chriſtenthums, im Orient und Occident annimmt, dann wehe, und abermals wehe! Das gibt ein collegium medicum, bei deſſen Berathungen und Verordnungen Einem um den Kranken bange werden muß.

Doch dies iſt nicht nöthig. Sehen wir uns die Leute näher an, ſo bemerken wir, daß ſie, welche die Aerzte für die chriſtliche Kirche ſein wollen, ſelbſt die Kranken ſind — und daß ja wir ſelbſt in dieſem Augenblick (an der Hand eines geiſtreichen Arztes, der ſich auf Diagnoſe verſteht) — ihre Krankengeſchichte ſchreiben; wobei wir nicht vergeſſen dürfen, daß wir in unſerm Bericht noch beim erſten Stadium dieſes Krankheitsfalles ſtehen, und daß wir uns beeilen, auch über die Symptome der folgenden Stadien zu berichten.

Das erſte Entwicklungsſtadium der vorliegenden Frage umfaßt nämlich alle ſeine offiziellen und halboffiziellen Veröffentlichungen bis zu den beiden Erlaſſen des Miniſters Eichhorn vom 14. Nov. 1841, 1. an die K. preuß. Konſiſtorien, 2. ſämmtliche K. Regierungen.

Wenn von halboffiziellen Zeitungsartikeln die Rede iſt, ſo wird dieſe Bezeichnung, wenn man auch nicht anderweitige Gründe hätte ſie ſo zu nennen, ſchon durch die Verſicherung des Hauptartikels, Allg. Zeitung 1841, Nr. 291, London 13. Oktober: „Wir glauben gut unterrichtet zu ſein“, gerechtfertigt, noch mehr durch Hitzigs Zeugniß in der Preßzeitung, der auf dieſe Bisthumsartikel als auf Muſter hinweiſt, wie die in den Geſchäften ſelbſt ſtehenden höhern Beamten ihre Arbeiten und Werke dem Publikum erläutern und rechtfertigen ſollen. Die Bedeutung des neuen Werkes wird in dieſer Veröffentlichung — der fruchtbaren Mutter vieler andern — darein geſetzt, daß alle chriſtlichen Gemeinſchaften im Orient eines wirkſamern Schutzes genießen, und daß derſelbige auch auf diejenigen wird ausgedehnt werden, welche bisher ſelbſt einer ſolchen Vertretung entbehrten, wie ſie den übrigen durch eine kirchlich korporative Stellung unter anerkannten geiſtlichen Behörden gewährt war, nämlich der proteſtantiſchen Kirche, welche allein rechtlos war an der Wiege ihres Glaubens.

Aber freien Concorien haben ja die engliſchen und deutſchen Proteſtanten bereits in Jeruſalem, jene ſind auch bereits im Beſitz eines Grundſtücks, auf welchem eine Kirche, Schule, ein Hospital im Bau begriffen iſt. Schutz aber kann dem Reiſenden, Pilger, Anſiedler, der Biſchof keinen gewähren, er ſelbſt iſt ja Privatperſon und ſteht ſelbſt unter dem Schutze ſeines Conſuls. Um dieſes Bisthum wird alſo ein ſehr mythiſcher

Nimbus verbreitet. Ferner vermiſcht der Artikel durchweg das Doppelverhältniß, die korporative Berechtigung der eingebornen chriſtlichen Kirchenparteien je unter ihren Patriarchen, die muhamedaniſche Unterthanen ſind, und die diplomatiſche Beſchützung der bloß niedergelaſſenen fremden Chriſten, die in einem europäiſchen Unterthanenverhältniß ſtehen. Dieſe Verwechslung geht auch durch alle offiziellen Aktenſtücke durch. Bemerkenswerth iſt in einem zweiten Artikel, aus der gleichen Feder gefloſſen, Nro. 327, die Bemerkung: die Puſeyiten ſeien gegen die Maßregel, weil ſie darin ein Band ſehen zwiſchen der anglikaniſchen Kirche und dem Proteſtantismus des Kontinents; und in einem Artikel von H. Leo, Nro. 317, die Stelle, wo er ſagt: England und Preußen haben die Ueberzeugung von einer vorhandenen wahrhaften Union praktiſch bewährt in Errichtung einer Tochterkirche — —, in welcher die Sitten der engliſchen und preußiſchen Kirche nebeneinander als Ausdruck eines und deſſelben evangeliſchen Chriſtenthums gelten ſollen. „Man wird über Nacht das Senfkorn zum Baume werden ſehen.“ —

Das iſt verſtändlich geſprochen.

Wir übergehen einige andere Artikel, die der Verf. kritiſch beſpricht, und heben aus dem Staatszeitungsartikel vom Ende Novembers das Wichtigſte hervor. Man erfährt hier unter Anderm, warum es nicht genügen konnte, nur einfach den geſetzlichen Schutz der Perſon und des Eigenthums für die evangeliſchen Chriſten im Orient auszuwirken, welchen der Hattiſcherif von Gülhane verheißen hat; nämlich wegen der korporativen Verhältniſſe wäre dadurch wohl für deutſche Katholiken geſorgt geweſen, nicht aber für evangeliſche Chriſten — als ob z. B. der franzöſiſche Konſul je einen Franzoſen ſchutzlos gelaſſen hätte, oder hätte laſſen müſſen, deßwegen, weil dieſer kein Katholik geweſen! — oder als ob der brittiſche Konſul, ein Katholik, die Miſſionäre der ſchottiſchen Kirche, die in Galiläa arbeiten, deßhalb nicht ſchützen könnte, weil ſie mit der engliſchen Hochkirche nicht vereinigt ſind! — Kurz, aus dem ganzen Aktenſtück ergibt ſich: die kirchliche Vereinigung der engliſchen und preußiſchen Kirche ſtellt man als eine Vorfrage hin und gibt die Errichtung des Bisthums für die Hauptſache aus, während doch offenbar jene Vorfrage die Hauptſache und der einzige Grund iſt, warum man das Bisthum konſtituirt, um an der Wiege des chriſtlichen Glaubens das Experiment zu machen, wie ſich deutſch evangeliſche Chriſten unter einem anglikaniſchen Biſchof ausnehmen, um nachher deſto ungehinderter anglikaniſches Vollblut, Biſchöfe mit wahrer Succeſſion, nach Deutſchland verpflanzen zu können.

In Betreff der Kritik der beiden Miniſterialerlaſſe verweiſen wir auf den Verfaſſer ſelbſt, S. 32 ff.

Was die beabsichtigte Ansiedlung in Palästina betrifft, so fügen wir noch hinzu, welchen Schutz diese unter dem Bischof zu erwarten habe, für den vom König und allen preußischen Gemeinden (aus Aufforderung des Ministeriums) so bedeutende Opfer geflossen sind. W. Hofmann, Vorsteher des Basler Missionshauses, das bekanntlich auch alle seine Missionäre anglikanisiren läßt, spricht hierüber unverholen: „Wessen Schutz werden die Kolonisten genießen? Hat doch der englische Konsul selbst zu der Zeit, als sogar noch englische Kanonen in Beyrut standen, Jerusalem um seiner Sicherheit willen verlassen müssen. Wird er oder wird der Bischof, den seine Regierung für eine reine Privatperson erklärt hat, auch nur innerhalb der Mauern schützen können? Und wer wird die beutelustigen Beduinen außerhalb im Respekt erhalten?" Ueberhaupt bemerkt ein Missionär in Palästina, Gobat, unterm 14. Jan. 1842, sind die Engländer in Syrien bei weitem nicht so gut angeschrieben und respektirt, wie viele glauben. —

Also mit dem Schutz ist es Wind, das Geld dafür ist weggeworfen: das wissen wohl beide Kontrahenten so gut, wie wir; aber ganz wird es doch nicht weggeworfen, wenn Leo Recht hat, daß das Senfkorn in Palästina über Nacht zum großen Baume werden soll, der auch die deutsche Kirche zu beschatten hat.

Ist nun im zweiten Stadium oder Akt dieser geistlichen Komödie vielleicht Etwas zu Tag gekommen, das den Gedanken an ein anglikanisches Ueberschatten der deutsch evangelischen Kirche beseitigt hätte, für immer?

Nein, das Natürlichste, um die beunruhigten Gemüther zufrieden zu stellen, wäre doch gewiß die einfache Publikation des Vertrags zwischen England und Preußen gewesen. Sie erfolgte nicht, sie konnte nicht erfolgen; denn man wäre mit einem Strom von Reklamationen wegen preisgegebener Würde und Eigenthümlichkeit der deutsch-evangelischen Kirche überschüttet worden: das sah man voraus. Die Berliner Pastoren trugen ihre Bedenken vor, die Antwort „soll" beruhigend ausgefallen sein, aber das Publikum hat sie nicht erfahren; bestimmt und offiziell desavouirt sind die Worte des englischen Erzbischofes nie worden. Die literarische Zeitung, das neugewonnene ministerielle Organ, übernahm das undankbare Geschäft, in einer Reihe von Artikeln die erzbischöfliche Sprache zu erklären, zu mildern, zu beschönigen. Die Staatszeitung, die Augsburgerin thut dasselbe, alle sophistisch, windig. Die große kirchliche That, wobei die Kirche als Kirche handelt, die evangelische Christenheit solidarisch mit der anglikanischen Christenheit sich als Einheit repräsentirt, verschwindet; sie wird jetzt dargestellt von preußischer Seite als ein Akt des Königs, eine Privathandlung, an welcher Theil zu nehmen der evangelischen Kirche freigestellt, jedoch zur Gewissenssache gemacht ist. Eine seltsam bescheidene Metamor-

phoſe! Dieſe Wendung der Sache war aber nothwendig gegeben durch die ſchreiende Verletzung aller Rechte und Eigenthümlichkeiten der evangeliſchen Kirche in der Ordnung für die projektirten deutſchen Gemeinden in Paläſtina, ein Verrath, den man doch nicht im Namen der Kirche begehen konnte, die laut proteſtirt hätte, ein Verrath, der auch die Veröffentlichung des Vertrags und eine ehrliche Darlegung des ganzen jeſuitiſchen Handels unmöglich machte. Mit der immer lauter ſich erhebenden Stimme der Oppoſition werden die Stimmen der Panegyriker immer leiſer, gemäßigter, verlegner, apologetiſcher. Wir können die einzelnen Grade der Herabſtimmung dieſer Organe nicht im Einzelnen verfolgen; ſie iſt aber höchſt ergötzlich. Kurz, das Bisthum in Jeruſalem heißt am Ende ein engliſches, in welchem nur gaſtweiſe **precario modo** auch deutſche Proteſtanten, Volontärs, die ſich ſubmittiren, zugelaſſen werden. Der private Standpunkt iſt von nun an der vorherrſchende. Eine **kirchliche** Berathung der Modalität der Stiftung und der Prinzipien, worauf ſie beruht, welche korreſpondiren würde der kirchlichen Berathung der Engländer, welche dem Abſchluſſe **vorausging** — wird „nachträglich zugeſichert." Warum dieſe Berathung bis heute noch nicht erfolgen konnte, ſieht man freilich nicht, noch auch, was geſchehen müſſe, wenn dieſelbe das vorläufig für die Freiwilligkeit eingeſchlagene Verfahren **mißbilligen** ſollte. — Neben all dieſen Verſprechungen und Beſchönigungen gehen fortwährend Ermahnungen zur Einheit in kirchlichen Dingen, zur Katholizität, wie wir dieſe auch auf politiſchem Boden bis zum Ueberdruß gehört haben; die, die uns in tauſend Stücke zerriſſen haben, predigen uns jetzt Einheit. O es iſt eine ſchöne Sache um die Einheit, wenn ſie organiſch von unten herauf wächst und ſich frei geſtaltet, aber Einheit **à tout prix**? — nie und nimmermehr! — Und ſo weit iſt man gegangen in dem Bemühen, ſich bei dieſen Einheitsbeſtrebungen verächtlich zu machen, daß die Ev. Kirchenzeitung ſagen durfte: **die engliſche Kirche**, in Anerkennung der durch die k. preußiſche Fundation und die Kirchenkollekte bewieſenen chriſtlichen Liebesthätigkeit, hat aus freiem Antrieb **gewährt**, preußiſche und deutſch-evangeliſche Chriſten **dürfen** in Zuſammenhang mit dem neuen Epiſkopat treten! —

Hier ſchließt ſich das zweite Stadium der orientaliſch-chriſtlichen Frage, und das **dritte** beginnt

mit der **K. Kabinetsordre** an den Miniſter der geiſtlichen und Unterrichtsangelegenheiten, welche einen **neuen** Erlaß des Erzbiſchofs von Canterbury publizirt. Sie iſt vom 28. Juni 1842; der erzbiſchöfliche Erlaß aus Lambethouſe vom 18. des gleichen Monats. Beide ſind abgedruckt S. 66 ff. Wir wollen ſie nicht wiederholen. Es ſollen dadurch die „**Miß**

verſtändniſſe Wohlwollender und die Verdrehungen und Verleumdungen Böswilliger unſchädlich gemacht werden. —

Das Merkwürdigſte in dem erzbiſchöflichen Erlaß iſt, daß die theologiſchen Kandidaten in Jeruſalem nun nicht mehr auf die augsburgiſche Konfeſſion und die 39 Artikel der anglikaniſchen Kirche beeidigt werden ſollen, ſondern auf die drei ökumeniſchen Symbole, Symbole, aus denen man nicht nur die Sätze der drei in Deutſchland privilegirten Religionen, ſondern auch die Lehrform der Socinianer und Arminianer beweiſen könnte, auf die ein Jeſuite ſich füglich ordiniren laſſen könnte. — Daneben wird ein Eid auf kanoniſchen Gehorſam gegen den anglikaniſchen Biſchof verlangt. — Da blickt eine ſaubere Moral durch, die unſer ſcharfſinniger Autor bis in ihre geheimſten jeſuitiſchen Hinterthürchen und Schlupfwinkel verfolgt. Er ſtellt mit Recht, unzufrieden mit der Art, wie die Frage: will man uns anglikaniſiren oder nicht? umgangen wird, folgende Fragen auf, die wohl Herr Bunſen und ſeine Gönner und Genoſſen nie klar und rund beantworten werden:

Iſt es wirklich eine in der Natur der Sache liegende Bedingung des Schutzes, den der Biſchof gewähren kann, daß diejenigen, welchen jener Schutz zu Theil werden ſoll, ſeine geiſtliche Jurisdiktion anerkennen, ihre Kinder von ihm konfirmiren, ihre Geiſtlichen von ihm unter Gehorſamseid ordiniren laſſen? Iſt abſolut, durch die Natur der Dinge, nicht bloß durch ein tendenziöſes Gutbefinden, ausgeſchloſſen, daß der fragliche Biſchof ſeinen Schutz, ſo weit er überhaupt ſolchen gewähren kann, auch denjenigen Gemeinden und Geiſtlichen gewähre, daß ſich auch ſolche an ihn „anlehnen", welche als gute deutſch-evangeliſche Chriſten von ſeiner geiſtlichen Jurisdiktion frei bleiben wollen? Iſt mit jener k. Approbation der Bedingungen des Primas zugleich ausgeſprochen, daß diejenigen Gemeinden, welche ſich in Paläſtina zu bilden Luſt hätten, wie z. B. die von Basel aus projektirten, die aber in kirchlicher Beziehung unabhängig und völlig bei ihrer deutſch-evangeliſchen Sitte in Kultus, Konfeſſion und Gemeindeverfaſſung zu bleiben wünſchten, nicht einmal den bürgerlichen Schutz durch den preußiſchen Generalkonſul zu erwarten haben, welchen der anglikaniſche Biſchof ſelbſt auch von dem Generalkonſul ſeines Landes bedarf und erhält? Iſt nicht wenigſtens, ſeitdem die Pforte ihrer Nichtanerkennung des Biſchofs als ſolchen ausgeſprochen hat, jeder auch nur ſcheinbare Grund entfernt, aus welchem man Anfangs die Submiſſion der deutſch-evangeliſchen Chriſten unter die Jurisdiktion des Biſchofs rechtfertigen wollte, um damit die „Vertretung in der Einheit einer Kirche" der türkiſchen Regierung gegenüber zu erhalten? Soll, weil jene „Darſtellung der evangeliſchen Chriſtenheit als Einheit" und die damit erwartete „geſetzliche

Anerkennung" nebſt ihren Vortheilen einmal nicht erhältlich iſt, doch auf jener Bedingung der Submiſſion unter dem Biſchof beharrt werden, ungeachtet eben dieſe Bedingung gerade dem ausgeſprochenen Zweck, „den Wirkungskreis des Proteſtantismus zu erweitern," entgegenwirkt, indem ſie die gehofften Anſiedlungen deutſch-evangeliſcher Chriſten in Paläſtina abhält? Eine für die Miſſion überhaupt intereſſante Frage, die ſich genau anſchließt, wäre dann noch die: Wenn etwa die Dresdner lutheriſche Miſſionsgeſellſchaft ihre Arbeiten an den Juden auf Paläſtina ausdehnen wollte; oder wenn die ſchottiſche Kirche ihren Plan, im galiläiſchen Safet eine Station zu errichten, ausführte: würde ſolchen Miſſionären, die Alexanders Jurisdiktion nicht anerkennen, der Schutz des Biſchofs etwa in ähnlicher Weiſe zu Theil, wie den Amerikanern bei den Druſen, deren Austreibung durch die Maroniten eben den Anſtiftungen des biſchöflichen Miſſionsgehülfen Nicolayſon verdankt wird? Wird der preußiſche Generalkonſul ſolche Art, die hirtliche Fürſorge Alexanders auszuüben, gleichfalls zu unterſtützen haben? Wenn der erzbiſchöfliche Erlaß nur von deutſchen Gemeinden ſpricht, die k. Kabinetsordre dieſe als vorläufig noch nicht vorhanden anerkennt, aber doch ſchon Kandidaten zur Judenmiſſion durch vortheilhafte Anerbietungen einladet, von den für deutſche Gemeinden vom Erzbiſchof bewilligten Anerbieten Gebrauch zu machen: iſt dieß ſo zu verſtehen, daß Preußen wirklich die zur Anſiedlung paraten, nichtbiſchöflichen Kolonien nicht haben will? Iſt dieſe Exegeſe des erzbiſchöflichen Schreibens, das ſich ja bloß auf deutſche Gemeinden bezieht, Gegenſtand einer beſonderen, hier nicht publizirten Uebereinkunft geweſen, oder iſt ſie bloß nach der in der kurzvergangenen Zeit bei päbſtlichen Bullen angewandten Auslegungsweiſe gut befunden worden? Wird die Londoner Judenmiſſionsgeſellſchaft, welche die Station in Jeruſalem unterhält und den Biſchof zur Hälfte beſoldet, ſolche Eingeſchobene in den Miſſionsdienſt aufnehmen? Iſt die bisherige Erfahrung im Miſſionswerk und der darauf geſtützte Grundſatz, keine von der Centralgeſellſchaft ökonomiſch unabhängigen Miſſionäre anzuſtellen, für Jeruſalem aufgegeben? Wird der Biſchof, wenn er dazu einwilligte, nicht eine der ſeit der neuen Ordnung der Geſellſchaftsverfaſſung häufigen Kolliſionen mit dem Miſſionsausſchuß ſelber herbeiführen? Oder wird die Anerkennung der hohen Abſicht die Geſellſchaft ihre ſonſt befolgten Grundſätze beſeitigen laſſen? Wird der Miſſionsdienſt dabei gewinnen? Oder iſt es trotz dem, daß man vorläufig noch keine deutſchen Kandidaten braucht, da die Gemeinden fehlen und die Miſſionäre lauter Deutſche ſind, die den Gottesdienſt auch deutſch halten, ſo dringend, abſolut wären preußiſche Kandidaten zu haben, welche freiwillig dem Biſchof ihr Verlangen, von ihm ordinirt

zu ſein, erklären? Iſt dadurch nicht den von Herrn von Gerlach notirten preußiſchen Hochkirchlichen die Möglichkeit gegeben, ihre Tendenzen für die Heimath den rein auf den Orient gerichteten Abſichten des Königs zu unterſchieben? Soll es dem Belieben etlicher, mit der Verheißung von angemeſſener Unterſtützung zur Freiwilligkeit aufgerufener Kandidaten anheim geſtellt werden, ob die deutſch-evangeliſche Kirche, in die jene doch wahrſcheinlich zurückkehren werden, mit einer nicht von ihr ausgegangenen Ordination bereichert, und mit ſolchen Predigern verſehen werde, welche ihre Vollmacht nur durch einen dem anglikaniſchen Biſchof von Jeruſalem geleiſteten Eid erhalten haben? War immer noch nicht gelegene Zeit, um über ſolche kirchliche Fragen die Entſcheidung kirchlicher Verſammlungen zu hören? Bereitet es ſich, damit die Unien als vollendete Thatſache daſtehe, daß die durch den anglikaniſchen Biſchof in Jeruſalem ordinirten Freiwilligen eo ipso auch bevollmächtigte Diener der deutſch-evangeliſchen Kirche ſind?

Alle dieſe Fragen, die der Verfaſſer aufwirft, enthalten die Antwort in ſich, d. h. ſie ſind bei dem gegenwärtigen Stand der Sache gar nicht zu beantworten; ſie zeigen nur das Schlangenneſt von Widerſprüchen, aus denen nur ein ſchlichtes Eingeſtändniß erlöſen kann: daß man den und den Plan gehabt, aber, nun eines Beſſern durch die öffentliche Stimmung belehrt, aufgegeben habe.

Zwar verſichert ein Apologet Preußens: „Wir ſündigen und begehen Fehltritte wie Andere, aber es war lange Zeit das traurige Prinzip, es nie zu geſtehen. Darin ſind wir fortgeſchritten — die Regierung unſers Königs bietet ſchon mehrere Beiſpiele dar — daß ein Irrthum eingeſtanden und wieder gut gemacht wurde. Begangne Fehler zur rechten Zeit mit Muth und Geſchick zu repariren, das hat Preußen groß gemacht, nicht ein ſtarres Feſthalten an angenommenen Meinungen und Maximen.“

Dieſe Verſicherung klingt allzutröſtlich, als daß man nicht ſeine patriotiſchen Wünſche und Hoffnungen daran anklammern möchte. Iſt es wirklich ſo, darf man von Preußen, nachdem ſo viele Hoffnungen fehlgeſchlagen, ja verboten worden ſind, noch etwas Gründliches hoffen?

Darf eine offene Oppoſition mit einer Berückſichtigung anderer Art, als ſie ihr bisher zu Theil wurde, ſich ſchmeicheln? Dieſer König, das ſagen wir jetzt noch, iſt zu großen Dingen geboren. Wird er dieß erkennen wollen? Wird er den friſchen Ehrenkranz, der ihm dieſes Jahrhundert bittend darreicht, zurückweiſen und nach den welken Kirchhofblumen vergangener Jahrhunderte greifen? Wird er, ſtatt ein bedeutungsloſes Bisthum im Orient zu konſtituiren, die Konſtitution ſeines Reichs, die Konſtitution

Deutſchlands als ſeinen Beruf anſehen? Der Geiſt Gottes, der Geiſt des Jahrhunderts ſei über ihm! Von ihm gelte mit mehr Recht, als von Louis Philipp, dem Schlauen, das Platen'ſche Wort:

Viel hängt an ihm! Nie war ſo heilig
Irgend ein fürſtliches Haupt, wie ſeins iſt.

L. S.

Der Beamtenſtand und das Volk.

Man hat es der liberalen Partei zum Vorwurf gemacht, den Stand der preuſsischen Beamten als eine in ſich abgeſchloſſene, dem Volke feindſelig gegenüberſtehende Kaſte darzuſtellen, die, dem Willen des Königs widerſtrebend, den Fortſchritt und die weitere Entwickelung freier Zuſtände zu hemmen unabläſſig beſtrebt ſei, ohne dies durch Thatſachen zu begründen. Gewiß könne es jedoch dem Staate nur erwünſcht ſein, wird verſichert, wenn wirkliche Thatſachen ans Licht gebracht würden, damit die Regierung ſelbſt erführe, welche Beamten die auf lebendigen Fortſchritt ſeines Volks und auf immer feſtere Begründung der allgemeinen geſetzlichen Freiheit gerichteten Abſichten des Monarchen zu vereiteln ſuchen.*)

Wir glauben daher dieſen Wünſchen entgegen kommen und einige dergleichen wirkliche Thatſachen ans Licht bringen zu müſſen, die zur Begründung jener Darſtellung einige nicht unwichtige Beiträge liefern werden. — Unſere Gegner gehen zur Widerlegung derſelben von der Anſicht aus, daß, wenn ſolche gegründet ſein ſollte, die Natur in der Entwickelung des Beamtenſtandes alle ihre Geſetze geändert haben und ein unerklärlicher Zauber die Menſchen, ſobald ſie in dieſen Stand treten, ſo vollkommen umwandeln müßte, daß von ihrem frühern Weſen, wie es ſich nach dem Gange ihrer Bildung hätte geſtalten müſſen, auch keine Spur mehr vorhanden wäre. Sie bezeichnen ſodann die Gemeinde-Beamten und die Landräthe als diejenigen Beamtenklaſſen, welche die Geſetze ſelbſt in das Leben einführen und daher für die Volkswohlfahrt vorzüglich wichtig ſind. Die Bürgermeiſter in den Städten würden auf 6 bis 12 Jahre gewählt und träten nach Ablauf dieſer Zeit, wenn das Vertrauen ihrer Mitbürger ſie

*) Elbinger Zeitung v. d. J. Nr. 14.

zur Fortſetzung ihrer Amtsthätigkeit nicht aufs Neue berufe, in das Volk zurück; ſie könnten ſich daher von demſelben nicht trennen und ſich nicht als Kaſte abſchließen, u. ſ. w.

Unterſuchen wir nun, aus welcher Volksklaſſe die Bürgermeiſter gewählt werden, ſo finden wir in der Regel nur den Beamtenſtand. Aus den Juſtiz- und Regierungskollegien gehen die Bürgermeiſter für die größern Städte, aus den Büreaus der Regierungen, der Oberlandes- und Stadtgerichte, der Landraths- und Domänen-Rentämter die Bürgermeiſter für die kleinern hervor. Bildet der Beamtenſtand nun wirklich eine beſondere, vom Volke getrennte und in ſich abgeſchloſſene Kaſte, ſo erfolgt die Wahl der Bürgermeiſter aus dieſer Kaſte und nicht aus dem Volk; ſie treten alſo, wenn ſie nach Ablauf ihrer Dienſtzeit nicht wieder gewählt werden, nicht in das Volk, ſondern in die davon getrennte Kaſte zurück, aus der ſie gewählt waren und der ſie nach Stand und Bildung eigentlich angehören. Dagegen kann bei den Gemeinde-Beamten der Dörfer allerdings von keiner Kaſten-Eigenthümlichkeit die Rede ſein, indem dieſe immer nur aus den Gemeinde-Mitgliedern gewählt werden und die alleruntergeordnetſten und beſchränkteſten Amtsfunktionen auszuüben haben. Unmittelbar über den Gemeinde-Beamten, ſagen unſere Gegner, ſtehen die Landräthe, wozu nur größere Grundbeſitzer wahlfähige Kandidaten ſind. Auch das iſt richtig. Allein ausgeſchloſſen unter den größern Grundbeſitzern ſind die Beſitzer ehemaliger Domänengüter; dieſe, größtentheils dem Bürgerſtande angehörend, ſind ſo wenig zu Landräthen als zu Kreisdeputirten wählbar, ja nicht einmal wahlfähig. Das iſt eine geſetzlich begründete Thatſache. Wenn es alſo grundſätzlich feſtſteht, daß die Landräthe nur aus ſolchen Perſonen gewählt werden dürfen, deren Intereſſe mit dem ihrer Kreiſe identiſch iſt, ſo beſchränkt ſich dieſe Identität nur auf das Intereſſe der Rittergutsbeſitzer; das Intereſſe der Beſitzer ehemaliger Domänengüter bleibt ganz ausgeſchloſſen, indem dieſe bei den Wahlen der Kreisbeamten ſich ganz paſſiv verhalten müſſen und auch an den Verhandlungen der Provinziallandtage nicht Theil nehmen können, weil ſie zu Abgeordneten derſelben gleichfalls weder wählbar noch wahlfähig ſind. Es möchte daher dieſer Gegenſtand wohl verdienen, bei dieſer Gelegenheit vor das Forum der öffentlichen Beurtheilung geſtellt zu werden, da ſowohl in rechtlicher wie in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht kein Grund aufzufinden ſein dürfte, aus welchem eine ſo auffallende Zurückſetzung einer anſehnlichen und achtbaren Klaſſe von Gutsbeſitzern gerechtfertigt werden könnte.

Wenn gleich in den urſprünglichen Kaufkontrakten der preußiſchen Domänenkäufer die ausdrückliche Beſtimmung enthalten iſt: „daß zwar von dem Verkauf die Jurisdiktion, das Patronat und die hohe Jagd ausge-

schlossen blieben, daß jedoch in Ansehung aller übrigen Rechte die Käufer in die Kategorie der Rittergutsbesitzer treten," so sind ihnen doch durch spätere Verordnungen diese Rechte in dem Maße entzogen worden, daß sie nicht allein von den vorhin angeführten Wahlen ausgeschlossen sind, sondern ihnen auch die Befugniß zum Tragen der ritterschaftlichen Uniform verweigert worden ist. Sie dürfen sich daher nicht zu der ritterschaftlichen Landständischen rechnen und nur in einzelnen Fällen, wenn gegen die persönlichen Verhältnisse eines solchen Domänenbesitzers nichts zu erinnern ist, hat sich der König vorbehalten, denselben auf besonderes Ansuchen diese Landstandsrechte gleich den Rittergutsbesitzern, jedoch nur seiner Person, nicht aber auch seinem Gute, als ein Adhärens beizulegen. Der Domänenbesitzer reicht zu dem Ende sein Gesuch beim Landrathe ein, dieser fügt sein Gutachten über die persönlichen Verhältnisse des Supplikanten bei, und so gelangt es auf dem gewöhnlichen Wege zur Entscheidung an den Minister, welchem die Befugniß beigelegt ist, das Gesuch nöthigenfalls sogleich und ohne allen weitern Rekurs zurückzuweisen. Als wirkliche Thatsache können wir den Fall anführen, daß die einstimmige Wahl eines Kreisdeputirten im Naugardschen Kreise in Pommern auf einen solchen Domänenbesitzer fiel, die Bestätigung aber, ungeachtet der wissenschaftlichen Bildung und der übrigen, höchst ausgezeichneten Eigenschaften des Mannes von der Regierung verweigert wurde, weil er nicht in die Kategorie der Rittergutsbesitzer gehöre, ihm auch diese Eigenschaft in persönlicher Hinsicht nicht verliehen worden sei. Daß der Gutsbesitzer nicht zu bewegen war, ein Recht als besondere Gnadenverleihung nachzusuchen, was er nach der ausdrücklichen Bestimmung in seinem Kaufkontrakte vom Staate bereits mit baarem Gelde erkauft zu haben glaubte, versteht sich von selbst.

Zu welchen seltsamen Anomalien diese gesetzlichen Verordnungen führen können, wird sich aus folgendem Beispiel ergeben: Cajus hat sich als Kaufmann einer Wechselverfälschung schuldig gemacht und muß dies Verbrechen mit einigen Jahren Zuchthausstrafe büßen. Nach Beendigung seiner Strafzeit gelangt er durch den plötzlichen Tod seines reichen Oheims in den Besitz eines bedeutenden Vermögens. Den Handelsgeschäften abhold geworden, beschließt er, Landwirth zu werden, und kauft das schöne, große, ehemalige Domänengut N. Nach einiger Zeit erfährt er zufällig, daß er nicht die Landstandschaftsrechte besitze, deren Beilegung aber auf dem vorhin bezeichneten Wege besonders nachsuchen könne. Er überreicht sein diesfälliges Gesuch dem Landrath, der, wie leicht zu errathen, über die persönlichen Verhältnisse des Pinselliers hinsichtlich der erlittenen Zuchthausstrafe kein günstiges Gutachten abgibt. Inzwischen kommt das mit Cajus Gute grenzende, weit kleinere und sehr deteriorirte Rittergut X zum öffentlichen Ver-

kauf. Cajus erſteht daſſelbe. Er erhält von der Gerichtsbehörde die Benachrichtigung von dem ihm ertheilten Zuſchlag des Rittergutes und gleichzeitig auch von dem Landrath die ſchriftliche Eröffnung, daß ſein Geſuch um Beilegung der Landſtandſchaftsrechte vom Miniſter zurückgewieſen ſei. Am nächſten Tage findet eine Verſammlung der Rittergutsbeſitzer des Kreiſes in der Kreisſtadt zur Wahl eines Kreisdeputirten Statt. Auch Cajus findet ſich dazu ein. Bei ſeinem Eintritt in den Saal führt ihn der Landrath bei Seite mit der halblauten Frage: ob er nicht die Benachrichtigung von der erfolgten Zurückweiſung ſeines Geſuchs erhalten, und auf die bejahende Antwort erſucht er ihn höflichſt ſich zu entfernen, weil er als Beſitzer eines ehemaligen Domänengutes zu der Stelle eines Kreisdeputirten weder wählbar noch wahlfähig ſei, ihm auch die nachgeſuchte Beilegung der Landſtandſchaftsrechte, die ihn dazu befähigen könnten, ſeiner makelhaften perſönlichen Verhältniſſe wegen höhern Orts verweigert worden u. ſ. w. Statt aller weitern Gegenrede überreicht ihm Cajus das gerichtliche Dokument über den Kauf des kleinen, deterioirten Rittergutes X. Der Landrath, überraſcht, verneigt ſich glückwünſchend, ſtellt ihn den verſammelten Rittergutsbeſitzern als ein neues Mitglied der ritterſchaftlichen Landſtandſchaft vor, und von allen Seiten begrüßt und hocherfreut, die Makel ſeiner perſönlichen Verhältniſſe ſo urplötzlich, wiewohl auf eine für ihn ganz unbegreifliche Weiſe, vertilgt zu ſehn, nimmt Cajus ſeinen Platz am grünen Tiſche ein.

Abgeſehen indeß von dergleichen unvermeidlichen Anomalien, ſo möchte es auch in rechtlicher Hinſicht nicht gerechtfertigt werden können, die Beſitzer ehemaliger Domänengüter von den Landſtandſchaftsrechten auszuſchließen. Wenn die Eigenſchaft eines Rittergutes darin beſteht, daß zu demſelben ein ritterfreies, d. h. mit keiner Grundſteuer belaſtetes Areal von mindeſtens 1000 Morgen, ferner die Jurisdiktion, das Patronat, die hohe, mittel und kleine Jagd und das dem Beſitzer ſchon vor dem Jahre 1806 zuſtändig geweſene Sitz- und Stimmenrecht auf den Kreis- und Landtagen als unerläßliche Bedingniſſe gehören, ſo bedarf es keiner nähern Ausführung, daß dieſe Bedingniſſe auch bei den veräußerten Domänengütern vorhanden waren. Nun ſchloß zwar der Staat beim Verkauf dieſer Güter die Jurisdiktion, das Patronat und die hohe Jagd von der Veräußerung aus, allein mit der ausdrücklichen Beſtimmung, daß der Käufer in Anſehung aller übrigen Rechte, alſo auch derjenigen der Landſtandſchaft, in die Kategorie der Rittergutsbeſitzer trete. Die ſpäter ergangenen Verordnungen, wonach die preußiſchen Domänenkäufer von der Landſtandſchaft ausgeſchloſſen ſind, ſcheinen daher von aller rechtlichen Begründung entblößt zu ſein.

Eben ſo wenig kann in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht ein haltbarer

Grund für dieſe Ausſchließung aufgefunden werden. Mehre Rittergüter wurden bald nach Emanirung des Edikts vom 14. Sept. 1811 über die Regulirung der gutsherrlich bäuerlichen Verhältniſſe von den Gutsherren an ihre ehemaligen Unterthanen verkauft, welche die Gebäude theils veräußerten, theils abbrachen und die Ländereien unter ſich vertheilten. Obgleich dadurch dieſe Rittergüter, als ſolche, ganz vernichtet wurden, ſo trug doch der Staat kein Bedenken, dies ungehindert geſchehen zu laſſen, wiewohl die Zahl der vorhandenen Rittergüter ſich durch dieſe Operation in eben dem Maße vermindern mußte, wie deren Anwendung an Ausdehnung gewann. Welches gegründete Bedenken könnte nun aber gegentheils der Staat wohl haben, die auf ſolche Weiſe entſtandenen Lücken in der Zahl der Rittergüter wieder auszufüllen, ſo lange dieſe überhaupt noch für den Staat als nothwendig erachtet werden? — Ferner wird der geſammte Grundbeſitz im Staate auf den Provinziallandtagen durch die Abgeordneten der Städte, der Ritterſchaft und des Bauernſtandes nicht vollſtändig repräſentirt und vertreten, indem derjenige der Domänenkäufer davon ausgeſchloſſen iſt, da dieſe zu Landtagsabgeordneten nicht gewählt werden können und alſo in dieſer Hinſicht offenbar weniger Rechte als die Bauern beſitzen. Sie ſind dadurch außer Stand geſetzt, ihr eigenes gutsherrliche Intereſſe bei den Beſchlüſſen auf den Landtagen wahrzunehmen, und der Staat verliert inſofern, als ein gewiß nicht unbedeutender Fonds von Intelligenz, Sachkenntniß und Erfahrung ſich für die allgemeine Volkswohlfahrt gar nicht geltend machen kann. Von welcher Seite man alſo das beſchränkte Beſitzverhältniß der Domänenkäufer betrachten mag, ſo bleibt die Rechtfertigung deſſelben in jeder Hinſicht ein Problem.

Einige ſind der Meinung, daß man bei der Organiſation der landſtändiſchen Verfaſſung die beſonderen Verhältniſſe der preußiſchen Domänenkäufer hinſichtlich der ihnen nicht mitverkauften Jurisdiktion überſehen habe und daher, als ſich dieſe Verhältniſſe bei Ausführung jener Verfaſſung näher herausgeſtellt hätten, zur Beſeitigung der dadurch veranlaßten Inconvenienzen zu den Verordnungen genöthigt worden ſei, durch welche die Domänenkäufer von der Landſtandſchaft ausgeſchloſſen worden ſind. Allein wenn man erwägt, daß dieſe unvorhergeſehenen Inconvenienzen durch eine einfache Deklaration des Landſtandſchaftsgeſetzes — und an Geſetzesdeklarationen iſt die preußiſche Legislatur ja ohnehin ſchon gewöhnt — zu beſeitigen geweſen wären, ſo ſcheint die angeführte Meinung nicht die richtige zu ſein.

Nach einer andern, die wohl eine nähere Erwägung verdienen möchte, ſollen die Beſitzverhältniſſe der Domänenkäufer in Preußen nicht ohne eine beſondere geheime Abſicht ſo, wie geſchehen, geordnet worden ſein. Denn

die großen Folgen des Befreiungskrieges, welche die kühnsten Erwartungen weit übertroffen und daher zu den mancherlei Rückschritten den ersten Impuls gegeben, hätten unter so vielen während der Napoleonischen Gewaltherrschaft von der Noth gebotenen Rettungsmitteln auch die Veräußerung der Domänengüter beklagen lassen und Maaregeln hervorgerufen, um die dereinstige Reklamation dieser Güter möglichst zu erleichtern. Die Anhänger dieser Meinung berufen sich auf die schon früher unter Friedrich I. erfolgte Veräußerung und Wiedereinziehung mehrer Domänengüter; sie weisen ferner auf das Schicksal der Domänenkäufer in Hessen, die, ungeachtet aller Sollicitationen und der gediegensten Vertheidigung ihrer sonnenklaren Rechte in zahlreichen Druckschriften bei dem Bundestage in Frankfurt, eine Entschädigung für den Verlust ihres ganzen Vermögens nicht zu erringen im Stande sind; sie weisen endlich auf die bedenkliche Kontrolle, die über die veräußerten preußischen Domänen in besondern Nachweisungen bei den Landrathsämtern geführt werden muß, und fragen: ob hiernach die gesetzliche Bestimmung über die beschränkten Besitzverhältnisse der Domänenkäufer einer bloßen harmlosen Zufälligkeit beizumessen sei? —

Doch kehren wir nach dieser Episode zu unserm eigentlichen Gegenstande wieder zurück. Auch bei den Wahlen der Landräthe unter den Rittergutsbesitzern wird man in einigen Provinzen solche vorzugsweise nur auf Personen adlichen Standes beschränkt sehen, selbst wenn sich unter den bürgerlichen Rittergutsbesitzern Kandidaten befinden, die nicht allein in Hinsicht wissenschaftlicher Bildung, Geschäftskenntniß und Erfahrung, sondern auch in Ansehung ihrer Vermögensverhältnisse auf einem weit höhern Standpunkte stehen. Zum Beweise könnten wir auch hierüber mehre Thatsachen anführen, wenn wir nicht dadurch manche noch lebende Personen unangenehm zu berühren fürchten müßten. Ueberdies ist es ohne nähere Bezeichnung allgemein bekannt, daß in einigen Kreisen der Landrath wegen unzureichender Intelligenz und wissenschaftlicher Bildung bloß nominell fungirt und der Kreissekretär das eigentliche Lac totum ist.

Was nun die Regierungen betrifft, so müssen keineswegs, wie unsere Gegner behaupten, alle Mitglieder derselben den Nachweis führen, ein akademisches Triennium absolvirt zu haben. Aus den Beamten des Bau- und Forstfachs, des Steuerwesens, der Gemeinheitstheilungen u. s. w. wird eine nicht geringe Zahl zu Mitgliedern der Regierungskollegien gewählt und zu Räthen ernannt, die auf keiner Universität studirt haben, auch auf keine vielseitige Ausbildung Anspruch machen können, sondern die nur ihrer positiven Kenntnisse und Erfahrungen wegen, welche sie sich in einem speziellen Fache erworben haben, so lange in demselben bei der Regierung verwandt werden, als es ihre Kräfte gestatten. Die übrigen Mitglieder der Regie-

rungskollegien, welche allerdings ein dreijähriges akademisches Studium nachweisen müssen, sind theils aus dem Adel, theils aus dem Bürgerstande hervorgegangen. Da das numerische Verhältniß der sich für den Staatsdienst ausbildenden jungen Männer in dem Bürgerstande, als der zahlreichern Volksklasse, das in dem Adel bei weitem überwiegt, so ist auch die Auswahl darin größer: nur die vorzüglichsten Köpfe werden gesucht und dadurch der angestrengteste Fleiß und Eifer in den Studien bei den jungen Männern bürgerlichen Standes unablässig genährt. In dem Adel dagegen, als der minder zahlreichen Volksklasse, ist schon an und für sich die Auswahl der künftigen Staatsdiener gering; sie wird aber noch dadurch ungemein beschränkt, daß sich ein großer Theil dem Waffendienste widmet. Die Söhne der reichen, begüterten Adelsfamilien, wenn sie für die höhern Regionen des Staatsdienstes bestimmt werden, wie das in der Regel der Fall ist, erhalten im Allgemeinen — denn Ausnahmen gelten, wie überall, so auch hier — eine höchst oberflächliche Ausbildung. Sie beschränkt sich meistentheils nur auf ein allgemeines encyklopädisches Wissen, auf einen äußern literarischen Schimmer, der von jedem tiefern, auf gediegene fundamentelle Gründlichkeit beruhenden Studium entblößt ist, wozu sie unter den Zerstreuungen und Genüssen in ihren Familienkreisen auch überhaupt nicht die erforderliche Muße und Ausdauer gewinnen können, und welche ihnen das spätere frohe akademische Jugendleben noch weniger gewährt. Treten sie sodann in die Landeskollegien ein, so nehmen sie gern, wie unsere Gegner sagen, erst zuhörend und betrachtend, dann nach und nach selbst mitwirkend an den Geschäften Theil; allein ihre Betrachtungen sind in dem Vorgefühl ihrer zukünftigen höhern Bestimmung vornämlich nur auf das Repräsentations- und Prädialwesen, auf die Direktion der Geschäfte, auf die Leitung der Debatten u. dgl. gerichtet; ein tieferes Eindringen in die Geschäfte selbst, eine reelle mitwirkende Theilnahme an den eigentlichen mühevollen, anstrengenden Arbeiten wird ihnen in dem bequemen und für ihre Carriere ohnehin sorgenfreien Tragsessel der Geburt sehr bald zu lästig und ist daher von keiner langen Dauer. Daß sie auch, nach der Behauptung unserer Gegner, durch kommissarische Geschäfte das Volksleben in allen seinen Einzelnheiten weit genauer kennen lernen sollten, als diejenigen, die es nur nach den Erfahrungen beim Betriebe bürgerlicher Geschäfte zu beurtheilen vermögen, müssen wir geradezu bestreiten. Die Berührungen, in welche sie bei solchen kommissarischen Geschäften mit dem Volke kommen, sind nicht die gewöhnlichen des Lebens: sie können also auch daraus dasselbe, wie es in den verschiedenen Volksklassen wogt und wallt und in der Entwickelung fortzuschreiten strebt, um so weniger kennen lernen, je weniger sie früher, vermöge ihres Standes und ihrer Erziehung, mit allen Klassen

des Volks in die gewöhnlichen Lebensberührungen zu kommen Gelegenheit hatten. Sie bleiben vielmehr darüber im Dunkeln, so klar sie auch zu sehn sich einbilden, und deshalb können weder die Ansichten und Urtheile unserer Staatsmänner aus diesen Adelsfamilien über das Volksleben und seine Bedürfnisse, noch die Maßregeln zur Leitung seiner Entwickelung befremden, die, in die Legislatur übergehend, zu allen den vielfachen Stockungen und Hemmnissen im Volksleben beitragen, durch welche die zahlreichen Gesetzes-Deklarationen hervorgerufen werden, die dann wiederum neue Stockungen und neue erläuternde Deklarationen veranlassen. Wir werden hiebei recht lebhaft an das Urtheil des alten Fürsten Blücher erinnert, als einmal von Konstitutionen und Staatsverfassungen die Rede war: „Der preußische Staat — sagte er — hat gerade eine solche Konstitution wie ich; im Kriege sind wir beide wacker und frisch, aber im Frieden will's nicht recht gehen." —

Betrachten wir die Erziehung der Söhne des minder begüterten Adels für den Staatsdienst, so wird denselben zwar die nämliche wissenschaftliche Ausbildung wie den Söhnen des Bürgerstandes zugewandt, allein nur in seltenen Fällen wird sie in gleichem Grade vollendet. Ein großer Theil verläßt die Gymnasien aus Mangel geistiger Fähigkeiten, um sich den Waffen zu widmen, wobei dann das Offiziereramen sich nicht selten als eine unübersteigliche Klippe entgegenstellt; viele werden unreif und nur aus einer unzeitigen Rücksicht auf Stand, Familienverhältnisse u. s. w. zur Akademie befördert und manche wegen gänzlicher Unfähigkeit von den Studien entfernt. Sollte es auch hierüber besonderer Thatsachen bedürfen, so werden sie unsere Schulanstalten in reichlichem Maße liefern können. —

Aus den Mitgliedern der Landeskollegien oder den Landräthen, sagen unsere Gegner, gehen nun in der Regel die Ministerialräthe, Präsidenten, Oberpräsidenten und Minister hervor, was wir als Thatsache anerkennen müssen. Aber eben so kann es als thatsächlich nicht geläugnet werden, daß auch hierbei, besonders bei Besetzung der Minister-, Oberpräsidenten- und Präsidentenstellen, ungeachtet der weit größern Auswahl unter den geist- und kenntnißreichsten Kollegienmitgliedern bürgerlichen Standes, dennoch nur die ungleich kleinere unter dem Adel prävalirt. Referendar — Landrath — Präsident, das sind die gewöhnlichen drei Leitersprossen, auf welchen so mancher von Adel bis zu den höchsten Stufen des Staatsdienstes hinaufhüpft, zu denen ein Beamter bürgerlichen Standes nur erst nach einer langen Reihe ruhmvoller Dienstjahre auf einer sehr engsprossigen Leiter mühsam empor zu klimmen vermag. Es kann daher auch nicht auffallen, wenn dieser oder jener auf die höhern Amtsstufen hinaufgehüpfte Staatsbeamte den von ihm gehegten Erwartungen nicht entspricht, und des-

halb entweder selbst wieder zurücktritt, oder bei Seite geschoben wird, falls er sich nicht unter der Aegide eines tüchtigen, arbeitsamen Raths zu erhalten versteht, was aber freilich auch von dessen Persönlichkeit wesentlich abhängt. Denn wenn ein solcher Rath auf die Frage, wie er sich im Ministerio gefalle, erwiedert: „nun, ganz wohl; was der Herr Minister wollen, das thue ich, und was der Herr Direktor wollen, das thue ich auch;" so kann man einen baldigen Minister- oder Direktorwechsel als entschieden erwarten.

Aus dieser in ihren allgemeinsten Umrissen dargestellten Entwickelung des Beamtenstandes müssen wir die Ueberzeugung gewinnen, daß er alle die verschiedenen Grade von Talent, wissenschaftlicher Bildung, Intelligenz und Erfahrung; alle die verschiedenen Ansichten, Vorurtheile, Wünsche, Ansprüche und Leidenschaften der verschiedenen Volksklassen, aus welchen er hervorgeht, in sich vereinigt, und somit dieselben Elemente einschließt, welche das gegenseitige Drängen und Reiben im Volke veranlassen. Unsere Gegner haben daher vollkommen Recht, wenn sie sagen, daß ein unerklärlicher Zauber die Menschen, sobald sie in den Beamtenstand treten, so vollkommen umwandeln müßte, daß von ihrem frühern Wesen auch keine Spur mehr übrig bleibe. Nein, sie blieben vielmehr, was sie sind, Menschen, schwache, von Leidenschaften bewegte Menschen, und da gleiche Ursachen gleiche Wirkungen haben, so findet auch im Beamtenstande, wie im Volke, ein gleiches Drängen und Reiben statt, das sich nur deshalb nicht so sichtbar macht, weil der Beamtenstand in der That eine besondere, in sich vielfach getheilte und vom Volke abgeschlossene Kaste bildet. Die höhern Regionen dieses Standes werden, wie wir gezeigt haben, ausschließlich vom Adel eingenommen. Es ist zwar wahr, daß auch Beamten bürgerlichen Standes von eminenten Talenten der Zugang dazu offen steht, besonders in gefährlichen Lagen des Staats, wo solche Talente dringendes Bedürfniß sind, wie dies unmittelbar nach dem unglücklichen Kriege vom Jahre 1806 der Fall war; allein bei der geringsten Besorgniß einer Reform in den aristokratischen Prinzipien der freiern Volksentwickelung durch die Wirksamkeit solcher Beamten werden dieselben gewöhnlich nobilitirt, dadurch mit der Aristokratie verschmolzen, und sonach ihre Thätigkeit für die Ausbildung des Volksfreiheit wesentlich gelähmt. Abwärts von diesen höhern Regionen des Beamtenstandes vermindert sich der Adel in seinen Reihen nach und nach, je tiefer man hinabsteigt, bis er auf den untern Stufen, auf welchen die eigentliche Arbeit mit Zentnerschwere lastet und die größte Ausdauer und Kraftanstrengung erfordert, ganz verschwindet und diese Stellen ausschließlich nur dem Bürgerstande überläßt.

Anlangend die eigentliche Wirkſamkeit der Beamten, ſo betrachtet jeder als das erſte Grundprinzip ſeiner Amtsthätigkeit zunächſt ſein eigenes Wohl, d. h. ſeine Beförderung. Auf dieſes Ziel, das er unverrückt im Auge behält, iſt ſein ganzes Streben gerichtet. Er hält dieſe Tendenz ſogar für die erſte ſeiner Pflichten, wenn er ſie von oben herab ſanktionirt ſieht. Wir ſelbſt haben von einem Oberpräſidenten gegen einen in dieſer Hinſicht noch ſehr beſcheidenen und ſchüchternen Beamten die Aeußerung gehört: „was ſoll man von einem Beamten halten, der nichts für ſich ſelber thut!“ — Inſofern nun aber dieſe Beförderung, ſo wie überhaupt das ganze zeitliche Wohl eines jeden Beamten nur allein in der Hand ſeines Chefs liegt, ſo hält er es um ſo mehr für Pflicht, ſich deſſen Gunſt in jeder Hinſicht zu erwerben, als er weiß, daß er eigentlich ſtets in einem verfehmten Zuſtande lebt, indem ſein Chef durch die Konduitenliſte fortwährend ein heimliches Gericht über ihn hält, von dem er nichts, weder die Anklagen noch Urtheile erfährt, ſich folglich auch nicht darüber rechtfertigen oder vertheidigen kann, ſondern nur aus irgend einer ihn überraſchenden Zurückſetzung die Vollſtreckung eines ſolchen Fehmurtheils vermuthen muß. Und deshalb läßt es ſich jeder Beamte weſentlich angelegen ſein, ſowohl in ſeiner Amtsthätigkeit, wie in ſeinem Privatleben ſich nur nach den Grundſätzen, Anſichten und Launen ſeines Chefs zu bequemen. Deshalb meidet er auch möglichſt alle öffentlichen Orte und gemiſchten Volksgeſellſchaften, in welchen das Leben frei und rückſichtslos nach allen Richtungen flutet, damit ihm nicht in einem unbewachten Augenblick, durch die Aufwallung ſeines eigenen momentan entfeſſelten Freiheitsgefühls, irgend eine freimüthige Aeußerung entſchlüpfen möge, die zur Kenntniß ſeines Chefs gelangen und deſſen Mißfallen erregen könnte. Er beſchränkt ſich vielmehr hauptſächlich nur auf die geſellſchaftlichen Zirkel der höhern Stände, wo er Gelegenheit findet, ſich im vollen Glanz der Servilität ſeinem Chef bemerkbar und deſſen Familiengliedern angenehm zu machen. Mit einem Worte: nur die Gunſt ſeines Chefs iſt das Idol, welchem der Beamte ſeine Anſichten, Ueberzeugungen, Grundſätze, Neigungen, kurz ſeine ganze Individualität zum Opfer bringt.

Daß unter ſolchen verknechtenden Dienſtverhältniſſen von einem wirklich freien, unbefangenen Votum in den Regierungskollegien, wenn es ſich um irgend ein wichtiges Prinzip für die freiere Volksentwickelung handelt, nicht die Rede ſein kann, ſpringt von ſelbſt in die Augen. Nur über die alltäglichen Adminiſtrationsgegenſtände, oder über einen an ſich ganz gleichgültigen aber ungewöhnlichen Fall, welcher der Kurioſität wegen das Intereſſe des vorſitzenden Chefs beſonders in Anſpruch nimmt, wird oft eine ſehr lange Debatte ſtundenlang fortgeführt. Auch wird es hiernach keiner weitern Ausführung bedürfen, daß dieſe Dienſtverhältniſſe des Beamten-

ſtandes eine völlige Iſolirung deſſelben zur nothwendigen Folge haben und dazu beitragen müſſen, ihn als eine beſondere, vom Volke abgeſchloſſene Kaſte auszubilden.

Blicken wir in das Innere dieſes Standes ſelbſt, ſo ſehen wir z. B. die Mitglieder der Regierungskollegien, mit ſeltenen Ausnahmen, auch unter ſich durch ſo manche unerfreuliche Verhältniſſe, als Neid, Mißgunſt und vielfache Hinterliſt, ſich in der Gunſt und Protektion des Chefs einander den Rang abzulaufen, in einer ſolchen Spannung leben, daß ſie ſich gegenſeitig mit immer regem Mißtrauen beobachten, drängen und reiben, mithin ihre amtlichen Funktionen in einem ſtets mehr oder minder gereizten Zuſtande ausüben, der ſich gewöhnlich in den Verfügungen an die untergeordneten Behörden am deutlichſten auszuſprechen pflegt. Wo verſchiedene Landeskollegien, wie z. B. das Oberlandesgericht und die Regierung, in einem Orte vereinigt ſind, da treten auch noch der gegenſeitige Stolz und Dünkel hinzu, mit welchen die Beamten dieſer Kollegien ſich möglichſt von einander abzuſchließen ſuchen, ſo daß jeder freundliche, kollegialiſche Umgang, jede freie, offene, unbefangene Austauſchung der Ideen, Anſichten und Meinungen unter ihnen verhindert und dadurch ihre Verknöcherung und Iſolirung noch mehr begünſtigt wird. Wir dürfen hoffen, daß man uns bei dieſer Behauptung nicht den Vorwurf der Leichtfertigkeit und Keckheit machen und deshalb auch keine wirklichen Thatſachen verlangen werde, denn — **exempla sunt odiosa!** —

Uns bleibt nun noch die Unterſuchung übrig, ob und inwiefern der Beamtenſtand dem Volke feindſelig gegenüberſteht und dem Willen des Königs widerſtrebend, den Fortſchritt und die weitere Entwickelung freier Zuſtände zu hemmen unabläſſig beſtrebt ſei. Wie wir gezeigt haben, ſo iſt dieſer Stand aus adlichen und bürgerlichen Perſonen in der Art zuſammengeſetzt, daß die höhern Stufen von den adlichen, die untern von den bürgerlichen eingenommen werden. Da der Adel in neueſter Zeit alle ſeine wichtigſten Vorrechte eingebüßt hat, indem alle Gutsunterthänigkeit, alle perſönlichen Vorrechte im Anſpruche auf Aemter und Würden und alle Exemtionen in Entrichtung der Abgaben aufgehoben ſind, derſelbe alſo in dieſer Hinſicht mit dem Bürgerſtande auf ganz gleicher Linie ſteht, ſo muß es auffallen, daß dennoch alle höhern Beamtenſtellen vom Adel ausgefüllt ſind, ungeachtet die Maſſe der Talente, Kenntniſſe, Intelligenz und Erfahrung im Bürgerſtande bei weitem überwiegend iſt. Worin liegt wohl der Grund dieſer Erſcheinung? — Wir glauben nicht zu irren, wenn wir ihn nur in dem Beſtreben des Adels ſuchen, die erſten Würden und Stellen im Staate einzunehmen, um in unmittelbarer Nähe des Monarchen auch zugleich in den Bereich der Mittel zu gelangen, alles das im erſten Keime zu

erſticken, was für die Ariſtokratie in irgend einer Hinſicht gefährlich erſcheint. Und dahin gehört nun vor Allem die freiere Entwickelung der Zuſtände des Volkes. Als wirkliche Thatſache wollen wir hier nur die Emanzipation des Bauernſtandes anführen, die Preußens zum Theil ſehr energiſche Regenten ein ganzes Jahrhundert hindurch mit einer wahrhaft bewundernswerthen Ausdauer verfolgt haben, und die erſt in unſern Tagen hat erreicht werden können. Schon unter den Kurfürſten geſchahen die erſten Schritte zur Verbeſſerung des bäuerlichen Volkszuſtandes, beſonders unter Friedrich Wilhelm dem Großen. Die Prachtliebe und deshalb großen Geldbedürfniſſe Friedrichs I. veranlaßten den erſten Plan zur Vererbpachtung der Domänengüter und Bauerhöfe. Er ſcheiterte jedoch in der Ausführung durch mehrere Mißgriffe, und der Urheber deſſelben, ein talentvoller Mann, der ſich aus dem Bedientenſtande bis zum Geheimen Kammerrathe emporgearbeitet hatte, wurde auf Betrieb des Adels mit lebenslänglichem Feſtungsarreſt beſtraft. Friedrich Wilhelm I. erleichterte den auf dem Bauerſtande ſehr ungleich laſtenden Druck der Grundſteuer durch eine Reviſion und Egaliſirung des ſteuerbaren Hufenſtandes. Er verlieh in einigen Provinzen den Domänenbauern das Eigenthum der Höfe; das dießfällige Geſetz wurde jedoch unterdrückt, und ſomit die wohlthätige Abſicht des Monarchen vereitelt. Auch Friedrich der Große vermochte mit aller Energie die Verbeſſerung des Zuſtandes der bäuerlichen Volksklaſſe nur wenig zu fördern. Obgleich er die Leibeigenſchaft „abſolut und ohne alles raiſonniren“ aufgehoben wiſſen wollte, ſo wurde dieſe Abſicht des Königs doch inſofern vereitelt, als man an deren Stelle die Gutsunterthänigkeit ſetzte, die den Bauer nach wie vor an die gutsherrliche Scholle band und ihn ſolche nach wie vor im Frohndienſte mit ſeinem Schweiße zu tränken zwang. Nur die im Kriege verödeten Bauerhöfe wurden größtentheils wieder hergeſtellt; dem Einziehen derſelben zu den Rittergütern durch eine Strafe von 1000 Dukaten für jeden Hof einigermaßen Grenzen geſetzt und den Domänenbauern das erbliche Beſitzrecht ihrer Höfe verliehen. Der dem großen Könige in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorgelegte Plan zur Aufhebung der Frohnden und Vererbpachtung der Bauerhöfe in den Domänen fand aber ſo großes Widerſtreben im Beamtenſtande, daß er gänzlich desavouirt ward. Dennoch nahm ihn Friedrich Wilhelm II. mit beſonderer Vorliebe wieder auf. Zur nähern Prüfung deſſelben ernannte er eine Kommiſſion, mit welcher er ſich darüber in einer geheimen Konferenz ausführlich beſprach, und den Mitgliedern derſelben nachher in einer Kabinetsordre „nochmals die ſtrengſte Verſchwiegenheit empfahl, damit der Adel nicht allarmirt würde.“ Deſſenungeachtet wurde der Plan aufs Neue unterdrückt und ſomit die auf lebendigen

Fortſchritt ſeines Volkes gerichteten Abſichten des Monarchen wiederum vereitelt. Erſt unter Friedrich Wilhelm III., nachdem Frankreichs Volksheere den Sieg der Freiheit weithin über den Rhein und die Alpen getragen, gelang es, den Plan auszuführen. Noch war die neue Schöpfung nicht ganz vollendet, als ſie durch die franzöſiſche Invaſion einer ſchweren Prüfung unterworfen ward. Sie überſtand ſie aber glücklich. Kein einziger vererbpachteter Domanial-Bauerhof wurde von ſeinem Beſitzer in Folge der Kriegsdrangſale im Jahre 1806 verlaſſen, wogegen in den Rittergütern eine Schrecken erregende Zahl, in der Provinz Pommern allein über 700 Höfe verödeten. Ein ſo ſchlagender Beweis von den Vortheilen des bäuerlichen Grundeigenthums für den Staat, verbunden mit dem demüthigenden Hinblick auf den ſchmachvollen Ausgang des Krieges von 1806, rief das Edikt vom 14. September 1811 über die Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältniſſe hervor, nicht ohne gewaltigen Kampf mit der jedem Fortſchritt widerſtrebenden Partei, ſo daß mehre wohlunterrichtete Staatsbeamte noch an dem Tage vor der Vollziehung dieſes Edikts an ſeiner Promulgation zweifelten. Und dieſer Kampf erneuerte ſich nach dem erſten Pariſer Frieden im Jahre 1814, wo dieſe Partei die Aufhebung des Edikts um jeden Preis zu erringen beſtrebt war. Nur der Feſtigkeit und Weisheit ſeines unvergeßlichen Monarchen verdankt das preußiſche Volk die Ausführung dieſes ſegenvollen Geſetzes.

Aus dieſen allgemeinen Umriſſen werden ſich unſere Gegner überzeugen, daß die auf lebendigem Fortſchritt der bäuerlichen Volksklaſſe gerichteten Abſichten ſo vieler Regenten des preußiſchen Staats ein ganzes Jahrhundert hindurch vereitelt und vernichtet worden ſind. Wer trägt daran die große Schuld? Auf wem laſtet die Thränenflut ſo vieler tauſend im Sklavenjoch untergegangener Menſchengeſchlechter? Iſt es der Beamtenſtand in allen ſeinen Gliedern und auf allen Stufen des Staatsdienſtes? Das wäre ſchrecklich! Nein, es iſt die dem Fortſchritt der Volksfreiheit feindſelig gegenüberſtehende Ariſtokratie, die in dem Beamtenſtande paraſitiſch wuchernd das Lebensmark deſſelben nur in ihrem Intereſſe auszubeuten ſucht; es iſt dieſelbe Ariſtokratie, welche der General Foy in der franzöſiſchen Deputirtenkammer auf die Frage, was die Ariſtokratie denn heut zu Tage noch ſein könne, alſo apoſtrophirte: „je vais vous le dire: l'aristocratie au dix-neuvième siècle c'est la ligue, c'est la coalition de ceux, qui veulent consommer sans produire, vivre sans travailler, tout savoir sans rien avoir appris, envahir tous les honneurs sans les avoir merités, occuper toutes les places sans être en état de les remplir.“

Das ſchwarze Poſtkabinet in Preußen.

Der Artikel in der Preußiſchen Staatszeitung vom 17. Februar 1842, Nro. 58, Paris den 21. Februar, welcher uns das Daſein eines ſogenannten ſchwarzen Kabinets in Paris verkündet, in welchem von der Poſtverwaltung die Briefe heimlich geöffnet werden, zog auch hier in Preußen wieder die Aufmerkſamkeit auf das geheime Wirken eines gleichen Inſtituts. Dieſelbe gerechte Entrüſtung, mit welcher die pariſer Publiziſten ſich ſo ſtark über das Verbrechen der Verletzung des Briefgeheimniſſes ausſprachen, machte ſich auch hier im Publikum Luft. In einem Aufſatze der Berl. Voſſiſchen Zeitung, Nro. 44 d. J., die ruſſiſche Poſtkonvention betreffend, ſprach ſich daher zuerſt der Wunſch aus: das Briefgeheimniß in den Poſtkonventionen mit fremden Staaten ausdrücklich geſichert zu ſehen. Wenn gleich nun in dieſem Wunſche nicht direkt auf das Beſtehen eines ſolchen ſchwarzen Kabinets bei uns hingewieſen wurde, ſo mußte das Generalpoſtamt dennoch aus dem Ganzen abnehmen, daß darauf hingeſpielt werde, und es ſah wohl ein, daß, wenn dieſer faule Punkt künftig nicht mehr bei Abſchließung von Poſtkonventionen, als durch die einheimiſchen allgemeinen Geſetze geſichert, mit Stillſchweigen übergangen werden dürfe, auch die Aufhebung des ſchwarzen Kabinets von ſelbſt erfolgen müſſe. Um daher darüber hinwegzukommen und weitern Beſtrebungen auszuweichen, erſchien ſchon in Nro. 46 derſelben Zeitung eine halbamtliche Erwiderung, in welcher es für unnütz erklärt wird, etwas über gegenſeitige Garantie des Briefgeheimniſſes in die Poſtverträge mit fremden Staaten ſpeziell aufzunehmen, weil die Geſetze eines jeden Staates hierüber ſchon das Nöthige enthielten. Zugleich ſuchte man das Vertrauen, indem man ſich ſtellt, als ob man den eigentlichen Sinn des Aufſatzes und den gegebenen Wink nicht verſtanden habe, dadurch herzuſtellen, daß darauf hingewieſen wird, wie ohne Anſehen der Perſon Derjenige unerbittlich der Strenge des Geſetzes überliefert

werde, der Briefe unterschlägt, weil dieses gleichfalls zur Verletzung des Briefgeheimnisses gerechnet werden müsse. Doch diese Erwidrung kann das öffentliche Vertrauen nicht herstellen, die erregten Besorgnisse nicht beschwichtigen; es ist zu bekannt, daß die oberste Postbehörde selbst das Briefgeheimniß nicht achtet, und wenn nur wenige spezielle Fälle bekannt geworden sind, so ist dies nur ein Beweis von großer Vorsicht und Geschicklichkeit, nicht von der Gewissenhaftigkeit der Behörde. So wünschenswerth es nun auch unter Umständen sein mag, eine solche beklagenswerthe Thatsache, des moralischen Eindrucks wegen, nicht der Oeffentlichkeit zu übergeben, so muß doch hier jede Rücksicht aufhören, weil dieses Verhältniß schon zur Kenntniß zu Vieler gelangt ist, als daß die Aufhebung dieses Inquisitions-Instituts im Stillen hinreichen könnte; es muß vielmehr dem Publikum eine offene, unzweideutige Bürgschaft gegeben werden, daß in Zukunft ihre heiligsten Rechte auf Bewahrung des Briefgeheimnisses Achtung finden sollen; nur dies kann das Vertrauen zurückführen, im andern Falle würde die Besorgniß, das Mißtrauen, immer rege bleiben. Wir sprechen es daher hier offen aus: daß bei dem Generalpostamte in Berlin ein geheimes politisches Inquisitions-Institut für die Verletzung des Briefgeheimnisses besteht, welches am Besten mit dem Namen:

„Schwarzes Postkabinet"

zu bezeichnen ist, welchen Namen es auch bei der Behörde selbst führt. Es ist so genau bekannt, daß nicht nur das Expeditionslokal desselben bezeichnet werden kann (im zweiten Hofe des Postgebäudes links, Eingang zur geheimen Postkalkulatur, eine Treppe hoch, über den Gang, rechts zum kleinen Entree, die 3te Thüre rechts vom Eingang zur geheimen Postkalkulatur), sondern auch die Namen der thätigen Mitglieder des Kabinets würden genannt werden können, wenn man nicht Persönlichkeiten zu vermeiden beabsichtigte. Dem Vorsteher dieses Instituts sind Gehilfen und Zöglinge zur Seite gegeben, damit diese unglückliche Kunst nicht verloren gehen möge. Gewiß ist es auch, daß die Expeditionsgeschäfte dieses schwarzen Kabinets nicht auf Berlin allein beschränkt sind, sondern daß diese geheimen, inquisitorischen Maßregeln auch auf andere Postanstalten in der Provinz entweder durch geheim instruirte Ortspostbeamte oder durch abgesandte Beamte des Hauptinstituts ausgeführt werden, wie es gerade von dem Generalpostamte beliebt wird.

Die innere Organisation dieses Inquisitions-Instituts in Berlin, als des Haupt-Instituts, ist vielfach verzweigt, und die Organe dabei sind durch Gratifikationen und durch die schwersten Drohungen über ihre Existenz zur strengsten Verschwiegenheit und zu Sklaven und Werkzeugen eines nicht ehrenvollen Geschäfts gewonnen. Der Vorsteher des schwarzen Kabinets

hat die ausgedehnte Befugniß, ſich die ihm zur Perluſtration bezeichneten oder ihm ſelbſt von Intereſſe ſcheinenden Briefe und Depeſchen aus den Arbeitsſchränken der Hofpoſtamtsexpeditionen ſelbſt zu ſuchen, mit ſich zu nehmen und wieder zu bringen, ohne die verantwortlichen Vorſteher dieſer Expeditionen in irgend einer Weiſe zuziehen oder denſelben Rechenſchaft über ſein Thun geben zu dürfen. Außerdem aber ſind einzelne Beamte bei der Briefannahme-, der Decachirungs- und Briefausgabe-Expedition in das Geheimniß mit eingeweiht, um auf die eingehenden, zur Perluſtrirung im ſchwarzen Kabinet beſtimmten Briefe aufmerkſam zu ſein, ſolche zurückzuhalten und ſie dem Vorſteher des ſchwarzen Kabinets zu gedachtem Zweck auszuhändigen. In dieſem moraliſch ſchwarzen Kabinet ſelbſt ſind die feinſten Inſtrumente und alle nothwendigen Werkzeuge für die künſtliche Eröffnung der Briefe und deren Wiederverſchließung vorhanden, wodurch jedes äußerlich erkennbare Merkmal einer geheimen Eröffnung für die Korreſpondenten verhütet wird. Das verbreitete Gerücht, als ſei ſogar ein Wappenſtecher vom Generalpoſtamte in Eid und Pflicht genommen, vermögen wir zwar nicht zu verbürgen, doch läßt ſich die Wahrheit deſſelben annehmen, da ohne dieſes nothwendige Hilfsmittel die Wirkſamkeit des ſchwarzen Kabinets ſehr beſchränkt ſein müßte, als was es ſich nicht gezeigt hat.

Es gab eine Zeit, wo der Staat ſeine äußere und innere Ruhe durch geheime Umtriebe gefährdet glaubte; es ſoll hier nicht der Ort ſein, zu unterſuchen, ob dieſe Gefahr wirklich vorhanden war oder nur in der Einbildung beſchränkter Köpfe beſtand; aber es iſt die Zeit, in welcher ſich das ſchwarze Kabinet am thätigſten bewies; aus ihm zog der Geheime Oberregierungsrath von Tſchoppe, berüchtigten Andenkens, vorzüglich die Nahrung ſeines unheilvollen Wirkens; es war ſein ſtrafbarerer Helfershelfer als er ſelbſt. Im ſchwarzen Kabinet wurde die Korreſpondenz der Publiziſten, Studenten und jedes Andern, der den Verdacht freiſinniger Ideen auf ſich zog, geöffnet; es lieferte Auszüge aus den Briefen, und dieſe Auszüge bildeten dann die Anklagen, welche oft Harmloſe in lange Unterſuchungen verwickelten, deren ſchwere Folgen ihre ganze künftige Exiſtenz vernichteten. Selbſt wenn die Beſorgniß für die Ruhe des Staates begründet war, war es nicht ehrenhaft, auf dieſe Weiſe dem Uebel entgegenzuwirken; das Mittel kann nie durch den Zweck gerechtfertigt werden. Doch auch dieſe Urſachen hörten auf, und das ſchwarze Kabinet blieb dennoch in Thätigkeit, es dauerte fort bis auf den heutigen Tag. Dies beweiſet, daß es nicht eine Maßregel in augenblicklicher Bedrängniß, ſondern daß es eine unentbehrliche Kontrolle der preußiſchen Bureaukratie iſt, um alles ihr Nachtheilige unterdrücken zu

können, ein Kind der Furcht, die Geheimnisse der innern Verwaltungszustände ans Licht gezogen zu sehen.

Daß nun übrigens ein solches Institut, wie das schwarze Kabinet, mag nun der Kreis seiner Thätigkeit von Hause aus noch so bestimmt vorgezeichnet sein, zuletzt doch in der Hand eines Chefs, wie der der Postverwaltung, noch außer seiner geheimen polizeilichen und politischen Bestimmung eine Ausdehnung gewinnen kann und muß, die ins Unendliche geht und in die heiligsten Verhältnisse des Geschäfts- und Familienlebens eindringt, wenn derselbe sich dazu hinneigt, es zu seinen Privat-Geldspekulationen, zu seiner Unterhaltung und Befriedigung seiner Bedürfnisse zu benutzen, ist nicht allein leicht zu begreifen, sondern es muß sogar sehr verführerisch sein und ein sehr ehrenhafter Charakter dazu gehören, solche Gelegenheit nicht zu mißbrauchen. Es liegt nicht in unserer Absicht, hier persönliche Beschuldigungen zu erheben, aber mit wirklichem Schmerz sehen wir hier öffentlich im Druck erschienene Anschuldigungen gegen den jetzigen Chef der Postverwaltung vor uns liegen, die gerade deshalb, weil sie nie eine Widerlegung gefunden haben, jedes Mitglied des preußischen Staates indigniren müssen, indem durch dieselben die preußische Staatsregierung in seinem Minister beschimpft erscheint. Die Schrift, welche diese Anschuldigung enthält, ist in Preußen verboten, es ist

„Der deutsche Bundestag gegen Ende des Jahres 1832. Straßburg 1836. Eine politische Skizze von Gustav Kombst."

Der Verfasser war Sekretär bei der preußischen Bundestagsgesandtschaft. Daß der Druck dieser Schrift in Preußen verboten war, hinderte noch nicht, daß der Inhalt derselben hier bekannt wurde, denn gerade das Verbotene wird mit um so größerer Begierde gesucht, und findet gerade deshalb um so leichter Glauben, weil es verboten ist. Wenn aber auch wirklich der Inhalt nicht nach Preußen gedrungen wäre, war denn der Herr von N. darum weniger verpflichtet, sich zu rechtfertigen? Nein, wahrhaftig nicht! Denn wenn er seiner persönlichen Ehre wegen — die auch uns nichts angeht, da wir es nur mit dem Manne in seiner Stellung, mit dem Minister zu thun haben — auch keinen Werth darauf legen wollte, welche Meinung von seinem Charakter, von seinem Wirken im Auslande verbreitet wurde, so hätte er doch die Ehre des preußischen Ministers reinigen sollen. Nur im engern Privatkreise, wo der Werth der Person über allen Zweifel ist, darf man dergleichen mit Stillschweigen übergehen, nicht vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung. Doch in der Hoffnung, daß noch jetzt eine Widerlegung erfolgen möge und um den Anstoß dazu zu geben, wollen wir hier nicht zurückhalten und es offen aussprechen, daß eben so, wie der Inhalt der Kombst'schen Schrift hierher nach Preußen drang, auch

derſelbe hier Glauben im Publikum gefunden hat, und zwar unterſtützt von einem ſo unſcheinbaren Umſtand, daß dadurch ein recht auffallender Beweis geliefert wird, wie nöthig es in jeder Stellung iſt, auch den leichteſten böſen Schein zu vermeiden; nämlich unterſtützt von dem Umſtand, daß die Hofpoſtamts-Eſtaffetten-Expedition angewieſen ſein ſoll, alle per Eſtaffette eingehenden Briefe und Depeſchen, gleich ob ſie für Privatperſonen oder fremde Geſandtſchaften beſtimmt ſind, vor der Abgabe dem Chef der Poſtverwaltung vorzulegen. Dieſe Anordnung mag vielleicht in einer ganz unſchuldigen und verzeihlichen Neugierde ihren Grund haben, aber das Publikum hält ſie nun einmal für verdächtig und folgert hieraus, daß die unwiderlegten Angaben des Kembſt in ſeiner Schrift doch wohl nicht ſo ganz ohne ſein möchten. Da gedachte Schrift innere Verwaltungszuſtände betrifft, welche zwar 1837 noch nicht, aber doch jetzt, nach der neueſten Cenſurverordnung, beſprochen werden dürfen, ſo wollen wir hier folgenden Auszug geben:

„Polizeiweſen der Bundestags-Geſandtſchaften."

„Herr von R. war bekanntlich auch Generalpoſtmeiſter, und wußte ſein „Departement ſo für ſeine Zwecke zu benutzen und in ſeinem „Sinne ſo muſterhaft zu beſetzen und in Ordnung zu halten, daß es ihm „von keinem Orte, wo ein preußiſcher Poſtbeamter war, an Nachrichten „fehlen konnte. (Nicht bloß für politiſche und polizeiliche Zwecke, ſondern „auch in ſeinem Privatintereſſe wußte ſich der Generalpoſtmeiſter ſeiner „Beamten zu bedienen. Wir erwähnen hier nur des Faktums, daß Herr „R. zur Zeit, als die Antwerpener Citadelle von den Franzoſen belagert „wurde, und es noch ungewiß ſchien, ob der General Chaſſé nicht die „Stadt bombardiren werde, plötzlich einen Courier mit der Nachricht erhielt, Antwerpen ſtehe in Flammen. — In Folge des ausgeſprengten Gerüchtes fielen die holländiſchen Papiere in Frankfurt um ein Bedeutendes. Herr von R. wußte in Gemeinſchaft mit einem großen „Handlungshauſe, das ſeine Geldgeſchäfte beſorgte, von dieſem Umſtande „ſo guten Nutzen zu ziehen, daß er, als nach zwei Tagen die Unhaltbarkeit „des Gerüchtes am Tage lag, ein ſchönes Geſchäft gemacht hatte.)

„Dies bezieht ſich ſowohl auf die im preußiſchen Staate ſelbſt bleibend beſchäftigten Beamten, wie auf diejenigen, welche auf Kommiſſionen „im Auslande abweſend waren. Günſtig war in dieſer Hinſicht Herrn „von R. auch die zerſtreute Lage der preußiſchen Provinzen, ſo daß er „eben ſo wohl über Polen wie über Belgien und Frankreich in wichtigen, „oder ſonſt von ihm bezeichneten Fällen die ſchnellſten und ausführlichſten „Nachrichten erhielt. An der franzöſiſchen Grenze namentlich war in

„Saarbrück ein gewandter Beamter, Namens Opfermann, angestellt, der „früher auf Reisen des Postdepartements in Paris und sonst in Frank„reich gewesen war, um die für seine besondere Stellung nöthigen Kennt„nisse einzusammeln und die erforderlichen Verbindungen anzuknüpfen.

„Außer andern Verrichtungen im Privatinteresse des Generalzahl„meisters war Herr Opfermann beauftragt, die französischen Depeschen„welche jene Staaten passirten, zu perlustriren, wie andere Briefe, welche „ihm von Bedeutung oder Interesse schienen, einzusehen und die Ab„schrift an seinen Chef zu übersenden. Das Ministerium der auswärtigen „Angelegenheiten zu Paris war indessen bald hinter diese Privatunterhal„tungen des Hrn. v. R. gekommen, und wußte bei Gelegenheit in sei„nen Instruktionen oder vertraulichen Mittheilungen Bemerkungen in Be„zug des preußischen Bundestagsgesandten einfließen zu lassen, die man „gerade nicht Artigkeiten nennen konnte; die *mauvaise foi* des Herrn von „R. pflegte darin selten vergessen zu sein. Auch zur Entdeckung liberaler „Bewegungen und Bestrebungen in den verschiedenen Gegenden Deutsch„lands wußte Herr von R. seine Postmeister, die er im wegwerfenden „Scherze „seine Postklopper" nannte, mit dem besten Erfolge zu benutzen. „Zugleich schickten diese Postmeister alle Schriften, Flugblätter u. s. w. „ein, von denen sie voraussetzen konnten, daß sie ihren Chef in politischer „oder anderer Beziehung interessirten. In keiner Beziehung war „übrigens Herr v. R. thätiger, als in Anknüpfung von Ver„bindungen, welche ihm interessante Mittheilungen zu ver„sprechen schienen, oder in Erforschung von persönlichen „Verhältnissen, die seine Neugier reizen konnten oder ihm für „seine amtliche Stellung wichtig vorkamen."

So weit im Auszuge; wir sehen das Bild einer wohl organisirten geheimen Privatpolizei vor uns, zu politischen Zwecken und Privatbörsenspekulationen geeignet und benutzt.

Wären nun diese dem Herrn von R. von Rombst zugeschriebenen verwerflichen und unwürdigen Handlungen wahr, so würde gewiß Jeder nicht nur die persönliche Ehre des Herrn v. R., sondern zugleich die Ehre des Staats und der Nation für aufs Tiefste verletzt halten müssen. Wir wünschen nicht aufrichtig, daß sich der Herr von R. nicht nur herablassen, sondern daß es ihm auch gelingen möge, sich von dem Verdacht zu reinigen, als ob er das schwarze Kabinet, dessen Kreuz ihm in keinem Falle zur Ehre gereicht, so wie seine hohe amtliche Stellung, wenigstens nicht zur Befriedigung seiner Neugier, zur sichern Betreibung vortheilhafter Privatgeldspekulationen — um so mehr, als jedem Staatsbeamten

gesetzlich jede Fondsspekulation verboten ist — und endlich zur Perlustrirung der Depeschen fremder befreundeter Staaten gemißbraucht habe. Uebrigens wollen wir hoffen, daß wir bald eine unzweideutige Garantie erhalten für die absolute Bewahrung des Briefgeheimnisses, welche keiner Verwaltung mehr einen Schleichweg offen läßt, sich über Recht und Gesetz zu stellen.

Aus Königsberg

Eine Korrespondenz aus Königsberg fällt über das jetzige Regime folgendes summarische Urtheil:

„Wir Königsberger gelten in Deutschland für die Fahnenträger des Fortschrittes, und sind stolz darauf. Dennoch schwebt jetzt mehr, als je, das Dionysios-Schwert über unserm Haupte, und nur mit Besorgniß und Zagen blicken wir um uns. Die Reaktion gewinnt durch die ausgesuchteste Kriegslist immer mehr Terrain, bemächtigt sich eines festen Postens nach dem andern und kommt ihrem Hauptziel, dem Wöllner'schen Absolutismus, immer näher. Das wird Jeder einsehen, der die letzten Attentate auf unser politisches Bewußtsein ins Auge faßt. Zwar das Palladium einer freisinnigen Zensur, die wir übrigens der Persönlichkeit der Zensoren, nicht einem freiern Zensurreglement, verdanken, ist noch in unsern Händen, obgleich die Regierung in letzter Zeit durch geheime Instruktionen besonders dem kräftigen, anständigen Liberalismus der „Königsberger Zeitung" entgegenwirkte. Denn gerade die populären, mit Treue und Klarheit abgefaßten Artikel dieses Blattes, welche in der Stimmung der Provinz eine seltene Revolution hervorbrachten, die politische Indifferenz in den regsten Antheil an Zeitinteressen verwandelten und das altgläubige Preußenthum, den Wust von Orthodoxie und Royalismus, die bösen Geister einer allerunterthänigsten Gesinnung verscheuchten, mußten die Besorgnisse der Regierung im höchsten Grade erregen. Doch vergebens bemühte sie sich, ihr lichtscheues, eulenhaftes Wesen, ihren nächtigen Gespensterspuk noch am hellen Tage der Aufklärung fortzutreiben. Jeder Bürger im Lande ist sich jetzt seiner Rechte bewußt, hat sein politisches Glaubensbekenntniß, tritt den Eingriffen der Regierung keck und offen gegenüber. Nur bei den Beamten findet sich noch zum Theil jene orientalische Ehrfurcht vor den Schrit-

ten der Regierung, jener schnöde Sklavensinn, der die Dienstbarkeit um ihrer selbst willen liebt, und den todten Mechanismus der Bureaukratie, der befruchtenden Bewegung eines freien Volkslebens gegenüber, mit allen Scheingründen des Egoismus vertheidigt. Besonders sind die Offiziere, welche in Preußen eine streng gesonderte, in aristokratischer Vornehmheit festwurzelnde Kaste bilden, den Bestrebungen der Zeit gänzlich fremd und feind, von der Unfehlbarkeit der Regierung in katholischer Strenggläubigkeit überzeugt und in subalterner Demuth, in disziplinarischem Pflichtgefühl dem Throne zugethan, der sie als seine Lieblingskinder hegt und pflegt. Hin und wieder findet sich auch in der Provinz jenes gesinnungslose Juste-milieu, das über den Parteien zu stehen wähnt, während es in Wahrheit unter denselben steht."

Noch eine lustige Geschichte, die der Leser der Rheinischen Zeitung gestrichen hat.

Unter dem Titel: „Der Schacher mit Rittergütern", hat Herr von Thaden-Trieglaff einen in der Generalversammlung der Pommerschen ökonomischen Gesellschaft zu Cöslin gehaltenen Vortrag herausgegeben und als „Streitung" bezeichnet. Das Hauptdirektorium der genannten Gesellschaft hatte den Auftrag für ihre landwirthschaftliche Monatschrift ungeeignet befunden. Man muß dies bedauern; die Monatschrift stellte so interessante Beiträge nicht zurückweisen.

Der Verfasser ist durchdrungen von der Würde des Ritterstandes, aber auch schmerzlich berührt von der dem Ideal so wenig entsprechenden Wirklichkeit. „Wir können wir uns wundern, wenn die Zeitungsschreiber unermüdlich bemüht sind, um uns bald die Jurisdiktion, bald die Polizei, bald das Kirchen- und Schulpatronat zu nehmen und auf jegliche Weise unsere Landständschaft einengen wollen, um uns wo möglich lediglich auf die Geschäfte der grasfressenden Thiere zu beschränken, ꝛc. Alle nicht etwa auf Vieren zu fahren, sondern auf allen Vieren zu kriechen, das ist es, was unsere Gegner uns zugedacht haben!" Welche teuflische Menschen, die Zeitungsschreiber! Sie wollen nicht, daß die Staatsherrlichkeit verschlendert und verludert werde, daß der Landbewohner heilige Interessen, z. B. die Justiz, den Willkürlichkeiten und Schiefheiten von Privatleuten und Privatverhältnissen anheim fallen, mit einem Worte, daß die Rittergüter kleine Staaten, kleine Königreiche im Staate sein. Heißt das etwa, die Rittergutsbesitzer zu Thieren herabwürdigen, wenn man darauf dringt, daß ihre Unterthanen aus der dumpfen Thierheit zu freierem, edlerem Leben erhoben werden sollen? Und die liebe Landständschaft! Es ist offenbar grausame Ungerechtigkeit, daß der Ritterstand auf den Land-

tagen bloß die Hälfte der Stimmen hat; er müßte dort unumschränkt ganz allein regieren, und liberalisirende Ritter gar nicht geduldet werden. Zwar ist die Zahl der Quadratmeilen, auf welchen Bürger und Bauern wohnen, ganz unverhältnißmäßig größer, als diejenige der ritterlichen; aber ist es nicht Frechheit, zu verlangen, daß ein Ritter weniger bedeute, als Tausende von Nichtrittern? Man erwäge doch die ganze Tiefe des Wortes: Rittergutsbesitzer! Ein solcher Mann muß so frei und so angenehm leben, als irgend möglich. Deshalb muß er sich selbst seine Gesetze machen: am besten also, wenn er geborner Gesetzgeber ist. Wie schön ist es doch in England, wie noch schöner in Ungarn!

In der Politik ist der Verfasser sehr stark. Als Beispiel seines Geistes und Witzes schreiben wir folgende Stelle ab: „Die Völker machen heutzutage an ihre Fürsten die unverschämtesten Prätensionen. Die Fürsten sollen ihnen das Verbum „Glücklich machen“ bis zum Plusquamperfektum verkonjugiren. Die Unterthanen wollen aber dabei möglichst zusehen, ganz ruhig ihre Cigarren rauchen, klug reden, und wo möglich durch eine geschwätzige und ränkesüchtige Deputirtenkammer eingreifen, wenn nach ihrer Meinung in dieser Konjugation einige Fehler vorfallen. Dies bildet dann, wie Jedermann weiß oder doch wissen könnte, die Konstitution oder das Beglückungssystem mit gestohlenem Leder, ꝛc.“ In diesem Tone geht es noch etwas weiter fort. Die Menschen wollen mitnichten, daß Andere ihnen das Glück mit Löffeln eingeben; sie wollen gar nicht zusehen, daß ihnen die eigenen Angelegenheiten von Andern aus der Hand gerissen werden; sie wollen nicht fremden, sondern eigenen Gesetzen gehorchen, in altdeutschem Sinne „mitrathen, wo sie mitthaten.“ Deputirte werden abgeordnet, den Volkswillen in Gesetze zu fassen; sie sind Beauftragte und bloß der abgekürzte Ausdruck für die Masse. Wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllen, so kann man sie zurückrufen. Daß die Konstitutionen, welche wir gegenwärtig, besonders in Deutschland, haben, bei weitem nicht der Idee freier Staatsgesellschaften entsprechen, beweist nichts gegen ihre Eigenschaft als annähernde Stufen. — Aus einer Anmerkung geht übrigens die wahre Gesinnung des Verfassers über Verfassungen hervor: „Wir meinen vorzugsweise die französischen Machwerke jenseits des Rheins, nicht etwa die ständischen Verfassungen, ꝛc. — „Wir hassen eben so sehr absolutistische Willkür, als wir standhafte Stände verehren.“ — Der Verfasser bedarf sehr der Ermahnung, die altdeutsche Geschichte zu studiren. Bis zum Ekel muß man in unsern Tagen immer wieder darauf dringen, deutsche und französische Verfassung geschichtlich zurück zu verfolgen, wenn man sie richtig unterscheiden will. Wir Deutsche sind in den Sumpf des französischen Absolutismus versunken, und fangen eben an, die Köpfe wieder frei zu be-

kommen; dagegen haben die Franzosen seit 1789 daran gearbeitet, die alten deutschen (germanischen) Institutionen der Freiheit wieder einzuführen und zu vervollkommnen. Die Franzosen sind politisch unendlich deutscher, als die Deutschen; in vielen Dingen sind es auch die Engländer. Können wir uns im freien Staatsbürgerthum mit jenen beiden Nationen vergleichen? Haben wir freie Mannesrede, wie sie? Werden wir öffentlich von unsers Gleichen gerichtet? Bestenern wir uns selbst? Sind unsere Gesetze die Ausflüsse unsers eigenen Willens? Nein, und deshalb sind wir noch traurige Subjekte. Oder sollen wir uns mit der ständischen, d. h. mit der ritterschaftlichen Verfassung begnügen? Uns glücklich fühlen, daß wir zum absoluten Regiment noch das Ständethum hinzu bekommen haben? Wir glauben es dem Herrn von Thadden-Trieglaff aufs Wort, daß er auf ständische Verfassungen in Gnaden blickt. Diese Herren, welche der Fahne des Hrn. von Bülow-Cummerow folgen, sind gar nicht so abgeneigt gegen Konstitutionen, als es den Anschein hat. Aber sie müssen auf den Ritterstand und den Adel überhaupt berechnet sein. Es lebe die Freiheit, zu rufen, wird ihnen gar nicht so sauer, als Mancher denken möchte; nur muß dies eine „vernünftige, weise" Freiheit sein, namentlich eine ritterschaftliche. Die Gewaltigen, welche auf Grund und Boden festsitzen (sogar dann, wenn sie ihn ihr Leben lang nicht zu Gesicht bekommen), welche über Quadratruthen und Quadratmeilen weg ihr Herrscherwort ertönen lassen, sind sie nicht die wahrhaft Soliden, die Anker des Staates, die Bleigewichte der ganzen Gesellschaft? Alles andere Volk ist bloß „geduldet", wie Hr. v. Bülow-Cummerow sich technisch ausdrückt; Wissenschaft, Kunst, Handel, Gewerbe, Erfindungs- und Freiheitskopie — sind die beweglichen, veränderlichen Elemente im Staate, flattern mehr in der Luft umher und sind, weil ihnen der Grundbesitz mangelt, eine Art engagirte Schauspielerbande. Ist es demnach nicht einleuchtend, daß die politische Freiheit bloß den großen Grundbesitzern gebühret und heilsam ist, dagegen allen andern Menschen schädlich und unzuständig?

Fern sei es aber von uns, den Rittergutsbesitzern ihr Verdienst als Monarchisten zu schmälern. Für unsern Verfasser bürgt folgender Beleg: „Wenn die Strahlen des königlichen Thrones auf die rechte Weise an unsern (des Ritterstandes) Verhältnissen reflektiren, wenn die Stimme unsers Königs überall bei uns ihr Echo findet, dann können wir froh unsere Häupter emporheben und mit schmerzlicher Verachtung auf die revolutionär-konstitutionellen Staaten blicken, deren Oberherren die Sklaven ihrer Sklaven sind. „Lange lebe der König, und es freue sich, was da athmet im rosigen Lichte! er ist frei und herrscht nur über freie Männer. Aber seelenlose Sklavenmaschine — dein Name ist Konstitution!" Der literarische

Geſchmack des Hrn. Verfaſſers erſcheint hier wie ſonſt nicht im roſigen Lichte. Die Sache anbelangend, ſo wird ſie noch klarer durch die Behauptung: „Der König iſt ein großer Grund- und Gutsbeſitzer, der Guts- und Grundherr aber ein kleiner König!“ Nicht wahr, eine köſtliche Staatsverfaſſung! Der König der Erſte unter Seinesgleichen; warum führen wir nicht lieber gleich die altpolniſche Wirthſchaft ein, welche mit dem freien Veto jedes königlichen Edelmanns das ganze Land unter die Füße freier Herren gebracht hat? — Auffallen muß es, daß die deutſchen konſtitutionellen Fürſten es ſich gefallen laſſen, „Sklaven ihrer Sklaven“ zu ſein. Die Sache muß alſo wohl nicht ſo ſchlimm ſein. Der Beſitz einiger Prozente von dieſer fürſtlichen „Sklaverei“ würde die konſtitutionellen Unterthanen zu Freiherrn machen. Sonſt wäre auch gar nicht erklärlich, daß der deutſche Bundestag „revolutionäre“ Staaten in ſeinem Gebiete duldete. — — Von den „freien Männern“ hat kein Einziger das Recht, öffentlich ſeine Meinung frei auszuſprechen. Ueberhaupt iſt Keiner, über welchen *geherrſcht* wird, wirklich *frei*; bloß ein Volk, welches ſich ſelbſt *regiert* und ſeinem Willen gemäß durch Beauftragte die Verwaltung führen läßt, iſt frei.

Wie gefällt dem Leſer dies: — Gleich dem Curtius „ſind wir — *alle Stände* — fertig und bereit, uns in jede offene Spalte zu ſtürzen, aus der die giftigen Dünſte der Revolution aufſteigen könnten, und der Abgrund wird ſich ſchließen.“ Rühmenswerther Eifer! Aber, wenn alle Stände ſich in den nimmerſatten Abgrund ſtürzten, woher ſollte die Bevölkerung des Landes, woher die Staatseinnahmen kommen? Weiß ferner der Verf. nicht, daß die rechtzeitig genoſſene Portion Früchte der „verruchten“ Revolution Preußen gerettet hat?

Der *Güterſchacher* iſt ein fatales Symptom in der ritterſchaftlichen Welt. Der Verf. erhebt ſich gegen dieſe „Peſt“, im Intereſſe der Erhabenheit des Ritterſtandes. „Wir verdienen, daß man uns die Reichskleinodien nimmt, wenn wir ſelbſt das Rittergut zu einer Handelswaare herabſinken laſſen. Wo bleibt beim Güterſchacher das oberherrliche und väterliche Verhältniß zwiſchen dem Gutsherrn und ſeinen Einſaſſen?“ Wäre der leidige Geldbeutel nicht! Selbſt das väterliche Regiment iſt nicht kugelfeſt gegen das diaboliſche Geld. Ritter ſind eben Menſchen; die große Majorität von beiden will Geld, möglichſt viel Geld machen. Bietet ſich ein hübſcher Preßt dar, ſo ſchlagen die Meiſten ihre Rittergüter los. Der Verf. ſelbſt bekennt reuig, daß er in einem ſchwachen Augenblicke ſchon einmal einen ſo thörichten Gedanken gefaßt habe. Er verlangt nun, daß der zum Verkauf Genöthigte bloß einem Würdigen das Gut überlaſſe, der „im

Stande ist, über Menschen zu herrschen, die eine unsterbliche Seele haben, ꝛc." Wäre nur nicht die Noth oft so dringend! Bekanntlich ist die Verschuldung eine bei Rittergütern sehr, sehr häufige Erscheinung. Als Hauptmittel gegen die Verderbniß des Ritterstandes schlägt der Verfasser vor, daß die Aufnahme an strengere Bedingungen geknüpft werde. Neulinge sollen nur stufenweise „in die gutsherrlichen, kreis- und landständischen Rechte hineinwachsen." Wir wünschen viel Glück zu dieser innern Reinigung, damit der „wahre ständische Korporationsgeist" gedeihe. Man wird von Schmerz und Mitleid ergriffen, wenn man die Anmerkung liest: „Am Kreistage zu N. St. mußte leider ein schwer betrunkener Gutsbesitzer die Treppe herunter geworfen werden." Uebrigens ist der Verfasser in Worten gegen eine bevorzugte Kaste von Rittergutsbesitzern, und tadelt das „inhaltsleere Junkerthum." Ist aber das inhaltsvolle Ritterthum nicht ein sehr bedeutend privilegirter Stand? Ob bürgerlich oder adelig, ist kein wesentlicher Unterschied. „Jakobinische Zeitungsschreiber machen sich ein Vergnügen daraus, adlige und bürgerliche Rittergutsbesitzer auf einander loszuhetzen." Sie haben denn doch mehr zu thun, als solche Kleinigkeiten. Drastisch ist die Art, wie die Zeitungen gewissen Menschen als die Pech- und Schwefelquellen alles Unheils gelten. Würden alle „übelmeinenden" Zeitungen erwürgt, so wäre das Paradies wieder gewonnen.

Besonderes Aergerniß nimmt der Verfasser daran, daß Rittergüter auch an Juden verkauft werden, „sogar an solche, die sie nachher ellenweis aus einander meten." Dann geht es weiter zum „christlichen Staate," zum ewigen Fluche, der auf den Juden laste, u. dgl. Dabei fleißige Zusammenstellung von Bibelstaten. Wenn die Juden die Rittergüter zerschlagen, so machen sie sich wahrhaft um die Menschheit verdient; es ist wünschenswerther, daß hundert Familien ihr Brod haben, als daß ein großer Herr im Ueberflusse schwelgt. Hierin erblicken wir Menschlichkeit, Freiheit, Vernunft; der Verfasser freilich beklagt, daß „der entfesselte Grundbesitz der Knechtschaft des Materialismus überliefert" werde. Hiezu habe auch Stein viel beigetragen, welcher im Uebrigen als ächter Ritter gepriesen wird, laut einer mitgetheilten Stelle aus Arndt's „Erinnerungen." —

Man nehme noch folgende Stelle hin: „Noch tragen wir zur Vertheidigung von Ihron, Herd und Altar das Schwert an der Seite, mit dem unsere Vorfahren, die Heruler und Rugier, einst Rom eroberten! (wenn es in diesem galanten Zeitalter auch etwas spitz und dünn geworden ist)." Zeigt eine Symbolik der ritterschaftlichen Uniform, z. B. „der

Schmuck unserer Schultern, was bedeutet er anders, als Flügel, um sich aufzuschwingen zu dem auf dem Thron sitzenden Adler! (wenn die Flügel auch etwas kurz und beschnitten sind, ja so sehr, daß der Adler sich wiederum auf unsere Schultern herab bemüht hat)", u. s. w.

Der Verfasser hat sich anonyme Angriffe verbeten. Es wäre am besten, wenn Keiner solchen Wunsch mehr auszusprechen brauchte.

K. Kauwerk.

Xenien

Ein Thierkreis

Widder.

Manches Seltſame ſah ich am chriſtlichen Hofe zu Potsdam:
Ueber Eines jedoch bin ich noch immer erſtaunt.
Denkt nur: aus allen Ländern verſchrieb man niedergebrannte
Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.
Solche nur ſollen beleuchten den Hof — Ihr lächelt und glaubt's nicht?
Fragt nur Schelling und Tieck, wie man die Stumpen dort ſchätzt.

Stier.

Von Verfaſſung träumen die Preußen, von Einheit die Deutſchen:
Das iſt bedenklich! gebt an, wie man den Schwindel vertreibt.
„Herr, da müßt Ihr ein Narrenſeil auswerfen: die Deutſchen —
Alles laſſen ſie ſtehn, glaubt mir, und hängen ſich dran.“ —
Tages darauf ſchon las in der Staatszeitung man den Aufruf:
Deutſche! den Dom zu Köln bauen gemeinſam wir aus!

Zwillinge.

Schwager, du biſt ein Narr, doch ſitzt der Schelm dir im Nacken.
Und dir, Schwager, dem Schelm, ſitzet im Nacken der Narr.“

Krebs.

Zu des heiligen Reichs Sandbüchſenverwalter berufen,
Such' ich dem deutſchen Volk Sand in die Augen zu ſtreu'n.

Löwe.

Vorwärts ſchreiten wir! Wer vor zwanzig Jahren von Einheit
Deutſchlands ſchwatzte, der kam als Demagog in's Verhör.
Jetzt bringt unſerer Einheit ein öſterreichiſcher Vierfürſt
Vor verſammeltem Volk ſelber ein donnerndes Hoch.
Recht ſo! Den Teufel, den mit Furcht und Zittern die Väter
Wegzubannen geſucht, malen die Söhn' an die Wand.

Jungfrau.

Glücklich die großen Herrn! — ich ſah's in Charlottenburg neulich —
Wünſchen ſie etwas: ein Wort ſprechen ſie: gleich ſteht es da.
So ſind wir Andre zufrieden, wenn uns im Winter die Aepfel
Im geflochtenen Korb ſendet der Keller herauf:
Dort an künſtlich gedrechſeltem Baum, vor jeglicher Mahlzeit,
Bindet ein Hofkavalier ſauber die Aepfel mit Zwirn,
Daß die erhabene Hand ſie ſelbſt vom Zweige ſich pflücke —
Wieder lacht Ihr? Nun ja, ſah ich's doch ſelber mit an:
An demſelbigen Abend, wo vor verſammeltem Hofſtaat,
Wie einſt vor Perikles Volk, man die Antigone gab.

Wage.

Als Jeruſalems Tempel, den Gott im Himmel gerichtet
Hatte, wiederzubau'n, menſchlicher Fürwitz begann:
Siehe, da brachen Flammen aus unterirdiſchen Klüften,
Und vor der höheren Macht zog ſich die Willkür zurück.
Bis hieher und nicht weiter! wo ſo die Geſchichte geſprochen,
Wagt Ihr weiterzubau'n? Fühlt Ihr nicht beben den Grund?
Murrend trägt er beides ſchon lange, der Götter und Fürſten
Alte Paläſte: ſeid klug, macht ihm die Laſt nicht zu ſchwer!

Skorpion.

Wie? ein ſo frommes Werk beſ'indeſt du? „Laſſet die Todten
Ruhen!“ Dieſes allein nenn' ich ein frommes Gebot.
Leichen herauszuſcharren, die doch zu beleben die Kraft fehlt,
Sei es ein griechiſcher Chor, ſei es ein chriſtlicher Dom,
Heiß' ich Hyänengeſchäft. Wer, nach dem Geſtern verlangend,
Gegen das Heute ſich kehrt, wird auch das Geſtern entweih'n.

Schütze.

König ist unter den Mimen mein Seydelmann. Aber mein König —
Das Schauspieler er bloß unter den Königen ist!

Steinbock.

Hört man euch zu: stets sprecht ihr vom stetigen Fluß der Geschichte.
Sieht man euch handeln: stets dämmt ihr den Strom nur zurück.

Wassermann.

Alle herein, ihr großen Männer germanischer Zunge!
Euch ein Pantheon hat Ludwig der Baier erbaut.
Deutsche Kaiser herein, und deutsche Sänger im Eichkranz!
Für Thalestephen sogar hab' ich ein Plätzchen bewahrt. —
Halt! du bist nicht gemeint! — „Ich nicht in's Pantheon deutscher
Zunge? Luther, der auch Deutschen die Zunge gelöst?" —
Sieh, ich bin ein katholischer Fürst — du entschuldigst mich selbst wohl —
Und was die Sprache betrifft, hab' ich von dir nichts gelernt.

Fische.

Erst ein Fest; dann ein Denkmal dem Fest; dann ein Fest für das
Denkmal:
Schwaben, wohin? mit euch geht ja die Dankbarkeit durch!

Dr. D. Fr. Str.

Der Kölner Dom.

Und wieder ſchallt ein mächt'ger Laut
Entlang die deutſchen Haine:
„In allen Gau'n ſteht auf und baut
Am Dom zu Köln am Rheine.
Die große Zeit, wo dieſe That
Des Einen Volks geſchah'n,
Sie wird, weſern ihr unſerm Rath
Wollt folgen, neu erſteh'n.

Das Werk, an dem die Väter treu
Im Dienſt des Herrn ſich mühten,
Vollendet ihr's, ſo werden neu
Euch ſproſſen Segensblüthen.
Der ird'ſche Sinn hat euch befleckt,
Waſcht euch im deutſchen Strom,
Vom alten Glauben neu erweckt
Baut aus den heil'gen Dom." —

Am Glauben fehlt's uns leider ſehr,
Zumalen euch, ihr Schreier;
Ihr ſprecht von Einheit, ja noch mehr,
Wir werden ſelbſt noch freier:
Ein einig freies Deutſchland baut
Dem Feind im Angeſicht
Am Dom des Einen Glaubens — ſchaut,
Ihr Deutſchen, rührt's euch nicht?

Die Großen öffnen ihre Hand
Und ſpenden um die Wette:
Wer iſt ſo arm im deutſchen Land,
Der Nichts zu geben hätte?
Dukaten, Thaler, Groſchen, gebt
Nur her, auch Kreuzer! Denkt,
Daß ewig euer Name lebt
Durch's Scherflein, das ihr ſchenkt.

Kehrt eure Taſchen um, ihr dürft
Die Steuern ſelbſt bewilligen,
Ein ſüßer Trank, nicht wahr? So ſchlürft,
Wer könnt' es doch mißbilligen?
Die heilige Familie ſchickt,
Die Judenkönigin
Zum Dom, mit eigner Hand geſtickt:
Zeigt euren Chriſtenſinn!

Und macht ein evangel'ſcher Mann
Sich Skrupel — wie verblendet!
Erſt heut' kam Luthers Eh'ring an
Aus Magdeburg geſendet.
Ja, Katholik und Proteſtant,
Und Jud' und Hottentott,
Zeigt aller Welt, wie tolerant,
Ihr glaubt an Einen Gott!

Ich aber ſag' euch ohne Hehl:
Vergeb' euch Gott die Sünde,
Wie ihr auch mir vergebt die Fehl:
Wenn ich euch frei verkünde:
Jedweder Groſchen, jeder Stein,
Den ihr der alten Zeit
Wie ihrem Glaubensdom am Rhein
Zu blindem Eifer weiht:

Er iſt der Zukunft, ihrem Dom,
Dem Freiheitsdom geſtohlen!
Ihr Thoren hofft dort aus dem Strom
Den heil'gen Hort zu holen? —

Man lockt euch an mit buntem Schein,
Ihr glaubt und ſeid entzückt;
Seht zu, daß ihr nicht einen Stein
Euch auf's Gewiſſen rückt.

Was ſoll uns Köln und euer Dom?
Wozu ſein Gut verſchwenden?
Soll auch im Sand, wie Deutſchlands Strom,
Deutſchlands Begeiſt'rung enden?
Wenn ihr das Volk zuſammenzieht,
Zu bauen dieſes Haus: —
Aus Schwaben-, Baiernfenſtern ſieht
Die Einheit nicht heraus.

„Der Freiheit ſind wir alle hold
Noch aus den Burſchentagen,
Für Einheit wollen Stein und Gold
Zum deutſchen Dom wir tragen.
Ein edler König ruft: mit Luſt
Sieh, wie ſich Alles regt!“ —
Der Teufel hol's, wenn euch die Bruſt
Nur auf Beſtellung ſchlägt!

„Halt ein, Barbar, der Kölner Dom
Soll liebend uns vereinigen!“ —
Dort kommt ein Schiff herab den Strom
Mit Material — zum Steinigen;
Ihr könnt mich ſchweigen, leichte Müh',
Ich werde folgſam ſein,
Da dieſe Steine ſpät und früh
Doch laut zum Himmel ſchrei'n.

L. Seeger

Censurschnitzel aus „Hamburgs Brand.“ *)

Wir fragen dich, du sturmbewegte Glut,
Warum du diese Stadt erwählt zur Beute?
Warum nicht eine Stadt von jungem Blut,
Voll höfisch feiner, adeliger Leute?
Sieh' doch die Spree-Palmyra in der Mark,
Die heil'ge Stadt, in ihrem Glauben stark.
Jetzt in die neue Babel fromm geworden,
Und hat nach oben ihren Blick gewandt.
Sie trägt an Hals und Busen Kreuz und Orden,
Ein adliges Diplom in ihrer Hand.

Hofräthe, Kämmerichs und Kammerherrn,
Die Pendel an der Uhr der Langeweile,
Der bunte Rock, der Schlüssel und der Stern:
Das flattert hin und her mit Windeseile.
So leben sie in echtem Knechtessinn
Ein vielgeschäftig **far niente** hin.
Aus jedem Kleye hau'n sie ihre Götter;
Vor jedem Fetisch knie'n sie andachtsvoll;
Der König, Vieyt, Manoeuvre, schönes Wetter;
Die Langeweile macht sie wirr und toll.

Sieh' jene and're glatte Künstlerstadt,
Das prächtige Athen der Jesuiten!
Auf ury'gem Sopha ruht sie gähnend matt,
Ihr Haupt vermummt, gleich einem Eremiten.

*) Lieder der Gegenwart. Königsberg bei Th. Theile. Zweite Auflage. 1842.

Die Stadt, romantisch und antik zugleich,
An Schönheit arm, an Schminke überreich.
Sie schwingt den Thyrsus, eine Kunst-Mänade,
Und tanzt in trunknem Wahnsinn, wüst und nackt,
Beim Karneval die erste Galloppade
Nach ihres königlichen Spielmanns Takt.

Hierhin, Hierhin, in diese Schranzenbrut,
In diese Bedlams wohlbestallter Irren
Stürz dich mit Ungestüm, du gier'ge Glut,
Laß' deine feurigen Geißeln schwirren!
Hier sieht man noch auf vielen tausend Zeh'n
Das heuchlerische Mittelalter geh'n.
Was will solch' schleichend Volk in unsern Zeiten,
Dies ew'ge Angebinde alter Nacht,
Da wir auf dem Kothurn der Freiheit schreiten
Am hellen Tage hin zur off'nen Schlacht?

Amnestie.

Sie lächeln! — doch ihr Lächeln ist verloren,
Vergebens ihrer Blicke Sonnenschein;
Wie ich für Fürstendonner keine Ohren,
Hab' ich kein Herz für ihre Schmeicheleien.
O seht euch vor, es ist ein falsches Treiben!
Und diese Gnade — unser jüngst Gericht!
Wir wollen, Brüder, auf dem Wahlplatz bleiben:
Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!

Zu Rosen gilt's die Freiheit zu erdrücken,
Die sich in Ketten nicht erfreuen läßt:
O gönnt dem Volk, dem Pöbel sein Entzücken,
Dies falsche, heuchlerische Zärtlichkeit!
Ihn hungert wohl, er geht nach seinem Brode,
Das man ihm fürder reichlicher verspricht.
Uns dürstet! Drum dies Glas dem freien Tode!
Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!

Bei schwarz, der Käfig wird nun aufgeschlossen,
Da längst der Vogel nicht mehr fliegen kann.
So mancher unsrer alten Kampfgenossen
Ist nun ein müder, ein gebrochner Mann!
Hübsch sind die Blumen, d'rin ihr sprecht; nur Schade,
Daß drunt der Dorn des Despotismus sticht.
Das Recht vor Gott braucht keines Königs Gnade:
Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!

Was war denn zu vergessen und vergeben,
Und welche Todessünde zu verzeihn?
Nach mancher Krone pflegten wir zu streben;
Doch sagt, schenkt man in Euern Kronen Wein?
Wir wollten uns so gern mit euch versöhnen!
Gebt Raum der Freiheit, wie dem Tageslicht!
Ihr zaudert? — Gut, so laßt den Schlachtruf tönen:
Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!

So will's die Zeit; sie heischet Feuerzungen,
Ihr Sturm verweht der Liebe sanften Hauch;
Doch was wir für die Freiheit einst errungen,
Errangen wir für unsre Liebsten auch.
Wenn Alle jubelnd in die Hände schlagen,
Weil 'mal ein Gnadenstrom aus Felsen bricht —
Dann können unsre braven Mädchen sagen:
Mein Liebster starb, doch er ergab sich nicht.

G. Herwegh.

1841. 1843.

Die Lust war groß, d'rum ist das Leid unsäglich;
Ganz Deutschland sprang begeistert auf vom Sitze
Und grüßte träumend seiner Schwerter Spitze:
Das Wort klang prächtig, doch die That blieb kläglich.

Was bargen jene Wolken, die sich täglich
Zu Wettern ballten bei der jähen Hitze?
Für Knaben windige Theaterblitze —
Pfui! die Komödie wird unerträglich.

Von alten Heiligen ein kleines Rudel —
Und darum die Berliner gar so kindisch?
Und darum so viel Wochenblattsgesudel?

Ein Bißchen Griechisch und ein Bißchen Indisch —
O schöner Kern von einem solchen Pudel! —
Ich dacht' es gleich; er wedelte so hündisch.

G. Herwegh.

Pour le merite.

Sie wollen dir den Tag entfernen,
Der ſchon ſo friſch am Himmel weht:
Das iſt's, was in den neuen Sternen
Für dich, mein Volk, geſchrieben ſteht!

Man gibt als Futter deinen Blicken
Der Sterne kalten, falſchen Schein;
Du magſt ſie all' zuſammenflicken,
Sie werden keine Sonne ſein.

Nicht eine Lanze wird es brechen,
Das neue, zahme Ritterthum;
Kaum wird ein Sänger für dich ſprechen,
Man macht ja ſelbſt die Sänger ſtumm

Nein, edles Roß, du biſt verloren
Und von der Meute todt gehetzt,
Wenn nicht der Fremdling dir die Sporen
Bald wieder in die Flanken ſetzt;

Wenn ſie nicht draußen Freiheit rufen,
Daß du in Galle überſchäumſt
Und hoch mit flammenſprühenden Hufen
Dich gegen deine Dränger bäumſt;

Wenn ſich nicht über deinem Hauſe
Vom Weſten her ein Wetter ballt
Und bis in deine ſich're Klauſe
Der Donner der Empörung ſchallt.

Du biſt und bleibſt ein Knecht, der fluchend
Am heil'gen Zorn ſein Süpplein kocht,
Bis fremde Völker, Einlaß ſuchend,
Feſt an die Thüre dir gepocht!

G. Herwegh

Parabel.

Erlaubt mir, daß ich 'mal betrübe
Euch eine alberne Geschichte.
Sie kommt mir eben in den Sinn,
Geduld ist deutsch, d'rum nehmt sie hin.

War eine brave, brave Frau,
Die nahm's im Dienste wohl genau,
Und macht, so brav sie auch gewesen,
Doch niemals vieles Federlesen.

Die Frau hat einen muntern Hahn,
Der kräht ihr stets den Morgen an,
Und war nach seiner Hahn-Raison
Für sie die allerbeste Uhr.

Sobald den Tag er angesagt,
Da weckt' die Frau die faule Magd,
Was unsere Magd gar bös verdroß,
Daß sie im Grimme einst beschloß,

Dem Vogel zu stutzen seine Schwingen,
Und, meld' ich's kurz, ihn umzubringen.
Es war gedacht, es war gethan,
Die Götter bekamen einen Hahn.

Was aber hat die Magd gewonnen?
Die sonst geweckt ward mit der Sonnen,
Ward nun geweckt um Mitternacht,
Nachdem den Hahn sie umgebracht.

Ach, sprach die Magd, die schwer Bethört,
Wenn ich den Hahn doch krähen hörte!
Sein Krähen hat so schön geklungen,
Als hätt' eine Nachtigall gesungen.

Und nun der Witz? wir bitten dich!
Ihr kennt die Frau so gut, wie ich;
Sie ist die schönste weit und breit,
Ihr Anblick die volle Seligkeit.

Ihr kennt wohl auch des Nachbars Hahn,
Dem ihr so viel zu Leid gethan;
Und wenn ihr mich nach dem Dritten tragt:
Du, deutsches Volk, du bist die Magd!

Doch wenn ihr den Hahn auch mordet, ihr Sklaven,
So denkt darum nicht länger zu schlafen,
Ihr weckt euch die Frau nach dem Hahnenschrei,
Nun ist's mit dem Schlummer auf ewig vorbei.
Die Freiheit kommt wie ein Dieb in der Nacht
Und ruft euch zu: Erwacht! erwacht!

G. Herwegh.

Preußisches Fastenmandat.

Ei, ei, ihr seid ja recht im Zuge?
Ein unmaskirter Fastnachtreihn?
Kommt, setzt euch jetzt zum Dünnbierkruge,
Stellt endlich das Rumoren ein.
Ein Aderläßchen, daß dem Strome
Des Bluts der üpp'ge Reiz vergeht;
Vor Allem aber — die Symptome
Verlangens so: — Diät! Diät!

Vorüber ist die Zeit der Toaste,
Der Freiheit blauer Montag aus;
Der Krönungsochs auf seinem Roste
Ist längst verzehrt; jetzt geht nach Haus.
Nach so viel durchgeschmausten Stunden
Seid ihr ein Bißchen aufgebläht.
Die Hungerkur will euch nicht munden?
Wer spricht von hungern? Nur Diät!

Gesteht es selbst, ihr fühlt euch kränklich,
's ist mehr als Indigestion.
Ich schick' euch, weil der Fall bedenklich,
Die Sanitätskommission.
Befolgt nur ihre weisen Sprüche,
Wenn euch der Trank auch widersteht: —
Er wird filtrirt in unsrer Küche;
Nur ja nichts Geistiges! Diät!

Mit Bauern saßt ihr bei der Zeche,
Tagtäglich floß der Rhein'sche Wein.
Ihr schlucktet ganze Feuerbäche
In eurem Heidendurst hinein.
Das Wirthschaftsrecht ist aufgehoben.
Wer schenken will, braucht ein Dekret.
Ein Mäßigkeitsverein von oben
Begünstigt, fördert die Diät.

Schon früher war't ihr an einander,
Und Unrath roch ich gleich beim Strauß.
Doch rieth uns damals Ehren Reander:
Laßt das! Es trägt die Mähr' nicht aus.
Nun seh' ich freilich, wie mit Grimm
Man tiefer stets hinein geräth.
Es schreit das Volk und schwingt die Hüte.
Wir sind gesund, wozu Diät?

Wer konnte sich den Aufruhr träumen,
Als ich erhöhte die Kellerthür,
Daß unter allen grünen Bäumen
So laut sich macht die Ungebühr?
Noch schlimm're Wirthschaft muß ich ahnen.
Traun haben wir auch zugedreht
Seit drei der allergrößten Hahnen:
Sie andern folgen! Nun Diät!

Kritik.

Friedrich von Sallet.

Wir ꝛc. in göttlichem Gedankenstreben,
In sich erschaut das Wahre, Schöne, Gute,
Lebt in der Menschheit fort ein ewig Leben,
So wahr und wirklich, wie im Fleisch und Blute.
Laienevangelium.

So wird dein Lied auch mit im Strome wallen,
Der weltbefruchtend reißt und regesbrausend.
Ebendaselbst.

Bei einem Festmahle im hohen Norden, mitten unter Gläserklingen und begeisternden Toasten, ließ der verstorbene Dichter, dessen Namen ihr so eben gelesen, dem Verfasser dieser Zeilen durch Freundeshand seine gesammelten Gedichte überreichen, in denen sich, dem sie begleitenden Schreiben zufolge, nicht weniger denn „ein Menschenleben, von den Blüthenträumen der Jugend bis zum furchtbaren Ernste der Gegenwart, entwickelt.“ Der Dichter schien mir damals nur mit einer Periode seines Lebens abgeschlossen zu haben; ich ahnte nicht, daß er so bald mit dem Leben selbst abschließen würde. Ich las seine Gedichte, ich las sie wiederholt, ich las sie für mich, ich las sie vor Andern laut und trunken; wie Manches hatten wir uns zu sagen! Wie oft habe ich die Feder angesetzt, um seinen Gruß zu erwiedern! Ich bin ihm die Antwort schuldig geblieben. Ein Vierteljahr ist verstrichen seit dem Empfange jenes Buches, und die ersten Frühlungsschauer wehen über das Grab eines der edelsten Söhne des deutschen Vaterlandes. Friedrich von Sallet ist todt. Er starb — wenn wir den Geschiedenen durch solch' ein Wort beleidigen dürfen — ohne einen klappernden Schweif abstrakter Literaten zu hinterlassen, die ihm die Leichenrede halten. Daß Sallet unendlich mehr Geist und Talent hatte, als unsere eben bezeichneten Literaten zusammen, könnten sie ihm schon verzeihen; daß er aber mehr Gesinnung gehabt und nur auf diese Gesinnung stolz gewesen, weil nur die Gesinnung aus der Theorie herauskommt und den Muth der That verleiht, müssen sie unverzeihlich finden, und die natürliche Folge wird sein, daß sie unsern Dichter ignoriren. Sie thun damit

nur, was Leute, die ein Gewerbe treiben, ſtets einem Mann gegenüber thun müſſen, der eine Paſſion hat, wie Sallet. All' das impotente Volk, das den Mund ſo voll nimmt und uns, wie z. B. der große Modiſt Heinrich Laube, täglich von Produktion, von ſchöner Produktion, auf die es ankomme, unterhält und gegen die deutſche Tendenz — Bärenhaftigkeit proteſtirt, all' das Volk, das zu produziren meint, wenn es ſein nacktes, winziges Talent wie ein feuchtes Schwämmchen recht oft auspreßt, das produziren zu können meint, ganz für ſich, aus ſich heraus, ohne den Bund, die Ehe einzugehen mit einer großen, ſittlichen Idee, — all' dies Volk oder, ohne Umſchweife geſagt, dies Pack, mit dem uns der Himmel ſo reichlich geſegnet, wird einem Charakter gegenüber erröthen und ſtumm ſein. Er ward geboren, er warb, er ſchrieb das und das, und — hatte, beiläufig geſagt, ziemlich Talent. Das und die Worte, die deutſche Literaten einem Dichter nachzurufen wiſſen, der die Glut und das Verlangen einer neuen Generation in ſich konzentrirt, der an Entſchiedenheit einem Börne zu vergleichen, der allerdings ſeine Leier oft mit der Fauſt, ſtatt mit den Fingern, geſpielt, in ſeiner Form mehr reinlich erſcheint, als ſchön, mehr männlich, als elegant, der gar zuweilen im grenzenloſen Schmerze über Eure grenzenloſe Tummheit die Grazie vergeſſen kann und — was freilich am wenigſten zu entſchuldigen iſt — nie begriffen hat, daß deutſche Novellen das Vaterland retten werden. Selbſt die „Liberalen" waren ehrlich genug, ſich nicht zu ſehr enthuſiasmiren zu laſſen von unſerm Dichter. Ich ſage „ehrlich" genug, denn ſo, wie unſere guten Liberalen einmal ſind, wäre es ein mehr als frivoles Spiel geweſen, wenn ſie auch hier — Aehnliches haben wir in jüngſter Zeit ja erlebt — hier, wo ihnen in herber, ſchauerlicher Schönheit ein aus dem tiefſten Grunde heraus radikal reformirender, unerbittlich konſequenter Geiſt, ein neues, der Lüge bis aufs Mark dringendes Bewußtſein, eine bis zur poetiſchen Leidenſchaft gewordene Ahnung der Zukunft ſich enthüllte, die auf mehr als langweilige Stände und zufällige Umſtände, die auf eine neue Weltanſchauung baſirte und den ganzen hergebrachten heiligen Plunder negirte, — ich ſage, es wäre ein frivoles Spiel jener Gleichen geweſen, wenn die Liberalen, das vulgos profanum der Halbheit, auch hier, wo alle Verwandtſchaft mit ihnen feierlichſt desavouirt wurde, die claqueurs und admirateurs hätten abgeben wollen. Sallet hatte denn doch die Forderungen zu ſtellen gewagt, vor denen der lieben liberalen bourgeoisie das Herz im Leibe zittern mußte. Merkwürdig! Die tiefe Sittlichkeit dieſer Forderungen anzuerkennen, ſoll nur ein Fürſt ſeinen Zuſtand genommen haben, wenn man einer Korreſpondenz in der Augsburger Allgemeinen Zeitung Glauben ſchenken darf. Merkwürdig! Begreif' es, wer es kann, und wer erſt im Verlaufe unſerer Darſtellung

erfahren hat, wie Friedrich von Sallet mit dem vornehmen Bettel und der bettelhaften Vornehmheit umgesprungen iſt.

Sallet wird zunächſt nur eine kleine ſtille Gemeinde um ſich vereinigen; nur die Elite der Gegenwart wird ihn lieben und begreifen. Die Kunſtkenner par excellence aber müſſen wir bitten, ihre Weisheit für ſich zu behalten. Sie können mit leichter Mühe da und dort ein Haar in dieſen Gedichten finden; denn neue Gedanken, die in Fluß gerathen, formiren ſich nicht ſo leicht zu vollendeten konkreten Geſtalten, und werden, gleich den äginetiſchen Kunſtwerken, immer noch eine gute Portion abſtrakten Fleiſches an ſich haben. Sallet iſt, wie Shelley, oft tiefer Denker als großer Poet, und wo er Poet iſt, mehr Satyren-, Oden- und Hymnen-Dichter, als Liederdichter. Das Lied, das ſingbare Lied, das jede Sentenz und Reflexion ausſchließt und ſeinen ganzen Gedankeninhalt in Melodie und Plaſtik auflöst, treffen wir ſelten bei Sallet, und es wird ihm daher auch ſchwer fallen, unmittelbar bis ins Herz des Volkes zu dringen. Dagegen dürfen wir zum voraus behaupten, daß noch manche lyriſche Fliege ihr poetiſches Schwefelhölzchen an ſeiner Glut anzünden wird. Heine thut ihm vielleicht die Ehre an, ihn in einer Fortſetzung des Atta Troll unter ſeine Tendenzbären zu verſetzen. Immerhin! Die neue poetiſche Aera, eine Vorläuferin der neuen politiſchen, gleicht alsdann in ihrem äußern Verlaufe nur ihrer Vorgängerin im Reiche, und hätte ſich deſſen eben nicht zu ſchämen. Erſt das Klopſtock'ſche Bärenfell, ehe die Göthe'ſche Toga kommt, bis auch dieſe abgetragen iſt und die Literaten eine Affenjacke aus ihr ſchneiden, wo alsdann die Kunſt, deren Inhalt überhaupt immer Einer iſt mit dem Inhalt der Geſchichte, genöthigt ſein wird, abermals einen neuen Inhalt und ein neues Bärenfell zu ſuchen!

Mag man ſolch „proßige" Freiheitsſänger wie Sallet nach Herzensluſt „dürftig" ſchelten; ſie ſind dürftig, wie Kolumbus, der eine neue Welt entdeckt. Denn nicht weniger als eine neue Welt iſt es, welche der begeiſterte Seher ſchaut, und die durch ihn begeiſterte Menſchheit ſuchen und finden wird. Ich habe oben geſagt, ich ſei Sallet eine Antwort ſchuldig geblieben, ich will ſie ihm jetzt geben, indem ich verſuche, euch einzuführen in das Heiligthum einer Seele, vor deren Energie die meiſten Wortführer unſerer Tage wie blaſſe Schatten faſt ſpurlos verſchwinden müſſen. Legen wir ſelbſt eine Beichte ab, indem wir ein ächtes Kind der Zeit oder, wenn man will, der Zukunft, ſeine Freuden und Schmerzen, ſeinen Stolz und ſeine Demuth, ſeine Hoffnung und Liebe, wie ſie ſich im Laufe eines kurzen Lebens entfaltet und geſtaltet, beichten laſſen. Durch Niemand hat ſich der ſittliche Zugrimm über die Hohlheit und Verworfenheit unſerer Zuſtände ſo kräftig ausgeſprochen, wie durch dieſen Apoſtel einer reinen, freien Menſch-

tichkeit. — Wir dürfen kecklich dem beistimmen, was er selbst von sich sagt, und wollen es an die Spitze unseres Denkmals setzen:

So auf das Letzte, Größte nur
Hast Du gerichtet Deinen Sinn,
Daß des Gemeinen, Kleinen Spur
Kaum flüchtig einfurcht drüber hin.

Sallet besaß so viel Selbstgefühl, als jeder wahre Dichter, als jeder Mensch, der am Werke des Fortschritts zu arbeiten sich bewußt ist, besitzen darf und besitzen muß; jenes Selbstgefühl, das Göthe so wohl anstand, und aus dem, um ein näher liegendes Beispiel zu nehmen, Platen so wenig Hehl machte, Platen, dessen Stolz durch die Misere der Restaurationsliteratur auch mehr als gerechtfertigt war, wie ihm christliche Philister, denen ihre Religion solchen Stolz verbietet, denselben auch mißdeuten mögen. Sallet ruft geradezu aus:

Und wer der Menschheit schreit' ich groß
Noch durch Jahrhunderte daher.

Wie anmaßend! Nicht wahr?

Aber wie demüthig, wenn er an einem andern Orte sagt:

Und doch bin ich nur ein Kleiner,
Unsres Heers, ein Zähndrisch bloß,
Wäre klein, wie Unser Einer;
Nur die Sache macht mich groß!

Die Sache! Da haben wir's; Nichts als Tendenz und ewig Tendenz in dieser neuen „preußigen" Lyrik. Umsonst, daß die Allg. Zeitung dagegen ihre Stimme erhebt, umsonst, daß Herr von Cotta seine Barden in Marmorin mit Goldschnitt binden läßt. Es ist kein Gemüth mehr in der jungen Generation und kein Sinn für die ewigen Gefühle, die alle Wuth der Parteileidenschaft überdauern werden. Gott und Natur waren sonst die Gegenstände, die ein Dichter sich auserkor; Thron und Altar sind es jetzt, an denen die Poeten ihren giftigen Milchzahn versuchen. Und so es noch Einer wagt, im Kreise seiner Freunde ein beschauliches Leben zu führen und nicht jeder Thorheit dieser Schreihälse seine Stimme zu leihen, gleich in die negative, Jung-Hegelsche Kritik bereit — — Aber — quos ego!

Ueber Sallet's Lebensverhältnisse ist uns wenig mehr bekannt geworden, als was die Zeitungen mitgetheilt haben. Einer Stelle im Laienevangelium zufolge (S. 381) stammt seine Familie aus Frankreich und ist entweder kurz vor oder kurz nach der Bartholomäusnacht von dort ausgewandert. Diese seine Abstammung von den Hugenotten ist unserm Dichter nicht ohne

Bedeutung; er erwähnt ihrer gern, und ſie prädeſtinirte ihn, wie er meint, zum unerſchrockenen Kämpfer im Dienſte der Geiſtesfreiheit; er findet die Brut der „Tilger und Verbrenner," vor denen ſeine Ahnen geflohen waren, noch nicht ausgeſtorben; ihre Waffen ſind nur feiner, aber eben damit auch giftiger geworden. Eine „geiſtgeſtimmte" Gattin erheiterte die letzten Tage unſers Dichters und ſcheint ihm in ſeinem Ringen und Streben treulich zur Seite geſtanden zu haben. Es iſt da und dort dieſes Verhältniſſes gedacht, und die Gattin bleibt an heroiſcher Geſinnung nicht hinter dem Gatten zurück. In der Romanze von einem jungen Weib, die den ſpeziellen Beifall hat: „nicht erfunden," lautet der Schlußvers:

Und der dies Lied erſungen,
Hat auch ein junges Weib.
Wenn ihm der Ruf erklungen,
Sie wird nicht ſagen: Bleib!

Und im „letzten Bedenken":

Still! es muß ja doch gewagt ſein,
Und dir iſt es auch bewußt.
Jedes Werk, es muß gewagt ſein,
Das mir Gott legt in die Bruſt.

Um ſo ſtrenger iſt der Dichter, der erfahren hat, was ein Weib dem Manne in unſerer Zeit ſein kann und ſein muß, gegen die deutſchen Frauen und Mütter der Jetztzeit, die ſo ſelten die Höhe ihrer Aufgabe und die Würde ihres Berufes zu begreifen vermögen. Man leſe die betreffenden Stellen im Laienevangelium, S. 327 ff.

Was kümmert euch des Mannes ernſte Sendung?
Wenn er mit euch nur tändelt und empfindelt,
Wenn durch Fürſprache, Schmeichelei, Verwendung
Dem Söhnchen nur ein Aemtchen wird erwindelt.

Und wenn er dann nicht fleht, zur Predigt gehet,
Und flieht der Säufer, Spieler, Raufer Innung,
Dann habt ihr Alles ja, was ihn erflehet;
Gefährlich, unrecht wär's, hätt' er Geſinnung.

Und:

Ihr ziehet ſtatt zu Freien, ſtatt zu Männern,
Uns zu Bedienten auf, ꝛc.

Wir wollen hier abbrechen, den Verſtorbenen glücklich preiſen, daß er nicht aus eigener ſchmerzlicher Erfahrung ſprechen mußte, und jedem deutſchen Dichter eine Frau wünſchen, wie ſie Sallet beſaß. Wir gehen vom Leben zu den Werken des Verſtorbenen über, und deren kommen zwei in

Betracht: das Laienevangelium und die Geſammelten Gedichte, erſteres ſeit dem Jahr 1842, letztere erſt ſeit dieſem Jahre im Buchhandel.

Ueber das Laienevangelium, das religiös-politiſch-philoſophiſche Glaubensbekenntniß des Dichters, ſind uns noch bei Lebzeiten Sallet's einige Betrachtungen vom Dr. Rees und Eſenbeck zugekommen, die wir ſelbſt nur durch folgende eigene einleiten und erweitern möchten, ehe wir den erwähnten Aufſatz einſchalten. — Sallet's Laienevangelium kann allerdings als Beweis gelten, daß unſer Zeitalter bei weitem nicht ſo irreligiös iſt, wie man gewöhnlich vorgibt; freilich darf dann unter Religion nicht die Knechtung des Geiſtes durch ein unbegriffenes ſinnloſes Jenſeits verſtanden werden, in welchem Falle wir mit Bruno Bauer ohne weitere Umſtände für gänzliche Abſchaffung des unglückſeligen, verwirrenden Wortes ſtimmen würden. Nicht unter die Tyrannei des Gemüths oder unter die Gewalt der Phantaſie hat ſich der menſchliche Geiſt aufs Neue begeben, ſondern im Gegentheil, das Beſtimmende und Maß und Geſetz Ertheilende für Phantaſie und Gemüth iſt der ſelbſtbewußte Geiſt geworden. Gemüth und Phantaſie kommen ihm allmälig entgegen, und alle drei ſcheinen Eine große Flamme zu werden, wozu der Verſtand oder die Vernunft das Licht, Gemüth und Phantaſie aber die Wärme liefern. Die Reſultate der Philoſophie fangen an, ins Blut zu gehen, die Theorie wird Praxis, die Erkenntniß Geſinnung und Wille, der Sonntagsſtaat einiger Erkluſiven das Werktagskleid Aller, das univerſelle Eigenthum der Menſchheit, Welt- und Volksbewußtſein.

„Ein lebendiges Daſein der Philoſophie" wird von den verſchiedenſten und widerſprechendſten Seiten her gepredigt, und es gibt mancherlei Antworten auf die Frage: wie iſt ein ſolch' lebendiges Daſein der Philoſophie am leichteſten zu realiſiren? „Legt ihr's nicht aus, ſo legt was unter", und ſo finden denn viele Leute das, was die Philoſophie durch Jahrhunderte lange Arbeit zu Tage gefördert hat, kurz, die ganze Weisheit unſerer Zeit, ſammt ihrem Verlangen nach einem lebendigen Daſein dieſer Weisheit, realiſirt, wo? in Chriſtus, im Chriſtenthum, von dem uns die Kirche bisher nur die Schale gereicht hat, deſſen Kern aber viel ſüßer ſein ſoll, als alle Mandelkerne der Welt. Dieſe Leute wagen, nach Hegels Vorgang, es mit der Kirche, wie mit der Philoſophie zu verderben. Mit jener, indem ſie die ganze Gottloſigkeit der neueſten deutſchen Philoſophie dem Neuen Teſtamente auf den Hals laden, aus dem Zimmermannsſohn von Bethlehem einen noch tiefſinnigern Philoſophen machen, als der Schuſter Jakob Böhme geweſen, und aus der Bergpredigt eine veritable Predigt des Berges, des franzöſiſchen Berges. Sallet im Laienevangelium und ſein Kritiker gehören zu den Menſchen, die den Muth haben, den freieſten und

kühnſten Inhalt ihrer Zeit in ſich aufzunehmen, aber nicht den Muth, wie wir, auch die alten Formen zu zerbrechen und den neuen Geiſt in einen neuen Schlauch zu füllen. Sie glauben das Volksbewußtſein leichter zu reformiren, indem ſie wenigſtens mit dem neuen und neu gewonnenen Inhalt an eine bereits vorhandene Form anknüpfen. Sie ſprechen ungefähr alſo: Der Rock, den ihr bisher getragen, iſt freilich etwas fadenſcheinig geworden; aber verſucht es einmal, ihr lieben Leute, und wendet denſelben um — wie ſchön euch doch das Futter ſtehen wird! Natürlich müſſen ſolche Interpreten die Bibel faſt ohne alle hiſtoriſche Kritik hinnehmen, wie ſie nun einmal iſt, und die Forſchungen auf dieſem Gebiete ſo gut wie völlig ignoriren. Sallet opfert, wie der kühnſte Denker, die ganze alte Welt, das ganze alte Bewußtſein, behält aber faſt bis auf das Pünktchen des J den alten Titel bei für das neue Evangelium. Doch, müſſen wir hier bemerken, hat ſich auch das bei ihm noch geändert, wie wir am Schluß der Kritik ſeiner Gedichte aus einer Anmerkung erſehen werden. Es ſchien ihm wohl gefährlich, länger mit dem Chriſtenthum, oder überhaupt mit der Religion, zu argumentiren, da bei den Widerſprüchen, die das Chriſtenthum enthält, dieſer Weg den Royaliſten und Legitimiſten ſo gut wie den Kommuniſten und Atheiſten offen ſteht, wovon wir uns bei den Franzoſen überzeugen können.

So ſehr wir alſo gegen die Sallet'ſche Deutung der chriſtlichen Dogmen proteſtiren, weil wir gegen alle religiöſe, ins Gebiet der Vorſtellung fallende Form proteſtiren müſſen, die für die reifere Menſchheit entbehrlich geworden iſt, ſo gern bekennen wir uns zu dem Inhalte, den er aus den Evangelien geſucht, und zu der Offenbarung, die er im Chriſtenthume gefunden. Seine Loſung iſt auch unſere Loſung, und Selbſtbewußtſein das große Wort, das auch über dem Eingang des Tempels, in dem Sallet opfert, geſchrieben ſteht. Ich wüßte in der That kaum mehr einen Unterſchied zwiſchen der Sallet'ſchen Weltanſchauung und den Reſultaten der neueſten Philoſophie, wie ſie durch Feuerbach und Bruno Bauer gewonnen wurden, anzugeben. — Wir werden bei der Kritik der Gedichte den Beweis nicht ſchuldig bleiben.

Welche Zeit iſt es im Reiche Gottes?

Von Dr. Recs von Gronbeck in Breslau.

Der Verleger von Sallet's Laienevangelium hat den guten Gedanken gehabt, die bisher erſchienenen Anzeigen und Kritiken dieſes Werks zu ſammeln und unter die Freunde deſſelben zu vertheilen, wofür ihm gewiß Viele Dank wiſſen werden.

Es kommt hierbei weniger die, an sich zwar nicht uninteressante Vergleichung des Für und Wider in Betracht, welche uns damit bequem gemacht wird, als vielmehr jene höhere Erwägung, daß das alte Evangelium in dem Munde eines Zeitgenossen sich wiedergebären wolle, und daß seiner Stimme die Junger, die da Ohren haben zu hören, und in denen der Geist des Verständnisses wohnt, nicht fehlen.

Wenn Sallet vor zwanzig Jahren dem Evangelium seine Stimme geliehen hätte, sie würde nur in Wenigen einen Anklang gefunden haben; sie wäre den Herzen fremd geblieben, die sie jetzt in Eintracht zu versammeln beginnt.

Dieses nun, daß eine lebendige Erinnerung an Christus, den Gottmenschen, und daß der Dichter des reinen Evangeliums an der Zeit ist, das ist der rechte und eigentliche Preis dieses Werks und seines Verfassers.

Es dürfte wohl nicht anstößig sein, dem Geiste, der sich hier offenbart, und welcher allerdings in den tiefern und theilnehmenden der hier vorgelegten Betrachtungen auch einmüthig erkannt wird, noch etwas näher zu treten und ihm das Wort zu gönnen, daß er sich selbst ohne Umschweife aussprache.

Er wird zuerst dem Zeitalter Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm das Zeugniß geben, daß es so irreligiös nicht sei, als Manche wähnen, und daß es keiner Nachhülfe von Außen in dieser Hinsicht bedürfe, am wenigsten einer gewaltsamen Züchtigung und symbolischen Einverleibung, sondern nur seiner eigenen Fortbildung, für welche es im Namen des Erlösers sein achtzehnhundertjähriges Recht in Anspruch nimmt, im Namen der Vernunft aber dem Irrthum und der Verstocktheit gegenüber seine Macht gebraucht.

Zum Finden dieses gerechten Urtheils diene die Theilnahme, welche das Evangelium in der Sprache der Zeitwelt bei allen findet, zu denen es gelangt.

Als Christus unter Juden, Römern und Griechen seiner Zeit wandelte und seine Reden zunächst an die Juden richtete, sprach er zu ihnen in ihrer Sprache und nach ihrem Verständniß, und zwar nicht zu den Priestern und Schriftgelehrten, sondern zum Volke. Man nehme an, daß er in seiner Gottesmacht auch Latein reden konnte, wie Luther oder wie Hegel, so würde er dennoch nach seiner Weisheit dort nicht in dieser Weise, sondern gerade nur so geredet haben, wie er wirklich that, weil jene ihn nur so verstehen konnten, in anderer Weise aber nicht. Er gab dem Volke mehr Bild als Wort, und den Worten gab er mehr Tiefe als äußere Entwicklung. Er wollte ja nur eins begreiflich machen, daß der Gott des Zorns nur dem bösen Sklaven zürne, nicht aber dem, der mit des Neu-

ſchen Sohn ſich Gottes Sohn nenne und dafür erkenne. Damit war das Werk der Erlöſung von der Furcht vollbracht.

Und waren denn die Juden jener Tage ein ſo hoch gebildetes, ſittliches Volk, daß nur ſie ſolche einfache Wahrheit richtig faſſen konnten? Sollte nicht auch an das Volk der ſpätern Tage, an das Volk der unſrigen, dieſelbe Erlöſungsſtimme einfach und unmittelbar gerichtet werden können? Der Gott des Zorns war ja als Götze des Aberglaubens verſchwunden in dem Augenblicke, da Chriſtus ſprach: „Kinder Gottes, es gibt keine Gottes-Sklaven, es kann ſolche Ungethüme nicht geben; folget mir nach, ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Es war ferne von ihm, zu ſagen: ich bin der „Herr“, wie man jetzt ihn in ſerviliſter Weiſe zu nennen liebt. Nicht der „Herr“, ſagte er, ſondern „das Leben“, das Leben ſelbſt, und dann „die Wahrheit.“ Alſo auch nicht etwa das künftige Leben, gegen welches dieſes Weltleben eigentlich nichts, als nur ein Fegefeuer oder ein Vorfegefeuer zur Vorbereitung ſei, ſondern ſchlechthin „das Leben“ nannte er ſich, damit freilich auch nicht dieſes Leben, wie es gerade damals in Jeruſalem war, und daher auch ſein Reich nicht von dieſer, den Meſſias hoffenden Welt, eben ſo wenig aber irgend ein künftiges Leben mit Uebergehung und Nichtachtung des frühern, ſo hoch in die Himmel man auch dieſes Leben hinauf verlegen möchte. Dieſes Erlöſungsleben war alsbald da und bleibt da ewiglich.

So ſind alle Worte des Evangeliums nicht bloß auf die Sittenlehre gerichtet, oder auf die Stiftung eines Kultus, ſondern durch und durch philoſophiſch und voll jener göttlichen Kraft, mit der Chriſtus ſeinen Jüngern ſelbſt mehr als einmal die Macht der Wunder zumuthete und dann den Mangel des Glaubens rügte, der aus der Sklavenfurcht entſpringt und den Menſchen hindert, den Weg, die Wahrheit und das Leben, die lebendig vor ihm liegen, in Wahrheit zu nehmen, wie ſie ſind, und mit ihnen einzugehen in des Vaters Reich.

Als Lehre, welche die Jünger in alle Welt verbreiten ſollten, konnte die lebendige Gegenwart der Erlöſung nur aufgenommen werden durch die ſelbſtthätige Erzeugung des Begriffs der Erlöſung, das iſt durch das Erfaſſen der göttlichen Natur Chriſti in ſich ſelbſt. Und als ſie nun, nachdem ſchon ſeine perſönliche Gegenwart von ihnen geſchieden, zu dieſem freudigen Bewußtſein hindurchdrangen und den Geiſt in ſich gewahrten, da wurde zugleich auch die Unreife der Zeitbildung in ihnen offenbar, daß ſie wähnten, der Geiſt ſei ihnen von Außen gekommen und nur ihnen, und die Kraft des Ausdrucks, daß ſie mit Zungen redeten und in ſich gewiß wurden, daß die Sprache des Geiſtes dem Geiſte immerdar und allenthalben

verständlich sei, und daß sie dieses Vertrauens mit Zuversicht lebten, — diese Kraft sei ihnen eine Gabe, sei ihnen ein Beruf.*)

Damit war denn wieder dem Gott des Zorns der Weg in den Tempel geöffnet, die Lade des neuen Bundes stand wieder wie ein verschlossenes Buch im Heiligthume, die Christenheit trennte sich in Priester und Laien und die Grochen der christlichen Zerwürfnisse begannen ihren Lauf.

Die Geschichte der christlichen Theologie in die Entwickelung dieser besondern Gestaltung der von und in Christus rein dargestellten Religionsidee; denn es ist das Wesen der Religion, ihren Begriff zugleich als ein Tatsächliches zu haben, daher sie sich so eng an die Geschichte anschließt und als die bewußte Natur derselben anzusehen ist.

Der Ausgangspunkt der christlichen Theologie ist, was auch die Theologie dagegen einwenden mag, von dem der Lehre Christi ganz verschieden. Diese sieht von Anbeginn in der ewig frischen und vollendeten Gegenwart der höchsten Idee da, jene schiebt das Erlösungswerk auf die lange Bank eines in schlechter Unendlichkeit ewig unvollendbaren Prozesses der Versöhnung durch subjektive Aneignung des Verdienstes Christi und objektive Gnade des immer von Neuem zu versöhnenden, nicht wirklich und göttlich versöhnten Gottes. Es tritt nur ein milderer Jehovah an die Stelle des ältern, fortgefallen. Im Tempel wohnen die Priester und Schriftgelehrten, draußen steht das Volk. Wo und wie Gott zu finden sei, wissen nur sie, die Weisen und Bevorzugten, zu denen der Geist kommt, gesendet von oben; durch sie hindurch geht der Weg zur Wahrheit, — vom Leben ist nicht die Rede, soll nicht die Rede sein, — das Leben liegt jenseits, und zur Sicherung dessen steht fest der Unterschied zwischen Zeit und Ewigkeit. Zu ihnen in den Tempel muß Alles kommen, was den Keim des ewigen Lebens in sich trägt, und muß den Keim einsegnen und weihen lassen, damit er nicht in die Zeit wachse, sondern in die Ewigkeit. Da wird der neugeborne Mensch als eine Art Teufelsbrut noch vor der Thüre empfangen und hart angelassen, daß er den Bösen von sich abthue, ehe er eingetragen wird, und dann muß er sich tief demüthigen, und dem freudigen Vater wird eingeschärft, daß er das Kindlein erziehe in der Furcht des Herrn; — und der jungen Liebe wird an der Schwelle einer schaffenden Zukunft des Menschengeschlechtes, am Morgen einer neuen Menschwerdung des Gottes, die Furcht des Herrn nahe gelegt, und der Braut, der Miterlösten, Angesichts des erröthenden Mannes, zugerufen: „und er soll dein Herr sein!“ — der dich liebt, soll dein Herr sein! —

*) Man vergleiche Sallet's Laienevang., S. 401, in der objektiven Fassung und subjektiven Deutung dieser Dichtweise.

und ſo ſammelt ſich alles Leben zur Lehre und Anbetung um die Lade des neuen Bundes.

Daß dieſes hiſtoriſche Prinzip die chriſtliche Kirche auf der Schwelle des Judenthums feſthält, fällt in die Augen. Die Hauptformen des chriſtlichen Gottesdienſtes, die ganze Sprache der Kirche, der im Dogma waltende Geiſt ſind hebräiſch. Das ſinnlich erleuchtete römiſche Heidenthum brachte eine mildernde, aber noch fremdartigere Zuthat hinzu. Die Völker, bei denen das Chriſtenthum einkehrte und einheimiſch wurde, gewöhnten ſich an dieſe fremde Form. Wie ſie aber fortſchreiten in ihrer eigenen, eigenthümlichen Kultur, und wie ihnen aus dem Studium der Geſchichte und der Philologie das Daſein und Leben der alten Völker wieder anſchaulich wird, nehmen ſie immer mehr und mehr jenes ihnen Fremdartige im Kultus und in der Lehre wahr. Sie erhalten ſich entweder durch Gelehrſamkeit im Bewußtſein der alten fremden Form, oder ſie verlieren mit der Gelehrſamkeit in der Theologie alle Empfänglichkeit für das Leben des Kultus, der ihnen nun ganz fremd und unvernünftig erſcheint. Geiſtesträgheit, ſcheinheilige Abſichtlichkeit erhalten noch lange den ſchwachen Schimmer des fortdauernden Lebens in Chriſto. Wer die Zeiten nicht nach einem Vorurtheil oder nach Zwecken betrachtet, ſondern nach ihrer Wahrheit, der wird wiſſen, daß die Zeit ſich ſo entwickelt.

Wird er aber wohl die Heilung des Zerwürfniſſes in der Zucht und in der Gewöhnung an den verlaſſenen Kirchweg ſuchen? In der Gewöhnung, im Stumpfſinn, in der Heuchelei iſt kein Heil zu finden. Und geſetzt, die Theologie billigte den Weg der Gewöhnung, wird Chriſtus ihn billigen? Wird nicht ſeine Stimme aus dem Evangelium erſchallen und ſprechen: Ihr ſagt's, daß ich der Herr ſei; ſo ſollt ihr denn mich in meiner Macht erkennen: ich bin der Herr meiner erlöſten Gemeine, der Herr des Lebens.

Von Verſuchen entgegengeſetzter Art muß nun auch noch die Rede ſein. Wie zum erſtenmal der Geiſt den Apoſteln von Außen ins Bewußtſeins kam, ſo mußte er von da an der Kirche ſtets von Außen kommen. Er war ihr daher ein feindſeliges; der Natur aber mußte ſie ihrerſeits feindſelig ſein, — ſie ſtand ganz allein und ruhte auf ſich — höchſtens lehnte ſie ſich, zeitweiſe ausruhend, an den Staat. Daher die ungemeine Befangenheit und Weltunkunde der frommen Theologen, während dagegen ein Theil der Prieſter ganz die Schlangenklugheit auf ſich nahm und den bannenden Blick auf die Zeitläufe richtete.

Einmal war ſchon eine ſchlimme Zeit in der Kirche; da brachte Luther den Geiſt wieder herein. Weil aber Luther ſelbſt aus dem Prieſterſtande hervorgegangen war, ſo war die neue Offenbarung nur ein neues Zerwürf-

ließ. Es wurde dabei besonders klar, wie fest das Antiquarisch-Jüdische, das Fremde, mit der Theologie und dem Kultus verwachsen war; denn es ging nun aus der sinnlich-wohlgefälligen alten Form in die abstrakte der Reformatoren und der Reformation über, und wie jenes nun in dieser um so fremdartiger erschien, aber auch um so beweglicher und dem Zeitengang mehr unterworfen wurde, verschwand es endlich aus dem Kultus und trat nur noch in dessen Hintergrund, als verbindende Fernsicht, auf. Das Evangelium, als solches, und der Name des Erlösers traten mit in jene Form, und die im Reinverständigen sich bewegende Theologie nahm ihre Stelle ein. Was Christus gelehrt, gewirkt, gewollt, — das glaubte man schon längst zur Genüge verstanden zu haben.

Der Umstand, daß diejenigen, welche den Willen hatten, dem Protestantismus aufzuhelfen, und wähnten, daß ihnen die Macht dazu verliehen sei, das Christenthum selbst nur als Theologie, d. h., als eine Form kannten, hatte die Folge, daß sie auch nur auf Erhaltung oder Wiederherstellung der Form, auf Begründung eines neuen guten Scheins hinwirkten. Die allgemeine Gleichgültigkeit auf diesem Gebiete gab sich besonders in unsern Tagen durch die Vereinigung der lutherischen und reformirten Gemeinden in der Form der sogenannten evangelischen Kirche kund. An vielen Orten gingen Aufforderungen ohne alle Auseinandersetzung herum, wie man etwa zur Bildung eines Klubbs oder einer Association einlädt. Die Leute unterzeichneten eben so, wie für andere Einladungen, und Viele versicherten auch, wenn sie aus den Kirchen kamen, daß sie gar keinen Unterschied gemerkt hätten; was wohl aus zweierlei Gründen eine volle Richtigkeit hatte, einmal, weil sie überhaupt nichts dergleichen zu merken pflegten, und dann auch, weil der Prediger nur selten aus einem gemeinsamen Geiste heraus, sondern nach seiner eigenen Konfession, der er früher zugethan gewesen, fortlehrte: daher denn auch die, welche bis dahin von derselben Konfession gewesen, nichts merken konnten. Die Andern aber, welche aufmerksam hinhorchten, fühlten sich plötzlich ganz fremd in diesem Kreise, und sahen ein, daß der Unterschied, den man geläugnet hatte, hat gehen müsse, weil er auf Wärme und Kälte der Begegnung, auf das Leben im Verständniß Einfluß übte.

In diesem Zwischengehen und subjektiven Ausscheiden der Laien fand der Physiotismus, im weitesten Sinne des Wortes, reichliche Nahrung und wuchs vielgestaltig empor. Alle seine Formen aber halten an der Theologie und an dem theologischen Christus; denn ihr Weg ist vom Ausgange auf verwirrt und unklar; sie suchen allzu viel für sich, als daß sie die einfache Gestalt des Weltherlösers in der Schrift aufzusuchen vermöchten.

Solche Momente sind es, in welchen Völker und Gemeinden, eben so

wie der einzelne Mensch, an sich selbst gewiesen, den tiefen Sinn der Lehre: Hilf dir selber, so wird Gott dir helfen, mit mehr oder weniger Glück erfassen und sich ans Licht des Selbstbewußtseins heraufringen.

Die christliche Theologie, so weit sie ins Leben übergegangen ist, kann aber das Schicksal, welches sie bei ihrem historischen Ursprunge sich selbst bereitet hat, nicht aus eigener Kraft von sich wälzen; denn sie hat den Geist, der über sie gekommen ist, ursprünglich nicht als den ihrigen empfangen, sondern nur als eine Gabe von außen, und zwar von oben, als eine Gabe des Herrn. Sie wird also den Geist der Erlösung zum Selbstbewußtsein abermals empfangen als einen, der von außen kommt, und zwar wird sie ihn nicht freudig und mit dem Bruderkuß des Ebenbürtigen empfangen, sondern als einen fremden, der den Geist ihres Herrn angreife, und dem sie in treuer Dienstbeflissenheit entgegen sein müsse, wie er auch durch die Versicherung locke, daß er ja ihr eigener Geist sei, der eben jetzt von seiner Befangenheit in der theologischen Gottesanschauung zum Bewußtsein komme.

Diese anscheinend fremde, dennoch aber unmittelbar in der Theologie entspringende und aus ihr hervorbrechende Form des neuen Bewußtseins tritt in unsern Tagen ans Licht und erscheint freilich, wie eben gezeigt worden, als ein Eingreifen der Philosophie in die Theologie, ist aber längst geschichtlich in der Theologie vorbereitet und von ihr erst in die Philosophie übergegangen, welche ja historisch durch die europäischen Philosophen in der Gemeinde steht und als Spekulation eben ihr Verständniß ist.

Die Philosophie hat ihr Werk ohne Weiteres vollbracht: sie hat die Theologie als die Mystik des Bewußtwerdens der Menschheit begriffen, und sofern jene historisch ist, im Bewußtsein ihrer Ebenbürtigkeit die philosophische Geschichtskritik, wie sie in allen andern geschichtlichen Dingen gebräuchlich ist, auch auf den historischen Grund und thatsächlichen Anfang unserer Theologie angewendet. Wenn sie auf der einen Seite behauptet: nachdem einmal das lichte Selbstbewußtsein dem Menschen durch sich selbst geworden sei, sei es unnöthig, sich weiter mit jenen trüben historischen Anfängen zu beschäftigen, in welchen die Religion nur noch unbegriffen liege, — so erschüttert andererseits die historische Kritik das thatsächliche Moment der persönlichen Existenz Christi, als des Stifters der christlichen Kirche.

Das Resultat dieser Kritik lag schon in ihrer Aufgabe und in ihrem Anfange; denn das religiöse oder mystische Moment des befreienden Selbstbewußtseins ist so ewig, wie Gott selbst, so ursprünglich, wie der Geist, dessen Wesen Selbstbewußtwerden ist. Es mußte sich bald ergeben, daß die

Offenbarung und der Erlöser nicht in dem Sinne ein historisches Datum und eine bestimmte Oertlichkeit haben, wie etwa eine Schlacht oder wie die Geburt und der Tod eines einzelnen Menschen, u. dgl.

Wollte nun aber die Philosophie dieses kritische Resultat im Einklange mit dem Bewußtsein, daß sie die Theologie bis zu ihrem Ursprunge zu durchdringen und in ihren Begriff aufzulösen vermöge, dahin deuten, daß nunmehr die Theologie nur in der Philosophie und im Erkennen sei, so würde sie dabei ein Moment außer Acht lassen, das sie doch sonst nicht außer Acht zu lassen pflegt, nämlich das Nachweisen der Gewißheit oder der historischen Realität ihrer Erkenntniß.

In der Philosophie steht die Religion unmittelbar als Erkenntniß und in dem Glanze ihrer Idee; sie ist, wie sie wird, sie ist ganz und gar das Leben ihres Begriffs. Das Wissen kann sich dem Wissen überliefern, aber doch nur dem Wissen.

Das Bewußtsein aber, das sich historisch, also religiös, aus dem Gottesbegriff entwickelt, ist freilich dasselbe, aber es steht im Zusammenhange mit dem Leben selbst, es geht aus dem Dunkel in's Licht und trennte sich nie von seiner wesentlichen Glanzheit, welche das Wissen zerlegt, indem es das Dunkle als das nun Lichte zeigt. Die Menschen, die Gemeinden, sind Glieder und Momente dieses historischen Bewußtwerdens, und gehören insofern der Religion an, als sie diese ihre Abstammung in und mit dem philosophischen Religionsbewußtsein zugleich haben, und folglich wissen und festhalten, nämlich: daß das, was ihr Meister lehrte, und was bisher nur als ein Band der Liebe sie verknüpfte, wirklich, als Erkenntniß ausgedrückt, dasselbe sei, was der neuerweckende Geist der Spekulation von sich aussagt und wovon er weiß, daß die Religion nur nach diesem Wissen und nach keinem andern trachten könne, trachten müsse, und selbst nichts anderes, als dieses Trachten, dieses Streben des Lebens nach dem Ewiglebenden sei.

Die Philosophie lenkt sich gegen die Theologie, wie sie ist. Das Wort aber, das ihr den Ursprung gab, bleibt. Die Lebendigen, an die sich der Fortschritt anknüpfen soll, die da bleiben, wenn auch die Theologie unterginge, blicken zurück auf die Lehre dessen, den sie als den Stifter des Christenthums betrachten müssen, an die Ueberlieferung des Evangelii, ohne zu fragen, wie es sich buchstäblich mit dessen Ursprung verhalte. Die Lehre, die Worte sind da. Die Theologie hat sie nach beschränkten und engen Begriffen häufig entstellt; sie hat sie oft durch ihre Erläuterungen und Anwendungen mehr als siebenfach versiegelt; es scheint an der Zeit, sich zu den Worten Christi, abgesehen von allen seinen Aposteln, zu dem, was ihm ausdrücklich in den Mund gelegt wird, zu wenden, — des Gottmenschen

Worte wörtlich und ungeschwächt zu erwägen, in Christus den Philosophen zu erkennen, den berufenen Menschensohn, der durch die Geschichte hindurch zum Licht wandelt, der gestorben ist und begraben, und doch lebt, der das lebendige Dasein der Philosophie ist, von dem sie ausgeht und auf den sie hinausgeht mit dem vollen Lichte des Erkennens.

Dieses nun scheint uns Sallet's Verdienst, daß er die Weisheit Christi durch die Aergernisse und Spitzfindigkeiten und Oberflächlichkeiten theologischer Systeme rein hervorleuchten zu lassen strebt, daß er ihr die Kraft der poetischen Sprache verleiht, die, indem sie die Wärme seiner Liebe ausdrückt, zugleich kann dient, die in der Ferne der Jahrhunderte verlautende Stimme zu verstärken und unter dem Getöse und Gewühle der Gegenwart hörbarer zu machen.

Man hat gesagt, Sallet trage den Hegelianismus in das Evangelium hinüber und seine Gesänge seien nur rhythmische Ausdrücke für Hegels Religionsphilosophie. Man hätte mit demselben Rechte, wo nicht mit größerm, sagen können, er habe das Evangelium in die Hegelsche Religionsphilosophie übertragen, und dann würde man wohl einsehen, daß diese Behauptung zwar hinke, daß aber das Dasein der Philosophie in der Religion der **Liebe** gerade die Poesie der Philosophie selbst sei, und daß demnach dieses Laienevangelium sich als das höchste Lehrgedicht, welches unsre Zeit aufstellen kann, ausweise.

Ueber den Begriff des Lehrgedichts ist man so wenig einig, daß Manche das hier ausgesprochene Lob für sehr zweideutig halten werden. Wir aber meinen es sehr ernstlich, wünschen aber nicht, daß man dabei an bekannte Muster denken möge. Das Lehren widerspricht allerdings der Dichtung, deren Werke ideale Organismen, also Selbstzwecke sein müssen. Die Darstellung einer Kunst oder Wissenschaft, die zur Belehrung poetische Formen oder Empfindungen entlehnt, kann folglich nie zum Kunstwerk werden und ist und bleibt, wenn sie diese Absicht hat, eine leere Spielerei. Es ist aber dieses auch nur der Prachtabenteuersinn des Wortes „Lehrgedicht"; der eigentliche Sinn dieses Wortes ist, daß die Lehre in der Dichtung, oder daß sie eben als das sich in der Dichtung Selbst Bezweckende oder als lebendig Erscheinende sei, und in dieser Weise kommt dem Lehrgedicht eine dreifache, nämlich eine epische oder objective, eine subjective oder lyrische und eine dramatische Form zu. Wenn sich irgend eine Wissenschaft oder Kunst aus ihrem dunkeln, plastischen Anfange zum persönlichen Bewußtsein entwickelt und in dieser Entwickelung als Organismus dargestellt wird, erscheint gerade dieses, daß die Richtung des Gedichts auf das Bewußtsein seines Inhalts, seines dunkeln Grundes geht, als ein Epos der Lehre, und große Massen der indischen Poesie, überhaupt alle Theogonieen, sind

Elemente dieser Dichtungsweise; sie bewegt sich, im engsten Kreise, in der Fabel, der Parabel, in der modernen Novelle; ihre höchste Aufgabe aber wäre die Entwickelung des Mythus, im weitesten Sinne des Worts, zum Christenthum.

Wenn nun aber das Christenthum als ein schon Gewordenes, als ein Lebendiges, wie es die Schuld seiner menschlichen Gestaltung, seiner Verirrung und Entartung in sich trägt, sich verlangend nach dem reinen Bewußtsein seines Grundes, nach dem, was in ihm das Leben ist, hindurchkämpft und das Bewußtsein des Erlösers als das eigene haben, ihn, wie er lebte und lehrte, zur reinen, wahren und warmen Lebenserkenntniß haben will, so ist die Darstellung dieses lyrischen Aufschwungs des persönlich und endlich gewordenen Christenthums zur Höhe seines göttlichen Ursprungs zugleich die Höhe des lyrischen Lehrgedichts. So dichtete Sallet das Laienevangelium.

Blos anführungsweise sollen als Belege für den Begriff des dramatischen Lehrgedichts Platons Dialogen, wenigstens die meisten derselben, genannt werden. Das Ideal dieser Gattung ist eine in der Gemeinde lebendige Liturgie, deren Zeit kommen wird.

Wenn nun eine Idee, wie die des Christenthums, aus der Unklarheit ihrer Zersplitterung in der Zeit und der endlichen Form sich zum Bewußtsein entwickelt, so kann sie dieses Ziel nicht auf direktem Wege gewinnen, wie in ihrer einfachen Entfaltung aus dem Mythus. Sie hat sich ja schon zu einem Bewußtsein in der Menschheit erhoben und lebt schon wirklich in Vielen. Aber dieses Bewußtsein ist in unserm Falle selbst wieder ein trübes, ein gesehenes Stoff, der in dieser Gestalt dem ihm ursprünglich zum Grunde liegenden religiösen Geiste gar nicht entspricht, vielmehr dessen Bewußtwerden entgegenstrebt und welches nur dadurch zu ihm und zu sich selbst gelangen kann, daß es frei und mit Willenskraft seinen Grund und Anfang wieder sucht, um nun von diesem aus zu sich selbst zu kommen.

Das lyrische Moment, wie es sich nothwendig im Einzelnen offenbart, ist also hier zugleich ein polemisches, dem Bestehenden, sofern es ein Entfremdendes, zwischen den göttlichen Begründer und den einzelnen Menschen Tretendes ist, feindseliges Moment. Es stürzt um, was die Unmittelbarkeit des Christenthums in der Menschheit verdunkelt, — es ist von heiligen Zorns, und die Propheten des alten Bundes kehren in ihm für eine andere Epoche der Entwickelung wieder.

Der Gang der Darstellung muß dieser sein. Wie ein treues Echo fängt der Geist des Dichters die Urlaute aus dem Munde Christi auf und gibt sie aus der Tiefe seines Wesens, das zwar in einer spätern Zeit steht, dennoch aber sich dem Geiste der Wahrheit und des Lebens gleich weiß,

wieder. Dieser Wiederhall des Geistes schallt hundertfältig, wie Donner, durch die Berge und Schluchten, die ihn von seinem Ursprung trennen, und durchbricht das engherzige, beschränkte und beschränkende Gestüster der Scholastik, das, den ursprünglichen Irrthum der Juden um Christen verbreitend und mehrend, durch die Umwege der Schluchten und Thäler zieht. Er möchte der Welt Stille gebieten, daß Alle den Sohn des Menschen wieder unmittelbar selbst hören und, zu ihm kommend, zu sich kommen möchten. Diesen Charakter trägt die Sprache des Laienevangeliums, und wir müssen ihr gerade das zum Schmuck anrechnen, was Andere ihr zum Vorwurf gemacht haben, — daß sie nicht ohne Härten sei, daß sie dem Jambus hie und da, wie man sich ausdrückt, Gewalt anthue.

Diese Art lyrischer Begeisterung, die errichten und strafen, — die sich erst durch ein Volksgedränge zu dem, der ihr die rechten Worte verleiht, hindurchkämpfen muß, ehe sie die reinen Saiten des göttlichen Wortes anschlägt, — diese Begeisterung muß den Kontrast des Herben gegen die Milde des göttlichen Lehrers scharf, ja schneidend hervortönen lassen, und Sallet hat uns doch wohl schon in Gedichten anderer Art hinlänglich bewiesen, wie er des reinsten Rhythmus und Wohlklangs der Sprache mächtig sei. Auch hier tönt im Ganzen eine sanfte, harmonische Bewegung der Sprache vor und mit vollem Bewußtsein leiht der Dichter nur am rechten Orte dem strafenden Gedanken das herbere Wort, den gehemmten Rhythmus. Das wird Niemand verkennen, der lesen kann; und wer diese Gedichte von einem Solchen verlesen hört, der wird nur noch der Kraft des Ausdrucks, nicht aber einer wirklichen Härte inne werden. Ueberhaupt sind wir Deutsche mit dem Rhythmus unserer Verskunst in einer schlimmen Einseitigkeit befangen und höchst einseitig. Die wahrhaft rhythmischen Sprachen der Griechen und Römer wußten davon nichts, und wenn ihr Senar technisch unserm fünffachen Jamben ähnlich scheint, so war doch der Klang dieser, die unbetonten Längen des Rhythmus durch die ganz abweichenden Stellen des Accents ohn' Unterlaß unterbrechenden, Verse ein ganz anderer, und sicher hätte kein griechisches Ohr die gewöhnliche Recitation des Wallensteins oder des Don Carlos (um ein Beispiel vom Buch herzunehmen) lange aushalten können, ohne Anwandlungen zum Schlafe zu empfinden. Wie frei bewegen sich aber erst die lyrischen Jamben der Alten! Und da kann's nun Einem einfallen, einer Dichtung, wie das Laienevangelium, den entlesen Fall aus kurz in lang durchgängig zuzumuthen!

Der im Geiste dieses Gedichts liegende Gedankengang ist der, daß gewöhnlich zum Eingange die reine Stimme des Erlösers, so viel wie möglich wörtlich nach dem Evangelium vernehmbar gemacht wird. Ihr gegenüber tritt dann die Entartung ihres Sinnes und Willens, ihr Mißverstehen, die

Heuchelei des Phariſäismus, der ihren Sinn in abſtrakten Unſinn ſteigert und ſich dann geberdet, als vermöge er in Folge ganz beſonderer Gnadenwirkung, ſolch Gebot zu befolgen, — dieſe und andere Gebrechen der abhängig und unnatürlich gewordenen Form des Chriſtenthums treten hervor und geſtalten ſich als die feindliche Macht, die das Gemüth von dem Verſtändniß ſeines Gottes, das zugleich ſein Verſtändniß mit ſich ſelbſt iſt, ſcheidet und in die Irre treibt. Nun aber, wenn das Wort an dieſer feindlichen Unnatur gebrechen, in ſich zurücklenkt, findet es in dem Gemüthe des Dichters plötzlich ſein volles Verſtändniß, und dieſes Verſtändniß, in welchem er ſich des Wortes Chriſti voll erkennt, gibt ihm die Stellung zu ſeiner Zeit, und die Kraft, die den Leſer ergreift und im richtigen Sinne des Wortes erbaut.

Der Eindruck würde hie und da noch mächtiger geweſen ſein, wenn nicht der Standpunkt der Erkenntniß zuweilen nicht ſowohl unmittelbar auf die ideale Situation des Dichters (des Propheten), als vielmehr nur mittelbar auf dieſe, unmittelbar aber auf eine außerhalb dieſer Dichtung ſtehende Religionsphiloſophie hinzuweiſen ſchiene. Dieſes iſt indeß nur zuweilen der Fall, und es wurde ſchon eben auf den Ungrund des Einwurfs, daß der Einfluß des Hegel'ſchen Syſtems der Philoſophie hier die Poeſie beeinträchtige, hingewieſen. *)

*) Als ein Beiſpiel von dem die poetiſchen Momente beeinträchtigenden Einfluß der philoſophiſchen Begriffsbeſtimmung vor der Entfaltung des göttlichen Wortes aus dem Munde Chriſti gibt S. 107 „die Ehe", ein Gedicht, welchem, als die reinere Faſſung der Auffaſſung, Nr. 62, S. 297, gegenüber ſteht. Wir wollen, da es einer Lieblingstage unſerer Tage gilt, einen Augenblick dabei verweilen. Chriſtus, der göttliche Philoſoph, ſtellt die Liebe als das Princip der Ehe auf, nur da die göttliche Liebe ewiger Art, der Menſch aber, als Gottes Sohn, göttlicher Natur theilhaftig iſt, ſo iſt die Ehe ihrem Weſen nach heilig und ewig. Damit verhält es ſich nicht anders, als mit allen Ideen; vor der Idee iſt nichts Beſtehendes rein, und dieſes muß eben ſein beſonderes Bewußtſein dadurch reinigen, daß es die Idee, als ſein Licht und ſeinen Stern, in ſich aufnimmt und ſich mit dieſem Lichte durchleuchtet, bis es ganz in dieſelbe aufgeht, d. h. als Beſonderes gar nicht mehr iſt. Der Antrieb dieſes allausgleichenden Princips in der Menſchheit iſt die individualiſirte Liebe, die, indem ſie ſich individualiſirt, meint das Gegentheil von dem thut, was die ewige Liebe will — die Verſchmelzung des Menſchengeſchlechts in der göttlichen Liebe. Die Liebe, welche Princip der Ehe iſt, iſt, inſofern ſie göttlicher Natur iſt, unvergänglich und ewig; inſofern ſie aber zugleich in zwei beſtimmten Individuen eine individualiſirte Liebe iſt, iſt ſie, wie alles Individuelle, vergänglich und endlich. Das Bewußtſein der Ehe aber ſich ſelbſt kann alſo nur dieſes ſein, daß ſie eine Ehe aus

Die 130 Gesänge, welche das Evangelium selbst berühren, geben den Gang der Geschichte, von der Geburt Christi bis zu dessen Himmelfahrt. Eine Eintheilung in drei Hauptglieder hat der Dichter angedeutet. Einen Abschnitt bezeichnet er selbst durch die Ueberschrift: „Das Evangelium", welches Christi Geburt, Beruf und Wandel berührt. Dann führt die „Bergpredigt" zu Christus dem Lehrer, und gibt ihm Wort und That in allen wichtigen Momenten, welche das Christenthum sich angeeignet hat.

Liebe sei, und daß folglich in ihr auch die Ewigkeit (die Weihe oder Heiligkeit) der Liebe sei, welches für die beiden Ehegatten sich auch durch das sittliche Postulat ausdrücken läßt, daß, so gewiß sie ihre Ehe für eine Ehe aus Liebe recht erkennen, — also unter einer Bedingung, — sie auch das Bewußtsein der ewigen Liebe in ihr immer haben sollen. Weiter aber, als die Bedingung, kann doch das Postulat nicht gehen, noch kann es irgend einem Dritten einfallen, jenen bedingenden Grund durch einen Beicht oder durch Strafe ersetzen und festhalten zu wollen. Die Thatsache entscheidet, und die Möglichkeit künftiger, wahrer, relativ unvergänglicher Liebe bleibt, sofern nicht das Bewußtsein des verfehlten Ziels in einer gescheiterten Ehe durch einen Bann von Außen innerhalb der alten Schranken zur Hölle wird.

Wenn wir nun in Nr. 62 lesen, so fühlen wir uns hingerissen zur Bewunderung des Dichters, der mit solcher Zartheit und Schärfe zugleich den tiefen Sinn des Worts erfaßt, das die empirische Unmöglichkeit, der reinen Idee der Liebe, als des Prinzips der Ehe, in der sittlichen Lebensform Genüge zu thun, dem Steine erhebenden Pfeil zu Gemüthe führt und demnach das Postulat ans Recht erhält: „Sündige du ferner nicht mehr." Jenes Wort: „wer sich rein fühlt", schiebt kräftig das Urtheil über diesen ewig unauflöslichen Knoten, der das seinem Wesen nach Ewige in das Zeitlichvergänglichste und Zufälligste verschlingt, in das Innere zurück und entzieht es dem äußern Richter. Der Welt muß sagen: die Liebe ist ewig; aber des Menschen Sohn weiß, daß diese Liebe nur ein Zeichen des entfernten Nachens der göttlichen Liebe ist. Von dem Urtheil über einen Fall z. B. hätte Christus gewiß den weltlichen Arm nicht durch einen solchen Zuruf gelähmt. „Ihr sollt verlangen nach der Ewigkeit der Liebe; aber ihr sollt die Gebrechlichkeit der endlichen Liebe nicht verdammen und das Elend der menschlichen Schwäche nicht noch durch eigenmächtige Martern schärfen!" Das war der Sinn jener Anekdote von der Ehebrecherin, und wie lichtvoll tritt er uns aus der malerischen Situation der Dichtung am Schlusse entgegen! Sollet dichtete aus Christi Geist der Liebe in den Begriff der Liebe hinein.

Aber in den Aussprüchen Christi über das Scheiden der Ehe hält der Dichter den Begriff der Liebe, als einer ewigen, fest, und dichtet ihn in die Worte des sich ewig gleich bleibenden göttlichen Wesens hinein. Dieser spricht in demselben Geiste, wie in dem vorigen Falle, als die Frage vom Scheidebriefe, nach jüdischer Sitte, erhoben wurde, von der Innerlichkeit der

Dieser Abschnitt geht von S. 67 bis S. 400, wo er mit dem erschütternden Weherufe über die „Schriftgelehrten und Pharisäer" schließt. Von S. 408 beginnt dann die Leidensgeschichte des Leidens, welche sich erst mehr äußerlich und als ein bürgerliches Geschick durch den „vergeblichen Verhaftsbefehl", und dann tief aus dem Innersten durch das „Weltgericht" und die „Salbung Christi" einleitet und mit der „Himmelfahrt" schließt.

Liebe und nimmt zugleich ihre ewige Wesenheit mit in Betracht. Das jüdische Weib war ein abhängiges Wesen in Bezug auf den Mann; der Mann übte eine Art Jurisdiction in seinem Falle aus; er gab den Scheidebrief. Was hat aber der Scheidebrief mit dem zu schaffen, was blos den innern Richter hat und sich von Zeit zu Zeit der Richtschnur der Liebe abringt? Wer seinem Weib einen Scheidebrief gibt, der macht sie zur Ehebrecherin, denn der Scheidebrief kann die Liebe nicht vernichten; die Ehe als Folge der Liebe besteht also noch, — daher auch der weitere Schluß, daß derjenige, welcher eine Geschiedene eheliche, mit der die Ehe (der wahren Liebe) besteht, Ehebruch begehe. Er entschieden nahm Christus die Liebe, als das unzerstörbare Prinzip der Ehe, gegen jeden äußern Einfluß eines Bindenden oder Lösenden in Schutz. Nirgends aber deutet er an, daß zwei Verehlichte das Nichtverbundengewesensein oder das Nichtmehrvorhandensein der Liebe in ihrer Ehe nicht bekennen und die Auflösung derselben als ein für sie, um des Irrthums und der beiderseitigen Schuld und des gegenseitig einander zugefügten Unrechts willen, heiliges Gesetz aussprechen dürfen. In der Lehre vom Scheidebrief liegt nicht mehr Schwierigkeit mit dem Falle, wo ein Staatsdiener von seinem Fürsten gültig entlassen wird. Wer wahre Vaterlandsliebe im Herzen trägt, wird fühlen, daß der Bund mit dem alten Berufe und mit dem Vaterlande bei dem so Verlassenen auch der Entlassung eben so warm, ja oft noch inniger fortdauern kann. Schaut aber nun der Einzelne, der Verlassene in seiner Noth umher, wer ihn meine, so ist sein begehrliches Umschauen der Ehebruch der Vaterlandsliebe, und wer den so Geschiedenen mit seinem Scheidebriefe zu sich zieht und fremdem Thun gesellt, der bricht mit ihm die Ehe; er vernichtet nämlich das, was auf einigen Bestand Anspruch hatte. Aber er begeht darin sein Verbrechen, weil ja der Anspruch des Endlichen auf eine die ewige Aufgabe erfüllende That nie aber das Sollen im reinen Willen hinausgehen kann.

Der Dichter hat nun in diesem Falle das Mystisch-Ewige der Liebe seinem Begriff nach und das Bürgerlich-Ewige des sozialen Ehebegriffs über einander und darnach den wahren Sinn der angeführten Aussprüche unberührt gelassen, um gegen die Verächter der Ehescheidung, oder richtiger, der mit der Liebe erloschenen Ehe, das Schwert zu ziehen. Dadurch begegnet es ihm aber, daß er in der abstrakten Vergeistigung des Liebesbundes die irdische Ehe, als solche, aus den Augen verliert, und tritt nur allein an dieser Stelle, statt mit dem Ausdrucke ironischer Bewegung, mit einer hemmenden Parämese schließt.

Wir wollen auch mit dieſen Worten unſeres Dichters ſchlieſſen, die, wie wir hoffen, in einem Beiſpiel mehr über den Geiſt ſeiner Dichtung lehren werden, als wir zum Verſtändniß deſſelben beibringen konnten; auch war es nicht ſowohl unſere Abſicht, über Sallet und das Laienevangelium zu ſchreiben, ſondern von ihm ausgehend über das Weſen einer der erhabenſten Dichtungsweiſen.

Die Himmelfahrt.

Haſt du's erlebt, daß tief'gen Jammers Faust
Betäubend, Schlag auf Schlag, dein Haupt getroffen,
Bis dir vor deines Buſens Oede grauet,
Daraus hinwegzog Glück und Troſt und Hoffen?

Die Lieben all', gebrochnen Augenlicht's —
Im Grab — nach Thränen lechzt umſonſt dein Kummer,
Und auf der Welt, der weiten, blieb dir nichts,
Nichts — doch im Nichts liegt ſchon das All' im Schlummer.

Aus Nichts ſchuf Gott die Welt. So muß der Geiſt
Dem Nichts entrufend, ſeine Welten ſchaffen. —
Eh' ſich der Tiefe Demant blitzend weiht,
Muß bis zum Grund dein Herz, der Fels, zerklaffen.

Die Jünger, die vor wenig Tagen noch
Kindiſch im Zank gegeizt nach Ehrenplätzen,
Ja ſtill gemurrt: „Wann wird der Meiſter doch
Mit Macht auf ſeinen Königſtuhl ſich ſetzen?“

Wie ſind ſie jetzt zertreten und verwaiſt!
Fort ſtob ihr Hofſtaat thörigter Gedanken.
Im Grabe liegt ihr Kern, ihr Lebensgeiſt,
Das ſie, gleich hohlen Schatten, ſchon umſchwanken.

Der ſtolze Königsbau, da liegt er nun
In Trümmern, den ſie ſah'n im Geiſte ragen;
Der Meiſter iſt entflohn; nichts bleibt zu thun,
Als einſam, unterm Schutt verſteckt, zu klagen.

Hülflos, verhöhnt, gehaßt, vor Schrecken bleich,
Sind sie beisammen in des Grams Betäubung,
Der furchtsam dichtgedrängten Heerde gleich,
Die nur die Angst zurückhält von Zerstäubung.

Da tauchen aus dem grauen Zwitterlicht
Leis auf des Morgens erste, fahle Streifen.
„Er lebt, er schied aus Eurer Mitte nicht."
Das Wort beginnet schon, sie zu ergreifen.

Ein war's ein Spuck, verworren, wunderbar;
Der sah ihn hier, und dem erschien er dorten.
Doch mehr und mehr wird ihnen offenbar
Der Geist des Meisters in lebend'gen Worten.

Was unsäst nur dem Einzelnen sich wies,
Kommt über sie in der Versammlung Halle.
Daß sie der Gottgesalb'te nicht verließ,
Von neuem Leben trunken, spüren's Alle.

Da schwindet hin die Nacht, das Dämmerlicht,
Die Lerche steigt, des Jubelns sich erfreuend,
Und der Gewißheit Siegessonne bricht
Hervor, vom Tode jedes Herz erneuend.

Sie gingen (sagt die Schrift), ihn zu empfah'n,
Auf einen Berg, dahin er sie beschieden,
Und nieder sanken sie, da sie ihn sah'n;
Er aber sprach: „Im Himmel und hienieden

„Alle Gewalt ist mir gegeben. Auf!
Geht aus und lehrt, macht Alle zu den Meinen!
Lauft zu den fernsten Völkern Euern Lauf
Und taufet sie im Namen des Dreieinen!

„Lehrt Alles halten sie, was ich befahl!
Und siehe! ich bin bei Euch alle Tage,
So lang' die Welt erhellt des Himmels Strahl."
Sprach's und verschwand. Zum Himmel — geht die Sage.

Und lügt nicht. Ob es auch kein Auge ſah;
Er ſtieg empor ins Lichtreich der Gedanken,
Sitzt, freier Geiſt, der Kraft zur Rechten da,
Das Dort und Hier beherrſchend ohne Schranken.

Da bricht der Jünger Geiſt das Band entzwei,
Wagt, mit dem Meiſter Himmelfahrt zu halten.
Dort ſchau'n ſie kühn, was ihres Amtes ſei:
Ein göttlich ſchöpferiſches Erdenwalten.

Die Völker alle, geiſtig blind und taub,
Sollen ſie wecken mit des Meiſters Worten,
Die Welt zum Licht erheben aus dem Staub,
Bis Eines das Hienieden wand und Dorten. —

Das große Werk, nicht enden konntet ihr's,
Die Menſchheit zu erlöſen ganz zum Geiſte.
Für uns, für fernſte Zeit ich danke Dir's
Für Alle, Gott!) bleibt noch zu thun das Meiſte.

Laßt unſere Lenden denn gegürtet ſein
Die Welt, verkündend, mahnend zu durchſchreiten.
Ein Jeder kann ſich zum Apoſtel weih'n,
Kann helfen, Gott dem Herrn ſein Volk bereiten. —

Gott iſt der Vater. Alle Kreatur
Zeugt er im Wort. Er iſt der Geiſt, der Eine,
Stets bei ſich ſelbſt, ob er herab auch fuhr.
Der Sohn, Er lebt in uns, in Fleiſch und Beine.

Im Geiſte nur ſind Sohn und Vater Eins,
Denn jeder hat in ihm ſein tiefſtes Weſen.
Werft ab die Laſt des Stoffs, des Erdenſcheins!
Dann ſeid ihr, frei in Gott, zu Gott geneſen. —

Das iſt der Lehre Kern. Wer ſie gefaßt
Der weiß, ſie iſt lebendig nur im Werden,
Der wird ſich gönnen weder Ruh' noch Raſt,
Bis daß ein Gottmenſch jeder Menſch auf Erden.

Das lehrt! Und so die Erd' euch niederreißt,
Dann schaut zu Christo auf, dem ewig wahren!
Er war im Himmel ewiglich, im Geist,
Er brauchte nicht gen Himmel erst zu fahren.

Er hatte seine Wahrheit hier, wie dort,
Drum bleibt er bei euch, in euch alle Tage. —
Wenn sich in allem Fleisch vereinst das Wort
Erkannt, dann ist erfüllt die heil'ge Sage.

Dann ist vollbracht die große Himmelfahrt,
Dann hat der Mensch die Heimath wiedergefunden;
Zur Rechten sitzt er, der Kraft gepaart,
Dem Vater in der Sohn, im Geist, verbunden.

Die Kritik der Gerichte wird im nächsten Bande folgen.

Bettelpoeſie.

Weihnachtsgabe für Hamburg von Wackernagel, Hagenbach ꝛc. Baſel, 1842.

Das deutſche Elend iſt groß. Entwürdigt, verhöhnt, gedrückt, mit Einem Worte recht- und ruhmlos nach Außen und nach Innen, voll von Schwielen und Schwären am ganzen Leibe, ein jammervoürdiger Hiob auf dem Aſchenhaufen ſeiner Geſchichte — fragt jeden Deutſchen, jeden Europäer, welches Volk hier gemeint ſein kann? Ich brauche das demüthigende Bekenntniß, das wir es ſind, kaum herzuſetzen. Wem das Siechthum jahrhundertlanger Sklaverei noch einen geſunden Kern gelaſſen, wer nicht bei ſehenden Augen mit Blindheit geſchlagen iſt, der muß der Wahrheit die Ehre geben, der muß geſtehen, daß, wenn wir bedenken, was wir ſein könnten, und ſehen, was wir ſind, daß unſer gegenwärtiger Zuſtand die Nachtſeite des europäiſchen Völkerlebens genannt werden muß. Man ſchilt die, die das ausſprechen, man nennt es Peſſimismus, und erwägt nicht, in welch ſchroffem Widerſpruch man ſich mit der ſonſt ſo fanatiſch vertheidigten chriſtlichen Lehre befindet, die die Erkenntniß ſeiner Nichtswürdigkeit aller Buße und Beſſerung mit Recht vorangehen läßt. Ja, wir müſſen darauf verzichten, mit Stolz den deutſchen Namen auszuſprechen, ſo lange wir noch ein Blatt in unſerer Geſchichte leſen können; wir müſſen, wenn die Scham uns nicht niederdrücken ſoll, aus unſern häuslichen Tugenden, unſern wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Erfolgen (einen nur nicht ſehr nachhaltigen) Troſt zu ſchöpfen ſuchen; aber an den deutſchen Namen ein je ne sais quoi von Großartigkeit zu knüpfen, das müſſen wir aufgeben. Erkennen müſſen wir, daß unſere Geſchichte in dieſem Jahrhundert neu beginnt, daß wir auf der Bahn der Ehre, der politiſchen Würde noch wenig Schritte gethan haben, daß wir noch die Kinderſchuhe nicht ausgetreten haben. Das iſt ſo ſchlimm nicht, als es ausſieht. Dem Kinde, der Jugend, gehört die Zukunft, und das deutſche Volk iſt kein Greis, ſondern ein ſehr

hoffnungsvoller Jüngling. Er ist von geschichtlichem Adel, und er hat sich bisher nur zu viel auf diesen eingebildet. Der Adel ist aber aus der modernen Menschheit verschwunden; man ist jetzt — nur das was man ist, und um Etwas zu sein, muß man Etwas *werden*, und um Etwas zu werden, muß man Etwas leisten. Da stehen wir, und der Gott der Geschichte, auf diesem Punkte in und mit uns angelangt, wird uns weiter helfen.

Wir haben angefangen, uns vom Mittelalter zu häuten.

Wenn wir dieses wissen, selig sind wir, so wir darnach thun.

Aber vorerst muß Jeder, der es mit dem deutschen Volke gut meint, ihm den Pips der Eitelkeit nehmen; der Dünkel muß verschwinden, als ob wir Etwas wären, sonst werden wir Nichts werden. Von diesem Gesichtspunkte aus haben wir gesagt, und wiederholen: das deutsche Elend ist groß.

Groß ist es durch der Fürsten und der Völker Schuld, es ist ein moralisches Elend.

Nun kommt auch noch das physische hinzu. Feuersbrünste und Ueberschwemmungen, die Gewalt ungezähmter Naturkräfte erinnern uns von Zeit zu Zeit neben unsrer nationalen, auch noch an unsere menschliche Ohnmacht überhaupt.

Wenn nun aber zu all dem vielgestaltigen Elend auch noch die literarische Misere kommt, dann schlägt ein unvernünftiger Mann die Hände über dem Kopf zusammen, verzweifelt am Weltzweck und ergibt sich entweder dem Teufel des Epikureismus, oder beugt sich trostlos unter die Hand eines zornigen Gottes. Ein Vernünftiger aber rüstet sich zur Gegenwehr, und wirkt eher, als daß er sich — ergibt.

Die literarische, die geistige Misere will in dem oben genannten Schriftchen der materiellen Misere wohlthätig unter die Arme greifen. Wenn der Zweck die Mittel heiligt, so dürfen wir kein Wort der Kritik dagegen sagen. Gibt es aber noch Leute, die bei allem Mitgefühl für nothleidende Brüder doch diese Jesuitenmaxime verabscheuen, so wird uns auch erlaubt sein, unsern Lesern zu sagen: Gebt den Hamburgern, was ihr nur immer entbehren könnt, schenkt ihnen den Rock vom Leibe, aber, wenn die bare Gemeinarmuth in Tüten aus gebornen Makulaturbogen euch um ein Almosen für sie anspricht, dann thut es dem literarischen Ruhm des deutschen Volkes, dem einzigen, den wir zur Zeit noch besitzen, thut es unsrer Ehre nicht zu Leide, daß ihr einen Heller hineinwerft. Seine Brüder unterstützen ist schön, ist heilige Pflicht, aber heilige Pflicht ist es auch, seines Volkes Ehre zu wahren. Kollektirt für Hamburg in Palästen und Hütten: wir sind es überzeugt — denn die Thatsachen liegen vor — jeder Handwerksbursch, jede Magd wird ihr Scherflein geben. Aber diese Art von Kollekte — es ist, als wenn mich Jemand auf der Straße um ein Almosen anginge, und zum

Dank, wenn ich es ihm gebe, mich bäte, einen ſchmutzigen Stein, den er von der Straße aufhebt, gefälligſt in der Rocktaſche mit nach Hauſe ſchleppen zu wollen.

Aber, nein, werden meine Leſer ſagen, lieber oder nicht lieber Rezenſent. Sie übertreiben's doch, ſo arg kann's doch nicht ſein. Was ſind nicht für ſchöne Verſe von Wackernagel ſeiner Zeit in der Augsburger Allgemeinen geſtanden! Die ſind doch auch aus der ſchweizeriſchen Weihnachtsgabe für Hamburg?

Ganz recht. Dort ſtehen ſie. Sie wiſſen aber wohl nicht, Werthester, daß der ſchlaue Referent dort die noch erträglichſten Verſe im ganzen Büchlein gegeben hat; obwohl die fanatiſche Verunglimpfung des Dichters, dem Wackernagel hier nur nachſingt, das fünfmal*) wiederholte Anathema, das er auf Herwegh und ſeine Mitſtrebenden ſchleudert, mit der chriſtlichen Geſinnung, die ſich in dem Buch ſo langweilig breit macht, nicht ſehr harmonirt. Es iſt eben ſo widerlich, von dieſer Seite her — wir meinen die pietiſtiſche — die von jeher mit dem Serviliſmus in ein Horn geblaſen, Freiheitsklänge vernehmen zu müſſen, als die Zudringlichkeit ſonſtiger literariſchen Bedienten verächtlich iſt, die ſich die Jakobinermütze auf den leeren Schädel ſetzen, ohne ſich auch nur die Mühe zu nehmen, die Livree auszuziehen und ſich in anſtändige bürgerliche Kleidung zu ſtecken.

Wir weiſen ſolche Bundesgenoſſen zurück. Leute, die gewohnt waren, ein hohes Wort von Mund zu Mund zu tragen und über die hohle Phraſe „Hochgeſtellter“ in nachbetenden Variationen ſich zu ergehen, oder ſolche, denen vielleicht nicht einmal dieſes hohe Glück zu Theil ward, die wollen jetzt, wo die Freiheit ihre Ritter und Troubadours gefunden, die ſie auf den angeſtammten Thron zu ſetzen geſchworen haben, die wollen jetzt ſchon für ihre Intereſſen bei dem bevorſtehenden Thronwechſel ſorgen, damit ſie, wenn die Prätendentin von heute einſt legitime Herrin geworden ſein wird, auch kommen dürfen und ſagen: Auch wir haben für Eure Majeſtät — — gefochten! Bitten ſubmiſſeſt, uns nicht ganz zu vergeſſen.

Wir haben jene Wackernagel'ſchen Verſe noch die erträglichſten in dem Buche genannt. Um ſie aber ganz richtig würdigen zu können, müſſen wir

---

*) Ihr (jener Wahnſinnigen, jener Frevler) Thun iſt Sünde, Sünd' in ihre Rede,
Sünd' auf dem Blatte, das ſie umgeſchlagen,
Und auf dem Blatt von heute Sünde, Sünde!

Nur fortgeſchrieen, getreuer Eckart, eine gute Lunze iſt was werth in dieſen Zeitläuften!

uns auch in ihrer Umgebung noch ein wenig umsehen. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.“

Auf der ersten Seite nun ist Folgendes zu lesen (von einem der Mitherausgeber, dem Herrn Professor der Theologie, Karl Rud. Hagenbach): die Kunde vom Hamburger Brande —

> Brüder, auch im Schweizerbunde
> Ward sie laut, im Vaterlande. (ἐπὶ ἐξοχήν)
> Alle hören's, alle staunen,
> **Stille stehet der Verstand!**

Hier könnten wir eigentlich aufhören: denn dazu ist rein gar Nichts mehr zu sagen. Der Brand von Hamburg ist ein großes, ein Nationalunglück. Aber die Verheerungen, die er auf entfernte Meilen mit angerichtet hat, kommen uns jetzt erst zu Ohren. Einem Basler Professor ist darüber der Verstand still gestanden. Bei allem Unglück doch noch ein Glück: es ist dieses Stillestehen des Verstandes wenigstens ein klarer Beweis, daß Verstand einmal — da war.

Aber mit diesem „stillgestandnen Verstand“, mit dieser ruinirten Drehorgel wollt ihr nun herumgehen und singen, und den Ertrag von gutmüthigen Zuhörern den Hamburgern zum Christtag bescheeren? — Es ist unerhört.

Und mit diesem stillgestandnen Verstand dozirt man sogar vom theologischen Katheder? — Nun ja; der Herr Professor gesteht übrigens offen S. 292:

> Ist eine Handvoll nur auch meiner Schüler Zahl,
> Die Zahl, sie steht dermal ja nicht in eig'ner Wahl! —

Aber diese wenigen Schüler müssen sich dann nur um so mehr in dem Verstandesstillstand perfektioniren: er wird sogar in Verse gebracht. Dies zeigen die schülerhaften Verse, mit denen das Buch ausgestopft ist. Mitleid erregend — wenn auch nicht für Hamburg — ist z. B. folgendes thränenwerthe Lied:

Eine Frage.

> Es ist mir heut so bang und schwer,
> Warum? Das weiß ich nicht;
> Die Welt scheint mir so trüb und leer,
> Und nirgends seh' ich Licht.
>
> Ich habe Alles, was ich will,
> Und was mein Herz begehrt,
> Es schweigen meine Wünsche still
> Mir ward so reich bescheert!

Die muntern Freunde winken mir,
Zu ihren frohen Reih'n;
Doch ach, ich kann ja Nichts dafür,
Ich kann nicht heiter sein.

Ich möchte wissen, was mir fehlt,
Und mich so traurig macht?
Warum mein Herz sich härmt und quält
Und nicht, wie sonst, lacht?

Vergebens spähʼ ich überall,
Ich finde keinen Grund,
Warum das Leben mir zur Qual,
Warum mein Herz so wund?

O sagt es mir, ihr lieben Leut',
Ob ihr vielleicht es wißt:
Warum so große Traurigkeit
In meinem Herzen ist?

Gustav Stabelin.

Thränen fließen um und um
Von dem armen Publikum.

Scharfenmeier.

Doch fassen wir uns, lieber Junge! — Es ist wirklich der Mühe werth, herauszubringen, warum Sie so unbeschreiblich melancholisch sind. — Sie, Herr Professor, wissen es gewiß: Sie kennen den Dichter von der traurigen Gestalt näher, Sie haben ihn ja eingeführt. Der Herr Professor legt den Finger erst an die Nase, dann an die Stirne und murmelt:

Stille stehet der Verstand! —

Der Verstand, ja; aber der Mund nicht, Ihnen nicht, frommer Stabiler! (Dies Wort ist nur Uebersetzung Ihres so ganz deutschen Ausdrucks.) Denn Ihr „Vergnügliches," eine lange Reihe von gedankenlosen Alexandrinern, gibt in so redseliger Prosa uns Auskunft über Ihr Dichten und Trachten, daß man Sie nun kennt, wie seine eigene Rocktasche. — Mit liebenswürdiger Naivetät, die uns zu einem verbindlichen Bückling und „Nicht doch" hinreißen soll, sagt Er.:

Ein Dichter bin ich nicht, das will ich frei bekennen.

Wäre diese Bescheidenheit nicht eine Lüge, so müßte sie sich doch wohl nicht

nur in Phrasen, auch in Werken, d. h. in diesem Fall, in keinen Werken, die Poesie sein wollen, kund geben. — Und wie hilft sich nun ein Mann, der weiß, daß er kein Dichter ist, und der doch das Versmachen nicht lassen kann, so wenig als der Kapitän das Fluchen? Hören wir ihn selbst:

So treib' ich's harmlos fort, und was ich bringen kann,
Das bring' ich, nimmt er's an, geruhig an den Mann,
Und wo's der Mann nicht will, versuch' ich's bei den Frauen,
Nachdem ich's mitgetheilt der eignen im Vertrauen.

Ach, wie häuslich, bürgerlich wird Einem da zu Muth! Ein ächtdeutsches, poetisches Stillleben!

Dann macht sich's weiter Bahn (mit Hülfe der Frauen) und kommt so weit herum,
Als eben reichen soll und mag mein Publikum.

Ein ferneres Mittel, den Kreis seines Publikums sich zu erweitern und sich als Dichter in die Literatur einzuschwärzen, sind auch noch solche Weihnachtsgaben, bei denen, indem man sogenannte Opfer auf den Altar des Vaterlands legt, der Altar der Schriftstellereitelkeit, wie man sich schmeichelt, auch nicht ganz leer ausgeht. Diese Hoffnung spricht das Vorwort ganz unverhohlen aus:

Dreimal eigner Noth zu dienen,
Zu die Weihnachtsgab' erschienen,
Und zum vierten hat sie jetzt
Sich ein weiter Ziel gesetzt:
Weiter als die Küste hallen
Eurer Berge, soll jetzt schallen
Unser Lied!

Hoff', was helfen mag! — Wir denken aber, dieses scheinbar höchst politische Mittel wird nicht helfen.

Dritter Mann und Pfänderspiel
Wollen nicht verfangen.

Es ist eine spröde Dame, die öffentliche Meinung! Sie wird auch dadurch sich nicht zu Gunsten dieser Basler Unpoesie umstimmen lassen, daß sie sich herausnimmt, der deutschen Philosophie ein Kapitel zu lesen. Der Verf. versichert:

Mit der Philosophie steh' ich auf eignem Fuße.

Der Reimer dieser Verse, unser Stabiler, steht auf gar keinem mit ihr, weder auf einem krummen, noch geraden. Spricht er doch von ihr, wie der Blinde von der Farbe:

Iſt das Philoſophie, die im geſchwornen Gruße
Des Zunft- und Schulſyſtems mit Phraſen um ſich ſchmeißt (!),
Und, ſtimmt man ihr nicht bei, im Raſen um ſich beißt,
Iſt das Philoſophie, die von dem Sternenthrone
Den Schöpfer reißt, und ſich aufſetzt die Sternenkrone,
Die, was ihr jenſeits liegt, als leeren Traum verhöhnt,
Sich diesſeits mit dem Fleiſch und leeren Schaum verſöhnt,
Die Gott zum Spotte macht, und d'rauf den Spott zum Gotte,
Ja, dieſer bleib' ich fern und ihrer Prieſterrotte.

Bekehren zur Philoſophie den ſtillgeſtandenen Verſtand? — wem könnte das einfallen? Bleib' er nur immer fern, und „lebe er

vergnügt in ſeinem Gott,
Und trag' als Philoſoph der Philoſophen Spott!

Auch

„Auf Politik hab' ich mich niemals groß verſtanden;
Am liebſten weil' ich da, wo Fried' iſt in den Landen."

An der Freiheit vergnügt er ſich höchſtens der Abwechslung zu Liebe.

„Wenn mich verſtimmen will die Meinungeinerleiheit."

Seine Vaterlandsliebe geht nur auf's Alte:

„Vergnügen will ich mich, ſo lang' die Berge halten,
An dir, mein Vaterland, dem freien und dem alten."

Das iſt wohl der Kanton Baſel-Stadt im Gegenſatz gegen Baſel-Landſchaft, die alterſchwache Schweiz gegenüber der ſich verjüngenden, die demokratiſche gegenüber der ariſtokratiſchen. — Doch iſt es ſchon mehr als zu viel geſprochen über dieſen literariſchen Schund. Wir hätten gern darüber geſchwiegen, wenn es nicht unſere feſte Ueberzeugung wäre: So lange man das Schlechte exiſtiren läßt, ſo lange nicht Jeder das Seine thut, um es mit Stumpf und Stil auszurotten, kann das Gute nicht aufkommen. Und vollends, wenn das Schlechte unter der phariſäiſchen Maske der Wohlthätigkeit auftritt — „Füchslein, Füchslein, verderbet nicht den Weinberg des Herrn" — oder wir ſtreifen euch den Balg über die Ohren.

Sollen wir auch von den übrigen Mediokritäten, ja Nullen dieſes Almanachs reden? Gott behüte! Ein Balthaſar Reber, der darin ſich beſonders breit macht, begegnet uns ſo eben wieder auf dem Titel eines Bändchens Zeitgedichte; die Firma iſt: Wackernagel und Reber; die Waaren, die dieſes Haus liefert, werden wir nächſtens muſtern.

Zum Schluß noch ein Wort des Ernſtes. Geſtehen wir uns nur: es iſt ein- für allemal aus mit der Poeſie des Friedens, der Roſen- und Veilchenspoeſie. Man verweiſt das „Ewigweibliche" an den Rocken, in die Küche, damit es etwas Nützliches ſchaffe, Leinwand und Charpie für die

verwundeten, gesunde Kost für die siegesfrohen, hungrigen Streiter. Die Poesie zieht, wie die Jungfrau von Orleans, jetzt den Harnisch an, die Schülerin umgürtet sich mit Erz, denn Gottes Stimme, des Volkes Stimme ist an ihr Ohr gedrungen und hat sie aus ihren schönen Träumen aufgeschreckt, und sie wird eher im Panzer sterben, als ihn niederlegen. Seit die Poesie Männertracht umgethan und ins Feuer geht, ist freilich der Hain verödet; die zierlichen Beete im Garten der Romantik liegen zertreten, und statt der zum Balkon hinaufschmachtenden Töne der Guitarre, statt des melancholischen Waldhorns vernimmt man schmetternde Trommetenstöße, die das Gezwitscher und Geklingel der süßen Galans überschreien. Aber auch die Fanfaren sind Musik, auch der Krieg ist Poesie. Geh' in ein Kloster, Mädchen! Wem sein Behagen lieber ist, als das Fechten mit den bösen Geistern unter dem Himmel, der setze sich hinter den Ofen, der rette sich in den Schoß der allein selig machenden Kirche; hier ist Ruhe, hier ist die Ruhe des Grabes.

Doch nein, auch hier soll es euch nicht so gut werden, ruhig zu dämmern; auch an die Klosterpforten schlägt der Hammer der Zeit, bis sie zerspringen, bis die Gräber ihre Todten wiedergeben. Bis in den Schoß der Alles verschlingenden, Licht und Luft vermaurenden Kirche, bis an die Thore der geistlichen Bastille ist die Kriegshymne des neuen Geistes gedrungen. Machet die Thore auf, oder —

L. S.

Politiſche Afterpoeſie.

Zeitgedichte von W. Wackernagel und B. Reber. Baſel, Schweighäuſer, 1843.

So eben leſe ich einen Aufſatz in der Augsburgerin mit der empörenden Ueberſchrift: „Ueber die Möglichkeit der Poeſie in unſerer Zeit.“ Empörend? — Doch nicht ſo ſehr. Ueber die Möglichkeit der Philoſophie — das wäre was anders, oder der Vernunft, oder — der Unvernunft. Alles iſt in Frage geſtellt; warum ſoll es die Poeſie nicht auch werden können? Was einmal da geweſen, kann nie wieder verſchwinden: dies iſt ein Satz, der nicht mehr abſolute Geltung hat, ſonſt müßte der Kampf gegen das Geweſene, das immer noch nicht verweſen will, weil es von hohen und heiligen Händen immer wieder friſch einbalſamirt wird, zur Verzweiflung führen. Die Frage nach der Möglichkeit der Poeſie „kann alſo möglicherweiſe, wenn auch nur relativ, eine aufzuwerfende Frage“ ſein, obwohl ſie an ſich ein Hohn auf die Poeſie ſelbſt und die Menſchheit iſt. Aber eben dieſes iſt ja oft auch das Gemächte, was ſich Poeſie nennt. Die romantiſche Poeſie iſt ſo herunter gekommen, daß ſie, ihrer äſthetiſchen Seite nach, kaum mehr einen Gegner findet. Die Poeſie der Wirklichkeit aber, die Zeitpoeſie — wir haben geſehen, welch' ein ekler Schweif von Nachzüglern ſich ihr anhängt, der die Frage zu einer erlaubten macht: iſt ferner noch Poeſie möglich, wenn der unpoetiſche, verſifizirte Lärm ſo toll, ſo gemein wird, daß die Vorſänger ſich ſchämen müſſen, einer ſolchen Gemeinde von Miſtfinken den Ton angegeben zu haben. Es geht in der Literatur oft, wie in einer langweiligen Geſellſchaft: die banalen Phraſen und Geſpräche ſind abgethan, Niemand weiß mehr, der Konverſation eine neue Wendung zu geben, Jeder ſieht den Andern mit offenem Mund in ſtummer Verzweiflung an: wir geiſtreichen Leute, denkt Jeder im Stillen, ſollten wirklich keine vernünftige Unterhaltung mehr auf die Beine zu bringen wiſſen?

Doch, Einer, der in der Ecke schon den ganzen Abend still gesessen, er flüstert seinem Nachbar was ins Ohr, alle Köpfe recken sich nach jener Seite hin, der flüsternde Kopf zieht sich aber wieder zurück, und — es geht abermals der Engel der Langeweile durch die Stube. Endlich singt Einer ein innig Lied vor sich hin und spielt mit dem Messer den Takt dazu auf dem Tisch, siehe, da singt und zwitschert und pfeift und trommelt die ganze ehrenwerthe Gesellschaft ein Durcheinander von Stimmen, daß Keiner seinen eigenen Ton hört, viel weniger den des Andern. So peinlich der Anblick der stummen Statisten war, so verwirrend, betäubend, unerquicklich ist nun das Gurgeln und Pipsen der Aufgeregten. Endlich dringt ein kräftiger Männerbaß durch und singt Solo, daß es eine Freude ist; der Knäuel entwirrt sich, man fängt an zu hören, Einer nach dem Andern singt, und Keiner will dem Ersten nachstehen. So wird der Abend doch noch etwas mehr als leidlich. Man sieht welche, die dem König des Abends um den Hals fallen und ihm gerührt danken, daß er den Teufel, der stumm war, aus dem Leib der Gesellschaft ausgetrieben. Aber was ists am Ende? sie gehen heim und verschlafen Langeweile und Genuß, und die schwellende, hinreißende Männerstimme, die von Allem sang, was eine Menschenbrust durchglüht, findet nun — höchstens formelle, ästhetische Würdigung. Einer bemerkt vielleicht seinem Nachbar: hörten du's nicht — diese kräftige, Mark und Bein durchdringende Stimme — klang sie nicht wie das Sausen einer Klinge über einem Verbrecherhaupte? — Ja, so klang es, meint der Andere, ein Preuße; aber still davon, sein Name darf in guter Gesellschaft nicht mehr genannt werden: du hast den Inhalt seines Liedes gestern ganz überhört; ich selbst bin mir heute erst, wo ich den augenblicklichen Taumel ausgeschlafen, ganz klar darüber geworden — du, Freundchen, ich sag' dir, sein Lied war gereimter Hochverrath, von einem Königsmörder in Musik gesetzt. — Der Andere murmelt in den Bart:

Mir wird von Alle dem so dumm,
Als ging mir ein Zweilligrath im Kopf herum.

Und wäre nur die Sache damit abgethan; aber den andern Abend kommt man wieder zusammen. Die Gesellschaft ist — ganz im Stillen — darüber einig geworden: der Männerbaß von gestern — darf sich nicht wieder hören lassen, die Langeweile von gestern wollen wir auch nicht wieder, es muß gesungen werden: was nun? Guter Mond — Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben — Vom hoh'n Olymp herab — man probirt allerlei, aber Nichts will einschlagen. Adieu, adieu! Es geht nicht anders, man geräth wieder in die Melodie von gestern hinein: Freiheit, die ich meine! — das gefällt schon eher; „Sie sollen" — nein! ja, Sie sollen — schweigen! — Gott, wer macht's den Leuten recht?

Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen, —

ach, und noch unendlich viel mehr gehört. — Ich hab's, flüstert endlich ein alter, noch von der Burschenschaftszeit her etwas grüner, wenn auch stark in den Pietismus schillernder Professor einem jüngern Verehrer und Schüler ins Ohr — ich hab's; wissen Sie was: wir singen ein Duett, Variationen über die Melodie von gestern; wir lassen das Lied des Hochverräthers nur so ein Bischen durchklingen; Sie wissen — doch nein, wir gehen ja nicht ins Theater — gleichviel, Sie wissen, welchen Effekt der Choral in den Hugenotten macht, der über — überall durchgehört wird, — ich denke — haben Sie nicht auch einen Gedanken, mein Lieber? — o ja doch, ich verstehe. — Nun denn, wir verstehen uns und — unsre Leute; und wir werden doch auch nicht dümmer sein, als der pfiffige Jude? — Gesagt, gethan! Die zwei führen das Duett auf. Ich verließ die Gesellschaft, ohne den Applaus, auf den man zu sicher gerechnet hatte, als daß er hätte ausbleiben dürfen, abzuwarten.

Die Variationen sind seitdem gedruckt heraus, und werden jetzt von den Basler Missionszöglingen eingeübt, um mit dem anglikanischen Christenthum auch etwas Zeitpoesie in die andere Welt, d. h. unter das Heidenpack zu bringen, — goldene Aepfel in silberner Schale? — das nun eben nicht, aber sauber, appetitlich aussehende Aepfel vom Baum der Zeit, nur leider — vom Wurm zerfressen.

Lasset uns deutlicher werden. Der Frühling ist da; an guten Tafeln gibt's schon grüne Bohnen, eine Neuigkeit, eine Seltenheit. Der gute Tropf, der Nachbar des Glücklichen, der sie seinen Gästen versetzen kann, riecht was davon, er lädt seine Brüder in Christo ein, sie sollen auch grüne Bohnen haben. Der Schelm, er weiß die eingemachten oder gedörrten so zu appretiren, daß sie ordentlich wie frische, grüne Bohnen aussehen, nur etwas gar zu grün; er schlachtet ein Lämmlen, legt's oben d'rauf — und nun komm' Einer her und sage, das seien keine grünen Bohnen mit jungem Schaffleisch, und man esse hier nicht eben so gut, ja noch besser, als beim hochmüthigen Nachbar! Denn, wer will, kann auch noch von jener köstlichen Wurst dazu haben, in der die Orthodoxie das Fleisch, Schleiermachers Theologie den Speck und Hegel'sche Philosophie das Gewürz vorstellen.

Das sind nun freilich, setzt der Theologe hinzu, der das Rezept zu dieser Wurstmasse gab, jene Mischungen, in denen das Abgestandene durch allerlei Zuthat wieder schmackhaft gemacht werden soll, welche schon Lessing so ekel, so widerstehend, so anstoßend fand.

Indessen Gott hat dermalen in der Welt seltsame Kostgänger, und auf

diese rechnen solche Kostgeber, wie Hr. Wackernagel. Daß die Allgemeine in Augsburg mit dem Manne sympathisirt, haben wir bei Besprechung der „Bettelpoesie" bemerkt; das aber träumt sich wohl kein Leser, daß das ganze System der Allerweltsrechtmacherei, das dort in Prosa, zu Fuße geht, uns hier in recht leserlichen Versen vorgeritten wird. Wem das System recht ist, dem muß auch der poetische Bettlermantel gefallen, den hier ein Teutscher und ein Schweizer, die in Einer Boutique arbeiten, angefertigt und ihm übergeworfen haben.

Wie dort dem bairischen, so wird hier dem basler Christenthum gehuldigt; hier, wie dort, wird, mit den nothwendigen Pausen, die Freiheitstrommel gerührt, aber gedämpft, wie bei einer Soldatenleiche; hier, wie dort, wird an die große Glocke der Einheit, der Nationalität geschlagen; hier wird sogar noch weiter gegangen: der König von Preußen — der vorige, wohlgemerkt; der jetzige kommt wegen seiner exorbitanten Festberedsamkeit und punischer Treue schlimm weg — wird aufgefordert, den Kaiserstuhl zu besteigen, den Oesterreich verwirkt hat. Es ließe sich der Gedanke leicht noch weiter ausführen, wie diese Zeitgedichte, genau betrachtet, nicht viel mehr sind, als die gereimte Allgemeine Zeitung. Wir heben nur noch Einen Hauptpunkt hervor, in welchem dieses Journal und diese Zeitgedichte zusammen treffen: es ist der unverhohlene Haß gegen die wahren Zeitgedichte und Zeitdichter, gegen Herwegh und seine Mitstrebenden. Dieser Haß ist fanatisch, äußert sich daher auch in roher, bäurischer Weise, ist aber um so wunderlicher, als man sich nicht scheut, den Gehaßten auszuplündern, wo es geben mag, Inhalt und Form von ihm zu borgen. Für die Polen hatte W. noch ein Herz; wer hatte es nicht? Für sein Volk hat er allerlei geistliche Moral, Trostsprüche, Bußpredigten; und wo die Zeit wirklich zum Wort zu kommen scheint, da hören wir Nachklänge von Herwegh, Hoffmann u. A., die dasselbe frischer und ehrlicher schon ausgesprochen haben. Die Sonette über die deutsche Flotte z. B., haben sie Einen neuen Gedanken, wenn es nicht der ist, England sei die junge Ente, von dem Mutterhuhn Deutschland ausgebrütet, das ihr ins Wasser nicht folgen kann? Man muß Hrn. W. hier seine eigenen Worte S. 35 ins Gedächtniß rufen:

> Er war recht hübsch, und was er sprach,
> Man hat es pünktlich aufgeschrieben.
> Doch ist der bunte Schwätzer nach
> Wie vor ein Papagei geblieben.

Ein Papagei ist ein närrisches, spaßhaftes Thier, über das man noch lachen kann. Aber die Krähe, die sich mit fremden Federn putzt, und, wenn es geschehen, auf den Adler, dem sie sie gestohlen, loszieht — das

iſt ein Geſchöpf, das von Freund und Feind zurückgeſtoßen wird. Ein Paar Pröbchen:

W. begrüßt den in Preußen Unausſprechlichen alſo:

Ritter Georg, dich ſelber möcht' ich fragen,
Mir bleibt es unklar; bitte, ſag' es klärlich,
Wornach dein Herz begehrt ſo hochſt begehrlich
Und was denn kommen ſoll nach dieſen Tagen?
„Ein Kaiſer, hoch auf deutſchem Schild getragen."
Da paßt dein vive la république ſchwerlich,
„Verbrüderung mit Frankreich, treu und ehrlich."
Wie? Schrie'ſt du nicht: Nur Frankreich losgeſchlagen?
Dir ſelbſt aufs Maul geſchlagen hast du, Lieber!
Und rechn' ich ab, ſo bleibt am letzten Rande
Kein groß und ſchmeichelhaft Summa Summarum:
Im beſten Fall ein hitzig Nervenfieber,
Darin du phantaſirſt von Mord und Brande,
In ſchöner Vers' und Proſa Lirum Larum.

Wer ſieht hier nicht in ſchlechter „Vers' und Proſa Lirum Larum" die getreue Ueberſetzung der berüchtigten Herweghartikel der Allgemeinen Zeitung mit Benutzung der Literariſchen? — Armer Herwegh! Als du vor einigen Tagen hier durchzogſt, im Begriffe, dem ſchönen Süden zuzuwandern, ach! hätt' ich gewußt, daß du das hitzige Fieber haſt, ich hätte dir ernſtlich abgerathen, unſer kühlendes Klima zu verlaſſen; und deine ſchweigſame Bonhomie, deine heitere Laune, dein gutmüthiger Humor! — wie waren doch meine Augen gehalten, daß ſie nicht ſahen, wie das eitel fieberhaftes Phantaſiren war! Und dein ſcharfes, klares, durchdringendes Auge — wie konnt' ich ahnen, daß es der Spiegel einer von abſurden Widerſprüchen hin und her geriſſenen Seele ſei? —

Aber ich werde doch wohl meinen Augen und Ohren noch trauen dürfen; die ſagen mir ſo viel: Es gibt Kranke, die jeden Geſunden mit giftigem Neid anſehen; es gibt verbrannte Köpfe, die überall Brand riechen, Haſelhänſe, die jeden Ton aus freier Bruſt für Verrücktheit erklären:

Und eben jetzo geht im beſten Schwange
Von Buben ächt nach Bettelart betrieben,
Ein zänkiſch zahnlos hitziges Gefaſel. (S. 116.)

In dem Sonett XXIX kulminirt die Gemeinheit. Schändlicheres hat noch kein deutſcher Dichter gegen andere geſchrieben:

Nicht klopfen dürft ihr an der Heimath Thoren;
Wer wollte ſelbſt ſich dem Profoſen zeigen? u. ſ. w.

Der Leipziger Literatenverein, der dem König von Würtemberg für

seine wahrhaft königliche That dankte, wird ohne Zweifel Herrn W. ein Diplom als Ehrenmitglied schicken; wo nicht, so wird ihn doch ganz gewiß als den Übrigen anerkennen — die Bande der Zeitungsschreiber, die nach dem verruchten Briefe und dessen Folgen noch, nicht wie Ein Mann, sondern wie Ein Bube erhob, und „Jetermordio über den Frechen schrie, der in so hoher Gegend, wo so leicht Lawinen stürzen, ein Wort gewagt, bei dem ihnen eine Gänsehaut über den ganzen Leichnam lief.

W. selbst sagt S. 124:

Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Buben.

Er hat mit diesem Worte sich und seine Gesellen sammt und sonders gerichtet.

Einen Spaß kann ich aber doch meinen Lesern nicht vorenthalten. In meiner Kritik der neuern Gedichte von Wackernagel, die im vorigen Jahre im „Deutschen Boten" stand, hatte ich rühmend den Vers erwähnt:

Was da lebt, hat auch sein Recht,
Und sein Recht das Neue:
Besser doch ein Hund, der lebt,
Als ein todter Leue.

Der Gedanke ist natürlich nicht von W., sondern nach Pred. Sal. IX. 4 gereimt. Ein Leb, wie das im D. B., mußte ihm bedenklich, gefährlich scheinen. Er hebt also den wackern Vers mit zwei andern Hunden tobt, wieder mit biblischer Anspielung (er macht, scheint's, seine Reime mit der Konkordanz in der Hand): — Als ein todter Leue: —

Nicht so ganz! ich weiß den Fall (Jud. XIV, 14),
Wo in schönster Weise (nämlich aus dem Aas)
Süßigkeit vom Starken ging,
Von dem Fresser Speise.
Doch von Hunden duftet's nie
Honigfaß zur Hehe;
Da vernimmst und spürst du nur
Staub, Gebell und Flöhe.

Herr, merken Sie nicht, wie Sie sich selbst „aufs Maul schlagen"?

Soll ich noch reden von den mehr oder minder versteckten Angriffen dieses christlich liebevollen Freiheitssängers auf Prutz, auf den Verf. des deutschen Michels u. A.? Kein Wort mehr über einen, einst gern gehörten Poeten, der eifriger, als Mancher um seines Volkes Liebe, um seine Verachtung buhlt.

Dieser Mann ist eine Pension werth!

Wie ich den zweiten Theil der Zeitgedichte ansehe, finde ich meine ganze

gute Laune wieder. Das Erſte, was ich erblicke, iſt — ein Motto von Herwegh. Der Mann, der die Widerſprüche haßt, wie die Sünde, läßt ſolche ſchreiende Diſſonanzen in ſeinem Buche zu? — Es iſt zum Lachen. Und nun das erſte Gedicht von Balthaſar Reber: „Deutſchland und die Schweiz“: **risum teneatis amici!**

Ich frag' euch, deutſchen Brüder, alle,
Kommt, ſchaut auch unſre Freiheit an!
Ob hier der Freiheit Strom nicht walle
Frei, wie er immer wallen kann?
O wenn ihr Deutſchen das errungen:
Fürwahr, im Sturm des Jubelſangs
Lobpreiſtet ihr mit Feuerzungen,
Schlügt jauchzend euren Zorn ans Kreuz.

Sie, sie! und noch einmal sie! — Gleich hintendrein bekommen die ſchweizeriſchen Radikalen, die mit dieſer neidwürdigen, abſoluten Freiheit nicht zufrieden ſind, eine tüchtige Maulſchelle. — Ein Gedicht: „Die Straußen“, das anfängt:

Das Chriſtenthum, ihr möchtet's ſtürzen,

belehrt uns dumme Deutſche und Schweizer, daß wir das Chriſtenthum nur deßwegen ſtürzen wollen, weil wir fürchten, die Welt möchte dadurch frei werden.

Wißt ihr, warum ſo übermächtig
Die Welt ſich nach der Freiheit drängt?

Warum denn? Hans, deine Gründe!

Nur, weil der Ohrillenglaube prächtig
Als Held die Feſſeln hat geſprengt!

Der Grund war mir etwas unklar, bis ich an das Gedicht kam: „Der Vorort“ (par excellence):

Mein Zürcher Volk, das nenn' ich brav,
Du Brudervolk zum Küſſen! —

Ach, ſo ein chriſtliches Emeutchen! Wenn wir ſo eins in Baſel zu Stande brächten, oder in der übrigen Welt — es wäre zum Küſſen! — Und doch, was bliebe noch zu wünſchen im Lande, wo man ſingen kann:

Wir ſind die Freien! hor's alle Welt:
Wir ſind die Schweizer, die Rechten.
Und wer es mit uns nicht von Herzen hält,
Den werfen wir zu den Schlechten.

Ha, ha, die „ſchlechte Preſſe“ auch hier zu Land! —

Ihr rollt wie die Lawinen fort,
Gleich Strömen wir.

Iſt das dieſelbe, langſam grämende, waſſerblaue Seele, die nachher von ſich rühmt:

Scheu bin ich ſonſt; doch beim Gedanken:
Mein liebes Vaterland will wanken,
Da kriecht in mir der Löwe los!

Guter Freund, ihr habt euch ſonſt verrathen; wir wiſſen, wer in der Löwenhaut ſteckt!

Noch etwas: wißt ihr auch, wer zur Hegemonie in Europa (ſie nennt Reben Genossen Europas blödes Rind", S. 136) berufen iſt?

Mein Vaterwort der Völkerherden,
Europa's Hirte ſoll es werden,
Zu leiten in der Freiheit Schoß.

Wir Deutſchen bekommen übrigens auch unſre Elogen, obwohl mit „wenn" und mit „aber" verbrämt. Frankreich aber — das taugt rein gar Nichts, höchſtens zum Todſchlagen:

Sein Herz iſt ein Vulkan, ein Feuerkrieger,
Kann nur Tyrann ſein oder Freiheitstiger.

Woher dieſe Vorliebe für Deutſchland, dieſe Franzoſenfreſſerei bei dem Bader? Frankreich iſt katholiſch oder atheiſtiſch, die Deutſchen aber ſind in der Regel gute Chriſten: Deutſchland,

Ja, du biſt treu: nicht Aar allein, auch Taube;
Dein Schild, es iſt der reine Chriſtenglaube; —
Du eine Heldin, nicht ein Donnerheld, u. ſ. w.

Deutſchland, du biſt ein Weib, und ein Weib iſt und bleibt ein Weib, und wär's die Jungfrau von Orleans. Faß dir ja nie einfallen, ein „Donnerheld" werden zu wollen und in Stahl zu hüllen deine zarte Bruſt! Dulde, dulde, und vergiß deine Mannheit.

Wenn, Deutſchland, du willſt auf den Schauplatz treten,
Wenn du der Freiheit Palme willſt erringen, u. ſ. w.

überhaupt, wenn noch was aus dir werden ſoll,

Dann, Deutſchland, mußt du vor dem Kreuze knieen!

Deutſchland wird der Schweiz für dieſen guten Rath dankbar ſein und — ſich's überlegen —

Ludwig Seeger.

Philoſophie der That *).

Vom Verfaſſer der Unſterblichkeit.

Von der Karteſiſchen Philoſophie iſt nur das erſte Wort wahr; er konnte nicht **cogito ergo sum**, ſondern nur **cogito** ſagen. Das Erſte (und Letzte), was ich erkenne, iſt eben meine Geiſtesthat, mein Erkennen. Der Geiſt, das zum Selbſtbewußtſein erwachte Leben, konſtatirt ſeine Sichſelbſtgleichheit oder Identität durch das Denken des Denkens. — Alles weitere Erkennen iſt nur eine Explikation dieſer Idee, der Idee par excellence. Ich weiß, daß ich denke, daß ich geiſtig thätig bin oder, da es keine andere Thätigkeit gibt, daß ich thätig bin, nicht aber, daß ich bin. Nicht das Sein, ſondern die That iſt das Erſte und Letzte. — Gehen wir zur Explikation dieſes Aktes, ſo finden wir dreierlei: ein Denkendes, ein Gedachtes, und die Identität Beider, das Ich. „Ich denke" heißt: Ich ſtellt ſich (oder ſetzt ſich) ſich ſelber vor, als ein Anderes, kommt aber durch die Aufhebung dieſer Reflexion wieder zu ſich, nachdem es gleichſam durch die Entdeckung ſeines eignen Lebens im Spiegel außer ſich gekommen. Es ſieht ein, daß das Spiegelbild ſein eignes iſt. — Das Erwachen des Lebens zum Selbſtbewußtſein iſt ein komplizirter Akt. Das einfache Ichſagen konſtatirt keine Identität. Wer da ſagt: Ich bin Ich, oder: Ich weiß, daß ich bin, der weiß Nichts, der glaubt nur an einen mathematiſchen Punkt, der ſieht in's Schwarze, ſieht nur, was nicht wirklich, nämlich den Unterſchied des Denkenden vom Gedachten, des Subjektes vom Objekte, nicht deren Identität. Das einfache Ich, das Denkende im Unterſchiede vom Gedachten, iſt leer, hat keinen Inhalt; es iſt keine Raiſon drin, in dieſem Ichſagen; es iſt hohl, kein **moi raisonné**, kein Gedachtes, ſondern ein Geglaubtes. Erſt das

*) Aus der Einleitung zu einem ſpäter erſcheinenden, großen Werke.

„Ich denke" konstatirt Etwas, die Sichselbstgleichheit des Einen im Andern. Was der Ichsager glaubt, das Ich, die Identität, wird hier zum begriffenen Inhalt der That — wogegen sich hier der mathematische Punkt, das schwarze Nichts, das sich Sein nennt, als der mitten in seiner Thätigkeit fixirte, erstarrte Akt des Selbstbewußtseins zeigt. Wird nämlich dieser Akt nur halb vollzogen, das Denkende im Unterschiede von sich, dem Gedachten, fest gehalten, so rennt der Geist seinen Kopf wider die Mauer, wider die Schranke, die er geschaffen und nicht durchbrochen; er verrennt sich in eine Sackgasse. Die That erstarrt. Die Brücke, der steile Uebergang vom Denkenden zum Gedachten, ist abgebrochen, die Lebensarterie unterbunden. Das lebendige Werden wird todtes Sein und das Selbstbewußtsein zum theologischen Bewußtsein, das sich nun einen Uebergang aus dem schwarzen Nichts zum blauen Sein vorlügen muß. Das Schattenreich hebt an. Alles Gedachte ist nur noch sein Schatten, wie andrerseits das Denkende zum lichtlosen Punkte zusammenschrumpft. Das wirkliche Leben, das lebendige Ich, die selbstbewußte Identität, erscheint nun, wo Denkendes und Gedachtes getrennt sind, außerhalb Beider; es ist das Unerkannte, aber Geahnte oder Geglaubte. Dieses äußerlich vorgestellte Leben ist eine leere Reflexion des leeren Ichs, der Schatten eines Schatten, der theologische Gott, das „ewig Seiende", der „absolute Sein", u. s. w.

Das selbstbewußte Ich, von dem alle Philosophie ausgehen muß, weil das „Ich denke" eben so sehr unbeweisbar, wie über allen Beweis erhaben (da der Zweifel daran ebenfalls ein Akt des Denkens ist), dieses moi raisonnè des Kartesius ist also keineswegs ein Beweis für das abstrakte Sein, sondern nur s Denken, nur die Geistesthat. Das „Ich denke" hat sich uns als die That gezeigt, die drei Momente in sich hat, welche zusammen das Ich bilden, und welches Letztere eben deshalb kein Sein, weder ein denkendes, noch ein gedachtes, sondern die Vollziehung eines Aktes ist: die Bewegung des sich auf sich als ein Anderes beziehenden oder sich von sich unterscheidenden, aber in diesem Sichandereswerden oder Sichunterscheiden seine Sichselbstgleichheit erkennenden Lebens. — Das Ich ist mithin nicht etwas Ruhendes oder Bleibendes, wie die Ichsager meinen, sondern im Wechsel, in steter Bewegung, wie das Leben, bevor es zum Selbstbewußtsein erwacht ist, ebenfalls in stetem Wechsel. Wie die „Weltkörper", so wie Alles, was wir wachsen und sich bewegen sehen, ist auch der Mensch, und zwar nicht etwa blos der sinnliche, sondern auch der geistige Theil desselben, sein Selbstbewußtsein, in stetem Wechsel, in einer sich stets ändernden Thätigkeit. Bleibend ist nur diese Thätigkeit selber oder das Leben. Nothwendig ist die stete Veränderung des Ich, weil es nur Ich ist dadurch, daß es sich ein Anderes wird, d. h., sich bestimmt, beschränkt, und in diesem Sichandereswerden

werden oder Sichbeſchränken ſeine Sichſelbſtgleichheit oder freie Selbſtbeſtimmung erkennt. Ohne dieſen Akt iſt es kein wirkliches Ich, keine Identität, ſondern entweder ſeiner eignen That unbewußt (unſchuldiges, natürliches Leben), oder im Zwieſpalte mit ſich ſelbſt, ein zerriſſener Lebensfaden, eine unterbrochene Linie, ein ſchwarzes Nichts. — Die Reflexion iſt die Parze, die mit der Scheere des Verſtandes den kontinuirlichen Lebensfaden durchſchneidet, die Bewegung unterbricht, den Athemzug erſtickt. Ich iſt eine Geiſtesthat, eine Idee, welche nur im Wechſel zu begreifen. Ueber dem Wechſel ſteht nur das Geſetz, welches demſelben die Bewegung bedingt. Der Geiſt erkennt dieſes Geſetz durch die Erkenntniß ſeines Lebens. Indem er ſich, ſeine eigne Thätigkeit erkennt, ſo erkennt er alle Thätigkeit, alles Leben, mit derſelben Gewißheit. Leben iſt Thätigkeit. Thätigkeit aber iſt Herſtellung einer Identität durch Setzen und Aufheben ſeines Gegentheils, Erzeugung ſeines Gleichen, ſeiner Sichſelbſtgleichheit, durch den Durchbruch der Schranke, in welcher Ich Nichtich. Thätigkeit iſt, mit Einem Worte, Selbſterzeugung — deren Geſetz der Geiſt durch ſeine eigne Selbſterzeugung erkennt.

Der Wechſel, die Verſchiedenheit des Lebens, kann nicht als ein Wechſel des Geſetzes der Thätigkeit, als objektiv verſchiedenes Leben, ſondern nur als eine Verſchiedenheit des Selbſtbewußtſeins begriffen werden. — Die Reflexion, die Alles auf den Kopf ſtellt, ſagt umgekehrt: „das objektive Leben iſt verſchieden, das Ich ſtets daſſelbe.“ Sie erfaßt das, was Wechſel des Ichs, des Selbſtbewußtſeins iſt, als einen Wechſel des vom Ich vorgeſtellten Andern (welches es ſelbſt iſt); alle ihre Vorſtellungen werden ihr zu objektivem Leben, das denn freilich ſehr verſchieden, in jedem Momente ein Anderes, weil eben das Ich ſich in jedem Momente ein Anderes wird, weil das Selbſtbewußtſein eine kontinuirliche Kette von Vorſtellungen, weil die Idee, die Eine Geiſtesthat, nichts Fixes iſt, ſondern Bewegung, Erregung, auf- und abſteigt vom niedrigſten Selbſtbewußtſein (welches dieſen Namen im gewöhnlichen Sinne freilich noch nicht verdient) bis zum höchſten oder klarſten, und eben ſo umgekehrt. Die verſchiedenen Arten oder Erregungen des Selbſtbewußtſeins, welche ſich in der Zeit als verſchiedene Momente, Stufen, Schichten, Geſchichten — im Raume als verſchiedene Exemplare oder Naturen darſtellen, ſind wirklich das Produkt einer und derſelben Thätigkeit, die das Selbſtbewußtſein am Ende als ſeine eigne erkennt. — Aber die Reflexion, die Thätigkeit, die nie zu ihrer Sichſelbſtgleichheit kommen kann, ſieht überall das Gegentheil der Wirklichkeit. So erſcheint ihr denn auch das objektive Leben verſchieden, das Ich aber (von dem ſie nichts weiß, das ſie nur glaubt) als das Bleibende, Unſterbliche!

Aus jeder beſtimmten Idee, aus jeder Stufe des Selbſtbewußtſeins

folgt nothwendig ihr Gegentheil, ihr **Gleiches als Anderes**, und zwar so lange, bis sich die bestimmte Idee **explizirt** hat, d. h., jedes Wesen verdorrelt sich, bis es erschöpft ist, schaft so lange, lebt so lange, ist so lange thätig, bis es sich ausgewirkt. Dann ist die Zeit dieser bestimmten Idee, dieses bestimmten Ichs, eben zu Ende. — „Nein", sagt die Reflexion, „dann fängt's erst recht zu leben an!" — Der Geist, der sich nirgend selbst im Leben fand, der, wenn er sein Bild im Lebensspiegel schaute, den Kindern Äsops gleich seinen Kopf hinter diesen Spiegel steckte, um zu sehen, ob was dahinter ist, und dort natürlich stets das leere, schwarze Nichts fand — dieser Geist, der, nachdem er sich selbst erzeugt, reflektirt, explizirt hat, in seinem Andern nicht sich, sondern ein von ihm wirklich Verschiedenes zu erblicken glaubte — der mithin überall Schranke, Negation, Nichtigkeit erblickte — steckt auch zuletzt noch seinen Kopf hinter den Lebensspiegel, um dort zu suchen, was er in sich hätte suchen und finden müssen. — Der arme Teufel, der stets verneint, aber nie zur Negation der Negation, zum Durchbruch der Schranke kommt, der eine Pupille hat, die Alles auf den Kopf stellt, aber keinen Schnerv, der den Gegenständen wieder auf die Beine hilft, reißt mit ungeschickter Hand die Wurzel, die verborgene Basis des Lebensbaumes, aus dem Boden und gibt sie den Lüften preis, während er die Wipfel in die Erde senkt und der Fäulniß überliefert. Nachdem er seine That entgeistet, zum Körper, zum todten Kadaver gemacht hat, will er diesen Körper verewigen. Er stellt sich die Ewigkeit als die zeitliche Fortdauer eines unveränderlichen Körpers vor. Er stellt sich das Zeitliche, das bestimmte Ich, als ewig, und das Ewige, das Wesen, als zeitliches, bestimmtes, beschränktes Ich vor. Es liegt im Wesen der Reflexion, Absurdes zu denken.

Das Expliziren einer bestimmten Idee oder Geistesthat, das Auswirken einer bestimmten Stufe des Selbstbewußtseins oder Lebens, der Menschheit etwa, ist deren Verwirklichung, deren **Individualisirung**. — Das Individuum ist das Sichanderswerden der bestimmten Idee, wodurch diese eben wirklich, Identität wird. So wird im menschlichen Individuum das humane Selbstbewußtsein wirklich. Das Individuum ist die einzige Wirklichkeit der Idee: nur in ihm kann das Leben überhaupt zum Selbstbewußtsein kommen, da keine Identität, kein Ich denkbar ist außer der That, von der wir im Eingange gesprochen. Das Allgemeine ist mithin unwirklich, nur eine Abstraktion des Individuums, welches die Idee reflektirt, welcher es angehört, sich aber im Gegensatze zu ihr, nicht als ihre Wirklichkeit begreift. Die Lebensidee im Allgemeinen, das ewige Gesetz, „absoluter Geist", „Weltgeist", „Gott", oder wie man das Allgemeine und Ewige eigentlich oder uneigentlich nennen mag, ist nur ein Wechsel, ein Sichanderswerden,

in der Verschiedenheit, im Individuum oder richtiger in einer unendlichen Reihe von Individuen, im unendlichen Sichanderswerden oder Sichselbsterzeugen **wirklich**; das Allgemeine kommt, mit andern Worten, aus den Individuen zu seinem Selbstbewußtsein, und der Mensch, der die Lebensidee, das Allgemeine, als **sein** Leben erkennt, ist seine höchste oder vollkommenste Wirklichkeit. — Das ist freilich nichts Neues, sondern bei allen Philosophen, namentlich bei den neuern zu finden. Auch soll hier keine neue Wahrheit ausgesprochen, sondern die alte wiederholt werden, weil das Folgende diese alte Wahrheit zur Grundlage hat und man sie dem in der Sackgasse der Reflexion festgerennten theologischen Bewußtsein gegenüber nicht oft genug wiederholen kann. Das theologische Bewußtsein ist die große Lüge, das Prinzip aller Knechtschaft (und Herrschaft), welcher unser Geschlecht unterworfen ist, so lange die Lebensidee ihm eine äußerliche, so lange es die selbstbewußte That noch nicht erkennt. Gegenwärtig, wo dieselbe sich Bahn zu brechen anfängt, verbindet sich das theologische Bewußtsein mit den bestehenden materiellen Mächten, **mit den Institutionen, die es selbst ins Leben gerufen**, um mit deren Hülfe die freie Geistesthat zu bekämpfen — eine sehr natürliche Allianz, eine Allianz von Vater und Sohn, die Beide ihr Haus vertheidigen — eine Familienallianz, die nicht zu verachten!

Noch ist diese Familienallianz nicht genug von allen Seiten beleuchtet, gewürdigt worden. Auf der einen Seite vergaß man über dem Vater den Sohn, auf der andern über dem Sohn den Vater. Das theologische Bewußtsein, die **Religion**, der Vater, wurde dort in seiner innern Lügenhaftigkeit erkannt, wo man sich um den Sohn, die **Politik**, wenig kümmerte und ängstigte. In Deutschland hat man über dem religiösen Dualismus den politischen schier vergessen, und in neuester Zeit, wo man auch hier anfängt, sich um die Politik zu kümmern, zeigt sich die allerdings natürliche Erscheinung, daß man hier kaum über das ABC der modernen sozialen Bewegung hinausgekommen ist. Man fängt mit Anno I der Republik an und rechnet's dem, der von den neuesten Erscheinungen im Gebiete der politisch-sozialen Bewegung ein dürftiges Referat, vom abstraktesten, engherzigsten Gesichtspunkte aufgefaßt, nach Deutschland bringt, als eine Heldenthat an.*) — In Frankreich dagegen, wo man den Sohn, den politischen Dualismus entlarvt, steckt man noch bis heute im religiösen. Proudhon, der tüchtigste Vorkämpfer in der neuesten sozialen Bewegung, spricht sehr

*) Man sehe die Kritik der Stein'schen Schrift: „Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs" im letzten Quartal-Heft der „Rheinischen Zeitung."

salbungsvoll vom „Gotte", dem „Vater", und von seinen „Kindern", den Menschen, die alle „Brüder"; glaubt auch das Möglichste gethan zu haben, indem er gegen die „Pfaffen" loszieht, wie die guten Deutschen in der Politik aufgeräumt zu haben vermeinen, wenn sie gegen die Könige polemisiren. Aber Proudhon läßt sich's nicht träumen, daß das, was er selbst noch anerkennt, vollständig hinreicht, um, konsequent durchgeführt, Pfaffen und Könige, Willkür und Eigenthum wieder in ihre alten Rechte einzusetzen oder zu erhalten. Die vagen Phantasiebilder von Gott dem Vater und seinen Kinderchen sind es eben, welche, von den Königen und Pfaffen ausgeheckt, zur Herrschaft benutzt worden. Denn die Kinderchen müssen Vormünder haben, und unter den Söhnen des Vaters kann nur Einer der Erstgeborne sein; auch gibt es ungleiche Brüder — und nichts ist natürlicher, als daß die menschliche Gesellschaft, wenn ihr Verhältniß zu ihrem Wesen in kindlicher Weise als ein Familienverhältniß aufgefaßt wird, auch von Autoritäten beherrscht, am „altehrwürdigen" Glaubensgängelbande gehalten werden muß. Wer aber sagt denn unserm französischen Philosophen, der so sehr gegen alle äußere Herrschaft protestirt, daß wir einen Vater außer oder über uns haben, daß wir Kinder eines Andern sind? — Sein Geist, der die Identität, die Einheit mit seinem eignen Wesen, ahnt oder fühlt, aber nicht erkennt, stellt in der Weise der Reflexion diese Einheit sich vor, vor sich hin, als ein ihm äußerliches Andere. Er hält diese Trennung für wirklich. Wenn aber diese Trennung eine wirkliche, so sind auch die Menschen wirklich getrennt, nicht verbunden, verschieden, nicht gleich, entgegengesetzt, nicht einig, — und wenn sie mit solchen religiösen Vorstellungen an die Aufhebung des Eigenthums gehen wollten, so würden sie, trotz aller Protestationen Proudhon's gegen den rohen, materiellen Kommunismus, doch nur zum rohesten, abstraktesten, zum mönchischen oder christlichen Kommunismus, zur Vernichtung aller Selbständigkeit der Individuen, zur Ertödtung des Lebens oder der Freiheit gelangen. Denn sie würden nur dann gelangen, indem sie dem Allgemeinen, welches sie sich außer sich, als himmlische Macht, als Persönlichkeit vorstellen, sich vollständig unterwerfen oder dieser Persönlichkeit gegenüber ihre eigne verläugnen oder ertödten — eine unerträgliche Knechtschaft, wenn konsequent durchgeführt, ein unmöglicher Zustand, mit dem sich das Mittelalter, das Justemilieu-Zeitalter lange abgefunden, indem es neben der himmlischen Tyrannei die irdische Willkür ins Leben rief und herrschen ließ, so daß ein beständiger Kampf zwischen den Repräsentanten der unwahren Individuen und des unwirklichen Allgemeinen, zwischen den irdischen und himmlischen Interessen heraufbeschworen wurde. — Die soziale Freiheit ist entweder eine Folge der Geistesfreiheit, oder sie ist bodenlos und schlägt um so gewisser in ihr

Gegentheil um, je revolutionärer ſie ſich gegen die beſtehenden Zuſtände, die uns aus dem Juſtemilieu-Zeitalter überkommen ſind, verhält. — Dem chriſtlichen Kommunismus würde ein chriſtliches Mittelalter auf dem Fuße folgen, wenn es denkbar wäre, daß die Geſchichte am Ende einer Entwickelung wieder von vorn anfinge.

Auf beiden Seiten ſind, wie man ſieht, die Kämpfer für die Freiheit, weil ſie iſolirt, nicht ſtark genug, um den vereinigten Gegnern zu widerſtehen.

Die Lüge der Religion und Politik muß mit Einem Schlage und ſchonungslos entlarvt, die Schlupfwinkel, Verſchanzungen, Oſels- und Teufelsbrücken der Gegner müſſen zumal verbrannt und vernichtet werden. — Wir wiſſen wohl, daß es zahme und lahme Philoſophen gibt, die, weil ihnen der Zornmuth der That abhanden gekommen iſt, in dem Lügendreckhaufen der Religion und Politik mit ihrer Diogenestaterne umherſtöbern, um wo möglich noch einige brauchbare Gegenſtände hier aufzugabeln. Aber es lohnt ſich nicht der Mühe, die armſeligen Lumpen aus dem Schutte der Vergangenheit hervorzuſuchen, um ſie in die Papiermühle der Dialektik zu bringen und metamorphoſirt zu Markte zu tragen, vorgebend, es ſei das alte, bekannte Material, nur anders fermirt. Die Form iſt das Weſen; der Geiſt muß jedenfalls ſeine Produkte ſelbſt erzeugen, und die Philiſter, die eher zugreifen, wenn ſie glauben, die Waare, die man ihnen bietet, ſei aus ihrer alten Rumpelkammer, merken's doch am Ende, daß es nagelneue Produkte ſind, die man ihnen ſo billig als alte verkaufen will. Man kann nun einmal der gaffenden Menge das Stutzen nicht erſparen; die Philiſter werden vor jeder Urgeiſtesthat wie vor einer Teufelserfindung ſcheu zurückbeben, bis ſie ſich nach und nach mit ihr befreundet, ſie begriffen haben. — Was iſt denn Wahres in der Religion und Politik? — Allerdings, es ſchlummert Wahrheit in ihnen. Aber nicht die Wahrheit, ſondern das Schlummern derſelben iſt dasjenige, was der Religion und Politik eigenthümlich iſt. Hört die Wahrheit auf zu ſchlummern, erwacht ſie, ſo hört ſie auch auf, im Dualismus der Religion und Politik zu erſcheinen. — Religion und Politik ſind Uebergänge von der Bewußtloſigkeit zum Selbſtbewußtſein des Geiſtes. Der religiöſe Dualismus, die himmliſche Politik, iſt ein Produkt der Reflexion, des Zwieſpaltes, des Unglücks — eben ſo der politiſche Dualismus, die irdiſche Religion. Obgleich die Reflexion nichts davon weiß, daß ſie die Oſelsbrücke des Geiſtes, ſo ahnt ſie es doch, und dieſe Ahnung ſpricht ſich in Träumereien von einem verfloſſenen goldenen Zeitalter, ſpäter in Prophezeihungen eines zukünftigen beſſern Zuſtandes aus, in welchem aller Kampf, Zwieſpalt, Sünde aufhören ſoll. — Die Bibel ſelbſt, dieſes altehrwürdige Aktenſtück vom Urſprunge unſerer Reli-

gion und Politik, das uns mit der größten Naivetät in die theologische Sackgasse einführt, läßt Adam die erste Stimme eines ihm äußerlichen höhern Wesens erst nach dem Sündenfalle vernehmen. Sie prophezeiht in ihrem letzten Abschnitte einen Zustand der Erkenntniß, in welchem alle Kreatur einig, nicht mehr unterschieden sein werde von einander und ihrem Gotte. Der ganze Christus ist eine Anticipation dieser Erkenntniß. Gerade deshalb aber ist seine Rolle beendigt von dem Augenblicke an, wo die Prophezeihung nicht mehr statthaft, weil sie in Erfüllung gegangen. Auch der Staat ist eben so, wie die Kirche, eine Antizipation des einigen sozialen Lebens. Gerade weil Religion und Politik auf ein Zukünftiges hinweisen, werden sie nie zugeben, daß dieses Zukünftige ein Gegenwärtiges sei, indem sie sich dann selbst aufheben würden. Ja, sie müssen, weil ihre Rolle im Hinweisen auf eine Zukunft besteht, in welcher diese ihre Rolle zu Ende gespielt ist, die Gegenwart dieser Zukunft stets hinausschieben. — Um von der Wahrheit nicht Lügen gestraft oder verläugnet zu werden, müssen sie selbst die Wahrheit lügen und läugnen. — Das ist die beste Seite, die man der Religion und Politik abgewinnen kann; doch das ist nicht ihr ganzes Wesen.

Das Wesen der Religion und Politik besteht, wie gesagt, darin, daß sie das wirkliche Leben, das Leben der wirklichen Individuen, von einem Abstraktum, von dem „Allgemeinen", welches nirgend wirklich, außer im Individuum selber, absorbiren lassen. — Das ist der Begriff und das zeigt auch die Geschichte dieses edeln Schwesterpaares. Der Moloch ist der Urtypus desselben. Menschenopfer bilden überall den Grundton des Gottesdienstes und Staatsdienstes. Der „absolute Geist", der im „Staate" seine Wirklichkeit feiert, ist eine Nachbildung des christlichen Gottes, der seinen erstgebornen Sohn kreuzigen läßt, der Wohlgefallen hat am Marterthum und auf einem Märtyrer, „auf diesem Felsen", seine Kirche baut. Der christliche Gott ist eine Nachbildung des jüdischen Moloch-Jehova, dem die Erstgeburt geopfert wird, um ihn zu „versöhnen", und den das Justenalien-Zeitalter des Judenthums mit Geld abgefunden hat, indem es die Erstgeburt „auslöste" und Vieh statt Menschen opferte. Das ursprüngliche Schlachtopfer war überall der Mensch — und wenn er auch später sich „auszulösen" oder zu „erlösen" versuchte, so ist er's doch immer, so lange die Religion und Politik bestanden, im figürlichen Sinne geblieben, und ist's noch jetzt. — Religion und Politik sind als Gegengewicht gegen den rohen Materialismus der Individuen, die sich, bevor sie zum Selbstbewußtsein gelangt sind, einander bekämpften, ins Leben getreten und haben Repräsentanten allgemeiner Interessen geschaffen, die als unwirkliche Wahrheit der unwahren Wirklichkeit feindlich entgegen getreten sind.

Im „Gottesdienst" warfen sich die Priester, im „Staatsdienste" die Könige, Aristokraten und sonstige Ehrgeizige und Geizige, Narren und Betrüger als die Repräsentanten „allgemeiner" Interessen auf, lebten vom Schweiße und Blute ihrer Untergebenen und schrieen die Aufopferung als höchste Tugend aus. — Es ist nicht nöthig, stets zu wiederholen, daß die saubere Geschichte aller Religionen und Staaten eine nothwendige war. So lange die Völker und Individuen noch nicht zur Sittlichkeit oder Selbsterkenntniß gelangt waren, mußten sie sich's allerdings gefallen lassen, von Uebergleichen wie das liebe Vieh behandelt zu werden; so lange sie sich selbst nicht zu beherrschen verstanden, wurden sie von äußern Mächten beherrscht. Das ist klar. Aber klar ist auch, daß, wenn Religion und Politik das Produkt eines viehischen Zustandes, sie selbst oder ihre Repräsentanten eben nur die andere Seite jenes Materialismus sind, in welchem Individuen und Völker befangen. — Die Priester und Herrscher können nicht dadurch entschuldigt werden, daß die Völker sie nothwendig machten, eben so wenig wie die Individuen und Völker ihre Sklaverei etwa durch ihre Priester und Herrscher entschuldigen können. Sklaverei und Tyrannei, abstrakter Materialismus und Spiritualismus, bedingen sich gegenseitig — und beklagenswerth sind nur die, welche nicht einsehen, daß aus diesem geschlossenen Kreise der Knechtschaft nur durch radikalen Bruch mit der Vergangenheit herauszukommen ist. Diesen Bruch haben die Franzosen und Deutschen zu Stande gebracht, die ersteren, indem sie die Anarchie in der Politik, die andern, indem sie dieselbe Anarchie in der Religion hervorriefen. Aber die Hauptsache ist, den Mittelpunkt zu finden, aus welchem diese Macht der Negation auf beiden Seiten entstanden. Ohne diesen Mittelpunkt ist Alles Stückwerk und schlägt wieder in sein Gegentheil um, wie dies zuletzt in Deutschland und Frankreich wirklich geschehen ist.

Die Knechtschaft hat ihr geschlossenes System; sie hat einen wohlgeordneten Bau der Lüge aufgeführt, wodurch ihr über die noch ungeborne Freiheit ein Uebergewicht gegeben ist, ein theoretisches und praktisches Uebergewicht, so lange die Freiheit ihr nicht ebenfalls mit Konsequenz, mit der Konsequenz der Wahrheit, entgegen tritt. Die Freiheit wird der geschlossenen Phalanx der Knechtschaft gegenüber stets den Kürzern ziehen, so lange sie ihr Prinzip nicht eben so konsequent durchführt, wie die Knechtschaft das ihrige. So lange der Dualismus nicht überall, im Geiste wie im sozialen Leben, überwunden ist, hat die Freiheit noch nicht gesiegt. Die dualistische Weltanschauung mußte freilich in der Geschichte nothwendig hervortreten. Aber die Lüge ist darum nicht minder Lüge. Unsere ganze bisherige Geschichte war so zu sagen eine Nothlüge. Der Christ, um wirklich zu werden, mußte als Individuum gegen Andere erscheinen, zunächst alle

im Gegensatze zu sich selber. Der Geist entwickelt sich an und in dem Widerspruche mit sich selbst. — Die Geschichte, die nichts Anderes als eben diese Entwickelung des Geistes ist, konnte mithin auch nichts Anderes als die Erscheinung des Widerspruchs sein — und man darf sich daher nicht wundern, daß bisher nur dieser Widerspruch, der Kampf des Individuums mit sich und dem Allgemeinen, zum Vorschein kam. Das wahrhafte Individuum — der selbstbewußte Geist, der freie Mensch, das wirkliche Allgemeine — war bisher noch nicht herausgebildet. — Das Allgemeine hatte mithin, so oft außer dem Individuum nicht wirklich ist, noch keine Wirklichkeit. Das Individuelle erschien, im Gegensatze zu seinem Wesen, dem Allgemeinen, als Phänomen: das Allgemeine, im Gegensatze zur Wirklichkeit, als Noumenon — Gott, Priester, Papst, Kirche, Staat, Monarch u. s. w. Er trennte sonach das abstrakt Allgemeine auf der einen Seite, auf der andern dagegen das materielle Individuum entgegen, ein gespaltenes, in sich selbst nichtiges Hirngespinnst, da das Allgemeine ohne Wirklichkeit leblos, das Phänomene ohne Wahrheit aber geistlos ist. Dieser Zwiespalt des Geistes entwickelte sich, wie gesagt, in der ganzen bisherigen Geschichte. Seine höchste Spitze aber hat er in der vollendetsten Religion, im Christenthum, so wie in der vollendetsten Staatsform, in der Monarchie, erlangt. Es ist ganz richtig: das Christenthum ist die wahre Religion, und die Monarchie ist die Spitze aller Staatsformen. Mit andern Worten: die absolute Religion und der absolute Staat ist eben nichts anderes als der Absolutismus der himmlischen und irdischen Tyrannen über Sklaven. — Die Herrschaft und ihr Gegensatz, die Unterthänigkeit, in das Reich der Religion und Politik, und in je vollkommnerer Weise sich diese Reiche manifestirt, desto vollkommener ist die Form der Religion und Politik. — In der absoluten Religion und Politik ist der Herr ein Herr Aller. Die Allgemeinheit zeigt sich hier als die Negation alles Individuellen. Vor Gott und dem Monarchen verschwinden alle Grenzen. Der Gott und der Monarch selbst sind keine wirklichen Individuen: sie sind erhaben über alle Wirklichkeit, sind geheiligte Personen, gar keine Personen: der Monarch, wie der Gott, ist die Majestät, unbegreiflich! Denkt nicht darüber — betet nur an — fallt auf's Knie!! — — Die Abstraktion kann nicht weiter getrieben werden, und der Dualismus, auf dieser Höhe angelangt, kann sich nicht mehr halten — es schlägt um: die Revolution und der Kritizismus beginnen. Das abstrakt Allgemeine muß dem abstrakt Individuellen weichen: aber dieses ist nicht mehr, wie im Anfange der Geschichte, das natürliche Individuum, sondern das einzige Subjekt. Nicht die individuelle Willkür, sondern die selbstkluge Thätigkeit, nicht die natürliche Gleichheit oder gleiche Be-

reſtigung der unvermittelten Gegenſätze einander bekämpfender Individuen, ſondern die abſtrakten Menſchenrechte oder das gleiche Recht der abſtrakten Perſönlichkeit, des reflektirten Ichs, des mathematiſchen Punktes, kommen nunmehr zum Vorſchein. Die Majeſtät und Souveränität des Einen hat ſich in die Majeſtät und Souveränität Aller umgekehrt. Während dort das abſtrakt Allgemeine in der Form des Einen über das Beſondere herrſcht und die Individuen unterdrückt, herrſcht hier das abſtrakt Individuelle in der Form der Vielen über das Allgemeine und unterdrückt die Einheit. An die Stelle der Hierarchie und der Stände, an die Stelle der gefeſſelten Individuen tritt die Repräſentation und die Konkurrenz der Einzelnen. Durch dieſe Revolution entſteht eine weſentlich neue Geſchichte. Das Individuum fängt wieder mit ſich, die Geſchichte mit Anne I. an, macht in raſchen Zügen, auf den Schwingen des Geiſtes, den Weg von der Anarchie der abſtrakten Freiheit aus durch die Knechtſchaft, zum letzten Male, und gelangt endlich zur wirklichen Freiheit, indem es nicht nur das Geſetz der Negation, ſondern den Mittelpunkt begreift, von welchem aus ſich dieſe Macht der Negation auf der einen und andern Seite als ſubjektive und objektive Geiſtesthat manifeſtirte.

Die Revolution hat den Dualismus beſtehen laſſen; die geiſtige, wie die ſoziale, die deutſche, wie die franzöſiſche Revolution hat wirklich Alles beim Alten gelaſſen, ſo ſcheint's wenigſtens, und es iſt kein bloßer Schein, das fühlt Jeder. Es iſt Alles wieder reſtaurirt worden, das iſt geſchichtlich, und die Geſchichte hat immer Recht. Was hat auch die Revolution gethan? — Ihre Freiheit und Gleichheit, ihre abſtrakten Menſchenrechte waren nur eine andere Form der Knechtſchaft. Die andere Seite des Gegenſatzes, das abſtrakt Individuelle, kam zur Herrſchaft, ohne daß der Gegenſatz von Herrſchaft und Knechtſchaft aufgehoben, überwunden wurde. Die unperſönliche Herrſchaft der Gerechtigkeit, die Selbſtbeherrſchung des ſich ſelbſt gleichen Geiſtes, hat die Herrſchaft der Einen über die Andern nicht verdrängt. „Die Tyrannen haben gewechſelt, die Tyrannei iſt geblieben.“ Das Volk, ſagt Proudhon, war nur der Affe der Könige. Dieſe motivirten ihre Geſetze durch die Formel: **Car tel est notre plaisir.** — Das Volk wollte auch einmal das Plaiſir haben, Geſetze zu machen. Seit fünfzig Jahren hat es deren tauſende gemacht, und es ſcheint noch immer Plaiſir daran zu haben. — Wir fügen hinzu: das Volk war nur der Affe der Prieſter. Robespierre, der die Exiſtenz eines „höchſten Weſens“ dekretirte, gefiel ſich in der Rolle eines Pontifex Maximus. — Unſere Burſchenſchaftler ſind gute Chriſten und möchten aus ihrer Mitte einen frommen Kaiſer ſalben, der zugleich Papſt. — Der St. Simonismus war eine Nachäffung der Hierarchie. Die „Bramanen der Logik“ wollten aus ihrem

Meister einen zweiten Christus machen, feierten in ihm die „Wiederkunft des Herrn“ oder den Paraklet. — Die frommen Demagogen treiben fortwährend in Deutschland und Frankreich ihr Unwesen, und ihrer Einer hat den Ihren benagen. — Daneben werden alle möglichen Freiheiten beansprucht: die Handels-, Gewerbe-, Lehr- und Gewissensfreiheit. Wozu? Zu Gunsten der Privatinteressen und Privatmeinungen, welche durch „freie Konkurrenz“ der Wahrheit und Gerechtigkeit die Herrschaft abzuringen gedenken! — Was ist diese Demokratie anders, als die Herrschaft der individuellen Willkür unter dem Namen der „subjektiven“ oder „persönlichen“ Freiheit? Worin unterscheidet sie sich von der Herrschaft des Einen? —

Allerdings, die Revolution unterscheidet sich vom ancienne régime. Es ist ein Wendepunkt in der Geschichte eingetreten, und zwar ein eben so wichtiger, als zu jener Zeit, da das Selbstbewußtsein das erste Lebenszeichen von sich gab und sich als das Allgemeine im Unterschiede von der Besonderheit erfaßte, als die Königs- und Priesterherrschaft, die Herrschaft des Moloch, begann. Jetzt nämlich nimmt das Individuum wieder sein Recht in Anspruch — aber zunächst doch eben nur als das Besondere, nicht als das wirkliche Allgemeine. Jetzt aber ist der Widerspruch, in dem sich der Geist mit sich selber befindet, ein unerträglicher von Haus aus; denn es ist nicht mehr das unbewußte, natürliche Individuum, sondern das bewußte, geistige Subjekt, welches sich mit seinem Wesen im Widerspruche befindet. Es erkennt seine Unwahrheit als Einzelnes, ohne daß es diese Erkenntniß bethätigt; es weiß, daß es im Unterschiede von der Allgemeinheit in der Unwahrheit, aber es will diesen Unterschied fest halten, weil es sich noch vor dem „Menschenteig“ des ancien régime, den es kaum negirt, aber nicht überwunden hat, fürchtet. Das Gespenst des Absolutismus läßt das Individuum jetzt noch nicht sogleich zur Besinnung kommen. Es umarmt die Freiheit in einer Art von Fieberwuth, so daß sie in seiner Umarmung erstickt. Aus purer Angst, in den „Menschenteig“ zurückzufallen, macht es sich zum Stein und wirft sich mit aller Macht auf seinen Gegensatz, das abstrakte Allgemeine, ohne zu bedenken, daß es eben dadurch seinen Todfeind, der am Sterben liegt, noch erhält. Das abstrakt Allgemeine hat keine Kraft mehr, ist zu altersschwach, um noch die Individuen zu unterdrücken, das Besondere zu absorbiren; aber dieses wirft sich ihm freiwillig in den Rachen — und Moloch verschlingt's noch, wie ein Kranker, dem man, um ihn noch einige Zeit zu erhalten, die Nahrung einzurichtern sucht.

Im natürlichen Leben sind die Gegensätze die Formen, in welchen die Lebensidee erscheint, so daß es hier ohne Gegensätze kein Leben gibt. Aber das natürliche Leben ist nicht die Verwirklichung der Freiheit, und so lange

der Geiſt noch mit der Natürlichkeit behaftet iſt, kann von Freiheit auch bei ihm keine Rede ſein. — Aber der Geiſt und ſeine Welt, das ſoziale Leben, der Menſch und die Menſchheit kommen endlich zu ihrem ſich ſelbſtgleichen Daſein, wo alle die Formen, in welchen ſich ſeine Thätigkeit bis dahin fixirte, zur Gewohnheit und „andern Natur" wurde, geſprengt werden und nichts als die Thätigkeit übrig bleibt — wo ſich alle Naturbeſtimmtheit in freie Selbſtbeſtimmung umgeſtaltet. Die deutſche Philoſophie hat dieſes Ziel des Geiſtes in Einer Beziehung, in Bezug auf's Denken, längſt erkannt, und obgleich die Philiſter, als ſie ihren ganzen Vorrath an verkörperten Ideen, an welchen ſie etwas Greifbares hatten, was ſie als ihr „Eigenthum" betrachten konnten, in Rauch aufgehen ſahen, Zeter über die Mordbrenner ſchrien, die ihnen Alles „negirten", ſo hat man ſich doch wenig daran geſtört. Was bei uns in Bezug auf's Denken, das geſchah in Frankreich in Bezug auf's ſoziale Leben. — Die franzöſiſchen Sozialphiloſophen, früher ſchon Babeuf, ein Zeitgenoſſe Fichte's, in neueſter Zeit Proudhon, legten das Feuer des modernen Geiſtes an das Gebäude der alten Geſellſchaft — wie die deutſchen Philoſophen es an das Gebäude des alten Glaubens legten. — Aber beide, die franzöſiſchen wie die deutſchen Mordbrenner, wiſſen es kaum, wohin ſie gelangen. Das Ziel des Sozialismus iſt kein anderes, als jenes des Idealismus; es iſt dieſes: nichts von alle dem alten Plunder übrig zu laſſen, als die Thätigkeit. Keine von den Formen, in welchen ſich dieſe letztere bisher fixirte, kann beſtehen vor dem freien Geiſte, der ſich eben nur als thätiger erfaßt, nicht bei irgend einem gewonnenen Reſultate ſtehen bleibt, dieſes fixirt, verkörpert, materialiſirt und als ſein „Eigenthum" aufſpeichert — der vielmehr, als die Macht über alles Endliche, Beſtimmte, ſtets darüber hinausgeht, um ſich ſtets von Neuem als Thätiger — freilich jedesmal in beſtimmter Weiſe — zu erfaſſen. Darin eben unterſcheidet ſich die freie That von der unfreien Arbeit, daß hier, in der Knechtſchaft, die Schöpfung den Schöpfer ſelbſt feſſelt, während dort, in der Freiheit, jede Beſchränkung, in welche der Geiſt ſich entäußert, nicht zur *Naturbeſtimmtheit*, ſondern überwunden und ſo *Selbſtbeſtimmung* wird.

Es iſt jetzt die Aufgabe der Philoſophie des Geiſtes, Philoſophie der That zu werden. Nicht nur das Denken, ſondern die ganze menſchliche Thätigkeit muß auf jenen Standpunkt erhoben werden, wo alle Gegenſätze ſchwinden. Der himmliſche Egoismus, ja, das theologiſche Bewußtſein, wogegen die deutſche Philoſophie gegenwärtig ſo ſehr eifert, hat dieſe doch bis jetzt verhindert, zur That fortzuſchreiten. — Fichte iſt in dieſer Beziehung ſchon viel weiter gegangen, als die neueſte Philoſophie. — Die Junghegelianer, wie parador es auch klingen mag, ſtecken noch immer im theo-

logischen Bewußtsein; denn obgleich sie den Hegelschen „absoluten Geist", die Nachbildung des christlichen Gottes, obgleich sie auch die Hegelsche Restaurations- und Juste-milieu-Politik aufgegeben haben, obgleich sie endlich den religiösen Dualismus negiren, so stellen sie doch dem Individuum noch immer das Allgemeine, als „Staat", entgegen, kommen höchstens zur Anarchie des Liberalismus, nämlich zur Schrankenlosigkeit, aus welcher sie aber wieder in den theologischen „Staat" zurückfallen, weil sie nicht zur Selbstbestimmung oder Selbstbeschränkung fortschreiten, sondern im Fürsichsein der Reflexion verharren. Das soziale Leben hat bei ihnen den Standpunkt der Reflexion, die Stufe des Fürsichseins, noch nicht überwunden. Auf dieser Stufe erscheint das Objekt der Thätigkeit noch als ein wirklich Anderes, und das Subjekt, um zum Genusse seiner selbst, seines Lebens, seiner Thätigkeit zu gelangen, muß das von ihm getrennte Objekt als sein Eigenthum fest halten, weil es außerdem mit dem Verluste seiner selbst bedroht ist. — Gift in dem materiellen Eigenthum kommt es dem Subjekte, das auf der Stufe der Reflexion steht, zum Bewußtsein, daß es für sich thätig ist — nein, thätig war. Seine That erfaßt es nie als präsente; es lebt nie in der Gegenwart, sondern nur in der Vergangenheit. Seines wirklichen Eigenthums, seiner gegenwärtigen That geht es stets verlustig, weil es sich noch nicht in seiner Wahrheit zu erfassen vermag; nur den Schein, den Widerschein seines Eigenthums, seiner Thätigkeit, seines Lebens hält es fest, als ob eben dieser Widerschein sein wahres Leben, sein wirkliches Eigenthum, seine eigene That wäre! — Das ist der Fluch, der in der ganzen bisherigen Geschichte auf dem Menschen lastete, daß er nämlich die Thätigkeit nicht als Selbstzweck, und den Genuß nicht von ihr getrennt erfaßte, weil eben die ganze bisherige Geschichte nichts Anderes, als die Entwickelung des Geistes darstellt, der, um wirklich zu werden, in Gegensatz zu sich treten mußte. So wie dieser Fluch mit der Religion und Politik in's Leben trat, so wird er auch wieder verschwinden, nachdem die Herrschaft der Religion und Politik zu Ende, die Stufe der Reflexion überwunden ist und das Reich der Spekulation, die philosophische Ethik, beginnt und das ganze Leben umfaßt. — Das erste Wort, wodurch sich der Gott der Reflexion dem Menschen offenbarte, war jener Fluch, den die Bibel uns in dem bekannten Spruche: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod verzehren", getreulich überliefert. Das erste Wort dagegen, wodurch sich der freie Geist dem Menschen offenbarte, ist der bekannte Ausspruch der Ethik des Spinoza; „Gut ist, was die Thätigkeit fördert, die Lebenskraft erhöht." Die „Arbeit im Schweiße des Angesichts" hat den Menschen zum Sklaven und elend gemacht; die „Thätigkeit aus Lust" wird ihn frei und glücklich machen.

Weil man bis jetzt in Deutschland und Frankreich nicht vereint, sondern jede Seite isolirt nach der Freiheit strebte, ist zuletzt auf beiden Seiten eine Reaktion eingetreten, und zwar französischerseits, wo man die Geistesfreiheit noch nicht errungen, von der Religion oder Kirche, in Deutschland dagegen, wo man die soziale Freiheit vernachlässigt hat, von der Politik oder dem Staate aus. Dort sehen wir den Klerus und die Legitimisten, hier den Adel und die Pietisten täglich an Macht gewinnen. Dort ist es die aus der Revolution hervorgegangene Staatsmacht, hier die aus der Reformation hervorgegangene Wissenschaft, welche sich bedroht fühlt. Und weil beide revolutionären Mächte in ihrer Einseitigkeit oder Isolirtheit ohne Boden sind, so suchen sie, im Gefühle ihrer Schwäche, den Gegner, den sie, vereint, vernichten könnten, zu besänftigen und machen Konzessionen. Daneben aber entwickelt sich jetzt auf beiden Seiten das Gefühl des Mangels, so daß neben dem, was bisher errungen wurde, in Deutschland also neben der offiziellen Wissenschaft, in Frankreich neben der offiziellen, revolutionären Regierung, eine sogenannte radikale Partei auftaucht, welche nichts von Vermittlung und Nachgiebigkeit wissen will, weil sie ihre Kraft, den Zusammenhang der Geistesfreiheit mit der sozialen, zu ahnen beginnt. — Die radikale Partei in beiden Ländern tritt den aus der geistigen und sozialen Bewegung hervorgegangenen offiziellen Mächten feindlich entgegen. Der Protestantismus und die Juliregierung werden angegriffen. Der französische Arnold Ruge, Pierre Leroux, polemisirt gegen die Justemilieu Regierung, wie der deutsche gegen den Protestantismus, weil sie die Halbheit dieser Errungenschaft, wie gesagt, zu erkennen anfangen und einsehen, daß dieselbe, unzureichend, den Gegner zu vernichten, sich ihm am Ende auch wohl noch ganz unterwerfen müßte, um ihre Scheinexistenz schmachvoll zu retten. Hierdurch entsteht eine scheinbare Allianz des Radikalismus mit der Reaktion. Die Allianz des Radikalismus mit der Reaktion ist freilich nur eine ironische, wie sie z. B. in der „Posaune" Bruno Bauers deutlich genug diesen ihren Charakter zu erkennen gibt. Daß es in Frankreich mit der Allianz des Radikalismus und der Legitimisten eine ähnliche Bewandtniß hat, wie in Deutschland mit jener zwischen den Radikalen und Pietisten gegen den alten Rationalismus, liegt auf der Hand. Aber hier, wo man sich zu praktischen Zwecken verbindet, tritt die Ironie in den Hintergrund und man zeigt der Welt eine ernste Maske. Dem nicht ganz oberflächlichen Beobachter erscheint diese Allianz darum nur noch um so komischer. Das Volk läßt sich aber hier durch diese ironische Allianz hinter's Licht führen, d. h. zur Religion zurück, die hier als unerhelltes Gebiet beiden Parteien, der radikalen und reaktionären, zum Stützpunkt dient; wie es in Deutschland der „Staat" ist, der von den Philosophen und Pieti-

sten zu entgegengesetzten Zwecken und mit entgegengesetzten Mitteln (nämlich von diesen mittelst der materiellen Staatsmacht, von jenen mittelst des abstrakten Begriffs) ausgebeutet wird, so ist es in Frankreich die „Kirche", die Religion. — Die Sache des Volkes hat dadurch auf beiden Seiten verloren. Wie in Deutschland der „Staat", die Politik, so ist in Frankreich die „Kirche", die Religion, zum Verräther geworden an denen, die mit einem Gegenstande, den sie nicht kannten, spielten. Bis auf diesen Punkt ist die Bewegung in Deutschland und Frankreich, das Streben nach Freiheit von der Philosophie und vom sozialen Leben aus, im gegenwärtigen Augenblicke gediehen. Die Zielirrheit der Bestrebungen für Geistesfreiheit und für demokratische Institutionen hat endlich in Deutschland aus der politischen, in Frankreich aus der religiösen Macht eine gefährliche Waffe gegen den Fortschritt geschmiedet. Diejenigen, die volksfeindliche Zwecke verfolgen, sind die Demagogen geworden. Es ist, wie man sieht, hohe Zeit, daß die isolirten Bestrebungen sich zusammenfassen . . . . .

Die freie Geistesthat ist der Mittelpunkt, von dem alle Bestrebungen der Neuzeit ausgegangen und auf den sie alle wieder hinaus laufen. Es ist daher nöthig, das Gesetz derselben, ihren Organismus, ihre Konsequenzen zu erforschen. Die Basis der freien That ist die Ethik des Spinoza, und die vorliegende Philosophie der That soll eben nur eine weitere Entwickelung derselben sein. Fichte hat den Grundstein zu dieser Fortentwickelung gelegt; aber die deutsche Philosophie konnte als solche eben nicht über den Idealismus hinaus kommen. Um zum Sozialismus zu gelangen, hätte Deutschland auch einen Kant für den alten Organismus der Gesellschaft haben müssen, wie einen für's Denken. Ohne Revolution fängt sich keine neue Geschichte an. Wie sehr auch in Deutschland die französische Revolution Anklang fand, so wurde doch das Wesen derselben, das eben in dem Umsturz der bisherigen Säulen des sozialen Lebens bestand, durchaus verkannt. Für das Denken wird in Deutschland der Werth der Negation erkannt, für's Handeln nicht. Der Werth der Anarchie besteht aber darin, daß das Individuum wieder auf sich selbst angewiesen wird, von sich ausgehen muß. — Der philosophische Kritizismus Immanuel Kant's brachte aber nur für's Denken diese Anarchie hervor, und sein nächster Nachfolger, Fichte, legte den Grundstein der neuen Geschichte daher auch nur für's Denken, nicht für das ganze Leben des Geistes, nicht für die freie soziale Thätigkeit. In dieser Beziehung hat man sich begnügt, die „Resultate der französischen Revolution" sich anzueignen. Aber damit ist nichts gethan. In der Geschichte, im Leben des Geistes, handelt es sich nicht um Resultate, sondern um das Hervorbringen derselben. Das „Wirken, nicht das Werk" ist die Hauptsache.

Mit dem „Werk“ hat der Geist nichts weiter zu schaffen, als neuerdings daraus zu wirken, zu spinnen und zu spannen. — Resultate sich aneignen, heißt, alte Flicken auf alte Kleider setzen. Mit solchem Flickwerk hat man sich, was die soziale Thätigkeit betrifft, bei uns begnügt, und glaubte, was Rechtes gethan zu haben. Nur in Frankreich widerfuhr dem Geiste sein Recht in Betreff der freien sozialen Thätigkeit. Aus der Anarchie des Terrorismus ging Babeuf hervor, der französische Fichte, der erste Kommunist, der den Grundstein zur Fortentwickelung der neuen Ethik in Bezug auf die soziale Thätigkeit gelegt, wie Fichte, der erste gründliche Atheist, diesen Grundstein in Bezug auf das Denken gelegt hat. Dagegen wurde in Frankreich, was das Denken betrifft, nichts Rechtes geschaffen, und wie sehr man sich hier wiederum abmüht, die „Resultate der deutschen Philosophie“ sich anzueignen, so ist doch bis jetzt nichts Gescheidtes dabei herausgekommen, aus demselben Grunde, weßhalb in Deutschland dieses Aneignen von Resultaten fehl schlug.

Der Mensch muß mit sich anfangen, mit dem Ich, wenn er schaffen, thätig sein will. — Wie die alte Geschichte, die Naturgeschichte, mit dem ersten Menschen anfing, so muß auch die neue, die Geschichte des Geistes, mit dem ursprünglichen Individuum anfangen. Cartesius hat einen unglücklichen Versuch gemacht — er ist, wie wir gesehen haben, beim zweiten Worte gescheitert. Spineza hat Alles gethan, aber die Geschichte hat sich nicht sogleich seiner That bemeistert; seine Ethik lag mehrere Jahrhunderte unfruchtbar im Boden, bis endlich das zweischneidige Schwert der geistigen und sozialen Revolution den Schutt wegräumte, der den Keim der Neuzeit erdrückte. Da zeigten sich plötzlich zwei Blättchen, deren Wurzel unbekannt. Atheismus und Kommunismus wurden von Fichte und Babeuf in den beiden Hauptstädten diesseits und jenseits des Rheins, in Berlin und Paris, zum Schrecken der Philister gelehrt, und Jünger strömten herbei, die sich für die Lehre begeisterten. Atheismus und Kommunismus! Besehen wir uns das neue Pflänzchen.

Das Furchtbare desselben ist seine scheinbare Bodenlosigkeit. Die Anarchie, auf welche sich die beiden Erscheinungen, Atheismus und Kommunismus, zurückführen lassen, die Negation aller Herrschaft, im geistigen wie im sozialen Leben, erscheint zunächst als schlechthinige Vernichtung aller Bestimmung, mithin aller Wirklichkeit. Aber es ist in der That nur das äußerliche Bestimmtwerden, die Herrschaft des Einen über den Andern, was die Anarchie aufhebt. Die Selbstbestimmung wird hier so wenig negirt, daß vielmehr deren Negation (die durch das Bestimmtwerden von Außen gesetzt) wieder aufgehoben wird. Die durch den Geist geschaffene Anarchie ist nur eine Negation der Beschränktheit, nicht der

Freiheit. Nicht die Schranken, die der Geist sich selber setzt, werden in der Anarchie aufgehoben — denn die Schranken, welche der Geist sich selber setzt, bilden den Inhalt seiner freien Thätigkeit — also dieses Sichsetzen, Sichbestimmen oder Sichbeschränken ist es nicht, was vom freien Geiste negirt werden kann, sondern das Beschränktwerden von Außen. Wenn ich eine Macht außer oder über meinem Ich glaube, so bin ich von Außen beschränkt. Wenn ich dagegen das Objekt denke, selbstbewußt nach dem Gesetze meines Geistes erzeuge, so beschränke ich mich selber, ohne von Außen beschränkt zu werden. Ebenso kann ich im sozialen Leben mich selber bestimmen, in dieser oder jener bestimmten Weise thätig sein, ohne eine äussere Schranke meiner Thätigkeit anzuerkennen — ohne einem Andern das Recht einzuräumen, mich zu beschränken. — Wie nun, wenn aller Kommunismus und Atheismus, alle Anarchie darauf hinausliefe, die äußerlichen Schranken in Selbstbeschränkung, den äußern Gott in den innern, das materielle Eigenthum in geistiges umzuschaffen? — Das klänge schon minder schrecklich, ist aber gerade das, was die Atheisten, Kommunisten und Anarchisten wollen, wollen müssen, da sie nichts Unmögliches wollen können.

Erkennen wir inzwischen an, daß die Anarchisten nicht sogleich das volle Bewußtsein dessen hatten, was sie wollten. Das aus der Revolution hervorgegangene freie Individuum hat nicht seine Schranken, sondern zunächst seine Schrankenlosigkeit, nicht seine Selbstbestimmung, sondern seine Bestimmungslosigkeit, sein Unbestimmtsein begriffen. Es erkannte noch nicht, daß die wahre Negation des Bestimmtwerdens von Außen die Selbstbestimmung von Innen heraus sei. Die Folge davon war, daß es nicht zur Ueberwindung der äußern Schranken kommen konnte, daß die Anarchie vielmehr wieder in ihr Gegentheil, in die Herrschaft des Einen über den Andern umschlug. Man mußte wieder die äußere Schranke, das materielle Eigenthum, die absolute Verschiedenheit der Individuen toleriren, weil man nicht verstand, sich selbst zu beschränken, seine Thätigkeit selbst zu bestimmen, das Ich in seinem Anderswerden, die Thätigkeit in ihrem Fürsichsein geistig zu erfassen. Die Terroristen und Babouvisten schrien über Verrath der Revolution, während zwei tiefsinnige Männer, welche erkannten, was dieser Verrath nothwendig erzeugen mußte, St. Simon und Fourier, sich bemühten, dem Uebel abzuhelfen, indem sie die Schrankenlosigkeit der sozialen Thätigkeit, welche den Gegensatz der Individualitäten schärfer hervortreten ließ, als je zuvor, zu bestimmen, zu beschränken, wieder neu zu „organisiren“ strebten. — In ähnlicher Weise entsetzten sich die Kantianer und Idealisten, während Schelling und Hegel schon darauf sannen, wie die negirte objektive Welt wieder herzustellen sei. — Aber in diesem Restaura-

tionseifer verkannte man andererseits wiederum das Wesen der Revolution St. Simon nahm die persönliche Autorität, Fourier das materielle Eigenthum, Schelling das Gefühl und Hegel das Sein zu Hülfe um die objektive Welt wieder herzustellen — alles äußerliche, vom modernen Geiste längst negirte Bestimmungen. — Endlich begann, in Deutschland wie in Frankreich, im Mikrokosmus der Nationen, wie im Mikrokosmus der Individuen, die bekannte neue Bewegung, die Rückkehr zum Ausgange der Revolution; der Restaurationskönig wurde vertrieben, Hegel, der Restaurationsphilosoph, starb an der Cholera morbus, die Philosophen und Sozialisten der alten Schule flackerten noch einmal auf und flackern theilweise noch immer fort, ohne ursprüngliches Licht schaffen zu können; man kommt endlich auf die ersten Helden der Revolution, in Frankreich auf Babeuf, in Deutschland auf Fichte zurück, um mit dem Anfange anzufangen und ohne Sprung fortzuschreiten. Proudhon geht von der Anarchie, die deutsche Philosophie vom Selbstbewußtsein aus. In Deutschland wird wieder der Atheismus, in Frankreich der Kommunismus gelehrt; aber man bleibt nicht mehr bei der Bestimmungslosigkeit stehen; das dialektische Moment hat Proudhon, wie Feuerbach, aufgenommen, ohne es zur Wiederherstellung der alten, äußerlichen, negirten Objektivität zu gebrauchen. Auf dieser Bahn muß fortgefahren werden, so wird endlich die Freiheit errungen.

Die Freiheit ist die Ueberwindung der äußern Schranke durch Selbstbeschränkung, das Selbstbewußtsein des Geistes als Thätiges, die Aufhebung der Naturbestimmtheit in Selbstbestimmung. Die ganze bisherige Geschichte war, was das soziale Leben und das Denken betrifft, eben so die Naturgeschichte des Geistes, wie Alles, was wir objektive, materielle oder Körperwelt nennen, nichts Anderes, als diese seine Naturgeschichte ist. — Der Unterschied der Geschichte der Menschheit von der Naturgeschichte im eigentlichen Sinne ist nur der, daß in der Natur jede Selbstbeschränkung des Geistes fixirt, der Gegensatz, in den der Geist zu sich selbst tritt, ein bleibender, während in der Menschheit jede Selbstbeschränkung des Geistes nur eine Entwickelungsstufe und darüber hinausgegangen wird. Die wahre Geschichte des Geistes beginnt erst da, wo alle Naturbestimmtheit aufhört, der Geist entwickelt, das Selbstbewußtsein reif und die Geisteothat klar erkannt ist. Mit dieser Erkenntniß beginnt das Reich der Freiheit, an dessen Pforten wir stehen und anklopfen. Diese Erkenntniß ist der wahre Himmelsschlüssel, der uns lange genug von dem römischen Bischof vorenthalten wurde. Die deutsche Kirchenreformation hat zuerst den Arm nach ihm ausgestreckt, aber ihr Arm war nicht lang genug. Doch die Refor-

mation wuchs heran zur deutschen Philosophie, und neben ihr entstand die französische Revolution. Mit diesen beiden Armen entreißen die europäischen Völker ihren Vormündern den Schlüssel, das ist gewiß! — Vereinigung der Bestrebungen ist jetzt die Hauptsache. Es gibt nur Eine Freiheit, wie es nur Einen Geist gibt.

Der Mittelpunkt der sozialen und Geistesfreiheit ist die Sittlichkeit, das höchste Gut, die „Erkenntniß Gottes", wie sich Spinoza, oder das Selbstbewußtsein des „absoluten Geistes", wie sich die Hegelianer uneigentlich ausdrücken. Es ist das Bewußtsein des Geistes von seiner Sichselbstgleichheit in seinem Sichandereswerden, die Ueberwindung des Andereseins als Zieles, die Umwandelung der Naturbestimmtheit in Selbstbestimmung. Ohne dieses ist keine Gleichheit, mithin keine Freiheit möglich. An sich ist freilich Alles Eins, Alles also gleich. Aber dieses beweist zu viel, beweist mithin gar nichts. Wenn Alles gleich, so ist auch die Pflanze, das Thier dem Menschen gleich, und Heine, der abstrakte Pantheist, könnte mit vollem Rechte, von dem ironischen Gesichtspunkte des „Atta Troll" ausgehend, die Freiheit und Gleichheit der Menschen (welche Aristokraten gegen die Thiere sind) perstiffiren, indem er den Kommunismus vom Bären, den Menschen gegenüber, vertreten läßt. — Nicht nur das Streben nach Freiheit, nicht nur der Kommunismus, sondern jedes ernste Streben der Menschen, jede sittliche That ist lächerlich, wenn Alles Eins ist. — Wer keine andere Freiheit als die Schrankenlosigkeit, keine andere Gleichheit als das Nivellement kennt — Pantheismus und Kommunismus im Sinne des Spiritualismus — wer die Einheit nur als Negation der Verschiedenheit auffaßt und zum Idealismus nur durch den Materialismus gelangt, wie die Christen dazu gelangt sind; wer nicht über die abstrakte Anarchie zu gelangen vermag, wie die Radikalen vom Schlage Heine's — dieser letzte Ritter der modernen Romantik, dieser Verwesungsprozeß des Mittelalters — der muß jeden Augenblick in sein Gegentheil umschlagen und zuletzt die Welt für verrückt erklären, weil er selbst verrückt geworden. — Es ist eine moralische Verrücktheit, dieselbe, in welche die Welt verfiel, als sie, zur Zeit Christi, an sich selbst irre wurde, die irdischen Interessen negirte und die himmlischen proklamirte. Kommunismus und Anarchie tauchten auch damals auf, nämlich Bärenkommunismus. Freiheit als Schrankenlosigkeit, wo die Weltlichkeit oder die Staatsmacht zur Geistlichkeit wurde. Man würde, wie bereits gesagt, die Geschichte des Mittelalters wieder neuerdings beginnen, wenn man bei dem abstrakten Kommunismus und Idealismus stehen bliebe. Aber diesem ist nicht nur in der Religionsgeschichte, sondern auch philosophisch, nicht nur in der Staatengeschichte, sondern auch durch den Sozialismus sein

Recht widerfahren. Die deutsche Philosophie ist bereits über den Idealismus Fichte's, wie der französische Sozialismus über den Kommunismus Babeuf's hinausgegangen. Man hat die Geschichte des Mittelalters schon wieder geistig durchlebt. Wir sagen nicht mehr: es ist Alles Eins; wir sagen nicht mehr: es ist Alles gleich — eben so wenig, wie wir sagen: es ist Alles entgegengesetzt, Alles verschieden — sondern der Geist macht Alles entgegengesetzt und Eins, verschieden und gleich; er schafft sich sein Gegentheil, das Andere, die Welt, das Leben, um jedesmal über diese Bestimmung, Beschränkung seiner selbst hinaus zu gehen, zu sich selbst zurück zu kehren und zu erkennen, daß es sein Gegentheil, seine That, sein Leben ist, um sich selbst, mit andern Worten, als lebender oder thätiger zu begreifen, nicht materiell zu erfassen und festzuhalten, wodurch die freie That objektive Thatsache, die ihn beschränkte, das geistige Fürsichsein materielles Eigenthum würde, das seine Sichselbstgleichheit, seine Sittlichkeit aufhebt, seine Freiheit negirt, den Fluß seines Lebens, seiner Bewegung hemmt und fixirt. — Das materielle Eigenthum ist das zur fixen Idee gewordene Fürsichsein des Geistes. Weil er die Arbeit, das Ausarbeiten oder Hinausarbeiten seiner selbst nicht als seine freie That, als sein eignes Leben geistig begreift, sondern als ein materiell Anderes erfaßt, muß er's auch für sich fest halten, um sich nicht in's Endlose zu verlieren, um zu seinem Fürsichsein zu kommen. Eigenthum hört aber auf, dasjenige dem Geiste zu sein, was es sein soll, nämlich sein Fürsichsein, wenn nicht die That im Schaffen, sondern das Resultat, die Schöpfung als das Fürsichsein des Geistes — das Phantom, die Vorstellung des Geistes, als sein Begriff, kurz, sein Andersein als sein Fürsichsein erfaßt und mit beiden Händen fest gehalten wird. Es ist eben die Seinsucht, die Sucht nämlich, fortzubestehen als bestimmte Individualität, als beschränktes Ich, als endliches Wesen — die zur Habsucht führt. Es ist wiederum die Negation aller Bestimmtheit, das abstrakte Ich und der abstrakte Kommunismus, die Folge des leeren „Ding an sich", des Kritizismus und der Revolution, des unbefriedigten Sollens, was zum Sein und Haben geführt. So wurden aus den Hülfszeitwörtern Hauptwörter. So wurden aus allen Zeitwörtern Hauptwörter, und so wurde, was zur wandelnden Peripherie gehört, zum bleibenden Mittelpunkt gemacht; ja, so wurde die Welt auf den Kopf gestellt!

Freiheit ist Sittlichkeit, Vollziehung des Gesetzes des Lebens überhaupt, der geistigen Thätigkeit, sowohl im engern Sinne, wo die That Idee, wie im weitern, wo die Idee That genannt wird, mit klarem Bewußtsein desselben, also nicht aus Naturnothwendigkeit oder Naturbestimmtheit, wie

bisheran in dem Leben aller Kreatur geschehen ist, sondern aus Selbstbestimmung. — Ohne diese Sittlichkeit ist kein Zustand der Gemeinschaft denkbar, aber ohne Gemeinschaft auch keine Sittlichkeit. Das Räthsel, wie aus dem geschlossenen Kreise der Knechtschaft hinausgegangen werden kann, löst der Geist, er allein, durch dialektischen Fortschritt, durch seine Geschichte. Die Geschichte hat bereits den geschlossenen Kreis der Knechtschaft durchbrochen. Die Revolution ist der Durchbruch aus der Gefangenschaft, Befangenheit und Befangenheit, in welcher sich der Geist befand, bevor er selbstbewußt. Die Anarchie hat freilich zunächst nur, wie wir sahen, die äußere Schranke durchbrochen, ohne zur Selbstbestimmung oder Selbstbeschränkung, zur Sittlichkeit fortzuschreiten. Aber die Revolution ist noch unvollendet, und sie weiß, daß sie unvollendet. Aber die Anarchie konnte nicht bei dem Anfange stehen bleiben, und sie ist wirklich nicht dabei stehen geblieben. Und indem wir, Kinder der Revolution, über sie hinaus zur Sittlichkeit fortschreiten, so ist eben das Räthsel gelöst. — Die Vorläufer der Revolution haben diese Lösung des Räthsels geahnt. Montesquieu schon sagte, die Republik sei nicht möglich ohne Tugend. Die Vorläufer der Revolution hatten, wie aus diesem Ausspruche sowohl, als aus manchen andern von Andern, z. B. von Jean Jacques Rousseau, deutlich genug hervorgeht, eine Ahnung vom Zustande der Gemeinschaft und der Sittlichkeit, deren Reich beginnt. Aber sie erkannten diesen Zustand nicht und griffen, in Ermangelung von klaren, bestimmten, inhaltvollen Ideen, zu Worten, die vergangenen Zuständen angehörten, und glaubten damit dasjenige zu bezeichnen, was werden sollte. — Das Wort Tugend war bis jetzt ein unbegriffenes Symbol, eben so das Wort Republik. Res publica und virtus sind inhaltlose Worte, wie der Zustand, den sie bezeichneten, ein inhaltloser war. Ihr Inhalt mußte erst durch die Geschichte herausgebildet werden. Unsere Sittlichkeit ist eine andere als die Tugend der Alten, unsere Freiheit nicht die ihrige — wie sollte der zukünftige soziale Zustand dem alten gleichen? — Die alten Zustände sind längst negirt, das Christenthum ist schon über sie hinaus gegangen, und das Mittelalter über das Christenthum. Montesquieu hat in der Politik einen ähnlichen Fehler begangen, wie Luther, der Vorläufer der deutschen Philosophie, in der Religion. Die Revolution wollte in ihrem noch blinden Triebe den Urstaat rehabilitiren, wie die Reformation das Urchristenthum, während die Geschichte längst über diese Urzustände hinausgegangen. Das kam daher, weil sie das Bewußtsein der Ausartung, der Abirrung hatten, aber nicht wußten, daß der Irrthum der Durchgang sei von der Bewußtlosigkeit zum selbstbewußten Geiste. Jeder Urzustand ist ein unentwickelter Keim, der verwesen muß, um

zum lebensvollen Baume, zur kraft- und saftvollen Frucht zu werden. Wer den Urzustand, der will die Geschichte wieder ganz von vorn anfangen. — Das wollen wir schönstens bleiben lassen, und müssen's wohl! Was wir wollen, ist etwas Nagelneues, was noch gar nicht da gewesen. Darum müssen wir es erst entwickeln. Freiheit und Gleichheit sind schöne Worte. Wir haben uns für sie geschlagen, für sie geopfert, und wir wollen für sie wieder auferstehen und einstehen!

Schweizerische Belletristik *)

Bilder und Sagen aus der Schweiz, von Jeremias Gotthelf. Erstes Bändchen. Zofingen, Verlag von Jent und Gaßmann, 1842.

Jeremias Gotthelf, den wir kürzlich in diesen Blättern uns kritisch angesehen haben, ist, nach diesem Bändchen zu urtheilen, dahin gekommen, daß wir ihn unter die Belletristen rechnen müssen. Unter Belletristik aber verstehen wir die Literatur des Müssiggangs, des Amüsements, die Brocken, die ein schreibfertiger „Unterhaltungsschriftsteller" dem Lesehunger, der Langeweile hinwirft. Zwar weist Gotthelf die Absicht „zu erzählen, nur um zu erzählen", die man ihm etwa unterlegen möchte, zurück, er „wolle, sagt er in der Vorrede, als guten Samen freundliche Worte streuen in die Herzen seiner lieben Landsleute, Worte, welche das Gemüth erheitern, den Glauben stärken: daß noch etwas Gutes an uns ist", u. s. w. Phraseologie! weiter Nichts. Daß noch viel, recht viel Gutes an G.'s Landsleuten ist, glauben wir ohne, ja trotz seiner Versicherung; wir sagen trotz: denn dieses Büchlein, das diesen Glauben stärken soll, ist eben kein glänzender Beweis davon. Die „schwarze Spinne" ist ein Mährchen, das *einfach*, ohne lange Vor- und Nachreden, in Grimm'scher Weise erzählt, sich ganz gut ausgenommen hätte. Aber Nutzen mit einem blauen Mährchen stiften wollen — wem ist das je eingefallen? Oder *erheitern* soll dieser höllische Gespensterspuk? oder *bessern*? Lieber Gott, das Volk wird nach der symbolischen Bedeutung des grünen Mannes mit der rothen Hahnenfeder, nach der der skelhaften Spinne, dem Produkt eines Kusses von Mephisto auf die Wange einer freigeistigen Lindauerin (es muß natürlich eine Fremde sein: einer Eidgenössin kann so Etwas nicht arriviren) fragen, es wird den ganzen Kram nehmen, wie er da steht, und Gotthelf hat nicht nur Niemand

*) Dieser Artikel war für den *alten* deutschen Boten bestimmt und knüpft an eine dort abgedruckte Rezension an.

erheitert, gebessert, trotz seiner Einleitung von 25 Oktavseiten, trotz alles Gräßlichen, was er aus dem Hexenkessel einer mittelalterlichen Währwolfenphantasie aufgetischt, trotz aller ermüdenden Wiederholungen, die er sich erlaubt hat, — er hat etwas Unnützes, wo nicht geradezu dem Volke Schädliches geschrieben. Denn für Leute, die das Glatte lieben, erklärt er ja ausdrücklich, schreibe er nicht. Der Freiherr von Brandis ist, wie schon einmal in diesen Blättern, Nro. 63, von mir anerkannt worden ist, ein herrlicher Romanzenstoff. Uebrigens hätte nach der dort gegebenen Erklärung Gotthelf nicht nöthig gehabt, noch gehässige Reklamationen gegen den Referenten zu machen, der vor einigen Jahren im Morgenblatt diese Sage gereimt wiedergegeben hat. Die Sache ist zu unbedeutend, und der Ton, in dem diese Reklamation gemacht ist, zu wenig anständig und eines Mannes von so viel Talent und Ruf würdig, als daß darüber viel Worte zu verlieren wären. Eine poetische Bearbeitung eines von einem Andern gegebenen prosaischen Stoffs ist etwas so Unverfängliches, daß nur eine sehr gereizte Eitelkeit es als ein „Versen" (ein für uns neues Verb), als eine Reimerei bezeichnen kann. Nach Gotthelfs Ansicht hätte z. B. Shakespeare immer in Anmerkungen erklären müssen, daß er den Hamlet aus dem und jenem dänischen, den Romeo aus diesem italienischen, den Cäsar ꝛc. aus diesem griechischen und römischen Autor entlehnt habe. Jede deutsche Romanze müßte nachweisen, welcher todte oder lebende Autor den Stoff dazu geliefert. Kurz, diese Anmerkung hätte füglich wegbleiben können, ohne daß Gotthelfs Autorruf darunter gelitten, oder der des Angegriffenen unverdienter Weise gewonnen hätte. Jedenfalls aber wäre dann unser Autor nicht in den Verdacht gerathen, daß er nicht wisse, was in der literarischen Republik Brauch und guter Ton ist. — So viel in eigner Sache. — Wiederholt und angelegentlich empfehlen wir unsern Lesern die Lektüre „des Ritters von Brandis" von Gotthelf: und sollte je Einem derselben die poetische Bearbeitung davon aufstoßen, so soll es mir lieb sein, das Urtheil der Einsichtigen über das Verhältniß beider Darstellungen zu einander zu vernehmen, ein Urtheil, das, wie man mir schmeicheln will, von dem des H. Gotthelf bedeutend abweichen würde. — Indessen sei die Sache abgethan. Gotthelfs Verdienst zu schmälern oder gar mir zuzueignen, ist mir nie eingefallen, und die Rezension seines Uli mag dafür zeugen, wenn es irgend noch eines Zeugnisses bedarf. — Aber nicht unterdrücken können wir die Bemerkung, daß wir unser Urtheil, Gotthelf sei auf belletristischem Wege, durch jene Note nur bestätigt sahen. Wer mit Belletristen umgegangen, oder wem in seiner Entwickelung der Durchgang durch das belletristische Element nicht erspart worden ist, der kennt diese kleinlichen Neckereien, diese Gereiztheit, diese Eitelkeit, dieses ängstliche Bemühen um den Ruhm der Originalität,

wie es bei dieser Klasse von Autoren sich findet. Wer sich bewußt ist, nur aus der Fülle seines Herzens heraus und für das Wohl des Ganzen, des Volks, zu schreiben, der fragt nicht mehr darnach, ob sein Name mit mehr oder weniger Glast in der Lesewelt genannt wird. Was ist auch all dieser Putz, den so ein Belletrist macht oder von sich machen läßt? Eine Rakete, die kaum aufgestiegen wieder sich umbiegt und in blasse Leuchtkügelchen zerfliegt.

Wir achten das Talent Gotthelfs viel zu sehr, als daß wir ihm ein ähnliches Prognostikon stellen möchten. Aber wir warnen ihn als einen Mitstrebenden vor den vielfachen Versuchungen, an denen es wohlrednerische Freunde, spekulationssüchtige Buchhändler und andere gefährliche Nachbarn bei einem aufstrebenden Talente nie fehlen lassen. Diese belletristischen Illustrationen werden alle sammt und sonders in Kurzem als das erkannt werden, was sie sind, und die brillanten Namen, die sich die Miene geben, nur ihr Volk verherrlichen zu wollen, werden auslöschen gleich einem Lichte, das von dem Hauch einer größern Zeit ausgeblasen, nur stinkenden Rauch [illegible] Bei der geringen Anzahl von Schriftstellern aber, die [illegible], wäre es doppelt zu bedauren, wenn Einer ihrer Begabtesten auf den gleichen schlimmen Wegen wie gewisse Schriftsteller von Profession erfaßt würde, fremde Schriftsteller noch dazu, die sich doch sonst, in Bausch und Bogen genommen, eines so humanen Absehen's von ihm zu erfreuen haben. Ueber den Fortgang des Unternehmens wird seiner Zeit wieder berichtet werden. Wir scheiden von unserm Jeremias ohne Groll, auf freundlicheres Wiedersehen!

L. S.

Inhalt.

	Seite
Morgenruf	III
Preußen seit der Einsetzung Arnim's bis zur Absetzung Flottwell's	1
Der badische Landtag von 1842	33
Die Fähigkeit der heutigen Juden und Christen, frei zu werden	56
Heldenlied	72
Sozialismus und Kommunismus	74
Die Eine und ganze Freiheit	92
Noth bricht Eisen	98
Polens Zukunft und der Graf Gurowski	99
Die Schweiz	111
Die deutsche Rechtswissenschaft in ihrem Verhältniß zu unserer Zeit	130
Fragen der Gegenwart	157
Kritik der preußischen Zustände.	
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen	189
Der Minister Eichhorn	197
Die orientalische Frage der deutsch-evangelischen Kirche	207
Der Beamtenstand und das Volk	222
Das schwarze Postkabinet in Preußen	235
Aus Königsberg	242
Noch eine lustige Geschichte ꝛc.	244
Xenien	250
Der Kölner Dom	253
Zensurschnitzel aus „Hamburgs Brand"	256
Amnestie	258
1841. 1843	260

Seite
Pour le mérite 261
Parabel 263
Preußisches Kasernement 265

Kritik.

Literatur von Sallet 269
Bettelpoesie 293
Politische Aristopoesie 301
Philosophie der That 309
Schweizerische Belletristik 332

Georg Herwegh

Fragmente

zur

Geschichte des Tages.

Mit dem Portrait, der Biographie und dem Facsimile des Dichters.

Herausgegeben

von

Alexis Publicola.

Nürnberg.
Winter'sche Buchhandlung.
1843.

An Einen.

Ein wilder Rufer, der da mahnt zum Kampfe,
So trittst du auf die Roſtra vor dem Volke,
Du willſt es nicht, daſs Friedensopfer dampfe
Auf dem Altar, des Weihrauch's duft'ge Wolke.

Die Funken, die ſtill in der Aſche glommen,
Zu hellem Brande willſt du auf ſie ſchüren,
Dir ſcheint der langverheiſs'ne Tag gekommen,
Um in die Schlacht die Stamme all' zu führen.

Feodor Löwe.

Ein wunderlicher Tag dämmert heran. Wird die Sonne ſcheinen, oder wird es regnen, werden die Wolken die dort am Horizont ſo ſchweben und ſchwanken, ſich vertheilen und dem Lichte Raum vergönnen oder ſich verdichten und uns jenes Wetter bereiten, das uns ſo nüchtern umfängt, verſtimmt und ganz geeignet iſt den ächteſten engliſchen Spleen nach Deutſchland herüber zu verpflanzen? Da ſteht der Beobachter und ſchaut nach dem Himmel und den Wettergläſern, und wenn beide gleich wenig Aufſchluß geben mögen, findet er ſich wohl drein, daß es Tag, wenn auch nicht Licht werde. So auch am politiſchen Horizont. Da freuen wir uns allgemach des Tages und hoffen, daß es Licht dazu werde. Wir dürfen ſo hoffen. Es vermag weder der Gleichgültige noch der Ueberſpannte zu ſagen, es rege und fördere ſich nicht um uns herum. Daß der Gleichgültige noch nicht von der Bewegung fortgeriſſen und der Ueberſpannte noch nicht am Ziel der Bewegung ſteht, das iſt in der Unzulänglichkeit begründet, worin ſich noch ſo viele öffentliche

Elemente befinden, ohne daß man gerade dieſen Mangel auf irgend Jemand ſpeciell zu bürden berechtigt wäre. Das liegt auch im Grunde noch an unſrer geringen politiſchen Bildung. Wir werden in Liedern und Geſängen und in unſern Zukunftsträumen ſchon lange ein einiges Deutſchland etablirt haben, wenn auf der Landkarte, in den Zeitungen, in den Einflüſſen, in den Tendenzen, localen Wünſchen und Begierden noch immer die 39 verſchiedenen deutſchen Bundes-Staaten exiſtiren und immer wird gleich wenig Ausſicht bleiben, daß dem anders wird. Wer iſt es denn der ſich bis jetzt ſo lebhaft dafür intereſſirt, daß dem überhaupt anders werden ſolle? Doch nicht die Maſſe, das Volk? Wie täuſchen wir uns, wenn wir das nur entfernt annehmen wollen. Der Deutſche will vor Allen Ruhe. Er hat gehört, das ſey die erſte Bürgerpflicht. Und nebenher läßt ſich auch in Ruhe und Frieden Alles vernünftiger ausgleichen. Dadurch beſeitigt man die bekannten Fehler, welche den Extravaganzen folgen. Damit bleibt man aller Geſelligkeit Freund, dadurch entfernt man unruhige Träume und der Tag ſieht ſich immer gleich heiter an, keine Spur von Uebernächtigkeit. Da aber redet man von einem neuen Tag. Mitunter kommt Vetter Hinz nach Hauſe und meldet dem Vetter Kunz, daß der Vetter Michel geſtern Abend da, nämlich

im Wirthshause gewesen sey und gar curioses Zeug geschwätzt habe, wie man gar nicht an ihn gewohnt. Und vorgelesen habe der sonst so nüchterne Vetter Michel von Zeitfortschritten und daß man ein Uebriges thun und sich um mehr als den Fleischtarif und die Eisenbahnactien kümmern müsse. Man habe aber dem Vetter Michel bedeutet, er solle bald heim gehen und ausschlafen und sich ferner nicht so etwas einreden lassen. Und auch die Frauen haben ihren Männern die Ohren zugehalten, damit der Schall solcher fremden Laute diese nicht betäube. Denn die Frauen sind gescheut genug zu wissen, daß mit der Anerkennung des Zeitfortschrittes ein Theil des Hausregimentes verschwindet. Das Wort oder vielmehr das Nachdenken über jenes Wort hat nämlich die sonderbare Eigenschaft, Kopf und Herzen klar zu machen. Und wollen denn die Frauen überall viel Klarheit an ihren Männern? Nehmen wir aber an, daß man dem Vetter Michel wirklich einige Aufmerksamkeit einräume. Das wird vielleicht hier oder dort doch vorkommen. Es braucht einer z. B. nur noch nicht verheirathet oder Wittwer oder wenig verheirathet zu seyn. Wird man den Begriffen des Zeitfortschrittes folgen oder richtige Anwendung schenken können? Wer belehrt die Menge über die Anforderungen des Tages? Die Zeitungen sollen zunächst die Aufgabe

lesen. Die aber stellen nur Ereigniß nüchtern an Ereigniß, reihen Localhistorien aneinander und überlassen die Reflexion ganz und gar ihren Lesern. Man gibt sich nicht die Mühe, diese Reflexion zu erläutern, ihr Stützpuncte unterzuschieben, sie fähig zu machen sich practisch anwenden zu lassen. Man läßt sie schwanken und sich den Wechseln des Ereignisses, welches sie hervorgerufen, unterstellen. Das entmuthigt denn gar oft die eben erst geborne Fähigkeit. Das Ereigniß selbst wird in seinen Folgen gemindert oder es wächst zu einem historischen Factum, es begründet am Ende eine Epoche und die jene Anfänge und Fortgänge um sich herum sich hätten bilden und ausbilden sehen können, wundern sich dann, wenn die Thatsache auf ihre Basis gehoben wird und mächtig dasteht für alle Zeiten. Diese unfertige Volksbildung wird so lange dem Fortschritte hinderlich bleiben, bis unsere politischen Zeitungen es der Mühe werth finden, statt Materialien zur Conversation, anregende Stoffe zum Erkennen und Beurtheilen der öffentlichen Begebnisse zu liefern. Nicht daß unsere politischen Blätter damit irgend einer Partei sich anschließen und ein einseitiges Interesse erzeugen sollen. Vielmehr giebt das Leben und die Erfahrung Gelegenheit genug, jedem Ereigniß eine Seite abzugewinnen, das es entweder als Folge von etwas Be-

lungenem oder Verfehltem, als Ausbeute des Verdienstes oder dessen Mangels, als Zeichen der Gesinnung oder des schwankenden Charakters, als eine gewonnene oder verlorene Pointe für die Ueberlieferungen an die Zukunft erscheinen lassen. Die Zeitungen können nie zu deutlich, nie zu gründlich in solchen practischen Nachweisen seyn. Sie hätten dann einen großen, edlen Zweck, nämlich die Schulbildung in's Leben einzuführen, ihr Anwendung zu verschaffen und dem Staate eine Anzahl Bürger zu erziehen, die jede Maaßregel desselben verständig auffassen und dem Staatsleben selbst eine Würde gewinnen würden, die alle halbe Concessionen überflüssig macht und eine Achtung in Anspruch nimmt, die man alsdann nie mehr verkennen oder der man etwas zumuthen würde, was die gewonnene Bildung sogleich verwerfen müßte. Sind so die Zeitungen, die öffentlichen Organe, hinter den Erfordernissen zurückgeblieben, welche der Gang der Zeitläufte nachgerade an sie stellen mußte, so haben auch die Sänger unserer Tage noch nicht den rechten Ton gefunden, um die Herzen für die Fragen der Zeit zu gewinnen. Sie singen »von unendlichem Weh- und -unsäglichem Schmerz,« während das Volk sie nicht begreift und sich kerngesund fühlt. Sie sehen Blut und Wunden, wo noch Keiner den Aderlaß gewagt. Sie verkörpern ihre Ideale, aber das Volk

kennt diese Gestalten nicht. Es begreift so wenig, was die s. g. Gebildeten eigentlich veranlaßt, einen künstlichen Sturm heraufzubeschwören. Woher denn dieser forcirte Enthusiasmus, diese Affectation, dieses Kokettthun mit Empfindungen und Gefühlen, die Ihr sonst niemals manifestirtet, sagt das Volk. Ihr ernennt Apostel, ihr bauet Leuchtthürme, von denen nie ein Licht herableuchtet, ihr zwingt Euch, Phantasten zu Sehern umzuwandeln, ihr ruft ein neues Prophetenthum aus und noch sind die Weissagungen der Alten noch lange nicht alle erfüllt. Das Volk, dem Alles Vergnügen macht, was recht flittert und flimmert, umtanzt den buntgeschmückten Maienbaum, welchen ihr aufpflanzt, wie es tanzen würde, wenn sonst ein Geiger umsonst aufspielt. Es hat einen müssigen Tag dadurch und die schlanken Dirnen wollen einmal probiren, wie es thut, wenn man auch am Wochentag die Glieder so schwenkt und dreht, wie es sonst nur am Sonntag höchstens vergünstigt war. Und ihr nehmt das Alles für wirkliche, theilnehmende Lust und denkt: das ist ein Volk, das wir erfreut, das uns den frischen Pulsschlag verdankt. Aber hört nur, wie sie Euch so ganz und gar mißverstanden haben, mit Eurem gutmüthigen Eifer. »Närrische Leute die, lassen uns aufspielen und vergeuden Zeit und Mühe und noch allerlei;

Thoren sind's und Reden führen sie dabei, Gott helfe ihnen.« Ihr lieben Sänger, ereifert Euch nicht ferner; wie wir auch freudig aufhorchen, wenn eine frische, kräftige Stimme uns ein neues Lied in lieblicher Melodie vorträgt, wir begreifen es nicht, warum ihr gleich darauf so in die Saiten stürmt und wohl Euer herrliches Instrument am Ende gar zertrümmert. Wozu dieser Zorn, den Ihr einen heiligen nennt? Daß wir Euer Lied nicht verstanden, nicht gleich die neue Melodie im Chorus mitgesungen? Bedenket doch, es ist ein ganz neuer Sang und die Textesworte lauten so wunderlich. Gut Ding wollte bei uns im Land von jeher Weile haben. Setzet Euch nieder und laßt es Euch an unserem Heerd wohlgefallen, lehrt uns Eure Weisen und schenket uns das Lied, daß wir es syllabiren, buchstabiren, lesen und auswendig lernen können. Woher soll uns plötzlich die Erkenntniß kommen, wo ist der wackere Lehrer, der uns das Wissen beibringe und der uns allgemach zur Prüfung stark mache? Und prüfen dürfen wir doch Eure Lehre, ob sie auch passe zu unsren Begriffen und unsern Zuständen?

Und somit Ihr Zeitungsschreiber und politischen Dichter, merket einmal verständiger auf den Sinn, den die Menge mit der Geschichte des Tages verknüpft. Laßt Euch herab, die Unmündigkeit wirklich für alle Zeit mün-

ria zu machen, erläutert mit geläutertem Verstand, schlagt nicht Nebenpfade ein, wo die beste Heerstraße verbanden. Sorgt nur dafür, daß diese Heerstraße nicht von Bettlern und faulen Freunden belagert wird, die den rubig vorwärts Schreitenden aufhalten und ihn betäuben mit leichtem, faselnden Geschwätz. Zeigt uns freie Stirn, frische Gesinnung, Liebe des Volks im Herzen, Treue, Aufrichtigkeit und — erfahrungsreiches Wissen. Das wird einen wahren Begriff vom Zeitfortschritt begründen, und den Zeitfortschritt selbst. Wehl gilt dieser Zuruf Euch Allen, Ihr Sänger der Zeit, der Gegenwart, der Morgenröthe, Ihr Lebendigen und cosmopolitischen Nachtwächter. Stimmt an den Sang für Vaterland und Recht, für den Glauben an die besseren Keime in der Menschenbrust und fürs Licht, aber stürmt nicht den Aufruhr zusammen, weckt nicht die Zwietracht und den Hader, gebet dem Gotte d. i. der Erkenntniß die Ehre, lebet Männerstolz und Männerwürde, aber nicht Uebermuth und Ueberschätzung. Ihr wollet Throne zersplittern und dennoch nur neue Throne aufrichten, von welchen herab der Egoismus, und die Gewaltheit herrscht, ihr wollt die Leidenschaft zur Regentin machen und ihr blind huldigen. Laßt ab von solchem Thun und solchem Frevel an dem besseren Kern, der deutsche Gesinnung umgiebt. Lehrt Freiheit

des Geistes, indem ihr sie entfesselt von theoretischen Klügeleien, von philosophischem Dünkel und allem phantastischen Kram. Sehet es ist Tag, und wir sehen den Tag!

Veranlaßt wurde das Obige durch das schon Auffallende der Erscheinung, daß ein junger, begabter, deutscher Dichter, Georg Herwegh, sich auf einer Reise durch Deutschland von der Schweiz aus, fast überall von den Jugendfrischen an Geist und Jahren umgeben und hochgefeiert sah, daß sich ein Tagesinteresse an und um ihn spann, und die politischen Zeitungen eifrig seine Reiseroute verfolgten. Hinterher hatte das Uebermaaß dieser zur Manie gewordenen Huldigung, den Kopf des jungen Dichters mit berauschenden Ideen angefüllt, und als Preußens geistreicher und vorwärtsblickender König demselben sich hochherzig in einer Audienz genähert, ward leider ein schönes aufmunterndes Interesse mit einer Takt- und Rücksichtslosigkeit belohnt, die in diesen Augenblick das Bedauern erregen muß, an dem Dichter, den man um so viele seiner trefflichen Lieder werthschätzt, eine gänzliche Verkennung seiner Stellung und unsrer politischen Zustände überhaupt rügen zu müssen. Wenn nun solchergestalt also das Au-

genmerk der Lesewelt auf jenen Dichter unbestreitbar sich hinrichtet und man immer noch die Hoffnung nicht aufgeben darf, für die jetzt fehlgeschlagenen Erwartungen durch neue Talentausweise entschädigt zu werden, so durften wir auch wagen, für nachstehende biographische Mittheilungen die Beachtung aller an die Zeitfragen Theilnehmenden in Anspruch zu nehmen.

Der Dichter der: »Lieder eines Lebendigen« Georg Herwegh, ward im Jahre 1816 in demselben glücklichen Lande geboren, das die berühmten schwäbischen Magister, aber auch einen Schiller an das Licht der Welt förderte und das in neuester Zeit sogar einen ganzen Dichterwald heranwachsen sah, den Heinrich Heine in seinem Schwabenspiegel sich eben so viel Mühe gab herunterzuwitzeln, als Herr Grieſinger sich veranlaßt gesehen hat, die Schwaben in allen ihren Freuden und Leiden und Lokalherrlichkeiten zu schildern. Unser Herwegh ist der Sohn schlichter Bürgersleute und begann seine academische Ausbildung auf der Universität Tübingen. Wie uns Kewald in seiner Zeitschrift: »Europa« belehrt, ward ihm im Jahre 1836 von H. der Wunsch geäußert »die Universität zu verlassen und sich nach eig'nem Trieb und Gefallen den Wissenschaften hinzugeben.« Lyrische Versuche folgten, die von einer tüchtigen poetischen An-

ſchauung zeugten und willfährige Aufnahme in dem Album der: »Europa« fanden.

Die Correſpondenz mit Lewald wurde immer lebendiger und der in derſelben angeregte und ausgeſponnene Vorſatz ſich in Stuttgart zu domiciliren, kam um 1837 zur Aufführung. Wir ſchalten jetzt zur Schilderung ſeines Stuttgarter Aufenthaltes die vortreffliche Scizze ein, die Herwegh's väterlicher Freund Auguſt Lewald von demſelben in der 4ten Lieferung des vierten Bandes vom Jahre 1841 mit der ganzen Friſche ſeiner bekannten und mit Recht beliebten Darſtellungsweiſe entwirft.

»Daß eine ſolche Erſcheinung auf dem Markte der Literatur ziemlich unbeachtet blieb, kann man leicht denken. Die ſich vornehm dünkende Clique der ſchwäbiſchen Literaten nahm keine Notiz von ihr; das Wohlwollen, das nach einem jungen Blatte greifen läßt, welches ſich mit zur Aufgabe ſetzte, unbekannten Talenten den Weg zu bahnen, fand hier nicht ſtatt, und beſonders damals, wo man dem Jungen, Neuen, geradezu den Weg verrennen mochte, und in der Lächerlichkeit ſo weit ging, es nach Kräften zu verſchreien und zu läſtern. Herwegh ſeinerſeits dachte auch nicht daran, Einen jener Matadore aufzuſuchen und ſich bei denſelben zu empfehlen. Ebenſo kümmerten ſich die Buchhändler nicht um ihn; er hatte nicht

im Sinne ein Buch zu schreiben, er kam mit keinem fertigen Plane an, der schnell zu verfilbern gewesen wäre; er wollte vor allen Dingen frei von dem Umgange der Studenten, in der Umgebung der größern Stadt, seinem stillen Denken und Brüten nachhängen, dann und wann angeregt durch den Besuch des Theaters, durch den Genuß einer Musik, vielleicht auch irgend eines gleich ihm Strebenden, wenn er ihn zu finden so glücklich sein sollte.

So stellte sich Herwegh mir vor. Ein hochaufgeschossener, bleicher Mensch, mit straff herabhängendem Haare, ein brennendes, schwärmerisches Auge im Kopfe; früher bedeutenden Nervenkrankheiten ausgesetzt, lag in seinem Gange etwas Schwebendes, Schwankendes; so kam er und saß mir stundenlang gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen; so kam er dann wohl allabendlich, und saß im Kreise junger Genossen, der sich um meine kleine Tafelrunde versammelt hatte, und im lauten Wechsel seine Ideen austauschte, mit dem tiefen, ruhigen Blicke, vollkommen gegenwärtig, aber fest und bestimmt und sein schroffer, derbschwäbischer Dialekt verlieh stets seinen Worten einen sehr ernsten Nachhall.

Die Urtheile, die in dem Kreise über ihn laut wurden, waren getheilt. Manche nahmen ihn sehr oberflächlich, und sprachen nur so obenhin von ihm, Andere merk-

ten bald, daß was in ihm ſtecke, fanden jedoch, daß er den Sonderling ſpielen wolle, noch Andere nannten ihn überſpannt, abſprechend und was weiß ich. Niemand von den Jüngern fühlte ſich zu ihm hingezogen, und wahrlich er that auch nichts dafür; ſo blieb er denn äußerlich einſam, und nur, wie es ſchien — auch ſprachen dieß ſeine Lieder aus — von der Liebe zu einem jungen Mädchen erfüllt. Von der Ueberfülle ſeiner Poeſie zeugten ſeine Gedichte von denen er mir nur den kleinſten Theil, das Gelungenſte, übergab. Jeder Gegenſtand, jeder Vorfall ward in ſeiner Anſchauung zum Gedicht; ich hatte noch nie das Beiſpiel einer ſolchen Fruchtbarkeit erfahren.

Bei Herwegh's Vater regten ſich Beſorgniſſe wegen ſeines Sohnes Zukunft, die dem ſchlichten Bürgersmann, der den Ruhm eines Poeten eben nicht hoch anſchlug, wohl zu verzeihen waren und da er wußte, daß ich mit ihm befreundet war, ſo wandte er ſich um nähere Auskunft an mich. Obgleich ich damals ſchon die feſte Ueberzeugung hatte, daß in Georg Herwegh ein Dichter lebe, ſo iſt es mir doch komiſch genug, wenn ich daran denke, daß ich damals, um den guten Mann zu beruhigen, zu den extravaganteſten Ueberredungsmitteln meine Zuflucht nahm, ihm im prophetiſchen Tone verſprach: ſein Sohn werde Uhland und Schwab überflügeln und ein neuer Schiller werden

Diese Versicherung wiederholte ich öfter, und es freut mich, daß der junge Dichter mich wenigstens nicht ganz zum Lügner werden ließ.

Um den Vater jedoch einige Beruhigung mehr zu verschaffen, bot ich Herwegh eine kleine Stelle bei der Redaktion der Europa an, die damals noch im Werden war, und ihm nicht viel mehr als eine Art von Anhaltspunkt für das Nothwendigste gewähren konnte. Herwegh kam hierauf täglich zu bestimmten Stunden in das Redaktionsbureau, und war überdieß ein gerngesehener Gast bei mir.«

Wir theilen aus dieser Epoche eine der tiefgefühltesten Poesien und Chargen Herwegh's mit. Erstere lautet:

Wellenklage.

Oft, in stillen Stunden, kennt' ich fragen
Mich, warum ich stets denn nur berichte
Was sich unter Menschen zugetragen;
Haben Blumen, Wellen nicht auch Geschichte?

Heute ging ich hin zu einer Stelle,
Wo des Flusses Arme sich ergießen
In das Meer, da hört' ich eine Welle
Unter diesen bangen Klagen fließen:

O, des gold'nen Tags, da aus dem dunkeln
Erdenſchooß ich an das Licht gezogen,
Sonn' und Sterne ſah in's Herz mir funkeln,
Fühlt' den blauen Himmel in mir wogen!

Weiter zog's mich. Statt der luft'gen Bläue
Strahlt' zu mir ein üppig Grün hernieder,
Und von dannen riß ich mich auf's Neue
Raſ'te ſchäumend über Felſen nieder.

Süße Blumen duftcten im Thale,
Und ich hatte ſie noch kaum geſehen,
Als ich ſanfter floß mit einem Male,
Gern geblieben wär' bei jeder ſtehen.

Eine warme Nacht war's. Roſe hauchte
Ihre Liebe glühend in die Lüfte;
Wie ich da aus meinem Bette kauchte,
Um zu ſchlürfen dieſe Wolluſtdüfte!

Und ich wollt', wie ſie mich angeblicket,
Meine Waſſerarme um ſie ſchlagen,
Kam ein Sturm, und hat ſie abgeknicket,
Ach! ich hab' ſie weit mit mir getragen.

Eine leuchtende Geſtalt ſenkt' geſtern
Noch ſich von dem Uferrande nieder,
Weich war ſie, wie meine Wellenſchweſter,
Feuer, Feuer waren ihre Glieder.

O wie ſchnell bin ich von ihr gekommen,
Um mein reiches Leben hier zu enden!
Bald hat mich der Ocean aufgenommen,
Und wird nie mehr mich zurückeſenden.

Werd' um keine Blumen künftig ſpielen,
Unter keine grünen Zweige gehen,
Mich an keinem warmen Buſen fühlen,
Auch vielleicht den Himmel nie mehr ſehen.

Junge Bäume könnet ihr entlauben,
Zarte Pflanzen könnet ihr verſehren,
Blüthen könnt ihr ihre Seele rauben;
Mir nur, Lüfte, wollt den Dienſt ihr wehren?

Zehret auf mich, gnadenvolle Winde,
In den Himmel mich als Wolk' zu heben!
Wehet, wehet dann, regenreiche Winde,
Mich als Well' der Erd' zurückzugeben!

Gebt den Blumen mich, den Mädchen wieder,
Lieber will ich durch die Erde irren,
Lieber ſtürzen über Klippen nieder,
Als im Oceane mich verlieren.

Letztere ist überschrieben:

Die Reiherbeitze

und war bestimmt eine der berühmten Finden'schen Scizzen (Beigabe zur Europa) zur Erläuterung zu dienen:

I. »Miß Angelika war das reizendste Mädchen, eine hohe üppige Gestalt, in jedem Zuge antik, ein kleines stolzes Haupt mit glänzenden braunen Haaren wiegte sich auf einem Halse, der der Venus des Capitols anzugehören schien; unter scharf geschnittenen Brauen lachten ein Paar siegreiche Augen, deren leichtsinniger Uebermuth nur durch die ächt englische Bläße des Gesichts gedämpft wurde. In ihrer Vaterstadt waren an fünfzig edle Ritter aus altem Geschlechte und unter diesen keine zwei, die nicht nach der schönen Hand der Miß Angelika getrachtet hätten. Miß Angelika sah selten in den Spiegel, sie erfuhr ja jede Minute aus einem anderen Munde, wie liebenswürdig sie sey. Sie ließ sich manche Huldigung gefallen, nahm manche Schmeichelei gnädig auf, ohne daß sich Einer der vielen Freier rühmen durfte, mehr als ein Lächeln von ihr erhalten zu haben. Das Herz unter dem leichten seidnen Gewande, das nicht so gut als der Schleier über dem Bilde zu Sais, die süßen Reize barg, schlug für Einen, vor dem jeder der übrigen Anbeter als vor einem Verdammten entsetzt geflohen wäre.

Angelika liebte; aber weder Vater noch Mutter ahnten, wer der Auserkohrne sey. Denn Angelika war lebenslustig, heiter und muthwillig, Eigenschaften, welche die Liebenden in unsern Romanen nicht besitzen und die wir, da wir keine anderen kennen, auch den Menschen von Fleisch und Blut, wenn sie verliebt sind, nicht zutrauen.

Angelika war in den Augen der jungen Herren, die sie so vergeblich umseufzten, eine Diana; so viel ist jedenfalls gewiß, daß sie nach ihrem Eugen nichts so sehr als die Jagd liebte, und daß ein gut abgerichteter Falke in ihren Augen mehr Werth als zehn hübsche Ritter hatte.

Miß Angelika hatte sich nachläßig in einen Stuhl vor ihr Schreibpult, das am Fenster stand, gesetzt; der weiße, runde Arm hing über die Lehne herab und dem Lieblingshunde, der zu ihren Füßen saß, wurde das beneidenswerthe Glück zu Theil, die schönsten Finger in der Welt belecken zu dürfen.

Am folgenden Tage sollte eine große Reiherbeitze seyn, woran Angelika stets viel Vergnügen fand. Die Sonne vergoldete noch zum Abschiede den Schauplatz von Angelika's morgender Thätigkeit und war im Begriffe, hinter den Bergen zu verschwinden und Eugens einsamen

Aufenthalt mit ihrem letzten Strahlen zu beleuchten. Angelika ergriff die Feder.

II. »So frühe schon auf Deinem Zimmer? Ich suchte Dich überall; unten befindet sich bereits seit einer halben Stunde Lord Seymour — vernachlässige ihn nicht so, er ist Einer der Ersten des Landes, mit dem Könige Jacob sehr befreundet und von gewaltigem Einflusse. Eine nähere Verbindung mit ihm — doch ich will nichts gesagt haben. Er ist mir sehr zur Hand gegangen und hat dabei den Ruhm mir ganz allein gelassen.« — Lord Seymour ist in der That kein übler Mann und wer weiß? Ich hatte im Sinne, bester Vater, heute etwas früher zur Ruhe zu gehen, da mich das Jagdhorn morgen in aller Frühe aus den Federn rufen wird. Doch wenn Lord Seymour da ist, will ich gerne eine Stunde opfern und mich in den Saal hinab begeben.

Ja, S. ist mir von großen Nutzen gewesen. Ich verdanke ihm köstliche Notizen, er selbst ist zu phlegmatisch — das darf dich jedoch nicht abschrecken, — zu bequem, um sie, so zu sagen, in's Ganze zu verarbeiten. Die Verschwörung ist entdeckt, von den Verschworenen aber erst wenige; Ruhm und Ehre stehen mir bevor, wenn ich sämmtlicher habhaft werden kann, und Seymour behauptet, im Gebirge dort drüben sollen die Meisten sich ver-

ſteckt halten. Du wirſt morgen auf die Jagd gehen, ich auch; aber ſo ein Wild, wie ich, Töchterchen, wirſt Du ſchwerlich erlegen, — »Nun, ich will ſehen ob mein Falke oder mein Vater glücklicher iſt.« — »Sey nicht zu wild und ausgelaſſen, ſchöner Leichtſinn; die Jagd iſt doch noch dein Verderben.« Mit dieſen Worten ging Lord Walſtone zur Thüre hinaus.

Walſtone war ein Mann in den Vierzigen, mit einem feinen, ſchlauen Geſichte, dem jedoch alles Großartige fehlt. Man war einer Verſchwörung gegen das Leben des Herzogs von — auf die Spur gekommen, mehrere Verhaftungen waren bereits vorgenommen worden; Walſtone entfaltete eine ungemeine Thätigkeit. Angelika hatte nur zu viel aus den wenigen Worten ihres Vaters vernommen. Unter den Flüchtlingen im Gebirge, auf die am andern Tage eine Hetzjagd angeſtellt werden ſollte, befand ſich Eugen. Angelika hatte das Intereſſe, das ſie an den Verſchwornen nahm, geſchickt zu verbergen gewußt, und ſich ſelbſt ſo weit verleugnet, daß ſie an dem ihr unausſtehlichen Seymour einige Liebenswürdigkeit zu entdecken ſchien.

Angelika hatte bereits die Feder gehabt, als ihr Vater ſie überraſchte was ihr eigentlich ſehr gelegen kam; ſie wußte in der That nicht, was ſie ihrem Eugen ſchrei-

ben ſollte, und war zu geiſtreich, um ihn mit Gemeinplätzen abzufertigen. Sie hatte nun Stoff genug. Eugen war verloren, wenn er in die Hände des unerbittlichen Walſtone fiel; es galt, den Geliebten ſo ſchnell als möglich von der drohenden Gefahr zu unterrichten. Eine Briefſtaube war bisher der Bote zwiſchen Eugen und Angelika geweſen; auch dießmal ſollte das Thier den Vermittler bilden. Die hübſche Jägerin ſchrieb einige Zeilen nieder und beſchloß dieſe mit dem erſten Frühlicht durch die Taube abzuſenden. Was lag ihr an der Jagd und an den Falken? Und ſie konnte doch nicht von erſterer abſtehen und mußte ſo ſorglos als möglich erſcheinen. Lord Seymour fand das unglückliche Kind an dieſem Abende göttlicher als je. —

III. »So, nun fliege, mein Täubchen!« mit dieſen Worten öffnete Angelika bei Tages Anbruch das Fenſter und ſchaute noch eine gute Weile im leichten Nachtgewande dem Thiere nach. Dann kleidete ſie ſich an, und ehe ſie damit zu Stande gekommen war, hatte ſich der Hof bereits mit jungen Leuten, die Angelika auf die Jagd begleiten wollten, angefüllt. Sie erſchien endlich unter denſelben, grüßte ſehr freundlich und beſtieg ihr Pferd. Man ſprengte im Galloy davon und hatte bald den freien

Platz im Wald erreicht, von dem aus Miß Walstone ihre Falken fliegen lassen wolle.

Miß Angelika wußte nicht, daß man unglücklich seyn könne, und erwartete auch für Eugen dießmal das Beste. Ihrer glühenden Liebe war ein unerschütterlicher Leichtsinn beigesellt. Sie ließ den ersten Falken steigen. Der Kampf mit einem Reiher und dessen endliche Besiegung ergötzte sie ungemein. Als der zweite Reiher zu ihren Füßen lag, wandelte sie ein leichter Schauer an. Inzwischen hatte sich ein starker Westwind erhoben, der große Wolken am Himmel zusammentrieb; Angelika's Haar flatterte wild im Sturme; der dritte Falke wollte nicht von ihrer zitternden Hand; er flog und eine Staubwolke verhüllte ihn alsbald der schönen Jägerin. Sie wartete eine Stunde und darüber — der Falke kehrte nicht zurück.

»Ein billet d'amour an einen der saubern Flüchtlinge! ••Verlasse augenblicklich diesen Ort! Durch die Taube erwarte ich Nachricht, wohin Du Dich begibst.«« Hübsche Züge, fürwahr!«

Der unausstehliche Seymour sprengte heran und hielt Angelikas Brief in der Hand.

»Mein Pferd!« schrie Angelika und war im Augenblicke verschwunden. Sie ritt pfeilgeschwind. Kaum achtete sie ihres todten Täubchens, das im Wege lag. Um

den Liebesboten her trieb der Wind einige Falkenfedern vom Boden auf. Schon war sie in der Nähe von Eugens Schlupfwinkel, da kam ihr ihr Vater mit Soldaten, die eine Tragbahre trugen, entgegen. Sie stürzte besinnungslos vor derselben nieder. »Ihr seid ein guter Schütze, Vater!« waren ihre letzten Worte.

Eugen war auf der Flucht von Lord Walstone und seinen Schergen von einem Felsen gestürzt und hatte das Gehirn zerschmettert. Angelika hat keinen Falken mehr steigen lassen. Die lustigen Reiherbeizen sind seitdem in England seltener geworden.«

Herwegh beschäftigte sich mit mancherlei Plänen für die Zukunft; er wollte für das Theater schreiben; Moritz, den er bei Lewald kennen gelernt hatte, versprach ihm willig Vorschub zu leisten; Jener gab ihm Stoffe, Ideen, Scenarien, und er begann die Ausarbeitung, bis plötzlich ein Vorfall mächtig in sein stilles, der Poesie, der Freundschaft und der Liebe geweihtes Jugendleben eingriff, und seiner Bestimmung eine andere Richtung gab.

An einem Vormittage sah L. einen Polizeidiener in das Bureau treten, und in ziemlich barschem Tone Herwegh auffordern, ihm zu folgen. Zugleich lag ein Vorwurf in dieser Aufforderung, als habe er früheren schonungs-

vollern nicht schnell genug Folge geleistet. L. wollte wissen, was dieß zu bedeuten habe, allein der Dichter brummt etwas in den Bart, legt die Feder aus der Hand, nimmt den Hut und mit den Worten: »Er wolle bald wiederkommen!« war er aus der Thür.

L. war in peinlicher Unruhe über den Vorfall. »Mein Gott!« dachte er, »sollten sich unter König Wilhelm's menschenfreundlicher Regierung Thaten wiederholen können, die an Schiller's Jugend, an Schubarts Leiden erinnerten? Unmöglich!«

Da kommt es L. in den Sinn, daß es vielleicht Schuldensachen seien, und er beruhigt sich dabei, und denkt, daß man da wohl noch abhelfen könne. Nachmittags aber, wie Herwegh wiederkehrt, sagte er mit der größten Gleichmüthigkeit, es sei der Konscription wegen gewesen, und er werde sogleich die nöthigen Schritte thun, daß man ihn damit in Ruhe lasse. Er habe nicht Soldat zu werden und Alles sei bereits von ihm eingeleitet.

Lewald waren diese Bestimmungen in Würtemberg gänzlich fremd, und er ermahnte ihn, doch ja nichts außer Acht zu lassen, um die Sache schnell zu beseitigen, die ihn sonst noch oft zu stören drohe. Darauf begleitete er ihn und seine Frau zu einem Privatballe, in eine Familie,

wo er ihn eingeführt hatte, und tanzt dort mit schönen Mädchen bis gegen Morgen.

Als Herwegh am andern Morgen zur gewohnten Stunde ausblieb, glaubte L., daß der Ball daran Schuld sei, allein wie überraschte ihn sein Schreiben, das er Nachmittags empfing, und das »aus der Kaserne« datirt war. In diesem Schreiben athmete eine Verzweiflung, die an das Komische grenzte; das Gemüth des Dichters hatte sich empört bei dem Gedanken an den Kamaschendienst in Friedenszeiten; er griff zu den abstrusesten Wendungen, er machte die tollsten Sprünge, und beschwor L., zu ihm zu kommen.

L. eilte, von einem Freunde begleitet, in die Kaserne. Unten exerzirten Rekruten. Er fragte nach dem Rekruten Herwegh. Ein gefälliger Unteroffizier geleitete ihn durch das Labyrinth der Gänge und Treppen, bis er eine Thüre öffnete und in das Zimmer rief: »der Rekrut Herwegh! Hier sind Herren, die ihn sprechen wollen!« Sogleich riefen die jungen Soldaten durch einander: Rekrut Herwegh! Allein kein Herwegh wurde sichtbar. So war jene denn gemach durch die Menge bis zum Fenster vorgeschritten, wo sich endlich bei ihrem Nahen die bleiche Gestalt unsers Dichters in der provisorischen Uniform, die ihm zu weit und zu lange war und ihm ein recht klägliches Ansehen gab,

mit einem verlegenen Lächeln; nachdem L. ihm seine Fahrlässigkeit vorgehalten, die ihn früher die geeigneten Schritte einleiten lassen, bis daß es nun zu diesem Aeußersten gekommen, sprach er ihm Muth ein, erwähnte seiner ähnlichen Lage in der Jugend, und suchte ihn durch Scherz für den Augenblick zu erheitern. Da aber sah L., wie tief H. sein Schicksal erfaßt hatte; sein Auge füllte sich mit Thränen; er knirschte vor Wuth, und war in einer Aufregung die etwas Ueberraschendes befürchten ließ. Es blieb hier nichts Anderes übrig, als ihm das Versprechen zu geben, unmittelbar für seine Befreiung thätig zu seyn, und ihn zu bitten, sich nur vierundzwanzig Stunden ruhig zu verhalten; dann empfahl L. ihn seinem Unteroffizier auf's Beste, und bat, seine gereizte Stimmung so sehr als möglich zu schonen, ihn z. B. beim Unterricht davon zu dispensiren, gleich den andern Rekruten, laut zu lesen, ihn mit Fragen zu übergehen und dergleichen, was wirklich eine Natur, wie die Herwegh's zum Wahnsinn hätte treiben können. Hierauf ging ich zum Lieutenant und zum Obersten, die einstweilen, bis höhere Befehle eingelaufen seyn würden, den Rekruten Herwegh noch ausnahmsweise behandeln wollten, und stellte sogleich eine Bittschrift auf, die L. durch einen ihn freundlich gewogenen Mann, in der näheren Umgebung des Königs, Seiner Majestät höchsteigen-

händig überreichen ließ. Der Monarch las mit Wohlgefallen, was L. von dem jungen Dichter meldete, und man erhielt das Versprechen, daß der Befehl zu seiner Befreiung vom Militär, wenn ihr sonst nichts entgegenstehe, unfehlbar gegeben werden solle. Mit dieser Nachricht eilte jener zu seinem Schützling, den die Ungeduld verzehrte. L. sprach ihm guten Muth ein und versorgte ihn mit Büchern, mit Wein; er durfte weder exerziren, noch dem Soldatenunterrichte beiwohnen; allein er war dennoch unzufrieden. Täglich schrieb er klägliche Zettel — er war der Verzweiflung nahe. L. erkundigte sich und erfuhr, daß die Ausfertigung seiner Freilassung beim Obersten liege, daß sie demnächst erfolgen würde; allein dieß Alles stellte Herwegh nicht zufrieden. In seinem Mißmuthe gestattete er sich Aeußerungen, die innerhalb der Grenzen einer Kaserne nicht erlaubt sind; er wollte auf milde Zurechtweisungen nicht hören, bis daß einmal, als der Unterofffizier zugegen war, und es mit seiner Pflicht nicht vereinbar hielt, ein unmuthiges Wort, das eine Beleidigung des Lieutenants enthalten sollte, zu verschweigen, die Anzeige davon gemacht wurde, und der Rekrut Herwegh auf vierzehn Tage Arrest bei Wasser und Brod erhielt. Nur auf verstohlenem Wege konnte L. nun durch einen andern gebildeten Unteroffizier, der Herwegh in Affektion genommen, einige Zei-

en von diesem erhalten, die er L. in seinem Kerker hingekritzelt hatte. Er bat ihn, seine Freisprechung zu betreiben, da er es nicht länger aushalten könne und noch zum wirklichen Verbrecher werden müsse, wenn ihn nichts aus seiner Lage erlöse. L. ließ es an Ermahnungen und Vorwürfen nicht fehlen, versprach ihm aber Alles zu thun, was möglich sey.

Die vierzehn Tage gingen um, und mit seiner Befreiung aus dem Gefängnisse war auch seine Freisprechung eingetroffen. Allein sein unbesonnenes Vergehen hatte wahrscheinlich einen nachtheiligen Einfluß darauf ausgeübt, und er war nur für den Augenblick vom Dienst entbunden, eine Art von temporärem Abschiede, mithin hörte er nicht auf noch fortwährend Soldat zu bleiben.

Er war jedoch für den Augenblick vollkommen beruhigt, und suchte jetzt eine Beschäftigung für den Erwerb. Diese fand er auch in der Uebertragung der Lamartine'schen Werke. L. sah ihn jetzt seltener; sein Aeußeres hatte sich vortheilhaft umgestaltet; er trug sich mit einer Art von moderner Eleganz, und L. freute sich, daß es ihm gut zu gehen schien. Allein zu bald mußte dieß jedenfalls unnatürliche Verhältniß aufhören und Herwegh zu seiner höhern Bestimmung fortgetrieben werden.

Auf einem Balle, beim Tanze, gerieth er mit einem

Offizier in Zwist und sollte sich nach militärischen Begriffen gegen denselben vergangen haben. Er war noch Soldat, und mußte, um einer schweren Strafe zu entgehen, die Flucht ergreifen — desertiren.

Er floh nach der Schweiz, und fand zuerst bei Konstanz an der neugegründeten »Volkshalle« einen Platz, wo er größtentheils literarische Artikel verfaßte; seine Gedichte aber mit fortdauernder Anhänglichkeit an die Redaktion der Europa sandte, die nach Kräften zu deren Bekanntwerden beitrug, und noch zu Anfang dieses Jahrs unter mehreren kleinen poetischen Ergüssen folgendes reizende Gedicht abdrucken ließ:

Die Blätter meiner Laube.

Das grüne Laub wird ein und aus
Vom Herbste durchgekehret
Und auch mein luftig Sommerhaus
Gar hastig abgeleeret;
Schon war der grimme Räuber drin,
Schon schleppet er im Staube
Den Mantel meiner Liebe hin,
Die Blätter meiner Laube.

Die schönen Tage, sind sie doch,
Mein holdes Lieb, verflossen,

Da neidiſch ſelbſt dem Himmel noch
Das Hüttchen ſich verſchloſſen,
Da ſich kein Auge ſtahl herein,
Und ſchüchtern nur die Taube,
Da, glücklich ohne Mondenſchein,
Wir ſchwärmten in der Laube?

O trüg' ich, hab' ich oft gedacht,
Die Welt in ihren Achſen —
Wie hätt' ich's anders doch gemacht!
Ich ließ nur Blätter wachſen;
Denn wer ein Lieb im Arme hält,
So iſt und bleibt mein Glaube,
Birgt ſich am Beſten vor der Welt
In einer dunkeln Laube.

Wie hängt ſich an den kahlen Dorn
Das letzte Grün vergebens!
Mir iſt als ſänke Korn um Korn
Im Stundenglas des Lebens,
Wenn ſo der Blätter reicher Schwall
Dem Sturme wird zum Raube;
Doch ach! was gleichet wohl dem Fall
Der Blätter meiner Laube?

Es hat der Herbſt gar ſchlecht bedacht
Verliebter Seelen Wonne;
Die Liebe ſucht die tiefſte Nacht
Und ſeine Frucht die Sonne.

Wirf nur dein Rosenkränzlein weg,
Mein Kind, und nimm die Haube;
Denn aus ist's nun mit dem Versteck
In unsrer stillen Laube!

Nachdem Herwegh, der mit dem Redakteur der Volkshalle in Vielem nicht übereinstimmte, sich von ihm losgesagt hatte, wandte er sich nach Zürich, woselbst er Freunde und Beschützer fand. Oken nahm sich seiner an; vor Allem aber scheint Herr Prof. Fröbel, ein Schüler und Freund Alexander Humboldt's, sich ihm günstig gezeigt zu haben. Dieser Mann ist Haupttheilnehmer jener Buchhandlung, welche die Gedichte eines Lebendigen so prächtig ausgestattet hat, daß sie ein Rezensent als zu »aristokratisch für den Inhalt« bezeichnen zu müssen geglaubt hat.

Es sind vorzüglich diese Gedichte, welche den allgemeinsten Enthusiasmus erregten und durch ihre feurige, Leben- und Geistathmende Fassung auch soweit verdienen, als sie namentlich in der Form wahrhaft schön, wenn auch Extravaganzen sich hinneigend erklärt werden müssen, gegen die wir uns bereit in den Einleitungsworten aussprachen. Wir theilen daher nicht die Hymnen zu einer gewaltsamen Aufregung der bestehenden Verhältnisse, wohl aber einige Gedichte mit, die ihres lyrischen Schwunges und

allgemeineren Beziehungen wegen, Aufmerksamkeit verdienen dürften:

Leicht Gepäck.

Ich bin ein freier Mann und singe
Mich wohl in keine Fürstengruft.
Und Alles, was ich mir erringe,
Ist Gottes liebe Himmelsluft;
Ich habe keine stolze Veste,
Von der man Länder übersieht,
Ich wohn' ein Vogel nur im Neste,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Ich durfte nur, wie Andre, wollen.
Und wär' nicht leicht davongeeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab' nie zugegriffen,
So oft man mich herbei beschied,
Ich habe fort und fort gepfiffen:
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Der Lord zapft Gold aus seiner Tonne,
Und ich aus meiner höchstens Wein;
Mein einzig Gold die Morgensonne,
Mein Silber all der Mondenschein!

Färbt ſich mein Leben herbſtlich gelber,
Kein Erbe, der zum Tod mir rieth;
Denn meine Münzen prägt' ich ſelber;
Mein ganzer Reichthum iſt mein Lied.

Gern ſing ich Abends zu dem Reigen,
Vor Thronen ſpiel' ich niemals auf;
Ich lernte Berge wohl erſteigen,
Palläſte klomm' ich nicht hinauf;
Indeß aus Moder, Sturz und Wettern
Sein goldnes Loos ſich Mancher zieht,
Spiel' ich mit leichten Roſenblättern;
Mein ganzer Reichthum iſt mein Lied.

Nach Dir, nach Dir ſteht mein Verlangen,
O ſchönes Kind, o wärſt Du mein!
Doch Du willſt Bänder, Du willſt Spangen,
Und ich ſoll dienen gehen? Nein!
Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Palläſte mied,
Laß ich getroſt die Liebe laufen;
Mein ganzer Reichthum ſei mein Lied

Der Gang um Mitternacht.

Ich ſchreite mit dem Geiſt um Mitternacht
Die weiten ſtillen Straßen auf und nieder —
Wie haſtig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
Die Luſt iſt, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollſten Becher hörten auf zu ſchäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt iſt müde — laßt ſie, laßt ſie träumen!

Wie all mein Haß und Gram in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet ſein verſöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Roſenblätter!
Leicht wie ein Ton, unbeirbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in dieſen Räumen;
Wie in ſich ſelbſt, verſenkte ſie ſich gern
In aller Menſchen tiefgeheimſtes Träumen!

Mein Schatten ſchleicht mir nach wie ein Spion,
Ich ſtehe ſtill vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte ſeine Liebe bitter, bitter!
Er ſchläft, — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von ſeinen Eichenbäumen?
Träumt er ſich einen Siegerkranz um's Haupt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen!

Gigantiſch thürmt ſich vor mir ein Pallaſt,
Ich ſchaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit ſündigen, mit angſtverwirrten Mienen.
Gelb, wie die Krone, iſt ſein Angeſicht,
Er läßt zur Flucht ſich tauſend Roſſe zäumen,
Er ſtürzt zur Erde, und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein ſchmaler Raum!
Unſchuld und Hunger theilen drin Ein Bette.
Doch gab der Herr dem Landmann ſeinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengſten rette;
Mit jedem Korn, das Morpheus Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland ſich golden ſäumen,
Die enge Hütte weitet ſich zur Welt —
O Gott der Armuth, laß die Armen träumen!

Beim letzten Hauſe, auf der Bank von Stein,
Will ſegenflehend ich noch kurz verweilen;
Treu lieb' ich dich, mein Kind, doch nicht allein.
Du wirſt mich ewig mit der Freiheit theilen.
Dich wiegt in goldner Luft ein Taubenpaar,
Ich ſehe wilde Roſſe nur ſich bäumen;
Du träumſt von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken bricht!
Du Nacht, mit deinem tiefen ſtillen Blauen,

Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentſtellte Antlitz ſchauen!
Auf Thänen fällt der erſte Sonnenſtrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei ſchleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

An den König von Preußen.

Einſt hat ein beſſrer Mann gewagt,
Mit ſeinem Lied vor Dich zu treten;
Du kennſt Ihn, der ſo unverzagt
Die Tyrannei bei Dir verklagt
Und Dich um Deinen Schutz gebeten,
Um Schutz für jenes arme Land,
Das blutend vor dem Himmel ſtand,
Und keine, keine Hülfe fand,
Als die Verzweiflung der Poeten.

O lebt' Er noch, er würde heut
Dich aus dem ſüßen Schlummer ſtören;
Ob alle Welt Dir Weihrauch ſtreut
Und jeden Siegerkranz Dir beut,

Sein ſtolzes Herz würd' ſich empören
Er ſpräch' dem falſchen Jubel Hohn
Und nahte zornig Deinem Thron;
Tod iſt der Vater, und der Sohn,
Der Mächtige, müßt' Ihn hören.

Doch Platen ſchläft am fernen Meer,
Und Polen iſt durch uns verloren;
In Ehrfurcht tret' Ich zu Dir her,
Wirf nach dem Dichter nicht den Speer,
Weil eine Hütte ihn geboren.
Weil er vor Dir, dem Fürſt, den Muth,
Zu flehen für Dein eigen Gut,
Zu flehen für Dein eigen Blut,
Für's deutſche Volk, dem Du geſchworen!

Sieh, wie die Jugend ſich verzehrt
In Gluten eines Meleager,
Wie ſie nach Kampf und That begehrt —
O drückt' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten ſie ins Lager!
Und frage nicht, wo Feinde ſind;
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Czaren, Deinem Schwager!

Die Sehnſucht Deutſchlands ſieht nach Dir,
Feſt, wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürſt, entfalte Dein Panier;
Noch iſt es Zeit, noch folgen wir,

Noch ſoll verſtummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, Du thuſt nicht Recht,
Wenn Du ein moderndes Geſchlecht,
Wenn Du zu Würden hebſt den Knecht;
Nur wer ein Adler, ſei von Adel!

Laſſ', was den Würmern längſt verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen;
Dir war ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein ſchöner Ritterſpiel,
Als krumme Lanzen grad' zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde ſchnöden Witz,
Schon tagt ein neues Auſterlitz,
Mögſt Du in ſeiner Sonne ſiegen!

Das rathlos auseinanderirrt,
Mein Volk ſoll Dir entgegenflammen;
Steh' auf und ſprich: »Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirth,
Und Herz und Haupt, ſie ſind beiſammen!«
Das Weſt und Oſt, das Nord und Süd —
Wir ſind der vielen Worte mud;
Du weißt, wonach der Deutſche glüh, —
Wirſt Du auch lächeln und verdammen?

Der Fiſcher Petrus breitet aus
Auf's Neue ſeine falſchen Netze;
Wohlan, beginn' mit ihm den Strauß,
Damit nicht einſt im deutſchen Haus

Noch gelten römiſche Geſetze!
Bei jenem großen Friedrich? nein.
Das ſoll doch nun und nimmer ſein.
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er ſeine Dolche wetze.

Noch iſt es Zeit, noch kannſt Du ſehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannſt Du treue Herzen ſehn,
Die gern mit Dir zum Tode gehn,
Zum Tod im heiligen Streite.
Du biſt der Stern, auf den man ſchaut,
Der letzte Fürſt, auf den man baut;
O eil' Dich! eh' der Morgen graut,
Sind ſchon die Freunde in der Weite.

Nun ſchweig', du ehrnes Gedicht!
Des Fürſten Mund wird bitter ſchmollen.
Ich weiß, man hört die Sänger nicht,
Wan ſtellt die Freien vor Gericht
Und wirft ſie in die Schaar der Tollen.
Gleichviel — wie er auch immer ſchmollt,
Ich hab' gethan, was ich geſollt;
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

Sonnet.

Von Büchern liegt vor mir ein Perſerheer,
Doch keins kann mir den Unmuth ganz verwiſchen.
Der will den Geiſt auf Roſſen ſich erfriſchen,
Der holt ſich ſeinen Helden über's Meer.

Unwillig ſchwingt der Kritiker den Speer:
Warum die fremde Koſt auf unſern Tiſchen?
Warum nach Gold in fremden Flüſſen fiſchen?
Iſt unſre Heimath, unſer Herz ſo leer?

Geh' wieder in dein Kämmerlein und dichte!
Brauchſt keinen Turban, keine welſchen Blouſen;
Zünd' deinen Zunder an am eignen Lichte!

Greif' Sänger, wieder in den eignen Buſen,
In deines eignen theuern Volks Geſchichte!
Da, oder nirgends wohnen deine Muſen.

Den Naturdichtern.

Titan und Zwerg, das Große, wie das Kleine,
Iſt Poeſie, und Poeſie im Halme,
Wie in des Orientes ſtolzer Palme,
Und Poeſie noch in der Weiſen Steine;

Und Poeſie die Mück' im Sonnenſcheine,
Und Poeſie in eines Dampfſchiffs Qualme,
Und Poeſie auf einer Schweizeralme,
Und Poeſie vor Allem auch im Weine.

Wo Euch des Himmels heil'ge Luft umweht,
Da rauſcht die Poeſie mit ihrem Schwingen;
Sie fehlet nie, oft fehlt nur der Poet.

Wie Gott, iſt ſie zuletzt in allen Dingen:
Doch wenn einmal ein Löwe vor Euch ſteht,
Sollt Ihr nicht das Inſekt auf ihm beſingen.

Bald nach dem Erſcheinen dieſer wirklich lebendigen Lieder eines Lebendigen, die in kurzen Zeiträumen fünf Auflagen erlebten, erſchien in Bezug auf eine, gerade der öffentlichen Debatte anheimgegebenen Zeitfrage, folgendes ebenfalls ſchwungreiche, wenn auch mehr der Idee der Sache als dem ausführbaren Realen huldigende Gedicht:

Die deutsche Flotte.

Eine Mahnung an das deutsche Volk.

(Zur sechsten Säcularfeier der Stiftung des Hansabundes.)

Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen,
Blick' in des Schicksals goldnes Buch.
Lies aus den Sternen Dir den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach', mein Volk, heiß' Deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch.

Hinweg die feige Knechtsgeberde!
Zerbrich der Heimath Schneckenhaus,
Zieh' muthig in die Welt hinaus,
Daß sie Dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerheerde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde.
Drum wirf den Anker aus!

War Hellas einst von beß'rem Stamme,
Als Du, von beß'rem Stamme Rom?
Daß Hermann, Dein gepriesner Ohm,
Mein Volk, Dich nicht verdamme —
Hinaus ins Meer mit Kreuz und Dreiflamme!
Sei mündig und entlaufe Deiner Amme,
Wie seinem Quell Dein Strom!

Wohl iſt ſie Dein, die ſchönſte Flotte,
Die je ein ſterblich Aug' entzückt;
Des Münſter Schiffe, wie geſchmückt
Haſt Du ſie Deinem Gotte!
Du lächelſt ob der Feinde ſchwachem Spotte,
Wenn ſie auf ſchwankem Brett, die freche Rotte,
Die Frucht der Erde pflückt.

Auch dieſe Frucht ſollſt Du erſiegen,
Wenn erſt das Salz Dein Ruder netzt,
Und all die Sterne, die ſich jetzt
Stolz über'm Haupt Dir wiegen,
Gleich ſchmucken Sclaven Dir zu Füßen liegen;
So zwiſchen zweien Himmeln hinzufliegen —
Dies Ziel iſt Dir geſetzt!

O, blick' hinaus ins Schrankenloſe!
Beſtürmt Dein Herz nicht hohe Luſt,
Wenn, wie an einer Mädchenbruſt
Die aufgeblühte Roſe,
Die Sonne zittert in des Meeres Schooße?
Und rauſchen nicht der Tiefe tauſend Moose
Dir zu: Du mußt! Du mußt!?

Gleicht nicht das heil'ge Meer dem weiten
Friedhof der Welt, darüber hin
Die Wogen Decken von Rubin
Und grüne Hügel breiten?

Um Deiner Todten Asche mußt Du ſtreiten!
Ha! ſchlummern nicht aus Deiner Hanſa Zeiten
Auch deutſche Helden drin?

Wiegt ſich nicht auf kryſtallnem Stuhle
Im Meer der Nereiden Schaar,
Die ſich ihr Schickſal Jahr um Jahr
Abſpinnt von goldner Spule?
Lockt ſie Dich nicht, der Becher nicht von Thule,
Das wilde Meer, der Freiheit hohe Schule,
Lockt Dich nicht die Gefahr? —

Kühn, wie der Adler kommt geflogen,
Nimmt der Gedanke dort den Lauf,
Kühn blickt der Mann zum Mann hinauf,
Den Nacken ungebogen.
Noch ſchwebt der Geiſt des Schöpfers auf den Wogen,
Und in den Furchen, die Columb gezogen,
Geht Deutſchlands Zukunft auf.

Wie Dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer Dein Leben ſein,
Das alle Zungen kennen
Und einen Purpur nennen.
Er ſoll nicht mehr um Krämerſchultern brennen,
Wer will den Purpur von dem Kaiſer trennen?
Ergreif' ihn, er iſt Dein.

Ergreif' ihn, und mit ihm das Steuer
Der Weltgeschichte, faß' es keck!
Ihr Schiff ist morsch, ihr Schiff ist leck,
Sei Du der Welt Erneuer!
Du bist des Herrn Erwählter und Getreuer;
O, sprich, wann lodern wieder deutsche Feuer
Von jenes Schiffes Deck?

Hör', Deutschland, höre Deine Barden:
Dir blüht manch lustig Waldrevier —
Erbaue selbst die Segler Dir,
Der Freiheit beste Garden,
Mit eignen Flaggen, eigenen Kokarden;
Bleib' nicht der Sclave jenes Leoparden
Und seiner schnöden Gier!

Wen bittrer Armuth Noth erfaßte,
Und wer verbannt die See durchwallt,
Daß heiße Sehnsucht nicht zu bald
Die Seele ihm belaste,
Dem sei's beim Schwanken einst der deutschen Maste,
Als ob er träumend noch zu Hause raste
Im kühlen Eichenwald. —

Schon schaut mein Geist das nie Geschaute,
Mein Herz wird segelgleich geschwellt,
Schon ist die Flotte aufgestellt,
Die unser Volk erbaute;

Schon lehn' ich selbst, ein deutscher Argonaute,
An einem Mast, und kämpfe mit der Laute
Ums goldne Vließ der Welt.

Es konnte nicht fehlen, daß namentlich die jungen Poeten, welche wie Professor Hoffmann von Fallersleben in seinen unpolitischen Liedern (Hamburg bei Hoffmann u. Campe), Dingelstedt in den Liedern eines cosmopolitischen Nachtwächters, (ebend.) und E. Geibel in seiner »Zeitstimmen« (Lübeck bei Fr. Aschenfeldt), ebenfalls die Politik mit der Poesie zu vereinigen und so einen neuen Cursus zu lehren gedachten, lebhaftest den neuen Succurs auf dem bis dahin allein behaupteten Schlachtfeld begrüßen würden. Daß wie man es ehrlich mit dem deutschen Volke meinen und daß nicht das Heil von dem blinden Umsturz allein erwarten darf, trat auch namentlich letztgenannter Dichter, Emanuel Geibel*) bald nach dem Erscheinen der »Lieder

---

*) Emanuel Geibel ist der zweite Sohn des Pastors der reformirten Gemeinde in Lübeck, Johannes Geibel, eines sehr beliebten Kanzelredners und hochgeachteten Mannes. Er ist angeblich 1815 in Lübeck geboren, genoß den Unterricht auf dem vor Jahren vorzüglichen Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann, um Philosophie und Philologie zu studiren, die Universitäten Berlin und Bonn. Später nahm er eine Haus-

eines Lebendigen« deren Dichter energisch in folgendem trefflichen Gedichte (Kölnische Zeitung Nr. 183) entgegen:

An Georg Herwegh.

Es scholl dein Lied mir in das Ohr
So schwerteschärf, so glockentönig,
Als wär' aus seiner Gruft empor
Gewallt ein alter Dichterkönig.
Und doch, ich weiß' es nicht von mir,
Ich muß dich in die Schranken laden,
Komm an in voller Harnischgier,
Auf Tod und Leben Kampf mit dir,
Kampf, du Poet von Gottes Gnaden!

Bist du dir selber klar bewußt,
Daß deine Lieder Aufruhr läuten?
Daß jeglicher nach seiner Brust
Das Aergste mag aus ihnen deuten?

lehrerstelle in Griechenland an und kehrte vor circa 1½ Jahren nach seiner Vaterstadt zurück, wo er gegenwärtig privatisirt. Neuerdings bewilligte ihn der König von Preußen, nach dem Tieck Demselben die neueste Production des jungen Dichters, ein Trauerspiel »Roderich« vorgetragen, eine Pension von jährlich [illegible] Rthlr.

Der Zwerg, der matte Pfeile schnitzt,
Wohl! — schieß' er, ohne fest zu zielen!
Doch wer vom Wetterlicht umblitzt,
Im Donnerwagen grollend sitzt, —
Der soll nicht mit den Zügeln spielen.

Fürwahr! Ein Sämann scheinest du,
Der Samen streut, doch der Zerstörung,
Ein Glöckner, der aus ihrer Ruh
Die Völker stürmt, doch zur Empörung.
Du willst die Flamme, die so rein
Und heilig strahlt durch alle Lande,
Du willst den warmen Gottesschein
Zur Fackel Herostrats entweih'n,
Und schwingst sie wild zum Tempelbrande.

Wozu sonst dieses Schwerterklirr'n,
Die Kriege, die dein Lied gefordert,
Die hast'ge Gluth, die durch dein Hirn
In tausend Funken prächtig lodert?
O nein! — Das ist nicht deutsche Art;
Wohl ringen wir auch für das Neue,
Um's Freiheitsbanner dicht geschaart
So steh'n auch wir — doch aufbewahrt
Aus alter Zeit blieb uns die Treue.

Verhaßt sind sie auch uns, wie dir,
Die Unterjocher der Gedanken,
Und keinen Deut begehren wir
Von jenen übermacht'gen Franken.

Wir wollen auch, das frei das Wort
Durch alle Lüfte möge fluthen;
Es dünkt auch uns in Süd und Nord
Das Wort der beste Freiheitshort —
Doch soll darum dein Volk verbluten?

Nein! Glaub' der Tag ist bald erwacht,
Der Morgen naht, wo wir's erringen,
Nicht ohne Kampf, doch ohne Schlacht,
Der Geist ist stärker als die Klingen,
Geharnischt steht er auf dem Plan,
Er, der mit Luthern einst gefochten,
Durch tausend Lanzen bricht er Bahn,
Und mag die Hölle drauend nah'n,
Der Lorbeer bleibt ihm doch geflochten.

Drum thu' dein Schwert an seinen Ort,
Wie Petrus that, da er gesündigt;
Die Freiheit geht nicht auf aus Mord,
Blick nach Paris, das dir's verkündigt;
Vom Geist will sie gewonnen seyn,
Doch wär ihr Kleid, so rein und heiter,
Mit blut'gem Makel mag entweih'n,
Und säng' er Evangelienleder'n!
Der ist der Welt, nicht Gottes Streiter.

Ich sing' um keines Königs Gunst,
Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren,
Ein freier Priester freier Kunst
Hab' ich der Wahrheit nur geschworen.

Die werf ich keck dir in's Gesicht,
Reck in die Flammen deines Brandes,
Und ob die Welt den Stab mir bricht,
In Gottes Hand ist das Gericht;
Gott helfe mir! ich kann nicht anders.

Herwegh selbst soll, als man ihn aufforderte eine Entgegnung zu liefern, geäußert haben: »Nein, Geibel's Gedicht ist schön, und es ist besser so.«

Herwegh unternahm nun, um für eine Zeitschrift, die sowohl seinen communistischen Ideen*) Ausbreitung, als seinen politischen Anhängern gewinnen sollte, ein allgemeines Interesse herbeizuführen, eine Reise von Zürich durch Deutschland bis nach Ostpreußen. Jene Zeitschrift, sollte den Titel: »Der deutsche Bote aus der Schweiz« führen und von Neujahr 1843 an in Zürich erscheinen.

Der junge Dichter deutscher Hoffnungen und Bestrebungen fand überall viel Liebe und herzliche Theilnahme,

---

*) Der Stifter des Communismus, einer Art Gütergemeinschaft, auf Grundsätzen der Billigkeit und des gegenseitigen Verkehrs oder Ineinandergreifens basirt, war Fourier, der 1837, 65 Jahr alt, als Mäkler in Lyon starb. Sein System erfreut sich zahlreicher Anhänger und bietet viele augenscheinliche sociale Vortheile.

namentlich in Jena (wo er seinen gleichgesinnten Freund, R. E. Prutz besuchte und von den Studenten rauschend gefeiert ward) in Köln, Leipzig, Stuttgardt ꝛc. ꝛc. Fast überall schaarten sich namentlich Schriftsteller, Buchhändler und alle freisinnige Genossenschaft um ihn, dem Gaste frohe Libationen bereitend. Ein Beweis, daß die Ideen, welche Herwegh in seinen Liedern verfochten, eine Art Anerkennung gewonnen. Seine Persönlichkeit, die wir schon geschildert, machte dabei den günstigsten Eindruck. Scharf geschnittene edle Züge, voll jugendlicher Frische und Energie und ein Blick des Auges, der wie der Ton der Stimme etwas Treuherziges zeigte und für die Wahrhaftigkeit eines jeden seiner Worte zu bürgen schien. Seine Reise ging nun auf die Spreestadt, Berlin. Auch hier sah er sich in die ersten Kreise gezogen und die märkische Bildung drängte sich zu seiner Bekanntschaft. Der Gefeierte konnte nicht ahnen, daß man ihn bald eben so schnell desavouiren, als jetzt erheben würde. Sehr wahr ist jene Bemerkung die der Berliner Gesellschafter damals wie folgt über diese Huldigungsmanie machte:

»Die Juden tanzten um ein goldenes Kalb, statt den alleinigen Gott zu verehren. Wir jetzigen Christen sind größtentheils auch nicht recht mit unserm Herrgott zufrieden und schaffen uns goldene Kälber, um drum herum zu

tanzen. Man nennt es unter den Philoſophen »Kultus des Genius«, einen Ausdruck, den Strauß erfunden hat. Der Genius, das Genie, der Mann der That in den Ideen der Zeit — ja, er zwingt die geſunde, gebildete Menſchheit unwillkürlich zur Verehrung. Aber dieſe Verehrung iſt keuſch verſchämt, im tiefſten Herzen freudig zitternd, auch religiös; und deshalb ohne Prätenſion, ohne Prahlerei, ohne Champagner begeiſtert, geſättigt, überquellend, ohne Braten und Compots. Daß ihr aber eure Dichter und Helden an Tiſche mit Eßwaaren und Weinflaſchen ſetzt, euch drum herum, euch ſatt eßt und antrinkt und dann anfangt, um ſie herumzutanzen mit Toaſten, Reden und allerlei Firlefanz, ehrlich geſagt, das iſt keine geſunde wahrhafte Verehrung. Dieſer Art von Verehrung liegt eure eigene Leere, Eitelkeit, Egoismus zu Grunde. Der Dichter, der Held iſt Mode, läßt er ſich bei euch ſehen, hallo! ihr müßt ja die Mode mitmachen. Ihr braucht ja einen Gegenſtand, einen Grund zum gemeinſchaftlichen Eſſen und Trinken. Jetzt dauert mich Herwegh, den man zum Tagesgotte erhoben hat. Er ſelbſt ärgert ſich wohl am Meiſten über dieſe Abgötterei, die nicht aushalten wird. Wißt ihr, woher dieſe ſtrohlodernde Begeiſterung? Wir haben keine ſolide feſte Richtung und Geſinnung, wir ſind kein Volk, ſondern blos ein hyperartiges Publikum,

das immer etwas zu verzehren haben will. — Man entſchuldige ſich hernach nicht damit, die politiſche Poeſie ſei bloß Kind der Zeit und der alte Saturn werde auch dieſes Kind verſchlingen; hernach ſei es von Rechtswegen aus mit der Abgötterei, die man mit Herwegh treibt. Nein, »wer den Beſten ſeiner Zeit genügt hat, der hat gelebt für alle Zeiten.« Die politiſche Poeſie iſt nicht mehr ein Kind der Zeit als jede andere Form des Schönen. Jede poetiſche Schöpfung geht aus dem Ideale der Zeit hervor, wenn ſie wirkliche lebendige Poeſie iſt. Ihr verehrt die Idee, das Princip, das allgemeine in dem Subjekte der Idee? Gut, ſo vergöttert aber das Subjekt nicht, die vergängliche Erſcheinung des Ideals, ſondern beweiſt eure Begeiſterung durch die That für die Idee. Die einzelne Perſon iſt freilich wirklicher Brennpunkt, perſönliche Erſcheinung des Ideals, und ſomit verdichtet ſich die Begeiſterung ganz natürlich um dieſe Perſon. Doch, wie geſagt, dann zeigt ſich die Begeiſterung nicht in Eſſen und Trinken, ſie iſt göttlicher Natur, ſie iſt wirklich religiöſer Art. Bei dieſer geſunden Art der Verehrung unterſcheidet man noch immer die zufällige Perſon von dem Ewigen, von der Idee, deren Träger und Subjekt ſie iſt, und dann kommt nie dieſe Art von Huldigung zum Vorſchein, wie wir ſie ſo oft beim deutſchen Publikum bemerkt haben.

Bald las man nun in den Berliner Zeitungen, daß Herwegh zu einer Audienz beim Könige gelassen sey, wozu Schönlein, der Leibarzt, ebenfalls ein Freund der politischen Bewegungen, den Monarchen veranlaßt haben sollte. Ebenso, obschon auf eine wahrhaft befremdende, indiscrete Art ward das Publicum von dem Inhalte jener Audienz unterrichtet.

»Wir wollen als ehrliche Feinde uns gegenüberstehen — sollte Friedrich Wilhelm IV. dem jungen, sehr verlegen sich gebehrdenden Poeten geäußert haben — ich hasse Gesinnungslosigkeit, und wir wollen beide wirken, Jeder in seiner Art und Jeder mag sich nur darüber Rechenschaft geben können. Aber auf Ihrem Kreuzzuge werden Sie wohl auch noch einen Tag vor Damaskus erleben!« Herwegh selbst, äußerte sich nach seiner Rückkehr nach Zürich in einer Erklärung, die er der Augsburger allgemeinen Zeitung sandte, dahin: daß er den in Berlin verbreiteten, auch in mehrere Blätter übergegangenen Gerücht, als habe er um eine Audienz beim Könige von Preußen gebeten, Folgendes entgegensetzen müsse:

Hr. Dr. Schönlein habe ihm eines Morgens den Besuch erwiedert, den er ihm ein oder zwei Tage zuvor abgestattet; bei dieser Gelegenheit habe ihm Dr. Schönlein gesagt, wie freundlich Se. Maj. der König bei Betrach-

tung eines Portraits Herweghs in einem Muſenaimanach ſich über ihn geäußert habe, wobei der Wunſch ausgedrückt worden ſey, ihn doch auch perſönlich zu ſehen. Hr Schönlein habe beigefügt, auch ihm (Herwegh) müſſe es intereſſant ſeyn einen Mann wie Se. Maj. von Angeſicht zu ſchauen. Was Herwegh darauf erwidert und gethan, wie nach einer zweiten Begegnung mit Hrn. Schönlein dieſer ihn an einem dritten Morgen in ſeinem Wagen nach dem Schloſſe abgeholt habe, iſt in Herweghs Erklärung, die eine bittere Stimmung gegen Hrn. Schönlein athmet, etwas näher angegeben, ſcheint aber der Augsburgerin von »keiner Bedeutung« und in »ſeiner Form kaum zur Mittheilung paſſend«. — Bald erfuhr nun auch das redeſelige und neugierige Berlin den dankbaren Converſationsartikel, daß der junge, intereſſante Dichter ſich mit der Tochter des reichen Hofbanquiers S., einem geiſtreichen lebhaften jungen Mädchen, verlobt habe. So ſtand alſo Herwegh anſcheinend auf dem Zenith ſocialer Glückſeligkeiten.

Der Dichter der »Lieder eines Lebendigen« begab ſich nun nach Königsberg, wo ſich ſeit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. eine eigenthümliche Reaction gebildet hatte, die namentlich von den: »vier Fragen« des Dr. Jakobi aus, Leben und Geltung zu gewin-

nen trachtete. Die inländiſchen Zuſtände unterlagen, namentlich in der vom Dr. Witt vortrefflich redigirten »Königsberger Zeitung« (Eigenthum des Stadtverordenten, Buchdruckereibeſitzers Hartmann), einer freimüthigen, aber meiſt durch würdige Haltung überzeugenden Prüfung. Von den Freunden einer ſolchen vernunftgemäßen Preſſe wurde auch Herwegh ein Feſtmahl veranſtaltet, an dem über 170 Perſonen froh und heiter Theil nahmen. Aber ſchon hatte ſich der junge Dichter einem Extrem hingegeben, das ſeine wahren Freunde für ihn beſorgt machen mußte. Dies ſprach ſich namentlich in der an Paradoxen reichen Rede aus, die er den Studenten hielt, als dieſe Herwegh einen Fackelzug brachten. »Man müſſe die Freiheit bis zum Wahnſinn lieben!« lautete es unter andern. Das konnte nicht gut thun und gab reichlichen Stoff, Herwegh geradezu, als einen reinen Phantaſten, ohne alle Rückſicht, vor der Menge hinzuſtellen.

Von Berlin aus aber, wahrſcheinlich in Folge der unberufenen Publicationen der Zwiegeſpräche mit dem Könige war eine Miniſterialverfügung erlaſſen, die jede Theilnahme an einer öffentlichen Feſtlichkeit zu Herwegh's Ehren unterſagte. Namentlich ſollte den Studenten für dieſen Fall die Relegation angedroht ſeyn, was aber der Univerſitätsrichter, Aſſeſſor Becker ſpäter verneinte. — Herwegh

kehrte nun nach Berlin zurück. — Gleichzeitig mit seiner zweiten Erscheinung in der Residenz aber, war ein Schreiben das die »Leipziger allgemeine Zeitung» Nr. 358 zuerst unterm 19. December aus Königsberg brachte, und das an Seine Majestät dem Könige von Preußen von Herwegh gerichtet war. Dasselbe lautet:

Majestät!

»Wir wollen ehrliche Feinde seyn,« lauteten die Worte, die Preußens König jüngst an mich gerichtet und diese Worte geben mir ein Recht, sie legen mir die Verpflichtung auf, offen und unumwunden, wie ich einst mein Vertrauen auf Eure Majestät ausgesprochen, nun auch meine Klage, meine bittere Klage vor Ihren Thron zu bringen, ohne eine Devotion zu heuchein, die ich nicht kenne, oder Gefühle, die ich nicht empfinde, und nie empfinden werde. Wir wollen ehrliche Feinde seyn, — und an demselben Tage, da Eure Majestät diese Worte auszusprechen geruhten, gefällt es einem hohen Ministerium, den Buchhändlern den Debit eines von mir erst zu redigirenden Journals, von dem unter meiner Redaktion noch keine Sylbe erschienen ist und dessen Debit vor 2 Monaten, ehe diese Uebernahme der Redaktion durch mich bekannt gewesen, erlaubt worden war, lediglich meines Namens wegen zu verbieten. Daß dieser mein Name auch bei Eure Majestät einen so schlimmen Klang habe, kann und darf ich nicht glauben, nach dem was Sie vor wenigen Tagen an mich geäußert. Ohne Zweifel haben Eure Majestät von diesem

Verfahren gar keine Kunde und der Zweck dieses Briefes ist auch nur, diese einfache Thatsache zu Ihrer Kenntniß zu bringen, damit Eure Majestät weiter beschließen mögen, was Rechtens ist. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbotes, denn ich weiß, das mein beschränkter Unterthanen-Verstand, meinem Bewußtsein einer neuen Zeit auf ewig widersprechen muß, dem alternden Bewußtsein und dem Regiment der meisten deutschen Minister, denen ich das Recht der Opposition gerne einräumen möchte, wenn sie überhaupt nur Notiz nehmen möchten von dem was um sie her vorgeht, aber vorgeht in den Tiefen der Menschheit, statt sich mit ein Bischen Schaum und Wind zu zanken, die auf der Oberfläche spielen. Wenn diese Minister in dem Widerspruche gegen sie, auch zuweilen die Elemente einer neuen Religion zu entdecken, nicht blos Polissonnerie und Frivolität zu wittern im Stande wären, kurz, wenn diese Minister ausser dem Zufall ihrer Geburt und ihrer oft schätzenswerthen administrativen und polizeilichen Talente auch das Talent und den guten Willen besäßen, sich auf einen ehrlichen Kampf mit ihren Feinden einzulassen, statt dieselben erst vornehm zu ignoriren, dann, ohne sie zu kennen, brutal zu behandeln, und so Fürst und Volk zu täuschen, wenn sie von einer Beunruhigung der Gemüther reden, die in der That und Wahrheit nicht vorhanden ist und durch äussere Maßregeln nun und nimmermehr erzwungen werden kann. Noch giebt es Menschen, die durch Nichts zu schrecken sind und ich rechne mich zu ihnen, Menschen, die sich die Seele ausschreien werden, bis Recht und Gerechtigkeit auf der Welt; um so getroster, da selbst die Feinde des Fortschrittes nicht mehr den Muth besitzen, Gewalt zu brauchen, weil sie wohl einsehen, wie gefährlich

dies Märtyrerthum ist und wie für Einen Mann, den zu unterdrücken ihnen gelingt, zwanzig Gebarnischte auf einmal aus dem Boden springen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, so schmerzlich es ist, das Kind seiner Muse schon im Mutterleibe bedroht zu sehen und als Individuum mit einem ganzen Staatsprincip in ewiger Collision zu leben; ich bitte nicht um Zurücknahme dieses Verbotes, denn ich bin kein Schriftsteller von Profession, suche keinerlei materielle Vortheile durch das zu erreichen, was ich sage, weil ich es sagen muß. Aber auch für die materiellen Vortheile und die Verbreitung des Journals ist durch ein Verbot nicht hinlänglich gesorgt, Bücher fliegen recht eigentlich durch die Luft und was das Volk lesen will, liest es allen Verboten zum Trotz. Eure Majestät Minister haben vor 3½ Jahren meine Gedichte verboten und ich bin so glücklich, im Augenblicke die fünfte Auflage derselben veranstalten zu können. Eure Majestät Minister haben die Beschlagnahme als gefährlich erschienener Bücher verordnet und ich habe mich auf meiner ganzen Reise davon überzeugt, diese Bücher sind in Jedermanns Händen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich darf um nichts bitten in einem Lande, das ich verlassen will. Ich bin nach der Nothwendigkeit meiner Natur Republikaner und vielleicht schon in diesem Augenblicke Bürger einer Republik. Ich kann, ohne mich selbst zu verdammen, nicht länger in Staaten leben, wo selbst die Censur aufgehört hat, eine Wahrheit zu sein; was ja die täglich statt findende Confiscation bereits censirter Bücher beweisen. Aber es hat mein Herz gedrängt, an Eure Majestät noch ein letztes ehrliches, wenn auch leidenschaftliches Wort zu richten, ein Wort, das nur die

Diener der Fürsten selbst anklagen soll, ein Wort unter vier Augen, das aber doch nicht blos mein Wort, sondern das vieler Tausende, ein Wort das ich mit ganzen heiligen Eifer und Vertrauen meiner Seele vor Eurer Majestät gesprochen, und das Eure Majestät demnach würdigen und schätzen werden.

In tiefster Ehrfurcht

Eure Majestät ergebenster

Herwegh.

Allgemein war das Erstaunen über solch' eine ungeahndete und gänzlich unzurechtfertigende Taktlosigkeit. Selbst die eingefleischtesten Enthusiasten vermochten diese Rüge nicht zu unterdrücken.

Kaum fand man es zu hart, daß Herwegh in Folge dieses, im Taumel der Verblendung geschriebenen Briefes augenblicklich die Residenz verlassen mußte, und auch in Stettin, wo er seinen Freund Prutz noch einmal begrüßen wollte, nur 8 Stunden mit seiner ihn begleitenden Braut geduldet ward. Die Theilnahme für den jungen Dichter, kühlte sich bedeutend ab, und als kurze Zeit darauf das Verbot der: »Leipziger allgemeinen Zeitung« folgte, war ihm auch die Verurtheilung aller seiner Collegen in litteris gewiß, denen er durch seine Unbesonnenheit nur das schlimme Loos bereitetet hatte, ihre Bestrebungen, noch so aufrichtig, beargwöhnt und umstellt zu sehen. Wenig

half es, daß H. sich gegen die Art und Weise der Veröffentlichung in nachstehender Erklärung aussprach und behauptete, an alle liberalen Journale geschrieben zu haben: wenn ihnen etwa ein Brief von ihm zukäme, denselben zu unterdrücken. Erklärung: »Ohne mein Wissen ist in der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 24. Dec. ein Privatbrief an den König von Preußen im Geleite einiger Druckfehler veröffentlicht worden. Die Veröffentlichung bitte ich einzig der unverantwortlichen Indiscretion eines Freundes, nicht einer Taktlosigkeit meinerseits auf die Rechnung zu setzen. So bereit ich bin, für meine Worte einzustehen, so muß ich doch die unselige Klatschsucht, die **stante pede** Alles ohne Unterschied in den Mund der Leute bringt und auch diesen einmal verrathenen Brief gegen meinen Willen und vor der Zeit so weit befördert hat, durchaus mißbilligen.«

Georg Herwegh.

Auch in Leipzig und Frankfurt a/M. duldeten die betreffenden Behörden Herwegh nicht über 24 Stunden. So langte er denn am 12. Januar 1843 wieder in Zürich an, vielbesprochen und leider auch — viel geschmäht. Humane Beurtheiler fand er wenige. Ja selbst seine Dichtergenossen und einer der begabtesten derselben, sein ehemaliger Freund Freiligrath glaubten die Desavoui-

rung der Herwegh'ſchen Richtung kund geben zu müſſen. Er that es in nachfolgendem Gedichte, welches die Nr. 20 der diesj. Kölner Zeitung brachte:

Ein Brief.

Das war ein luſtig Ziehen
Und Reiſen durch die Welt!
Das war ein Fackelſprühen
Von Zürich bis zum Belt!
Aus Herzen und aus Küchen
Stieg Weihrauch dir empor;
Pelotons von Tafelſprüchen
Schlugen knatternd an dein Ohr!

Ein neuer Held Sanct Jürgen
Durch Deutſchland zogſt du frei,
Im Fluge zu erwürgen
Den Molch der Tyrannei!
Wie kommt es, daß der graufe
Noch züngelt ungeſcheut?
Verpaßteſt du beim Schmauſe
Vielleicht die rechte Zeit?

Du trotziger Dictator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator,
Und übrig nur — der Schwab!

Verwelkt ſchon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt ſchief!
Du ſchriebſt dem eignen Ruhme,
Ach, den Urlasbrief!

Nun können ſie dich bänd'gen,
Philiſter und Zelot:
»Da habt ihr den Lebend'gen!
Er ſchlug ſich ſelber todt!«
Wen Ruhmskleider zieren,
Der hüte ſie, wie Schnee!
Wahr iſt es: Renommiren
Verdirbt die Renommee!

Wer ſagt, er ſtände Wache
Fürs Recht, der halte Stich
Und gebe ſtatt der Sache
Nicht immer nur ſein Ich!
Der ſchwinge, wo für's Ganze
Man ernſte Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze,
Mit der die Hoffahrt ficht!

Wer je mit Wein der Ehren
Empfangen ward, wie du,
Wie mocht' er den bethören,
Trank auch ein Volk ihm zu?

O Schmach, im Rauſch zu fallen,
In Händen noch den Krug!
Verraucht ſich zu erlallen
Des Lächerlichen Fluch!

Das iſt's! — Wohl wird geſchlagen
Ein Held im Kriegsgewühl;
In alt und neuen Tagen
Schritt mancher ins Exil;
Doch rings im Volksgetümmel
Kein Hohnen und kein Groll:
Sein Stern erloſch am Himmel —
Doch rein und würdevoll!

Die Freiheit rang die Hände,
Da ſeine Hand der Strick!
Wie todte Fackelbrände
Der Freunde düſtrer Blick!
Ringsum Gewitterſtirnen,
Rings Murmeln durch's Visir,
Ringsum verhaltnes Zürnen —
O, wär' es ſo mit dir!

Dir folgt, wie plumpen Schritten,
Ein Rauſchen, hörbar kaum;
Das iſt der Triebe Zittern
Am jungen Freiheitsbaum!

Der Knospen und der Triebe,
Die freudig ihn geſchmückt!
Die, ach, mit Einem Hiebe
Du alle faſt geknickt!

So ziehſt du! — Was ich ſagte,
Wohl klingt es ſchonungslos!
Doch wer uns Arndt verklagte,
Zog ſelber ſich das Loos!
Du nannteſt den alten Rieſen
Zu alt zu dieſer Friſt?
Du haſt uns nur bewieſen,
Daß du zu jung noch biſt!

Zieh' hin! — Doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeihn!
Bring' ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring' ſie ein:
Der Dichtung Goldſtandarte,
Laß wehn ſie, doppelt reich: —
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz' aus den Schwabenſtreich!

Freiligrath hat für dieſe ſeine ungeforderte Oppoſition eben keinen großen Dank eingeerndet. Er am wenigſten ſollte mitgeholfen haben, Steine auf einen jungen Ruhm zu wälzen. Es ſieht dies einer Scheelſucht ſogleich,

welche man früher an der Dichter der Wüſtenlieder nicht kannte. Daß Herr Karl Heinzen in der Rheiniſchen Zeitung Freiligrath ſeine Freundſchaft aufkündigte, wird und kann Erſteren gerade nicht unglücklich machen, allein das Gedicht, in welchem Jener es that und welches wir nachſtehend mittheilen, bringt dennoch Vorwürfe, die ſehr Viele in Deutſchland theilen müſſen:

An Freiligrath.

Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte,
»Als auf der Zinne der Parthei!«
Doch greift er ohne Scheu, nach der Standarte,
Der — Polizei.

Gefordert einſt zu männlicher Beſtreitung,
Schwieg die poetiſche Perſon,
Jetzt kämpft, o Ehren, in der Kölner Zeitung,
Die — Penſion.

Iſt der Lebend'ge um den Ruhm gekommen,
Geduld, er ſtellt ihn wieder her,
Doch was er unbefleckt nach Haus genommen,
Das iſt — die Ehr.

Dir blüht verdienter Ruhm im Wüſtenſande,
Im Urwald prangt dein Haus,
Doch, ſeit dein »Brief« ertönt im Vaterlande,
Iſt's — mit dir aus. (?)

Dir muß mit Schmerz ein Freund den Rücken kehren,
Der nur den Freien achten kann,
Den Dichter wird er ewig in dir ehren,
Fort iſt — der Mann!

Dagegen hat es mit H's Creirung zum Heiligen wohl noch eine kleine Weile Zeit. Wir laſſen das hierauf bezügliche Gedicht mehr als Curioſum folgen:

Die alte und neue Zeit.

Der Ritter Georg der alten Zeit
In Sagen und in Liedern;
Der Ritter Georg der alten Zeit
Hat von den Drachen uns befreit —
So heißt es unter Brüdern.

Der Ritter Georg der alten Zeit
Das war ein guter Ritter;
Der Ritter Georg der alten Zeit
Hatt' auch ſein Kreuz, hatt' auch ſein Leid
Weint manche Thräne bitter.

Der Ritter Georg der alten Zeit,
Weiß nicht wie er gestorben
Der Ritter Georg der alten Zeit,
Hat durch seine Kämpfe Heiligkeit
Und ewigen Ruhm erworben.

Du Ritter Georg der neuen Zeit,
Laß es dich nicht verdrießen,
Du Ritter Georg der neuen Zeit
Dir droht noch manches Herzeleid,
Wirst noch viel dulden müssen.

Du Ritter Georg der neuen Zeit
Rangst manchen Drachen nieder;
Du Ritter Georg der neuen Zeit
Hast uns von manchen Wurm befreit;
Schon athmen bald wir wieder.

Du Ritter Georg der neuen Zeit,
Und solltest einst du sterben,
Du Ritter Georg der neuen Zeit
Wirst wie der Alte Heiligkeit,
Und ew'gen Ruhm erwerben.

Rh. Zeitung Nr. 11.

Von den kleineren poetischen Aus- und Einfällen, die Herwegh's Briefepoche begleitete, theilen wir noch folgende mit:

An Herwegh.

Unter iſt die Sonne von Schiller und Göthe,
Nur mit Herwegh bricht heran die Morgenröthe
Wer, wie er, verſtehet zu höhnen und dichten,
Der kann ſich ſelber auch nur ſtrafen und richten,
Wähnſt du wirklich auf deines Uebermuthes Zinnen,
Die Suprematie Allen abzugewinnen.
Glaub' mir Herwegh wo aufkeimen deine Saaten,
Hier weg! wird's heißen in allen Staaten.

Haude u. Spenerſche Zeitung.

Herwegh und die Liberalen.

»Her!« ſo riefen ſie All', daß du die Kaſtanien holeſt,
Jetzt, wo du ſo dich verbrannt, ſchau' doch wie ſchreien ſie — »weg!«

Nürnb. Zeitung.

An Herwegh.

Schritt'ſt du auf polit'ſchem Heerweg' nicht, dem breitgetretenen, her,
Wärſt du zwar nicht ſo lebendig, aber für das Leben mehr.

Komet.

Die Rhein und Mosel Zeitung glaubte ihren Patriotismus nicht schneller und glänzender darthun zu können, als indem sie wie nachstehend Herwegh mit ihrem edlen Grimm verfolgte: »Es gehört eine eigenthümliche Hohlheit und Inmoralität der Gesinnung dazu, um sich für der Dichter so schandbarer und zum Theil völlig sinnloser Lieder zu enthusiasmiren, wie sie Herwegh geschrieben hat. Wo der politische Geist einen wirklichen Inhalt hat, liebt man solche Kundgebungen politischer Sinnlosigkeit und grober Gottesverläugnung, wie die erwähnten Poesieen sind, nicht.« — Wir ehren den Gott, der u. a. allen reuigen Sündern liebend vergiebt, und halten den ganz einfach für einen — Narren, welcher den großen, gerechten Gott läugnet. Wir haben aber nirgend gelesen, daß Herwegh sich jenes Verbrechens schuldig gemacht und riskiren selbst von der Rhein und Mosel Zeitung dafür als »hohl und unmoralisch« erklärt zu werden. — Der »Westphälische Merkur« gab Herwegh den freundschaftlichen Rath, künftig an einem, von Hrn. C. Schultz abgefaßten Gedicht: »Wünsche eines Preußen beim »Beginn des Jahres 1843« ein loyales Muster zu nehmen, »wie ein Dichter seine freien Gedanken eigentlich in einer schicklichen Form unumwunden mitzutheilen habe.«

Die »Kölner Zeitung« fragte ganz besorgt, aber vor

der Briefepoche, ſonſt hätte ſie auch dieſe väterliche Beſorgtheit nicht kund gethan, »ob Herwegh's Ruhm denn andauren werde? Er müſſe wenigſtens mehr thun, als er bisher gethan. Ein Bändchen politiſcher Gedichte ſey kein Paß für die Unſterblichkeit und wenn jener Ruhm kein Strohfeuer ſeyn ſolle, müſſe Herwegh auf andern Felde beweiſen, daß der ächte Genius in ihm wohne.« Später, nach der Briefepoche äußerte ſie ſich vernünftiger: »Während wir hier noch gelegentlich unſere Bedenken unter einander äußern über die ehrende Auszeichnung, mit welcher Herwegh in Berlin und weiter behandelt worden, kommt uns ſein Brief an den König von Preußen zu Geſicht. Wie ruhig dürfte man in Deutſchland dergleichen dem Druck und der Oeffentlichkeit übergeben! Die unmittelbar darauf erfolgte Ausweiſung des ungeſchickten und unreifen Briefſtellers aus Berlin und Preußen erſchien uns zuerſt als Ausfluß desſelben Wohlwollens, deſſen er ſich dort in ungemeſſener Weiſe zu erfreuen gehabt, als die gutmeinende Abſicht, ihn ſtärkeren Aeußerungen eines gerechten Unwillens im Publikum und in der Geſellſchaft zu entziehen, wie denn in der That ein längeres Verweilen in Berlin ihn in die peinlichſten Situationen gebracht haben würde. Denn wenn wir auch wiſſen, daß der Enthuſiasmus unſerer nördlichen Landsleute von ſehr leicht ent-

zündbarem Stoffe ist, so kennen wir doch auch ihr Gefühl für Recht und Schicklichkeit, das sich nicht ungestraft verletzen läßt. Aus den weiteren Maßregeln ersieht man die Tendenz, zu strafen, ja im Hintergrunde erhebt sich die drohende Gestalt der Reaktion. Wir fürchten indeß nicht, daß das beklagenswerthe Beispiel früherer Jahre, wo die Verrirung Einzelner von der Gesammtheit hat gebüßt werden müssen, sich wiederhole. Der, einem solchen politischen Mißgriff anhängende Mangel an der einfachsten logischen Bildung sollte allein hinreichen, derartige Besorgnisse zu verscheuchen. Zu welchen unnatürlichen Beschränkungen der Gesammtheit müßten Fehler oder gar Verbrechen der Einzelnen führen? ja es könnte folgerichtig einer Bevölkerung einfallen, ihrer Behörde wegen des Versehens eines ihrer Mitglieder den Gehorsam zu versagen, und was alles birgt ein zu weiter Schluß.«

Die »literarische Zeitung« »(Berlin bei Duncker und Humblot«) redigirt von einem Herrn Dr. Brandes gab sich auch die höchst undankbare Mühe, ihre Antiliberalität durch fortwährende Angriffe auf Herwegh darzulegen.

Herwegh langte also am 12. Januar d. J. in Zürich an. Am 13. begingen die Studenten der dortigen Hochschule seine Rückkehr mit einem Ständchen. Herwegh sprach dafür dankend, zugleich die Ueberzeugung aus »daß

allerdings die Schweiz der wahre Heerd der Freiheit sei.« Dennoch aber scheint es mit diesem Heerd nicht ganz seine Richtigkeit zu haben, weil dem Dichter die Erlaubniß der Ansässigmachung im Canton Zürich versagt wurde und er sich daher in Liestall, Canton Basel Landschaft ansässig machen wird. Die Verlagshandlung der Lieder eines Lebendigen (Winterthur und Zürich, Verlag des literarischen Comtoirs) veranstaltet übrigens die Herausgabe eines zweiten Bandes derselben, und ladet alle Buchhandlungen zu festen Bestellungen ein, wobei sie zugleich den bereits starken Einlauf derselben anzeigte.

Wir schließen nun unsere Brochüre, in der wir versuchten, alle Aktenstücke über Herwegh's Erscheinen auf der Bühne drs öffentlichen Lebens zu sammeln und zu commentiren, mit den Worten welche auch einen Aufsatz in Dullers »Vaterland« (Darmstadt bei Jonghaus) schließen und die zum Zweck haben Freiligrath's Auftreten gegen Herwegh zu rechtfertigen.

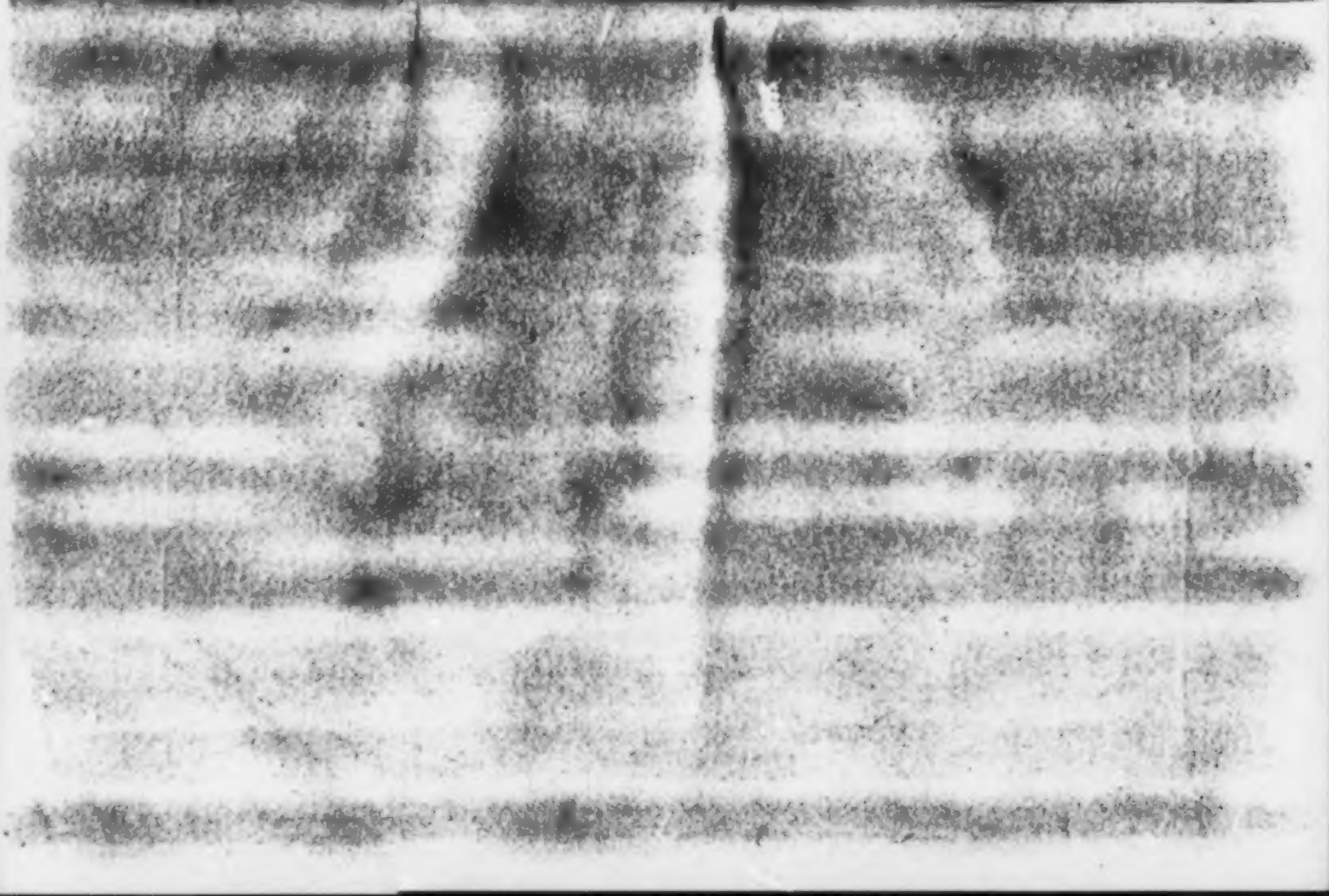
»Mit dem Bilde einer geliebten Braut im Herzen, und — wir wollen es glauben — mit mancher fruchttragenden Erscheinung bereichert, ist Herwegh an die Ufer des Züricher See's zurückgekehrt. Im Begriff ein Hauswesen sich zu gründen, schließen wir uns gerne an ihn, mit der Hoffnung, daß, was er neulich mit Grund öffent-

licher Rüge gesündigt, nur ein nun geschlossener Incidenzpunkt seines Lebens sei und daß aus zerstobenen Täuschungen und erhaltener ernster Lehre neue eigenthümliche Blüthen ausgezeichneter Dichtergabe steigen werden.« Und diesem Wunsche stimmen wir aufrichtig bei. Es ist ja Tag und wir sehen den Tag! —

Die Herwegh'sche Angelegenheit bietet namentlich von den Ovationen an, mit denen man den jungen Dichter vom Oktober vor. J. an bis zur Publikation des berüchtigten Briefes an den König von Preußen überschüttete, worauf alsdann die »gute und und schlechte Presse« ihn eben so hurtig fallen ließ, Stoff genug, den heutigen Zustand unsrer politischen Journalistik und deren sonderbare Zuckungen und Schwankungen zu beobachten. Man ist freilich sehr schnell bereit, die gegenwärtige Rechtslosigkeit der Presse desshalb anzuklagen und kaum mag es dem politischen Schriftsteller übelgedeutet werden, wenn er da, wo er oft jeden Rechtsboden unter sich schwinden sieht, nur mit banger Furcht seine Carrière verfolgt. Aber bei alle dem liegt auch die Schuld an dem eigenen Verläugnen aller Gesinnung, die nothwendig bei den Wirren des Tages vorhanden seyn muß, weil sie sonst den Lesern der

politiſchen Journale den Mangel an aller Conſequenz deutlich verräth. Und das auf ſolche Weiſe die Preſſe ſich ſelbſt in den Augen der Menge Blößen über Blößen giebt, liegt ebenſo nahe, als es eben den Regierungen mit Leichtigkeit die Waffe überliefert, gegenüber den Schwankungen der Preſſe eine feſte, drohende Stellung einzunehmen. Als am rührigſten und im Ganzen der einſchlagenden Zeitrichtung am gemäßeſten nachgebend, ſind die ſächſiſchen Journale zu erklären. Die »Leipziger Allgemeine« ſchaut allerdings, den Umſtänden ſich beugend, ſtets mit beſorgten Augen nach den Berliner Miniſterialbureaux, beobachtet aber jetzt eine wohlthuendere Sicherheit in ihren preußiſchen Berichten, während ſie früher nicht leicht den Vorwurf der Einſeitig- und Flüchtigkeit derſelben, von ſich weiſen konnte. Ein keckes, friſches Leben entwickelt die neugegründete Held'ſche »Locomotive,« an der das Zuſammenwirken mehrerer »ſtrebſamen Kräfte,« ſichtlich. Etwas weniger Leidenſchaftlichkeit dürfte dem jungen Blatte im eigenſten Intereſſe anzurathen ſeyn. Die »ſächſiſchen Vaterlandsblätter« verdienen die Anerkennung welche ſie bereits gefunden. Die Biedermann'ſche »politiſche Monatsſchrift« handelt zu trocken ab, ſelbſt für Naturen, die eine ſolide Beſprechung der Tagesfragen der flüchtigen Controle der politiſchen Zuſtände vorziehen. Von den übrigen po-

litiſchen Organen, ſtreben hauptſächlich die Kölniſche Zeitung, das Vaterland, die Giehneſche »deutſche Wochenzeitung,« das Frankfurter Journal, die Frankfurter Oberpoſtamts-Zeitung, der Nürnberger Correſpondent und das Mannheimer Journal eine Stellung einzunehmen. Während die hamburgiſche »Neue Zeitung« und der »Altonaer Merkur« unter Wienbarg's Leitung einſt Aufmerkſamkeit und Leſer occupirten, ſind dieſe Journale jetzt auch wenig mehr, als Nachdrucker der bereits zum zwanzigſten oder dreißigſten Male in den deutſchen Zeitungen florirenden Artikel. Hoffen wir nun, daß die Journaliſtik ſich bald zu der Ehrenhaftigkeit erhebe, welche ſie den Regierungen als eine nicht länger zu verkennende Macht erſcheinen läßt. Dann wird auch das Ziel erreicht werden, daß uns einzig als das wünſchenswerthe erſcheinen muß: Oeffentlichkeit und Preßfreiheit.



Neue Gedichte

von

Georg Herwegh.

Neue Gedichte

von

Georg Herwegh.

Herausgegeben nach seinem Tode.

Zürich.
Verlags-Magazin.
1877.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Inhalt.

Politische Gedichte (1844—1875).

	Seite
Zukunftslied	3
Veni, creator spiritus!	6
O mag' es doch nur Einen Tag!	9
Für Polen	11
Polen an Europa	14
Ordonnanzen	16
An Borussia	20
Huldigung	23
Das Reden nimmt kein End	28
Kein Preußen und kein Oesterreich!	31
Mein Deutschland, strecke die Glieder	33
Im Frühling	36
Er tröstet sich	38
Bonaparte couche	41
Die Garibaldi-Hymne	43
Kürassiere Glanz-Gallas' durch München ziehend	45
Ihr lieben Herren von Eisenach!	47
Auch ein Fortschritt	49
Was macht Deutschland?	52
Harmlose Gedanken. I.	51
II.	54
III.	55

	Seite
Harmlose Gedanken (Forts.). I.	59
II.	60
III.	62
IV. Die Vorfrage	63
V.	64
Noten!	66
Eine Stimme aus der Ferne	69
Die Borriesäerei	73
Dies ist die neuste Elegie Von Chablais und von Faucigny	76
Zur Feier des 18. Juni 1860	78
A bout portant	81
Erklärliches	83
Nebelbilder	84
Was Deutschland will	90
Zum neunzehnten Mai	93
Die acht und vierzig Stunden	95
Ultimatum	97
„Εσσεται ημαρ"	98
Armes Frankreich	102
Herr Wilhelm. I.	105
II.	107
III. Biblische Geschichte	110
IV.	114
Zweckessen	117
Heinrich Heine	112
Einem Andern	125
Zum Fürstentag	127
Die drei Juden des Kredits	129
Bundeslied für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein	131
Wilhelm der Raßler oder Viel Lärmen um Nichts	134
An Richard Wagner	138
Alle Neun	143
Ein neuer Leich vom himmlischen Reich	145
Immer mehr!	147

Seite

Die Arbeiter an ihre Brüder 148
Der Nürnberger Bierkrieg 151
München 153
Ballade vom verlornen König 157
Aux armes, citoyens! 162
Kampfprolog im Himmel 166
Ultimatum an die Kleinen 168
Les rois s'en vont 172
Guter Rath 176
Bekehrungsstrophen für meine schwäbischen Freunde . . 178
Altes und Neues aus dem deutschen Reiche . . . 180
Der Schwabenkaiser 182
Le grand directeur 185
„Ich hatt' einen Kameraden" 187
Chlodwig 189
Der Dichter des Augustus oder der neueste Sängerkrieg 192
Tristia 194
Antwort an Weibel 196
Zwei Seelen wohnen auch in meiner Brust . . . 198
Zuchthaus 199
Man schlägt sich, man verträgt sich 201
Abgeblitzt! 202
Fiat justitia! Vivat mundus! 204
Den schwäbischen Freunden 205
Endlich! 207
Die Ureigenthümerin 208
Der schlimmste Feind 211
Epilog zum Kriege 214
Den Siegestrunkenen 216
Trost 218
Die Namen 220
Dilemma 221
Liberales Jagdvergnügen 223
Kaisergrüßli 226

	Seite
Post festum	228
Zur neuen Glaubenslehre	230
Bei Einführung der Höflichkeit in der französischen Armee	232
Golgatha	233
An Richard Wagner	235
Achtzehnter März	236
Eine Antwort	238
Ende gut, Alles gut	239
Den Reichstäglern	241
Phylloxera ante portas	242

Vermischte Gedichte.

Jugendgedichte.	Durchtobt in wildem Flusse	247
	Die Blätter meiner Laube	249
Frühlingsnacht		251
Der Gefangene		252
Sonett. 1839—40		254
Sonett. Mai 1843		255
Zwei Lieder		256
An Emma		258
Antwort		260
An Emma zum Geburtstag		262
An Franz Liszt		263
An E. ins Album		265
Seinem Ludwig Feuerbach		266
Abfertigung		267
Telegraphische Antwort		268
Einer Frauenzeitung bestimmt		269
Fromme Wünsche		271
Zum Kadettenfest in Zürich		274
Zum eidgenössischen Schützenfest in Zürich		277
Zur Schillerfeier in Zürich		279

Politische Gedichte.

1844–1875.

Zukunftslied.

Sommer 1844.

Uebermüt'ge Triumfirer,
  Weh Euch, wenn Ihr's noch nicht fühlt,
Wie der treffliche Minirer
  Schon den Boden unterwühlt,
Daß Ihr in der Geisterstunde
  Kläffend unser Ohr zerreißt! —
Doch wir wissen, Ihr seid Hunde,
  Und Ihr glaubt an keinen Geist.

Aber kommen wird ein Pfingsten
  Donnernd über Euer Haubt,
Und ein Festtag der Geringsten,
  Der des Hochmuts Stamm entlaubt.
Der sich lange selbst vergessen,
  Ist am Ziel der Unglücksbahn,
Und der Mensch, der sie durchmessen,
  Kommt beim Menschen endlich an.

Fort mit Eurer Ahnenbilder
Uebernächtigem Geſicht!
Geht und pflanzt in Eure Schilder,
Ritter, ein Vergißmeinnicht!
Nur Ein Ritter ohne Tadel,
Nur Ein Prieſter ſoll noch ſein:
Für die ganze Welt den Adel!
Für die Menſchheit Brod und Wein!

Keine Steuern, keine Zölle,
Des Gedankens Freiverkehr!
Keinen Teufel in der Hölle,
Keinen Gott im Himmel mehr!
Nieder mit dem Blutpokale,
Drin der Kirche Wahnwitz kreist!
Ein Columb zerbricht die Schaale,
Wenn er eine Welt beweist.

Einmal noch uns aufzuraffen
Zu des Lebens Maienluſt,
Reißen wir das Schwert der Pfaffen
Aus der Menſchheit wunder Bruſt!
Zwiſchen Jägern und Gehetzten
Sei entbrannt die wilde Schlacht,
Bis man Frieden auf dem letzten
Eingeſtürzten Tempel macht.

Zittert, zittert, blöde Thoren,
Vor der Zukunft eh'rnem Tritt —
Ja, die Zeit iſt neu geboren,
Ja, und ohne Kaiſerſchnitt;
Und erobert wird das Leben,
Und wir jubeln gloria:
Alle Schulden ſind vergeben,
Denn kein Gläubiger iſt da.

Durch die Wolken ſeh ich's tagen,
Und die Nebel, ſie verwehn;
Mit dem Pegaſus am Wagen
Muß es endlich vorwärts gehn.
Eine Falanx laßt uns ſchlingen,
Die kein Henker brechen kann,
Und wie jener Römer ſingen,
Nur: die Waffen und den Mann!

Ungeſtüm in tauſend Gliedern,
Tauſend Adern glüht der Streit,
Und ein Arſenal von Liedern
Liegt in Deutſchland kampfbereit.
Denn wir wiſſen, die Erhörung
Wird kein Flehender empfahn:
Drum die Fahne der Empörung
Trag die Poeſie voran!

Veni, creator spiritus!

1845.

O ſprich, was ſoll es werden
Mit Dir, Du deutſcher Geiſt!
Du biſt ja auf der Erden
Entfremdet und verwaist!
Laß ſehn, ob Du noch reißen
Dich magſt aus Deinem Bann,
Und ob der Stein der Weiſen
Noch Funken geben kann!

Wirf ab die Wolkenhülle,
Wirf ab Dein himmliſch Kleid,
Und ſtürz Dich in die Fülle
Der ganzen Sterblichkeit,
Steig ins gemeine Leben
Von Deinem kalten Thron,
Ins Leben und ins Streben
Von einer Nation.

Du hatteſt Dich ſo ſcheue
In Pergament verbaut;
Da ſchliefſt Du wie ein Leue
In einer Eſelshaut —
Wir können ſolche Piffe
Bei Löwen nicht verſtehn;
O Löwe, laß die Griffe
Statt der Begriffe ſehn.

Zerreiß, o Geiſt, die Netze,
Drein dumpfer Wahn uns flicht;
Du gabſt genug Geſetze,
O, halte Dein Gericht!
Fall in die ſchnöden Horden,
Ein zündender Wetterſtrahl,
Die mit dem Golde morden,
Und heile mit dem Stahl!

O Freiheit, Glutgedanke,
Erſchaffe Deine Welt,
Und brich die letzte Schranke,
Die Dich gefangen hält;
Nicht mehr mit mildem Glanze
Umleuchte unſre Stirn,
Im Kriegsſchmuck, mit der Lanze
Spring aus des Denkers Hirn!

Hervor aus Deiner Stille,
Darin Du brütend liegſt!
Hinaus, ein Rieſenwille,
Damit Du endlich ſiegſt!
Als freie That, o Wonne,
In die Welt mit kühnem Schwung,
Wie eine rothe Sonne
Aus bleicher Dämmerung!

Wir müſſen uns verwandeln,
Die Puppenzeit iſt aus,
Wir müſſen nun im Handeln,
In einem letzten Strauß
Der Schwingen Kraft ermeſſen;
Der Herbſt der Rede naht:
Friſch auf, Ihr deutſchen Preſſen,
Und keltert eine That!

O wag' es doch nur Einen Tag!

Januar 1845.

Friſch auf, mein Volk, mit Trommelſchlag
Im Zorneswetterſchein!
O wag es doch, nur einen Tag,
Nur einen, frei zu ſein!
Und ob der Sieg vor Sternenlicht
Dem Feinde ſchon gehört —
Nur einen Tag! es rechnet nicht
Ein Herz, das ſich empört.

O wart in Deiner tiefen Noth
Auf keinen Ehebund;
Wer liebt, der gehet in den Tod
Für eine Schäferſtund:
Und wer die Ketten knirſchend trug,
Dem iſt das Sterben Luſt
Für einen freien Athemzug
Aus unterdrückter Bruſt.

Mag düſtre Weisheit fort und fort
Nur Tod und Schrecken ſehn,
Dem Volk ſoll vor Profetenwort
Der Ruf der Ehre gehn.
Horch auf, der letzte Würfel fällt,
Dein Abend, er iſt nah,
Noch einmal ſtehe vor der Welt
In Deiner Größe da!

O tilg nur einen Augenblick
Aus Deiner Sklaverei,
Und zeig dem grollenden Geſchick,
Daß ſie nicht ewig ſei;
Erwach aus Deinem böſen Traum:
Reif iſt, die Du geſucht,
Und ſchüttle nicht zu ſpät vom Baum,
Wenn ſie gefault, die Frucht.

Wach auf! wach auf! die Morgenluft
Schlägt mahnend an Dein Ohr —
Aus Deiner tauſendjähr'gen Gruft
Empor, mein Volk, empor!
Laß kommen, was da kommen mag:
Blitz' auf, ein Wetterſchein!
Und wag's, und wär's nur einen Tag,
Ein freies Volk zu ſein!

Für Polen.

März 1846.

Das Lied vom Rhein — es klang ſo hell
Im Süden geſtern noch und Norden;
Wie iſt das Weiße doch ſo ſchnell
In Deutſchland wieder ſchwarz geworden!

Wo ſtob er hin, der Sängerchor?
Und warum ſchweigt er heut ſo ſtille?
Ach! er erſchien, ach! er verlor
Sich — immer nach der Herren Wille.

Was geſtern Recht war für den Rhein,
Iſt's heute nicht auch Recht für Polen?
Soll Polen nicht auch Polen ſein,
Weil wir als Räuber mitgeſtohlen?

Iſt Fürſtenwort ſolch Zauberwort,
Daß es kann Tag in Nacht verkehren?
Sind Herz und Hirn bei uns verdorrt?
Und läßt Vernunft ſich ſo entehren?

Vergaßet Ihr das Einmaleins,
Ihr unergründlich tiefen Denker,
Ihr Zionswächter unſres Rheins
Und jeder fremden Freiheit Henker!

O deutſches Volk, das hoffend drängt
Sich an der reichen Zukunft Schwelle,
Was auch die Sterne Dir verhängt,
Sei nicht des Czaren Spießgeſelle!

Horch auf den Sturm, der neu erbraust,
Auch Deine Frucht vom Baum zu ſchütteln,
Eh' eiſige Barbarenfauſt
Dich wird aus Deinen Träumen rütteln!

Tritt nicht, was Du bei Dir geſät,
In fremdem Land mit Roſſeshufen;
Nicht Deine eigne Majeſtät
In Völkern, die nach Freiheit rufen!

Du ſuchſt Dich ſelbſt aus tiefem Grund
Der harten Knechtſchaft aufzuſchwingen,
Willſt Du Dein Joch zur ſelben Stund
Den Andern auf den Nacken zwingen?

Soll noch einmal im wilden Streit
Hinmorden unſrer Kinder Lanze
Die ewige Gerechtigkeit
Dem alten Gleichgewichtspopanze?

Weh über uns in ſolchem Krieg!
Wir wandeln keine Ruhmesbahnen.
Ich rufe: den Empörern Sieg!
Und jede Schmach auf deutſche Fahnen!

Polen an Europa.

März 1846.

Der heil'ge Krieg iſt neu entglommen,
Die Söhne Polens werden wach,
Wir haben unſer Schwert genommen
Nach fünfzehn Jahren tiefer Schmach.
An Dich, Du ſtumme Zeugin unſrer Klage
Und unſrer namenloſen Qual,
An Dich, Europa, richten wir die Frage:
Verläßt Du uns zum zweiten Mal?

Iſt's nicht ein Kampf für Deine Sache?
Ein Kampf, von jedem Flecken rein?
Auf! Polens Adler will der Rache
Gebenedeiter Engel ſein.
Die Saat iſt reif, es rauſchen unſre Senſen,
Wir ſchwingen auch für Dich den Stahl:
Die Hoffnung ſieh in unſern Augen glänzen —
Verlaß uns nicht zum zweiten Mal!

Du liegſt an alter Schuld erkranket, —
Europa, o entſühne Dich!
Und ſchnell, ſo lang die Wage ſchwanket,
Wirf noch Dein Herz hinein für mich.
Dein Zaudern wäre dreifach ein Verbrechen,
Denn dreifach iſt der Feinde Zahl;
Für Dich und mich ein dreifach Joch zu brechen,
Verlaß mich nicht zum zweiten Mal.

Ein wildes Meer von Aufruhrflammen,
Der Zorn der ganzen Welt vereint,
Schlag über ſeinem Haubt zuſammen
Und trümmre nieder unſern Feind!
Deutſchland! ſei zwiſchen uns ein Bundeszeichen,
Der Freiheit loderndes Signal!
Auch Polens Aar trägt einen Kranz von Eichen:
Verlaß mich nicht zum zweiten Mal.

Auf, Preußen, ſchüttle Deine Ketten!
Erkämpf Dein Recht, der Tag iſt da!
Es gilt ja mich und Euch zu retten —
Auf, Ungarn! auf, Italia!
O Galliens Hahn, ſprich, biſt Du blind geworden
Und ahnſt Du nicht den Morgenſtrahl?
Sie nahn, ſie wüthen, die Barbarenhorden —
Verlaßt uns nicht zum zweiten Mal!

Ordonnanzen!

April 1840.

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müſſen tanzen,
Wie ich ihnen aufgeſpielt!
Eins — zwei — drei — und Runde! Runde!
Tanzet, ihr getreuen Hunde,
Wenn der König es befielt. :,:

Lernt des Lebens Luſt begreifen,
Euer König wird Euch pfeifen —
Und Ihr werdet ihn verſtehn.
Nur im Kreiſe, nur im Kreiſe,
Nach dem Takt der Ruſſenweiſe,
Nur um Mich ſollt Ihr Euch drehn. :,:

Ich bin Euer Kopf und Magen,
Antwort Ich auf alle Fragen,
Aller Rede letzter Sinn;
Ihr der Abglanz nur des Fürſten —
Und wer wagte noch zu dürſten,
Wenn ich ſelber trunken bin? :,:

Volksvertreten? Volksvertreten?
Beten ſollt Ihr, ruf' ich, beten!
Ich bin Solon und Lykurg!
Brecht mir nicht des Schweigens Siegel,
Denn ich habe Schloß und Riegel;
Gott iſt eine feſte Burg! :,:

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müſſen tanzen,
Wie Ich ihnen aufgeſpielt!
Tanzt, o Polen — tanzt, o Deutſche,
Alle nach derſelben Peitſche,
Wenn der König es befielt! :,:

Ich bin König, meine Gründe
Donnern durch Kanonenſchlünde
In des Pöbels taubes Ohr;
Raſſelt irgendwo die Kette,
Hunderttauſend Bajonnette
Schaffen Ruhe wie zuvor. :,:

Wer ſich rühret, wird geſchloſſen
Und wo möglich ſchon erſchoſſen,
Eh' man ihm das Urteil fällt.
Die Juſtiz — geheim und ſchnelle,
Fördert noch vor Tageshelle
Jeden Meutrer aus der Welt. :,:

Freiheit — welch ein toll Begehren!
Ja, der Henker ſoll ſie lehren
Euch zum Schrecken und zum Graus;
Wird der Vorrat hier zu mager,
Hilft ja gern mein lieber Schwager
Mir mit ſeinen Galgen aus. :,:

Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müſſen tanzen,
Wie Ich ihnen aufgeſpielt!
Tanzt, ihr Deutſchen — tanzt, ihr Polen,
Wie der Czar es mir befolen,
Wie's der König Euch befielt! :,:

Jeder Flügel ſei beſchnitten,
Auch dem Amor — der die Sitten
Unſres Reichs compromittirt.
Und von nun an ſei bewußtes
Bett von weiland Herrn Prokruſtes
Als Reichsehbett eingeführt. :,:

Nur ein Vorurteil iſt Liebe;
Unſre ungeſtümen Triebe
Zügl' ich durch ein chriſtlich Joch.
Ich bin Herr von allen Sachen,
Und allein das — Kindermachen
Laſſ' ich euch in Gnaden noch. :,:

Ich verbiete, Ich erlaube,
Ich nur denke, Ich nur glaube,
Und Ihr Alle ſeid bekehrt.
Jeden Zweifel löst die Knute:
Hat man denn das Abſolute
In Berlin umſonſt gelehrt? :,:

Seid Ihr denn nicht meine Knechte?
Und Ihr fragt nach einem Rechte,
Wenn der König 'was befielt?
Ordonnanzen! Ordonnanzen!
Meine Völker müſſen tanzen,
Wie Ich ihnen aufgeſpielt!

An Boruſſia.

1847.

Und ſo wären's vierzig Jahre,
  Seit ein Fürſt in tiefſter Nacht —
Nicht der jetz'ge, Gott bewahre —
  Guter Hoffnung Dich gemacht,
Seit Du trächtig, niederträchtig,
  Arme Preußenhündin Du:
Doch nun gehſt Du, o wie prächtig!
  Deinem Wochenbette zu.

Denn Du fängſt mit Einemmale,
  So gewaltig an zu ſchrei'n,
Und man raunt im Fürſtenſaale:
  Sollten dies die Wehen ſein?
Hat das Ohr auch recht vernommen?
  Jüngſter Tag, und biſt Du nah?
Willſt Du wirklich niederkommen?
  Wirklich, o Boruſſia?

Und was ſagt der Ritter Bunſen,
Hocherfahren, tiefgelehrt?
Hat er nicht für aufgebunſen,
Voller Winde Dich erklärt?
Sollteſt Du zum Zeitvertreibe
Gar nur waſſerſüchtig ſein?
Oder trägſt Du mehr im Leibe
Als den freien, deutſchen Rhein?

Und die preußiſchen Auguren,
Loben ſie der Adler Flug?
Was ſie im Urin erfuhren,
Iſt's beruhigend genug?
Haben ſie trotz aller Mühe —
Und die Herrn ſind ſo geſchickt! —
In dem Herzen deutſcher Kühe
Nichts Gefährliches erblickt?

Nichts! es ſpricht der neuſte Ukas
Auch dem kleinſten Zweifel Hohn,
Und man macht den Doktor Lucas
Deinethalb nun zum Baron,
Daß er glücklich Dich entbinde,
Wenn die Zeit herangerückt,
Und mit Schonung Deinem Kinde
Schnell den Kopf zuſammendrückt.

Zwar ich möcht es kaum bedauern,
Denn der Balg verheißt nicht viel,
Und ich wette, juſt die Bauern
Fehlen in dem Kartenſpiel;
Doch gar Viele ſind berufen
Und nur Wenige erwählt — — —
Wenn man chriſtlich einſt die Hufen
Irdiſchen Beſitzes zählt.

Zwar wir haben nichts zu eſſen,
Doch der König wird nicht matt,
Und er macht mit neuen Späßen
Uns, mit neuen Reden ſatt;
Zwar der Schwager ſchwingt die Knute,
Die Koſaken prügeln ſchon,
Doch wir haben eine gute
Deutſche Conſtitution.

Huldigung.

August 1848.

Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Zion, öffne deine Thore!
Israel, zieh Ihm entgegen, bring Ihm Palm' und Trikolore,
Dem Meſſias der Monarchen; thu die frohe Botſchaft kund
Dem Meſſias der Profeten — — aus dem alten deutſchen Bund!

Gnädigſt hat Er angenommen eines goldnen Scepters Bürde;
Angenommen die Entſagung unſrer eignen Mannes-würde.
Legt Euch, Ihr empörten Wellen! Platz, du Volkes-ocean,
Platz dem kaiſerlichen Steuer auf der ſtolzen Sieges-bahn!

Schweigen wird der Herr gebieten dieſer Zeit bewegtem Meere,
Retten in den deutſchen Hafen Oeſtreichs ſcheiternde Galeere;
Bändiger der Elemente, der den Frieden uns verheißt:
Eine Schöpfung ohne Leben und ein Chaos ohne Geiſt.

Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Aller Segen kommt von oben.
Blast, ihr Dichter, die Poſaunen! denn die Prinzen ſoll man loben.
Zweifel, nüchterner Geſelle, ſchau die Menge hochgeſtimmt,
Wie ſie trunken den Johannes ſchon für den Erlöſer nimmt!

In der kaiſerlichen Hofburg jubiliren ſie und zechen
An des Wahnſinns düſtrer Stätte, in dem Hauſe der Verbrechen;
Und die vielbelobte Treue (daß der Himmel ſie verdamm'!)
Schlingt die buhleriſchen Arme um den alten Sündenſtamm.

Freude herrſcht in Troja's Hallen — die Miniſter ſind geraten!
All die glühenden Apoſtel wandeln ſich in Apoſtaten;
Wie ergiebig iſt die Ernte, und die Schnitter, wie behend!
Und wir dreſchen ruhig weiter leeres Stroh im Parlament.

Aber tückiſch im Verſtecke lauert Auſtria, die Spinne,
Lauert, wie ſie das Vertrauen dummer Fliegen ſich gewinne;
Und an ihren Spinnefaden reihn wir zu der Einheit Kranz
Vier und dreißig ſchöne Perlen unſres deutſchen Vaterlands.

Und was bringt Er Dir zum Danke? Edelſtein' aus allen Kronen,
Bringt als ſchönſte Morgengabe Dir den Fluch der Nationen;
Habsburg — Lotringen! Der Herrſchaft unerbittliches Geſetz
Erbt von Metternich, dem Henker, auf den Schlächter Windiſchgrätz.

Wehe ruft im Todeskrampfe, Wehe das zertretne Böhmen!
Ewig wie die Flut der Weichſel wird des Polen Klage ſtrömen;
Eine neue Trauerbotſchaft kündet uns der Flammenſchein:
Die Barbaren ziehen heute in den Dom von Mailand ein.

— Dich vergiften Deine Aerzte, die den Samen der Verweſung
In die Adern Dir geträufelt; hoffe nicht mehr auf Geneſung.
Krankes Deutſchland, nur im Fieber ſprachſt Du von der neuen Welt;
Denn der Acker der Geſchichte bleibt von Knechteshand beſtellt.

Schau, wie ſie am Wege ſtehen, hunderttauſend Domeſtiken,
Bettelnd einen Strahl der Gnade ſich aus des Tirolers Blicken:
Feiger Pöbel, laß ſie ſchallen, Deiner Stimme Donnerkraft!
Alles treibſt Du mit Behagen, doch Du dienſt mit Leidenſchaft.

Gestern war es, daß sie riefen: Barrikaden! Barrikaden!
Und im Bußhemd vor dem Volke stand der Gott von Gottes Gnaden.
Unnütz in den Staub zerronnen ist das letzte Heldenblut,
Schneckensaft der Rest — zum Färben eines Purpurmantels gut.

Die Cäsaren kommen wieder nach den Idus dieses Märzen,
Noch einmal sind wir belogen, und der Himmel wollte scherzen;
Schließt Euch, schließt Euch, Hoffnungsblüten, denn Ihr seid zu früh erwacht,
Und Europa deckt noch immer kalt und stumm die alte Nacht.

Opfern wir dem neuen Götzen, daß in einer Weihrauchwolke
Sich verhülle und vergrabe diese Schmach dem deutschen Volke!
Glocken, tönt! Kanonen, donnert! Schmeichle, schmeichle feiles Erz!
Geht ein jeder Schuß doch mitten durch der jungen Freiheit Herz.

Das Reden nimmt kein End.

1848.

In Frankfurt an dem Main —
Sucht man der Weisen Stein;
Sie sind gar sehr in Nöten,
Moses und die Propheten,
Präsident und Sekretäre,
Wie er zu finden wäre —
Im Parla — Parla — Parlament
Das Reden nimmt kein End!

In Frankfurt an dem Main —
Da wird man nie befrein;
Man wird die Republiken
Im Mutterleib ersticken,
Und Bassermann und Welcker
Beglücken dann die Völker
Im Parla — Parla — Parlament
Das Reden nimmt kein End!

Zu Frankfurt an dem Main —
Bald zieht der Kaiſer ein!
Schon träuft der Gnade Manna,
Ihr Knechte, Hoſiannah!
Matthy, der Schuft, Miniſter —
Triumf, ihr Herrn Philiſter!
Im Parla — Parla — Parlament
Das Reden nimmt kein End

Zu Frankfurt an dem Main —
Die Wäſche wird nicht rein;
Sie bürſten und ſie bürſten,
Die Fürſten bleiben Fürſten,
Die Mohren bleiben Mohren
Trotz aller Profeſſoren
Im Parla — Parla — Parlament
Das Reden nimmt kein End!

Zu Frankfurt an dem Main —
Iſt Alles Trug und Schein.
Alt Deutſchland bleibt zerſplittert,
Das Kapitol erzittert,
Umringt von Feindeslagern.
Die Gänſe gige — gagern
Im Parla — Parla — Parlament
Das Reden nimmt kein End!

Zu Frankfurt an dem Main —
So ſchlag der Teufel drein!
Es ſteht die Welt in Flammen,
Sie ſchwatzen noch zuſammen,
Wie lange ſoll das dauern?
Dem König Schach, ihr Bauern!
Dein Parla — Parla — Parlament,
O Volk, mach ihm ein End!

Kein Preußen und kein Oeſterreich!

1866.

Kein Preußen und kein Oeſterreich!
Ein Deutſchland! wie vermeſſen!
Der Jungfer wurd' das Herz ſo weich,
Sie freut ſich wie beſeſſen;
Ein Prinz hat ihr den Hof gemacht
Und beim Deſſert an ſie gedacht.
Steh auf, Germania,
Dein Bräutigam iſt da!

Kein Preußen und kein Oeſterreich!
Und Oeſterreich ſoll thronen?
Er iſt ein Mann — wir ſind ihm gleich,
Und wir — ſind Millionen.
Und Millionen ſchwören hoch
Und rufen laut: Kein neues Joch
Und keine Fürſten mehr!
Dem Volk allein die Ehr'!

Kein Preußen und kein Oeſterreich!
Was helfen uns die Beiden?
Das Eine iſt ſchon todtenbleich,
Das Andre am Verſcheiden.
Wir brauchen ſolche Sonnen nicht
Und folgen unſerm eignen Licht,
In unſrer Bruſt dem Stern;
Wir wollen keinen Herrn.

Kein Preußen und kein Oeſterreich!
Und tränk' er ganze Bäche
Auf unſer Wohl — o Schelmenſtreich!
Das Volk bezahlt die Zeche.
Und Fürſtenwein iſt theurer Wein,
Drum ſchenkt uns einen andern ein:
Gut Wind und gut Geſchick
Der deutſchen Republik!

Kein Preußen und kein Oeſterreich!
Dem Wort ſoll Recht verbleiben.
Und geht's uns ſchief, ſo woll'n wir gleich
Durch Thurn und Tgris ſchreiben.
Indeß, Herr Johann ohne Land,
Verzeiht der Deutſchen Unverſtand
Und denkt beim nächſten Glas:
In vino veritas!

Mein Deutſchland, ſtrecke die Glieder!

Dezember 1848.

Mein Deutſchland, ſtrecke die Glieder
Ins alte Bett, ſo warm und weich;
Die Augen fallen Dir nieder,
Du ſchläfriges deutſches Reich.

Haſt lange geſchrieen Dich heiſer —
Nun ſchenke Dir Gott die ewige Ruh!
Dich ſpitzt ein deutſcher Kaiſer
Pyramidaliſch zu.

O Freiheit, die wir meinen,
O deutſcher Kaiſer, ſei gegrüßt!
Wir haben auch nicht Einen
Zaunkönig eingebüßt.

Sie ſind uns Alle verblieben;
Und als wir nach dem Sturm gezählt
Die Häubter unſrer Lieben,
Kein einziges hat gefehlt.

Deutſchland nimmt nur die Hüte
Den Königen ab, das genügt ihm ſchon;
Der Deutſche macht in Güte
Die Revolution.

Die Profeſſoren reißen
Uns weder Thron noch Altar ein;
Auch iſt der Stein der Weiſen
Kein deutſcher Pflaſterſtein.

Wir haben, was wir brauchen;
Geſegnet ſei der Völkerlenz!
Wir dürfen auch ferner rauchen
In unſrer Reſidenz.

Wir haben Wrangels Säbel,
Berlin und ſeinen Wolkenſteg;
Das Maulthier ſucht im Nebel
Noch immer ſeinen Weg.

Wie freun ſich die Eunuchen!
Die bilden jetzo den erſten Stand,
Der Welfer frißt die Kuchen
Den Königen aus der Hand.

Du hältſt Dir einen Geſandten,
Deutſchland, im ſtillen Ocean
Und fühleſt den Elefanten
In Indien auf den Zahn.

Die Fragen ſind erledigt,
Die Pfaffen machen bim bam bum;
Den Armen wird gepredigt
Das Evangelium.

Wir bauen dem lieben Gotte
Den hohen Dom zu Cöllen aus
Und geben eine Flotte
Auf Subſkription heraus.

Fünfhundert Narrenſchellen
Zu Frankfurt ſpielen die Melodie:
Das Schiff ſtreicht durch die Wellen
Der deutſchen Phantaſie.

Im Frühling.

Januar 1849.

O laß ſie träumen den Kaiſerwahn,
Altdeutſchlands Ritter und Recken;
Wie werden ſich vor dem roten Hahn
Die roten Adler verſtecken!

O laß ſie träumen noch eine Nacht!
Dann wetzen wir aus die Scharte,
Dann werden Fidibuſſe gemacht
Aus der europäiſchen Karte.

Die Völker kommen und läuten Sturm —
Erwache, mein Blum, erwache!
Vom Kölner Dome zum Stefansthurm
Wird brauſen die Rache, die Rache.

Die alten Cohorten am Tiberſtrom
Stehn auf beim Klang der Trompeten:
Die Glocken ſchweigen, Du ewiges Rom,
Vergiß Dein Singen und Beten!

Die Glocken ſchweigen, die Pfaffen ſchrei'n
In ihren zertrümmerten Hallen;
Den Heiligen wird der goldene Schein
Vom zitternden Haubte fallen.

Die Henker falten, vor Schrecken bleich,
Die blutigen Hände zuſammen;
Und aus dem ſtürzenden Oeſterreich
Hoch lodern werden die Flammen.

Das alles, Das alles ſoll geſchehn
In kommenden Frühlingstagen —
Herrgott, laß die Welt nicht untergehn,
Eh die Nachtigallen ſchlagen!

Er tröſtet ſich.

Oktober 1856.

Die Pourtales in Neuchatel
Die wollten 'mal Polichinel
Zu ihrem König machen —
Ha! ha! das war zum Lachen.

Der Punch ſchrieb aus Germanien,
Sie ſollten die Kaſtanien
Ihm aus dem Feuer holen —
Sie thaten, wie befolen.

Und eines Morgens um die Drei
Probirten ſie die Meuterei,
Des andern Tags jedoche
War ſchon ein Graf im Loche.

Auf ſeinem Thron ſaß eben Fritz
Und trank ſich wieder einen Spitz,
Der König und ſeine Cujone —
Der Wein, der war nicht ohne.

Die Pfropfen flogen hin und her,
Der Flaſchen wurden immer mehr,
Und Fritz, der Hohenzoller,
Der wurde immer voller.

Und als man ihm die Mähr gebracht,
Da hält er ſich den Bauch und lacht:
„Sie iſt verrückt, ich glaube,
Die fromme Pickelhaube!

„So wird man ſeiner Feinde Spott.
Eine feſte Burg iſt unſer Gott;
Alleene mich verläßt er,
Und Neuenburg iſt feſter.

„Indeß der Schaden iſt nicht groß, —
Fahr wohl, fahr wohl, Du luſtig Schloß!
Wenn ich Berlin behalte,
So bleib' ich doch der Alte.

„Denn mein Berlin, das kennt mir ſchon
Von wegen ſeiner Rebellion —
Geräth mein Volk in Hitze,
So zieh' ich nur die Mütze.

„Und Alles ruft: es lebe Punch!
Und Alles tanzt nach meinem Wunſch:
Wir ſingen im Mondenſcheine
Die Freiheit, die ich meine.

„'S iſt keine Ordnung in der Schweiz,
Im Winter regnet's, im Sommer ſchneit's,
Es ragen die Berge, die Lümmel,
So unverſchämt in den Himmel.

„Und zudem auch — bedenk ich's recht —
Iſt ihr Champagner herzlich ſchlecht;
Dem Lande fehlt der Glauben,
Und ſauer ſind die Trauben."

Da riefen die Cujone: Oh,
Der König iſt ein Cicero!
Champagner, Herr von Keller!
Doch keinen Neuchateller.

Bonaparte couché.

März 1859.

Bonaparte, Bonaparte
Sprach: „Ich gebe jetzt die Karte
Für Europa," o wie frech!
Doch von Schwaben bis nach Wesel
Kriegt er weder Gaul noch Esel —
Bonaparte, welches Pech!

War ein höllischer Spektakel:
Hymen selber mit der Fackel
Saß auf einem Pulverfaß;
Amor legte schon die Mine
Unter einer Krinoline —
Doch das Pulver wurde naß.

Bonaparte, Bonaparte
Sprach: „Die alte Kaiserscharte
Wetz' ich aus mit neuem Glück!
Berg und Thal will ich versetzen" —
Doch da zog mit seinen Schätzen
Sich ganz Israel zurück.

Hunderttauſend Sanscülotten
Und ein halbes Dutzend Flotten
Stellt' er täglich auf die Bein' —
Ach! es kam kein Brett vom Stapel,
Und der König von Neapel
Wird nicht Dey von Tunis ſein.

Bonaparte, Bonaparte!
Sei es Gott geklagt, die Karte
Hat der Könige zu viel.
Aber wenn an Deinen Tiſchen
Erſt die langen Finger miſchen —
Gibt's ein ganzes Bubenſpiel.

Bonaparte, warte, warte!
Klopfe nicht mit Deiner Karte
Auf den Teutoburger Buſch!
Denn es wachſen, wie vor Jahren,
Dort die Prügel für Cäſaren —
Kuſch Dich, Bonaparte, kuſch!

Die Garibaldi-Hymne.

Ueberſetzt für Oberſt Rüſtow.
geſungen von den Alpenjägern im Feldzuge von 1859.

Die Gräber ſind offen, die Toten erſtanden,
Die Märtyrer alle aus unſeren Landen,
Den Kranz in den Locken, das Schwert in der Rechten,
Und flammend im Herzen,
Italien, Dich!
Nur vorwärts, nur vorwärts, ihr blühenden Schaaren!
Laßt flattern im Winde die Banner, die wahren;
Auf all' mit dem Eiſen! auf all' mit dem Brande,
Im Herzen dem Brande,
Italien, für Dich!
Hinaus aus Italien! hinaus nun zur Stunde!
Hinaus aus Italien! O Fremder, hinaus!

Die Erde der Blumen, der Töne, der Lieder,
Zur Erde der Waffen jetzt werde ſie wieder!
Mit hundert von Ketten die Hand war gebunden,
Doch nicht ihr entwunden,
Legnano, Dein Schwert.
Der Stock ſoll, der deutſche, Italien nicht zähmen,
Ins Joch ſoll kein Sohn ſich der Römer bequemen!
Italien will nicht mehr die Fremden, die Dränger,
Will Knecht ſein nicht länger
Am eigenen Herd.
Hinaus aus Italien! hinaus nun zur Stunde!
Hinaus aus Italien! O Fremder, hinaus!

Die Häuſer Italiens für Uns ſind erbauet,
Und dort an der Donau das Deine man ſchauet.
Du ſtiehlſt uns das Brot und das Land uns, das ſchöne,
Doch unſere Söhne,
Die wollen jetzt wir.
Zwei Meer' und die Alpen zur Grenze! uns tragen
Von Ufer zu Ufer die feurigen Wagen.
Hinweg jedes Zeichen der Trennung, der alten,
Für Italien entfalten
Wir unſer Panier.
Hinaus aus Italien! hinaus nun zur Stunde!
Hinaus aus Italien! O Fremder, hinaus!

Jetzt nicht mehr geſprochen, die Arme bewehret!
Entgegen dem Feinde die Stirne gekehret!
Bald zwiſchen uns Beiden die Berge als Schranke,
Wenn nur Ein Gedanke,
Italien, wird ſein.
Nicht Sieg und nicht Beute kann helfen — drum ſchnelle!
Verſchloſſen dem Räuber Italiens Schwelle!
Italiens Völker in Eines verſchmolzen!
Die Städte, die ſtolzen,
Die hundert in Eins!
Hinaus aus Italien! hinaus nun zur Stunde!
Hinaus aus Italien! O Fremder, hinaus!

Küraſſiere Clam-Gallas' durch München ziehend.

Juni 1850.

Seid umſchlungen, Küraſſiere!
Dieſen Kuß vom Baierland!
Deutſche Sprache zwar nicht ihre,
Herz jedoch als deutſch bekannt.

Auch für deutſches Land nicht kämpfend,
Doch für deutſches Eigenthum,
Und des Aufruhrs Toben dämpfend,
Mehrend ihres Kaiſers Ruhm.

Keine welſche Marſeillaiſe
Wird von Tigern heut gebrüllt,
Deutſche Treue, Bier und Käſe
Haben d'Küraſſier' erfüllt.

Das ſind meiner Baiern Kehlen,
Immer durſtig, aber ſtark!
Keine ſolche Dünnbierſeelen
Aus der klugen Ukermark.

Manches ſchon geſungen habend
Und ein alter Eſel ſchier,
Find' ich dieſen Schwung ſo labend,
Mehr als Lola ſeiend mir.

Ja, wenn Preußen wollte, ſollte
Alles werden, wie es muß.
Und der Thron des Cäſar rollte
Polternd in den deutſchen Fluß.

Sag, o Preußen, warum willſt Du
Nicht noch einmal werden jung?
Sag, o Preußen, warum ſtillſt Du
Alſo die Begeiſterung?

Preußen, Baiern ſich verbindend,
Bräch' der große Morgen an —
Deutſche Einigkeit verkündend,
Auf dem Miſte kräht der Hahn.

Ihr lieben Herren von Eiſenach!

„Kladderadatſch", September 1869.

Deutſchland ſpielt eine traurige Roll',
In unſerm Herzen wohnt Scham und Groll,
Drum laßt uns machen ein Protokoll,
Das Jeglicher unterſchreiben ſoll! —
So habt Ihr geſprochen, Ihr Weiſen, ach!
Ihr lieben Herren von Eiſenach!

Ihr wart nicht erhitzt und nicht beſpitzt,
Ihr habt nicht gedonnert und nicht geblitzt.
Wenn Ihr im Parlamente ſitzt,
Könnt Ihr das thun — doch müßt Ihr itzt
Der Mäßigung Euch befleißen, ach!
Ihr lieben Herren von Eiſenach!

Staatsmänniſch wird Alles angebahnt,
Es wird nicht geturnert und nicht gejahnt;
Der Michel, wenn er wieder zahnt
Und greinen will, wird zur Ruh ermahnt.
Ihr werdet doch auch nicht beißen, ach!
Ihr lieben Herren von Eiſenach.

Der Michel, wenn er im Fieber liegt,
Der wird gar ſänftlich eingewiegt!
Und wenn Ihr Euch 'mal zu hoch verfliegt,
Mit einem Korbe, den Ihr kriegt,
Könnt Ihr viel Zeitungen ſpeiſen, ach!
Ihr lieben Herren von Eiſenach.

Germania, die hohe Braut,
Wird nächſtens einem Mann getraut,
Der Bräutigam iſt ſehr erbaut
Und läßt ſich ſagen: Sprecht nicht zu laut,
Sonſt ſchicken ſie Euch auf Reiſen, ach!
Ihr lieben Herren von Eiſenach.

Ich dank' Euch gleichfalls für die Ehr',
Euer deutſches Vertrauen rührt mich ſehr.
Und wenn ich der Kladderadatſch nicht wär',
Wollt' ich Euch danken noch viel mehr,
Hör' ich mein Vaterland preiſen, ach!
Ihr lieben Herren von Eiſenach.

Auch ein Fortſchritt.

October 1869.

Wir zogen von Gotha bis Eiſenach
In zehen Jahren, gemach, gemach;
Von Gotha bis Eiſenach ſind drei Meilen —
Staatsmänner ſollen ſich nicht übereilen.

Wir zogen von Gotha bis Eiſenach
Zehn Jahre; — wir ſtreben den Griechen nach:
Zehn Jahre mußten ſie Troja belagern —
Sie hatten Achill, wir hatten Gagern.

Wir zogen von Gotha bis Eiſenach —
O Politik, o trauriges Fach!
Es iſt ſehr ſchwierig, den Stall zu rein'gen
Und ſein langwierig Deutſchland zu ein'gen.

Wir zogen von Gotha bis Eiſenach,
Wo Luther dem Teufel geboten Schach;
Wir werfen noch immer mit Tintenfäſſern,
Doch wir verſtehen's, die Tinte zu wäſſern.

Wir zogen von Gotha bis Eiſenach
Zehn Jahre — vertrocknet iſt mancher Bach,
Manch Herz verdorrt wie eine Dattel,
Auch mancher Freund nicht feſt mehr im Sattel.

Wir zogen von Gotha bis Eiſenach —
Manch eiſerner Trutz wie Glas zerbrach;
Dem Rauſch folgt oft ein gräulicher Kater,
Wir ſingen wieder den „Landesvater“.

Es ſchläft ſich ſo ſüß in Eiſenach —
Eine ſchöne Gegend, auch nicht zu flach;
Die Ochſen können dort ſtehn am Berge,
Im Thüringer Wald gibt's viele Zwerge.

Im Thüringer Wald bei Eiſenach,
Wohl unter germaniſcher Eichen Dach,
Da ſitzen die Feen, ſie ſitzen und ſinnen —
Ich möchte wohl wiſſen, was ſie jetzt ſpinnen.

Sie ſitzen und ſinnen um Eiſenach —
Beſinnen iſt eine ſchöne Sach:
Wo bleibt der Gagern? und werden wir's bringen
Mit Gottes Hülfe noch bis Meiningen?

Man kann auch bis Jena von Eiſenach,
Viel ſchneller als anno Sechſe, ach!
Die Eiſenbahn iſt eine ſchöne Erfindung,
Der deutſche Bund iſt eine ſchöne Verbindung!

Was macht Deutſchland?

Ein immerwährender Kalender für alle Tage des Jahres.

Oktober 1859.

Sonntag. Deutſchland pflegt ſich —
Wohl zu beſinnen.
Montag. Deutſchland regt ſich —
Was wird's beginnen?
Dienſtag. Deutſchland trägt ſich —
Mit großen Gedanken.
Mittwoch. Deutſchland bewegt ſich —
In geſetzlichen Schranken.
Donnerſtag. Deutſchland frägt ſich —
Ob's endlich ſoll?
Freitag. Deutſchland ſchlägt ſich, —
Schlägt ſich wie toll!
Sonnabend. Deutſchland legt ſich —
Zu Protokoll!

Harmloſe Gedanken.

April 1860.

I.

„Iſt nicht Deutſchland mehr als je derſelben Kataſtrophe ausgeſetzt, von der es in den erſten Jahren dieſes Säculums ereilt ward? — Hat Deutſchland Maßnahmen getroffen gegen die Wiederkehr jener Kataſtrophe, die es aus der Liſte der Nationen ſtrich und ihm wie Griechenland nach Philipps Zeiten nichts Nationales als ſeine Litteratur ließ?“ Times.

Deutſchland, ſie ſagen, Du hängſt den Kopf —
Mir geht ins Herz das Geſtichel —
Du ſeiſt ein thatenloſer Tropf;
So ſagen die Leute, o Michel!

Das alte Lied vom alten Malheur
Hör' ich von Neuem erklingen:
Du werdeſt's nimmer zum Acteur
Auf dieſer Bühne bringen —

Wo Alles läuft, wo Alles rennt,
Die Zuaven und Turkos ſchwärmen
Für Völkerglück. — Du haſt kein Talent
Zu welthiſtoriſchem Lärmen!

Du dehnſt Dich ruhig auf Deinem Pfühl
Und träumſt von Hegel und Fichte,
Und haſt doch erlebt ſo dumpf und ſchwül
Hundstage der Weltgeſchichte.

Hundstage — die Völker wurden toll,
Doch Deutſchland rief vernünftig:
„Man ſoll nicht nur zerſtören, man ſoll
Auch wieder aufbauen künftig.

„Eh' ich Zwing-Uri zerſtöre, traun,
Was ſetz' ich an ſeine Stelle?
Wie werd' ich die Gefängniſſe bau'n
In Zukunft und die — Kaſernen?

„Man muß der Stimme der Natur
Vor Allem ſich bequemen;
Und ſchrei'n die Schafe nach der Schur:
Wer wird ſie übernehmen?

„Sind Alles Fragen von Wichtigkeit,
Gediegen, tief und edel;
Daran ſoll man die Dichtigkeit
Erkennen der deutſchen Schädel!“ —

Ja, Michel, Du biſt kein Franzos,
Der ſtets nur negativ iſt,
Er kennt die Oberfläche bloß,
Du weißt allein, was tief iſt.

Ja, Deutſchland, Du biſt tief im Wort
Und biſt im Thun noch weiſer;
Du läßt nicht einen Herzog fort,
Bis fertig Du — mit dem Kaiſer.

Ein Kaiſer, das iſt der höchſte Wunſch,
Den wir im Herzen tragen;
Wir laſſen ihn bei Wein und Punſch
Die Schlachten der Zukunft ſchlagen.

II.

„Wie treibt man's mit Schleswig-Holſtein ſchon zwölf Jahre lang? Was iſt ſeit zehn Jahren für Kurheſſens Volksrecht geſchehen? Wie kommt es, daß die große teutoniſche Race von weder zahlreicheren noch civiliſirteren Völkern in fortwährender Angſt um ihre Freiheiten, ja um ihre Exiſtenz erhalten wird?"

Times.

Deutſchland iſt ein romantiſcher Staat,
Der des Gedankens Mondſchein
Vorzieht der claſſiſchen Sonne der That —
Man muß halt Alles gewohnt ſein.

Den italieniſchen Stiefel nimmt
Und wird geſtiefelter Kater
Herr Victor, — ſo was thäte beſtimmt
Kein deutſcher Landesvater.

Die Strippen des Stiefels behält ſich vor
Der kleine Sünder Hannes —
Was Carl nicht konnte, kann Franz Moor;
Doch Deutſchland — ſag, was kann es?

Kann leſen und ſchreiben, das iſt wahr,
Auch ſehr viel Tinte vergießt es.
Das Pulver hat's erfunden ſogar;
Doch Deutſchland — ſag, wo ſchießt es?

Es blitzt des Krieges Wetterſtrahl,
Doch Deutſchland — ſag, wo blitzt es?
Die Völker ſitzen beim Friedensmahl,
Doch Deutſchland — ſag, wo ſitzt es?

Zu ſitzen wieder wie Anno acht
Und vierzig in Frankfurt dacht' es;
Doch wenn es ein Parlament gemacht:
Das Parlament, was macht es?

III.

„Das alte Loyalitätsgefühl iſt im Schwinden, das deutſche Volk hat geringe Urſache, einen Herrenwechſel zu fürchten." Times.

Du hängſt den Kopf, Dein Herz iſt ſchwer,
Und Kummer drückt und Sorg' es;
Mein deutſcher Michel, Du lachſt nicht mehr,
Selbſt nicht über Hermann Orges.

O tröſte Dich, Dich hat das Glück
Bewahrt zu höheren Zielen:
Es iſt ja ein erbärmlich Stück,
Das ſie erbärmlich ſpielen.

Der geſtern mit dem Dolch auf Pump
Ein Brutus wollte werden —
Du haſt's erlebt, wie weit ein Lump
Es jetzo bringt auf Erden!

Du haſt's erlebt, das Ruder nimmt
Des Staates Robert Macaire,
Dem einſt die Sterne hatten beſtimmt
Das Ruder — einer Galeere.

Du haſt's erlebt — Du weißt, wie faul,
Es ausſieht in der Couliſſe:
Sie proteſtiren mit dem Maul,
Und hinten kriegen ſie Schmiſſe.

Du große Denkernation,
O trockne die Augen, die feuchten;
Dir bleibt die höhere Miſſion,
Die Bühne zu — erleuchten.

Die Juden ausgenommen, iſt
Nicht Jeder geboren zum Handeln;
Die Scene kann der Maſchiniſt
Auch ohne Dich verwandeln.

Und was Er thut, iſt wohlgethan,
Singt Gellert oder Lavater:
Du, Michel, zünde die Lichter an
Im großen Welttheater.

Der Schiller und Göthe, der Leſſing und Kant,
Das ſind gewaltige Kerzen;
Sie ſind noch nicht heruntergebrannt
Wie andere deutſche Herzen.

Sie haben geleuchtet, ſie leuchten hell,
Sie blitzen gleich Gewittern,
Und werden manchem Polichinell
Die Späße noch verbittern.

Sie ſind gefährlicher, als Du meinſt:
Von dieſen Lichtern wird ſtammen
Der hochverräthriſche Funke, der einſt
Die Bude ſteckt in Flammen. —

Die Bude der Bretter, welche die Welt,
Die heutige Welt bedeuten:
Für Buben ein großes Thatenfeld,
Zu enge den ehrlichen Leuten.

Und brennt er ab, der Komödien-Staat
Mit Scepter, Kronen und Ketten,
Es wird den Theaterapparat
Kein Branddirektor retten.

Wir bauen auf des Hauſes Stätt'
Ein neues im großen Style;
Da wollen wir ſitzen im erſten Parquet,
Um — zuzuſchauen dem Spiele.

Harmloſe Gedanken.

(Fortſetzung.)

April—Mai 1860.

I.

Nationalvereinsgermane,
Du verläß'ſt das Reich der Träume,
Du wirſt praktiſch, Deine Jahne
Klettern auf die Freiheitsbäume.

Klettern auf die höchſten Spitzen,
Langen nach den ſüßen Trauben,
Wollen den Entſagungswitzen
Blöder Füchſe nicht mehr glauben.

Höchſt geſinnungstücht'ge Steiße
Seh' ich an den Maſten ſchwanken;
Alle richten nach dem Preiſe
Gottvertrauend die Gedanken.

Lächelnd ſchaut ſich den Tumult an,
Pfiffig lächelnd, der von Zollern;
Doch den alten Schwabenſultan
Hör' ich in der Ecke kollern.

Zu vergeben nicht ein Jota
Deines Rechts, haſt Du beſchloſſen;
Fürchterlicher Ernſt von Gotha
Wird es jetzt — Nur nicht geſchoſſen!

Nicht der rohen That Gemeinheit
Rettet uns aus der Bedrängniß;
Mutter Deutſchland, hoff' die Einheit
Nur aus unbefleckter Empfängniß!

II.

Nationalvereinsgermane,
Freitigräthlich vor der Seele
Steht mir ſchon die Karavane
Frankfurtpilgernder Kameele.

Und der wohlbekannte Muſti
An der Spitze der Bewegung,
Und die wohlbekannten Schufti,
Alle voll von edler Regung!

Und der wohlbekannte Rheinfluß,
Der ſo ſanft die Reden wäſſert,
Und der wohlbekannte Einfluß,
Deutſchland — der ſich nicht verbeſſert!

Und die wohlbekannten Fragen
Ohne Antwort — ach! und leider
Von den deutſchen Hiobsplagen
Unſre Beule an der Eider!

Und das wohlbekannte Ruder
In der Hand des „Demiurgen“,
Und die allerdümmſten Luder,
Deutſche Ritter ohne Burgen!

Rochus, Herr von Pumpernickel,
Der am Ende jeder Woche
Schreiben wird die Leitartikel,
Wenn der Venedey geſprochen;

Wenn der Waitz und Ehren-Beſel
Er ſtaatsmänniſch aufgetreten,
Oder wenn ein andrer Eſel
Bileams ums Wort gebeten;

Wenn Confucius die Trias
Predigt mit Erlöſermienen,
Oder ſonſten ein Meſſias
Sucht ſein Kreuzchen zu verdienen.

Wenn ein preuß'ſcher Rattenfänger
Spielt die Annexirer-Weiſe,
Oder wenn ein krit'ſcher Gänger
Tief verſinkt in Oeſtreichs — Schönheit.

III.

Doch erſt Abends bei der Bowle
Wirſt Du Deine Größe zeigen;
Marſeillaiſe, Carmagnole
Werden frech zum Himmel ſteigen.

Schwer bezopft wirſt Du die letzte
Hoſe von den Lenden ſtreifen,
Dreißig Dir von Gott geſetzte
Schlingel heimlich auszupeitſchen.

Spielen mit den dreißig Kronen
Wirſt Du, wie mit Eierſchalen,
Lehren dreißig Millionen,
Mit der Fauſt im Sack zu pralen.

Nationalvereinsgermane,
So verwegen, ſo gefährlich
Kann der Menſch in ſeinem Wahne
Werden um einen Thaler jährlich!

IV.

Die Vorfrage.

„Viel ſchneller, als ihr glaubt,
Wird Deutſchland einig, ihr Kinder:
Wir kommen unter ein Haubt
Und unter einen Cylinder.

„Um einen Reichsſchirm dann
Sind wir auch nicht verlegen,
Der Haubt und Hut und Mann
Beſchützt vor Sonn' und Regen.

„Von Schleswig bis Friul
Soll dieſer Schirm ſich ſpannen —"
Halt, deutſcher Thraſybul,
Was machſt Du mit den — Tyrannen?

„Wenn man Adreſſen ſchreibt,
Denk' ich, ſo werden ſie gehen,
Wenn Jeder ſich ſelbſt entleibt,
So iſt's um ſie geſchehen."

V.

Das sind die Kämpfer für Recht und Licht,
Die sich Dir dringend empfehlen:
O deutsches Volk, vergiß sie nicht,
Ins — Parlament zu wählen.

Das sind die Kämpfer für Recht und Licht!
Ich seh' manch lieben Bekannten,
Ich seh' auch manches Schafsgesicht
Und manchen Komödianten.

Es ist der alte Mummenschanz,
Von dem sie wieder träumen;
Deutschland sucht wiederum beim Schwanz;
Den Biest aufzuzäumen.

Deutschland läßt vor dem Thatenblitz
Den Donner der Rede rollen,
Mein Deutschland polstert den alten Sitz
Mit neuen Protokollen.

Sagt an, wer mag den besten Kohl
Im deutschen Lande bauen?
Wer ist der Cincinnatus wohl,
Dem wir uns anvertrauen?

Wir werden im Tamaidenfaß
Aufs Neue waſchen den Zobel,
Und werden machen den Pelz nicht naß,
Und werden ſein ſehr nobel.

Sehr nobel — es wird der große Hinz,
Der große Kunz ergießen
Sein großes Herz — ein großer Prinz
Wird wohl auch Einen erſchießen.

Ich kenne das Stück, ich kenne den Saal —
Er ſchwarz-roth-golden behangen:
Jacobus ſpielt zum zweiten Mal
Auf allgemeines Verlangen.

Noten!

Mai 1860.

Noten, Noten, Noten!
Nimmt es denn kein End?
Weil den Unglücksknoten,
Ach! kein Schwert zertrennt,
Weil man uns verlaſſen,
Wenige gegen Viel' —
Darf drum mit uns ſpaßen
Jeder Gänſekiel?

Noten, Noten, Noten!
Und die Klugheit ſpricht:
„Schweizer, trau' den Rothen —
Ständeräthen nicht.
Wart', bis auf Kongreſſen
Wir verſpielt zumal
Unſre Intereſſen
Sammt dem Kapital."

Noten, Noten, Noten!
Hört, wie Alles ſtimmt!
Und wie man die Voten
Kriegt — wenn man ſie nimmt!
Seine Senatoren
Schreiben nach Paris:
„Lang ſind hier die Ohren,
Unſer Sieg gewiß.

„Noten, Noten, Noten!
An das Schweizerpack,
Aber Voten, Voten
Mit dem Geld im Sack
Nach Savoyen! Noten,
Noten aus der Bank!
Tinte wäſcht die Pfoten
Morgen wieder blank."

Noten, Noten, Noten!
Frei der Genferſee
Von Kanonenbooten!
Frei, ſagt Er? O Weh!
Gibt Euch jeden Falles
Drauf ſein Wort und — bricht's.
Einer iſt ja Alles,
Alle ſind ja Nichts.

Noten, Noten, Noten!
Und zur Allianz
Hübſch den Arm geboten!
Fürchtet Ihr den Tanz?
Nieder, Ihr Kriegstrompeter,
Vor Europa's Herrn!
Leuchten wird Euch Peter
Felber als Morgenſtern."

Noten, Noten, Noten!
Heida! Tibeldum!
Und den Patrioten
Dreh' das Herz ſich um!
O Ihr großen Todten,
O Du großer Tell,
Spielt man ſolche Noten
Jetzt in Deiner Kapell?

Noten, Noten, Noten!
O Zukunftsmuſik!
Tanz', wie Er geboten,
Tanze, Du Republik!
Auf dem Boden des Rechtes
Tanze, wie Er ſpielt!
Iſt es denn was Schlechtes,
Wenn ein Kaiſer ſtiehlt?

Eine Stimme aus der Ferne.

Mai 1869.

Deutſchland ſammelt für Arndt,
Das iſt ſehr löblich.
Er hat's ſo oft gewarnt,
Getreu und gröblich.

Hat ſo oft es gewarnt,
Getreu und geduldig;
Ja, Deutſchland iſt dem Arndt
Ein Denkmal ſchuldig.

Neunzig Jahre! Wer kann
So lange geſund ſein?
Das muß ein großer Mann
Im deutſchen Bund ſein.

Neunzig Jahre! wie alt!
Das iſt entſetzlich.
Denn Deutſchland iſt doch halt
Nicht immer ergötzlich.

Neunzig Jahre gewacht
Für all die faulen
Schlingel; den Propheten gemacht
Unter den Saulen.

Deutſchland wie Ilium
Glaubt nicht Kaſſandren;
Doch auf dem Bettel herum
Können wir wandren.

Mit der Büchſe umher
Laufen die Boten —
Deutſchland ehrt Nichts ſo ſehr
Als ſeine Todten.

Mit der Büchſ' in der Rund
Bei Fürſten und Prinzen;
Mancher gibt hin den Bund
Um ein Gericht Linſen!

Mit der Büchſe umher
Gehn ſie und klappern;
Deutſchland, was willſt Du mehr,
Als wieder plappern?

Kommen zu mir auch — ach!
Dafür zu ſammeln!
Sollt' in einem Almanach
Ein Verschen ſtammeln.

Hätt' ich die Muſen mir hold
Sogleich gefunden,
So würd' ich jetzt in Gold
Mit Geibel gebunden.

Haben Alle geſchirrt
Den Hippogryphen,
Und von Geſinnung wird
Der Klepper trieſen.

Legen Alle die Hand
Aufs Herz — wie erhaben!
Gevenedeytes Land
Bis Pommern und Schwaben!

Wollt ihr wirklich in Erz
Den Alten gießen?
Habt Acht! man wird zum Scherz
Ein Bißchen ſchießen.

Und das Metall im Fluß
Wird klagend erbeben;
Es nimmt ein wälſcher Schuß
Dem Gießer das Leben.

Habt Acht! es wird die Sonn'
Sich dann verſchleiern;
Die Profeſſoren in Bonn,
Die werden feiern.

Werden feiern, doch nicht
Das Feſt des Alten;
Sie können am jüngſten Gericht
Die Pauke halten.

Was iſt mein Deutſchland? was?
Frag' ich mit Trauer.
O Alter, Du weißt jetzt das
Dort oben genauer.

Genauer, als Du es hier
Auf Erden gewußt haſt;
Ich bitte dich, ſag es mir,
Wofern Du Luſt haſt! —

Deutſchland ſammelt für Arndt
Viel tauſend Thaler.
Was half's, daß er Euch gewarnt,
Ihr Prahler!

Die Borrieſäerei.

(Frei nach Theodor Körner.)

März 1865.

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los:
Courage, Courage — braucht's jetzt blos.
Zwanzig Millionen deutſcher Philiſter
Nehmen es auf mit einem Miniſter.

Und rieſengroß — aus dem Tintenfaß
Steigt Deutſchlands ſchwarz ingrimmiger Haß.
Pfui über den Buben in Hannover!
Auf Lüneburgs Haide, da wächst kein Hafer.

Pfui über den elend erbärmlichen Wicht!
Selbſt Haſſenpflug erreicht ihn nicht,
Selbſt Judas iſt ihm nicht zu vergleichen.
Der Judas verrieth keine deutſchen Eichen!

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los:
Auf ſolchem Zorne wächſt kein Moos.
Ein ſolcher Zorn wird leben bleiben,
So lange die Deutſchen Adreſſen ſchreiben.

Das macht die Garibaldiluft,
Glaub' ich, das macht der Frühlingsduft!
Die Menſchen ſind jetzt wie beſeſſen;
Der „Edelſte" hat den Adel vergeſſen.

Das macht der Nationalverein!
Wer einen Thaler Kaſſenſchein
Bezahlt, der kann nach Luſt und Willen
Sein oratoriſch Bedürfniß ſtillen.

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los:
Des Parlaments gealterter Schoos,
Aus dem man einſt den Kaiſer geſchnitten,
Läßt wieder einmal zu Gevatter bitten.

Die Heidelberger Doktorenzunft
Verſpricht uns baldige Niederkunft;
Verſpricht die Freiheit aufs Brot wie Butter —
Der Welcker, der macht die Wehemutter.

Ich hörte, das alte Weib ſei todt;
Doch nein, es ißt noch das Jammerbrot
Der Erde — zu Heidelberg am Necker,
Die Leute dort werden immer kecker.

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los:
Das wird für Deutſchland ganz famos.
So von den Dächern herab zu ſchwatzen!
Staatsmänner, o Vorries, ſind keine Spatzen.

Zwar ich geſteh', im deutſchen Reich
Lebt mancher Lump noch, der Dir gleich;
Nicht nur Miniſter, auch Potentaten —
Du haſt nur zuerſt die Karten verrathen.

Drum mußt Du bleiben der Sündenbock
Und hören, was geſchlagen die Glock':
Kein deutſcher Schneider flickt Dir den Rock,
Kein deutſcher Friſeur friſirt Dein Gelock,
Kein deutſcher Baier trinkt mit Dir Bock.
Auf einen deutſchen Eichenblock
Gehört Dein Haupt; ein deutſcher Stock
Gehört auf Deinen wälſchen — Hindern
Werd' ich es nicht, doch möcht' ich lindern
Die Schmerzen Dir, und will ein Schock
Von Venedey's deutſcher Broſchüre Dir ſenden,
Die kannſt Du als Prießnitz'ſchen Umſchlag verwenden.

Dies iſt die neuſte Elegie
Von Chablais und von Faucigny.

1859.

Wir ſollen ſie nicht haben,
Chablais und Faucigny;
Uns hilft kein Dutzend Schwaben
Mit ihrer — Sympathie.

Uns hilft kein Prinz von Preußen,
Von Heſſen und Zu Rhein,
Uns hilft kein Zar der Reuſſen,
Kein Zar von Liechtenſtein.

Wir ſollen ſie nicht haben,
Chablais und Faucigny,
Er nahm ſie, und ſie gaben
Sich Ihm — fragt uns nicht, wie?

Fragt einen jener „Sterne“,
Der dort vom — Laity fiel!
Europa ſah von Ferne
Das große Gaunerſpiel.

Wir ſollen ſie nicht haben,
Chablais und Faucigny,
Die Welt hat zu viel Knaben,
Und eben, eben Die —

Die wollen es nicht haben,
Du Schweizerrepublik!
Es brächen Dir die Raben
Am liebſten das Genick.

Wir ſollen ſie nicht haben,
Chablais und Faucigny.
Wenn Er Euch alle begraben,
Bewundert ſein Genie!

Zur Feier des 18. Juni 1860.

Mai 1860.

Wie Geiſterhauch klingt's durch die Stille;
Es hat die Welt den Winter ſatt:
Mehr, als die Blätter der Sibylle,
Weiſſagt mir jedes grüne Blatt.

Es kann ja ſo nicht ewig dauern!
Das Leben kommt und hält Gericht
Und wirft ein Korn in finſtre Mauern,
Das wachſend ihren Bau zerbricht.

Mir iſt, als hätt' auch unſre Eichen
Die Ahnung neuen Sturms erſchreckt,
Als hätt' ich in des Frühlings Zeichen
Urplötzlich neuen Sinn entdeckt.

Mir iſt, als ob die Roſen ſprächen
Von heißen Schlachten mir ins Ohr;
Mir iſt, als ob die Dornen ſtächen
Viel ſpitziger als je zuvor.

Die Ritter haben ſchon die Helme
Und Sporen wieder angethan,
Und drohender wächſt für die Schelme
Das ſchlanke Birkenreis heran.

Die kleinen Blumenglocken haben
Sich revoltirt und läuten Sturm,
Der Epheu ſchwört, er will begraben
Den allerletzten Zwingherrnthurm.

O Frühling, ew'ge Rechtsverwahrung!
O Frühling, ewiger Proteſt!
Du Alkoran, Du Offenbarung!
Du Allergutenſeelenfeſt!

Vom Süden bringen uns die Schwalben
Die wunderbarſte Botſchaft her —
Und Ihr, Ihr Müden und Ihr Halben,
Glaubt keine Auferſtehung mehr?

Ihr Müden, Halben und Ihr Kalten,
O ſchwingt Euch nach aus Eurer Gruft!
Ihr Menſchenherzen, baut die alten,
Die alten Schlöſſer in die Luft!

Und baut ſie neu, und baut ſie wieder,
Und immer wieder, und vertraut:
Der Himmel ſenkt ſich einſt hernieder
Mit Allem, was wir drein gebaut.

Seht Ihr Italiens Banner wallen?
Hört Ihr aus dunkelm Lorbeerbuſch,
Hört Ihr Palermo's Nachtigallen?
Hört Ihr ſie ſchlagen? Das iſt Tuſch!

Das iſt des „Räubers" Siegsfanfare!
O ſüßer Garibaldi-Mai,
Mach uns vom heil'gen Januare,
Und mach uns vom Dezember frei!

A bout portant.

(La Presse 1860 — par E. About.)

Juli 1860.

Ich habe gezogne Kanonen
Für ungezogne Nationen;
Ich ſchieß' in unglaubliche Fernen,
Ich habe ſehr viele Kaſernen.

Ich habe ſehr viele Soldaten,
Ich bin der Mann der Thaten,
Kein Mann von Wort und von Witzen:
Ich habe Savoyen und Nizzen.

Ich habe Laguerronnière
Und andre Männer von Ehre,
Den Bright und den Cobden und alle
Die Damen des Hofs und der Halle.

Ich habe die böhmiſchen Wälder
Der Börſe, mir ſorgen für Gelder
Die allerfamoſeſten Schurkos:
Ich habe Zuaven und Turkos.

Ich habe Helenenmedaillen
Und ſchenk' ſie auch deutſchen Canaillen;
Wer mir folgt, muß ſich bequemen
Mein Kreuz auf ſich zu nehmen.

Ich habe, daß mir Nichts fehle,
Zu Gegnern die größten Kameele;
Ich gleiche ſchier Alexandern,
Das dank' ich der Dummheit der Andern.

Ich habe die Auſterlitzſonne
Geerbt vom „Mann der Colonne".
Ich habe auch die von Cayenne,
Die beſte, die ich kenne.

Ich habe die ganze Gard'robe
Von Anno — Ehrfort, und Probe
Von ſämmtlichen Stücken gehalten,
Ich habe den Rock des Alten.

Frankreich iſt ruhmbeſoffen;
Doch, Deutſchland, ſei nicht betroffen!
Ich ſchicke Dir erſt zur Lektüre
A bout portant eine Broſchüre.

Erklärliches.

1860.

Deutſchland erklärt im Allgemeinen
Sehr hübſche Sachen — ſo will mir ſcheinen.
Und wenn mein Deutſchland all das erklärt hat,
Wenn's Elſaß und Lothringen begehrt hat,
Wenn's alle die „Racker" von Staaten bekehrt hat
Und über das wahre Centrum belehrt hat —
Wird dann mein Deutſchland nach allem Erkläricht
Auch etwas thun, um alle den Kehricht
Hinwegzufegen? Ich glaube ſchwerlich,
Und Alles bleibt in Deutſchland erklärlich.

Nebelbilder.

Februar 1861.

A Deo rex
A rege lex
Populus grex.
(Anonymus.)

Von einem Bruch mit der Vergangenheit kann nun und nimmer die Rede ſein.
(Prinzregent 1858.)

Die bisherige Verſchwommenheit der Meinungen, die heidniſche Toleranz muß aufhören.
(Kreuzzeitung vom 6. Januar 1862.)

Er ſchläft, vor Sturm und Stürmern
Geſchützt, im Marmorbette;
Sie brachten Ihn zu den Würmern
Mit aller Etikette.

Sie haben Ihn gewaſchen
Und Ihn geſalbt mit Narden;
Sie haben in neue Kamaſchen
Geſteckt die alten Garden.

Grenadier' und Füſiliere,
Die ſtanden hübſch Parade,
Es ſtanden die Offiziere
Wie Kerzen ſo gerade.

Wie Kerzen oder Kegel,
Die um den König trauern;
Der Tambour mit dem Schlägel,
Der rührte Potsdams Bauern.

Und de profundis ſingen
Hört' ich die Feuerſchlünde;
Sehr überzeugend klingen
Der Könige letzte Gründe.

Ich ſah da viele Prinzen
Und Menſchen von hohem Stande,
Es gibt ſo viele Provinzen
In unſerm Vaterlande.

Mit Tauben und mit Lahmen
Sah ich den Blinden ſchreiten;
Ich ſah auch Habsburgs Samen;
Ich ſah den Ernſt der Zeiten —

Aus Koburg — kleiner Schütze,
Nur zu! das Ziel iſt offen;
Ich ſah die Bundespfütze —
Lasciate — Nichts zu hoffen!

Ich ſah das Haus der Herren;
Die müſſen dienen als Grenzen
Und als Gedankenſperren
Dem Flug der Intelligenzen.

Aus nicht vorhandnen Hallen
Erſchienen die Barone,
Schafzüchtende Vaſallen —
O, ihr Juwelen der Krone!

Sie ſtammen noch aus der Arche,
Die Nobili und Signori;
Es hat ſie der Patriarche
Gezeichnet a posteriori.

Schwarz in die Erſcheinung tritt er,
Derjenige Theil des Leibes,
Auf den ſich ſetzen die Ritter,
Wie andre Geborne des Weibes.

Ich ſah auch arme Ritter,
Die waren friſch gebacken;
Das iſt moderner Flitter,
Ich ſah die Glaubenskoſaken.

Der Gerlach war gekommen,
Gerlach, die Blume der Chriſten!
Er iſt jetzt aufgenommen
Unter des Himmels Obriſten.

Ich ſah das Heſekielchen,
Die Muſe der Muckermärker;
Auch Stahl — ihr kennt ſein Stilchen
Im Blatte der Berſerker.

Dreihundert Geheimeräthe
Sah ich — o welche Ohren!
Es kamen auch noch ſpäter
Von Halle drei Halloren.

Aus Halle drei Halloren;
Die Kälte ſtieg auf zwanzig,
Mein Vaterland war gefroren
Von Köllen bis nach Danzig.

Im knarrenden Schnee die Leiche
Hinſchleppen des Mannes Vertraute,
Der mehr am Gottesreiche,
Als an dem deutſchen, baute.

Der Wrangel hielt das Banner,
Die Zipfel die Generäle,
Der Strauß die Rede — wie kann er
Erſchüttern der Menſchen Seele!

Der Karl iſt ausgeglitten,
Wie ich geleſen habe;
Manteuffel fiel vom Schlitten —
O Umſturz, alter Knabe.

Es läuten die Glocken — die Küſter
Sind jetzo ſehr beſchäftigt;
Es ſtäuben die Flocken — wie düſter!
Der Zedlitz iſt bekräftigt.

Die Zeitungen erſcheinen
Gefaßt mit ſchwarzen Rändern;
Sie ſind noch nicht im Reinen,
Wann ſie die Farbe ändern.

Die Zeitungen ſind noch ſchlechter
In dieſem Jahr geſchrieben;
Des Kladderadatſchs Gelächter
Iſt unſer Troſt geblieben.

Es blieb uns auch der Bethmann;
Allein mit Gottes Segen
Und deutſchem Glauben geht man
Doch bald auf beſſern Wegen.

Man hat an neue Spitzen
Genagelt neue Fahnen,
Und ſchwarz auf weiß beſitzen
Wir unſer Kreuz. Germanen,

Wir wollen Großes verrichten,
Wenn's Majeſtät befehlen!
Sie läßt ſich Dorfgeſchichten
Von Auerbach erzählen.

Ausdänen und entfalten,
Das wollen wir uns — der Lindheim
Hat das Reichsſchwert hoch gehalten!
Ihr Brüder, kehret geſchwind heim

Es darf, wer ſich vergangen
Am k. preußiſchen Landrecht,
Nach Hauſe ungehangen;
Dort findet ein jeder Stand Recht.

Das iſt die neue Aera!
Es weht ein Wind, ein friſcher,
Aus Preußen — und aus Caprera.
— Guten Morgen, Herr Viſcher!

Was Deutſchland will.

März 1861.

Deutſchland will Elſaß und Burgund
Nebſt Lothringen. Kein übler Grund
Iſt dieſer Boden! O Jakobus,
Deutſchland gehört der ganze Globus.

Deutſchland will von Venedig bis Kiel
Regieren mit ſeinem Ginſekiel.
Der iſt das Scepter der Deutſchen; experto
Crede Buchero cum Rolberto!

Deutſchland will bis zum Seinefluß
Vorwärts, ſchreit Germaniſſimus;
Windmühlen ſteh'n im Weltſtadtkothe
Und warten auf einen Don Quixote.

Deutſchland will tagen in Sanct Paul,
Dem Gotteshaus. Man ſoll das Maul
Den — Leuten, die dreſchen, nicht verbinden;
Sucht's in der Bibel, ſo werdet ihr's finden.

Deutſchland will tagen in Sanct Paul
Bis in die Nacht; wir ſind nicht faul.
Die deutſche Bruſt hat gute Lungen,
Wir ſind das Volk der Nibelungen.

Deutſchland will haben ein Parlament,
Damit es löſchen kann, wenn's brennt.
Dort ſitzen die Männer von der Spritze;
Auch Preußen ſitzt — nicht an der Spitze.

Deutſchland will haben ein Parlament;
Dort ſitzen die Männer von Talent:
Die Schafe zur Rechten, die Böcke zur Linken,
Dort ſitzen die Schmerlinge und die Vincken.

Deutſchland will unter einen Hut;
Das endigt jeglichen Disput.
Doch laßt uns die Bediententreſſen
Und auch die Schellen nicht vergeſſen.

Deutſchland will unter einen Schach —
Rothbärtiger Kaiſer, biſt Du wach?
Deutſchland will unter einen Degen,
Doch in der Scheide — meinetwegen.

Deutſchland will einig ſein und frei,
Und frei und einig — iſt das Ei
Geweſen früher oder die Henne?
Deutſchland fragt ſehr viel — ich bekenne.

Deutſchland will haben mit Siegel und Brief
Sein gutes Recht. Wir ſtecken tief
Im Urweltſchlamm — hierüber ſcheinen
Die heſſiſchen Unterthanen im Reinen.

Deutſchland will endlich aus dem — Druck!
Das iſt ein nationaler Zweck,
Darauf getrunken kühn und trutzend
Hat von den ſieben Schwaben ein Dutzend.

Deutſchland hat ſtets das Große gewollt —
Die deutſchen Männer ſind von Gold;
Und wenn ſie auch von Silber wären,
Mein deutſches Herz würd' ſie verehren.

O Männer von Silber, o Männer von Gold,
Wann wird der Vorhang aufgerollt?
Wann wirſt Du einen Blick uns gönnen,
Du wollendes Deutſchland, in Dein Können?

Du wollendes Deutſchland, ſag uns, wann
Wird kommen die Zeit, da Deutſchland kann?
Geduld, ihr Freunde, Geduld! die „Zeit" kommt,
Wenn einſt — Grimm's-Wörterbuch ſo weit kommt.

Zum neunzehnten Mai.

(Eröffnungstag der neuen preußischen Volkskammern.)

1862.

Ich ſah, wie ſie gleich einem Hund
Den Trützſchler feig erſchoſſen
Und Dortü's Blut auf Freiburgs Grund
Am frühen Tag vergoſſen.

Ich ſah, wie ſich in wilder Luſt
Die Knechte drauf beſoffen,
Als hätt' mich ſelber in die Bruſt
Ihr Standrechtsblei getroffen.

Ich ſah, von Zorn und Scham bewegt,
Wie dieſe frommen Beter
Durch ihre Häſcher ausgefegt
Den Saal der Volksvertreter.

Ich ſah ſie — niemals im Gefecht,
Doch immer in Kamaſchen,
Bereit, zu greifen in das Recht
Und in des Volkes Taſchen.

Ich ſah, wie neulich ein Profos
Sein Scepter nahm vom Nagel.
O, dieſer Augenblick war groß —
Für Junker und Janhagel!

Ich ſah und hört' — wie ſie gelobt
Den HErrn mit Harf' und Pſalter,
Und wie zu Roß und Fuß getobt
Das ganze Mittelalter.

Wie lang noch? rief ich endlich aus,
Will keine Hand ſich rühren?
Ich wanderte von Haus zu Haus
Und klopfte an die Thüren:

Heraus! Ihr Männer meiner Wahl,
Heran, zu meiner Urne!
Hinſchreit' ich durch den weißen Saal
Auf ehernem Kothurne;

Hinſchreit' ich wieder durch die Welt,
Zerbrochne Herrſcherſtäbe
Und Kronen ſchmücken mein Gezelt;
Ich leb', ich leb', ich lebe!

Ich lebe, und ich winde ſchon
Den Kranz für meine Streiter:
Ich bin die Revolution!
Nur weiter, Kinder, weiter!

Die acht und vierzig Stunden.

November 1862.

„Acht und vierzig Stunden Galgenfriſt!“
Krähten Heydt und Jagow auf dem Miſt.

Acht und vierzig Stunden ſind herum;
Ungeduldig harrt das Publikum.

Acht und vierzig Stunden ſind vorbei,
Und noch gibt es keine Keilerei!

Acht und vierzig Stunden ſind dahin;
Und noch ſieht man keinen Schimmel ziehn!

Acht und vierzig Stunden ſind vorüber,
Und der Horizont wird noch nicht trüber.

Acht und vierzig Stunden ſind zerronnen,
Und es kommt noch jar Niſcht an die Sonnen.

Acht und vierzig Stunden ſind verfloſſen;
Lächelnd ruft der Kurfürſt: Das ſind Poſſen!

Wohlgezählte acht und vierzig Stunden —
Preußen hat das Pulver nicht — gefunden.

Aber Eines ſchwör' ich Euch bei Zeuſen:
Heſſen, helft Euch ſelbſt, ſo hilft Euch Preußen!

Ultimatum.

1862.

Er ſprach zu ihm: „Ja, Kuchen!
Lieb Williſen, mein Sohn,
Grüß mir die Staatseunuchen,
Den Jagow, Heydt und Roon!

„Allein nach Euren Noten,
Ihr Juten, tanz' ich nicht."
Er ſprach's und zeigt' dem Boten
Sehr höflich — das Geſicht.

Der Bote kommt geflogen
Zurück, und, denkt Euch nur,
Der Preuße hat gezogen
Voll Todesmuth — die Uhr.

Der Preuße greift — zur Feder
Und drohet fürchterlich:
„Zwei Tage Friſt! Entweder
Gibſt Du nach oder — Ich."

„Εσσεται ημαρ.“

September 1862.

Beſiegt, gefangen der Rebell,
Beſiegt vom Sohn des Verhuel,
Vom ſchlechteſten der beſte Mann,
Ormuz beſiegt von Ahriman!
So klang die Trauerkunde, ſo —
Doch Einer in Paris war froh.
Der Tag wird kommen.

Beſiegt, der unſer Banner trug,
Dem jedes Herz entgegenſchlug,
Der unſer Stolz, der unſer Glück.
Beſiegt! es war ein Bubenſtück,
Ein hölliſch Spiel, das man agirt.
Man hat den Judas decorirt.
Der Tag wird kommen.

Beſiegt — zum erſten Male, ja!
Beſiegt, wie der auf Golgatha!
Sieg voll Entſetzen und voll Graus —
Die Menſchheit pfeift den Sieger aus,
Und in den ſchurkiſchen Triumf
Tönt eine Geiſterſtimme dumpf:
Der Tag wird kommen.

Der Tag, wo man die Kugeln zählt,
Die unſre Märtyrer entſeelt,
Und auch die Kugel, gottverflucht,
Nach der ihr jetzt vergeblich ſucht;
Ach! die gehemmt des Helden Lauf —
Ein Engel hob ſie weinend auf:
Der Tag wird kommen.

Und haben ſie am Aſpromont
Ihn feig verraten auch gekonnt,
Und ruht, verwundet wie Achill,
Auf ſeinem Lager bleich und ſtill
Der Allgeliebte — ſei es drum!
Achill fiel, doch auch Ilium.
Der Tag wird kommen.

Blick hin, Ratazzi-Ganelon,
Blick hin auf deines Königs Thron,
Und dann blick auf die Schmerzensſtatt,
Und ſprich: Wer iſt von Beiden matt?

Der König, in des Kaisers Joch?
Der Held, der fallend ruft: „Und doch!
Der Tag wird kommen."

Hoch! durch die weite, weite Welt
Nur eine Frage: Lebt der Held?
Nur eine Sorge, die um Ihn,
Und nur Verachtung für Turin!
Nur eine Größe, dran man glaubt,
Und heiliger, wie sein's, kein Haupt!
Der Tag wird kommen.

Der, nie geschlagen, immer schlug
Und immer sprach: „Wir sind genug!"
Und vor des Feindes Uebermacht
Der Seinen Muth vertausendfacht:
Er hat die Waffen unbefleckt
Nur vor den Brüdern fromm gestreckt,
Der Tag wird kommen.

Noch ist Sein Lorbeer nicht verdorrt,
Noch wirkt Marsala's Wunder fort,
Und auferstehen werden sie,
Die am Volturn, von Sanct-Marie,
Und einst am Tiber wird erneut
Der Sancta-Glocken Sturmgeläut.
Der Tag wird kommen.

Und kommen wird sie dann nach Rom,
Und kommen in den Peters-Dom,
Die Freiheit, auch mit wundem Fuß,
Urbi et orbi! schallt ihr Gruß.
Und kommen wird auch ein Homer,
Ein Schicksalswort zu singen, schwer:
Der Tag wird kommen.

Armes Frankreich.

Ansicht Bonaparte's über das Regieren.

(Nach dem Französischen.)

Nov. 1802.

Abschaffen laßt uns, also sprach Cäsar im Höllenrat,
Was noch von Frankreich übrig ist in unserm Musterstaat;
Keck aus dem Wege räumen laßt uns jetzt mit Fuß und Hand
Das alberne Gesetz, das uns noch immer widerstand;
Zur Allmacht schwingen wir uns auf mit souveräner Kraft —
Nein! spricht die Kammer — ergo wird die Kammer abgeschafft;
Wollt einem großen Fürsten ihr durchkreuzen seine Bahnen?
Abschaffen, wißt es, kann der Fürst zur Noth die Unterthanen.
Ich fühle, daß in seiner Gunst der Himmel mir verlieh
Ein unerreichbar unerreicht abschaffendes Genie;
Abschaffen heißt regieren; ja, ein Römer wollt', mit Recht,
Abschaffen einst mit einem Streich das menschliche Geschlecht. —

Ich will, damit mein Ruhm dereinst bis an die Sterne reiche,
Ich will: in diesem Lande hier, dem schönen Frankenreiche,
Dem Lande, das mein Onkel, ach! das ich geliebt so sehr,
Sei Alles, Alles abgeschafft, Nichts, gar Nichts geb' es mehr.
Ich werde Papst sein künftig, Ich Reverendissimus;
Ich werde General sein, Ich Generalissimus;
Von allen Interessen Ich Protector, Ich allein,
Ich werd' Staats-Ober-Richter, Ich Staats-Ober-Wähler sein.
Den Circus öffn' ich Meinem Volk, wenn es sich langeweilt,
Gut Wetter wird von Mir, von Mir wird Regen ausgetheilt;
Und fürder soll Nichts aufrecht stehn auf diesem Erdenstrich,
Als eine Macht, die meinige, als ein Mann der bin Ich.
Abschaffen laßt die Pressen uns, abschaffen die Tribünen,
Die hunderttausendstimmig noch sich gegen mich erkühnen,
Und sei's mit List, sei's mit Gewalt — geht's doch aus einem Sack —
Abschaffen laßt die Städte uns mit ihrem Bürgerpack.
Daß ich dem Uebel mit dem Grund zugleich ein Ende mache,
Sei Buch und Autor abgeschafft, der Mensch mitsammt der Sache.

Ins alte ausgewaſchne Bett verrottet alter Zeiten
Den Strom der Revolution gilt es zurückzuleiten;
Durch Pfaffengeiſt, Soldatengeiſt dick eingefinſtert werde
Von China bis nach Meriko die ganze, ganze Erde:
Ja, Alles werde ausgelöſcht, und hält mein Schickſal Stand,
Auslöſch' ich auch die Sonne noch in unſers Herrgotts Hand.

Herr Wilhelm.

Preußische Conflictspoesieen.

Januar 1863.

I.

Und immer mehr, und immer mehr,
Und immer mehr Soldaten!
Herr Wilhelm braucht ein großes Heer,
Er sinnt auf große Thaten.

Er braucht's nicht wider Dänemark,
Er braucht's nicht wider Kassel —
Für solchen Quark, spricht Herr Bismarck,
Genügt ein stark Gerassel.

Er braucht es nicht am Rhein, am Po;
Die Flammenzeichen rauchen
Schon längst nicht mehr — drum sagt mir, wo,
Wozu mag er's gebrauchen?

Er braucht es nicht für Griechenland;
Denn, ach! Athen und Sparta,
Sie haben noch nicht hergesandt
Um unsre Magna Charta.

Er braucht es nicht wie Friederich
Auf fernen Siegesbahnen —
Herr Wilhelm braucht es innerlich
Für seine Unterthanen.

Er braucht es für des Freiheitswolfs
Weit aufgesperrten Rachen;
Er braucht es, wenn wir Bockum-Dolffs
Zum Bürgermeister machen.

Er braucht's, um seiner Stände Saal
Holdschützend zu umgeben;
Er braucht's gelegentlich einmal,
Die Sitzung aufzuheben.

Er braucht es, den gemeinen Mann
Hochnäsig anzuschnarren
Und, wenn er murrt, zeitlebens dann
Im Zuchthaus einzucharren.

Er braucht es ja! — von Wacht- zu Wacht-
Paraden hinzustrolchen
Und dann in stiller Mitternacht
Hausknechte zu erdolchen —

Für Junker, die kein Glück gehabt
In Schafzucht und in Wolle,
An Leib und Seele abgeschabt,
Für Junker — welche Rolle!

Herr Wilhelm braucht ein großes Heer,
Braucht Pulver und Patronen;
An Jesum Christum glaubt er sehr,
Doch mehr noch an Kanonen.

Die Infanterie, die Kavallerie,
Die Artillerie entfalten
Die Gottesgnadenmonarchie
In dreierlei Gestalten.

Er kann, o Volk, wie einen Hund,
Aufs Bajonett Dich spießen,
Kann Dich zusammenreiten und
Kann Dich zusammenschießen.

Die Drei sind Eins — und wißt Ihr's nicht,
So sollt Ihr's eben lernen;
Dreijähr'gen Glaubensunterricht
Ertheilen die Kasernen.

II.

„Von Gottes Gnaden ist mein Thron!
Ich hab' ihn nicht durch Schnäpse
Erschwindelt wie Napoleon
Vom kaisermachenden Plebse.

„Von Gottes Gnaden iſt mein Thron!
Ich will beweiſen heraldiſch,
Ich bin kein Victor, und mein Roon,
Der iſt nicht garibaldiſch.

„Von Gottes Gnaden iſt mein Thron!
Nicht Ochſen ſind's noch Kälber,
Die mir aufs Haubt geſetzt die Kron';
Ich nahm die Krone ſelber.

„Von Gottes Gnaden bin ich, ja!
Ihr salvatores mundi,
Lumpazius, Lumpazia,
Lumpazivagabundi!

„Wir Hohenzollern ſind ſehr ſtolz
Auf unſern Stamm ſeit Jahren!
Doch pflegt man nicht aus unſerm Holz
Zu ſchneiden die Cäſaren.

„Auch hat von Barbaroſſa nie
Geträumt mir, daß ich wüßte;
Man hatte nicht der Poeſie
Gelegt mich an die Brüſte.

„Die Muſe hat mich nicht umgarnt
Mit ihren falſchen Netzen;
An Körner, Schenkendorf und Arndt
Konnt' ich mich nie ergötzen.

„Ich habe wenig mich befaßt
Mit Dichtern, nur den Rinkel
Kenn' ich — den ich erſchoſſen faſt
In einem Feſtungswinkel.

„Laßt mich in Ruh' mein Paſchalik
Selbſtherrſcherlich regieren;
Ein König hat zu Allem Geſchick —
Ihr ſollt' mir nicht ſouffliren.

„Ich bin nicht Euer Demiurg,
Deutſchland aus Nichts zu ſtampfen;
Die ganze Wolkenkuckuksburg,
Ihr Vögel, wird verdampfen.

„Im Käfig wird's Euch offenbar,
Ob meine Macht reell iſt;
Laſſalle im Käfig wird es klar,
Wenn's drinn auch nicht ſehr hell iſt.

„Den Holzſtoß zünd' ich wieder an
Für Zeitungen und Schriften;
Die Schreiber kommen ſpäter dran,
Die mir das Volk vergiften.

„Hochtragen ſoll mein Junkerthum
Vormärzlichſte Standarten —
Lebt wohl und ſeid nur nicht ſo dumm,
Von mir was zu erwarten.

„Auch müßt Ihr für den Einheitsſtaat
Euch nicht zu ſehr erhitzen;
Es iſt ein höchſt ſpitzbübiſcher Rath,
Euch preußiſch zu beſpitzen.

„Ich habe nie als Komödiant
Geſpielt im deutſchen Fache;
'S iſt beſſer Preußen in der Hand,
Als Deutſchland auf dem Dache.

„Gehabt Euch wohl! Trinkt Wein und Bier,
Auch Sprit kann Euch nicht ſchaden;
Und gebt mir Geld! Denn ſonſt regier'
Der Teufel von Gottes Gnaden."

III.

Bibliſche Geſchichte.

Wartet nur, ſprach Pharao,
Will Euch Juden Mores lehren!
Moſes aber ſprach: „Oho!
Spiele nicht mit Schießgewehren;

„Denn es fühlt wie Du den Schmerz;
Wir ſind keine Hottentotten.
Doch ein ſouveränes Herz
War von jeher hart geſotten."

Und der Pharao gedacht'
Nur an Garden und an Linien;
Exerzirte Tag und Nacht,
Mußten ſtehen wie die Pinien;

Mußten machen Rechts und Links,
Links und Rechts vor ſeinem Schloſſe,
Und probiren vor der Sphinx
Die weittragenden Geſchoſſe.

Einen Meiſter der Treſſur
Ließ er aus Berlin verſchreiben;
Denn vom Menſchen ſollte nur
Noch der Pudel übrig bleiben.

Pharao erhob ſein Heer
Auf die höchſte Bildungsſtufe,
Und Egyptens Militär
War von afrikan'ſchem Rufe.

Hatt' auch einen neuen Knopf
Eingeführt in ſeinen Reichen,
Den die Junker an dem Zopf
Trugen als Geſinnungszeichen.

Rüſtete das ganze Jahr,
Nannte ſich von Apis Gnaden —
Wißt Ihr, wer der Apis war? —
Und hielt täglich drei Paraden.

Er vermehrte mit Genie
Alle überflüſſ'gen Poſten,
Und das ganze Nilland ſchrie
Ueber die enormen Koſten.

Eine Konſtitution
Gab's zwar, doch in Hieroglifen,
Und ein König hilft ſich ſchon,
Wenn ſich Leute drin vertiefen.

Jeder Zoll ein Korporal!
Konnt' man ihm am Schnurrbart leſen;
Groß iſt der Soldaten Zahl,
Rüſtow ſagt, ſehr groß geweſen.

Damit iſt er kriegsbereit
Denen Juden nachgezogen;
Pharao war ſehr geſcheit,
Und er hat ſich doch betrogen!

Glaubte ſich auf feſtem Land,
Und das Land begann zu brauſen;
Glaubte ſich auf beſtem Sand,
Und der Sand begann zu ſauſen.

Aus dem Boden wogt's und wallt's —
Pharao, laß dich belehren!
Aus den Wogen höhnt's und hallt's:
Spiele nicht mit Schießgewehren.

Auf dem letzten Loche pfiff
Der Tyrann mit seiner Rotte;
„Hätt' ich," seufzt' er, „doch ein Schiff,
Oder auch die deutsche Flotte!

„Wär's die Amazone gar,
Oder lieber Noahs Arche,
Drein von jedem Vieh ein Paar
Mit sich nahm der Patriarche.

„Müßt' ich nicht in hellem Zorn
Jetzt elendiglich ersaufen,
Fing' ich wieder an von vorn,
Wenn die Wasser sich verlaufen."

Aber höher stieg die Flut,
Stieg ihm über seine Sporen,
Stieg ihm über seinen Hut,
Stieg ihm über seine Ohren.

In dem roten Meer ertrank
Pharao, so Roß wie Reiter.
Juda lachte fast sich krank,
Die Geschichte ist sehr heiter.

Mirjam, die die Pauke schlug,
Tanzt' und sang, die Schwester Mosis:
„Gott im Himmel selbst vertrug
Keine solche Hochmutsdosis.

„In das rote Meer geſtürzt
Hat Er ihn mit ſeinen Leuten.“
Sang die Jungfrau, hochgeſchürzt —
Wilhelm, kannſt Du dieſes deuten?

IV.

Nicht mit ſanftem Klagelaut
Sucht ſein ledern Herz zu rühren;
Pochen müßt Ihr, pochen laut
An des Junkerkönigs Thüren.

Wenn er ſpricht: Wer will herein?
Und wer wagt es, mich zu ſtören?
Sprecht: Du ſollſt heut klar und rein
Eines Volkes Willen hören.

Wenn er ſpricht: Bleibt vor dem Thor,
Knechte, bleibt im Staube liegen!
Sprecht: Du königlicher Thor,
Hofffſt Du ſo das Recht zu biegen?

Wenn er ſpricht: Nur die Gewalt
Sitzt auf meines Thrones Stufen —
Sprecht: Es tönet aus dem Wald,
Herr, wie Du hineingerufen.

Wenn er ſpricht: Wie Sand am Meer
Hab' ich Fußvolk, hab' ich Reiter —
Sprecht: Mein Lieb, was willſt Du mehr?
Schrecklich, ſchrecklich! aber weiter!

Wenn er ſpricht: Seid auf der Hut,
Denn ich halt' mein Pulver trocken —
Sprecht: Ihr nahmt den Geßlerhut
Auch ſchon ab von Euren Locken.

Wenn er ſpricht: Der Satanas
Lehrt ſchon meine Truppen ſchießen!
Sprecht: Doch wird das Pulver naß,
Wenn ſie Thränen drauf vergießen.

Thränen, daß ſie Deiner Luſt
Dienen zu verruchten Zielen,
Daß ſie auf der Väter Bruſt,
Auf die Brüder ſollen zielen;

Thränen, ach! um Graudenz blos —
O Du Mann von Blut und Eiſen —
Die Gewehre gehn nicht los,
Aber Du, Du gehſt auf Reiſen.

Geheſt über den Kanal;
Um, mit Noth dem Sturm entronnen,
Selber in der Freiheit Strahl,
Dem verhaßten, Dich zu ſonnen.

Geheſt über den Kanal,
Wo ein Volk zu Gottes Ehre
Seinen Herrn geköpft einmal —
Miserere! Miserere!

Zweckeſſen.

1863.

Wir haben jüngſt ein großes Feſt
Dem großen Mann gegeben;
Das Feiern ſoll in unſerm Neſt
Sich zum Geſchäft erheben!
Wir zeigen unſern Bürgerſtolz
In tönenden Toaſten,
Wir ſchießen unſern ſichern Bolz
Sogar auf die Dynaſten.

Der Landesvater geht voran,
Wo deutſche Seelen dürſten,
Drum ſoll beim Ochſenfleiſche man
Gedenken ſtets der Fürſten.
Sie leben hoch! Doch allzuviel,
Meint' Einer, könnte ſchaden;
„Fort," hieß es, „mit dem Kartenſpiel
Aus lauter Gottesgnaden!"

Und bei den Fiſchen wiederum
Galt's wacker einzuſchenken,
Und alldieweil die Fiſche ſtumm,
Mußt' man der Preſſe denken,
Von dieſer budgetloſen Zeit
Verfolgt mit ſolchem Grimme —
Wir ſagten der hohen Obrigkeit
Im Ernſte manches Schlimme.

Drauf beim Ragout (ihr ahnt es gleich,
Eh' ich es noch erwähne),
Wem käme unſer — himmliſch Reich
Nicht zwiſchen ſeine Zähne?
Man gibt uns, was vom letzten Schmaus
Bei Seite ward geſchoben —
Potz Mittelalter und Herrenhaus!
Wir fangen an zu toben.

Wir toben, bis man den Kapaun
Uns aufgetragen hatte;
Der lag ſo ruhig, lag ſo braun,
Ein Staatsmann, auf der Platte.
Unglücklicher, wer ſieht Dir's an,
Um was Du ſchnöd gekommen?
Wir dachten an den und jenen Mann,
Den wir für voll genommen.

Doch ſchon wird am Champagnerpfropf
Geſäbelt mit Behagen;
Im Geiſte wird ſchon mancher Kopf,
Im Geiſte, abgeſchlagen.
Wir eſſen immer tiefer Zweck,
Wir murmeln von Konventen,
Vom großen Zukunftsſchnepfendreck —
Ich glaube, das ſind Enten!

Bin ich beſpitzt? Was ſeh' ich hier?
Ein Turban? eine Torte?
Wie? man vergäß' heut den Vezier
Der hohen deutſchen Pforte?
Nur Eiſen ſpricht er, ſpricht nur Blei —
Das iſt ein Mann von Raſſe!
Nun zeig auch Du Dich reſolut,
Du ganz gemeine Maſſe!

Schon knacken wir manch harte Nuß,
Schon ſind wir bei den Mandeln;
Wir kommen bis zum Spiritus,
Und reden gar vom Handeln;
Wir kommen bis zum heißen Punſch,
Die Köpfe ſind noch heißer;
Wir kommen bis zum höchſten Wunſch,
Wir kommen bis zum Kaiſer.

Friſch, alter Barbaroſſa, friſch!
Dein Bart iſt längſt gewachſen
Schon mehr als dreimal um den Tiſch;
Nimm Heſſen, Baiern, Sachſen,
Steck Tunis, Algier, Tripolis
In Deine Kaiſertaſchen!
Du biſt kein Roon — und, ganz gewiß,
Du brauchſt nicht viel Kamaſchen —

Et caetera — denn, eins, zwei, drei,
Erſchienen die Höllenhunde,
Und das Geſpenſt der Polizei
Kam um die zwölfte Stunde.
Was kann der Menſch, als ſelbſtbewußt
Und ſtolz nach Hauſe eilen?
Wir hatten diesmal keine Luſt,
Die Hermandad zu keilen.

Doch morgen ſoll man den Proteſt
Im Wochenblatte leſen
Und ſoll erfahren, wie das Feſt
Und wie wir groß geweſen!
Manch feierbarer Genius
Steht noch in dem Kalender,
Und einſt wird noch der Rede Fluß
Vereinigen Deutſchlands Länder.

Heinrich Heine.

1863.

I.

Mit uns Allen geht es ex;
„Trägſt Du noch ſo hoch den Scheitel,“
Spricht ein alter Verſifex,
„Unter der Sonn' iſt Alles eitel.“

Brutus, Caſſius ſind ex,
Die es einſt ſo toll getrieben,
Und ich hab' an meinen Rex
Keine Briefe mehr geſchrieben.

Mit dem ſtolzen Flug iſt's ex,
Aus iſt's mit den Sturmgeſängen;
An dem Leim des goldnen Drecks
Bleiben jetzt die Spatzen hängen.

Einer nach dem Andern ſchleicht
Sich vom Tanze — die Poeten
Werden klug — man kann ſo leicht
Einen Fuß ſich übertreten.

Pauken und Trompetenſchall
Iſt verſtummt; nur leiſe, leiſe
Klingt es noch — der Karneval
Geht zu Ende — Glückliche Reiſe!

Wär's nur mit der vollen Kraft,
Wär's nur mit den vollen Gluten,
Mit der vollen Leidenſchaft,
Daß man taucht in Lethe's Fluten!

Doch das Leben kühlt uns ab,
Langſam, eh' wir drunten liegen,
Daß wir nicht im feuchten Grab
Noch einmal den Schnupfen kriegen.

II.

Deine Schuhe drücken Dich,
Und Du ſchauſt nach höhern Sternen,
Schaueſt höher noch, als ich,
In die nebelgrauſten Fernen.

Und Du ſprichſt: „Mein Auge hängt
Nicht mehr an der Erde Brüſten,
Höher als die Milchſtraß' drängt
Mich ein heimatlich Gelüſten.

„Von dem Meere ſtammt ſie her,
Und das Meer hat viele Klippen;
Bitter, bitter wie das Meer
Schmecken Aphrodite's Lippen.

„Hab' die Erdenſchönheit ſatt.
Auch die Frau im Marmelſteine,
Ach! die keine Arme hat,
Mir zu helfen!“ — Lieber Heine,

Sing und ſtirb! Unſterblich wacht
Doch die arme Dichterſeele;
Mitten durch die Todesnacht
Schluchzt ihr Lied die Philomele.

Sing und ſtirb! und fluche nicht
Dieſer Erde Roſenlauben!
Theurer Dichter, ſuche nicht
Troſt in einem Seehundsglauben!

Sing und ſtirb! Wir ſorgen ſchon,
Daß kein Atta Troll Dir ſchade;
Schwebe hin, Anakreon,
Zu der Seligen Geſtade!

Raſch vorbei am Höllenſumpf!
Hör nicht das Koax! und trage
Deine Lieder im Triumf
In des Pluto Dichterwage!

Grüß den Ariſtophanes
Dort auf Asphodeloswieſen;
Ich hier oben will indeß
Deinen Lorbeer fromm begießen.

Einem Andern.

Mai 1863.

Du neues Dichterblümchen,
Du biſt von Deinem Rühmchen
Schon gänzlich enrhümirt.
Succeßchen um Succeßchen!
Köchinnen und Prinzeßchen
Sind alle enchantirt.

Balladen und Romänzchen,
Doch ohne Heine's Schwänzchen,
Sonett und Triolett,
Und jugendgreiſe Sprüchlein —
Man findet Dich, Eunüchlein,
An jedem Damenbett.

Du ſprichſt zu Deinem Volke:
„Sing, ſpiele, geige, polke,
Berauſch Dich dudeldick!
Kannſt malen wie in München,
Auch Gräber übertünchen — .
Nur laß die Politik!

„Kannſt Schiller feiern und Uhland,
Doch mach kein Thraſybul-Land
Hier aus dem Lande Teut's;
Behalte Deine Dreißige,
Bezahl Fußvolk und Reiſige,
Und trage fromm Dein Kreuz!"

So ſprichſt Du, kein Verrina,
Drum lieſt Dich auch ganz China,
Acker- und Muckrland;
Du ſpielſt nicht den Profeten
Bei Herrn Belſazar's Feten
Mit Zeichen an der Wand.

Du biſt ein zarter Flenner,
Kein lyriſcher Nordbrenner,
Der Kinderherzen ſchreckt;
Du haſt mit Diner Fackel
Kein Glaubenstabernakel
Im Tempel angſteckt.

O holdes Muſenſöhnchen,
Du kannſt Dein Lorbeerkrönchen
Im Frieden grünen ſehn;
Ihr Dichter, ſeid nur harmlos,
So könnt Ihr auch gendarmlos
Mit einem König gehn.

Zum Fürſtentag.

1863.

Da ſitzen ſie, die Vögel alle,
Das groß' und kleine Federvieh,
Vom Kaiſeradler mit der Kralle
Herunter bis zum Kolibri.

Da ſitzen ſie, der Spatz und Zeiſig,
Die Preußenkrähe fehlt allein.
Wir müſſen halt mit ein und dreißig
Tyrannen jetzt zufrieden ſein.

Da ſitzen ſie — am Tintenfaſſe;
Der heil'ge Geiſt hat ſie erhellt;
Dort in der Eſchenheimer Gaſſe,
Der dunkelſten auf dieſer Welt.

Da ſitzen ſie — man zog die Hüte
Begeiſtert vor den Pferden ſchon;
Ja, die germaniſchen Geſtüte,
Sie tragen ſtets den Sieg davon.

O theure Bundesſouveräne,
Wie Euer Anblick uns erfriſcht!
In Michels Auge glänzt die Thräne,
Und mit dem Aermel wird gewiſcht.

Die Juden haben Euch gefüttert
Mit Nektar und Ambroſia,
Das ganze Deutſchland war erſchüttert,
Als es den Speiſezettel ſah.

Die drei Juden des Kredits.

1863.

„Drei Worte nenn' ich Euch, inhaltſchwer.“
Schiller.

Drei Juden, die merke Dir, aktienſchwer,
So geht es Dir wohl auf Erden,
Entweder biſt Du ſchon Aktionär,
Oder willſt noch närriſch werden.
Und dem Menſchen iſt aller Kredit geraubt,
Sobald er nicht an die drei Juden glaubt.

Der Menſch iſt zum Schwindel geboren, juhe!
Laßt die Zeitungs-Zungendreſcher
Nur ſchrei'n, ihr Bauern am Zürcher See,
Und hört den Staatsmann, den Eſcher —
Pereira iſt unſre Zuverſicht,
Pereira verläßt die Seinen nicht.

Des Rothſchilds Name klingt weit und breit,
So weit, wie Schwindler wohnen;
Er ſingt noch ſchöner als Schiller: „Seid
Umſchlungen, ihr Millionen!“
Er winkt, und an der Börſe geſchieht,
Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht.

Und ein Mires, ein heiliger Mires lebt,
Der Euch mit Urſchwindelgedanken
Ueber Zeit und Raum aus der Patſche hebt,
Wenn Eure Aktien wanken.
Wenn Alles in ewigem Wechſel zerfiel',
So machen wir Weiber und Kinder mobil.

Sonſt hatten wir nur ein goldenes Kalb,
Jetzt haben wir ihrer dreie;
Doch geht die Sage, halb und halb
Sei die große Fuſion im Blei.
Die künftige Einheitsfirma heißt:
Geld Vater, Geld Sohn, Geld heiliger Geiſt.

Die drei Juden, die merke Dir, aktienſchwer,
Von wegen Deines Papieres;
Den Rothſchild merke, den Iſaak Pereire,
Und merke Dir auch den Mires.
Und merke Dir, Schwindler, überhaupt:
Der Schwindel dauert, ſo lang man dran glaubt.

Bundeslied

für den

Allgemeinen deutſchen Arbeiterverein.

April 1864.

You are many, they are few.
(Eurer ſind Viele, ihrer ſind Wenige.)

Bet' und arbeit'! ruft die Welt,
Bete kurz! denn Zeit iſt Geld.
An die Thüre pocht die Not —
Bete kurz! denn Zeit iſt Brot.

Und Du ackerſt und Du ſäſt,
Und Du nieteſt und Du nähſt,
Und Du hämmerſt und Du ſpinnſt —
Sag, o Volk, was Du gewinnſt!

Wirkſt am Webſtuhl Tag und Nacht,
Schürfſt im Erz- und Kohlenſchacht,
Füllſt des Ueberfluſſes Horn,
Füllſt es hoch mit Wein und Korn.

Doch wo iſt Dein Mahl bereit?
Doch wo iſt Dein Feierkleid?
Doch wo iſt Dein warmer Herd?
Doch wo iſt Dein ſcharfes Schwert?

Alles iſt Dein Werk! o ſprich,
Alles, aber Nichts für Dich!
Und von Allem nur allein,
Die Du ſchmiedſt, die Kette, Dein?

Kette, die den Leib umſtrickt,
Die dem Geiſt die Flügel knickt,
Die am Fuß des Kindes ſchon
Klirrt — o Volk, das iſt Dein Lohn.

Was Ihr hebt ans Sonnenlicht,
Schätze ſind es für den Wicht;
Was Ihr webt, es iſt der Fluch
Für Euch ſelbſt — ins bunte Tuch.

Was Ihr baut, kein ſchützend Dach
Hat's für Euch und kein Gemach;
Was Ihr kleidet und beſchuht,
Tritt auf Euch voll Uebermuth.

Menſchenbienen, die Natur,
Gab ſie Euch den Honig nur?
Seht die Drohnen um Euch her!
Habt Ihr keinen Stachel mehr?

Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne Deine Macht!
Alle Räder ſtehen ſtill,
Wenn Dein ſtarker Arm es will.

Deiner Dränger Schaar erblaßt,
Wenn Du, müde Deiner Laſt,
In die Ecke lehnſt den Pflug,
Wenn Du rufſt: Es iſt genug!

Brecht das Doppeljoch entzwei!
Brecht die Not der Sklaverei!
Brecht die Sklaverei der Not!
Brot iſt Freiheit, Freiheit Brot!

Wilhelm der Kaßler

oder

Viel Lärmen um Nichts.

Juli 1865.

Es ist öfter vorgekommen, daß die Tambours der Wachen beim Honneurmachen den Zapfenstreich oder den Abtrapp der Wachen, statt der im § 147 des Exerzier-Reglements vorgeschriebenen Märsche, geschlagen haben. Ich will streng darauf gehalten wissen, daß dergleichen nicht vorfalle, und beauftrage das Kriegsministerium, hienach das Weitere zu veranlassen.

Karlsbad, den 17. Juli 1865.

Wilhelm.

Herr Wilhelm, Preußens Oberer,
Moralischer Eroberer
Von Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Saß wieder daheim auf trocknem Sand.

Er sprach: Nach Thaten lechz' ich!
Es kommen ihrer Sechzig
Zusammen auf dem Gürzenich —
Das Mahl will ihnen würzen ich!

Sie spotten ihrer Ketten
Bei rauschenden Banketten;
Ein Hohenzoller zittert nie
Vor einer Küchenbatterie.

Sie kommen, die Welt zu beſſern
Mit Gabeln und mit Meſſern;
Doch unter *meinen* Purpur kriecht
Das Volk, das ihren Braten riecht.

Sie predigen ſeit Jahren
Den Hungrigen das Sparen,
Und *ſie* diniren à Perſon
Für dreier Weber Wochenlohn.

Sie laſſen ſich vernehmen
In Frankfurt und in Bremen;
Sie ſpielen mit dem Schießgewehr,
Und ihre Worte knallen ſehr.

Sie halten ſich, die Braven,
Für keine Negerſklaven;
Die Negerſklaven aber ſchrei'n:
Wir wollen keine Preußen ſein!

Sie ſtützen ſich, die Guten,
Auf irdiſche Statuten —
Was kümmert mich ein Erdenwiſch?
Ich nahm die Krone von Gottes Tiſch.

Kein Waldeck und kein Virchow
Soll bringen mich auf den Kirchhof;
Kein Kappelmann, kein Kappelweib
Soll rühren an meinen geſalbten Leib.

Nicht ſollen vom Thron der Ahnen
Mich ſtürzen die jungen Titanen!
Laſſalle, der ſchläft im kühlen Grund,
Der Schulze lebt und iſt geſund.

Er lebt und ſchreibt, ich glaube,
Noch in die Gartenlaube;
Es thut ein Jeder, was er kann —
Auch Wirth lebt noch und Sonnemann.

Deutſchland hat große Geiſter;
Ich habe Bürgermeiſter,
Die ſich vor Tigern und vor Leu'n —
In ihren Käfigen — nicht ſcheu'n.

Und wenn ſich meine Beſten
Verſammeln — ohne Zweſten —
Und Grabow ſeine Büſte ſchickt,
Ich bin der Fürſt nicht, der erſchrickt.

Ich werd' nicht wie Louis Seize
Beim Klang der Marſeillaiſe
Den Kopf verlieren vom Genick —
Das iſt Vergangenheitsmuſik!

Nur munter, Bismarck, munter!
Der Bund wird immer bunter;
Der Spaß in Oeſtreich hat ein End,
Und Schmerling ſchwärmt fürs Parlament.

Ich will mit meinem Säbel
Aufräumen in dieſem Babel,
Und muckſt das Redaktorenpack,
So ruf' ich: Düppel aus dem Sack!

Ich habe Zähne zum Beißen,
Um Deutſchland zu verſpeiſen
Bis an den Main, und allgemach
Sogar bis an den Neſenbach.

Sie werden ſich nicht morden
Um Dalwigk und um Pfordten,
Auch nicht um Ihn, dem Dante's Höll'
Gedient für Waldheim als Modell.

Die ſchwäbiſche Gironde
Mag bellen nach dem Monde;
Wenn ich erſt Dalai-Lama bin,
So ändert Schwaben ſeinen Sinn.

Und wenn die Schwaben fehlen,
Kann ich auf Naſſau zählen!
Einſtweilen, ſchloß der Völkerhirt,
Sorgt, daß nicht falſch getrommelt wird.

An Richard Wagner.

Januar 1866.

I.

Vielverſchlagner Richard Wagner,
Aus dem Schiffbruch von Paris
Nach der Iſarſtadt getragner,
Sangeskundiger Ulyß!

Ungeſtümer Wegebahner,
Deutſcher Tonkunſt Pionier,
Unter welche Inſulaner,
Theurer Freund, geriethſt Du hier!

Und was hilft Dir alle Gnade
Ihres Herrn Alkinous?
Auf der Lebenspromenade,
Dieſer erſte Sonnenkuß?

Die Philiſter, ſcheelen Blickes,
Spucken in den reinſten Quell;
Keine Schönheit rührt ihr dickes,
Undurchdringlich dickes Fell.

Ihres Hofbräuhorizontes
Grenzen überſtiegſt du keck,
Und du biſt wie Lola Montez
Dieſer Biedermänner Schreck.

„Solche Summen zu verplempern,
Nimmt der Fremdling ſich heraus!
Er beſtellte ſich bei Sempern
Gar ein neu Komödienhaus!

„Iſt die Bühne, drauf der Robert,
Der Profet, der Troubadour
Münchens Publikum erobert,
Eine Bretterbude nur?

„Schreitet nicht der große Vasco
Weltumſegelnd über ſie?
Doch Geduld — Du machſt Fiasco,
Hergelaufenes Genie!

„Ja, trotz allen Deinen Kniffen,
Wir verſalzen Dir die Supp';
Morgen wirſt Du ausgepfiffen —
Vorwärts, Franziskanerklubb!“

II.

So in Proſa und in Reimen
Heult der wilde Bajuwar,
Und es heulen die „Geheimen“:
„Baierland iſt in Gefahr!“

Ach, vergebens baute jener
Ludovik die Propyläˊn,
Denn die Sprache der Athener
Wird man niemals hier verſtehn.

Wie die Narren Dir's verübeln,
Wie's den Pöbel baß verdrießt,
Wie er ſeinen Schmutz in Kübeln
Schimpfend über Dich ergießt;

Weil Horazens ſchwarze Bettel
Nicht mit Dir zu Pferde ſitzt;
Weil einmal ein Bankozettel
In der Muſe Händen blitzt.

Weil des reichen Schachs Kameele
Zeitig angelangt einmal,
Eh Firduſi ſeine Seele
Ausgehaucht in Not und Qual.

Weil einmal ein goldner Regen
In den Schooß des Künſtlers fällt —
Ruinire meinetwegen
Alle Könige der Welt.

Hol den Hort der Nibelungen,
Den verſunknen, aus dem Rhein!
Und was Orpheus einſt geſungen,
Sollt' es Dir unmöglich ſein?

Tiger, Affen, Schweinehunde,
Meyerbären macht er zahm;
Leider hab' ich keine Kunde,
Wie ſich Sancho's Thier benahm.

Aber laß des Eſels Knirſchen
Dich nicht ſtören im Genuß!
Iß, mit wem Du willſt, die Kirſchen,
Lieber Zukunftsmuſikus!

Nur empfehl' ich Dir das Eine:
Biſt Du fertig, ſag Ade!
Warte nicht, bis man die Steine
An den Kopf Dir wirft — o weh!

Suche niemals mehr auf ſolcher
Erde Dir ein Lorbeerblatt,
Hinge ſelbſt das Vließ, das Kolcher,
Ueber jedem Thor der Stadt!

Alle Neun.

Februar 1866.

Alle Neun! das war geſchoben!
Spricht der Sultan zum Vezier.
Bonaparte wird uns loben;
Niemand ſpielt ſo gut wie wir.

Alle Neun! wie uns der kühne
Wurf gelang auch dieſes Mal!
Hol der Teufel die Tribüne!
Denn ich hab' das Tribunal.

Alle Neun! ja, neun der Richter
Dieſes herrlichen Senats!
Alle Neun! ja, neun der Lichter
Und der Fackeln dieſes Staats!

Alle Neun! ich hab' die Blitze
Jupiters in meiner Hand,
Donn' ich hier auf meinem Sitze,
Zittern Volk und Samarkand!

Alle Neun! o Dank Dir, blinde
Göttin der Gerechtigkeit,
Die mir gegen mein Geſinde
Willig Schwert und Wage leiht!

Alle Neun! o holde Themis,
Die nur kleine Schelme henkt
Und dem Stuart in extremis
Stets noch einen Jeffreys ſchenkt!

Alle Neun! zum Himmel ſchall es
An das Ohr des alten Fritz:
Biſt ein Mädchen doch für Alles,
O Du — türkiſche Juſtiz!

Ein neuer Leich vom himmliſchen Reich.

Februar 1866.

Mel.: Als Noah aus dem Kaſten war.

Als Mammuth noch und Maſtodon
Bei uns erfreuten ſich der Sonn',
Spazieren ging der Elefant
Noch in des Deutſchen Vaterland;

Als aus der Schweiz noch nicht gebraust
Der freie Rhein und noch gehaust
Kein Aſiate an der Spree,
Trank man ſchon am Hoangho Thee.

Und wo ihn tranken mehr als drei
Chineſen, kam die Polizei,
Und wo ein Keſſel überlief,
Da ging's dem Bürgermeiſter ſchief.

Das ſind wohl hunderttauſend Jahr,
Und Alles iſt noch, wie es war,
In China, mein' ich — deutet nicht
Auf andre Länder dies Gedicht.

Wir ſind auf unſre Eichen ſtolz,
Auch Mecklenburg hat ſchönes Holz,
Doch überragt uns China weit
In dieſer tri-chinöſen Zeit.

Dort iſt lackirt des Ochſen Joch,
Dort gibt es kein Verfaſſungsloch,
Dort ſchlichtet jeglichen Konflikt
Der Bi-Ba-Bambus ſehr geſchickt.

Und wenn befiehlt der Potentat,
So ſchlitzt ſich der Geheimerath,
So ſchlitzet ſich — o frommer Brauch! —
Das ganze Tribunal den Bauch.

Der Kaiſer hockt auf ſeinem Thron
Und titulirt ſich „Himmelsſohn“;
Ich denke, das heißt ungefähr
„Von Gottes Gnaden“, wo nicht mehr.

Wir haben aus dem fernen Oſt
Bekommen mit der letzten Poſt
Die Rede, die dort im Council
Der Kaiſer hielt — beim Schattenſpiel.

La bourse, ſprach er, ou la vie!
Chineſen, zahlt und fragt nicht, wie?
Die Rede las ich eben jetzt:
Graf Bismarck hat ſie überſetzt.

Immer mehr!

April 1866.

Allüberall Geſchrei nach Brot,
Vom Atlas bis Archangel!
In halb Europa Hungersnot,
Im halben bittrer Mangel!
Die Scheuern leer, die Steuern ſchwer,
Die Ernten ſchlecht geraten —
Doch immer mehr und immer mehr
Und immer mehr Soldaten!

Geld her für Pulver und für Blei!
Für Reiter und für Roſſe!
Chaſſepots, Zündnadeln, allerlei
Weittragende Geſchoſſe!
Dem Kaiſer Geld! dem Papſte Geld!
Nur immer friſch von hinten
Geladen! Denn der Lauf der Welt
Hängt ab vom Lauf der Flinten.

Die Arbeiter an ihre Brüder.

Frei nach dem Türkiſchen.

1866.

Wir ſchüren in den Eſſen
Die Feuer Tag und Nacht,
Am Webſtuhl, an den Preſſen
Steht unſre Friedenswacht.

Wir ſchürfen in dem Qualme
Der Gruben nach Metall,
Den Segen goldner Halme
Dankt uns der Erdenball.

Doch wenn das Korn gedroſchen,
Dann heißt es: Stroh als Lohn,
Dann heißt's: für uns den Groſchen,
Den Thaler dem Patron.

Dann heißt's: für uns den Schragen,
Das weiche Bett dem Bauch!
Dann heißt's: Nichts in den Magen,
Und Kugeln in den Bauch!

Vergebens aus der Tiefe
Steigt der Beraubten Chor,
Mit ſeinem Vollmachtsbriefe
Ans Glück, zum Licht empor.

Was hilft es, daß wir trotzen,
So lang noch, mordbereit,
Ihr gegen uns den Protzen
Die ſtarken Arme leiht?

O weh, daß Ihr, im Bunde
Mit ihnen, uns verließt,
Und daß Ihr uns wie Hunde
Auf ihr Geheiß erſchießt!

Ach, wenn ſie Euch nicht hätten,
Wär' Alles wohlbeſtellt;
Auf Euren Bajonetten
Ruht die verkehrte Welt.

An Euren Bajonetten
Klebt aller Zeiten Fluch;
Wir trügen keine Ketten,
Trügt Ihr kein buntes Tuch;

Wir brauchten nicht zu frohnen
Für Sultan und Vezier,
Nicht länger für die Drohnen
Zu darben brauchten wir.

Wir hätten nicht zu beben
Vor Paſcha oder Scheik
Und könnten bald erleben
Den großen Fürſtenſtreik.

Durch Euch ſind wir verraten,
Durch Euch verkauft allein:
Wann ſtellt Ihr, o Soldaten,
Die Arbeit endlich ein?

Der Nürnberger Bierkrieg.

Mai 1866.

Zu Nürenberg — hier ſteht's gedruckt —
Da hat es angefangen;
Nachdem es lang vorher geſpukt,
Iſt's endlich losgegangen.

Zu Nürenberg, der alten Stadt
Der Thürmlein und der Erker,
Wenn da der Menſch kein Bier nicht hat,
So wird er zum Berſerker.

Es war ein Schlachten — glaubt es mir —
Als wie vor Troja's Mauern:
Die Helena hieß „Bairiſch Bier",
Der Feldzug galt den Brauern.

Er galt dem Bier und nebenbei
Dem öffentlichen Wohle;
„Bier her!" ſo hieß das Feldgeſchrei,
Und „Billig!" die Parole.

Hei! wie die Recken Baierlands
Da wütheten, die Tapfern!
Nicht eine Scheibe ließ man ganz
Den theuern Bierverzapfern.

Viel Tauſend ſtehen nicht mehr auf,
Die da zerſchlagen liegen;
Zwölf Schuh hoch lagen Tags darauf
Die Scherben von den Krügen.

Heil uns, daß noch ein deutſcher Mann
Steht auf der Freiheit Wache!
Daß er ſich noch begeiſtern kann
Für eine große Sache!

So laßt uns feſt zuſammenſtehn,
Der Bildung Pioniere!
Mag Erd' und Himmel untergehn,
Hurrah! wir gehn zu Viere!

München.

Mai 1866.

Music is a strange thing.

Sachſen beſſert Waldheim aus,
Preußen flickt am Kölner Dome,
Baue Du ein Opernhaus,
Junger Fürſt am Iſarſtrome!

Mach Muſik! und laß beim Krug
Den Philiſter Pfeifen ſtopfen;
Mach Muſik! die Muſe trug
Niemals einen Kranz von Hopfen.

Lies den Schiller! mit der Zeit
Kannſt Du Goethe Dir erlauben;
Stärk an ihrer Herrlichkeit
Dir zuweilen Deinen Glauben!

Lies den Ariſtophanes
Lieber, als den Jeremias;
Läuft der Pfordten in die Meſſ',
Laß ihn laufen — ſammt der Trias.

Mach Muſik! wenn Meyerbeer
Dir mißfällt, ſo ſtell Beethoven,
Wie der Grieche den Homer,
Ueber alle Philoſophen.

Den Homeros nannt' ich hier,
Die ambroſiſchen Geſänge —
Lies auch ſie — vielleicht wird Dir
Macedonien zu enge.

Mach Muſik, wie ehedem
Juda's edle Potentaten;
Sie regierten ſo bequem
Mit dem Taktſtock ihre Staaten.

David war ein Virtuos!
Seine Lieder ſind kein Guano;
Auf der Harfe war er groß,
Wie der Liszt auf dem Piano.

Von der Sulamith behext,
Hat ſein Leiden und ſein Lieben
Uns in einem Operntext
Salomon ſehr ſchön beſchrieben.

Biſt auch Du des Gottes voll,
So beſteige kühn den Renner;
Aber merke Dir: Apoll
Iſt kein Gott der Dunkelmänner.

Höre, was er zürnend ſpricht:
„Kommen ſeh' ich alle Eulen,
Nur Minerva's Eule nicht,
Unter dieſe Marmorſäulen.

„Kommen ſeh' ich Mönch und Nonn'
In den ſchwärzeſten Kapuzen,
An der Iſar Euch die Sonn'
Des Jahrhunderts auszuputzen.

„Scheu am Tage kriecht das Pack
Knechtiſch um des Thrones Stufen,
Um Dir nächtlich Ravaillac,
Henry quatre ins Ohr zu rufen.

„Pater Roh und Pater Beckx!
Welch ein Spuk im Jahr der Gnade
Achtzehnhundertſechszigſechs!
Welche Blocksbergsmaskerade!

„Hätten gar zu gern erweckt
Neue Glut in frommen Herzen,
Scheiterhaufen angeſteckt
Mit dem Licht geweihter Kerzen!

„Schade! murmelt Satanas;
Wär' das Holz nur nicht ſo theuer.
Doch Geduld! wir brennen Gas
Nächſtens für ein Ketzerfeuer.

„Schwärm für Tell, doch zeig auch Mut!
Sei des Baierngeiſts Entfeßler!
Weg den Jeſuitenhut!
Weg, wie mit dem Hut von Geßler!“

Ballade vom verlornen König.

Mai 1866.

Im Baierland, im Baierland,
Da war der König durchgebrannt;
Verſchollen und verſchwunden
Seit einundzwanzig Stunden;
Die Baiern ſind ſehr übel dran —
Was fängt man ohne König an?

Vorm Scheiden ſprach er: „Wehe mir!
In dieſem Ocean von Bier,
In dieſem öden München,
Da gibt's kein einzig Brünnchen,
Das luſtig und lebendig quillt
Und mir den Durſt der Seele ſtillt.

„Der Dunkelmann, der Jeſuit
Begegnen mir auf jedem Schritt;
Stänk's nur nach Käs und Rettig,
Ich trüg' es, — doch wie rett' ich
Mich vor dem Duft aus Petri Stuhl,
Ich armes Lamm in dieſem Pfuhl!

„O daß ich dich im Rücken hätt',
Du mein geheimes Kabinet!
Ade, Herr Pfiſtermeiſter!
Kocht nur allein den Kleiſter!
Und ſorgt für meiner Baiern Heil —
Ich hab' entſetzlich Langeweil.

„Es langeweilt mich die Finanz
Wie die Juſtiz des Vaterlands;
Der Henker hat zum Tödten
Den König ſtets vonnöthen —
Doch künftig ſoll kein armer Tropf
Durch mich mehr kommen um den Kopf.

„Schon ſtehn an hunderttauſend Mann
Mit Onkel Karl und von der Tann
Auf kriegsbereiten Beinen
Für Freiheit, die ſie meinen;
Ach! mir zerreißt auf alle Fäll'
Die Trommel nur das Trommelfell.

„Mein lieber Reitknecht, komm und pack
Mir einen kleinen Reiſeſack
Mit Hemden und mit Strümpfen;
Mag man die Naſe rümpfen —
Die Roſen blühn, ich geb' im Lenz
Nur Nachtigallen Audienz."

Der Reitknecht fuhr mit ſeinem Herrn
Nach Zürch hinunter bis Luzern,
Wol in das Land des Tellen,
Geſegnet mit Hotellen.
Der Herr ſprach: „Tel est mon plaisir,
Und Richard Wagner' ſind' ich hier.

„Sei mir gegrüßt, Du Tonjuwel,
Mir lieber, als ein Kronjuwel,
Ich bleib' in Deiner Villa.
Iſt heut nicht dies illa,
Der einſt das Leben Dir verlieh
Zum Schrecken aller Muſici?"

In Baiern, da war große Noth;
Der Pfordten fuhr ums Morgenroth
Empor aus ſchweren Träumen,
Fuhr nach den Königsräumen
Und ſuchte hin und ſuchte her:
In Baiern iſt kein König mehr.

Der heilige Ignatius,
Der wollte berſten vor Verdruß;
Dazwiſchen brüllen tapfer
Die Herren Bierverzapfer;
Der Pöbel findt ſogar den Stein
Der Weiſen und wirft Fenſter ein.

Und Land und Miniſterium
Schimpft auf das Schwanenritterthum,
Auf Wagner, Bülow, Venus,
Aufs ein und andre genus;
Der König in der Republik
Vertreibt die Zeit ſich mit Muſik.

Krieg oder Frieden? Wie Ihr wollt!
Er denkt an Triſtan und Iſolt,
Denkt an Iſolt und Triſtan —
Was geht ihn Deutſchlands Zwiſt an?
Ich glaub', in dieſem Wagner haust
Wohl gar der Hexenmeiſter Fauſt.

Der Fürſt ſchwelgt mit dem Troubadour
In Dur und Moll, in Moll und Dur;
In ſeinem Nachtſack ſchleppt er
Nicht Krone und nicht Scepter —
Am dritten Tag erſt fällt ihm bei,
Daß er der Baiern König ſei.

Da nimmt er ſeinen Wanderſtab,
Und Fürſt und Reitknecht reiſen ab.
Nach München kommen Beede;
Der König hält die Rede,
Die ihm der Pfordten aufgeſetzt —
Wie glücklich iſt der Pfordten jetzt.

Der hatte wie die Andern ſchon
Gelegt vor Baierns leeren Thron
Die Bitte um Entlaſſung,
Mit Schmerz, jedoch mit Faſſung.
Ach, ſolche Helden ſind ein Schatz —
Sie bleiben immer auf dem Platz.

Laut jubelt Bajuwaria,
Da ſie den König wieder ſah,
Mit Fußvolk und mit Reiſigen.
Gottlob! daß von den Dreißigen
Nicht eine einz'ge Majeſtät,
O Michel, Dir verloren geht.

Aux armes, citoyens!

Mai 1866.

Hoch zum Himmel flackern
Seh' ich Kriegesglut —
Will ſie ewig gackern,
Unſre Schwätzerbrut?

Nach den Thronen wende
Nicht, o Volk, den Blick;
Nimm in Deine Hände
Selber Dein Geſchick!

In die eignen Fäuſte
Setze Dein Vertraun;
Willſt Du auf die Beuſte,
Auf die Pfordten baun?

Habsburg, Hohenzollern,
Ach, und deutſcher Bund —
Gibt es keinen vollern
Klang im deutſchen Mund?

Doch im Traum den Schlaffen
Wird ſie nicht beſchert;
Nur ein Volk in Waffen
Iſt der Freiheit werth.

Nur ein Volk in Waffen
Spricht ein gültig Wort,
Kann ein Deutſchland ſchaffen
Ohne Brudermord.

Waffen, Waffen, Waffen
In des Volkes Fauſt,
Daß es allen Pfaffen
Allen Junkern graust!

Waffen, kein Geklügel!
Männlichen Entſchluß!
Rühre Deine Flügel,
Deutſcher Genius!

Rauſcht, ihr deutſchen Fahnen!
Rauſche, deutſcher Aar!
Ueber des Sieges Bahnen
Breite Dein Flügelpaar!

Rauſcht, ihr Schwarzwaldstannen,
Rauſcht, dem Morgen zu!
Auf, ihr Allemannen,
Auf aus eurer Ruh!

Auf, Du Stamm der Franken,
Der ſo luſtig blüht!
Und Du, voll Gedanken,
Schwäbiſches Gemüth!

Auf, der rothen Erde
Ahnungsvoller Sohn!
Hörſt Du nicht der Pferde
Fernen Hufſchlag ſchon?

Auf, an Berg und Düne!
Auf, Du deutſche Welt!
Schickſalsbaum, ergrüne
In dem Walſer Feld!

Auf, ihr alten Ratten
Mit dem Eiſenring!
Steht mir nicht im Schatten,
Sachſen, ſo gering!

Auf, ihr lieben Holſten,
Mit der Treue Glanz!
Fehlet nicht im vollſten
Deutſchen Einheitskranz.

Hoch am Himmel lodert
Jungen Tages Brand;
Unſer Schiff vermodert
Schier im dürren Sand.

Laßt die Anker lichten!
Lichten, und wohlauf
Uns das Steuer richten
Nach der Sonne Lauf!

Auf, an Rhein und Pregel!
Unſre Fahrt beginnt.
Schleſien, web die Segel!
Preußen, mach den Wind!

Kampfprolog im Himmel.

Juni 1866.

Ach, wo iſt der beßre Mann?
Wo die beßre Sache?
Alles, was ich ſchauen kann,
Iſt ein Tag der Rache.

Wem von ihnen bleibt das Reich?
Frevelhafte Frage!
Beider Thaten wiegen gleich
Auf der großen Wage.

Schwarzer Kugel Bleigewicht
In der Schalen eine
Traurig wirft der Blum und ſpricht:
„Habsburg, das iſt Deine!“

Neben ihm ein junger Held
Weist die Wundenmale;
Dortü's ſchwarze Kugel fällt
In die andre Schaale.

Um den Schlachtengott im Kreis
Schweben die Walküren:
„Vater, ſag, der Siegespreis,
Wem wird er gebühren?“

Sann der Alte hin und her,
Hat den Spruch verkündigt:
„Beide Schächer haben ſchwer
Sich am Volk verſündigt.

„Freiburg und Brigittenau!
Raſtatt, Arads Galgen!
Zwei Deſpoten, blond und grau —
Mögen ſie ſich balgen!

„Schwert an Schwert und Schild an Schild
Mögen wild ertönen!
Nur das Recht des Stärkern gilt
Bei den Erdenſöhnen.

„Doch wenn müde bis zum Tod
Beide ſich beſtritten —
Ueber ſie auf mein Gebot
Ruft mir dann den Dritten!

„Denn ich will in Nacht und Graus
Ihr Geſchlecht begraben —“
Sprach es, und zum Leichenſchmaus
Rauſchen Odins Raben.

Ultimatum an die Kleinen.

(1866.)

Nicht im Lager von Oeſterreich,
Nicht im Lager von Preußen
Sucht uns, ob die Lüge gleich
Aufthut alle Schleuſen!

Oeſterreich iſt uns zu feiſt,
Preußen uns zu mager,
Und es lebt der deutſche Geiſt
Heut in anderm Lager.

Weil Ihr aber Alle blind,
Wittelsbach und Welfe,
So erlaubt, daß ich geſchwind
Auf den Weg Euch helfe!

So ein Deutſchland bis zum Belt
Stünd' nach unſern Sinnen,
Müßten wir mit aller Welt
Drum den Krieg beginnen!

So ein Deutſchland bis ans Meer
Rechts und links gedrungen!
Etwas friſche Seeluft wär'
Gut für unſre Lungen.

So ein Deutſchland, wo im Rath
Volksſtimm' geehrt iſt;
So ein Deutſchland, wo zur That
Jeder Arm bewehrt iſt.

Nicht ein Deutſchland, das noch tanzt
Um die Bundeslade
Und auf Schutt und Moder pflanzt
Sein Panier, — wie Schade!

Nicht ein Deutſchland, wo noch mit
Herrſchen die Koſaken,
Weil man aus dem Purpur ſchnitt
Dreißig Kinderjacken!

Wenn Ihr denkt, aufs alte Ziel
Wieder hinzuſteuern,
Wenn Ihr denkt, das alte Spiel
Wieder zu erneuern;

Wenn Ihr denkt, ins alte Joch,
An den alten Karren
Uns zu ſpannen, weil wir doch
Stets die alten Narren;

Wenn Ihr denkt, den faulſten Thron
Ewig zu beſchützen,
Und auf eine Million
Söldner Euch zu ſtützen;

Wenn Ihr glaubt, daß wir das Blut
Abermals vergießen
Und, wenn gnädig Ihr geruht,
Unſre Augen ſchließen;

Wenn Ihr glaubt, daß wiederum
Wir aus Euren Händen
Junker uns und Pfaffenthum
Ruhig laſſen ſpenden;

Wenn Ihr mit dem Siegesfeſt
Glaubt die Glut erloſchen,
Weil Ihr pfiffig abgepreßt
Uns die letzten Groſchen;

Wenn Ihr heute noch nicht wißt,
Was die Uhr geſchlagen,
Und die Stunde hofft mit Liſt
Wieder zu vertagen;

Wenn Ihr heut noch nicht begreift —
Daß der Freiheit Samen
Endlich für uns Alle reift —
Dann in Gottes Namen!

Dann, Herr Pfordten und Herr Beust
Und Ihr Herrn Triarier,
Dann belehren Euch die Fäust'
Unſrer Proletarier!

Les rois s'en vont.

Juni 1866.

Unſre Könige laufen fort,
Heiſa! um die Wette —
Wenn ich nur den Königshort
Dieſer Könige hätte!

Ohne Päſſe ſind verreist
Sämmtliche Diamanten,
Zum Beſuche, wie es heißt,
Sind ſie bei Verwandten.

Silber und Gold, ſtatt zur Armee,
Schickt man über Dover,
Und am liebſten fort zur See
Ginge ganz Hannover.

Viel Charakter hat's da nicht,
Aber viel Artiſten,
Denen der Friſeur verſpricht,
Lißt zu überliszten.

Wagner'ſche Opern gibt man gut,
„Wundervolle Chöre!"
Und von wahrem Heldenmut
Strotzende Tenöre!

Armer König! er iſt blind —
Doch in gleichem Falle,
Wenn ich's recht bedenke, ſind
Seine Collegen alle.

Aber habt Ihr nichts gehört
Von dem Dey in Kaſſel?
Sehr unangenehm geſtört
Hat ihn das Geraſſel.

Die Cylinder, die Herr Krupp
Backen läßt in Eſſen,
Die verfluchte Preußenſupp',
Niemand will ſie freſſen.

Glücklich noch in Sicherheit
Seine Juwelen bracht' er,
Auch der Dame zu rechter Zeit
Bundestreu gedacht' er.

Nur ſich ſelbſt, das Haubtjuwel,
Retten konnt' er nimmer,
Und auf ärztlichen Befehl
Hütet er das Zimmer.

An dem heimatlichen Herd
Weilt er — — doch der Sachſe,
Der verließ uns hoch zu Pferd,
Beuſt fuhr auf der Achſe —

Nicht des Karrens, den er keck
Schon ſeit zwanzig Jahren
In den allertiefſten Dreck
Tief hinein gefahren. —

Preußen bot dem Könige Schutz,
Herrn Johann ging's wie dem
Römer, daß er voller Trutz
Sprach: »non bis in idem!«

Dichteriſch nicht im Buſen trug
Dieſer ſein Palladium,
Sondern er verſteckt' es klug
Noch im Freiheitsſtadium.

Gottes Mutter, Sachſens Heer
Sind mit ihm entkommen;
Doch gelogen iſt, daß er
Waldheim mitgenommen.

Waldheim iſt ein feſter Platz,
Niemand wird ihn ſtehlen,
Aber mancher andre Schatz
Wird Euch Sachſen fehlen.

Unter Semper's ſchönem Dach
Wohnten die Madonnen;
Müſſen jetzt in Kiſten, ach!
Wandern und in Tonnen.

Großer Gott, der Du geknickt
Frankreichs ſtolze Lilien,
Der Du ins Exil geſchickt
Deutſche Peterſilien;

Der Du niemals mir geglaubt,
Wenn ich Dir erklärte,
Daß noch kein gekröntes Haubt
Reuig ſich bekehrte.

Singen will ich, Herr, mein Fels,
Dir ein Pracht-Tedeum,
Kommt die Jungfrau Rafael's
Wieder ins Muſeum —

Als 'ne Jungfrau, wird ihr Sohn
Nicht von den Kroaten
Ohne Anſehn der Perſon
Irgendwo gebraten!

Wie's dem Junker Beuſt ergeht,
Iſt mir gleich, den Tante,
Das verſteht ſich, den verſteht
Beſſer — der Verbannte.

Guter Rath

gegeben im Juni 1866.

Warum willſt Du ſorgenvoll
Länger noch Dich quälen,
Fragend: „Welche Farbe ſoll
Ich zum Banner wählen?“

Schwarzweiß, ſchwarzgelb, ſchwarzrothgold —
Welche Muſterkarte
Liegt vor Deutſchland aufgerollt!
Warte, Theurer, warte!

Sei kein Hippopotamus,
Freund, und lern verſtehen:
Eine gute Fahne muß
Sich vor Allem drehen.

Salbe mit dem Oele ſie
Sämmtlicher Parteien,
Daß beim Drehen ſie ſich nie
Unterſteht zu ſchreien.

Und inzwiſchen winde nur
Weiter Deine Sträuße;
Morgen kriegt ſie der Pandur,
Oder auch der Preuße.

Iſt nur eine Farbe gut?
Mancher Schwärmer glaubt's, ach!
Bis er röchelnd liegt im Blut;
Siegen bleibt die Hauptſach'.

Warte, warte jedenfalls,
Wem das Glück, die Metze,
Werfen wird an ſeinen Hals
Sich und ihre Schätze.

Suche Deine Meinung klug
Möglichſt zu verhüllen;
Erſt beim Triumphatorzug
Gilt es laut zu brüllen.

Brülle, brülle, brülle dann,
Laß den Sieger leben!
Viele Stellen hat der Mann,
Viele zu vergeben.

Ob's der Paul, ob's Peter ſei,
Schakal oder Tiger —
Rufe: Zweimal zwei iſt drei!
Vivat hoch der Sieger!

Bekehrungsſtrophen

für

meine ſchwäbiſchen Freunde.

October 1866.

Herr Fortſchritt blies aus ſeiner Friedenspfeife
Den dickſten Qualm — allein vergeblich war's,
Vergeblich war Gepolter und Gekeife —
Krieg! rief der Bismarck, Krieg! Lex mihi Mars!

Er hat ſein Recht vom Tiſch des Herrn genommen
Mit drei- bis viermalhunderttauſend Mann;
Der Thron von Naſſau hat ein Loch bekommen,
Und der von Sachſen ſcheint mir nahe dran.

Die Chriſtenſcheikhe kann man leichter zwingen,
Als einen Mohrenkönig ungetauft;
Kein ſchwarzer Freiligrath wird ſie beſingen,
Wenn man ſie je nach Afrika verkauft.

Ihr hattet nichts als Euren Alexander —
In Babylon — doch nicht aus Philipps Bett,
Das Bundesſtaatsſchiff war ein ſchlechter Brander
Und faul bis auf das allerletzte Brett.

Der Teufel wird von Belzebub vertrieben —
Was hilft's, daß man mit Catoworten prunkt?
Ergebt Euch drein! Seid praktiſch, meine Lieben;
Germania braucht einen Mittelpunkt.

Und das Geſetz der Schwere, dem Poeten
Zum Trotz, beherrſcht Geſchichte wie Natur;
Und um die Sonne kreiſen die Planeten
Herunter bis zum Schwäbiſchen Merkur.

Der ganze Thierkreis huldigt — thut desgleichen!
So wird's Euch wohl auf dieſer Erde gehn!
Der Löwe brüllt vor Freude — doch im Zeichen
Des Krebſes bleibt die neue Sonne ſtehn.

Altes und Neues aus dem deutſchen Reiche.

1843.

Der Alte hieß der Vierte,
Gott ſchütze ſeinen Schlummer.
Als er die Welt quittirte,
Kam eine neue Nummer.

Grad oder ungerade?
Ich weiß nicht, meiner Treuen!
Der Alte ſtarb, wie Schade!
Wir hofften auf den Neuen.

Der Alte hat für Gänſe
Greirt den Schwanenorden,
Und dem Verdienſt ſind Kränze
Aus ſeiner Hand geworden.

Der Neue hat für Muſen
Und ſolches Pack kein Faible,
Im ritterlichen Buſen
Schwärmt er nur für den Säbel.

Der Alte war ein Mucker,
Man konnt' ihm das erlauben:
Der Neue thut auch keinen Zucker
In ſeinen Chriſtenglauben.

Der Alte ließ in Gnaden
Den Kopf vom Rumpfe trennen,
Der Neue war in Baden —
„Man ſoll ihn nicht verkennen."

Der Alte hat verſprochen,
Verſprochen und verheißen;
Der Alte hat's gebrochen,
Der Neue wird's Euch — halten.

Der Alte ſoff zum Platzen,
Herriſch, unerſchrocken;
Wir hatten den Jammer der Katzen:
Der Neue iſt ſehr trocken.

Der Alte machte Witze,
Der Neue birgt beſcheiden
Sein Pfund — dem alten Fritze
Gleicht Keiner von den Beiden.

Der Schwabenkaiſer.

August 1867.

„Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiſer."
Heine.

Ein Schwab' und nicht ein Preuße war
Als Kaiſer uns verſprochen,
Wir pflegen ſchon ſechshundert Jahr
Auf dieſen Mann zu pochen.

Der Dichter ſucht von Zeit zu Zeit
Ihn aus dem Schlaf zu pfeifen;
Nie weiß er die Gelegenheit,
Der Kaiſer, zu ergreifen.

O ſprich, mein heimatlich Genie,
Wann wirſt Du einmal fertig?
Vor Zukunftsträumen ſiehſt Du nie,
Was Noth thut gegenwärtig.

Wach auf, wach auf, 's iſt heller Tag!
Hervor aus Deiner Kammer,
Und ende keck mit Einem Schlag
Den deutſchen Katzenjammer!

Hilf gründen uns ein Vaterland
Zum Aerger der Kalmücken;
Dir, Kaiſer, iſt ja längſt bekannt,
Wo uns die Schuhe drücken.

In Ruhe bleiben werden wohl
Die wälſchen Faſelhänſe;
Bring wieder auf das Capitol
Den Adler ſtatt der Gänſe!

Tilg unſre Schmach, o Herr, und tritt
Der Zwietracht auf den Nacken,
Die Deinen Purpur uns zerſchnitt
Zu dreißig Kinderjacken!

Wach auf, wach auf und greife friſch
Nach Deinem Feldherrnſtabe!
Sonſt nimmt man auch von Deinem Tiſch
Die Krone, alter Schwabe!

Hinweg mit Kolben, Art und Speer,
Dem ritterlichen Plunder!
Studir das neue Mordgewehr,
Das Hinterladungswunder!

Wie kommts, daß man zu Königsgrätz
Dich, Kaiſer, nicht zu Roß ſah?
Von Moltke hört' ich und von Rheetz,
Doch nichts von Barbaroſſa.

Ach, Waiblingen, ſie ſagen ſchon,
Du ſeiſt nur eine Mythe,
Und Du verlierſt ſogar den Thron
Im ſchwäbiſchen Gemüthe.

Ja, in mir ſelber tobt ein Schwall
Aufrühriſcher Gedanken,
Ich werde mich in keinem Fall
Um Deinen Bart mehr zanken.

Sechshundert Jahr zu harren Dein,
War leeres Stroh gedroſchen;
Ich geh' zum Nationalverein
Mit dreißig Silbergroſchen.

Ich will mir einen neuen Herrn
Statt meines alten kaufen;
Zum Kaiſer hab ich grad ſo gern
Die Zollern wie die Staufen.

Le grand directeur.

October 1866.

Auch mein Achill verließ nun das Lokal!
Bald iſt mir Keiner, Keiner mehr geblieben.
Es ſtirbt mein ganzes Heldenperſonal,
Und nur Statiſten hab' ich nachzuſchieben.

Mein Morny ging, der treffliche Souffleur,
Saint Arnaud iſt, mein Held, dahingegangen,
Auch Billault, der als Rhetor und Acteur
Die faulen Aepfel für mich aufgefangen.

Mein Mocquard ſchied und mit ihm der Geſchmack
Des Styles, der discret geheimnißvolle!
Ach! das Statiſtenpack der Caſſagnac
Spielt nur ſich ſelbſt und fällt ſtets aus der Rolle.

Niel's Säbelraſſeln zieht nicht mehr, und wär'
Mir mein Factotum Haußmann nicht geblieben,
Ich müßte ſelber noch als Regiſſeur
Die Lichter putzen und die Wolken ſchieben.

Der Schlußakt kommt! Ich bin auch — ihr geſteht —
Bisher paſſabel noch pikant geweſen,
Doch nun? wie ſoll ich würdig als Poet
Die ſelbſtgeſchaffene Verwicklung löſen?

Der Witz, der nimmer zu verſiegen ſchien,
Wird matt und lahm, es ſchleppen ſich die Scenen!
Schon pfeift es im Parterre, von den Gal'rien
Fällt ſchon ein Apfel, und die Logen gähnen!

Nur kurze Friſt — vorüber iſt der Akt,
Geſchloſſen wird des Marsfelds luſt'ge Bude,
Den bunten Flitterkram zuſammenpackt
Der Hindu ſchon, der biedre Botokude.

Und ſtille wird's! — doch ſchließ' ich noch nicht ſo!
Noch muß ich einen Knalleffekt erfinden —
Sollt' ich für der Komödie Schlußtableau
Auch einen Weltbrand zur Beleuchtung zünden!

„Ich hatt' einen Kameraden."

(Ein altes Thema mit neuen Variationen.)

October 1867.

Was donnern die Kanonen drein
Bei Solferino und Magenta?
Wer ſtürzt ſich in des Feindes Reihn,
Dem Feind verhaßt an Po und Brenta?
Drob freut Victor Emanuel ſich:
Du ſtolzes Oeſtreich, beuge Dich!
Kennſt Du, die ich geladen,
Die rothe Blouſe nicht? —
Ich hab' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt Du nicht.

Und als Du dann mit Appetit
Sicil'ſches Veſperbrot gegeſſen;
Als vor der Blouſe Bomba flieht —
Hat Dir ſein Staatskleid nicht geſeſſen?
Denkſt Du daran, mein tapfrer Re,
Wer Dir gebahnt St. Elmo's Höh'?
Denkſt Du, von Weſſen Gnaden
Du — — wie ſagt das Gedicht?
„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt Du nicht."

Heißt mich nicht reden, heißt mich ſchrein,
Cavour iſt jetzt ein Mann, ein ſtiller.
„Dank vom Haus Oeſtreich“ — nein, o nein,
Vom „Haus Savoyen“ meinte Schiller!
Bei Aſpromonte ſchießt man ſich —
Emanuel, ich kenne Dich!
Ha! wie freut er ſich Schaden!
Ich ſchrei' Dir ins Geſicht:
Du hattſt einen Kameraden,
Einen beſſern findſt Du nicht!

Und jetzt, da Pii Sand verrinnt,
Da bald es heißt: „Petri am Letzten“ —
Seht, die Natazzia beginnt
Auf ihn, den nimmer müd ſie hetzten!
Ob Ihr ihn auch in Ketten legt,
Der hoch der Einheit Fahne trägt,
Der von der Freiheit Gnaden,
Italia, für dich ficht —
Du haſt einen Kameraden,
Einen beſſern findſt Du nicht.

Chlodwig.

Juli 1868.

Brule ce que tu as adoré,
Adore ce que tu as brulé,
Fier Sicambre!

Wir kommen aus der Schwärmerei
Allmälig in die Praxis
Und haben unſre Poſten frei
Gemacht von Thurn und Taxis.

Die Briefe können leichtbeſchwingt
Um einen Groſchen reiſen,
So weit die deutſche Zunge klingt —
Gelobt ſei Blut und Eiſen!

Wir zahlen Alle gleichen Zoll
Für Zucker, Kaffeebohnen,
Der feinſte Mokka droben ſoll
Die Zöllner einſt belohnen.

Beſteuert iſt der Knaſter auch,
Für Flinten, wie wir leſen;
Wir machen viel und wiſſen: Rauch
Iſt alles ird'ſche Weſen.

Zehn Schüſſe pro Minute! wer
Wagt länger noch zu hadern?
Zehn Schüſſe! Niemand zweifelt mehr
An dieſen Hinterladern.

Der große Braun, der große Metz,
Die Beſten und die Beſſern,
Sie harrten nur auf Königgrätz,
Um in die Spree zu wäſſern.

Der Schweizer Bluntſchli iſt bereit,
Ganz Baden zu verſchenken;
Criſpinus pflegte jederzeit
Sehr liberal zu denken.

Der Welfe ließ, ein blöder Thor,
Gewaltſam ſich vertreiben;
Der kleine Waldeck zieht es vor,
Sich ſelber zu entleiben.

Wie's an der Iſar iſt beſtellt?
Fragt nach bei andern Leuten!
Die Bretter ſollen dort die Welt,
Der Pfordten nichts bedeuten.

O Michel, in Erfüllung geht
Dein allerkühnſtes Hoffen:
Vom Asperg bis nach Celle ſteht
Dir jedes Zuchthaus offen.

Du wirſt in Handel und Juſtiz
Dich brüderlich vergleichen;
Dann wird der Stock des alten Fritz
Dich überall erreichen.

Die Einheit war kein leerer Wahn —
Heil ihm, der das erkannt hat!
Der ſtolze Sicambrer betet an,
Was er ſo lang verbrannt hat.

Verbrannt — erſchoſſen — Du wirſt Dich nun
Materiell erheben!
Mein Deutſchland, laß die Todten ruhn —
Und König Chlodwig leben!

Der Dichter des Auguſtus

oder

der neuſte Sängerkrieg.

November 1868.

„Nun ſei bedankt, mein lieber Schwan,
Mach anderswo Dich feiſter,
Gelockt hat auf die falſche Bahn
Dich Lübeck's Bürgermeiſter.

„Du buhlſt mit einem neuen Stern
Und ſchickſt zurück den meinen;
Du lobſt den Herrn, „„vom Herrn der Herrn
Erkoren,"" nicht den Deinen.

„Emanuel von Geibel, ach,
Wie lang Dich nähren ſoll er?
Bezahlt hat Dich der Wittelsbach,
Und Du beſingſt den Zoller!"

Der König ſchweigt, und Cäſar ſpricht:
„Ich fühl' mich ſehr gehoben
Durch Deines Sängers Feſtgedicht
Und übern Main geſchoben."

„Horazen ſpann' ich nebſt Virgil
An meinen Siegeswagen;
Der tiefe Sinn im kind'ſchen Spiel
Erfüllt mich mit Behagen.

„Vom Fels zum Meer! belohnen muß
Ich endlich dieſe Braven;
Ich laß Dir Deinen Muſikus
Und Hermann Lingg's Octaven."

Er ſagt's und öffnet frohgeſtimmt
Die allerhöchſten Schleuſen
Der Gnade; Baierns Muſe nimmt
Sich ein Billet nach Preußen.

Triſtia.

Oktober 1869.

Sie rufen: Ave Cäſar, Ave!
Beſänftigt hat ſich mancher Brave
Und läuft dem Ueberwinder zu —
O Einheit, welch ein Schatz biſt Du!

Einheit im Zoll, Einheit in Waffen!
Das neue Deutſchland iſt geſchaffen.
Wir werden, Dank der Uckermarck,
Nach innen und nach außen ſtark.

Kein Feind wird uns mehr überraſchen,
Kein Schnapphahn wagen abzuwaſchen
Im Rheine das Dezemberblut:
Achthunderttauſend Mann ſind gut.

Sie ſind ſehr gut, daß wir im Innern
Uns nicht etwa zu laut erinnern,
Wer unter Preußens Kugeln fiel:
Achthunderttauſend Mann ſind viel.

Den Leuten, die am beſten ſchießen,
Gehört die Welt, das iſt erwieſen;
Und niemals hab' ich noch geſehn,
Daß die Erſchoßnen auferſtehn.

Das deutſche Land, der ſichre Boden,
Thut ſich nicht auf; Horaz ſchreibt Oden,
Virgilius beſingt den Mann,
Arma virumque, der gewann.

Ich ſelber bin, ihr Herrn Collegen,
Um eine Rolle noch verlegen;
Am Ende ſpiel' ich den Ovid,
Und nenne Triſtia mein Lied.

Antwort an Geibel.

Februar 1870.

„Wenn von außen der Feind uns droht,
Wohl mit klingenden Saiten
Im gewappneten Aufgebot
Ziemt's dem Dichter zu ſchreiten.

Eiſern wie ein geſchwungenes Schwert
Soll ſein Hymnus ertönen,
Bis ihm gnädig ein Gott beſchert,
Siegerſtirnen zu krönen.

Aber wo mit Gewalt und Liſt
Haupt feindſelig und Glieder
Sich befehden im innern Zwiſt,
Da verſtummen die Lieder.

Eh ſie diente, der Volkspartein
Zwietracht weiter zu tragen,
Lieber wollt' ich am nächſten Stein
Meine Harfe zerſchlagen."

Geibel.

Ach! ein bairiſches Guldenſtück
Iſt kein preußiſcher Thaler;
Darum folge nur Cäſars Glück,
Nationalliberaler!

Unſere leidigen Volkspartein
Sind Dir, Barde, zuwider;
Wenn ſich Haubt und Glieder entzwein,
Klagſt Du, ſchweigen die Lieder.

Aber wenn ſich Gewalt und Liſt
Auf dem Throne verbinden,
Wenn ſie traurigen Haß und Zwiſt
Frech in Deutſchland entzünden —

Eiſern, wie ein geſchwungenes Schwert
Will Dein Hymnus ertönen,
Bis uns Narren ein Gott beſchert,
Siegerſtirnen zu krönen.

Eine Harfe beſitzeſt Du, Mann,
Die Dir Phöbus erhalte;
Wohl mir, daß ich noch ſpielen kann
Meine Leier, die alte!

Eh ſie diente, von Königgrätz
So zu ſingen und ſagen,
Lieber wollt' ich dem Braun und Metz
Um die Köpfe ſie ſchlagen.

Zwei Seelen wohnen auch in meiner Bruſt.

März 1870.

Zwei Seelen wohnen auch in meiner Bruſt:
Die eine möchte gern den Junker klopfen;
Die andre hört ihn mit geheimer Luſt
Euch Euer vorlaut Maul fürs erſte ſtopfen.

Zwei Seelen wohnen auch in meiner Bruſt:
Die eine möcht Euch, Aermſte, gern beklagen,
Daß Ihr ertragen ſolchen Hohn gemußt;
Die andre fragt: Warum habt Ihr's ertragen?

Was iſt zu thun? So, wie die Dinge ſind,
So ſchwank' ich zwiſchen Wehmuth und Gelächter,
Rebus sic stantibus — und wie ein Kind
Kann ich nur ſagen: Ihr ſeid Beide ſchlechter!

Zuchthaus.

März 1870.

Du Fürſt auf Deinem Siegerthron,
So glaubensſtark, ſo bibelfeſt,
Der, trotzend einer Nation,
Nach Gottes Wort uns köpfen läßt.

Ihr winzigen Vaſallen auch,
In Eurem Purpur, halbzerlumpt,
Die Ihr zu ſouveränem Brauch
Vielleicht die Guillotine pumpt;

Geſpenſter der Vergangenheit,
Die man kaum noch mit Namen nennt,
Die Ihr von Gottes Gnaden ſeid —
Ja wohl, und keine Gnade kennt. —

Wenn ohne Henker Euer Witz
Verloren iſt, ſo gebt im Staat
Dem Henker einen Ehrenſitz
Und macht ihn zum Geheimerath!

Es hat ſchon mancher ſchlechtre Mann,
Auf deſſen Bruſt kein Orden fehlt,
Den Genius, der Wolle ſpann,
Im Zuchthaus langſam tot gequält.

Langſam, ganz langſam — Glied für Glied!
Ich preiſ' des Henkers milde Hand;
Doch Euer Zuchthaus — — Schweig, mein Lied;
Mal nicht den Teufel an die Wand!

Man ſchlägt ſich, man verträgt ſich.

(Urwäldlich.)

März 1870.

Ein Stamm von Wilden prügelt ſeinen Götzen
(Las ich in einem Buche voll Ergötzen)
Und pflegt ſogar mit Füßen ihn zu treten,
Wenn er nicht gleich erhört, um was ſie beten.

Um Skalpe beten ſie, um Rindviehhäute,
Um einen Schnaps vielleicht — wie andre Leute.
Um Neckarthäler oder Schwarzwaldhügel —
Item, auch Götter kriegen manchmal Prügel.

Des andern Tages aber ſteht der Fetiſch
Am alten Platz und lächelt majeſtätiſch:
„Ich wußte ſchon, es würd' nicht lange dauern,
Das Toben dieſer Wilden an den Mauern.

Ich kenne meine alten Indianer —
Beim Gerſtenſafte reden ſie pianer,
Und trotz ſo manchem häuslichen Krakehle,
Verbindet uns Ein Bier und Eine Seele."

Abgeblitzt!

(Reichstagssitzung vom 24. Februar 1870.)

(März 1870.)

O Ihr armen Bettelpreußen,
Habt doch weder Glück noch Stern!
Wie der Kater mit den Mäusen,
Spielt der Graf mit Euch, Ihr Herrn.

O Ihr armen Renegaten,
Warum treibt Ihr's auch so toll?
Meint Ihr, daß man vor dem Braten
Schon den Nachtisch holen soll?

Hattet Ihr auf günstig Wetter
Drüben überm Rhein gezählt,
Weil in seiner Angst zum Retter
Schuft den Schusterle gewählt?

Vivat Euer Bundeskanzler,
Der Euch abgekanzelt hat!
Brächt' ihm gern ein Hoch bei Kranzler,
Hätt' ich nicht Berlin so satt.

Seine Rede lef' ich lachend:
Dieſer Streich war gut geführt!
Eine Ohrfeig gab es, krachend,
Die man bis nach Baden ſpürt.

Selbſt der Schweizer-Bettelpreuße,
Bluntſchli, Euer Matador,
Kratzte ſich, als hätt' er Läuſe,
Hinter ſeinem Staatsmannsohr.

Fiat justitia!
Vivat mundus!

April 1870.

„Ein Freiſpruch dem Banditen?"
Nun ja, als Cavalier! —
„Und Frankreich hat's gelitten?"
Nun, Frankreich macht's wie wir! —

Ein Raubthier in dem Wappen,
Drauf ohne Hirn ein Helm,
Ein Dutzend frecher Knappen,
Die retten jeden Schelm.

Ob Stechen oder Schießen —
Die Männer von Geblüt,
Die dürfen Blut vergießen;
Nimm Dir's nicht zu Gemüt!

Manch deutſcher Strolch von Adel
Entſchlüpft ja vor Gericht;
Den Hausknecht trifft der Tadel,
Nicht den, der ihn erſticht.

Den ſchwäbiſchen Freunden.

Oſtern 1870.

Und es ahnet den Knecht nur die Gewaltſamen.
Hölderlin.

Noch ging es nicht verloren,
Des edlen Dichters Wort
Tönt, immer neu geboren,
In edlen Herzen fort.

Mir iſt, als hör' ich Jenen,
Wenn Ihr ſo ſchlicht und recht
Dem ſchwäbiſchen Hellenen
Wie aus der Seele ſprecht:

„Des kleinen Volkes lachen
Mag Cäſar immerhin;
Doch ſchwerer iſt's, den Schwachen
Zu beugen ihren Sinn.

Wir gaben und wir gaben
Zu lang ſchon Blut und Geld,
Als wären nur die Raben
Zu füttern auf dem Feld.

Wir gaben Roß und Reiter
Hinweg von unſerm Pflug —
Uns dünkt, es ſind der Streiter
Im Herrendienſt genug.

Ob ſie auf uns in Gnaden,
Ob zornig drohend blickt,
Ob ſie, mit Gold beladen,
Uns den Verſucher ſchickt —

Wir rufen ihren Bütteln
Und ihren Vögten halt;
Wir wollen rütteln, rütteln
Am Baume der Gewalt;

Ja rütteln, durch das tolle
Geraſſel unbeirrt,
Bis das kanonenvolle
Europa nüchtern wird;

Bis dieſe Chaſſepotwunder,
Sadowa's Knalleffekt,
Den Hinterladungsplunder
Vergeſſenheit bedeckt."

Endlich!

10. August 1870.

In den Kneipen, durch die Pressen
Hat man Beifall Ihm gezollt,
Weil der Teufel, pflichtvergessen,
Ihn so lang nicht holen wollt'.

Von den Thronen ward als Retter
Hochgepriesen der Tyrann; —
Endlich zieht das Donnerwetter
Eines Volks auf ihn heran!

Braust vernichtend ihm entgegen,
Schlachtenblitz auf Schlachtenblitz!
Auf geweckt von deutschen Schlägen,
Rührt sich endlich die Justiz!

Die Ureigenthümerin.

Herbst 1870.

Bei Wörth die ersten Prügel schon
Erhalten hatte Mac Mahon;
Geschlagen war am Sauerbach
Die Schlacht, und Berthold Auerbach,
Die Seelengröße der Geschütze
Bewundernd, in der Preußenmütze,
Mit seinem Astronomenchor
Drang stammverwandt nach Straßburg vor.
Versunken saß ich in Gedanken;
Mir war, als hört' ich lautes Zanken;
Altdeutschland rief: Nun kann ich holen,
Was mir die Wälschen einst gestohlen!
Gemach, Ihr Celten, schrien die Finnen,
Ihr stahlt es uns, trollt Euch von hinnen!
Was habt Ihr Finnen hier zu schaffen?
Das Land war unser, schrien die Affen.
Wir waren *vor* den Affen hier,
Brummt Fisch und Sauriergethier.
Und wir, entgegneten die Schnecken,
Wir hatten hier im Meeresbecken
Schon vor Aeonen manches Haus;
Hinaus, Eindringlinge, hinaus! —

So ging's entlang die Stufenleiter
Der Wesen ad absurdum weiter.
Die Sonne nahm zuletzt das Wort:
„O, Ihr Gorillensprossnen dort!“ —
Begann sie — „die Ihr Euch erfrecht,
Zu pochen auf historisch Recht,
Und Euch dafür, zum Spaß der Kronen,
Bekriegt mit Flinten und Kanonen;
Ihr Träger herrlichster Kultur,
Die Ihr in Schillern wohl und Goethen
Als höchste Kunst die Kunst, zu tödten,
Erlernt habt; Eins vergaßt Ihr nur,
Daß dieser ganze Erdenbettel
Erst *mein* war, Einschlag so wie Zettel,
Und wieder *mein* wird, wenn's gelegen
Dem unbekannten Weltstrategen.
In meiner Sonnenseele leid
Thut mir's, daß Ihr so thöricht seid,
Die plumpsten Götzen anzubeten,
Die Eisen- und die Blutprofeten —
O dürft ich Eueren Planeten
Mir annexiren *vor* der Zeit,
Dem Mordgebrüll, den Siegesmärschen
Ein Ende machen und dem närr'schen
Weltherrschaftsdünkel in Berlin,
Das ich von je nicht gern beschien!
Der Aufschub hat mich oft verdrossen —“

Hier wacht' ich auf — ich glaub', ein Kreuz
Ward von den frommen Söhnen Teut's
Am Münſter juſt entzwei geſchoſſen:
Die Sonne hatte zornerfüllt
Am Himmel droben ſich verhüllt.

Der ſchlimmſte Feind.

Februar 1871.

Dies Volk, das ſeine Bäume wieder
Bis in den Himmel wachſen ſieht
Und auf der Erde platt und bieder
Am Knechtſchaftskarren weiter zieht;

Dies Volk, das auf die Weisheit deſſen
Vertraut, der Roß und Reiter hält,
Und mit Ergebenheitsadreſſen
Friſch, fromm und fröhlich rückt ins Feld;

Dies Volk, das einſt aus Cäſars Schüſſel
Und Becher ſich ſo gern erfriſcht
Und ſich, wie Mommſen, ſeinen Rüſſel
An Cäſars Tiſchtuch abgewiſcht;

Dies Volk, das gegen Blut und Eiſen
Jungfräulich ſchüchtern ſich geziert,
Um ſchließlich den Erfolg zu preiſen,
Womit man Straßburg bombardirt.

Dies Volk, das im gemeinen Kitzel
Der Macht das neue Heil erblickt
Und als „Erzieher“ ſeine Spitzel
Den unterjochten „Brüdern“ ſchickt.

Die Alten, Lieben, Wohlbekannten
Von anno Sechsundſechzig her,
Schaffot- und Bundesbeil-Votanten,
Sie ſchüſen Deutſchland? — Nimmermehr!

Sie werden mit verſchmitzten Händen
Entreißen Euch des Sieges Frucht;
Sie werden Euren Lorbeer ſchänden,
Daß Euch die ganze Welt verflucht!

Frankreichs gekrönter Poſſenreißer
Wird nach Paris zurückgebracht;
Euch holt man einen Heldenkaiſer
Aus mittelalterlicher Nacht.

Das Blut von Wörth, das Blut von Spichern,
Von Mars-la-Tour und Gravelotte,
Einheit und Freiheit ſollt' es ſichern —
Einheit und Freiheit? Großer Gott!

Ein Ambos unter Einem Hammer,
Geeinigt wird Altdeutſchland ſtehn;
Dem Rauſche folgt ein Katzenjammer,
Daß Euch die Augen übergehn.

Mit patriotiſchem Ergötzen
Habt Ihr Victoria geknallt;
Der Reſt iſt Schweigen oder Lötzen,
Kriegsidiotenthum, Gewalt.

Es wird die Fuchtel mit der Knute
Die heil'ge Allianz erneun:
Europa kann am Uebermuthe
Siegreicher Junker ſich erfreun.

Gleich Kindern laßt Ihr Euch betrügen,
Bis Ihr zu ſpät erkennt, o weh! —
Die Wacht am Rhein wird nicht genügen,
Der ſchlimmſte Feind ſteht an der Spree.

Epilog zum Kriege.

Februar 1871.

Germania, der Sieg iſt Dein!
Die Fahnen wehn, die Glocken klingen,
Elſaß iſt Dein und Lotharingen;
Du ſprichſt: „Jetzt muß der Bau gelingen,
Bald holen wir den letzten Stein.“

Geſtützt auf Deines Schwertes Knauf,
Lobſt Du in frommen Telegrammen
Den Herrn, von dem die Herren ſtammen,
Und aus Zerſtörung, Tod und Flammen
Steigt heiß Dein Dank zum Himmel auf.

Nach vier und zwanzig Schlachten liegt
Der Feind am Boden, überwunden;
Bis in die Stadt voll Blut und Wunden,
Die keinen Retterarm gefunden,
Brichſt Du Dir Bahn — Du haſt geſiegt!

Schwarz, weiß und roth! um Ein Panier
Vereinigt ſtehen Süd und Norden;
Du biſt im ruhmgekrönten Morden
Das erſte Land der Welt geworden:
– Germania, mir graut vor Dir!

Mir graut vor Dir, ich glaube faſt,
Daß Du, in argen Wahn verſunken,
Mit falſcher Größe ſuchſt zu prunken
Und daß Du, gottesgnadentrunken,
Das Menſchenrecht vergeſſen haſt.

Schon lenkt ein Kaiſer Dich am Zaum,
Ein ſtrammer, ſtrenger Scepterhalter.
Hofbarden ſingen ihre Pſalter
Dem auferſtandnen Mittelalter,
Und 89 wird ein Traum.

Ein Traum? Du ſahſt, wie Frankreich fiel
Durch einen Cäſar, ſahſt die Sühne
Vollzogen auf der Schreckensbühne —
Deutſchland, gedeihe, wachſe, grüne
Geläutert durch dies Trauerſpiel!

Den Siegestrunknen.

Frühjahr 1871.

Vorüber iſt der harte Strauß,
Der welſche Drache liegt bezwungen,
Und Bismarck-Siegfried kehrt nach Haus
Mit ſeinem Schatz der Nibelungen;
Stolz blickt auf ihrer Kinder Schaar
Germania, die Heldenmutter;
Stolz blickt das Denkervolk ſogar
Auf Döllinger, den Afterluther.

Ihr habt ein neues deutſches Reich,
Von Junkerhänden aufgerichtet.
Redwitz beſingt den Schwabenſtreich
Und hat ein dickes Buch gedichtet;
Ihr habt ein neues Oberhaubt,
Ihr Elſaß-Lothringen-Verſpeiſer;
Den Papſt, an den Ihr nicht mehr glaubt,
Erſetzt ein infallibler Kaiſer.

Ihr wähnt Euch einig, weil die Peſt
Der Knechtſchaft ſich verallgemeinert,
Weil täglich noch der kleine Reſt
Lebend'ger Seelen ſich verkleinert;
Ihr wähnt Euch einig, weil Ein Mann
Darf über Krieg und Frieden ſchalten
Und Euch zur Schlachtbank führen kann
Mit der Parol': das Maul gehalten!

Ach, Einheit iſt ein leerer Schall,
Wenn ſie nicht Einheit iſt im Guten,
Wenn ihr korinthiſches Metall
Uns mahnt an Mord und Städtegluten;
Ach, Einheit iſt ein tönend Erz,
Wenn ſie nur pochend auf Kanonen
Zu reden weiß an unſer Herz —
Und klingt es anders von den Thronen? —

Einheit des Rechtes iſt kein Schild,
Der uns bewahrt vor Unterdrückung;
Nur wo als Recht das Rechte gilt,
Wird ſie zum Segen, zur Beglückung.
Nur dieſe war's, die wir erſtrebt,
Die Einheit, die man auf den Namen
Der Freiheit aus der Taufe hebt;
Doch Eure ſtammt vom Teufel: Amen!

Groß.

Mai 1871.

„Seid umſchlungen, Milliarden!“
Hör ich mit Begeiſterung
Singen unſre Einheits-Barden:
Welche Federn! welcher Schwung!
Sah man jemals ſolche Beute?
Wir verſtehen unſer Fach,
Ja, ihr Profeſſorenleute,
Wir ſind groß, brüllt Auerbach.

Gottesfurcht und fromme Sitte,
Blut und Eiſen wirkten gut,
Und vor unſerm Reich der Mitte
Zieht Europa ſtolz den Hut.
Geibel wird ein Epos ſchreiben;
Einen blinderen Homer
Wüßt' ich nirgends aufzutreiben:
Wir ſind groß — es freut mich ſehr.

Elſaß unſer — Dank, Ihr Streiter!
Lothringen in deutſcher Hand!
Immer länger, immer breiter
Machen wir das Vaterland.
Eine Million Soldaten
Stehen da, wenn Cäſar ſpricht,
Stramm gedrillt zu Heldenthaten:
Wir ſind groß — ich leugn' es nicht.

Thöricht zwar ins Herz geſchloſſen
Hatt' ich einſt ein Ideal,
Das zerfetzt nun und zerſchoſſen
Liegt im preußiſchen Spital.
Doch was kümmern uns die Wunden,
Die der Ruhm der Freiheit ſchlug!
Mag ſie, wie ſie kann, geſunden:
Wir ſind groß — das iſt genug.

Die Namen.

Mai 1872.

Deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft
Streun der Bildung Samen
Ueberm Rhein; von deutſcher Kraft
Gabt Ihr Proben, reckenhaft,
Ihr, — — — doch Eure Namen?

Nirgends leſ' ich Euch gedruckt,
Helden lobebäre,
Die den Alten abgemuckt!
Deutſchland, das ſo viel verſchluckt,
Schluckt auch dies, auf Ehre!

Dilemma.

Zum 1872.

Soll ich vor dem Papſte knien
Oder vor Barbaroſſa?
Wohin ſoll ich? nach Berlin?
Oder nach Canoſſa?

Iſt's die geiſtliche Miliz
Oder die profane,
Die mein Unterthanenwitz
Schreibt auf ſeine Fahne?

Iſt's die Jeſuitenzucht
Oder der Kaſerne
Dunkelarreſt? (die Siegesfrucht!)
Wo ſind Deutſchlands Sterne?

Wo erglänzt ein Hoffnungsſtrahl?
Iſt's der Köhlerglaube?
Oder iſt's der Krupp'ſche Stahl
Und die Pickelhaube?

Bismarck oder Escobar —
Welchen ſoll ich wählen?
Sind es nicht am Ende gar
Zwei verwandte Seelen?

Liberales Jagdvergnügen.

August 1872.

Trotz Infanterie und Cavallerie
Und Artillerievermehrung,
Trotz allem Eurem Mordgenie
In glänzendſter Bewährung;

Trotz Eurem großen Schlachtengott
Und Euren Schlachtengötzen,
Trotz Feſtung, Zuchthaus und Schaffott,
Hubertusburg und Lötzen;

Trotz Kanzelparagraphen und
Trotz Hochverrathsproceſſen,
Trotz Eurer Dichter feilem Mund
Und Euren feilen Preſſen.

Trotz Eurem Militärarreſt
In modrichten Verließen —
Das dulce et decorum est
Vorläufig abzubüßen;

Trotz Eurem Barbaroſſaſpuk
Und anderen Fantomen,
Trotz Auerbach, der Barden Schmuck,
Und ſeinen „Aſtronomen“;

Trotz allem Rheuma, allem Ruhm,
Trotz Krupp und allen Krüppeln,
Trotz allem Flintenſtudium
Und Laskers Zukunftsknüppeln;

Trotz allem Heldenübermuth
Der neuen Weltzerzauſer,
Trotz allem noch verheißnen Blut
Durch Werder oder Mauſer;

Trotz Vivatſchrei'n und Wacht am Rhein
Und Transparentverſchwendung
Und Siegesfeſtſalbaderei'n
Von Zollerns hoher Sendung;

Trotz einer Beute, fabelhaft,
Und trotz dem Fonds der Welfen,
Die beide mit vereinter Kraft
Zwingdeutſchland bauen helfen:

Trotz Allem wär' der Fuß von Thon
Nicht länger zu verſtecken?
Trotz Allem könnt' ein Steinchen ſchon
Den Reichscoloß erſchrecken?

Von Nebenbuhlern ſchwer bedroht
Wär' Euer Herr und Lenker?
Herbei, Ihr Freunde in der Noth
Und wohldreſſirten Denker!

Die Ihr Gewalt ihn auf Gewalt
Wie Pelion auf Oſſa
Ließt thürmen und ihm nachgelallt:
„Wir gehn nicht nach Canoſſa" —

Herbei, Ihr Weiſen an der Spree,
Ihr unbefleckten Lilien,
Erklärt den Krieg zu Land und See
Den römiſchen Reptilien!

Thut dieſe Schwarzen in den Bann,
Die Syllabusverbreiter,
Den rechten Glauben lehren dann
Kanonen, Fußvolk, Reiter.

Kaisergrütli.

September 1872.

Drei Kaiser beisammen — was gibt's zu retten?
Was gibt's zu schmieden für neue Ketten?
Drei Völkerärzte — was gibt's zu heilen?
Drei Salomons-Schwerter — wo gibt's zu theilen
Ein neues Polen? Wer sind die Bedrohten?
Sind es die Schwarzen? Sind es die Rothen?
Ist's Einer der widerspenst'gen Vasallen,
Die sich geweigert, nach Mekka zu wallen?
Dreht man den Armesünderstrick
Vielleicht für Frankreichs Republik?
Und fühlen die Herren von Gottes Gnaden
Trotz aller Thiers'schen Füsilladen
Sich nicht ganz wohl? Der weiße Zar,
Was will er? Holt er sein Honorar
Dafür, daß er so brüderlich
Den Bruder am Seinestrand ließ im Stich? —
Die Wächter der Donau, der Hüter des Rheins —
Die Drei, wie lange bleiben sie Eins?
Und wenn sie umarmt sich mit Entzücken,
Wer wird den Andern zuerst erdrücken?
Und wenn sie ewige Freundschaft geschlossen,
Von wem wird wieder zuerst geschossen?

So fromme Herrn, ſo gute Chriſten —
Wer wird den Andern überliſten?
Wer kann uns ſagen, wer thut uns kund:
Was bedeutet der Kaiſer-Grütlibund?
So hör' ich fragen die Kreuz und Quer;
Unſer Berlin indeſſen putzt ſich ſehr,
Die europäiſchen Providenzen
Sehn es im Gründerſchmucke glänzen!
Madai ſteht ſtolz wie ein Titus da,
Seit er zerſtöret Barackia;
„Kein Lump ſoll unter die Augen treten,"
So rief er, „den fremden Majeſtäten!"
Die hohe Cäſarenſtadt wimmelt von Spitzeln,
Die inſpirirteſten Federn kritzeln
Von Friedenstauben und Kriegesenten —
O, meine theueren Correſpondenten,
Ich kenne das Menu der Kaiſertiſche,
Ich riech' die congräßlichen gräßlichen Fiſche
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was die Götter bedecken mit Nacht und mit Grauen.

Post festum.

September 1871.

Vorüber ſind mit ihrer Pracht
Manöver und Parade,
Schloßfreiheitsjubel, Zaubernacht
Und Monſtreſerenade.

Madai benahm ſich ſehr geſchickt,
Die Polizei war fleißig,
Nur zwanzig Menſchen ſind erſtickt,
Verwundet ſind nur dreißig.

Die Herrn ſind fort, die Diener auch
Zerſtreut in alle Winde;
Sie hinterließen, wie's der Brauch,
Viel Trinkgeld fürs Geſinde.

Ein Hausknecht Bismarcks ward Comthur,
Weiß nicht, von welchem Orden;
Ein goldnes Kalb, wie ich erfuhr,
Iſt Reichsbaron geworden.

Laßt uns, Ihr Lieben, ungeſtört
Der Ruhe nun genießen;
Freund Thiers hat noch nicht aufgehört,
Die Rothen zu erſchießen.

Zwar, daß die Schwarzen man verbannt,
Macht manches Herz beklommen;
Kannſt ruhig ſein, lieb Vaterland,
Sie werden wiederkommen.

Die Welt iſt rund, für jeden Platz
Läßt ſich retour bezahlen;
Such für den Winter Dir Erſatz
In Deinen Liberalen.

Zur neuen Glaubenslehre.

November 1872.

„'S iſt mit dem alten Glauben aus!"
Ja wohl, mein lieber Doktor Strauß.
Ihr findet keinen Widerſprecher
An mir; nur dünkt mich, beſſer iſt
Der alte Glauben an den Chriſt,
Als Euer neuer an die — Schächer.

Ihr folgt, leſ' ich, Darwin'ſcher Spur,
Verknüpft Geſchichte mit Natur,
Macht mit der Urzell' Euch zu ſchaffen,
Wie logiſch ſie von Vieh zu Vieh
Herauf entwickelt ſich zum Affen,
Ja, bis zum Staatsmann von Genie.
Die Lehre kommt Euch wie gerufen
Auch im Gebiete der Moral;
Nur leider fehlt's an Zwiſchenſtufen
Sehr häufig hier, das iſt fatal.

Zwar machtet Ihr uns gerne ſtumm
Durchs große Wort „Myſterium!“
— Ein Rückfall in den Theologen —
Doch Niemand wird dadurch betrogen.
Denn von Gewalt zu Recht bleibt eine Lücke,
Und kein Sophiſt baut drüber eine Brücke
Und kein politiſcher Darwin,
Selbſt in Byzanz, das heißt, ſelbſt in Berlin.

Bei Einführung der Höflichkeit in der franzöſiſchen Armee.

Aller Sitte ſind ſie bar,
Sind das eingefleiſchte Böſe;
Drillen wollen ſie nun gar
Menſchlich ohne Rippenſtöße!

Freiheit, Gleichheit, Brüderſchaft
Spuken in den welſchen Köpfen;
Deutſche Krieger! unſre Kraft
Laßt aus deutſcher Zucht uns ſchöpfen!

König, Gott und Vaterland
Heißt die deutſche Prachtdeviſe.
Luſt'ger deutſcher Heldenſtand,
Was erträgſt Du nicht für dieſe?

König, Gott und Vaterland
Gingen ſicherlich verloren,
Schlüg' kein deutſcher Lieutenant
Dich mehr um die deutſchen Ohren.

Golgatha.

Januar 1873.

An dem einen Kreuz die Liebe,
Ihr zur Seiten in Geſtalt
Zweier Mörder oder Diebe —
Kleiner Diebe — die Gewalt!

Wenn ich ſo in unſern Tagen
Mir betrachte dieſes Bild,
Muß ich mich im Stillen fragen,
Wem der Menſchen Inbrunſt gilt.

Ob nicht manchmal ſich beim Beten
Unſrer Frommen Blick verirrt,
Und ein Strolch ſtatt des Propheten
Gegenſtand der Andacht wird.

Auf der Höhe thront im Leben
Und erringt ſich Ruhm und Preis,
Wer das Kreuz des Schächers neben
Chriſti Kreuz zu ehren weiß;

Wer vor einem gnadenreichen
Heiland niederkniet im Staub,
Aber Leichen thürmt auf Leichen,
Um zu ſichern ſeinen Raub.

Schade, daß ich nie begriffen,
Schwarz und weiß zugleich zu ſein!
Hat mich drum auch ausgepfiffen
Mancher Preuße, groß und klein.

An Richard Wagner.

8. Februar 1878.

Die nüchterne Spree hat ſich berauſcht
Und ihren Verſtand verloren;
Andächtig hat Dir Berlin gelauſcht
Mit großen und kleinen Ohren.

Viel Gnade gefunden hat Dein Spiel
Beim gnädigen Landesvater,
Nur läßt ihm der Bau des Reichs nicht viel
Mehr übrig für Dein Theater.

Wärſt Du der lumpigſte General,
So würd' man belohnen Dich zeuſiſch;
Genügen laß Dir für dieſes Mal
Dreihundert Thälerchen preußiſch.

Ertrage heroiſch dies Mißgeſchick
Und mache Dir klar, mein Beſter,
Die einzig wahre Zukunftsmuſik
Iſt ſchließlich doch Krupps Orcheſter.

Achtzehnter März.

März 1878.

Achtzehnhundert vierzig und acht,
Als im Lenze das Eis gekracht,
Tage des Februar, Tage des Märzen,
Waren es nicht Proletarierherzen,
Die voll Hoffnung zuerſt erwacht
Achtzehnhundert vierzig und acht?

Achtzehnhundert vierzig und acht,
Als Du Dich lange genug bedacht,
Mutter Germania, glücklich verpreußte,
Waren es nicht Proletarierfäuſte,
Die ſich ans Werk der Befreiung gemacht
Achtzehnhundert vierzig und acht?

Achtzehnhundert vierzig und acht,
Als Du geruht von der nächtlichen Schlacht,
Waren es nicht Proletarierleichen,
Die Du, Berlin, vor den zitternden, bleichen
Barhaubt grüßenden Cäſar gebracht
Achtzehnhundert vierzig und acht?

Achtzehnhundert ſiebzig und drei,
Reich der Reichen, da ſtehſt Du, juchhei!
Aber wir Armen, verkauft und verrathen,
Denken der Proletarierthaten —
Noch ſind nicht alle Märze vorbei,
Achtzehnhundert ſiebzig und drei.

Eine Antwort.

April 1878.

„Und läßt Du immer noch den Lauf
Dem alten Groll, Du Preußenhaſſer?
Geht Preußen nicht in Deutſchland auf?“
Ja wohl, ſo wie der Schwamm im Waſſer,
Der, wenn er voller ſich und voller
Geſogen, wie ein Hohenzoller,
Sich ebenfalls könnt' unterfangen
Und ſprechen: Guckt, Ihr Tröpfchen, guckt,
Wie ich ſo prächtig aufgegangen
In Euch, indem ich Euch verſchluckt!

Ende gut, Alles gut.

April 1873.

Und ſiehe! Da ſtund auf ein Mann,
Der hing der Katz' die Schelle an.
Kling! kling! das tönt! und froh erregt
Ruft man: „Das Mauſen iſt gelegt
Den Herzögen, den Grafen
Und Wagener, dem Braven,
Der Schätze ſammeln wollt' zugleich
Im deutſchen und im Himmel-Reich."
Verwegen hör' ich prahlen
Euch, meine Liberalen.

Ihr ehrlichen Leute, nicht gepocht!
Ihr eßt ſo heiß nicht, als Ihr kocht;
Und Einer hält Euch an der Kette,
Der nur zu ziehen braucht, ich ſchwör',
Und Euern trefflichſten Akteur
Verwandelt er zur Marionette.

„Bewieſen habt Ihr Euren Muth," —
So wird er ſprechen — „das war gut,
„Doch ſtört mir länger nicht die Ruh'
„Mit ſolchen unliebſamen Klängen;
„Noch größrer Muth gehört dazu,
„Die Schelle wieder abzuhängen." —
Sein Schmeicheln iſt für Euch Befehlen
Und Kriechen Eure Religion;
Die Schelme kommen heil davon,
Die Gründer werden wieder ſtehlen
Und wieder greifen in die Taſche
Des Plebs, der es vergnügt erlaubt;
Als Phönix ſteigt aus ihrer Aſche
Die Dummheit, die man tot geglaubt.

Den Reichstäglern.

(Nach bekannter Melodie.)

Juni 1873.

Elſaß und Lothringen habt Ihr,
Habt Alles, was Moltke's Begehr,
Und habt die deutſche Einheit —
Ihr Lieben, was wollt Ihr noch mehr?

Auf Euere deutſche Einheit
Hat Redwitz ein ganzes Heer
Langweil'ger Sonette gedichtet —
Ihr Lieben, was wollt Ihr noch mehr?

Mit Euerer deutſchen Einheit
Habt Ihr Euch blamirt ſo ſehr
Und die Freiheit zu Grunde gerichtet —
Was will der Bismarck noch mehr?

Phylloxera ante portas.

Januar 1878.

Ein neuer Reichsfeind iſt in Sicht!
Wär' das die Frucht von unſern Siegen?
Und müſſen nun dem wälſchen Wicht
Die deutſchen Reben unterliegen?

Ade, du Nektar, weiß und roth,
Ade, ade, du Trank der Labe!
Es hilft kein Landſturmaufgebot,
Um dich zu ſchützen, Gottesgabe.

Kein Waſſer, kein Petrol vermag
Ans Leben dieſem Strolch zu gehen,
Kein Leibgardiſt — Berliner Schlag —
Ihn im Kulturkampf zu beſtehen.

Der Bismarck ſelbſt, der Alles kann,
Kann ihn des Landes nicht verweiſen;
Für ſolches Vieh gibt's keinen Bann,
Es frägt nicht viel nach Blut und Eiſen.

Ein jeſuitiſches Inſekt!
Auch Ihr diätenloſen Braven
Habt ſeinesgleichen nie erſchreckt
Durch einen Rettungsparagraphen.

Vermischte Gedichte.

Jugendgedichte.

Durchtobt in wildem Fluſſe.

Durchtobt in wildem Fluſſe
Das heiße Blut Dein Herz,
Dann iſt das Gold zum Guſſe,
Zum Liede reif der Schmerz.

Und was Du dann empfunden,
Verbirg es länger nicht!
Verbinde Deine Wunden
Und ſchaff uns ein Gedicht!

Wirſt Dir auch keins von allen
Das Leichentuch einſt ab:
Die Beſſern, die gefallen,
Trug man ſchon nackt ins Grab.

Der Spinne gleich entrolle
Nur ſorglich Dein Geſpinnſt,
Ob Du auch keine Wolle
Zum Mantel Dir gewinnſt.

Laß ſteigen Schmerz und Wonne,
Laß ſteigen Leid und Luſt,
Wie aus dem Meer die Sonne,
Empor aus Deiner Bruſt!

Die Blätter meiner Laube.

Das grüne Land wird ein und aus
Vom Herbſte durchgekehret
Und auch mein luſtig Sommerhaus
Gar haſtig abgeleeret.
Schon war der grimme Räuber drin,
Schon ſchleppet er im Staube
Den Mantel meiner Liebe hin,
Die Blätter meiner Laube.

Die ſchönen Tage — ſind ſie doch,
Mein holdes Lieb, verfloſſen?
Da neidiſch ſelbſt dem Himmel noch
Das Hüttchen ſich verſchloſſen,
Da ſich kein Auge ſtahl herein
Und ſchüchtern nur die Taube,
Da, glücklich ohne Mondenſchein,
Wir ſchwärmten in der Laube?

O trüg' ich, hab ich oft gedacht,
Die Welt in ihren Achſen —
Wie hätt' ich's anders doch gemacht!
Ich ließ' nur Blätter wachſen;
Denn wer ein Lieb im Arme hält,
So iſt und bleibt mein Glaube,
Birgt ſich am beſten vor der Welt
In einer dunkeln Laube.

Wie hängt ſich an den kahlen Dorn
Das letzte Grün vergebens!
Mir iſt, als ſänke Korn um Korn
Im Stundenglas des Lebens,
Wenn ſo der Blätter reicher Schwall
Dem Sturme wird zum Raube;
Doch ach! was gleichet wol dem Fall
Der Blätter meiner Laube?

Wie hat der Herbſt ſo ſchlecht bedacht
Verliebter Seelen Wonne!
Die Liebe ſucht die tiefſte Nacht,
Und ſeine Frucht die Sonne.
Wirf nur Dein Roſenkränzlein weg,
Mein Kind, und nimm die Haube;
Denn aus iſt's nun mit dem Verſteck
In unſrer ſtillen Laube.

O fort mit Dir, Du Sonnenſchein,
O fort mit Euch, ihr Früchte!
Kehrt wieder, Schatten, daß ich drein
Mich vor den Menſchen flüchte!
Ich laſſe ihnen gern das Glück,
Die volle ſüße Traube,
Bring mir, o Lenz, nur bald zurück
Die Blätter meiner Laube!

Frühlingsnacht.

1839—1840.

So ſel'ge Stille traf ich nie!
Kaum liſpelt's in den Zweigen,
Als hätten ein Geheimniß ſie
Den Menſchen zu verſchweigen.

Kaum plätſchert noch die Welle fort,
Kaum knoſpet's in den Hecken,
Als gälte es, die Sterne dort
Am Himmel nicht zu wecken.

Die guten Geiſter ſenken ſich
Auf ihren Strahlen nieder
Und bringen, die bei Tag entwich,
Die Ruh den Träumen wieder.

Mein Schifflein treibt im Sturm allein,
Und Niemand will es retten;
So müd dies Haupt, es ſchläft nicht ein —
Ich muß ihm tiefer betten!

Der Gefangene.

1819—1845.

Zehn Jahre! ſeit den letzten Vogel ich
Im Blütenwald ſein Liedchen ſchlagen hörte;
Zehn Jahre! ſeit der blaue Himmel ſich
Zum letzten Male meinem Blick beſcherte:
Zehn Jahre! was iſt weiter Dein Begehr?
Kann meine Wange ſich noch bläſſer färben?
Sieh, dieſe Hand bricht keine Kronen mehr;
Laß, König, laß mich in der Freiheit ſterben!

Zehn Jahre! meine Sehnen ſind erſchlafft,
Mein Auge kann die Kette nicht mehr ſehen;
O zittre nicht! Kaum hab' ich noch die Kraft,
Zwei Schritte bis zum Grabe hinzugehen.
Ein Herr der Welt, und Dein ein zahllos Heer! —
Und ich ein kranker Mann, ein Bau in Scherben —
Nein! dieſe Hand bricht keine Kronen mehr;
Laß, König, laß mich in der Freiheit ſterben!

Zehn Jahre hat in dieſer Kerkergruft
Mein Herz ſo treu dem Tode zugeſchlagen;
Zehn Jahre! jetzt, o jetzt nur ſoviel Luft,
Gen Himmel eine Seele hinzutragen!
Ein wenig Luft! ei, fällt Dir das ſo ſchwer?
Willſt Du ſchon wieder neue Söldner werben?
Sieh, dieſe Hand bricht keine Kronen mehr;
Laß, König, laß mich in der Freiheit ſterben!

Zehn Jahre haben meinen Muth geknickt
Und meines Lebens Blüte mir genommen,
Man hat das Lied mir in der Bruſt erſtickt,.
Der letzte Funken iſt ſchon längſt verglommen.
Und noch nicht? Sprich, was weiter Dein Begehr?
Kann meine Wange ſich noch bläſſer färben?
Sieh, dieſe Hand bricht keine Kronen mehr;
Laß, König, laß mich in der Freiheit ſterben!

Sonett.

1839—1840.

Ich habe nie mein Elend mir vergoldet,
Stets ſeine Dolche ſchärfer noch geſpitzt
Und blutig, blutig auf mein Herz geritzt;
Ich habe nie den Reim als Arzt beſoldet.

O, daß Ihr endlich es mir glauben wolltet,
Wie tief der Tod mir in der Seele ſitzt,
Wenn es in meinem Liede flammt und blitzt —
Ihr reichtet mir die Hand, ſtatt daß Ihr grolltet!

Ihr wiſſet ja: Gewitter machen kalt;
So werd' ich denn vor meinem Winter alt —
Was griff ich auch ſo frühe in die Saiten?

Allein — kein Menſchenleben braucht's zum Glück!
Ich fühle oft, es iſt ein Augenblick,
In dem wir uns die Ewigkeit erſtreiten.

Sonett.

Mai 1848.

Dem Glanz der Throne bin ich wol entronnen,
Und Niemand ſucht mich bei den Schmeichler-Chören,
Der bunte Pomp, wie könnt' er mich bethören!
Um keine kreiſ' ich Eurer Tagesſonnen.

Doch hab' ich wenig oder nichts gewonnen:
Nur Allen kann die Freiheit angehören,
Die ganze Welt muß ſich mit Dir empören —
Sonſt haſt Du nur ein eitel Werk geſponnen.

Drum fühl' ich tief: Ich bin kein freier Mann,
Und ob ich keines Fürſten Joch mehr ſchleppe,
So bleibt doch jeder Sklave mein Tyrann.

Ich flieh' umſonſt Palaſt und Marmortreppe,
Und Alles, was ich mir erobern kann,
Iſt Einſamkeit in dieſer Menſchenſteppe.

Zwei Lieder.

1868.

I.

Die Liebe iſt ein Edelſtein,
Sie brennt jahraus, ſie brennt jahrein,
Und kann ſich nicht verzehren;
Sie brennt, ſo lang noch Himmelslicht
In eines Menſchen Aug' ſich bricht,
Um drin ſich zu verklären.

Und Liebe hat der Sterne Macht,
Kreist ſiegend über Tod und Nacht,
Kein Sturm, der ſie vertriebe!
Und blitzt der Haß die Welt entlang,
Sie wandelt ſicher den alten Gang,
Hoch über den Wolken, die Liebe!

II.

So ſprach zum Tropfen Thau die Welle:
„Komm, folge mir auf meiner Bahn!
Ich will Dich tragen, wandre ſchnelle
Mit mir hinab zum Ocean.“

So ſprach der Thau: „Dank für die Ehre!
Mir iſt viel wohler hier allein —
Soll ich ein Tropfen in dem Meere
Von Millionen Tropfen ſein?

„Zieh hin, in Bitterkeit zu enden!
Ich ſterb' in einer Blume Schoos,
Die heute in geliebten Händen
Verwelken darf — o ſelig Loos!

„Lock' mich nicht über dieſe Schwelle!
Hier iſt mein Glück, denn Glück iſt Ruh.“
Und weiter klatſchend floß die Welle
Dem Meere der Vernichtung zu.

An Emma.

1845.

Komm, mein Mädchen, in die Berge,
  Wo der Himmel tiefer blaut
Und das ſtille Volk der Zwerge
  Uns kryſtallne Schlöſſer baut.
Wo der Liebe morgenhellen
  Traum kein Schleicherohr belauſcht,
Und Triumph von tauſend Quellen
  Der vereinte Donner rauſcht.

Wie entfremdet iſt die Erde,
  Wie entweiht ihr Element,
Seit der Menſch mit Angſtgeberde
  Nur nach Schattenbildern rennt.
Wie viel Staub auf allen Wegen
  Wühlt er auf zu ſeiner Ruh' —
Komm, auf unbetretnen Stegen
  Führ' ich Dich den Sternen zu.

Komm, wo kaum der Gemſe Spuren
Reinſtem Schnee ſind eingedrückt
Und das Reich der Creaturen
Lebt, in erſter Luſt beglückt;
Dort, das Silberhaubt in Ehren,
Sieh den Gletſcher, welch ein Mann,
Den ein Sonnenblick verklären,
Aber nicht mehr ſchmelzen kann!

Komm, wo Dir der Staub die Locken
Aus der heißen Wange ſtreicht,
Kaum der dumpfe Klang der Glocken
Und kein Glauben Dich erreicht.
Während er im Thale zittert,
Losgebundner Knechte Schwarm,
Ruhen wir, wenn's hochgewittert,
Freudetrunken Arm in Arm.

Komm, mein Mädchen, laß Dich faſſen,
Tragen zu des Adlers Neſt;
Menſchen lieben, Menſchen haſſen,
Und wer bliebe felſenfeſt?
Was ſie beten, was ſie fluchen,
Ach, ich konnt' es nie verſtehn —
Blumen laß uns, Blumen ſuchen:
Mädchen, willſt Du mit mir gehn?

Antwort.

1845.

Zu dem Meere, zu dem Meere,
Folge mir, Geliebter, nach;
Ueber ihm ſteht noch der hehre,
Unentweihte Schöpfungstag.
Uns zum Haubt ein Meer von Sternen,
Unter uns die heil'ge Flut,
Um uns eine Welt von Fernen,
In uns eine Welt von Glut.

Tauſend Wellenaugen blinken
Glückberauſcht ob unſerm Bund,
Und die luft'gen Alpen winken
Uns zum ſtillen Pflanzengrund.
Hör', den Rieſenſturm der Töne,
O, wie lieb' ich ihn ſo ſehr!
Bild der Jugend, Bild der Schöne,
Ew'ger Anmuth Bild, das Meer.

Daß ich Dich im Arme hielte
Eine einz'ge kleine Stund',
Deinen warmen Herzſchlag fühlte,
Einen Hauch von Deinem Mund —
Fürchten wollt' ich nicht die Wellen,
Die im Sturm manch Schiff zerſchellt:
Sprich, ſind wir nicht auch Rebellen
Gegen eine Sklavenwelt?

An Emma zum Geburtstag.

10. Mai 1860.

Ich träumte von Schätzen die ganze Nacht,
Die ich Dir wollte ſenden,
Und drüber bin ich aufgewacht
Mit leeren, leeren Händen.

Die Blumen ſchmücken dieſes Jahr
Zwei Gräber Deiner Lieben;
Die Blumen der Freude ſind ſogar,
Ich glaube, ausgeblieben.

Eins ſchleicht ſich nach dem Andern fort —
Und wären wir beſtändig?
Zuletzt bleibt noch ein Menſchenwort
Am ſicherſten lebendig.

Mit ſolchem Worte denkt Dein Mann
Dich baldigſt zu begrüßen,
Und dieſen Schatz legt er alsdann
Dir, lieber Schatz, zu Füßen.

An Franz Liszt.

30. Oktober 1856.

Die lichte Blum' im dunkeln Kranz,
Den aus Geſchicken Du gewunden,
Franceſca war's, o Meiſter Franz,
Drin ich Dein Weſen tief empfunden.

Hinan, hinaus zieht uns der Klang,
Wo Erd' und Himmel ſich berühren,
Zum wonnevollſten Untergang
Läßt ſich das Herz durch Dich verführen.

Die namenloſe Trauer klärt
Sich auf in Paradieſes-Weiſe,
Der Engel ſenkt ſein flammend Schwert
Und öffnet uns die Pforten leiſe.

Ich hör' und möchte, nimmerſatt,
Den Athem in die Bruſt beſchwören,
Als könnt' ein fallend Roſenblatt
Den Frieden, den Du bringſt, zerſtören.

O, mehr als Zauber von Merlin,
Wie goldne Himmelsfunken blitzen
Die überird'schen Melodien
Aus Deinen trunknen Fingerspitzen.

Und dieſe Hand voll Seel' und Geiſt
Darf ich nach Jahren wieder drücken —
Du lieber Magier, das heißt
Mein Haus zehntauſendmal beglücken.

An C. ins Album.

September 1857.

Auf jedes Menſchen Angeſicht
Liegt leiſe dämmernd ausgebreitet
Ein ſanfter Abglanz von dem Licht
Des Sternes, der ſein Schickſal leitet.

Der Genius der Harmonie
Wird Dich mit ſeinen Wundertönen
Umrauſchen, und Du wirſt Dich nie
Mit der verſtimmten Welt verſöhnen.

Seinem Ludwig Feuerbach

† den 13. September 1872.

Durch Himmel und durch Hölle Deinen Gang
Haſt Du gemacht, wie jener große Dante.
Von göttlicher Komödie ſprach man lang,
Bis ſie als menſchliche Dein Blick erkannte.

Abfertigung.

März 1870.

Ein bettelpreußiſches Journal
Hat mir durch einen grünen Jungen
Im Tone „nationalliberal“
Ein de profundis abgeſungen.

Vielleicht hat's Recht, trägt Deutſchland gern
Die Schleppe preußiſcher Despoten,
Dies „neue Deutſchland“ bleib mir fern
Und zähle mich zu ſeinen Toten.

Telegraphiſche Antwort

auf eine Einladung zum Stiftungsfeſt der Wiener Burſchenſchaft „Freya“.

März 1870.

Es ſprachen die Kanonen:
„Ihr ſieben Millionen,
Ihr müßt aus Deutſchland fort.“
Die ſieben Millionen,
Die ſprachen: „Ihr Kanonen
Habt nicht das letzte Wort.

„Wir halten, auch verſtoßen,
Am ganzen, freien, großen
Volksdeutſchland treulich feſt.“
Auf dieſes anzuſtoßen,
Komm' ich, Ihr Studioſen,
Im Geiſt zu Eurem Feſt.

Einer Frauenzeitung bestimmt.

Fragmentarisch.

In des Hauses Stille und im Gewühl der Schlacht
Galt neben Manneswille der Frauen Zaubermacht;
Er rief in Kampfesnöten sie statt den Göttern an,
Daß sie den Muth erhöhten dem streitenden geliebten Mann.

Klar steht vor ihren Seelen das kommende Geschick,
Drum wehe! wo sie fehlen im großen Augenblick,
Wenn man im Volksgewissen Gewißheit suchen muß,
Nicht hinter den Coulissen, als pfiffiger Polonius.

Es gibt in deutschen Gauen viel Sagen, wunderbar,
Von göttlich schönen Frauen, hellsehend in Gefahr,
Geschmückt mit Eichenkronen, die in proset'schem Sang
Des Cäsars Legionen geweissagt einst den Untergang.

Sie haben mit Flammenworten gebändigt die Gewalt,
Den tobenden Cohorten des Feinds gerufen: Halt!
Dem Drusus an der Elbe, am Lech dem Attila —
O, geht und thut dasselbe, vom selben Stamme seid Ihr ja!

Und wenn in Eurem Lande der Dränger dennoch ſiegt
Und blutend in dem Sande die Schaar der Männer liegt —
Nicht tötlich ſind die Wunden, nicht ewig iſt das Joch,
So lang unüberwunden der Frauen Geiſt im Volke noch.

Fromme Wünſche.

Juli 1864.

Herr, Dein Himmel hängt voll Geigen;
Ueberm Sirius, da hat's
Auch für mich im Sternenreigen
Beim Concert noch einen Platz.

Statt der ſchlechten Muſikanten
Und der guten Menſchen hier,
Spielen droben die brillanten
Seraphim das Weltklavier.

Keine Kleider, keine Falten,
Feigenblätter nicht einmal
Tragen dort die Lichtgeſtalten,
Brauchen weder Hut noch Shawl.

Doch was hilft's mir, zu erklären:
Kind! wir haben ein Billet
Für die Harmonie der Sphären —
Wenn ſie Luſt zur Oper hätt'?

Lust zum irdischen Soupiren,
Auch zum Trinken dann und wann,
Was ich schwerlich mit Papieren
Auf Dein Jenseits zahlen kann?

Herr im Himmel, den ich preise,
Sieh, Du hast bei mir Credit,
Mehr als Salomo, der weise
Banquier in der rue Lafitte.

Seit in Deinem Urgehirne
Aufgewacht der Schöpfungstrieb,
Eh' Dein Finger auf die Stirne
Eva's ipse feci schrieb —

Unversiegbar strömt der Bronnen
Deines Reichthums immerzu,
Und die schönste Deiner Sonnen
Gilt vor Dir nicht einen Sou.

Deine Kraft wird nicht erschlaffen,
Deine Firma nicht bankrott,
Gabst Du manchmal auch den Pfaffen
Die Procura, lieber Gott.

Schuldig bleiben wirst Du keinen
Wechsel, den sie ausgestellt;
Dennoch hätt' ich lieber einen
Auf ein Haus in dieser Welt.

Sind die Juden Dir zuwider,
Findet ſich wohl auch ein Chriſt
Unter ihnen, der ſo bieder
Wie Pereire und Rothſchild iſt.

Bis ich droben, neugeboren,
Mich erquickt am ew'gen Lenz —
Willſt Du mich auf Erden ſchmoren
Laſſen wie den Sankt Lorenz?

Vorgezogen hab' ich immer
Einem Heil'gen auf dem Roſt
Ein profanes Frauenzimmer
Und trichinenfreie Koſt.

Pflücken möcht' ich mir die Roſe
Meines Glücks auf Erden ſchon,
Und nicht warten auf die große
Letzte Liquidation.

Zum Kadettenfeſt in Zürich.

1854.

„Laßt die Kleinen zu mir kommen!“
Spricht das Evangelium.
Brummt Philiſter, der's vernommen,
Doch wir riefen: brumme, brumm!
Um die Wett', Herr Kadett,
Mach' er da
'Mal 'nen Spaß pro patria!

Ward ein Bog'n Papier genommen,
Und der Fries, der legte los:
„Eidgenößlein, wollt Ihr kommen?
„Zürch iſt klein, doch Gott iſt groß.
„Punktum. Kler.
„Achtzehnhundert fünfzig ſechs.“

An der Glatt ſteh' eine Brucken,
Die ſei dazu nur gemacht,
Daß man ſoll hinüberrucken —
Hat der Ziegler ausgedacht.

Beim Bankett, Herr Kadett,
Schließt ſodann
Ewigen Frieden Jedermann.

Als die Herren, die Kadetten
An der Aar, der Reuß, dem Rhein
Solcherlei erfahren hätten,
Machten ſie ſich auf die Bein'.
'S Bajonett nimmt Kadett
Und 's Gewehr,
Blank wie ſeine Schweizerehr'.

Trommelſchall und Pfeifentöne,
Fahnengruß und Händedruck —
An das Fenſter fliegt die Schöne:
„Ei, was ſind die Knaben ſchmuck!"
Ja, und hätt' Herr Kadett
Erſt' nen Bart,
Blieb' kein Jungfernherz bewahrt.

Keuchend nahen ſchon die Dämpfer,
Donnernd dröhnt der Eiſenpfad.
Gruß Euch, groß' und kleine Kämpfer!
Gruß Dir, neuer Kamerad!
Unſer Bett, Herr Kadett,
Iſt ſo ſo,
Doch das Herz iſt nicht von Stroh!

Da ſich Nord und Süd getroffen —
  Hurrah Schweiz und Schweizerkind!
Doch begreift Ihr, will ich hoffen,
  „Ordnung muß vor Allem ſind.“
Sein Billet! Herr Kadett!
Ins Quartier
Hat Er jetzt zu folgen mir!

Zum eidgenössischen Schützenfest in Zürich

vom 3. bis 12. Juli 1859.

Wetterumzogen brausen die Wogen;
Aber die Sterne, sie sind Dir gewogen!
Steure, Du Schweizer, im Völkerorkan
Ruhig, wie Tell ihn gesteuert, den Kahn!

Tapfere Schützen werden sie schützen,
Kräftige Stutzen werden sie stützen,
Sichere Hand und sicherer Blick
Werden behüten die Republik.

Einstens vor Schergen tief in den Bergen
Kam sie die heilige Quelle zu bergen.
Trüben sie draußen die Rhone, den Rhein —
Quelle, bleib helle! der Strom wird rein.

Quelle, bleib helle! schneeschimmernde Wälle
Sendet herunter die läuternde Welle!
Sendet, an ewigem Glanz so reich,
Klarheit hinaus ins verworrene Reich!

Fort mit den kranken, den Todesgedanken!
Heiter den Himmliſchen wollen wir danken:
Säulen der Freiheit, ihr ſteht noch feſt!
Sonne der Freiheit, verkläre dies Feſt!

Liebend umſchloſſen alle die Sproſſen
Halte am Stamme der Eidgenoſſen!
Segne ſie alle, die Männer in Wehr,
Die von den Alpen und die vom Meer!

Segne, die ringen und muthig ſich ſchwingen,
Ringende Geiſter und Herzen mit Schwingen!
Segne das Spiel und den friedlichen Schuß,
Blitzende Sonne des Julius!

Doch wenn die alten, die finſtern Gewalten
Kommen, hier oben im Lichte zu walten —
Treffer im Himmel, zu unſerem Heil
Lenke die Kugel, wie einſt den Pfeil!

Zur Schillerfeier in Zürich.

Prolog für die Festvorstellung im Theater am 10. November 1859.

Vivos voco.

Vor hundert Jahren kam ein Schwan gezogen
Vom Geisterland, ein wunderbarer Schwan.
Nach kurzer Rast heimwärts ist er geflogen —
Wir rufen ihm auf seine Sternenbahn
Hinauf den Gruß vom niederen Gestade
Und denken heut der sonnenhellen Pfade,
Die er dahinzog, und der lichten Spur,
In deren Schein verklärt ward die Natur.
Licht floß ihm von der reinen Schwinge nieder,
Licht strahlt' er in des Schicksals dunkeln Gang,
Vom Glanz der Wahrheit blitzte sein Gefieder,
Und der Gedanke ward bei ihm Gesang,
Der ihn entzückt in trunknem Flug
Bis vor den Thron der Schönheit trug.

Ein Alexander barg in goldnem Schrein
Das hohe Lied von Ilium;
Doch unsern Dichter, in dem Heiligthum
Des Herzens schloß ein ganzes Volk ihn ein.

Und trennt uns groß und kleine Leidenſchaft
Und gegenſeitig bitteres Verneinen —
Dem Genius verbleibt die Kraft,
Uns alle um ſich zu vereinen.
Wir grüßen ihn, den Herrſcher unſrer Seelen,
Als gält's in dieſer trüben Zeit
In ihm den Führer uns zu wählen,
An ſeinem Wort das Schwert zu ſtählen,
Bis wir's gebrauchen in dem Streit.
Wir wiſſen nicht, was uns beſchieden,
Es waltet heut ein böſer Stern:
Wir hatten Krieg und haben keinen Frieden,
Und donnern hör' ich ſchon von fern.
Doch ſehn wir auch, wie trotz dem Bleigewichte
Der Finſterniß ein Volk jetzt aufwärts ſtrebt;
Die Freiheit iſt die Flut der Weltgeſchichte,
Und manche Woge ſehn wir, die ſich hebt.
Wir ſehen auch, es ſchwindet das Vertrauen
Auf jeden irdiſchen Herrſcherſtab;
Drum wollen wir auf jene Krone bauen,
Die er der Menſchheit wiedergab.
Von außen kommt kein Brecher ihrer Ketten;
Der eigne Adel in ihr wird ſie retten.

Der Menſchheit Bild in herrlichſter Vollendung,
Wie ſich's in tiefem Schauen ihm enthüllt,
Zu offenbaren — das war ſeine Sendung;
Er hat ſie treu erfüllt.

Und ſehnend wenden Millionen heut
Den Blick zu ihm, den Blick nach innen;
Und wie uns auch der Lärm der Welt zerſtreut,
Wir ſammeln uns zu weihevollem Sinnen. —

Wo iſt im großen Menſchenſtrom die Welle,
Die ſo der Glut von oben ſich verſchließt,
Daß nicht ein Theil von ihr des Himmels Helle,
Frei von des Stoffes Wucht, entgegenfließt?
Wer iſt, der um den Glanz erworbner Habe
Den angebornen Glanz ſo von ſich warf,
Daß er hier fürder keiner andern Labe,
Als aus dem Born gemeinen Glücks bedarf?
Wer iſt in dieſer frohbewegten Schaar,
Wenn er den Mißklang unſrer Welt empfunden,
Der ihm nicht dankbar für den Wohllaut war,
Den er in ſeinen Melodien gefunden?
Wer iſt, dem nicht der eigne Manneszorn
Aus ſeinem Wort veredelt wiedertönte,
Daß noch mit Blüten ſich des Mißmuts Dorn,
Wenn auch mit Leidesblüten krönte?

Denn tief im Schönen wurzelte ſein Glaube:
Durchs Schöne führt der Weg aus niedrer Qual,
Durch jene Kunſt, die einſt zum zweiten Mal
Den Menſchen ſchuf — aus der Hellenen Staube.

Und solcher ew'gen Schönheit Zauber wußt'
Zu legen er in jenen letzten Klang,
Als, mit dem Todespfeil in seiner Brust,
Den Pfeil, den rettenden, er für Euch sang.
Ihr wißt, mit Liebesaugen hat er nie
Die Alpen, Zeugen jener That, geschaut,
Hervor aus seiner Seele sprangen sie,
Die ja mit allen Höhen war vertraut
Und allen Tiefen — Nichts hat ihn erschreckt,
Er forscht' und forschte, bis er die Gesetze,
Unwandelbar im Flüchtigen, entdeckt.
Wer spricht, von Allen, welche Schätz' auf Schätze
Thurmhoch auf dieser Erde aufgespeichert —
Hat Einer so wie er die Welt bereichert?

Sein erster Schritt, wie war er stolz und kühn!
Doch welcher Segen sollt' uns noch erblühn,
Als er an Dir den Freund gefunden, Goethe!
Wie Streben rasch an Streben sich erhöhte!
Wie Ihr vereint dem Ziel seid zugeeilt
Und großgesinnt die Palme habt getheilt!
So werden Sterne auf- und niedergehn —
Solch einen Bund wird man nicht wiedersehn —
Der Kunst getreue Wächter, Hand in Hand,
So stehn sie da, gepriesen und bewundert,
Nie mehr getrennt wird man von Land zu Land
Sie nennen, von Jahrhundert zu Jahrhundert.
Innig verbunden, haben sie ein Band

Feſt wie kein anderes um uns geſchlungen.
Der von der Glocke uns das Lied erfand,
Hat Er nicht ſelbſt, wie ſie, in Freud und Leid
In Kummer- wie in hoffnungsvoller Zeit
In unſerm ganzen Leben mitgeklungen
Seit jenem Tag, da mit ureigen neuer
Gewalt des Worts er Rechnung abgefordert
Der alten Welt und ſeines Zornes Feuer
Erſchreckend wie entzündend hat gelodert?
Die Lava war es himmliſchen Genie's,
Der ſpäter jener edle Wein entſproſſen,
An die ein volles Dichterparadies
Der ſchönſten Schöpfungen ſich angeſchloſſen.
Es ſorgt das Leben ſchon, uns abzukühlen:
Mit zwanzig Jahren wird man ſtets ſo fühlen.

Ihr, junge Herzen, haltet feſt das Echte
In Eures Dichters erſtem Jugendſchwung —
Ach, nur zu frühe vor dem Rauſch der Knechte
Lernt in uns ſchweigen die Begeiſterung.
Bleibt jung! Bleibt jung! Bleibt jung!

Er ſiegt, der Geiſt, der einſt auf ſchwachen Planken
Columb gerettet und Columbs Gedanken
Und Philipps Flotte, die der Welt gedräut,
Wie kindiſch Spielzeug in den Wind zerſtreut.

Und ſcheitert auch ein königlicher Schwärmer,
Verzweifelt nicht, das gute Werk gelingt.
Aus tiefem, unbekanntem Schooß entſpringt
Der Heilung Quell — je tiefer, deſto wärmer.
So lehren uns der Mutter Erde Schichten,
So lehren uns der Menſchenwelt Geſchichten.
Blickt auf den Tell und jene Hirten hin!
Auf Frankreichs Retter, auf die Schäferin!
Vorahnend wollt' er uns die Quellen zeigen,
Daraus die Geiſter der Erlöſung ſteigen.

Die Zeit, die wir geſehn im Wallenſtein:
„Wo Nichts der Bürger galt, der Krieger Alles!"
Bald ſollt' ſie brechen über uns herein,
Die ſchwere Stunde unſres tiefſten Falles.
Wir lagen da zertrümmert und vernichtet;
Der Geiſt, der in ihm lebt, der hat uns aufgerichtet.
Und wenn wir gut und wenn wir groß gehandelt,
So war's, weil er den Menſchen umgewandelt,
Und wenn die Kraft des Volkes Wunder that,
So war's, weil in ihm aufgieng ſeine Saat.
Mächtig, wie Deiner Wogen Schwall, o Meer,
Prächtig, wie Deiner Lieder Schall, Homer,
So in die Seelen ſang er feurigen Mut,
So in die Seelen ſchwang er himmliſche Glut.
In Not und Drängen wuchs an ihm empor
An ſeinen Geſängen
Ein Heldenchor.

Und als der Kampf entbrannt war ohne Gleichen
„Um Herrſchaft und um Freiheit" in der Welt,
Da ſtanden unſres Schillers Zeichen
Mit uns im Feld.
Und als geſchlagen ward die letzte Schlacht,
Hat uns zum Sieg geführt auch ſeine Macht.

Er war im Bild vergangner Zeiten
Der beſſern künftigen Profet,
Und wird, ein Freund, das deutſche Volk begleiten,
So lang ein deutſches Volk beſteht.
Im Schmuck der Jugend, wie in grauer Locke,
Wir ſind ihm Alle, Alle treu verblieben —
Er ſelbſt iſt heute jene reine Glocke,
Drauf vivos voco deutlich ſteht geſchrieben.
Sie kommen all', die Lebenden, die Seinen,
Bezwungen von des Rufes Hochgewalt,
Und wenn ſie einſt als Wetterbrecher ſchallt,
Sie werden alle wiederum erſcheinen.

Ihr aber bleibt von ſeinem Feſte fern,
Die Ihr ihm den Tribut der Liebe ſtahlt
Der Fackeln, die zu löſchen Ihr befahlt,
Bedarf kein Stern.
Ihr Toten möget ruhen in dem Herrn,
Der Euch bezahlt.

Doch wißt! ihm, dem aufs Haupt der Muſen Gunſt
Ausgoß jedweder Himmelsſchöne Thau —
Ihm war der Gipfel aller Menſchenkunſt
Der Freiheit Bau.
Ihr habt an ihm auch Euren Witz geübt,
Auch ſeines Wortes klarſten Sinn getrübt,
Des Volkes Augen werden aber hell;
Es ruft: Ich bin Johanna, ich bin Tell!
Und „wenn kein Meiſter will die Form zerbrechen,
Mit weiſer Hand, zu rechter Zeit,"
Tell's Dichter wird ein Volk nicht ſchuldig ſprechen,
Das endlich „ſelber ſich befreit".

„Das Reich der Freiheit hat Dir Gott gegründet" —
O Schweiz, nur **Dir** allein?
Sein Wort hat **überall** gezündet,
Das Reich der Freien, es muß größer ſein.
Deutſchland und Schweiz! Wie uns **ein** Strom, der Rhein,
So hält **ein** Geiſtesſtrom uns heut zuſammen,
Und wie wir glühen von denſelben Flammen,
Sei unſer Gruß **Dem**, der ſie angefacht,
Demſelben Genius von uns gebracht!

Erhebt Euch! nicht vor einem Meiſter,
Der vor ſein Volk im Purpur tritt;
Erhebt vor einem Fürſten Euch der Geiſter,
Der nur für Menſchenwürde ſtritt!

Erhebt Euch heute Dem zur Ehre,
Der Euch so oft der dumpfen Schwere,
Der Angst des Irdischen enthob!
Er ist zu groß für unser Lob;
Nur Liebe dringt in seine Sphäre,
Nur Liebe werd' ihm drum zu Theil:
Heil, Schiller, Heil!

Die Feuer flammen, und die Glocken läuten,
Doch ist's nicht aller Orten gut bestellt,
Und manche Bretter möchten heut bedeuten
Wohl eine andere als diese Welt.
„Die nur den Geist anrufen in der Not,
Und denen grauet gleich, wenn er sich zeigt —"
Für sie ist unser Dichter tot
Und schweigt.
Doch kann's geschehn, daß in dem Volksgemüt,
Das liebend Dich so lange schon in stiller
Andacht gehegt, ein neuer Sinn erglüht —
O gib ihm Deinen Segen, großer Schiller,
Daß es kein Spiel jetzt treibt mit Deinem Namen
Und daß es endlich ruft: So will ich, denn so will Er,
Amen!

Anmerkungen.

Seite 45. Dieſes Gedicht, ſowie die folgenden: Ihr lieben Herren von Eiſenach (47), Was macht Deutſchland (51), Harmloſe Gedanken (59), Eine Stimme aus der Ferne (69), A bout portant (81), Erklärliches (83), Nebelbilder (84), Was Deutſchland will (90), Die achtundvierzig Stunden (95), Le grand Directeur (185), Ich hatt' einen Kameraden (187) ſind zuerſt im Berliner Kladderadatſch erſchienen. Von den übrigen Gedichten wurden ſehr viele, namentlich: Er tröſtet ſich (38), Bonaparte couche (41), Noten (66), Die Porrieſäerei (73), Das iſt die neune Elegie (76), Zum 19. Mai (93), *Εσσεται ημαρ* (98), Armes Frankreich (102), Preußiſche Conflictspoeſien (105), Die drei Juden des Kredits (129), Wilhelm der Raßler (131), im Züricher Intelligenzblatt zuerſt gedruckt. Auch die Wiener Tagespreſſe, der Stuttgarter Beobachter, der Schweizer Handelscourier, die St. Galler Zeitung, Mannheimer Abendzeitung, Frankfurter Laterne, Demokratiſche Zeitung und der „Volksſtaat" brachten Originalpoeſien Herwegh's.

Seite 66. Die Gedichte: Noten und Das iſt die neune Elegie (76), beziehen ſich auf die diplomatiſchen Intriguen, mit welchen Napoleon III. die Annexion Savoyens und beſonders der Provinz Chablais und Faucigny einleitete, auf welche letztern die Schweiz zur Aufrechthaltung ihrer Neutralität vertragsmäßige Rechte beſaß. Peter Zelber: der Name des Redakteurs der Napoleon freundlich geſinnten N. Züricher Zeitung.

Zeile 98. *Εσπερας ημαρ*: Zur Gefangennehmung Garibaldi's bei Aspromonte. Die Vancia-Glocken: Der Ausbruch der Revolution in Sizilien wurde durch die Glocken des Klosters Vancia eingeläutet. — Urbi et orbi: Worte, mit denen früher die Dekrete des römischen Senats publicirt wurden und mit denen jetzt der Papst Rom und der Welt den Segen ertheilt.

Zeile 121. Die Gedichte: „Heinrich Heine" erschienen im Züricher Intelligenzblatt mit folgender Anmerkung Herwegh's: „Diese Verse wurden skizzirt nach dem Erscheinen des „Romancero", den man dabei gegenwärtig haben muß, sowohl in seinem poetischen Theil, als in seinem prosaischen Schlusse. Für das Verständniß der vorletzten Strophe ist auf die Frösche des Aristophanes zu verweisen." Nummer 2 jener Gedichte bleibt auf Herwegh's Wunsch aus unserer Sammlung weg. „Sie enthielt," bemerkte er, „eine humoristische Aufforderung an den Dichter, noch länger unter uns zu verweilen, sowie eine Aufzählung der verschiedenen Prachtexemplare von Schelmen und Narren — zoologisch geordnet — die es für ihn hienieden noch auszustopfen und auszustopfen gebe. Der Stoff ist aber seit jener Zeit bedenklich angewachsen und das Gedicht muß eine entsprechende Erweiterung erfahren, die auch nicht ausbleiben soll. — Zugleich wollt' ich einmal das feiernde und Denkmal setzende Deutschland an das Grab auf dem Kirchhof von Montmartre erinnern. Zu dem Kultus des Genius, der jetzt so gewaltig blüht, mischen sich eine gewisse Biedermaierei, zahlungsfähige Moral und selbst provinzieller Dünkel, die vor Allem ihre eigene Tüchtigkeit, Wichtigkeit und Richtigkeit an den Großmannstagen leuchten zu lassen beflissen sind. Diese verhalten sich natürlich abwehrend gegen so freie Köpfe wie Heine, der alle Philister so gründlich ausgelacht hat, die schwarzrothgoldenen wie die rothen und wie die schwarzweißen, die Philister jeder Couleur, und der aus nicht als einem Schaispelz privilegirter Ehrenmänner das teuflische und pharisäische Ungeziefer, welches darin haust, à la

Mephisto herausgeschüttelt hat. O daß sie noch pfiffe, die Geißel seiner Satire, die so lustig auf manchen erlauchten Rücken geklatscht hat und noch auf manchen klatschen könnte, dem ein Irrthum der Gesellschaft die Laßen des Staates aufgebürdet hat, statt ihn den Sack zur Mühle tragen zu lassen. Kaum hat ein anderer deutscher Dichter hohes und niederes Gesindel mit den Waffen des Worts und des Witzes so tödtlich zu treffen gewußt, wie der Verfaßer des Atta Troll und des Wintermärchens, ganz abgesehen hier von seinem Werth als Dichter „der ewigen Gefühle", dessen Verse die Grazien selber auswendig gelernt haben. Von den Atta Troll verlangen wir freilich nicht, daß sie ihm ein Denkmal setzen. Aber wir sind nicht Alle zottige Hochbrüne, und unser Herz ist mehr, als ein Muskel, den wir in plumper teutonischer Gymnastik gegen die Eindrücke des Schönen abzuhärten haben, aus Furcht, daß unsere Sittlichkeit in Gefahr gerathe. Alles Schöne wirkt auch befreiend. — Erst wenn zu den vielen Denkmalen auch das von Heinrich Heine sich gesellt, wird der Deutsche sagen dürfen: „Ich bin kein Philister mehr!"

Seite 222. Escobar von Mendoza, ein gelehrter Jesuit, hat sich besonders als Prediger und Moralist einen Namen gemacht; nach ihm heißt „escobardiren" soviel als schlau auslegen, deuten, sich seiner Lügen bedienen.

Seite 260, Zeile 6 von unten, ist statt „Alpen" zu lesen: Algen.

Seite 269. Ein Wiener Redakteur hatte bei Gründung einer Frauenzeitung Herwegh um ein Eröffnungsgedicht für die erste Nummer gebeten. Bei diesem Anlaß entstand das hier abgedruckte Gedicht, das aber nicht abgeschickt wurde.

Seite 274 und 275. Aries und Ziegler, ersterer damals züricherischer Seminardirektor, letzterer eidg. Oberst: Veranstalter und Leiter des Züricher Kadettenfests.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Briefe von und an Georg Herwegh

herausgegeben von Marcel Herwegh

1848

„Noch dreimal größer als die Schmach, einer fremden großen Nation zu erliegen, ist die Schmach eines Volkes, das eines einzigen Mannes Beute wird!"

Ferdinand Lassalle (1849)

„Die Franzosen können die Freiheit beweinen wie ein schönes Kind, das sie verloren; die Deutschen haben sie nie besessen."

Georg Herwegh

Erstes Tausend

Paris Leipzig München

(München, Kaulbachstr. 51a)

Verlag von Albert Langen

1896

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1848

Vorwort

Mit Blut iſt dieſes Jahr in der Geſchichte der Völker verzeichnet, viel Blut auch ſeither unnütz vergoſſen worden, und für die Sache der Freiheit vor Allem — Tinte; auch wird der bekannte Satz, daß die Revolution ihre Kinder freſſe, noch manchmal auf den Kopf geſtellt werden, wie 1848, „wo die Kinder die Revolution gefreſſen haben.“

Meine Abſicht iſt begreiflicherweiſe durchaus nicht, eine Geſchichte der revolutionären und nationalen Bewegungen jener Zeit herauszugeben; ebenſowenig habe ich die Prätention, dieſe Epoche im Allgemeinen durch Veröffentlichung von ungekannten Dokumenten in einem anderen Licht erſcheinen zu laſſen. Ohne dem Leſer ſein Weisheitsbündel erſchweren zu wollen, beſchränke

ich mich darauf, ihm einige Akten des Prozesses zu unterbreiten, den das Volk den Königen gemacht, eine der Hauptepisoden der Volkserhebung in Deutschland zu beleuchten und den Anteil, den Georg Herwegh an ihr gehabt.

Der Inhalt der hier wiedergegebenen Briefe und der von meiner Mutter verfaßten Broschüre, (von der im Buchhandel schon längst kein Exemplar mehr vorhanden) sind treue Quellen, aus denen jeder Unparteiische die Wahrheit schöpfen kann.

Ein sehr lebendiges Bild von der Stimmung vor Ausbruch der Februar-Revolution geben die originellen Briefe Michel Bakunins und die meiner Eltern aus dem Jahre 1847. Ich stelle sie deshalb mit einigen Briefen anderer bekannter Persönlichkeiten aus jenen Tagen, der Broschüre voran, über die Varnhagen von Ense am 5. Januar 1849 an Fanny Lewald folgendes schreibt:

„Sie haben ganz recht verehrtes Fräulein, die kleine Schrift hat in jeder Zeile das Gepräge redlicher Wahrhaftigkeit, und der frische Mut, der sich darin ausspricht, verbürgt eine standhafte Gesinnung, die getrost über die hier geschilderte und viele andere Niederlagen hinaus in eine verheißungsvolle Zukunft blicken darf."

Den Abſchluß dieſer Briefſammlung möge die 1849 in Köln gehaltene Rede Dr. Gottſchalks, eines ebenfalls dahingeſchiedenen edeln Republikaners bilden, denn:

„Wenn die Vertreter des Volks zürnend ſich von ihm abwenden, wenn ſie müde und matt die begeiſterten Lippen ſchließen, müſſen die **Toten** ſtatt der Lebendigen wirken und die Gräber die Freiheit predigen.“ [1])

Paris, Januar 1896.

Marcel Herwegh

[1]) Georg Herwegh (kritiſche Aufſätze).

Inhalt.

	Seite
Vorwort des Herausgebers	III
Michel Bakunins Briefe:	
Einleitung	1
Briefe an Emma Siegmund (1843)	9
Briefe an Georg und Emma Herwegh (1847)	12
Briefe von Emma und Georg Herwegh aus dem Jahre 1847	25
Briefe an Georg Herwegh von	
Karl Marx	83
Dr. J. Henle	91
Briefe von Dr. Karl Pfeufer an Emma und Georg Herwegh	97
Briefe an Georg Herwegh von	
Robert Prutz	103
Robert Blum	109
Georg Herwegh an Friedrich Hecker	113
Georg Herwegh's Aufruf an die Polen	119
Adreſſe des polniſchen Centralcomité zu Paris an Georg Herwegh	124
„Zur Geſchichte der deutſchen demokratiſchen Legion aus Paris", von einer Hochverräterin	127
Briefe an Georg Herwegh von	
Carl Vogt	215
Michel Bakunin (1848—1849)	223
Julius Fröbel	231
Arnold Ruge	237
Guſtav v. Struve	243

Seite

Briefe an Emma Herwegh von
Friedrich Hecker 247
Theodor Mögling 251
Briefe von Dr. Andr. Gottschalk an Georg Herwegh . . 263
Erinnerungen aus dem Jahre 1848 (Gedichte von Georg Herwegh) 267
„Verrat!" (Gedicht von Georg Herwegh) 275
Auszüge aus Briefen von Georg und Emma Herwegh (1849) 279
Verschiedene Briefe (auch aus späteren Jahren) die sich auf die revolutionäre Bewegung von 1848 beziehen:
Frau Emma Herwegh an ihre Schwester Mme. Fanny Piaget 299
Georg Herwegh an Dr. Bernh. Oppenheim 301
Ludwig Pfau an Georg Herwegh 303
Georg Herwegh, in Erwiderung auf die Einladung, an der Gedächtnißfeier des Gefechts von Dossenbach Teil zu nehmen 306
Dr. J. Henle an Emma Herwegh 310
Schlußwort (entnommen einer am 20. März 1849 in Köln gehaltenen Rede von Dr. med. Andr. Gottschalk) . . 315
Anhang:
Anmerkungen, Erläuterungen und biographische Notizen zu den Briefen 321
Briefe von
Arnold Ruge 326
Julius Fröbel 329
„Wieder eine alte Lüge!" (Nachwort zu: „Zur Geschichte der deutschen demokratischen Legion aus Paris") von Prof. Krebs 333
Auszüge aus Briefen von Frau Henriette Feuerbach . . 352
Kleine Episode aus dem Leben Georg Herweghs vom Jahre 1849 366
Namenverzeichniß 369

Michel Bakunin's Briefe

an

Georg Herwegh.

„Alles umgeworfen, um Alles wiederherzustellen".
Feuerbach.

Sechs Jahre vor der Revolution von 1848 ging Georg Herwegh, dem reaktionären Deutschland den Rücken kehrend, zur äußersten Opposition über. Andere Dichter gleich Prutz — und nach ihnen Freiligrath — folgten ihm.

Arnold Ruge und Karl Marx vertraten dieselben Ideen in ihren Zeitschriften, Ludwig Feuerbach auf rein philosophischem Gebiete, und Bakunin träumte von Anarchie, „dem gefälligen Gespenst, das stets der Tyrannei als Entschuldigung dient".[1])

Von all' diesen standen Herwegh am nächsten Ludwig Feuerbach und Robert Prutz.

Mit Ruge[2]) kam es nie zu einem wirklichen Freundschaftsband trotz mancher Berührungspunkte, was sich aus der Verschiedenheit beider Naturen leicht erklärt.

Mannigfacher waren Herweghs Beziehungen zu Marx, obgleich er dessen kollektivistischen Theorieen nur bedingt beistimmte. Sehr innig stand Georg Herwegh mit Bakunin, der für ihn eine ganz schwärmerische Anhäng-

---

[1]) NB: Ausspruch Napoleons III. (aus den historischen Fragmenten, geschrieben 1841 im Gefängnis zu Ham. F. H. 42).

[2]) Die erste Begegnung Herweghs mit Ruge fand im Herbst 1842 in Dresden statt.

lichkeit hatte. Über Bakunin einige biographiſche Notizen als Einleitung zu ſeinen Briefen:

Michel Alexandrowitſch Bakunin, geb. 1814 auf Prjamuchino, dem Landgut ſeiner Familie im Diſtrikt von Torjok (Gouvernement Twer), ſtammte aus einem reichen adeligen Geſchlecht. Er hatte eine ſehr ſorgfältige Erziehung erhalten und trat mit ſoliden Kenntniſſen verſehen kaum 20 Jahre alt in die Artillerieſchule von Petersburg ein.

Unerklärlicherweiſe wurde er, obſchon er ſeine Examen brillant beſtanden und von hohem Wuchs war, nicht in die Garde aufgenommen, ſondern einem in der Provinz kaſernierten Regimente zugeteilt. Müde dieſes einförmigen Lebens gab er bald ſeine Entlaſſung.

In Moskau (1835) machte er die Bekanntſchaft von A. N. Stankjewitſch, einem jungen Mann von ſeltener Begabung. Angeregt durch dieſen Verkehr widmete er ſich dem Studium der deutſchen Philoſophie. An Kant's „Die Kritik der Reinen Vernunft" lernte er, nach eigener Ausſage, Deutſch. 1836 überſetzte er Fichte, ſchrieb ſeine „Vorleſungen über die Beſtimmung der Gelehrten" für den „Teleskop", deſſen Direktor, Nadejdine war, und blieb von nun an an der Spitze der philoſophiſchen Beſtrebungen des von Stankjewitſch gegründeten Cercle. 1837 ſtudierte er hauptſächlich Hegel, für deſſen Philoſophie er die begeiſtertſte Propaganda machte.

Während des Winters 1839—40 befand ſich Bakunin mit Turgueneff, einem nicht minder enthuſiaſtiſchen Anhänger Hegels, in Berlin, wo beide den Vorträgen über

Logik von Professor von Werder folgten. Aus diesem Jahr datiert sein Werk „Über den gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie in Deutschland“. Im Jahre 1842 lernte er Schelling kennen, dessen Vorträge er ebenfalls besuchte und gegen den er eine Polemik eröffnete in seiner anonymen Broschüre: „Schelling und die Offenbarung, Kritik des neuesten Reaktionsversuches gegen die freie Philosophie“. Später veröffentlichte Bakunin in den „Hallischen Jahrbüchern“ von Arnold Ruge ein populäres Werk von großem socialen Interesse ganz im antichristlichen und demokratischen Stil gehalten (Strauß, Feuerbach). Die preußische Regierung unterdrückte die „Hallischen Jahrbücher“. Ruge nahm sie später unter dem Titel „Deutsche Jahrbücher“ in Leipzig wieder auf.[1]) In diesen (Nr. 247—251) ließ Bakunin einen andern Artikel erscheinen: „Die Reaktion in Deutschland, Fragment. Von einem Franzosen“, unter dem Pseudonym Jules Elysard. Die Devise der französischen Revolution: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ — genügte seinem Ideal, der Anarchie nicht; er interpretiert sie hiermit: „Vollständige Vernichtung der gegenwärtigen politischen und socialen Ordnung: „L'atmosphère de la destruction est en même temps celle de la vivification“.

Im Jahre 1842 in Dresden machte Bakunin die

---

[1]) S. Briefe von Karl Marx. — Im Januar 1843 wurden die „Deutschen Jahrbücher“ in Sachsen verboten. Ruge veröffentlichte später mit Karl Marx in Paris die „Deutsch-französischen Jahrbücher“.

Bekanntſchaft von Georg Herwegh bei deſſen Reiſe durch Deutſchland. Er lebte damals zuſammen mit Turgueneff. Beide, begeiſterte Verehrer des Freiheitsdichters, ließen nicht zu, daß Herwegh wo anders als bei ihnen abſtieg. Der offene feurige Charakter Bakunins hatte Herwegh ſofort angezogen, trotzdem die anarchiſtiſchen Theorien des ruſſiſchen Revolutionärs ſeinen Anſchauungen nur teilweiſe entſprachen.

Bakunin war die perſonifizierte Zerſtörung. Von ſchönem hohem Wuchs, einer Geſtalt wie die Peters des Großen, dabei von eleganter Tournüre, mit einem ausdrucksvollen Kopf, etwas tartariſcher Geſichtsbildung und einer Löwenmähne.

Seine Hände waren weiß und, obgleich ungeſchickt, von ariſtokratiſcher Form. Sie waren offenbar nicht für den Aufbau gemacht.

Mit Recht gilt Bakunin für den Vater des Nihilismus, und es iſt vielleicht ein Glück, daß er nicht ſchon das — grüne Pulver erfunden . . . .

Aber mehr als jeder andere beſaß er die Vorzüge ſeiner Fehler. Er war ein treuer Freund, ſehr geſellig, ſehr freigebig, wenn er was zu geben hatte. Ebenſo quartierte er ſich ohne Umſtände bei ſeinen Freunden ein und brachte zu dieſen öfters noch mit, wer ihm unterwegs von ſolchen begegnete.

Ähnlich Ferdinand Laſſalle, von dem der eigene Vater ſagte, daß er drei Familien aufzueſſen vermöge, hatte auch Bakunin einen chroniſchen Heißhunger[1]), aus

---

[1]) S. Anmerkungen: Brief des Hauptmanns Joſ. Franz.

demſelben Grunde, dem einer unausgeſetzten, fieberhaften Thätigkeit.

Hatte er etwas Geld, ſo ſchüttete er's bis auf den letzten Heller in die Hand des erſten Armen, der ihn darum anſprach, und Tags darauf mit demſelben sans-gêne entlehnte er ſich das Nötige aus dem Portemonnaie des nächſten beſten Bekannten, der ihm in den Weg kam.

Verbannt, verfolgt von der Polizei faſt ganz Europas, ſeinen Namen unter dem von Jules Elyſard u. a. verbergend, wanderte er quasi unbewußt von Aſyl zu Aſyl. Verlangte man eine ſolche unbegrenzte Gaſtfreundſchaft von ihm, ſo ſetzte er ſich ohne Zögern allen damit verbundenen Unannehmlichkeiten oder Gefahren aus und hätte im äußerſten Fall ſein Leben für ſeinen Gaſt geopfert.

Als Herwegh aus Preußen ausgewieſen worden, begleitete ihn Bakunin in die Schweiz und war nebſt Dr. Henle ſein Brautführer am 8. März 1843 bei der Heirat Herweghs mit Emma Siegmund, die er kurz zuvor in Leipzig kennen gelernt hatte.

Mit rührender Einfalt und Offenheit giebt er ſeinen politiſchen Gefühlen ſchon in dem zweiten der an die Braut des Dichters gerichteten Briefe Ausdruck.

In der Schweiz trat Bakunin mit den deutſchen Kommuniſten und deren Führer Weitling in Beziehung. Er beſchäftigte ſich hier mit litterariſchen Arbeiten, beſonders mit der Überſetzung eines Werkes über die franzöſiſche Revolution und machte nähere Bekanntſchaft mit dem Dichter Auguſt Follen — Herwegh's „Adoptivvater", wie er ſich nannte, und Julius Fröbel.

Von dort ausgewieſen ging er nach Paris, wo Herwegh's damals ihr Zelt aufgeſchlagen, und wohnte daſelbſt bei ſeinem Freund, dem Muſiker Reichel. Seine Beziehungen zu Proudhon ſchreiben ſich aus dieſer Zeit her.

Weitere genaue Mitteilungen über die folgenden Jahre bis zu dem am 6. Juli 1876 erfolgten Tode Bakunins[1]) enthalten außer den hier erwähnten Briefen: A. Ruges Briefwechſel mit Dr. Fleiſcher, die vortrefflichen Artikel von M. Dragomanow (überſetzt von Marie Stromberg) in der „Revue Socialiste" von Nov. u. Dez. 1895. Paris. Michail Bakunins, ſozial-polit. Briefwechſel (Stuttgart, Cotta. 1895) und: „Michel Bakounine". Oeuvres, Fédéralisme, Socialisme et Antitheologisme (Paris 1895, P. V. Stock, éditeur).

Erwähnt ſei nur noch zum Schluß, daß Bakunin im Jahre 1865 von Sorrent aus an G. Herwegh die Bitte ergehen ließ „ein klares Programm für die (d. h. ſeine Bakunin's) Partei zu ſchreiben, das dem Volk die Prinzipien deutlich auseinanderſetze, ſo wie das, was gegenwärtig zu thun ſei; gerade er Herwegh könne das, und es ſei ſo ſehr an der Zeit." —

Georg Herwegh, dem alles Parteiweſen zuwider war, der die Freiheit für ſich und für alle beanſpruchte und mit keiner Partei begraben ſein wollte, ging ſelbſtverſtändlich nicht darauf ein.

---

[1]) Bakunin erlag einer Waſſerſucht, der Folge einer ſchweren Herzkrankheit.

Dieſer ſeltene Liberalismus war die Anziehungskraft, die ſo viele verſchiedene Charaktere an ihn zu feſſeln wußte.

M. H.

15 Janvier 1843.

Nous voilà à Strasbourg, Mademoiselle; — pendant la longue et engageante durée de notre voyage nous avons eu le loisir de réfléchir à notre aise, — et il me parait maintenant que notre fuite de Dresde et surtout la mienne a été un peu précipitée; — mais enfin l'affaire est faite, et je ne m'en répens pas du tout; — je suis toujours très content de renouveler mon existence, et je suis si heureux de me trouver avec votre Schatz que je ne puis que nous féliciter d'avoir quitté l'Allemagne. — Maintenant nous vous attendons ensemble; — venez plus vite et amenez avec vous Ruge, pour qu'il nous raconte die Geschichte vom Fuchse. — Notre connaissance est bien récente, Mademoiselle, et cependant je sens en moi une sympathie bien profonde et bien vraie pour vous. M. Bacounine.

Le 3 Février 1843, Zurich.

Si je ne craignais de vous paraître phraseur, j'aurais tâché, Mademoiselle, de vous exprimer toute ma reconnaissance pour votre aimable et charmante lettre; — mais je crois qu'il vaut mieux que je ne coure pas ce risque et que sautant pardessus la reconnaissance et la joie profonde que j'en ai ressentie,

je me dépêche de vous donner tous les renseignements que vous me demandez.

Votre Schatz a été malade pendant quelque temps; — maintenant il va beaucoup mieux, il travaille, il sort, — quoiqu'il se plaigne encore d'une certaine indisposition de corps et d'esprit, — une indisposition qui d'après mon avis, ne disparaîtra totalement qu'avec votre arrivée à Zurich; — je n'ai pas besoin de vous rappeler à son souvenir, — car voyez-vous, Mademoiselle, — et j'espère que votre „Schlechter Schatz" (nom qu'il vous a donné quelque fois) — ne m'en voudra pas pour la déclaration que je vous fais pour lui, — vous êtes profondément aimée. — Il m'a dit une fois: „Ich habe an meinem Schatze einen unendlichen Halt gewonnen;" — n'est-il donc pas naturel qu'il soit „haltlos" c'est à dire un peu indisposé en votre absence; — mais vous n'avez rien à craindre, Mademoiselle, — il n'y a rien de grave dans son indisposition, — tachez seulement de venir ici, aussi vite que les circonstances et les Rücksichten qui sont aussi nombreuses et sacrées en Allemagne que les cérémonies en Chine, — vous le permettront.

— Vous ne pouvez pas vous imaginer avec quelle impatience vous êtes attendue ici; — tous comptent les moments, — quelques-uns par curiosité qui parait être une des principales vertus des villes suisses, — les autres à cause de l'intérêt qu'ils portent à Herwegh; — le cercle n'est pas brillant ici, mais il est très agréable, et je crois que vous vous y plairez; — au

reste vous n'aurez besoin d'aucun cercle une fois que vous serez avec Herwegh. — Vous êtes bien heureuse, Mademoiselle, vous aimez et vous êtes aimée; — je ne crois pas que votre existence puisse être tranquille. — Mais cela n'est pas un grand malheur car, pour mon compte, je regarde cette tranquillité qu'on prône tant, comme le plus grand malheur qui puisse arriver à un homme, et je crois qu'à ce sujet vous êtes entièrement de mon avis. — L'amour réuni à une large et continuelle action, — voilà le seul et unique bonheur; — je crois même que c'est la seule et unique vertu, — car tout le reste n'est que néant et mensonge.

Que vous dirai-je encore Mademoiselle? — Vous parlerai-je de l'impatience avec laquelle je vous attends moi-même? — Oh, je me promets tant de belles et saintes jouissances de votre présence ici; je serai si heureux de vous voir — tous les deux heureux, — et puis et puis, nous nous séparerons, — chacun de nous ira son chemin; — je n'ai plus de patrie depuis que j'ai renoncé à la mienne, et pareil au juif errant, je suivrai docilement la route que mon sort et mes croyances m'indiqueront. Il est impossible de se refaire une patrie, aussi ne me donnerai-je pas cette peine inutile, d'autant plus que je suis convaincu qu'elle[1]) est appelée à un grand rôle sur le champ sacré de la démocratie. — Ce n'est qu'à cette condition que je l'aime mais aussi en suis-je parfaitement convaincu.

[1]) La Russie.

— Jules Elysard[1]) travaille à un article pour le „Deutsche Bote“, — un article qui j'espère sera meilleur et plus pratique que le premier.

Adieu, Mademoiselle, saluez je vous en prie, votre frère de ma part et rappelez-moi au souvenir de votre ami Cybulski

Votre dévoué

M. Bacounine.

Je viens de recevoir votre lettre pour Herwegh et je la lui remettrai dans un moment.

1847.

An Georg

Bruxelles.

Lieber, erſt heute kann ich zum Schreiben kommen. — Geſtern und vorgeſtern war mein Leben nur ein Laufen. — Deine Frau iſt noch nicht hier geweſen, ſo glaube ich wenigſtens. — Ich habe alle Maßregeln genommen, um ſie zu treffen. — Viel werde ich Dir über das hieſige Treiben zu erzählen haben; — aus der demokratiſchen Alliance kann wirklich was Gutes werden, — die Deutſchen aber, Handwerker Bornſtädt, Marx und Engels, — und vor allen Marx, treiben hier ihr gewöhnliches Unheil. Eitelkeit, Gehäſſigkeit, Klatſcherei, theoretiſcher Hochmut und praktiſche Kleinmütigkeit, — Reflektieren auf Leben, Thun und Einfachheit, und gänzliche Abweſenheit von Leben, Thun und Einfachheit, — litterariſche und diskurierende Handwerker und ekliges Liebäugeln mit ihnen, — „Feuerbach iſt ein Bourgeois“ und das Wort

[1]) Pſeudonym, unter dem Bakunin geſchrieben.

Bourgeois zu einem bis zum Überdruß wiederholten Stichworte geworden, — alle selbst aber von Kopf zu den Füßen durch und durch kleinstädtische Bourgeois. — Mit einem Wort Lüge und Dummheit, Dummheit und Lüge. In dieser Gesellschaft ist keine Möglichkeit einen freien vollen Atemzug zu holen. Ich halte mich fern [illegible] und habe ganz entschieden erklärt, ich gehe in ihren kommunistischen Handwerkerverein nicht und will mit ihm nichts zu thun haben. — Lelewel ist derselbe gute, alte Mann geblieben — aber schon sehr alt und schwach; — noch giebt es hier einen Juden, der sich für einen Polen ausgiebt, ein gewisser Herr Lubliner. — Er gehört zur demokratischen Alliance und ist das unerträglichste Geschöpf, das man sich nur denken kann. — Gestern war ich auch bei Skrzynecki und Tyszkiewicz. Alle haben mich gut empfangen; ich blieb aber reserviert und ruhig, denn ich muß mich noch orientieren. — R., der Präsident der Alliance ist ein tüchtiger, vernünftiger und wirklich praktischer Mann. — Mit dem sollst Du bekannt werden. — Überhaupt will ich Dir über die demokratische Alliance viel schreiben, frei nach meinen Eindrücken, und werde darauf nicht achten, daß diese sich manchmal widersprechen werden. Du wirst aber meine Briefe nur unsern nächsten Freunden zeigen. — Ich glaube nicht, daß ich hier lange bleibe.

Ich werde doch nach London gehen, aber ich muß vorher mich gut umsehen. — Adieu Freund, grüße alle, vergiß mein nicht, — schreibe mir auch und oft, seien es nur zwei Worte und mache mir Pariser Statistik, wie

ich Dir die von Belgien, London, Deutschland u. s. w. machen werde.

Meine Adresse: Rue de la Régence, Hôtel de la Régence. Morgen schreibe ich an Biernacki[1]) und Turgueneff.

Dein

Bakunin.

Paris, 6. September 1847.

Liebe Freunde. Nun vor einigen Tagen bin ich hier angekommen und habe, oh! Wunder! einen Brief von Georg Herwegh gefunden. Ihren liebenswürdigen Brief, gute Freundin, habe ich nicht erhalten. Der von Georg ist ziemlich trocken, ohne poetischen Schwung; dazu hat er aber als Poet ein ganz besonders Recht. — Nun will ich Ihnen auch einen Brief schreiben! Womit soll ich anfangen? Zuerst mit den Geschäften:

Alle Ihre Kommissionen habe ich pünktlich ausgerichtet . . . . . .

Eine Cigarettenmaschine bringe ich mit, wie auch den Polen-Prozeß. — Im allgemeinen ist man mit der Richtung, welche von Mieroslawski der Verteidigung gegeben worden ist, unzufrieden. Er hat, in einem Augenblicke, wo nur kühne Aufrichtigkeit allein auf die Geister wirken kann, und wo Deutschland selbst zu begreifen anfängt, daß die polnische Sache die Sache Deutschlands ist, mit einer falschen und verfehlten Klugheit, die polnische

[1]) Einer der Gründer der polnischen Schule zu Paris.

Fahne halb versteckt, indem er behauptete, daß sie letzthin nur gegen Rußland allein, nicht aber auch gegen Preußen und Österreich auftreten wollten, und durch diese Halbheit sich, wie es scheint, in der deutschen Meinung selbst diskreditiert. Übrigens erzählt man, daß der Prozeß ganz lustig vorgeht; Angeschuldigte und Verteidiger gehen zusammen in eine Kneipe, die zu diesem Zwecke dicht beim Tribunal eingerichtet worden ist, und trinken da Champagner. Mir gefällt das auch nicht; mehr Würde und Zurückhaltung wären, wenigstens nach meiner Meinung, von der polnischen Seite nicht überflüssig. — Ich schicke Euch zwei Briefe von Becker, die ich schon längst erhalten; ich wußte nur nicht, wo ich sie hinschicken sollte; einen habe ich aus Unvorsichtigkeit geöffnet. — Wir haben dem armen August etwas Geld geschickt, aber nicht viel. Schmid ist doch nach Amerika gegangen. Becker scheint jetzt in Bern zu sein, vermutlich auch Fräulein Tschech.[1]) — Übrigens weiß ich jetzt von Deutschland nur, was in den Zeitungen steht. Der preußische Hausnarr reist in Italien unter dem romantischen Namen eines Grafen und mit einer sehr romantischen Begleitung. In Italien stehen die Sachen gut; der Papst scheint doch ein tüchtiger Mann zu sein. — Die Schweiz geht auch vorwärts; selbst Frankreich fängt an sich zu bewegen. Du hast wohl in der Presse, Deinem Lieblingsjournal gelesen, daß hier in Paris, in der rue St. Honoré, nicht weit vom Palais Royal, Unruhen stattfinden: — Man hat viel geschrieen, einige Reverbères zer-

[1]) Tochter des Bürgermeisters Tschech.

brochen, die Marseillaise gesungen und einige maltraitierende Polizisten maltraitiert; und das während sieben Tagen; — jetzt hat sich die Ruhe wieder hergestellt. Im ganzen war nichts Ernsthaftes, und doch fühlt man in allem und in allen eine gewisse und sich immer mehr aussprechende Gährung. — Die hohe Gesellschaft und die offizielle Welt befinden sich in einer großen Furcht; sie fühlen sich demoralisiert und fangen an, an ihrer Kraft zu zweifeln. — Andrerseits spricht man von einer Verbindung zwischen Republikanern, Legitimisten und Bonapartisten, deren es zu meinem Erstaunen in der Armee eine große Menge geben soll; — man spricht von einem baldigen und ernsthaften Aufstande des Volks, und die Regierung, sagt man, nimmt Maßregeln; man behauptet selbst, daß die verfehlte Bewegung in der rue St. Honoré von der Polizei selbst angefangen worden ist, damit die Regierung einen Vorwand habe, Truppen in Paris einrücken zu lassen und reaktionäre Maßregeln zu treffen. —

Mit einem Worte, Freunde, fühlt man außer Frankreich selbst l'approche de l'orage. Glaubt's mir, bald wird es gut gehen, unser Leben fängt bald an, und wir werden doch noch einmal so zusammen leben und wirken, breit und heiß, wie wir es alle drei nötig haben. — Diese ganze Zeit war ich auf dem Lande in Bellevue; — ich wohne nicht mehr mit Reichel, aber in derselben Straße, ihm gegenüber: rue de Bourgogue. — Reichel ist verheiratet, zudem nicht gesetzlich, aber desto menschlicher, und ist sehr glücklich. — Ich aber warte auf mein, oder wenn Ihr wollt, auf unsere gemeinschaftliche Frau,

die Revolution. Nur dann werden wir wirklich glücklich, das heißt: wir ſelbſt ſein, wenn der ganze Erdboden im Brande ſteht.

Bis dahin adieu und auf baldiges Wiederſehn

Ihr treuer Freund

M. Bakunin.

Mlle. Mieroslawska est ici; depuis deux semaines à peu près elle est revenue Mme. Mazurkiewicz.

Paris, 18. Oktober 1847.

Liebe Freundin, ich will mein Wort halten; ſchreiben ſoll ich Ihnen, das iſt keine leichte Sache, und doch will ich's, damit Sie von meiner Freundſchaft einen unwiderlegbaren Beweis hätten. Schreiben! ich ſchreiben! oh möchte doch die Zeit kommen, wo keiner mehr an das Schreiben denken wird . . . mit dieſem Wunſche fange ich an und will es verſuchen, Ihnen einen recht langen, umſtändlichen und womöglich intereſſanten Brief zu ſchreiben. — Nach Ihrer Abreiſe ſind wir alle zu Tortoni gegangen, Georg war ſtill und ernſt, ſeine Cigarre ſelbſt wollte nicht brennen, ſo voll war ſein Herz von Thränen. A. war liebenswürdig und witzig, wie immer, Solger humoriſtiſch und ſtolz, Magdziński[1]) aufrichtig und Sadowski gelehrt. Was ſoll ich von mir ſelbſt ſagen? Ich war wie gewöhnlich gar nicht. Mir ſcheint es manchmal, als ob der berühmte ſchwediſche Doktor mich ſchon eingefroren hätte bis zu beſſeren Zeiten, ſo oft geht mir alles Lebens-

[1]) Späterer Abgeordneter in Berlin.

gefühl und -Bewußtsein ab. — Um zehn Uhr ungefähr haben wir uns getrennt, Georg hat mich bis zur rue Caumartin begleitet. Da in der Nr. 41 feierte man die Abreise von Botkin. Soll ich Ihnen auch diesen Abend beschreiben? Müssen denn die Russen Sie noch von Paris bis nach Berlin verfolgen, selbst bis in diese traurige Stadt, wo die rohe russische Luft so herbstlich und unmenschlich weht? Muß ich Ihnen alles erzählen, was wir an diesem Abend geplaudert haben? Sind Sie nicht der Russen müde und haben Sie nicht genug von der fruchtlosen Begeisterung, der platonischen Freiheitsliebe, dem schönen Grübeln ins Blaue hinein und allen den Sympathien und Bestrebungen, welche nur da weit in der Türkei und etwa nach zwei oder drei Jahrhunderten ihre Realisierung finden, haben Sie nicht genug diese alte abgenutzte Musik genossen, und soll ich Ihnen wieder das widerwärtige Lied vorsingen? — Nein, Sie könnten denken, daß ich Sie dadurch, perfiderweise, zwingen will, mir das weitere Briefschreiben zu verbitten und so will ich Sie damit verschonen.

Freitag, 22. Oktober.

Montag sollte ich meinen Brief abschicken. Warum ich ihn nicht weiter geschrieben und abgeschickt habe, weiß ich nicht. Heute soll es aber geschehen, — Gott gebe nur, daß Sie ihn lesen könnten, ich schreibe wie eine Katze. — Ich fahre fort mit der Geschichtsschreibung. Montag haben wir alle bei A. gegessen. Dienstag hat uns H. ein Abschiedsdiner gegeben. — Mittwoch bin ich den

ganzen Tag mit Georg und Solger geblieben; bei Georg zuerſt und ſah wie der arme verlaſſene Junge ſelbſteigenhändig Limonade machte: die Sache ging nicht, und er beklagte ſich bitterlich, daß Zucker ewig ſei, und ewig leben wollte. — Geſtern endlich iſt H. von uns allen begleitet um vier Uhr nachmittags nach Italien abgereiſt. Alle ſind wir nachdem in A's. Tavern gegangen und haben da unſeren Schmerz mit engliſchem Bier gelindert. — Abends bei Herwegh.

Das iſt die äußere Geſchichte, liebe Freundin. Was die innere betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß wir alle in verſchiedenen Spannungen begriffen ſind; — außer der Hauptſpannung, die uns allen gemein iſt und die ſchon ſo lange dauert, daß ich wirklich oft fürchte, daß ſie ihre Elaſtizität vollſtändig verlieren wird, — hat jeder noch viele andere. Georg z. B. erwartet mit einer unbeſchreiblichen Ungeduld einen Brief von Ihnen. Sind Sie in Berlin glücklich angekommen? H. behauptet, daß Sie ſich des letztgedruckten Gedichts von Georg als eines Paſſes bedienen können, im Falle, daß man Sie nicht einlaſſen will. — Das Gedicht iſt ja legal und ultra-monarchiſch. — Bis jetzt hat Georg außer uns noch keinen Menſchen geſehen und bleibt in ſeinem kleinen Griſetten-Kämmerchen vergraben; er lieſt viel und iſt ſehr gut und liebenswürdig und ſehnt ſich nach Ihnen. Mir ſcheint es, als ob er mit jedem Jahre Sie immer mehr und tiefer liebte; Sie verdienen es auch wirklich; es iſt kein grobes Kompliment, aber eine Wahrheit. Sie wiſſen ja, daß ich Ihnen noch nie Komplimente geſagt habe. — Sobald Ihr Brief an-

kommt, gehen wir beide nach Versailles zu Frau Mazurkiewicz.[1]) Die gnädige innerlich und äußerlich zusammengesetzte Gräfin[2]) habe ich noch nicht gesehen, will sie aber bald besuchen, um das französische Plaudern und Lügen nicht ganz zu verlernen. — Lügen ist doch hübsch, und die Lüge wird zur Wahrheit mit Menschen, welchen man die Wahrheit nicht ohne Lüge sagen kann.

— Ich hoffe, liebe Freundin, daß Sie mir auch ein paar Zeilen schreiben werden. — Wie ist es mit Varnhagen[3]) gegangen, ist er zu Ihnen gekommen? Und war er mit meinem durch Lügen wahr gewordenen Brief zufrieden? — Grüßen Sie Ihren Herrn Vater und Ihre Schwester recht von mir und sagen Sie dem Hermann Müller[4]) erstens, daß es nicht recht von ihm ist, mich vergessen zu haben und drei Briefe, die ich ihm geschrieben, zu verleugnen, — zweitens aber, daß ich trotz allem ihm treu geblieben bin und eine moralische Sehnsucht habe, ihn wiederzusehen.

Adieu, liebe Freundin.

Kommen Sie bald zurück.

Ihr Bakunin.

---

[1]) Schwester Mieroslawskis.

[2]) Die Gräfin d'Agoult (Daniel Stern).

[3]) Mme. Herwegh lernte Varnhagen von Ense auf einen Brief von Bakunin hin im Jahre 1847 kennen, und Varnhagen war mehrmals bei ihr zu Besuch.

[4]) Hermann Müller-Strübing.

1848.

An Georges.

Lieber, seit dem Briefe, den ich Dir von Köln aus geschrieben und von dem ich nicht weiß, ob Du ihn erhalten, habe ich Dir kein einziges Wort gesagt. — Vieles ist seitdem verändert, unsere Freundschaft aber und unser gegenseitiger Glaube aneinander nicht. — Unsere Grundgedanken und Grundbestrebungen auch nicht, — ich bin überzeugt, wir werden uns in der ersten Stunde des Wiedersehens ebensogut und vollständig verstehen wie vorher. Mein Glaube, meine Religion hat sich noch mehr befestigt in allen Verwirrungen und Niederträchtigkeiten, in deren Mitte ich seit einigen Monaten lebe, — und weit entfernt davon alle Hoffnung zu verlieren, sehe ich im Gegenteil, ohne mir die mindeste Illusion zu machen, wie unsere Welt, die Welt der Zerstörung naht.

Vom Slaventum könnte ich Dir sehr viel Interessantes erzählen, was Dich freuen würde, aber da ich damit beschäftigt bin, eine Broschüre über diese Angelegenheiten zu schreiben, so will ich nicht mich und Dich langweilen; bald wirst Du etwas Gedrucktes von mir lesen. — Deutschland stellt jetzt das interessanteste und sonderbarste Schauspiel vor; nicht ein Schattenkampf, ein Kampf von Schatten, welche sich für Wirklichkeiten nehmen und doch in jedem Augenblick ihre unermeßliche Schwäche fühlen und unwillkürlich zeigen. — Die offizielle Reaktion und die offizielle Revolution wetteifern in Nichtigkeit und Dummheit, — und dabei alle hohlen, philosophisch-religiös-politisch-poetisch-gemütlich-gewichtigen Phrasen, welche, nachdem sie so lange

in deutſchen Köpfen ſpukten, ſich jetzt am Licht zeigen. Nein, wirklich, wir haben es mit Dir oft geſagt und wiederholt, daß es mit der Bourgeoiſie und mit der alten Civiliſation aus iſt, — wir haben auch geglaubt, was wir geſagt haben, — aber nie, nie hatten wir gedacht, auf dieſe Weiſe und bis zu dieſem Grade recht zu haben. — Die Reaktion, und ich meine hier die Reaktion im weiteſten Sinne dieſes Wortes, — die Reaktion iſt ein Gedanke, der durch Alter zur Dummheit geworden iſt; — die Revolution iſt aber vielmehr ein Inſtinkt als ein Gedanke, ſie wirkt, ſie verbreitet ſich als Inſtinkt, und als Inſtinkt wird ſie auch ihre erſten Kämpfe kämpfen; deshalb erſcheinen auch die Philoſophen, Litteraten und Politiker, alle die, welche ein fertiges Syſtemchen in ihrer Taſche tragen und dieſem unergründlichen Ocean eine Grenze und eine Form anzwingen möchten, darum erſcheinen ſie auch ſo dumm und ſo impotent; ſie haben nichts von dieſem Inſtinkt und ſie fürchten ſich, in den Wellen dieſes Oceans zu baden. — Aber die Revolution iſt da, lieber Freund, überall da, wirkend, gährend, ich habe ſie überall gefühlt und gefunden, — und ich fürchte mich nicht vor der Reaktion. — Nun, Georg, jetzt wirſt Du mir doch zugeben, daß Proudhon, gegen den Du immer ſo einen Widerwillen gehabt, jetzt doch der einzige in Paris iſt, — der einzige in der politiſchen Litteratenwelt, der noch etwas verſteht; — er hat einen großen Mut gezeigt, ſeine Rede war in dieſer ſchlechten und heuchleriſchen Zeit eine wirkliche, eine edle That. — Wenn er zur Regierung käme und ſein Doktrinarismus aus einem nega-

tiven zu einem positiven geworden wäre, dann würden wir wahrscheinlich gezwungen, gegen ihn zu kämpfen, denn am Ende hat er auch ein Systemchen im Hintergrunde, — aber jetzt ist er mit uns, und in jedem Falle wirst Du gestehen, daß er einen großen, bewunderungswürdigen Mut gezeigt hat. — Übrigens interessiere ich mich sehr wenig für Parlaments-Verhandlungen, die Zeit des parlamentarischen Lebens, der Assemblées und Constituantes, Nationales u. s. w. ist vorüber; und wenn man sich aufrichtig fragen wollte, so müßte ein jeder gestehen, daß er eigentlich gar kein Interesse mehr, oder nur ein gezwungenes, eingebildetes für diese alten Formen hat; — ich glaube nicht an Konstitutionen und an Gesetze; die beste Konstitution würde mich nicht befriedigen können. — Wir brauchen etwas anderes: Sturm und Leben und eine neue, gesetzlose und darum freie Welt. — Übrigens interessieren mich doch die Unterhandlungen in Wien, weil man damit die Zustände dieses so lange unbekannt gebliebenen Reiches kennen lernt. — Das Zugrundegehen Österreichs ist für uns Slaven, und auch für die ganze Revolutionspartei eine Lebensfrage.[1]) — Wird Frankreich und Italien intervenieren, oder nicht? Ich fürchte das nicht. Die Bourgeois ahnen wohl, daß ein Krieg in Italien zu einem allgemeinen Kriege werden könnte, und daß ein solcher die große Revolution mit sich bringen wird. Ruge ist hier,

---

[1]) Vgl. mit dem von Ferd. Lassalle in „Der ital. Krieg" über Österreich und das Sklaventhum Gesagten.

— er iſt doch bis jetzt in Frankfurt einer der Beſten, wenn nicht der Beſte geweſen. — Ich habe ihn noch nicht geſehen.

Adieu, Lieber, ich muß fort

M. B.

Madame; j'espère que vous ne m'avez pas encore tout-à fait oublié, et que vous voudrez bien forcer Georges à me répondre. — Que faites vous à Paris? Comptez-vous y rester cet hiver? — Dans tous les cas nous ne manquerons pas, j'espère, de nous revoir bientôt, et alors, nous aurons beaucoup à nous raconter.

Votre dévoué

M. Bacounine.

Briefe

von

Emma und Georg Herwegh

aus dem Jahr

1847.

Dem Hauptinhalt nach in direktem Zusammenhang mit den Briefen von Bakunin stehen die von Emma und Georg Herwegh aus dem Jahre 1847.

Ich entnehme ihnen, was mir besonders charakteristisch für die damals in Deutschland herrschende Stimmung scheint und sich auf die infolge des verunglückten Aufstandes von 1846 verurteilten und in Moabit gefangenen Polen bezieht.

Fast alle gehörten mehr oder minder dem näheren Kreise Georg und speziell Emma Herweghs an, die seit Jahren mit der bekannten edlen polnischen Patriotin Emilia Szczaniecka intimst befreundet war, derselben, die sich schon im Jahre 1831 durch ihre heroische Aufopferung im Verein mit ihrer hochherzigen Freundin Claudia Potocka einen unsterblichen Namen in der Geschichte Polens erworben.

Abgesehen davon, daß es Georg Herwegh stets von Wichtigkeit war, sich über die Vorgänge in Deutschland au fait zu halten, kam hier noch das persönliche Interesse hinzu, etwas Genaues über das Schicksal der Gefangenen zu erfahren und der Wunsch, ihnen, wenn möglich, Hilfe zu leisten.

Da ihm selbst der Weg nach Deutschland versperrt war, entschloß sich Frau Herwegh die Wallfahrt dorthin allein zu übernehmen.

M. H.

Mittwoch, den 20. Oktober 47.

Ich kann mir denken, mein einziger Georg, mit welcher Spannung Du dieſe erſten Nachrichten erwarteſt und konnte doch mit dem beſten Willen nicht eher ſchreiben. Die Berliner, ſeit ſie erfahren, daß ich hier bin, ſtürmen mir faſt das Haus ein, ſo daß ich bis jetzt wenig freie Augenblicke für mich gehabt. Die Einen treibt die Neugier, Viele Langeweile und Etliche auch wohl ein aufrichtiges Intereſſe. Das machte denn auch, daß ich trotz der Kürze meines Aufenthalts ſchon vielerlei erfahren, das für mich und Dich nicht intereſſelos iſt. Nun möcht' ich Dich ſo gern mitten hineinführen und ſo bras dessus bras dessous mit meinem Feldherrn Revue halten, das geht eben nicht, Du mußt noch einmal mit mir auf die Eiſenbahn zurück, damit wir zuſammen unſeren Einzug in das königlich preußiſche Landesſpital halten können, und Du mich dann, wie wir's beſprochen, Stunde für Stunde begleiten kannſt. Auf dieſe Art gewinnen wir dieſer neuen Trennung eine heitere Seite ab und reden uns lebendig ein, — was ja ohnedies wahr iſt, — daß wenn nicht unſere phyſiſchen, doch unſere pſychiſchen Arme ſich in treuer Umſchlingung feſthalten. Von Paris bis Köln melde ich nichts. Ich kam Nachts an, brach mit dem nächſten Morgen auf und hatte kaum die nötige Zeit mein

Körperliches zu ſtrecken, geſchweige irgend was zu ſehen oder zu hören. Von dort aus fuhr ich mit einem hannöverſchen Landrat, der direkt aus Ville d'Avray kam, bis Hannover und hatte alle Gelegenheit, in einem 14 ſtündigen tête-à-tête einzuſehen, daß er, obwohl ein guter Mann, doch ein leidlich bornierter Mann, dafür aber kein ſchöner Mann war und conservateur de la première trempe. Dies letzte verriet ſich leicht an der Unbeweglichkeit der Züge, und nach einer kurzen Revue ſchickte ich mich zu einem ritterlichen Zweikampf an. Das Terrain gewann ich durch eine Kriegsliſt, d. h. ich zog meine Cigarretten vor und rauchte. Dieſe ſchweigende Erlaubnis, ein Gleiches thun zu dürfen, rührte meinen Nachbar und ſtimmte ihn zur Dankbarkeit. Mehr bedurft' es für mich nicht. Wenige Stunden drauf erfuhr ich, daß der König von Hannover ein alter, aber nichtsdeſtoweniger ein braver Mann ſei, ſeine Schwiegertochter ein Engel, der politiſche Zuſtand jenes Landes doch weit dem Frankreichs vorzuziehen, wo ſeit der konſtitutionellen Verfaſſung die vollkommenſte Willkür herrſche, während in jenen geſegneten Fluren nur das Geſetz, das einmal und für alle Zeiten feſtſtehende. Auf meine beſcheidene Anfrage, was er mit dieſem Geſetz eigentlich meine, erhielt ich die ſehr geiſtvolle und alles erledigende Antwort: „nun, eben das Geſetz", und auf meinen Einwand, daß ich mit dem beſten Willen mir darunter nichts denken könne, immer wieder: „das ſeit Zeiten feſtſtehende und ſomit heilige, unantaſtbare Geſetz der erblichen Königswürde". Glaubt man wirklich noch in Hannover, daß das Volk des Königs halber da iſt und

die Natur sich nur dem zu Gefallen die Mühe gegeben, die verschiedensten Individuen zu bilden, nur um diese alle einem Einzigen zur Disposition zu stellen? „Das versteht sich, — was sollten sie ohne König machen?“ Ich will Dir die Details nach diesen allgemeinen Rissen ersparen. — Zum Schluß spielte das ganze Gespräch in die socialistische Frage hinüber und schloß mit dem Kommunismus als der Sache, die allerdings im Moment den Herren am bedenklichsten scheint, sich aber allem Anschein nach an der eigenen Fleischlosigkeit zerstören würde. In diesem letzten Punkt stimmen wir nun freilich mit ihnen überein, und somit trennte man sich im Frieden bis auf den letzten Moment, wo mein Reisegefährte meinen Namen erfragte und nicht wenig verwundert schien, die ganze Reise in so unerlaubter Gesellschaft angenehm verbracht zu haben. Sonntag Morgen fuhr ich von Hannover bis Berlin, wo ich um Mitternacht vor unserem Hause hielt. Auf der letzten Strecke von Magdeburg traf ich mit einem jungen Offizier aus Potsdam, einem preußischen Beamten, der von einer Taufe heimkehrte und einem Franzosen zusammen. Durch den ersten, einem strebenden, freisinnigen Menschen, erfuhr ich, daß die Apathie (um nicht Antipathie zu sagen) für den jetzigen König sogar unter dem jungen Militär allgemein sei, daß man diesmal als Beweis vollständigster Gleichgültigkeit am Geburtstag nicht einmal illuminiert habe und die Mehrzahl nur auf eine Invasion von außen warte, um sich der anzuschließen. Das Feuer glimmt unter der Asche, glauben Sie mir's, sagte der junge Offizier, und wir wissen Alle,

daß der gegenwärtige Zuſtand nicht dauern kann, es fehlt uns nur der Anführer und der rechte Mut. Neben dieſem Geſpräch, das ich zu zweien führte, ohne daß ein Dritter daran teilnahm, disputierten ſich ein Beamter und ein franzöſiſcher Kaufmann über die verſchiedenen Grade der Korruption in den beiden Reichen herum — die preußiſche Unbeſtechlichkeit wurde wieder bis ins Lächerliche gerühmt, die unvergleichliche Sittenverderbnis — der sanss culottes mußte natürlich dieſer Tugendwut als Relief dienen und zuletzt ſagte unſer Beamter als Beleg zur Unzulänglichkeit der Franzoſen: Sehen Sie nur, mein Herr, ſolche Fälle wie die auf der Eiſenbahn in Verſailles ſind nie in Deutſchland vorgekommen, weil unſer Volk vorſichtig und nicht leichtſinnig iſt, während bei Ihnen Hunderte wie nichts geopfert werden. Da riß mir die Geduld und ich fuhr mit den Worten heraus: Eh bien. Monsieur, si c'est la vitesse qui vous tue en France, c'est la lenteur qui vous étouffe en Allemagne, et quant à moi ayant le choix, je préférerai tonjours s'il s'agit de mourir le procédé le plus court. — Doch ich ſehe, daß, wenn ich in dieſer Breite fortfahre, ich wohl ſchwerlich zu Ende komme und Du zu keinem Brief, mein liebſter Georg, ich will darum die Begebenheiten heute kurz zuſammenfaſſen und Dir dann täglich unter dem augenblicklichen Eindruck ſchreiben, was für uns beide beſſer iſt. Schwierigkeiten hat mir bis zur Stunde noch niemand gemacht. Der Poliziſt, der nach meiner Meldung herkam, nach dem Paß zu fragen und ſich, da ich ausgegangen, an Vater wandte, erhielt von ihm die Antwort,

er wiſſe nicht ob ich einen Paß habe und fernere Anfragen ſind noch nicht gemacht. Ich kam Sonntag Mitternacht an, und das erſte Sternbild, was mir beim Eintritt in die Stadt entgegenſtrahlte, war der Orion, ich hielt ihn für einen Boten von Dir und ſchloß Dich dafür in Gedanken feſt ans Herz. In der Eltern Haus war alles finſter, nur bei Minna und Fanny brannten Lichter — man öffnete nach vieler Mühe, ließ die Eltern auf meinen Befehl ruhig weiter ſchlafen und ich ging ihnen am Morgen mit den Kindern ins Zimmer. Sie freuten ſich. Dein Brief kam wenige Minuten vor dieſer Scene an. Darauf ging ich zu Fräulein Emilie[1]), die noch hier iſt, um wieder einmal einen vollen, warmen Zug zu thun, und kann Dir nicht ſagen wie dieſe Erſcheinung mich wieder gehoben, erfriſcht hat. Es iſt die einzige Frau für mich, in der alles wahr iſt, und deren Entwicklung Hand in Hand mit ihrem Leben gegangen. Wir fühlten beim erſten Begegnen wieder die ganze Macht einer tiefen, warmen Sympathie, die mit uns gewachſen. Abends ſchleppten mich die Eltern, aus lauter Luſt mich zu amüſieren, in's Konzert, wo die Lind zum letzten Male ſang. Sie ſingt wie ein Waldvogel. Dr. Bögo ſaß vor mir und konnte ſich vor Erſtaunen nicht faſſen. Cybulski war unſer Kavalier, ich ſage unſer, weil Mutter eben mit war. Nach dem Konzert ging's zu Szczaniecka, wo ich den Prinzen Zółkowski, Mitglied der Herrenkurie traf, der uns mancherlei vom König erzählte, unter anderem, daß er ſeine Miniſter tödlich haſſe und zu ſtolz wäre, ſich

[1]) Frl. Emilie Szczaniecka.

von ihnen helfen zu laſſen. — Zu eitel, wollen Sie vielleicht ſagen, mein Herr, erwiderte Dein Schatz und eröffnete ſo eine einſtündige Diskuſſion, die ſich mündlich beſſer beſprechen läßt. Lotte Duncker und den Mann[1]) ſah ich ſeitdem auch, ſie ſind aber bereits abgereiſt, und ich habe ihnen meinen Beſuch zugeſagt. Auch der blonde Müller[2]) war bei mir und empfiehlt ſich. Über den Landtag iſt die allgemeine Stimmung, daß er für einen erſten Verſuch die Erwartung übertroffen und durchaus nicht wirkungslos vorübergegangen, da er die Volksteilnahme an der Öffentlichkeit geweckt. In Deutſchland macht ſich nun einmal Alles langſam, und die Leute haben doch wirklich, wenigſtens manche, recht gut geſprochen, — außerdem iſt's in den anderen Ländern auch nicht beſſer, — das ſind die Argumente, auf die der Philiſter pocht, mit denen der Liberale ſein Gewiſſen einſchläfert und über die freie Naturen wahnſinnig werden könnten.

Glaub mir, mein Herz, die Freiheit, nach der Du ſtrebſt, und die aus jeder Strophe Deiner Gedichte atmet, — die wollen ſie nicht, die ahnen ſie nicht, die fühlen ſie nicht und wie ich's jetzt wieder mit eigenen Augen ſehe, wird's mir ſonnenklar, daß Menſchen wie Du und ich an dieſem Entwickelungsgange ſich aufrichtig nicht beteiligen können. Da iſt auch nicht ein Funken heiliger Flamme, nicht ein Tropfen Blut, der nicht durchwäſſert wäre, nicht eine Perſönlichkeit, deren bloße Erſcheinung magnetiſch auf die Menge wirken könnte. Philiſter, Egoiſten,

[1]) Max Duncker, der Hiſtoriker.

[2]) Dr. Müller-Strübing.

alte Weiber mit und ohne Hosen, und doch, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn ich Dich nur einen Tag unter ihnen sehen könnte, aber dann auf der Tribüne, auf offenem Markt. Lottens Erscheinung hat mich wieder recht erquickt; das ist ein recht warmes, wahres Geschöpf voll Aufopferung, voll ernstem Streben, und dann kann ich's ihr nie genug danken, daß sie Dich mir zugeführt.[1]) Frl. Emilie hat mir dann auch erzählt, daß man im Sinn gehabt, mich beim Polenprozeß vorzuladen, auf eine Anzeige des Postmeisters in Pinne, der unseren lebhaften schriftlichen Verkehr zu verdächtigen sich bemüht und als unfehlbare Rechtfertigung seiner Ansicht angegeben, daß ich ihm vor Jahren einen Brief für Emilie reklamiert, den ich jener nach Posen adressiert, mit dem Bemerken, ihn schleunigst zurückzusenden, da er von Wichtigkeit . . .

Das ist ein jämmerlicher Wisch, aber er muß fort, damit Du nur wenigstens über mein Hiersein außer Besorgnis bist. Varnhagen wird wohl morgen kommen; Frau . . . . ist eben mit ihrem Mann hier gewesen. — Strauß hat eine Broschüre geschrieben, deren Titel ich vergessen, die eine Persiflage auf Friedrich Wilhelm ist. — Ich muß fort, Veronika Dąbrowska Lebewohl zu sagen — morgen mehr. — Solger schreib' ich mit nächstem, sobald ich selbst heller sehe, für heute viel Liebes, aber das Beste Dir

Deine

Emma.

---

[1]) Georg Herwegh führte sich mit einem Brief von Charlotte Gutike (spätere Frau Max Duncker) bei dem Eltern von Emma Siegmund ein, am 6. November 1842.

26. Okt. 1847.

Paris.

Vortrefflichſter Schatz!

Welchen reichen ſchönen Brief habe ich dieſen Morgen nach langem Harren und Dulden erhalten, und wie ſoll ich Dir für die Mühe danken, mit der Du mir Stunde für Stunde Dein Leben ohne mich referierſt. Wie dumm muß ſich mein Wiſch von vorgeſtern ausnehmen; ich war halb verzweifelnd, während ich ihn niederſchrieb. Nun, Du haſt Glück gehabt, wider Vermuten Deiner liebſten Freundin gleich in die Arme zu laufen . . . . . .

. . . . . .

Die Varnhagenſche Menagerie[1]), die Du uns geſtern geſandt, hat uns ſehr amüſiert. Sprich mir aber nicht zu viel gegen den Kommunismus vor dieſen Leuten; ihnen gegenüber hat er ja ein unbeſtreitbares Recht, und auch für uns iſt er ein Element, ohne das man die Rechnung nicht machen und mit der alten Welt nicht fertig werden kann. Man muß dieſe Erſcheinung en bloc betrachten und das Einzelne nicht zu haarſcharf beſehen u. ſ. w. u. ſ. w.

. . . . . .

Schulz[2]) iſt ſeit Samstag hier; ſehr alt geworden an Seele und Leib. Sein Horizont iſt bis zur Dimenſion eines frommen friedlichen Schweizerthälchens eingeſchrumpft,

---

[1]) Varnhagen pflegte öfters während der Unterhaltung mit Freunden allerhand Figuren auf ganz vorzügliche Art aus Papier zu ſchneiden; eine ſolche Kollektion fabrizierte er bei Mme. Herwegh.

[2]) Schriftſteller, ehemals heſſiſcher Offizier, lebte als Flüchtling mit ſeiner erſten Frau Karoline in Zürich.

in dem die Gedanken wie Kühe und Schafe mit Glöckchen am Halſe ſpazieren gehen und in närriſchem Gebimmel ſich vernehmen laſſen.

Sonntag im Louvre hat ihn vor einem Robert'ſchen Bilde beinahe der Schlag gerührt; er fiel raide mort hin, und ich brachte ihn mit Mühe nach Haus. Er befindet ſich wieder wohl; der Anfall verſpricht mir aber für die Zukunft nicht viel Gutes und keine lange zweite Ehe .

. . . . . .

Ehe ich's vergeſſe — denke doch doch an den Grafen Reichenbach. — Wie ſteht's mit Poſen und der Reiſe dahin? . . . . . .

G. ſchreibt an S. einen ſehr trockenen ablehnenden Brief aus der Rugeſchen boutique! Dieſer Ruge[1]) wird, je impotenter, deſto gemeiner, und die Lobhudelbande, die er förmlich . . . . organiſiert, iſt ihm an Ehr — und Geiſtloſigkeit vollkommen ebenbürtig. Er geht in einem Moraſt von Eitelkeit unter; Platteres, Form- und Talentloſeres, als er und ſeine Geſellen in den letzten Monaten zu Tag geliefert, iſt mir ſelbſt beim jungen Deutſchland niemals aufgeſtoßen. Ich ſage es wahrlich nicht mit großem Vergnügen, daß ich auch nach dieſer Seite hin nur einen Blick der Verachtung werfen kann.

Die Paßgeſchichte hat etwas Lärm gemacht, und ſelbſt der Profeſſor Gervinus hat eine Lanze für Dich gebrochen. Ich glaube, ſie werden Dich nun in Ruhe laſſen . . .

. . . . . .

Guizot hat eine merkwürdige profession de foi (durch

[1]) Arnold Ruge.

Lignet) für ſich ſchreiben laſſen, die an politiſchem Cynismus alles Bisherige übertrifft und als Dokument für die eigentliche Tendenz der Orleansſchen Dynaſtie des Leſens wert iſt. („La Présidence du Conseil par M. Guizot".)

Haſt Du den Lieutenant Held[1]) zu Dir beſchieden?

. . . . . .

. . . . . .

Schreibe viel, viel! Ich weiß kaum, ob ich lebe ohne Dich. Für den Winter mach' ich immer noch tauſend Pläne, zu Arbeiten und zu Reiſen. Tauſend und einen Kuß Dir, mein Herz, mein Alles.

Dein

Dienstag. Georg.

Samstag, 30. Oktober 1847.

Paris.

Liebe Emma!

Ich muß mich nächſtens der orientaliſchen Blumenſprache bedienen, um eine meiner Liebe angemeſſene Anrede für Dich zu finden, mein unvergleichlicher Schatz. Im übrigen erhältſt Du heute mehr von fremder als von meiner eigenen Hand . . . . . .

. . . . . .

Schulz iſt abgereiſt und ich bin deſſen herzlich froh. Unſere Wege gehen nicht zuſammen. — Follen, wie er mir erzählt, hat wirklich ein großes Gut mit einigen

---

[1]) Conſtanz von Held, junger Schriftſteller, Lieutenant in der Garde-Artillerie-Brigade.

hundert Ackern Land am Bodenſee gekauft und bereits dieſen Sommer dort gebauert und gewirtſchaftet. Wir haben's immer noch nicht weiter als zu Luftſchlöſſern gebracht, und wenn ich's mir genau überlege, ſind das immer noch die beſten, die man ſich bauen kann. A propos de Luftſchlöſſer, ſo beſchäftige ich mich wieder mehr als je mit dem großen Opus, das ich ſeit Jahren in mir herumtrage, und das ſo etwas von Odyſſee, Don Quixote, göttlicher Komödie und Don Juan zu gleicher Zeit iſt, und in einem lebendigen Rahmen an lebendigen Perſonen, die nichtsdeſtoweniger typiſcher Natur ſein können, eine Geſchichte und Kritik aller Ideale und Utopien ſein ſoll; Unmöglichkeit, zu irgend einer Löſung innerhalb des chriſtlichen Zirkels zu gelangen u. ſ. w. Da fällt mir denn auch ein, daß Du etwas Gutes thun kannſt, wenn Du meine Naturſtudien da und dort in das rechte Licht ſtellſt. Es iſt das Bedürfnis, mich zu komplettieren, das Bedürfnis ſinnlicher Anſchauung, der Objektivität, der Überwindung des alten Dualismus von Natur und Geſchichte, was mich dazu getrieben nnd darin feſthält u. ſ. w. u. ſ. w. Man bemüht ſich von allen Seiten, mir über dieſe Beſchäftigung ſo höchſt zweideutige Lobſprüche zu ſpenden, daß Du geradezu erklären kannſt, daß ich das Beſte eben hier mir zu holen gedenke und der Kampf gegen das beſtehende, ſpiritualiſtiſche Weſen und Unweſen in Zukunft meinerſeits ein viel energiſcherer ſein wird, als ſie ſich's bis jetzt geträumt haben.

Für unſern irdiſchen und häuslichen Wohnſitz habe ich noch wenig Schritte gethan, will aber die nächſte Woche

daran wenden. Sonst ist mein Leben wie immer und ich selbst auch ungefähr so. Morgen muß ich einen Brief von dir haben.

. . . . . .

Adieu mein Herz

Dein

Georg.

November 47.

Liebes Herz!

Eigentlich bin ich wütend; Du schreibst mir zwar immer sehr viel und Interessantes, aber Du schreibst zu selten, und ich verbringe nun schon den dritten Morgen mit Nichtsthun bis ein Uhr, in der sicheren Erwartung eines Briefes. Doch ich will nicht länger schelten, damit Du am 13. nicht gar zu unfreundlich aufgeweckt wirst und Dein etwaiger Vergleich zwischen heute und vor fünf Jahren[1]) nicht zu ungünstig ausfällt.

Was den moralischen Teil Deiner Epistel betrifft, so hast Du wie immer recht, und nur vielleicht darin unrecht, daß Du meine Kräfte, wie groß sie auch sein mögen, überschätzt. Ich werde thun, was ich kann — aber schade, daß dieses Zeitalter fast nur eine Art der Lebensäußerung erlaubt! Und dann — es hält so schwer, auch in der Form aus dem Kreis der bisherigen Anschauung herauszutreten.

---

[1]) Herweghs Verlobungstag (13. Nov. 1842).

Im übrigen weißt Du und magst es aller Welt ſagen, daß ich dem Reiz kleiner poetiſcher Ausgaben, die ſich ſo leicht beſtreiten laſſen, nur darum widerſtehe, um ein tüchtiges poetiſches Kapital zuſammenzubringen. — Oft iſt es mir ebenfalls doch, als ſei ich mehr zu perſönlicher lebendiger Wirkung geboren, als zu litterariſcher, ſpeciell deutſcher. — Waſſer ins Faß der Danaiden zu gießen, oder auch ſelbſt Wein, dazu fehlt mir nun einmal die Luſt. — Erlaß mir weitere Erörterungen dieſes unfruchtbaren Themas. Du verſtehſt auch ohne das und kennſt das ehrliche Ringen meines Geiſtes. —

Ich bin durch einen Beſuch von Engels unterbrochen worden und weiß nun kaum, wie ich fortfahren werde. Mein Leben ſchleppt ſich in derſelben Einförmigkeit hin; den Tag über zu Hauſe und ſo beſchäftigt, als es meine Stimmung erlaubt.

Die Abende bald da, bald dort, d. h. bald in dieſem, bald in jenem Café verplaudert. Manchmal in der Oper oder dem Schauſpiel. Das Beſuchemachen aber habe ich noch nicht angefangen oder vielmehr wieder aufgegeben. In der Politik Ebbe wie gewöhnlich; in der Schweiz wird's einige kleine Rencontres geben und damit die Sache ein Ende haben. Die Pairie wird fortwährend decimiert. Breyſſon, der die ſpaniſchen Mariagen arrangiert, hat ſich den Hals abgeſchnitten. — Die Oppoſitionsjournale laſſen die Hand der Marie Chriſtine durchblicken. — Mortier, Geſandter in Turin, iſt Narr geworden.

Daß Du den Herrn Staatsanwalt ſo hübſch drangekommen, hat uns viel Spaß gemacht. Saſonoff[1]) macht

[1]) Älteſter der ruſſiſchen Emigranten in Paris.

Dir ein beſonderes Kompliment als femme politique und wird — wenn er Wort hält — Dir ein Extra-Gratulationsſchreiben zugehen laſſen. — Ohne Zweifel haſt Du Deine Aufwartung im Staatsgefängniß Sonntag oder Montag gemacht und der morgende Tag wird mir Nachricht davon geben. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Für unſer Unterkommen habe ich noch immer nicht geſorgt. Da Du aber erſt den 20. ins Großherzogtum reiſt, ſo hat es Zeit. Wie ich's aber ſo lange ohne Dich aushalten werde, iſt mir ganz unklar. Das „Amüſieren" fängt an mich ſchrecklich zu ennuyieren.

An Gerſtel[1]) ſchreibe ich, ſobald ich ein paar Zeilen von Dir in Händen haben werde. Früher iſt's mir unmöglich. Ich bin zu traurig.

Dein in infinitum mit und ohne Grazie. —

Mittwoch. Georg.

Freitag Morgen, Oktober 1847.

Hätt' ich nur erſt einen Brief von Dir, mein lieber Georg; ich ſehne mich danach wie der Steppenbewohner nach einem friſchen Trunk. Laß mich nicht lange warten.

. . . . . .

. . . . . .

Mittwoch Abend ſchickte ich den Brief an Varn-

[1]) Wilhelm Gerſtel, bekannter Schauſpieler, intimer Freund Georg Herwegh's.

hagen.[1]) Donnerstag früh ſtand der alte Herr da und blieb wohl gegen zwei Stunden. Etwas lange für einen erſten Beſuch, nach dem man gerade ſo klug auseinandergeht als man ſich entgegengekommen. H. beläſtigte ihn gleich ſo viel als möglich, und ich ſchicke Dir hier die Früchte dieſer ſtürmiſchen Annäherung.[2]) Jedenfalls waren es die beſten, die unſer langes Geſpräch getragen. Der homeriſche Büffel iſt für Bakunin beſtimmt. B. gieb davon, was Dir das Paſſendſte ſcheint, da kein Affe darunter iſt, wird mir die Wahl ſchwer, und behalte die anderen für Dich. Unſer Geſpräch drehte ſich um Heine[3]), mit dem er ſich, ſcheint's gegenſeitig, anräuchert; dann durch die Anweſenheit der Frau Stablewska[4]) hervorgerufen, um den Polenprozeß, mit deſſen Haltung ſeitens der Polen er ſich vollkommen befriedigt erklärte. Der moraliſche Sieg, um den ſie ſich ſchmerzlicherweiſe gebracht, ſchien ihm durchaus der Beachtung unwert. Loskommen à tout prix, das iſt das einzig Richtige in ſolchem Fall, das einzig Angemeſſene für Leute, die Beſitz, Familie ꝛc. haben. — Ich ſagte ihm nur, wenn ich die Wahl hätte, das Liebſte, was ich beſitze, zum Tode verurteilt zu ſehen oder unter dieſen Bedingungen freigeſprochen, ich keinen Augenblick ſchwanken würde. — Für mich fängt die polniſche Niederlage erſt mit dem Prozeß der Gefangenen an, bis

[1]) Bezieht ſich auf einen Brief Bakunins an Varnhagen. S. Seite 20 Anmerkung.

[2]) Aus Papier geſchnittene Figuren.

[3]) Heinrich Heine.

[4]) Schweſter von Emilie Szczaniecka.

dahin waren ſie Gefangene, aber nicht Beſiegte, jetzt haben ſie ſich moraliſch tot gemacht. Es wäre zu lang, und überflüſſig, dieſe discussion weiter auszuſpinnen; Du kennſt Deine Emma und weißt ja ohne mich, was mir die natürlichſte Sprache iſt. So viel merkte ich wohl, daß der feine Herr ſich wunderte und ich mir unter dieſen zähen Naturen, die alles möglich zu machen verſtehen, Knecht und Held in einer Perſon zu ſein, wie eine wilde arabiſche Stute vorkomme, die in jedem Augenblick durchbrennen möchte und ihnen im Übermut ſämmtlich die Köpfe einrennen. Glaub' deshalb aber nicht, daß ich Dir Schande mache; trotz der entſchiedenſten Oppoſition dringe ich den Leuten die Anerkennung ab und merke recht gut, daß ich ſie zwar entſetze, ihnen aber imponiere, und daß ſie merken, daß ich Dein Weib bin. — Ängſtige Dich dieſes Geſtändniſſes halber nicht, fürchte nicht, daß ich eitler zurückkehre als ich hergegangen. Ich bin gegen dieſen Krebs gepanzert durch die Liebe zu Dir, die andere Anforderungen an mich macht, größere als die, welche ich je ganz befriedigen kann, aber dieſen Leuten die Wahrheit ſagen, ihnen einmal zeigen, was auch ein Weib und Dein Weib kann, ſie womöglich zur Begeiſterung bringen, das wäre meine Luſt, und ſie als Beſiegte Dir zuführen, mein übermütiges Vergnügen. Aber Stroh iſt das einzige, was man driſcht, und mit dem Korn ſteht's dürftig! — Daß Savigny Premier-Miniſter werden wird, — Bodelſchwingh erkärt haben ſoll, ſein portefeuille niederzulegen, falls man wirklich die Deputierten, welche gegen den Ausſchuß geſtimmt, religiere, weißt Du wohl ſchon.

Julius[1]), den ich gestern gesprochen, erzählt mir, daß meine Paßgeschichte jetzt das Kabinett beschäftige. — Der Zufall hat nämlich gewollt, daß gerade an dem Tage, wo die Notiz drin stand, zwei Zeitungen zu wenig ausgegeben worden sind und gerade die, welche ins Ministerium gehören, wo sie zuletzt abgegeben werden. Am Abend schickt der Geheimrat Sulzer seinen Bedienten eiligst in die Zeitungshalle, sich die Nummer auszubitten. Man erklärt, weshalb sie ausgeblieben, verspricht sie für den nächsten Morgen. Der Bediente behauptete jedoch ausdrücklichen Auftrag zu haben, sie auf der Stelle mitzubringen, und so hat der Redacteur sich genötigt gesehen, die eigene Nummer zu geben. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Deine Emma.

3. oder 4. November 1847.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . Was Du mir in Betreff der Naturstudien schreibst, war mir um so erfreulicher, als Deine Bitte post festum kam, und ich aus eigenem Instinkt schon, wo es irgend nötig schien, eine mächtige Lanze für Dich gebrochen, und ganz in Deinem und meinem Sinn.

Diejenigen, welche ich gesprochen, sind, so nah sie auch hie und da dran schienen, Dich zu verketzern, oder

---

[1]) Haupt-Redacteur der „Zeitungshalle".

was viel ſchlimmer, Dich aufzugeben, wenigſtens im Moment durch mich wieder vollſtändig beruhigt und leidlich beſchämt; den Beweis von der Wahrheit meiner Verteidigung freilich kannſt nur Du geben, und wirſt und mußt ihn geben. Die ganze Art, wie man Dich wirklich von allen Seiten anfeindet, meine Paßgeſchichte nicht zu vergeſſen, die doch nur eine Bosheit gegen Dich — ſpricht für Deine Macht — und das kann Dich ja im Grunde nur freuen, nur beflügeln. Der Einzelne kann in ſeiner Feindſchaft irren, die große Menge hat in ihren Inſtinkten aber immer recht, und aus deren Stimmung mußt Du ohne Eitelkeit den Schluß für Dich ziehen, daß die Unterdrückten Dich aus tiefſtem Antrieb als ihren Verteidiger, ihren Rächer anſehen, und die Herren am Ruder und aus den Paläſten Dich deshalb anfeinden, weil ſie malgré eux gezwungen ſind, Deinen Einfluß anzuerkennen. Ich ſage Dir, mich macht dieſer Haß gegen Dich, der ſich oft ſo wider Willen und ſo éclatant Luft macht, nur glücklich und ſtolz, weil er mir eine lebendige Bürgſchaft dafür iſt, daß es nur an Dir liegt, ob Du die Menſchen elektriſieren willſt, ob nicht, eine wirkliche Menſchengeſtalt aber wie jede andere Naturmacht unwiderſtehlich fortreißt. Ich ſagte neulich erſt in Bezug auf Deine Studien einem Herrn, ich erinnere mich nicht genau welchem, daß ich die Verketzerung derſelben höchſt bezeichnend für unſere fleiſch- und körperloſe Zeit fände, die natürlich ihr Banner ſo weit als möglich von der Natur aufgeſchlagen, und den Menſchen längſt über dem Syſtem vergeſſen, daß ſie es mithin natürlich für ein

Abſchwören der Fahne halten müſſe, wenn ſich jemand an der Quelle hält, ſtatt in der öden Steppe zu verſanden.

Eine der liebſten Erſcheinungen, welche mir hier entgegengetreten, iſt Gerſtel[1]), der keineswegs auf Reiſen, ſondern hier war, und den ich mir geſtern citirt habe. Er war vielleicht $1^1/_2$ Stunden bei mir, denn er mußte den Abend ſpielen, aber dieſe kurze Zeit, in der er mir unverhohlen ſeine mannigfachen Beſorgniſſe über Dich und uns ausgeſprochen, hat mir ein treues Bild von der Wahrheit und Innigkeit ſeiner Beziehung zu Dir gegeben, und das klare Gefühl, was ich nach ſeinem Betragen gegen mich haben durfte, ihm eine Bürgſchaft für Dein Glück gegeben zu haben, ſoweit dies einer dem anderen geben kann — hat auf mich einen unendlich beſeligenden und thatkräftigen Eindruck gemacht. — Er ſagte mir, daß er viel und recht Schmerzliches oft gehört, Dich allein und ſogar unſer Verhältniß betreffend, was bei der gänzlichen Unkenntniß Deiner letzten Erlebniſſe ihn doch hie und da beunruhigt habe; daß er ſich tauſendmal nur das eine Wort gewünſcht: „Es geht mir gut, ſoweit's einem gut gehen kann", und obgleich weit entfernt Dein Schweigen im öffentlichen Leben zu mißkennen, es ſich doch nicht ganz habe erklären können, jetzt aber nach dem, was ich ihm mitgeteilt, vollkommen beruhigt ſei. Er war der einzige von allen, und dies hat mir eben ſo wohl gethan, der Dich nicht als Parteiträger, nicht als Mittel zu dieſem oder jenem Zweck anſieht, ſondern, der Freude an Deiner

[1]) S. Anmerkung S. 41.

Existenz hat und sich von dem Augenblick an zufrieden stellt, wo er weiß, daß Du lebst, die Art und Weise aber ganz Dir, Deiner Natur überläßt. Man ist so vergnügt, wenn man was durchsetzt, so geht's auch mir, die, ohne irgend besondere Schritte zu thun, auf eine einzige Unterredung mit dem Staatsanwalt Wenzel hin, den ich Montag Abend bei Fanny Lewald gesprochen, dennoch allen guten Freunden zum Trotz ins Gefängniß gelangen werde. Dies magst Du Frau Mazurkiewicz sagen, und auch, daß ich ihr, nachdem ich den Bruder gesehen — schreiben werde. Ich gestehe, daß das Selbstgefühl bei diesem Reüssieren etwas angeregt worden, was Du entschuldigen und menschlich finden wirst, wenn Du bedenkst, daß mir ohne irgend eine Konzession auf ganz geradem Wege etwas geglückt, um das Bettina[1]) sich vergeblich bis an die höchste Instanz gewendet. Nun, Glück muß zu Allem sein, aber Wille auch, und es gehört zu einer erlaubten und angenehmen Genugthuung das Bewußtsein zu haben, wenigstens im Kleinen erreichen zu können, was man erstrebt. Varnhagen war gestern auch wieder etwa gegen zwei Stunden bei mir und so erträglich, als man es von ihm erwarten kann. Lieutenant Held[2]) hat sich auch auf ein Billet von mir eingestellt, und wird, denk' ich, wohl noch öfter kommen. Er ist ein Mensch, der unseren Grundsatz zu teilen scheint, daß man Einem eigentlich nicht weniger geben kann als Geld (obschon er dies sehr, sehr gebrauchte) und dem man — vorausgesetzt, daß nicht Kleinlichkeit,

[1]) Bettina von Arnim.

[2]) S. Seite 37.

ſondern lediglich die Mittel eine ſolche Aushilfe unmöglich machen — auch ohne dies durch wirkliches Verſtändnis etwas geben kann —. Er erzählte mir ohne Hehl in kurzen Abriſſen ſein ganzes Leben, das eine Kette von Qualen iſt, und ſchied, ſo viel merkt' ich, mit dem Gefühl einem warmen, guten Menſchen begegnet zu ſein, dem man dreiſt ſagen kann, was das Innerſte bewegt, ohne eine Entweihung durch Indifferenz fürchten zu müſſen. Ich lobe mich ſo viel, und doch ſcheint's mir kleinlicher, derlei Dinge, an denen der beſte Teil ja Dir und Deinem Umgang zufällt, zu verhehlen als zu geſtehen.

„La l'résidence“[1]), dieſes ſchamloſeſte aller Bücher, habe ich im Fluge geleſen und ſchreibe darüber nichts. Nach Poſen denk' ich vor dem 20. nicht zu gehen — und Reichenbach's[2]) Bekanntſchaft liegt bis jetzt auch noch fern.

. . . . . .

. . . . . .

Bettina habe ich verfehlt und bisher noch kein Lebenszeichen von ihr erhalten. Der Poet Beck iſt hier, und hat mir ſeinen Beſuch unter Dr. Oppenheims Schutz auf heute gemeldet. — Morgen Abend bin ich beim Stadtrat Duncker, wo man mir Nauwerk ꝛc. einladen wird, um mir auch dieſe Menſchenſorte zu zeigen. Meine Begegnung mit dem Staatsanwalt war ſehr komiſch und verurſachte allgemeines Gelächter; ich kam ſeinem Entſetzen, das Dein Name jedesmal bei dieſen Leuten hervorruft, durch die Bemerkung zuvor, daß ich H. Lewald, der auf

[1]) S. Seite 37.

[2]) Graf Reichenbach aus Schleſien.

dem Wege war mich zu nennen, mit der Bitte unterbrach, meinen Namen erſt nach unſerer Unterredung zu ſagen, da ſonſt bei den Herrn Beamten ſchwer auf eine menſchenfreundliche Unterhaltung zu rechnen wäre —. Dies brachte ſelbſt den Herrn Anwalt in ſolche komiſche, zugängliche Laune, daß er vorerſt gegen dieſen Verdacht, auch er könne zu denen gehören, für die der Name Herwegh ein Feuerzeichen, lebhaft proteſtierte und zuletzt nach fünf Minuten bewilligte, was ſein Kollege ſo ungefällig verweigert. Ich ſagte ihm auch zum Schluß, daß ich ihn für einen Beamten recht human fände und ſobald ein Tag kommt, wo keine Sitzung iſt, beſuch' ich meine lieben Gefangenen.

. . . . . .

Emma.

Berlin, den 10. November 47.

Mein Georg!

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Den Polen kannſt Du ſagen, daß ich vom Staatsanwalt weiß, daß auf Landes- und nicht Hochverrat abgeſtimmt werden wird. Die Richter ſelbſt ſind außer ſich über die Art der Verteidigung, und Wentzel ſagte mir: Ich hätte zehn gegen eins wetten wollen für eine Amneſtie, wenn ſie ſich ſämmtlich für ſchuldig erklärt hätten, ſtatt ſich auf's Leugnen zu legen.

Ach, ſie fühlen's jetzt auch faſt alle ſelbſt, und

Mieroslawski hat erst neulich zu Berwiński geäußert: Ich weiß eigentlich kaum, ob ich mir die Freiheit wünschen soll, ich bin ein verlorener Mensch; zu thun ist im Moment nichts und schreiben kann ich auch im Gefängniß! „Dem Philister giebt man, das versteht sich, dennoch nie Recht; dem sagt man, daß diese 254 Polen nicht die polnische Nation sind und uns die Geschichte des polnischen Volks ein anderes Urteil aufgedrungen, als das von seiner Feigheit — aber wir, die wir eins mit ihm sind, wissen, daß die Niederlage beispiellos ist und man über sich und seine Freunde verzweifeln könnte, wenn's was hülfe und wir nicht auch schon angesteckt wären."

Ende nächster Woche besuche ich die Gefangenen. Deputierte sind nicht hier außer den drei Berlinern, von denen zwei blödsinnig, und der dritte so unbedeutend ist, daß ich ihm eher etwas sagen, als von ihm erfahren kann. Mir kommt's vor, als hätte der Landtag nicht nur nicht progressiv, sondern sogar reaktionär gewirkt und Crelinger[1]) und Lewald, denen ich dies neulich aussprach, stimmten vollkommen bei, weil der Preuße sich jetzt einbildet Unglaubliches erreicht zu haben, während er nur die Schaale einer tauben Nuß in den Händen hält. All' diese Klubs taugen den Teufel und werden hauptsächlich dazu dienen, daß sich einzelne Claqueurs hervorthun, kurz, daß das Sprechtalent sich ausbildet, ohne alten und neuen Inhalt, und man hier bald mit noch größerer Talentlosigkeit dahin gelangt, wo man in Frankreich längst ist, daß dieser

[1]) War Redacteur an der Staatszeitung: Mann der berühmten Schauspielerin Stich.

oder jener auftritt, die Backen vollnimmt und befriedigt die Tribüne verläßt, vorausgesetzt, daß er das Bewußtsein erlangt hat, schön gesprochen zu haben. Ist Prutz in Stettin, was ich übermorgen erfahren werde, so reise ich auf einen Tag hin, ihm von Dir und über Dich zu sprechen — kurz, ich will alles thun, Dich nach Kräften zufrieden zu stellen, bitte mir aber dann zum Lohn einen ewigen Kuß aus, wie Du zu sagen pflegst und ich ihn jetzt für Dich auf das kalte Papier drücke. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Das ist Alles, was ich Dir zu sagen hatte und auch genug, wenn man's bedenkt.

Deine Emma.

Grüße Bakunin. Wo bleibt Sasonoff?

Berlin, den 25. November 47.

Liebes, treues Herz! Was sagst Du dazu — Montag Abend, als ich eben mit Wanda und Viktor v. Gräse (dem Seemann) auf meiner Stube gemütlich plaudere, fliegt eine Karte zur Thür herein: Robert Prutz, und wenige Minuten drauf steht das leibhaftige Original vor mir. Ob ich mich freute! Ich war so voll Jubel, daß ich ihn beim Kopf nahm und ihm einen ganz energischen Kuß auf die Stirn drückte, den er sich gefallen lassen mußte. War mir's doch, als durchlebte ich im Moment wieder jene selige Zeit, wo mein Leben anfing, als käme ein Stück Heimat zu mir in die Fremde — ja Fremde!

Du weißt's nicht, Schatz, wie mich's oft nach Dir bangt, so tapfer ich auch meistens bin, und so sehr man sich bemüht, mir die Öde zu beleben. — Es ist aber mal nicht zu ändern; Wurzeln kann ich eben hier nicht schlagen, und soll's ja auch zum Glück nicht, und wenn ich sage, daß mir jede Stunde nach Dir bangt, so ist dies eben keine Metapher, sondern der ungeschminkte Ausdruck eines Gefühls, das nur das Wiedersehen und Wiedereinssein mit Dir aufheben kann. Doch weiter im Bericht! Unsere ganze Unterhaltung drehte sich natürlich fast nur um Dich; und was mich am meisten freute, war eben das volle klare Bewußtsein, das mir durch Prutz wurde, daß ich ihm eben nur bestätigen konnte, was er selbst nach seinem Verständniß auch ohne mich von Dir gewußt. Um nun aber nicht gar zu flüchtig mit ihm zu sein, entschloß ich mich kurz, ihn am folgenden Tage nach Stettin zu begleiten, wohin traurige Familienverhältnisse, die zu entwirren er hinreiste, ihn trieben. Das Schmerzlichste war für mich, daß ich ohne Brief, nach dem ich so geschmachtet, abreisen mußte und erst gestern Nachmittag für mein Ausharren belohnt wurde. — Der ganze Weg auf der Eisenbahn wurde uns sehr kurz, wir sprachen, rauchten zusammen und machten manche schöne Pläne zu einem Rendez-vous im nächsten Herbst, irgendwo und ohne kleine Familie, um recht herumstreifen zu können. Über Deine Naturstudien ließ er sich sehr erfreut aus, erzählte mir, daß J.[1]) mit voller Begeisterung von Dir gesprochen

[1]) Dr. Jacoby aus Königsberg.

und Dich denſelben, nur unendlich reicher gefunden. Einem Menſchen wie Du kann man ja dies alles ſagen. Eitel zu werden, dazu biſt Du zu ſtolz und übermütig, zu ſtrebend und zu gut.

Ich mache mir aus Deiner richtigen Beurteilung und Anerkennung der beſten Menſchen nur deshalb was, weil ich mir denken kann, mit welchem Schmerz ſie zu der Überzeugung kommen müßten, ſich in Dir getäuſcht zu ſehen, und welches Glück es ihnen gewähren muß, durch eigenſte Anſchauung beſtätigt zu finden, was ihre Liebe für Dich Kühnes, Großes und Schönes von Dir vorausgeſehen und verheißen.

In Stettin, wo ich von Dienſtag Mittag 5 Uhr an bis Mittwoch $11^1/_2$ blieb, fand ich manches verändert.

. . . . . .

Neumann, der Mann der zweiten Schweſter, iſt vor einigen Monaten grade in dem Augenblick geſtorben, als man ihm eine lang erſehnte, ſehr einträgliche Stelle geben wollte, und Prutz ſelbſt in kürzeſter Zeit ſo vielfach herumgeſchleift worden, daß man ſich über ſeinen Humor und ſeine Friſche wirklich freuen und wundern muß. Auch in allem, was er mir über die äußeren Zuſtände geſagt, erkenn' ich immer nur den alten ſtrebenden Freund, der gegen die Unfreiheit mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Waffen kämpft und an der eigenen Ohnmacht, nie aber an der Unechtheit ſeiner Geſinnung ſcheitern wird . .

. . . . . .

Am andern Morgen fuhr ich unter dem Geleit der ſämmtlichen Freunde auf den Bahnhof und von dort hier-

her. Unterwegs las ich die Aktenstücke von S. mit großem Interesse, rauchte und dachte an meinen Schatz. Da hast Du ein Stück Lebenslauf.

Gestern Abend war ich bei früheren Bekannten in Gesellschaft und diesen Morgen trat, indem ich diese Zeilen anfing, die Birch[1]) mir ins Zimmer, der ich am Montag einen Besuch gemacht, und unterbrach auf einige Zeit unsre Unterhaltung.

Während sie noch anwesend, trat Klara Stich[2]) ein, bald darauf kam Berwiński, um Abschied zu nehmen, den ich, vom schönen hellen Wetter gelockt, sammt Klara und F. hinausführte — und jetzt bin ich hier, will zu Mittag essen und um vier Uhr zu Matecki[3]) in's Staatsgefängniß zu wandern.

Das wäre durchgesetzt! Hättest Du mir folgen können, mein Herz, Du hättest den größten Spaß an mir gehabt, Hier aber lies, was ich Dir mitteile, allein, denn ich habe mein Wort gegeben, es außer Dir Niemandem mitzuteilen, und bin gesonnen, es zu halten. Am Dienstag vor der Stettiner Fahrt bekam ich von Fanny Lewalds Bruder folgendes Billet: Gegen das Specialverbot mag keiner der Beamten handeln und ich Niemand dazu verleiten. Hat es für Sie aber Interesse, den Dr. Matecki zu sprechen, so bestimmen Sie, wann ich Sie abholen soll u. s. w. u. s. w. Hierauf antwortete ich, und Lewald hat die Klugheit, mein

[1]) Birch-Pfeiffer, Schauspielerin.
[2]) Die Schauspielerin.
[3]) Schwager von Libelt.

Schreiben dem Hauptmann Grabowski als Autograph einzusenden. Nun höre wie es kommt:

Ich fahre mit Lewald hin, werde in das Zimmer des Hauptmanns geführt, der entschlossen war, mir Mieroslawski nicht zu zeigen, und kaum bin ich fünf Minuten da, sind Specialverbot und alle möglichen Bedenken beseitigt, ohne ein Wort meinerseits, das ich nicht jedem sagen könnte, und der alte gutmütige Herr antwortet: Ich weiß nicht warum, aber so schwach war ich mein Lebtag nicht; Sie sollen ihn sehen, aber ich verlange, daß Sie es Niemandem hier sagen und die Schwester Mieroslawski's besonders beauftragen, in ihren Briefen an den Bruder oder sonstige Gefangene nichts darüber zu erwähnen (denn sie darf von meinem Besuch beim Bruder nichts wissen), damit ich nicht Unannehmlichkeiten habe. Der Herr Direktor ist aber, beiläufig gesagt, ein solcher Esel, ein so gutmütiger, schwacher Mensch, daß nicht acht Tage vergehen, und er hat's selbst aller Welt erzählt, welche Heldenthat er begangen. Schon gestern Abend wurd' es ihm schwer, den Mund zu halten, nur will ich nicht die Veranlassung sein. Zuerst wurde Matecki zu mir geführt. Hättest Du ihn gesehen, der arme Mensch konnte sich vor Freude gar nicht fassen und rief einmal übers andre aus: Das werd' ich Ihnen nie vergessen, Frl. Emma! Er sah sehr wohl aus und war auch heiter, wenigstens gefaßt. Über das Berliner Staatsgefängniß klagt übrigens kein einziger, nur sind die Zellen sehr klein und traurig, denn das Licht fällt durch eine schräglaufende Spalte spärlich hinein, so daß sie weder Himmel noch Erde sehen können. Die

Krankenzellen ſind heller und beſſer, und in einer ſolchen wohnen Matecki und Libelt gegenwärtig. Matecki wie Mieroslawski ſehen die Verkehrtheit des ganzen Verteidigungsſyſtems ein und werden nicht appellieren, wie auch das Urteil ausfällt. Lewald hatte mir nämlich unterwegs geſagt, daß er ſeinen Klienten entſchieden von der Appellation an die zweite Inſtanz abreden wolle, weil wenig davon zu hoffen und viel zu fürchten ſei. „Appellieren die Gefangenen um Verringerung der Strafe," ſo ſagte er mir, „dann appellieren der Staatsanwalt und ſämmtliche Richter um Verſchärfung, während, wenn die Angeklagten bei dem erſten Erkenntniß, das den 4. oder 5. Dezember verkündet werden wird, es bewenden laſſen, ſämmtliche Richter übereingekommen ſind, die allgemeine Amneſtie vom König zu erzwingen, um das Schickſal nicht, wie bei Tſchech, von dem perſönlichen Gnadengeſuch an ihn abhängig zu machen, wozu ſich keiner der Führer und auch wenige der andern verſtehen würden." Dies teilte ich Beiden mit, obſchon ich wohl wußte, daß von dieſen keine Appellation zu befürchten. Diejenigen natürlich, welche jeden Anteil an der Konſpiration bisher geleugnet, werden auch darin beharren, wie ſich's von ſelbſt verſteht, bis man ſie freigeſprochen. Länger als zwei Jahre, meint Lewald, wird vermutlich Keiner ſitzen, wie auch das Erkenntniß ausfallen wird. Richetta, dieſer verfluchte Hund von Inquirent, iſt ſeiner Stelle entſetzt; ich hab' den Abſchied ſelbſt in Händen gehabt. In Sonnenburg und Poſen ſollen die Kerker entſetzlich geweſen ſein und das ganze Verfahren unwürdig. Mieroslawski trat

mit den Worten ein: Que je suis content de vous voir, Madame, laissez vous regarder, il y a un an que je n'ai vu de femme — (das war echt!). Von seiner $1^1/_2$jährigen Haft in Posen erzählte er die schändlichsten Dinge mit dem Zusatz, daß die vollständige Einsamkeit, in der man ihn gehalten, das Fürchterlichste von allen Übeln gewesen. Sein Aussehen ist frischer und blühender denn je. Das magst Du seiner Schwester[1]), — falls sie noch nicht abgereist ist, denn er erwartet sie dieser Tage — sagen, und was seinen Humor anbetrifft, so ist der auch noch derselbe. Sein persönliches Schicksal kümmert ihn, so scheint's, sehr wenig, und er fühlt auch sicherlich, daß auch seine Lorbeeren nicht so voll und frisch sind, wie sie sein sollten. Neues wußte er nicht und fragte mich danach. Bücher hat er, aber er wollte wissen, wie es in der Welt aussieht, und ich bemerkte zum eigenen Entsetzen, daß man sich ohne Furcht, ein Ignorant zu werden, jetzt getrost jahrelang einstecken lassen kann. Zeitungen, Bücher, melden ja fast Alles, aber die Offenbarung durch Menschen ist selten. Er fragte nach der Stimmung über die polnische Sache; ich sagte ihm frei heraus, was wir ja Alle schmerzlich gefühlt und Alle, die in diesem Kampfe mehr als einen Partei-Kampf gesehen. „Que voulez-vous, Madame," erwiderte er: „Si vous saviez toutes les difficultés que j'ai eues au commencement, rien que pour voir les prisonniers, pour leur parler — et puis après il n'y avait pas de possibilité de faire comprendre à ces gens, qu'il restait

[1]) Madame Mazurkiewicz wohnte in Versailles, Georg Herwegh in Paris.

encore une autre bataille à gagner après la première défaite, et qu'il ne s'agissait pas seulement d'une victoire politique, mais encore d'une victoire morale."

So ungefähr war der Sinn seiner Worte. Auf Ignace[1]) hat er den größten Zorn, obwohl ich finde, mit Unrecht. Warum hat er ihn für mehr gehalten, als er ist, und ist es die Schuld desjenigen, der aus einer unbedeutenden Erscheinung einen Helden macht, wenn dieser forcierte Held sich eben nur als simple Natur bewährt, oder kann man den Gegenstand des falschen Enthusiasmus dafür verantwortlich machen? Die Antwort scheint mir auf der Hand zu liegen. Ebenso mit Władislas, den seine besten Freunde stets für einen herzensguten, braven Jungen, aber durchaus für kein Ingenium gehalten und über dessen Unbedeutendheit und Mangel an Geistesgegenwart Mieroslawski jetzt bedauerlich die Achseln zuckt, während die Sache auf der Hand lag. Libelt ist sehr leidend und wird auf alle Fälle appellieren.

(Fräulein Asing soll über mich einen Artikel in den Telegraphen eingerückt haben, dessen Inhalt sich auf Privatmitteilungen bezogen und der, so gut gemeint er sein mag, höchst indiskret ist. Gelesen hab' ich ihn nicht und werde ihn auch nicht lesen, wäre aber sehr froh, wenn man in Zukunft die unberühmte Frau des berühmten Mannes so lange in der Obskurität des Privatlebens ließe, bis sie selbst durch Unverstand oder übergroßen Verstand sich um das Glück, keinen Namen zu haben, gebracht.

[1]) Graf Ignace Dzialyński.

Biſt Du nicht auch der Meinung?) Sag der Frau Mazurkiewicz[1]), daß ich Samstag, wenn's gut geht, woran ich nicht zweifle, ihn wiederſehen und Dir Wiſſenswertes darüber ſchreiben werde. Grabowski hat zwar bis jetzt nur die Wiederholung des Beſuches für Matecki zugeſagt und mich bei der Gelegenheit gebeten, ſeiner Frau meine Aufwartung zu machen, was geſchehen ſoll, weil es Fälle geben kann, wo die Freundſchaft einer ſolchen Dame nicht wertlos iſt. Als Mieroslawski ſich zurückgezogen, wurde Kapliński (der Maler) vorgerufen, aber nur unter der Bedingung, daß ich meinen Namen nicht nannte und mich als Lewalds Schweſter vorſtellen ließ. Denke Dir ein Geſicht in der Art wie das des Władislas, nur viel ſchöner, mit ſchönen, glatten, ſchwarzen Haaren, freier, feiner, gerader Naſe, ſcharf und in leichtem Bogen gezeichneten Brauen, dunkeln melancholiſchen Augen, einem feinen, friſchen Mund, dazu Geſtalt und Bewegungen jugendlich, halb noch die eines Kindes, dann haſt Du das Porträt. Mieroslawski, der jenen Beſuch allein haben wollte, den Kapliński unausſtehlich findet, proteſtierte durchaus gegen die Bewilligung dieſer Audienz und rief, als alles nichts half: Je proteste au nom de Mr. Herwegh. — Ich ſagte aber Herrn Grabowski, daß ich gut und ſicher gepanzert wäre, er möge das Wunder nur vorführen, ich wär' an das Schönſte gewöhnt. Du mußt ſchon verzeihen, daß ich ſo umſtändlich ſchreibe, aber Du verlangſt es ja. Das Komiſche in der Scene

[1]) Mazurkiewicz, Schweſter Mieroslawskis.

war, daß der Künſtler kaum eingetreten, ſagte: „Aber es iſt ſonderbar, die Geſchwiſter gleichen ſich gar nicht.“ Ich entgegnete: „Das kommt öfters vor, ich habe eine Schweſter in Paris, die dort verheiratet iſt, die mir auch nicht ähnlich ſieht, für die ich Ihnen aber eine Adreſſe geben will, da Sie ja in wenigen Wochen frei und dort ſein werden.“ Nun konnte ſich Grabowski nicht halten und ſagte: „Ich werde Ihnen die Adreſſe dieſer Dame auch geben, wenn Sie uns verlaſſen haben werden und nur früher unter der Bedingung, daß Sie ihren Namen erraten.“ Nach einer kleinen Pauſe kam dann ganz ſchüchtern und liebenswürdig: „Ich glaube, es iſt Mad. Herwegh.“ Der arme Menſch war recht froh, als er's heraus hatte, und ich ſo innerlich zufrieden, daß ich den Freunden eine gute Stunde gemacht, wie ich Dir's kaum ſagen kann. Lewald und Grabowski fuhren mit mir bis vor die Thür, wo ich dem Direktor die Gefängniß-Schlüſſel zurückgab, die ich bei meiner Ankunft, als er ſie mir gezeigt, eingeſteckt hatte, und nach denen ich ihn wohl eine Viertelſtunde vor der Abfahrt ruhig hatte ſuchen laſſen. Er konnte vor Staunen und Lachen kaum ſich faſſen, drückte mir die Hand und fuhr mit Lewald zu Thiermann[1]), ſeinen Genieſtreich im Rheinwein zu vertrinken und in Auſtern zu vereſſen. Morgen nehme ich ihm als Angebinde Deine Gedichte mit und werde den Spaß haben, daß ein königlicher Gefängnißdirektor ſich für

[1]) Berliner Delikateſſenhändler.

Dich begeiſtert. Lewald, dem ich's geſagt, freut ſich ſchon im voraus.

. . . . . .

Mieroslawski, Matecki, Gerſtel, Alle wollen Dir empfohlen ſein.

Pakoslaw, den 7. Dezember 47.

Mein lieber Georg! Habe Dank für Deinen Brief und Dank, daß Du mir den prächtigen von Henriette Feuerbach nicht vorenthalten. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Über das Schickſal der zum Tode Verurteilten weiß man noch nichts. Dąbrowski[1]) iſt hier und gleich mit einem Witz ausgeſtiegen. „Je suis horriblement fâché. On m'a jugé comme un voleur de mouchoirs de poche, pas comme un homme politique. Deux ans de prison et cent écus! Qu'est-ce que c'est! rien qu'une telle bagatelle!“ Szczaniecki wird auch heute erwartet, um bis zur zweiten Inſtanz hier zu bleiben. Die Familie iſt einſtweilen wegen der acht Jahre Gefängniß in Verzweiflung. In Brody war ich mit dem eben frei gewordenen Słopecki zu Tiſch; kurz, ich habe die Hauptperſonen alle geſehen, — möchte zu gern den Reichenbach ſprechen, wenn ich beſtimmt erfahren könnte, wo er ſich gegenwärtig aufhält, und

[1]) Graf Dąbrowski, Sohn des berühmten Generals Dąmbrowski, der unter Poniatowski und Kosziusko und ſpäter unter Napoleon I. gekämpft.

etwas mehr Geld zu verreiſen hätte. Von dem Elend hier hat aber Niemand eine Vorſtellung. Die meiſten der freigeſprochenen Gefangenen haben mit ihrer Freiheit nichts erlangt, als die königliche Erlaubniß zu verhungern oder durch die Not den Aufruf zu einer Wiederholung. Die ein Amt hatten, ſind, wie natürlich, entſetzt; die Studierenden werden jeder Ausſicht auf eine Stelle beraubt; ſelbſt die Gewerbtreibenden um jede Möglichkeit gebracht, ſich zu etablieren, und ſo iſt eigentlich auch dieſe Gnade rein illuſoriſch. Wenn die Regierung klug wäre, ſo penſionierte ſie ſtatt der Poeten lieber die entlaſſenen Gefangenen, denn der Hunger iſt der Dutzbruder der Empörung. Hab' ich wohl recht? . . . . . .

Grüße Bakunin. Meine Emilie[1]) drückt Dir herzlich die Hand. . . . . .

. . . . . .

Auf Wiederſehen!

Emma.

Paris, den 11. Dezember 47.

Liebes Herz!

Dein Brief enthält wenig erfreuliche Nachrichten. Du biſt wieder und hoffentlich noch in Berlin, wenn Du dieſe Zeilen erhälſt, und wirſt mit einem für alle Illuſionen verſtopften Ohr beſſer horchen, und da wir uns hier alle in der ſchmerzlichſten Spannung befinden, während der Dauer Deines Aufenthalts getreu und täglich (hörſt

[1]) Emilie Szczaniecka.

Du? ich verlasse mich darauf) referieren. Daß Du selbst viel wirst thun können, bezweifle ich; doch läßt sich so etwas nie mit Bestimmtheit sagen, und man muß sich den Inspirationen, die einem aus dem Boden, auf dem man sich just befindet, zuströmen, ohne Andere um Rat zu fragen, überlassen. Darauf verweise ich denn auch Dich. Ist Hoffnung vorhanden, daß das Schicksal der Gefangenen definitiv in kurzem entschieden wird, so werden Dich und mich ein paar Tage, die Du Deinem Aufenthalt zugiebst, nicht im mindesten gereuen. Setze Deinerseits in Bewegung, was in Bewegung zu setzen ist, um einen Schluß wie beim Tschechschen Attentat[1]) — ich meine das Attentat des Königs auf Tschech — durch die Bearbeitung der Kreise, die Dir zugänglich sind, unmöglich zu machen.

Stelle den ganzen Haß und Verachtung, die König und Nation auf sich laden würden, in Aussicht. — Zieht sich das Ganze in unvorhergesehene Länge, so sorge für sichere und schnelle Korrespondenz durch dritte Hand! — W. und J. haben durchaus unrecht gegen Mieroslawski, und wenn der Letztere auch über die Maßen geplaudert, so war doch sein System das bessere, und eine Solidaritätserklärung sämmtlicher Angeklagter das sicherste Mittel zu der Rettung oder Verurteilung in Masse, die nicht zu exequiren gewesen wäre und also einer Freisprechung

---

[1]) Früherer wegen Vernachläßigung seines Amtes entlassener Bürgermeister, infolge des von ihm am 26. Juli 1847 verübten Attentats auf Friedrich Wilhelm IV. zum Tode verurteilt.

gleichkommt. Nun haben ſich Einige auf Koſten der Anderen gerettet.

. . . . . .

Ich werde wohl morgen wieder ſchreiben.

Dein Georg.

Berlin, den 14. Dezember 1847.

Mein Herz! Nach tauſendfältigen Unterbrechungen endlich ein freier Moment. Ich war dieſer Tage ſo vielfach in Anſpruch genommen, daß ich wirklich beim beſten Willen den Augenblick zum Schreiben nicht finden konnte, denn wenn ich am Abend allein ſaß, fielen mir vor Abſpannung die Augen zu. Hätte ich etwas Neues und Wichtiges zu melden gehabt, ſo würde ich den Schlaf dennoch gebannt haben, aber es iſt eben wie es war, und ich hätte Dir nichts als Wiederholungen ſchicken können.

Die Geſchichte von der Verfolgung Dąmbrowski's wird morgen einfach in der Zeitungshalle referiert werden, eine kurze Einleitung nach meinem Sinn konnte nicht gedruckt werden, und ich bin nun ſchon zufrieden, daß das ſimple Faktum in den Spalten dieſes miſerablen Blattes Raum findet, wo man die einfachſten Sachen ſo lange begießen muß, daß man den Braten vor lauter Sauce nicht findet. Der Koſackenanführer, der dazu beſtimmt, Dąbrowski und die Frau über die Grenze zu ſchaffen, iſt der bekannte Hauptmann Dambrowski, ein nichtswürdiger Schurke. Über das Urteil der acht zum Tode Verurteilten weiß man noch nichts, und Lewald, den ich geſtern Abend,

um Sicheres über den Fortgang des Prozesses zu erfahren, zu mir beschieden, versichert, daß vor acht Monaten an keine Veröffentlichung des Erkenntnisses zweiter Instanz zu denken sei und selbst das Schlußurteil der Vier, welche nicht appellieren und sich ebensowenig an die königliche Gnade wenden werden: Mieroslawski, Kurowski, Tododziecki, keineswegs vor dieser Frist bekannt und vollstreckt werden wird. Die Vollziehung des Todesurteils irgend eines wird doch selbst von allen Richtern für so unmöglich gehalten, der bloße Zweifel an Begnadigung liegt Allen so fern, daß einer der Minister, dessen Namen ich leider nicht weiß, laut geäußert haben soll, im entgegengesetzten Falle seine Stelle niederzulegen. Dies sind keine vagen, sondern positive Nachrichten, ebensowenig wie diejenige, daß der Staatsanwalt nur gegen drei um Verhärtung der Strafe antragen wird: Dąbrowski, Mackiewicz und Białoskowski. Libelt, mit dem ich ein mehrstündiges Gespräch gehabt, ist auch der festen Überzeugung, daß keiner der Gefangenen länger als etliche Jahre sitzen, wird und die hiesigen Richter hoffen auf allgemeine Amnestie am Silberhochzeitstage des Königs, nächsten 29. November. Libelt hat mir unendlich gefallen; eine edlere und würdigere Erscheinung kann man kaum sehen und es ist ein Jammer, daß solche Menschen eingekerkert sein müssen. Denke übrigens nicht, daß ich mich bei diesen schönen Versprechungen der Richter beruhigt fühle und glaube mir fest ein für allemal, daß ich bei aller Sehnsucht nach Dir mich keinen Augenblick besinnen würde, hier zu bleiben, wenn ich Dich gesund weiß und ich durch mein Hierbleiben nur den

Schimmer einer Hoffnung haben könnte, einem, ſelbſt dem Unbekannteſten der Gefangenen zu nützen — aber Alles, was man hier vermag, und auch eine Frau, wenn ſie Herz hat, thun muß, iſt, ſich wenigſtens mit Worten gegen das ſchändliche Verfahren zu empören; die verhallen aber mit dem nächſten Winde, weil kein Echo da iſt, das ſie auffängt und tauſendfältig wiederholt.

Vielleicht, daß der einfache Bericht in der Zeitungshalle die Herren nötigt, aus Politik zu thun, was ſie aus Herz nicht thun würden. Von dieſer grenzenloſen Lauheit und Schlaffheit der Berliner hat eben nur der eine Vorſtellung, der ſich in jeder Minute, wie ich zur Stunde, an ihnen ſtößt. Wäre ein Verfahren wie das gegen M. denn außer in Rußland irgendwo möglich, wenn es hier Menſchen gäbe und nicht bloß Maſchinen. Du weißt, daß Frau Maz: nachdem man ſie überall zurückgewieſen und auf Befehl von Bodelſchwingh durch Minutoli hat aus Berlin ſchicken wollen, ſich direkt an den König gewendet hat. Dieſe Geſchichte iſt wieder ein ſchlagender Beweis, daß es unmöglich iſt, in gewiſſen Ämtern ein ganzer Menſch zu bleiben und mag Jedem als Wahrzeichen dienen, der ſich einbildet, als ehrlicher fühlender Menſch der Vertreter einer ehrloſen Politik ſein zu können. Ich traf gerade mit ihr im Gefängniß zuſammen, als man ſie ungehört abwies. Der Direktor Grabowski ſchien ſelbſt ſo unglücklich ihr den Zutritt verſagen zu müſſen, daß ich hoffte, ihn davon überzeugen zu können, daß die Übertretung einer ſolchen Verordnung ja nur ein Akt der Menſchlichkeit und ehrenhaft ſei, aber es half nichts. Wo der ſtarre

Beamte anfängt, hört der Menſch auf, und die Disziplin iſt dem Preußen ſo eingepaukt, daß er eher ſich ſelbſt verrät, als vom toten Buchſtaben abzuweichen.

Für Korreſpondenzen werde ich ſorgen. Hier denke ich O. und Cybulski dafür zu engagieren und in Halle, wohin ich Donnerstag mit dem erſten Zuge reiſe, mir mit Frau Prutz und Dunckers ein Rendezvous zu geben, ſoll auch geworben werden. Freitag gehe ich von dort nach Leipzig, mit Fröbel zuſammenzutreffen, und kehre Samstag hierher zurück, je nach Deinem Briefe die Abreiſe zu beſtimmen.

Meine Korreſpondenz mit Polen hat unſern Sohn ganz glücklich gemacht. — Als der Brief an ſeine Adreſſe ankam und ihm geleſen wurde, ſagte er: „Maintenant nous sommes tous contents.“ Darauf ſteckte er den Brief ſorgfältig oben in ſeinen Rock nach meiner Art und ſah alle Augenblicke nach, ob er auch noch nicht entwiſcht. Dieſen Morgen beim Maler ſprach ich mit ihm von Dir; da fährt er mir ins Wort: Mais pourquoi papa est-il seul? Pourquoi les Prussiens ne veulent-ils pas qu'il vienne; qu'est-ce que les Prussiens, est-ce que ce sont des hommes? „Sie ſehen wie Menſchen aus, ſind aber keine“; damit war er beruhigt. Frau Mazurkiewicz meldet eben, daß ſie noch keine Antwort erhalten, während Roſiński auf ſein Gnadengeſuch beim Könige, das er durch den General Below hat überreichen laſſen, noch am ſelbigen Tage die ſchriftliche Zuſage erhalten; daß der König nie daran gedacht, das Todesurteil zu beſtätigen, die Feſtſtellung der Strafe ſich jedoch erſt bei dem ſpäteren Geſchäftsgang herausſtellen könne, hab' ich Dir, dünkt mich, bereits ge-

meldet. Die den vier Angeklagten gegebenen Verteidiger haben auf eigene Hand appeliert, da die Klienten sich, konsequent mit ihrem ersten Erscheinen, vor den Richtern auch jetzt weder herauslügen noch verteidigen wollen. Was Merosławski betrifft, so hast Du mich, wie's scheint, ganz mißverstanden. — Während ich nur die Stimmung der Andern gegen ihn referierte, glaubst Du, daß auch ich gegen ihn stimme, während er trotz aller Eitelkeit und Schwatzhaftigkeit doch meiner Meinung nach der Einzige gewesen ist, der seine Stelle, wenigstens am Schluß, verstanden. Ebenso täuschest Du Dich, wenn Du denkst, daß ich den Sieg der Eidgenossenschaft gering anschlage; ich schrieb Dir unter dem augenblicklichen Eindruck wenig befriedigender Berichte, während ich einige Tage später ganz anders darüber dachte und fühlte. Die Note an Frankreich z. B. hat mir sehr gefallen — sie ist würdig ohne alle fanfaronnade, und es ist in unserer Zeit, wo die liberale Partei eine Schlappe nach der andern bekommt, wahrlich nichts Geringes, der Welt zu zeigen, daß die gute Partei, wenn sie einig, auch stark ist, und siegen muß. Thut nur Alles, ich bitt' Euch sämmtlich, Mazurk. von einer Herreise abzuhalten. Seiner Frau macht man schon Schwierigkeiten und verschreit sie als eine gefährliche Person, die lediglich von der Centralisation abgesandt, revolutionäre Schriften zu verbreiten, den Bruder zu befreien ꝛc. ꝛc.; ihn würde man nicht 24 Stunden in der Stadt lassen, und dazu würde er noch die Lage seines Schwagers verschlimmern. Die Menschen sind hier so dumm, so feig, daß sie sich vor dem Schatten fürchten,

denn vorausgeſetzt, daß alles wahr wäre, was man von der Mazur. ſagt, warum ihr den Zutritt zum Bruder verbieten, ſtatt ihr einfach 100 Zeugen zu ſtellen, wenn's ihnen beliebt. Bakunin meinen wärmſten Gruß; ſchreiben werde ich ihm ſelbſt, ihm meine Freude über ſeinen Ruf auszudrücken, den ich freilich bis jetzt nur unvollkommen kenne, weil ich gerade in jener Zeit die franzöſiſchen Blätter entbehrte. Die Voſſiſche meldet das Geſuch von Rußland an Frankreich, ihn auszuweiſen — wie Golowin[1]) und Turgeneff; wie das dumme Volk doch Alles in einen Sack wirft! Gegen die Geſellſchaft würd' ich an Bakunins Stelle proteſtieren; im übrigen iſt die Erde rund, und wenn man ſo ſucceſſive von einem Ort zum andern ausgewieſen wird, ſo muß man endlich doch wieder nach Hauſe kommen.

Gerſtel[2]) war geſtern bei mir, liebt uns und grüßt Dich. Morgen Abend bin ich bei Bettina.[3]) Die ſchreibt Brief auf Brief an den König und iſt, was man auch ſagen mag, die Einzige hier von denen, die ich kenne, die das Herz auf dem rechten Fleck hat. Sazonoff meinen ſchönſten Gruß und Dank für den ſeinen — mein Brief iſt dumm, aber ich bin krank heute und ſo voll Zorn über alles, was um mich her geſchieht, und die eigene Unfähig-

---

[1]) Prinz Iwan Golowin, ruſſiſcher Schriftſteller und Emigrant, Verfaſſer einer Geſchichte der Revolution von 1848 (Paris Capelle, éditeur. 1849).

[2]) Wilhelm Gerſtel (Schauſpieler, Bruder des Stuttgarter Schauſpielers Auguſt Gerſtel), treuer Freund Georg Herweghs.

[3]) Bettina v. Arnim.

keit, auch nur etwas ändern zu können, daß mir das Weinen natürlicher iſt, als das Schreiben.

Schreien möcht' ich, bis die ganze Stadt zuſammenliefe und dieſer erbärmlichen, ſchändlichen Wirtſchaft einmal ein Ende machte. Morgen was Beſſeres! Reichenbachs[1]) Brief leg' ich bei — ich ärgere mich wirklich, ihn nicht geſprochen zu haben. Libelt läßt Dich herzlich grüßen und desgleichen Herr Viktor und Magdziński und Sadowski. Mündlich ſollſt Du manches erfahren.

Deine

Emma.

Den 1. Dezember 1847.

Mein teurer Schatz; dieſen Abend um 7 Uhr geht's nach Polen. — Fanny begleitet mich, und nachdem, was ich geſtern auf geheimem Wege durch Grabowski und Lewald erfahren, werde ich die meiſten meiner alten Freunde dort in Ruhe finden. Conſtantin Szczaniecki, Ignace[2]), Wladislas[3]), Severyne Mielzyński, Berwiński werden frei geſprochen und haben nicht einmal nötig, wieder vor dem Richter zu erſcheinen — dagegen werden fünf oder ſieben der Angeklagten pro forma zum Tode verdammt werden, und viele, nicht gerade die am meiſten Beteiligten, vor der Hand zu langer Feſtungsſtrafe. Durch die Zeitungen

[1]) Graf Reichenbach.
[2]) Graf Ignace Bniński.
[3]) Graf Wladislas Łąski.

würdeſt Du dies Alles erfahren haben, es iſt mir aber daran gelegen, ein ſchnellerer Bote zu ſein. Geſtern war ich wieder im Gefängniß, habe die Bekannten wieder geſehen und bin dann mit Mad. Mazurkiewicz[1]) zurückgefahren. Beim alten Hauptmann ſteh' ich gerade dadurch, daß ich keine Winkelzüge gemacht und den Kopf ſtolz auf den Schultern als Emma Herwegh zu ihm gekommen, dermaßen in Gunſt, daß er mich zu einem wiederholten Beſuch bei den Gefangenen aufgefordert und mir die Zellen gezeigt hat, was ſonſt nicht im Reglement ſteht. Bis auf die mattgeſchliffenen Scheiben, die den Gefangenen vermöge ihrer Höhe und Undurchſichtigkeit jeden Blick himmel- und erdenwärts verwehren, iſt die übrige Einrichtung für ein Strafgefängniß erträglich — die Fenſter ſollen abgeändert werden. Nun muß ich Dir noch ſchnell erzählen, daß ich geſtern dem Direktor Grabowski Deine Gedichte mit einem revolutionären Schreiben geſandt habe, das ſelbſt Dir Spaß gemacht hätte und wie es ein königl. Kerkermeiſter wohl ſelten bekommt. Freiſinnige Menſchen haben in unſ'rer Zeit einen doppelten Ruf, ſich, wenn der Moment es fordert, frei zu äußern. Durch die Hinterthür zu irgend einem Vorzug zu kommen, iſt nicht mein Geſchmack; ich will das, was ich im Leben erſtrebe, als Dein Weib erreichen, nicht als Magd, darum fügte ich dem Buche einige Worte bei. Der Brief ſchloß nämlich ungefähr ſo: „Ich glaube Ihnen kein wahreres Zeichen meiner Anerkennung geben zu können, als indem ich Ihnen dieſes

[1]) Madame Mazurkiewicz.

Buch ſende und Ihnen dadurch mit Zuverſicht eine heilige Waffe gegen innere und äußere Sklaverei anvertraue.“ Köſtlich iſt es aber doch, daß die „Gedichte eines Lebendigen“ einem Kerkermeiſter als Andenken geſchenkt werden. Morgen, mein Herz, komm' ich in Pakoslaw an und bitte Dich innigſt, mir umgehend zu ſchreiben. Du weißt nicht, wie's thut, ſo ohne Nachricht vom Liebſten ſein, denn ich laß' Dich nicht warten. Von Reichenbach hab' ich gar keinen Brief und weiß nicht, ob der meine verloren gegangen, unterſchlagen worden, oder ob der Herr Graf nicht Luſt hat, mich zu ſprechen, — bis jetzt will ich lieber das erſte glauben, denn das zweite würde mich ärgern und das dritte wütend machen.

Berlin, 11. Dezember 1847.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . Über das Schickſal der Polen ſchreib' ich Dir dieſen Abend was ich weiß, jetzt darf ich den Brief nicht aufhalten, wenn ich zur rechten Zeit im Gefängniß ſein will; Mieroslawski, Elzarowski, Kurowski und der Prieſter werden nicht einmal appellieren, Koſiński hat ſich bereits um Begnadigung an den König gewandt und einſtweilen die Zuſicherung von höchſter Hand bekommen, daß vom Tode keine Rede ſei, und er ſein Schickſal im weiteren Geſchäftsgang erfahren werde. Ob Niemand hingerichtet wird, iſt eine ungelöſte Frage: die allgemeine Stimme iſt der feſten Überzeugung, es werde nicht geſchehen; mit einem König wie dieſer jedoch, der ſo inkonſequent und wo

alles vom Wein, von dem, der den Vortrag ſtellt, und der Himmel weiß, welcher Zufälligkeit abhängt, kann man auf nichts feſt ſchwören, eh' man es gehört, und dann kaum.

Auf Dąbrowski wird von Seiten Rußlands gefahndet, das iſt authentiſch, nicht etwa nach Hörenſagen. Dicht bei ſeinem Gute, d. h. an der ruſſiſchen Grenze, alſo ungefähr eine Stunde von Winagóra, hält eine Koſacken-Schwadron von einem General angeführt, deſſen Namen ich vergeſſen, die nur auf den Moment der Rückkehr wartet, ihn ſammt der Frau gegen Belohnung von 1000 Silberrubel zu fangen und zu transportieren. . . . . .

Die Stunde ſchlägt, ich eile, antworte ungeſäumt, ohne eine einzige Minute zu zögern . . . . . .

Emma.

12. Dezember, Berlin, 1847.

. . . . . .

Ich hab' ſo viel Menſchen, ſeit meinem letzten Briefe an Dich, geſehen, unter anderen Bettina, die mich am Freitag zwei volle Stunden mit ihrer ſchönen Giſel[1]) beſucht hat und mit zärtlichſter Umarmung und Verſicherung: ſie hätte eine ungeheuere Freud' an mir, geſchieden. — Ein Gleiches kann ich von ihr nicht ſagen, vielleicht weil ich ehrlicher bin, aber intereſſant iſt eine ſo entſchieden ausgeprägte Perſönlichkeit, wie dieſe, immer, und dann hat ſie mitten unter den unglaublichſten und konfuſeſten

[1]) Später Frau Profeſſor Herrman Grimm.

Betrachtungen doch blitzende Sekunden. Sie sprach mit mir viel von den Polen und viel von Dir, behauptete unter anderem, der König habe ehedem gewiß große Pläne mit Dir im Sinn gehabt, die Du nur durch den Brief zerstört habest — und als ich eine durchaus andere Meinung kund gab, und ihr sagte, daß den König gewiß nichts zu dieser Einladung bestimmt habe als der Wunsch, von einem Menschen mehr als ein geistreicher König bewundert zu werden ꝛc. ꝛc. und er sich dies zu erreichen wirklich der armseligsten Schmeicheleien bedient habe, daß ich Deines Briefes an ihn, (den sie angriff), mich von Herzen gefreut habe, um so mehr, da die Veröffentlichung ohne Dein Wissen und Zuthun geschehen, und doch einmal dem Publikum gezeigt habe, daß Naturen wie Du gegen den Pesthauch dieser Sphäre unempfänglich, sagte sie! — „Ich denke anders, aber ich begreife ihren Standpunkt auch." Komisch war die Frage: Warum wohnt Ihr Mann nicht in Württemberg, wo er auf den Kronprinzen gewiß viel Einfluß haben könnnte? — ich hatte für diese Albernheit keine andere Antwort als die: Es scheint mir, daß in einer Zeit wie die unſ're, ein Mensch wie Georg, eine höhere Aufgabe hat als die, blödsinnige Kronprinzen zu erziehen. — Sie lachte und klopfte dann immer noch hie und da an, verwundert wie es schien, daß ich ihr gegenüber den Mut hatte, entschieden andrer Meinung zu sein. Den König lobte sie bis in's Aschgraue, schob alles auf die Minister, sprach überhaupt für das Königtum, und lachte dennoch, als ich ihr sagte: Ja, ich finde, dies ist ein amüsanter Herrscher, aber leider nur kein König; käme ein

ſolcher mal, ſo wollt' ich ihn auch ſchon und müßt' ihn anerkennen wie irgend eine Naturmacht, — der Thron hat damit aber nichts zu thun.

. . . . . .

Bettina hat mich ſehr eingeladen, und ich geh' morgen zu ihr. Samſtag den 13ten, unſerem ſchönen Tage, werden wir wohl im Garten zum déjeuner beiſammen ſein. — Unſere Kinder haben Bettinen ſehr gefallen, und die Ähnlichkeit mit Goethe und unſerem Älteſten ſchien ihr frappant. Man muß bei ihr jedoch Wahrheit und Dichtung ſondern . . . . . .

Leipzig, den 17. Dezember 47.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Über das Schickſal der Mazurkiewicz[1]) weiß ich, da ich ſeit geſtern fern bin, nichts, als daß wir beim Scheiden beſchloſſen haben, daß ſie nächſter Tage durchaus im Bett bleiben ſoll und ſelbſt wegen Krankheit abſchlagen, den Bruder zu ſehen, falls man ihr es anbietet, — denn, geht ſie darin ein, muß ſie nachher gleich zum Land hinaus und Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Ihr Schreiben an den König iſt ſammt einem von Bettina, die beiläufig geſagt, von dieſer Geſchichte aufs Tiefſte indigniert iſt, Mittags übergeben worden, die Antwort kann mithin nicht mehr lange ausbleiben. Ich war am Vorabend meiner Abreiſe bei ihr, teilte ihr die Geſchichte mit, fuhr

[1]) Frau Mazurkiewicz, Schweſter von Mieroslawski.

mit ihr und Berwiński[1]) ſogleich zur M., die zu unwohl geweſen war, mich verabredetermaßen zu B. begleiten zu können, kehrte mit ihr wieder nach dem Beſuch bei Frau M. zurück, ſetzte ihr den ganzen ſauberen Verlauf mit einigen Zeilen genau auf, that das Gleiche, als ich Nachts nach Hauſe kam, in einem Schreiben an Julius[2]) und reiſte geſtern nach Halle. In einer Stunde wird Fröbel und vermutlich auch Frau Prutz ankommen. — So weit für heute, denn ich bin wie ein gehetztes Reh und unfähig zum Weiterreferieren. Ich ſitze in demſelben Hotel und in demſelben Zimmer, wo ich einſt mit Dir ſo glückſelig war. — Grüß mir auch Bakunin, an den ich ja notwendig in Leipzig denken muß. Recht ſchade, daß Ruge ſo ſchamlos geworden — und welch' Glück, daß Du noch derſelbe und nur noch viel lieber, viel ſchöner, viel freier geworden biſt und mich zwingſt, Dich ſtündlich mehr und immer mehr zu lieben.

Dein treuer Schatz.

Berlin, 1847.

. . . . . .

Frau Maz. war geſtern abend bei mir und troſtlos, daß ſie noch immer nicht bis zum Bruder gelangt iſt, auch die Matecka, Berwiński und Cybulski kamen. — Bei mir wenigſtens, wie Du daraus erſiehſt, iſt Polen noch nicht verloren. Was das Märtyrertum betrifft, ſo teilen wir übrigens vollkommen Deine Anſicht und ſind

[1]) Einer der gefangenen Polen.
[2]) Herausgeber der Zeitungshalle.

ſchon lange ſo weit, das . . . . . als das einzige im Moment paſſende Heilmittel anzuſehen und dafür nach Kräften zu wirken. Mit welcher Spannung ich Deinem Briefe entgegenſehe, kannſt Du Dir denken. Nun, wie Du auch beſtimmen magſt, iſt's gut, wenn mich der eine wie der andere Weg bald zu Dir zurückführt. Sag' Maz., daß ſeine Frau wohl ausſieht, mich dieſen Abend zur Bettina begleitet, den Brief empfangen hat und gewiß nicht minder ſchweren Herzens fern von ihm bleibt als er von ihr, wollte ſie aber den Bruder jetzt und ſo verlaſſen, hätte es weder eine Rechtfertigung vor ihrem Kopf noch vor ihrem Herzen.

. . . . . .

Von Düſſeldorf aus melde ich Dir genau die Stunde der Ankunft. Ich bin in dieſem Augenblick ſo von Beſuchen beſtürmt, daß ich enden muß. Wer die Sehnſucht beſſer kennt, Du oder ich — darüber wollen wir nicht richten, ſo viel aber weiß ich, daß ich erſt an Deinem Herzen wieder auftauen, wieder aufjauchzen werde. Gerade in den letzten Tagen hab' ich unendlich viel gelitten. Die Menſchen ſind zu kalt, zu gefühllos hier und nehmen das ganze Elend ihrer politiſchen und ſocialen Verhältniſſe wie ein Verhängniß auf, nicht wie ein Übel, das zu bewältigen iſt und mithin auch bewältigt werden muß. Ja, wenn jeder mit den ihm zu Gebot ſtehenden Kräften wirken und kämpfen wollte, dann wäre noch Ausſicht. In Betreff der Verurteilten habe ich ſie nach Möglichkeit aufgerüttelt und ihnen unzähligemale wiederholt, daß jeder Einzelne einen Teil der Schmach und des

Fluches auf ſich lade, der es verſäumen würde, eine ſolche Ausführung unmöglich zu machen. Wenn ich noch einige ruhige Minuten finde, ſo benutze ich ſie, dem Staatsanwalt ein ſchriftliches Andenken zu hinterlaſſen, dem ich nicht umſonſt gefallen haben will. Emma.

Ich werde morgen auf der Fahrt — na, da kommt eine ſchöne Nachricht, ich muß noch ein anderes Blatt anfangen.

Frau Mazurkiewicz läßt mir eben folgendes melden: Dieſen Morgen um 7 Uhr hat Bodelſchwingh zu ihr geſchickt mit dem Befehl, Berlin augenblicklich zu verlaſſen; auf die Antwort der Wirte: die Frau M. ſei ſehr unwohl, könne deshalb ſo früh noch nicht geſtört werden und vor 2 Uhr Niemanden annehmen, hat ſich der Bote einſtweilen fortſchicken laſſen, iſt aber einige Stunden darauf mit einem Begleitungsſchreiben von Bodelſchwingh angekommen, deſſen Inhalt im weſentlichen: Da ſie den Bruder ſchon einmal geſehen habe und ihre Papiere nicht in Ordnung ſeien, ſei ihr das Hierſein verweigert und hiermit der Befehl erteilt, Berlin und den preuß. Staat auf der Stelle zu räumen. Auf die Antwort, daß ſie den Bruder keineswegs geſehen und zu krank zum Reiſen ſei, hat der Bote verſprochen, dies B. zu melden und ihr einſtweilen Hoffnung gemacht, ſie bis Freitag hier zu laſſen und ihr bis dahin einen Beſuch bei Mierosławski zu geſtatten. Ohne Händel geht die Geſchichte nicht ab — und wenn's gut geht, kommen wir beide zuſammen, denn bis Montag, dem Tage meiner Abreiſe (wenn ſonſt Du nicht anders beſtimmſt), muß man ſie ſchon laſſen.

Jedenfalls ist die Sache noch nicht abgemacht und die Zeitungshalle soll zuerst das einfache Faktum referieren. Was weiter zu thun, werden wir sehen. Ich reise morgen nach. Deine treue Emma.

Sonnabend, den 19. Dezember 47. Paris.

Noch ein Billet am selben Tage auf Bakunins Bitte, der definitiv fortgejagt ist und heute abend nach Bruxelles abreist. Er wird eine große Freude haben, Dich im Vorüberfliegen zu sehen[1]), und wenn Du Dich nur eine Stunde aufhältst, so mach' es möglich.

Er wird seine Adresse im Café de l'Europe hinterlassen, wo Du sie oder ihn Dir holen oder citieren kannst. Für ihn ist's ganz gut; mir thut's leid, ihn nicht mehr hier zu haben. Ich fürchte nur eins, daß auch diese Illusion bei seiner beweglichen Russennatur nicht lange vorhalten wird, besonders da er sich von den Ressourcen eines Märtyrers etwas zu überspannte Vorstellungen macht.

Die tollsten Übergänge vom Sied- auf den Gefrierpunkt, wie bei ihrem Dampfbad vom Dampf in den Schnee, sind bei meinen russischen Freunden nur zu gewöhnlich.

Dem Ansehn Feuerbach meinerseits so viel Liebenswürdiges, als Du auftreiben kannst.

Dein Georg.

[1]) Madame Herwegh ist in Düsseldorf.

Berlin, 1847.

. . . . . .

Ich verſichere Dir, mein Georg, ich bin wie ein Fremdling. Sprache, Denkweiſe, Empfindungsart, Alles, Alles iſt mir ſtracks entgegen, und wenn ich ſie geſehen habe, ſie reden höre, hab' ich Mühe, ſie für Menſchen zu halten. Berlin iſt wie das Grab — und Du ſei froh, daß Dir die Pforte verſchloſſen. Ich ſehe es ja auch an Allen — keiner iſt lange ungeſtraft hier, und ich komme ihnen wie ein Tropengewächs vor, weil ich mich an Deinem Herzen erwärmt, mich mit Dir gerettet habe. Natur iſt dem Berliner ein Mythus, eine rhetoriſche Figur, deren Spuren er um und in ſich nicht wahrnimmt. Die meiſten meiner Jugendfreunde ſind gegenwärtig gegen Kaution bis zur Entſcheidung frei gelaſſen. — Severyne M.[1]) hab ich geſtern wieder geſehen und hoffe auch Sadowski's Freund in wenigen Tagen zu ſprechen, — aber wie ſehen die armen Menſchen aus! Ich war geſtern mit Cyb. im Spital, um B.[2]) zu ſehen, den Du ja auch kennſt; er iſt neun Monate in Öſterreich Gefangener geweſen und hält ſich gegenwärtig hier auf. Als ich in ſeine Stube trat, hätt' ich mit Fauſt ausrufen mögen: der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an! Welch ein Bild! Das Haupthaar iſt ihm faſt ganz ausgefallen, die Backen bleich und hohl, und ein Ausdruck des Leidens in der ganzen Erſcheinung, der um ſo mehr ergriff, als er nichts

[1]) Graf Severyne Mielziński, talentvoller Maler, ausgezeichneter Menſch und Patriot.

[2]) Berwiński.

Schwächliches hatte. Wir freuten uns des Wiederſehens, und dieſer Menſch kam mir in einem Moment ſo nahe, daß es mir war, als ſähe ich einen Freund. Er gab mir manchen Aufſchluß über den galiziſchen Aufſtand, worüber ich Dir mündlich berichten will (da ich gar kein Verlangen verſpüre, die Poſtbeamten zu belehren), und wir ſchieden in der Ausſicht, in wenigen Tagen das Geſpräch wieder aufzunehmen. — Ob ich die Andern ſehen werde, weiß ich nicht, baue aber auf mein gutes Glück.

. . . . . .

Berlin hat den Vorzug vor Paris, daß es die Galle in ſtäter Thätigkeit hält, und Naturen wie Du und ich vor dem langſamen Abſterben geſichert ſind. Dein Schatz iſt jetzt das Tagesgeſpräch, und Cyb. kam neulich aus einer großen Taufgeſellſchaft mit der Nachricht heim, die Dich zu hören, gewiß lachen machen wird, daß ich, die intimſte Freundin von Mad. Dudevant[1]), deshalb auch nur in Männertracht durch die Straßen von Paris gehe und folglich ein emanzipiertes Frauenenzimmer bin. Cyb. hat mich glänzend vertreten, aber wie ich vermute, durch das einzige Faktum, daß er um elf Uhr, wo er dort die Geſellſchaft verließ, um bei mir Viſite zu machen, das Kunſtgebäude ſeiner Verteidigung umgeſtoßen.

[1]) Georges Sand.

Briefe

von

Karl Marx.[1])

[1]) Siehe Anhang.

Bruxelles, 8. August.

Lieber Herwegh!

Ich beeile mich, Dir den Empfang Deines Briefes anzuzeigen. Ich habe daraus nur ersehen, was ich im voraus wußte, daß das Ganze erbärmlicher Tratsch sei. Ich wünschte nur die paar Zeilen von Dir, um dem Engels schwarz auf weiß zeigen zu können, welcher Natur der pariser kleinbürgerliche deutsche Klatsch ist. Ich versichere Dir, daß seit meiner Entfernung aus Paris und trotz aller meiner Vorsichtsmaßregeln, mich unfindbar und unzugänglich zu machen, diese alten Weiber mich stets mit dergleichen Lappalien verfolgt haben. Nur durch die äußerste Grobheit kann man sich diese Narren vom Leib halten.

Ich bedauere nur, daß ich Dich in Deiner ernsten Tage mit diesem Zeug behelligt habe. — Charakteristisch bleibt es für diese alten Weiber, daß sie jeden wirklichen Parteikampf vertuschen und verzuckern möchten, dagegen den alten deutschen Klatsch und Aufhetzerei für revolutionäre Thätigkeit ansehen. Les malheureux! Hier in Brüssel haben wir wenigstens diese misère nicht. —

Die hiesige preußische Gesandtschaft hat aufmerksam den Bornstedt verfolgt und beobachtet, um ihn auf irgend einer Sünde zu ertappen. Endlich ist es ihr gelungen.

Sie hat ihn denunziert und ihm drei Prozesse auf den Hals gebracht: 1) einen fiskalischen, wegen einer Kontravention gegen das Stempelgesetz, 2) einen politischen, weil er gesagt habe in seinem Blatt, Louis Philipp müsse tot geschlagen werden, 3) einen Calomnieprozeß von einem belgischen Grande, Herrn Oisy, den B. des Kornwuchers, und mit Recht, beschuldigt hat.

Alle drei Prozesse haben hier nichts auf sich, und ihr sicherster Erfolg ist, die ohnehin wenig geachtete preußische Gesandtschaft lächerlich zu machen. Was geht sie Louis Philipp, Oisy und das belgische Stempelgesetz an!

Der Instruktionsrichter selbst erklärte, alle diese Prozesse seien pour le roi de Prusse. Dagegen droht der „Brüsseler Zeitung", die trotz ihrer vielen Schwächen immer einiges Verdienstliche hat — namentlich jetzt hätte besser werden können, nachdem B. sich zu allem möglichen uns gegenüber bereit erklärt hat — ein plötzlicher pekuniärer Untergang. Wie haben sich die edlen Deutschen in dieser Geschichte benommen! Die Buchhändler haben den B. betrogen, weil er sie nicht gerichtlich verfolgen kann. Die Opposition aller Nuancen, statt das Geringste, sei es litterarisch oder pekuniär, zu thun, fand es bequemer an dem Namen Bornstedt Anstoß zu finden. Und wird es jemals diesen Leuten an Vorwänden fehlen nichts zu thun? Das eine Mal taugt der Mann nicht, das andere Mal die Frau, ein andermal die Tendenz, ein andermal der Stil, ein andermal das Format oder auch die Verbreitung ist mit mehr oder weniger Gefahr verbunden u. s. w. Die gebratenen Tauben sollen den Herrn in das Maul

fliegen. Wenn es nur eine für unſer braves Oppoſitionsblatt giebt, an dem die Regierung groſſen Anſtoß nimmt, deſſen Redacteur durch die Konſequenz des Unternehmens ſelbſt zu aller Progreſſion ſich willfähig zeigt, wäre da nicht vor allem dieſe Gelegenheit auszubeuten, und wenn man das Blatt nicht genügend findet, es genügend zu machen! Aber nein, unſere Deutſchen haben immer tauſend Weisheitsſprüche in petto, um zu zeigen, warum ſie die Gelegenheit ungenützt vorübergehen laſſen müſſen. Eine Gelegenheit, etwas zu thun, bringt ſie nur in Verlegenheit.

Mit meinen Manuſkripten geht es auch ungefähr wie mit der Brüſſeler Zeitung, und dabei ſchreiben mir die Eſel einen Tag um den andern, warum ich nichts drucken laſſe, und malen mir ſogar vor, lieber franzöſiſch als gar nicht geſchrieben zu haben. Man wird noch lange dafür büßen müſſen, daß man als Teutone geboren iſt. Leb wohl. Grüß' Deine Frau und Dich herzlich von meiner Frau und mir. Du wirſt in Paris noch nachträglich ein Druckfehlerregiſter zu meinem franzöſiſchen Wiſch finden. Einzelne passus ſind ohne das unverſtändlich.

Sobald Du einmal eine freie Stunde haſt und nichts Beſſeres zu thun, ſchreib Deinem

Marx.

Brüſſel, 26. Oktober 1847.
Rue d'Orléans 42. Fbg. Namur.

Lieber Herwegh!

Ich wollte Engels[1]) einen Brief an Dich mitgeben, aber es drängten ſich ſo viel Geſchäfte am Tage ſeiner Abreiſe, daß dies überſehen und vergeſſen wurde.

Die Gräfin Hatzfeldt[2]) hatte mich ferner gebeten, einige Worte an Dich zu ihrer Empfehlung zu ſchreiben. Ich glaube, daß Du ihre Bekanntſchaft jetzt ſchon gemacht haben wirſt. Die Frau hat für eine Deutſche viel Energie entwickelt in dem Duell mit ihrem Mann.

Hier in Brüſſel haben wir zwei öffentliche demokratiſche Geſellſchaften geſtiftet.

1) Eine deutſche Arbeitergeſellſchaft, die ſchon an 100 Mitglieder zählt. Es wird hier ganz parlamentariſch diskutiert und daneben auch geſellige Unterhaltung von Geſang, Deklamation, Theaterſpiel u. ſ. w.

2) Eine kleinere kosmopolitiſch-demokratiſche Geſellſchaft, woran Belgier, Franzoſen, Polen, Schweizer und Deutſche teilnehmen.

Wenn Du wieder einmal herüberkommſt, wirſt Du finden, daß in dem kleinen Belgien ſelbſt für unmittelbare Propaganda mehr zu thun iſt, als in dem großen Frankreich. Ich glaube zudem, daß, ſo klein ſie ſein mag, die öffentliche Thätigkeit unendlich erfriſchend auf Jeden wirkt.

[1]) Lernte Herweghs in Oſtende im September 1843 kennen.
[2]) S. Ferdinand Laſſalle's Briefe an Georg Herwegh (Zürich, Albert Müller's Verlag 1896).

Es ist möglich, daß uns, da jetzt das liberale Ministerium am Staatsschiff steht, polizeiliche Schikanen bevorstehen, denn die Liberalen lassen nicht von ihrer Art.

Wir werden aber mit ihnen fertig werden. Es ist hier nicht wie in Paris, wo die Fremden isoliert der Regierung gegenüberstehen.

Da es unmöglich ist, unter den jetzigen Zeitumständen in Deutschland irgendwie den Buchhandel benutzen zu können, habe ich im Einverständniß mit Deutschen Deutschlands unternommen, eine Revue, — monatliche — auf Aktionsbeiträge gestützt, zu begründen. In der Rheinprovinz und Baden ist schon eine Zahl Aktien zusammen. Wir würden sofort anfangen, sobald Geld genug für drei Monate zusammen ist.

Wenn die Beiträge irgendwie es zuließen, würde man hier eine eigene Setzerei etablieren, die auch zum Drucke selbständiger Schriften zu benutzen wäre.

Von Dir möchte ich nun wissen:

1) Ob Du auch Deinerseits einige Aktien zusammentreiben willst (die Aktie zu 25 Thalern).

2) Ob Du mitarbeiten willst und also auch als Mitarbeiter auf dem Titel figurieren willst.

Ich ersuche Dich aber, da Du mir ohnehin schon lange einen Brief schuldig bist, diesmal Deine Scheu gegen das Schreiben zu überwinden, und bald zu antworten. Ich wollte Dich zudem bitten, den Bakunin zu fragen, auf welchem Wege, unter welcher Adresse und in welcher Weise ich einen Brief an Tolstoy gelangen lassen kann?

Meine Frau grüßt Dich und Deine Frau herzlich.

Das Abenteuer mit der preußiſchen Geſandtſchaft in Paris iſt wirklich bezeichnend für die ſteigende impotente Wut unſeres Landesvaters.

Leb wohl

Dein Marx.

Dr. Henle[1])

an

Georg Herwegh.

[1]) Siehe Anhang.

Liebster Freund.

Auf die Gefahr hin, daß Dir dieser Brief nach Paris nachreisen müsse oder daß er Dir mit geschmolzenem Siegel zukomme, wie uns der Deinige, muß ich Dir noch in Dein schönes Italien berichten, wie sehr uns Deine Erzählungen von Vergangenem und Zukünftigem erfreut haben. Wir haben uns mit dem lebhaftesten Vergnügen und einigem Stolze auf Dich Deinen großartigen Plan gelesen, waren aber dann darüber einig, daß es uns immer noch eher möglich sein würde, einen solchen Rahmen zu bilden, als das Gemälde, welches denselben auszufüllen bestimmt ist. Unser Pfeufer, in dem bekanntlich ein Stück Poet steckt, weshalb er auch mit Dir in dem Haß gegen die Deutschkatholiken sympatisiert, meint, Rom sei wirklich der Ort, um die großartigsten Anschauungen von der menschlichen Entwicklungsgeschichte zu konzipieren und festzuhalten, und unser Henle, der seinen Geschäften zufolge mit seinem Blick nicht über den menschlichen Brustkasten hinauskommt, hält Deinen Embyro deswegen für einen durchaus normalen und lebensfähigen, weil er den Hauptgedanken aller gegenwärtig lebendigen Menschen, den Haß gegen russische Barbarei und was sich davon ernährt, an der Stirne trägt. Laß ihn wachsen und gedeihen und zur Zeit das Licht der Welt erblicken.

und wenn mein Sohn ihn auch nicht heiraten kann, wie hoffentlich den andern, der Dir unterdessen in Paris entgegenruft, so soll er doch an und mit ihm zu einem anständigen Schwiegersohn für Dich erzogen werden. Im übrigen läßt er sich gut dazu an, er ist sehr kräftig und munter, auch ganz hübsch, was selbst Pfeufer anerkennen muß, der sonst an Buben nicht gern ein gutes Haar läßt. Meine Frau, die Dich herzlich grüßt, ist auch, nachdem sie einen Katarrh, der mich etwas ängstigte, glücklich überstanden hat, in ganz guten und immer noch denselben Umständen.

Du wirst von unserer deutschen Zeitung gehört haben. Pfeufer und ich sitzen in dem wohlmeinenden und gemäßigten Comité, mit einem Anschein von Schafsgesicht, wie ich wenigstens von mir auf das Zuversichtlichste behaupten darf, und wir würden noch um ein Bedeutendes schäflicher aussehen, wenn die Versammlungen nicht mit ganz guten Diners verbunden wären, bei welchen auch die radikalste und auf den Umsturz alles Bestehenden gerichtete Meinung nicht in der Minorität bleibt.

Jetzt haben wir die preußische Konstitution, und nun wird es ganz und gar die Schuld der deutschen Esel sein, und sie werden kein Mitleid mehr verdienen, wenn sie nicht alles bekommen, was sie zunächst gewünscht haben. Dein hoher Gönner hat es leichtsinnigerweise verraten, daß ihm kein Mensch auf sein ehrlich Gesicht borgen will, und die Stände haben nichts zu thun, als sich so lange für inkompetent zu erklären, bis sie sich ohne rot zu werden vor dem Publikum sehen lassen können.

Du wirſt erfahren haben, daß unſer armer Schulz ſeine Frau verloren hat. Ich habe einen Brief von ihm an Welcker geleſen, der über alle Erwartung ergeben und gefaßt iſt. Wir haben einige Hoffnung, ihn im Frühjahr hier zu ſehen.

Und wann werden wir wieder beiſammen ſein? Der lange Winter und die ſchlechten Zeiten haben uns wieder recht ausgehungert. Das in Zürich angeſammelte Fett iſt zwar nicht verzehrt, aber es iſt ſchon zu ſehr organiſch mit uns verwachſen und wir brauchen den Genuß einer neuen Aſſimilation. Laß uns auf ein neutrales Gebiet denken, wo wir im Herbſt einen Hof halten ohne Hofräte und im Schatten guter Weinreben, umſäuſelt von dem Geſchrei unſerer mehr oder weniger neugeborenen Kinder, nur unſeren gegenſeitigen Gedanken und etwa einigen Auserwählten Audienz geben. Wir dachten an Rheinbayern, gingen aber auch ein Stück weiter. Meine Schweſter, die ſich Gewiſſensbiſſe macht, daß ſie dem guten Schulz immer noch nicht ſeinen galanten, anſtrengenden Marſch über die Furka gehörig danken kann, ſchlägt eine Moſellandſchaft an der preußiſchen Grenze vor, wovon Ihr, von Metz aus zu Waſſer, leicht gelangen könntet. Doch, ſo ſchlechte Schreiber wir ſind, ſo finden wir vielleicht Gelegenheit noch einmal darüber zu korreſpondieren. Grüße von uns allen, Deine liebe Frau, wenn Du ihr eher ſchreibſt oder ſie eher ſiehſt als wir ihren letzten Brief beantworten, und ſei herzlich gegrüßt von Deinen

pro Pfeufer und Henle

Henle.

Dr. Karl Pfeufer[1])

an

Emma und Georg Herwegh.

[1]) Siehe Anhang.

Heidelberg, 17./16. 47.

Liebe Freundin! Es war sehr gut, daß ein Brief meiner Schwester Amalie, worin sie mir Ihre Niederkunft beschreibt, einen Tag nach Dr. Solger[1]) ankam, sonst wäre ich Ihnen für die Nachricht von Ihrer Befreiung gar keinen Dank schuldig gewesen, den ich mit den besten Glückwünschen hiermit abstatte; daß Sie Kinder bekommen und sich dabei wohl befinden, freut mich herzlich für Sie. Daß Herwegh welche macht, ist mir ziemlich gleichgültig. Die Nachricht von seiner Entbindung von irgend einem seines schöpferischen Geistes würdigen Kinde würde dagegen mich und alle Freunde wahrer Poesie mit großem Jubel erfüllen; er scheint aber wieder ganz stille geworden von dem Epos, was von Rom aus angekündigt war, und so bestärken sich die Hartköpfigen immer mehr und triumphieren über die Richtigkeit ihrer Prognose, wonach sie der Herwegh'schen Muse nur einen kurzen Lebensfaden prophezeit haben. Ich gehöre immer zu den Gläubigen und bin sicher, daß ihm die holdeste Muse wieder günstig sein wird, sobald er sich mit einem kühnen Sprunge aus seinen prosaischen Fauteuils in irgend eine poetische Einsamkeit gerettet hat. Bei dem heißesten Wunsche, daß ihm

[1]) Neffe des Philosophen Karl Wilh., des Freundes von Goethe; in Amerika als Direktor der Bank von New-York gestorben.

dieſes gelinge, kann ich ihm nun auch nicht zureden, hierher zu kommen; denn ſein hieſiger Aufenthalt, ſo angenehm für uns, würde doch für ihn ganz unfruchtbar ſein. — Für einen künftigen Autographenſammler ſetze ich bei, daß ich den Verfaſſer des Katzenfingen[1]) meine. Henle iſt in Arbeiten vergraben, ſeine Frau huſtet bedenklich, ſein Junge hat Ausſchlag. Frau Cohens[2]) Alter giebt alle Abend Hoffnung zum Sterben, die er jeden Morgen wieder vereitelt. Auf dieſer guten Jüdin laſtet das Kreuz allzu ſchwer. Adieu, liebe Frau Herwegh, küſſen Sie Ihren teuren Georg von mir, was ich ſehr gern ſelbſt thun würde, und grüßen Sie meine dicke Oberſthofmeiſterin[3]), von der ich hoffe, daß ſie ſich von ihrem liederlichen Herrn nicht von dem längſt betretenen Wege der Tugend verlocken laſſen wird. Herzlichſt

K. Pfeufer.

1848.

Liebſter Herwegh! Dein Brief war mir ein Mannaregen. Er enthielt das erſte beruhigende Wort über meine Schweſter, von der ich übrigens bis dieſen Augenblick noch ohne Nachricht bin; ich hoffe, ſie iſt in England. Wir haben uns genug um ſie geängſtet, ſo daß mir ſelbſt die Freude an euerm Schalttag vergällt wurde. Daß Du dieſes größte Ereigniß des Jahrhunderts mitgemacht haſt und unverſehrt biſt, iſt für mich eine ſchöne Vermehrung der

[1]) „Hans von Katzenfingen“ von Reinhold Solger.

[2]) Spätere Frau von Karl Blind.

[3]) Aeltere Schweſter von Dr. Pfeufer, die z. B. Erzieherin der Kinder des Duc de Nemours war.

Freude, die ich mir gut ſchmecken laſſe. Alſo eine ſociale Reform oder Revolution, die Republik als etwas, das ſich von ſelbſt verſteht, nur als Dreingabe. Der Krieg d. h. der Angriffs-Krieg von Seite Frankreichs, wird ſchon zu vermeiden ſein, und er trifft uns Deutſche in einer ſchlimmen Verfaſſung, doch iſt bei uns die allgemeine Stimme, Deutſchland politiſch ſo zu regenerieren, daß es eine Ehre iſt, es zu verteidigen, dann aber auch mit einer allgemeinen Volkserhebung zu verteidigen. Gleichſam eine Fortſetzung von 1813—15 aber ohne Baſchkirenzuthat und nichts für die Fürſten, alles für die Völker. Geſchehen die Umgeſtaltungen nicht, ſo giebt es einen gewöhnlichen Soldatenkrieg, in welchem die Deutſchen wenigſtens anfangs erliegen, und das ganze Miſère vom Rheinbund fängt von vorne an.

Wie dieſe politiſche Geſtaltung werden ſolle, das iſt freilich eine höchſt ſchwierige Frage, weil es ja nicht darauf ankommt, was man wünſcht, ſondern was möglich iſt.

Du biſt entzückt über den Mut der Pariſer, mit dem ſie ihre Angelegenheiten beſorgen. Glaube mir, wir Deutſche haben ihn in demſelben Grade. Das Großherzogtum Baden iſt nicht mächtig wie Paris; was in dieſer Stadt erkämpft wird, iſt für ganz Frankreich gewonnen, wir aber hier ſind ein kleiner vorgeſchobener Teil. Wir andere alſo, die wir nicht gleich Euch Revolutionsmännern den kurzen Rauſch der Freiheit preiſen, ſelbſt wenn ein lebenslänglicher Katzenjammer nachfolgt, denken uns die Zukunft folgender Geſtalt: Aufgabe der Souveränität der einzelnen Teile Deutſchlands in allen allgemeinen

Fragen; faktiſche Beſtimmung dieſer Fragen durch einen deutſchen Reichstag, in welchen das Volk wählt; für dieſen Reichstag (dies iſt mein individueller Gedanke) ein Gebiet natürlich republikaniſche Einrichtung desſelben, Frankfurt wäre hierfür ein guter Anfang. Hängen die Völker ihren Fürſten an, ſo ſollen ſie ſie behalten, wir wollen weder mit den Bayern noch mit den Schwaben einen Wanderkrieg führen. Bemächtigt ſich ein Fürſt dieſer Frage, ſo wird ſie freilich raſcher entſchieden; aber es iſt unter ihnen Niemand, der eine große Idee tragen kann. Es hinge jetzt vom Großherzog von Baden ab, König der Deutſchen zu werden. Bis jetzt ſind keine republikaniſche Neigungen im Volke zu ſpüren und eine konſtitutionelle Monarchie in ſo entſchiedener Weiſe wie in England, das Ideal der Gebildeten. Solange es ſo iſt, muß man es ſo treiben; wenn Du alſo herkommſt, und republikaniſieren willſt, ſo werden wir Feinde auf der Tribüne, bleiben deswegen aber doch die beſten Freunde zu Hauſe. Henle iſt noch ſehr gedrückt, aber des einzelnen Unglück kann man kaum mehr bedenken.

Grüße Deine Frau beſtens

Dein Pfeufer.

Heidelberg, 2. März 1848.

Wir haben geſtern à 3000 Mann eine Petition in Karlsruhe unmittelbar in der Ständeverſammlung übergeben. Die völlige Preßfreiheit mit der ausdrücklichen Bemerkung der Miniſter, daß man nicht auf den Bund warten könne, war ſchon vorher gegeben.

Robert Prutz[1])

an

Georg Herwegh.

[1]) Siehe Anhang.

Mein lieber alter Freund!

Mit großem Vergnügen benutze ich die sich eben darbietende Gelegenheit, einige Zeilen sicher und rasch in Deine Hände zu bringen. Wie unzählige Male in diesen letzten so unaussprechlich glorreichen Wochen seid Ihr unser Gespräch gewesen! Wie haben wir Euch glücklich gepriesen und fast sogar beneidet, daß Ihr dieser erhabenen Revolution habt persönlich beiwohnen, daß Ihr die Entzückungen, den Jubel, die Todesseligkeit dieser großen Tage frisch aus erster Hand habt teilen dürfen! Ja Alter, die Welt wird anders, auch unsere goldenen Ideale steigen endlich aus ihren Himmeln nieder und wandeln und wohnen unter uns. Du freilich sitzst an der Quelle und trinkst den erquickenden Strom eines erneuten, befreiten Volkslebens mit vollen Zügen: denk aber doch nicht zu gering, denke darum nicht allzu klein von diesen einzelnen Tropfen und Bächelchen, in denen die Freiheit uns hier in Deutschland zusickert! Das Volk geht in seiner Entwickelung mit Riesenschritten vorwärts; Ereignisse und Resultate, wie die jüngsten Karlsruher, Münchner ꝛc., wer hätte sie nicht vor Wochen noch für unmöglich gehalten? Und das ist das Herrliche bei diesen Dingen, daß sie so ganz frei, so ohne alle Vorbereitung, ja ohne Leiter und Veranstalter

unmittelbar aus dem Volke ſelbſt hervorgehen. Darin ſeh' ich auch das größte Unterpfand der Zukunft: der Löwe hat einmal angefangen, Blut zu koſten; er weiß jetzt, wie es thut — und der Appetit bekanntlich kommt beim Eſſen. — Den härteſten Stand wird die Sache der Freiheit in Preußen haben, nach beiden Seiten hin, bei der Regierung wie beim Volk; jene iſt zu frivol, zu ſelbſtiſch, zu verlogen, dieſes der Mehrzahl nach zu borniert, zu knechtsgewöhnt, zu reſpektsvoll vor Stock und Knute, um ſich der Bewegung mit Ernſt und Nachdruck hinzugeben. Ja ſelbſt nur zu einem einigermaßen ernſten kritiſchen Konflikt ſehe ich in Preußen keinen rechten Anfang. Indeß, der Gott der Geſchichte wird ſchon ſorgen und zur Not, wo der Menſch glaubt zu Ende zu ſein, fehlen ihm ja auch die Wunder nicht! — Den allertrübſten Fleck in Deutſchland hab' im Augenblick Ich inne: Dresden, das Land der Kuchenfreſſer, die verwaſchenſte, farbloſeſte, breiweichſte Generation, die es in Deutſchland giebt: Volk, wie naſſer Schwamm, nicht Welf, nicht Ghibellin, bloße träge Maulaufſperrer, die immer noch glauben, das alles geſchehe bloß „draußen" und bloß damit ſie zu ihrem ſchlechten dünnen Kaffee alle Morgen eine intereſſante Zeitung zu leſen haben! — Welche Mühe ich mir bei alledem gebe, dieſe rohe Maſſe zu bearbeiten und einen Funken Geiſt, einen Funken Thatkraft in ſie hineinzubringen, davon, wie von anderm Perſönlichen, mag Dir Überbringer dieſer Zeilen erzählen, Dr. Gerber: ein ſehr werter Freund von uns, den ich Euch hiermit aufs beſte will empfohlen haben. Energiſcher und unbedingter

Freund der Freiheit, fühlt er ſich von der Halbheit unſeres deutſchen Weſens verdroſſen und geärgert — nicht ganz mit Recht, nach meiner Anſicht: denn was folgt aus dieſer Halbheit, als daß wir, die wir ſie einſehen, nun auch aus allen Kräften unabläſſig dahin arbeiten, ſie aufzuheben? Doch das beiſeit. Gerber geht nach Paris, um ſich in dieſem Meer der Freiheit von ſeinem politiſchen Hypochonder zu heilen: ſchickt ihn uns nicht nur geſund, zu Thaten geſtählt, zurück, ſondern gebt ihm auch Nachrichten von Euch mit, hört Ihr? — Ich halte mich segelfertig für jeden nächſten Wind des Schickſals. Hier bleiben will und mag ich nicht; über das Hin müſſen die nächſten Wochen entſcheiden.

Adieu, liebe, teure Freunde! Wir umarmen Euch beide innigſt. Lebt glücklich, Ihr ſammt Euern Jungens, und behaltet uns lieb.

Euer

alter treuer

Robert Prutz.[1])

Dresden, 12. März 1848.

[1]) Siehe „Briefwechſel Georg Herwegh's mit Robert Prutz und Ludwig Feuerbach."

Robert Blum[1])

an

Georg Herwegh.

[1]) Siehe Anhang.

Herrn Georg Herwegh, Paris.

Lieber Freund!

Denkſt Du nicht gerade mit Widerwillen an Deine Pilgerfahrt durch Deutſchland, ſo wirſt Du auch eine freundliche Erinnerung übrig behalten haben für den Mann, dem Du die Bruderſchaft des Wollens und des Strebens damals ſo freundlich zuerkanntеſt, wie er Dir die Meiſterſchaft des Geiſtes. Dann ſind Dir dieſe flüchtigen Zeilen nicht unwillkommen, die Dir einen jungen Mann empfehlen ſollen, welcher Dich zugleich an das Ende und den Höhepunkt Deiner Pilgerfahrt erinnern wird, an Königsberg. Herr Lork, ſo heißt er, iſt achtungswert an Charakter und Geſinnung, Streben und Wiſſen und wird die Teilnahme, die Du ihm ſchenkſt, zu verdienen wiſſen. Willſt Du etwas davon hören, wie ich bald als Ambroſius und Chryſoſtomus arbeite, weil ſie mich als Thomas Peyne einſtecken würden; oder wie ich in zähneknirſchender Ohnmacht aber äußerlichem Glanze, „Ordnung und Geſetz“ predige — laß Dir's erzählen. Jedenfalls aber denke freundlich zurück, an unſere flüchtige Begegnung, und nimm willig die herzlichſten Wünſche für Dein dauerndes Glück und die treueſten Grüße auf von

Deinem

Rob. Blum.

Leipzig, den 14. Auguſt 1847.

S. den Brief von Julius Fröbel vom 9. Dezember 1848.

Brief

von

Georg Herwegh an Hecker.[1])

[1]) Die persönliche Begegnung zwischen Georg Herwegh und Hecker fand erst später in Muttenz statt.

Paris, 15. März 1848.

Die hiesigen Deutschen fangen an, sich zu organisieren und zu bewaffnen, und es ist Hoffnung vorhanden, in kurzer Zeit ein Korps von 4—5000 Mann eingeübt und mit Offizieren versehen zur Disposition Deutschlands bereit zu haben, welches auf das erste Signal von draußen, daß die Hilfe einer disziplinierten deutschen Armee nötig oder gewünscht wird, an den bezeichneten Ort marschiert.

Mit dem hiesigen Gouvernement sind Unterhandlungen angeknüpft; auf bedeutende und vielleicht Massenteilnahme der Polen in Frankreich ist im Fall partieller oder allgemeiner Insurrektion mit Sicherheit zu rechnen. Die an Strapazen u. s. w. gewöhnte Fremdenlegion, soweit sie aus Deutschen besteht, schnell zu gewinnen, ist gleichfalls, wenn es nötig und gewünscht wird, Aussicht vorhanden. Die Stimmung unter den hiesigen Deutschen ist sehr kriegerisch, und sobald ein erstes Korps wirklich abmarschiert wäre, würden tausende und vielleicht zehntausende organisiert und diszipliniert (um im Fall der Not auch Linientruppen Stand halten zu können) folgen.

Köln, Frankfurt und das Großherzogtum Baden sind die Punkte, auf die sie ihr Hauptaugenmerk richten.

Solange Preußen und Rußland nicht in Süddeutschland intervenieren, oder es zu keinem andauernden, hart-

näckigeren Kampf zwischen Regierung, Regierungstruppen und Volk kommt, würden die betreffenden Länder allein ohne fremde Hilfe fertig werden.

Sollte jedoch der entgegengesetzte Fall eintreten, so wäre hier Niemand mehr zu halten, und kein Zweifel, daß das französische Volksgouvernement (wenn auch nicht offiziell) die Hand dazu bieten würde, alle Deutschen Volontairs von hier waffen- und marschfähig zu machen.

Die Pariser Bevölkerung selbst würde mit Freuden zur Unterstützung bereit sein, da auch noch das egoistische Motiv hinzukommt, viele tausend Handwerker, die den Franzosen Konkurrenz machen, los zu werden.

Bis jetzt habe ich alle Mühe, die enrolirten zusammenzuhalten, daß sie nicht debandieren und in kleinen Abteilungen unsinnige coups de main versuchen. Die Sache wird so am hellen Tage betrieben, und kann überhaupt nur etwas werden, wenn sie imposant wird, daß kein Geheimnis daraus gemacht werden soll, im Gegenteil, jeder, der diese Pläne der hiesigen Demokraten propagiert und uns dadurch Gelegenheit giebt, die Stimmung in Deutschland, Ratschläge, Vorschläge u. s. w. zu erfahren, oder uns in Verbindung mit bereits Organisierten oder zu Organisierenden setzt, uns und der Sache wesentliche Dienste leistet, da es vor allem auf eine Verbindung mit draußen ankommt.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß, wenn wir heute von draußen ein Zeichen zum Aufbruch erhalten, wir binnen acht Tagen wohlgerüstet an der Grenze stehen können. Wenn sich die hiesigen Deutschen bisher noch

nicht in größerer Maſſe geſtellt haben, ſo liegt dies einzig daran, daß man bisher über das Wie, Wo, Wohin, noch im Unklaren iſt. Einmal Zeit und Ort präciſiert, und die Zahl wird im Augenblick bedeutend wachſen.

An tüchtigen Offizieren wird es nicht fehlen, und ſobald die Maſſe der Eingeſchriebenen groß genug, wird ſich ein ordentlicher Kriegsrat an die Spitze ſtellen.

Auf die Hilfe der Deutſchen in Paris iſt jeden Augenblick zu rechnen, und man würde unrecht thun, ſie zu verachten, da viele von ihnen in den drei großen Tagen mitgefochten und alle geſehen haben, wie man eine Revolution macht, und was ein Volk vermag.

Georg Herwegh.

Georg Herweghs Aufruf an die Polen.

Adresse aux Polonais.

Démocrates Polonais!

Nous ne sommes plus le peuple „muet" comme vous nous avez surnommés.

Vous l'entendez: l'Allemagne réclame et revendique à voix haute et impatiente ses droits imprescriptibles; elle rappelle avec instance la démocratie naissante à ses devoirs, à l'acquittement de la grande dette qu'elle a contractée envers votre patrie.

Elle l'y rappelle par les cris mille fois répétés de sa jeune génération, par ce cri qui doit remplir d'allégresse vos cœurs avant tous les autres: Avec la France contre la Russie!

Le cri exprime la conviction profonde du peuple allemand qu'une guerre prochaine est inévitable, guerre de la Liberté contre l'Absolutisme, entre lesquels la Pologne semble avoir été placée pour décider par l'issue définitive de ses destinées orageuses du triomphe de l'une ou de l'autre cause.

En poussant ce cri, l'Allemagne a contracté une alliance indissoluble avec la Pologne et nous n'ajoutons rien au sens profond de ce cri sublime en le modifiant ainsi: Avec la France, avec la Pologne soulevée — contre la Russie!

La dernière révolution française a rejeté pour toujours le principe conquérant: c'est le principe de la faiblesse — et l'Allemagne, l'Allemagne démocratique — nous nous en portons garants — saura donner à cette grande idée la sanction d'une grande action.

Etre contre la Russie signifie: ne pas prendre part à ses rapines, ne pas partager son butin; être contre la Russie signifie: lui arracher ce butin injustement acquis.

Une Allemagne libre et unie n'a pas besoin de s'annexer une nationalité étrangère; même désunie elle n'y gagne rien en force. Au contraire — dans nos convictions intimes, la liberté, l'unité de l'Allemagne deviennent impossibles avec une pareille accession, un pareil vol, nous n'hésitons pas à le déclarer — cette liberté n'est qu'une chimère sans le rétablissement d'une Pologne puissante, libre et démocratique, placée entre l'Allemagne et la Monarchie absolutiste de l'Orient. Car aussi longtemps qu'un pouce de terre polonaise restera prussien, la Prusse restera russe et jusqu'à ce que la Prusse cesse d'être russe l'inimitié régnera entre le Nord et le Sud de l'Allemagne.

La question polonaise est donc une question de vie et de mort pour vous comme pour nous et la garantie d'une solution heureuse de cette question ne se trouve que dans l'immuabilité de nos sentiments démocratiques.

Car la démocratie est maintenant la seule arme éprouvée contre l'Absolutisme, et bien que nos sympathies

soient depuis longtemps acquises à toute votre nation — c'est vous que nous avons salués de préférence, vous qui avez reconnu et proclamé les premiers que pour la Pologne aussi il n'y a de salut que dans la démocratie.

Courage donc frères! votre heure est venue. La justice éternelle a déjà atteint un de ces gouvernements si cruellement coupables envers vous. Nous l'avons vu tomber en poussière devant le courroux du peuple, ce gouvernement perfide qui avait inauguré son ignominieuse carrière en vous trahissant, en vous abandonnant dans votre lutte héroique. Le jour de la vengeance sur notre ennemi commun est proche — et les démocrates allemands ne déposeront pas les armes, tant que le nom du peuple polonais ne retentira pas plus magnifiquement que jamais dans le cœur des nations Européennes. Et alors aussi, notre ennemi commun cessera de l'être. Dans l'ivresse d'une fraternité générale, gardons-nous de prononcer aucune excommunication irrévocable. La liberté franchit toutes les limites; elle marche, elle marche et nous conquiert partout des frères. Le salut de la Pologne sera le salut de la Russie. Ainsi soit-il! La voie que nous avons à parcourir est la même; nos destinées sont unies. Que notre cri de guerre soit aujourd'hui: Pas d'Allemagne libre sans une Pologne libre. Pas de Pologne libre sans une Allemagne libre!

Georges Herwegh.

Au citoyen Georges Herwegh.

Aux démocrates Allemands à Paris.

Frères,

Le vieux despotisme croule. L'Europe passe du vague des sentiments à la réalité de l'action. En France, la démocratie n'est plus une espérance des âmes ardentes, mais la Providence de tous. Elle le sera dans le reste de l'Europe, si toutes les nations savent remplir leurs devoirs. Elles ont à combattre le même ennemi, celui qui, en Pologne, foule aux pieds tout ce qui est entouré d'une auréole de sainteté.

Frères, au nom de la société démocratique polonaise, dont nous sommes l'organe, nous acceptons l'alliance de l'Allemagne démocratique que vous nous offrez. Nos efforts réunis briseront tous les obstacles.

Dites à vos frères que, dans les circonstances actuelles, c'est d'eux que dépendent les destinées futures de l'Europe. Dites leur que c'est pour le salut du monde qu'ils doivent vous suivre sans faiblir dans la carrière humanitaire et démocratique dont vous êtes les apôtres. Dites leur que si l'Allemagne se contentait des concessions infimes, mensongères — aujourd'hui arrachées à la frayeur des Princes, demain peut-être déchirées par leur perversité — dites leur qu'alors l'Allemagne ne vivrait que pour elle, que reniant le devoir que lui impose la solidarité humaine, elle retarderait la réalisation d'une oeuvre immense comme l'avenir infaillible, comme

les décrets de Dieu. Dites leur que l'Allemagne, unie, démocratique, peut seule remplir les conditions que comporte la nationalité allemande. L'Allemagne princière, morcelée, ne saurait tôt ou tard, que devenir l'instrument des haines couronnées. C'est là votre mission, frères, d'épargner à l'Allemagne des regrets douloureux, et à l'Europe des flots de sang.

A l'œuvre donc frères! Que la Démocratie devienne le cri de l'Allemagne entière. Que la Démocratie devienne la passion des cœurs allemands, le souffle de la vie de tout allemand patriote. Vous remplirez cette tâche, nous n'en doutons pas, vous démocrates Allemands, qui secondiez avec autant de sentiments fraternels, que de courage, les efforts que la Démocratie polonaise ne cessait de faire afin d'accélérer le triomphe de la Démocratie.

Quant à la Pologne, frères, elle couvrira l'Europe de son sein papitant. Les Polonais sauront défendre leur poste, et y mourir s'il le faut.

Vive l'Allemagne démocratique!!

Vive la Pologne!!

Paris le 24 Mars 1848.

Le comité Central de la société démocratique polonaise.

Général François **Sznaydé**, Stanislas **Worcell**,
Albert **Darasz**, Vincent **Mazurkiewicz**,
Victor **Heltman**.

Zur Geſchichte der deutſchen

demokratiſchen Legion aus Paris.

Von einer Hochverräterin.

Vorwort.

Man hat über das Entstehen, die Absicht und das Resultat der deutschen demokratischen Legion aus Paris schriftlich und mündlich so viel und so schlecht gefabelt, daß es mir im Interesse der Wahrheit nicht unwichtig scheint, die Sache in ihrem rechten Lichte hinzustellen, so, wie es aber nur der vermag, der wie ich vom Anfang bis zum Schluß dem ganzen Unternehmen Schritt für Schritt mit Sympathie und thätiger Teilnahme gefolgt ist.

Alle andere Bedenken, die mich zu jeder anderen Zeit bestimmen würden, den litterarischen Weg nie zu betreten — müssen in einem Augenblicke, wie der jetzige wegfallen, wo es weder einer besonderen Begabung, noch eines schriftstellerischen Berufs bedarf, auch seine Stimme für die Freiheit zu erheben, und der Verleumdung energisch entgegenzutreten; sondern nur eines Menschen, dessen Gefühlsnerven etwas über den Kreis seiner Privatverhältnisse hinausreichen, dessen Herz ein starker Resonnanzboden alles dessen, was in dem der ganzen Menschheit pulsiert.

Diese Eigenschaft dünkt mich, ist weder eine ausschließlich männliche noch weibliche — sie gehört beiden Geschlechtern an, soweit sie sich eben mit Beibehaltung der ihnen eigentümlichen Auffassungsweise zu Menschen emanzipiert haben.

Herwegh. 1848.

Ich mache dieſe lange Vorrede zu einer vielleicht recht kurzen, recht unbedeutenden Arbeit, um mich von vornherein gegen den Verdacht zu wahren, die Zahl der ſchriftſtelleriſchen Frauen (mit dem techniſchen Ausdruck bas-bleus genannt) irgendwie, ſelbſt auch nur vorübergehend vermehren zu wollen. —

Vor dieſer Laufbahn hat mich alles geſchützt, was überhaupt ſchützen kann:

Der Mangel an Beruf, an Neigung dazu, und vor allem Eins, das am ſicherſten und zugleich am ſchönſten vor der litterariſchen Peſt bewahrt — ein gutes, liebendes Geſchick.

Ich nehme heut die Feder zur Hand, wie ich ſchon bemerkt, als die mir im Moment einzig zu Gebot ſtehende Waffe im Intereſſe der Wahrheit und in dem der armen gefangenen Freunde etwas, ſei es auch noch ſo gering, zu thun.[1])

Der Deutſche, ſoweit ich ihn kenne, giebt leichter Geld für Geſchriebenes als für Lebendiges aus, und da mir's vollkommen einerlei, ob man dieſe kleine Broſchüre aus Intereſſe, Neugier, ja ſelbſt aus Böswilligkeit kauft, ob man ſie mit Gleichgültigkeit, mit Geringſchätzung oder mit Befriedigung beiſeite legt, vorausgeſetzt, daß man ſie kauft, ſo denk' ich, ich fang' ohne weiteres an. E. H.

[1]) Der etwaige Ertrag der Broſchüre war für die Gefangenen beſtimmt.

Drei Tage hatten den Kindern von Paris genügt, die alte, morſche Welt mit all' ihren Vorurteilen, ihren Privilegien zu begraben und das Banner einer neuen jubelnd aufzupflanzen.

Ich ſage, den Kindern von Paris, denn ſie waren es recht eigentlich, welche ohne Führer, ſelbſt von den Deputierten der Oppoſition verlaſſen, am 24. Februar als Sieger in die Tuilerien einzogen und dem Königtum durch den einſtimmigen Ruf: Vive la république! ein Ende machten.

Ja, vive la république! aber eine ſolche, wie ſie groß und keuſch aus den Händen des armen Volkes hervorgegangen, und von ihm weder als das ausſchließliche Eigentum ſeiner noch irgend einer andern Nation, ſondern als das beglückende Band aller Völker gedacht und geſchaffen war.

Darum allein hatte dieſe Revolution auch eine Bedeutung, darum die ungeteilten Sympathien aller guten, freien Menſchen.

Polen, Italiener, kurz die verſchiedenen fremden Nationen, die hier in Paris zahlreich repräſentiert waren, ſchickten als Ausdruck ihrer Freude und Bewunderung Adreſſen und Deputationen an das franzöſiſche Volk, das auch jetzt wieder ſo glorreich die Initiative für Alle er-

griffen hatte — nur die Deutſchen, die gewöhnlich hintennachziehen und zum Feſt kommen, wenn alle andern längſt abgeſpeiſt und ihnen nichts als die beaux restes übrig gelaſſen — hatten es noch nicht zu einem gemeinſamen Gruß bringen können.

Um jene Zeit kam der ehemalige Redacteur der Brüſſeler Zeitung Herr Adalbert von Bornſtedt nach Paris und machte einen Beſuch bei Herwegh. Er lud ihn zu einer Verſammlung von Deutſchen ein, die noch am ſelben Abend im Café de Mulhouse zuſtande kommen ſollte, um ſich wegen einer Adreſſe an das franzöſiſche Volk zu beraten. Gegen 400 fanden ſich zur beſtimmten Stunde auch daſelbſt ein und verſtändigten ſich, o Wunder! wirklich darüber, daß es an der Zeit wäre eine gemeinſame Manifeſtation zu machen.

Dieſe ohne Aufſchub ins Werk zu ſetzen, erwählten ſie gleich aus ihrer Mitte ein Comité, zu deſſen Präſidenten ſie Herwegh ernannten und ihm den Adreßentwurf übertrugen. Herr v. Bornſtedt und Herr v. Löwenfels wurden zu Vicepräſidenten gewählt, und einige andere Herren, deren Namen ich mich im Augenblick nicht erinnere, übernahmen die Stelle der Sekretäre.

Um die deutſche Nation bei den Franzoſen würdig zu vertreten, bedurfte es eines unbefleckten Namens, einer Stimme, die dem deutſchen Volke lieb und bekannt war — deshalb fiel die einſtimmige Wahl auf Herwegh.

Der Name des Herrn v. Bornſtedt war damals, ſo wenigſtens ſagte man uns, kompromittiert; ob mit Recht oder Unrecht weiß ich nicht, und es kümmert mich

auch wenig. Wir hatten nichts für, nichts gegen ihn, er war uns unbekannt.

Herwegh nahm die Wahl an, setzte die Adresse auf, und das Comité erließ einen Ruf an sämmtliche hier lebende Demokraten, sich Montag den 6. März im Saale Valentino einzufinden um darüber abzustimmen.

Die Versammlung war zahlreich. Gegen 4000 Deutsche hatten sich eingefunden und mit großem und ungeheucheltem Beifall die Adresse von Herwegh begrüßt, welche ich hier wörtlich einschalten will.

An das französische Volk!

Der Sieg der Demokratie für ganz Europa ist entschieden. Gruß und Dank vor allem Dir, französisches Volk! In drei großen Tagen hast Du mit der alten Zeit gebrochen und das Banner der neuen aufgepflanzt für alle Völker der Erde.

Du hast endlich den Funken der Freiheit zur Flamme angefacht, die Licht und Wärme bis in die letzte Hütte verbreiten soll.

Die Stimme des Volkes hat zu den Völkern gesprochen und die Völker sehen der Zukunft freudig entgegen. Vereint auf einem Schlachtfeld treffen sie zusammen, zu kämpfen den letzten, unerbittlichen Kampf für die unveräußerlichen Rechte jedes Menschen.

Die Ideen der neuen französischen Republik sind die Ideen aller Nationen, und das französische Volk hat das unsterbliche Verdienst, ihnen durch seine glor-

reiche Revolution die Weihe der That erteilt zu haben. Ja, überall in Europa erwachen die demokratiſchen Ideen, überall ſtehen Millionen Männer bereit, dafür zu leben und zu ſterben.

Während die Allmacht des Volkes Wunder wirkt, kommt die Ohnmacht ſogenannter abſoluter Mächte immer deutlicher zum Vorſchein.

Unerſchrocken und glücklich, hat die Schweiz ihrer koaliſierten Schwäche Trotz geboten, unerſchrocken und glücklich ſchreitet Italien vorwärts.

Deutſchland iſt bereits in ſeinen tiefſten Tiefen erregt und wird und kann in dem begonnenen Kampfe nicht zurückbleiben, dem es längſt durch den Gang ſeiner geiſtigen Entwicklung mit vorgearbeitet hat.

Die Freiheit bricht ſich Bahn, und die Tyrannei ſelbſt iſt verdammt ihr durch blinden Widerſtand Bahn brechen zu helfen und ihr Verbündeter zu werden. —

Franzöſiſches Volk, wir gehen Hand in Hand mit dir.

Wie groß und ſchwierig auch immer unſere Aufgabe iſt, wir fühlen die Kraft mit der Arbeit wachſen.

Erhalte nur Du deine Freiheit — das einzige, was der Erhaltung wert iſt.

Erhalte allen deinen Kindern, was ſie alle erkämpften, und die einzige Hilfe, welche wir von dir begehren, iſt, daß du ſtandhaft bleibſt und uns zujauchzeſt, wenn wir von den Zinnen des von deutſchen Händen eroberten Deutſchlands dir zurufen:

Es lebe die Freiheit, die Gleichheit, die Bruderliebe!

Es lebe die Demokratie!

Es lebe die europäische Republik!

Nachdem Herwegh seinen Vortrag beendigt, forderte er diejenigen in der Versammlung, welche fertige Adressen bei sich hatten, auf diese ebenfalls zu lesen, um dann den Anwesenden die Wahl frei zu stellen.

Herr Venedey, der während des Vortrages mit unglaublicher Aufregung und vielem Schweiß zu Herwegh hinauf geblickt hatte, wie jemand, der nur mit größter Mühe einen seltenen Schatz verbirgt und den Moment beflügeln möchte, wo er ihn endlich der Welt offenbaren darf, ließ sich dies nicht zweimal sagen.

Mit einem Satz schwang er sich auf die Tribüne, zog ein Manuskript hervor und verlas in gebrochenem Französisch und mit bebender Stimme etwas, das ich nicht näher zu klassifizieren verstehe und deshalb dem Leser gern zur unparteiischen Würdigung übergäbe, jedoch leider weder besitze noch mir verschaffen kann.

Das einzige, was ich davon zu melden weiß, ist, daß es eine sehr schwache Approbation fand. — Etwa 50 Stimmen erklärten sich anfangs dafür, riefen aber bald darauf: Wir haben nichts verstanden, Sie müssen es deutsch lesen.

Grausames, unerbittliches Geschick!

Herr Venedey mußte sich entschließen, sein Manu-

ſkript Satz für Satz zu überſetzen, und ſomit ſich ſelbſt das Verdammungsurteil zu ſprechen, da dieſes Experiment am wenigſten geeignet war, das Publikum über die Gedankenloſigkeit ſeiner Arbeit in Zweifel zu laſſen.

Die Stille in der Verſammlung wurde immer peinlicher, die Zahl der anfänglich dafür geſtimmten Zuhörer mit jedem Satze geringer, bis ſie ſich endlich unter der großen Majorität der Gegner verlor.

Während die Adreſſe von Herwegh im rein demokratiſchen Sinne und ſo abgefaßt war, daß ſie jeder freie, gute Menſch ohne Bedenken unterzeichnen konnte, gleichviel, auf welches Dogma er ſonſt auch ſchwören mochte, war die Venedeyſche ganz im eng-patriotiſchen Sinne von 1813 und 15 gehalten und verfehlte dadurch doppelt ihre Wirkung. Einmal, dem franzöſiſchen Volke gegenüber, dem ſie in ſehr geſchmackloſer Form eine nur ſehr kärgliche Anerkennung zollte, mithin nicht als Ausdruck lebendiger Sympathie betrachtet werden konnte, was der einzige Zweck dieſes gemeinſamen Grußes war, und allen den Deutſchen gegenüber, die den hier errungenen Sieg nicht als einen ſpeziell franzöſiſchen anſahen, ſondern als einen, deſſen Früchte der ganzen Menſchheit zukommen ſollten, weil alle Völker ihren lebendigen Teil daran gehabt. Ich würde ein ſo unerquickliches und ſcheinbar unwichtiges Kapitel von der Annahme oder Nichtannahme einer Adreſſe vollſtändig mit Schweigen übergehen, beſonders in einer Zeit wie die, in der wir leben, wo die einzelnen Individuen immer mehr und mehr in den Hintergrund treten, die Begabteſten ſelbſt, kaum auf-

getaucht, von dem großen Strom der Geſchichte wieder verſchlungen werden, und es ſehr gleichgültig iſt, Wer das Schlagwort ausſpricht, vorausgeſetzt, daß es überhaupt ſein Organ findet — handelte es ſich hier nicht um mehr als perſönliche Differenzen.

Die beiden Elemente jedoch, die ſich in dieſer Adreſſe feindlich gegenüberſtanden, es ſind dieſelben, um die ſich heute der Weltkampf bereits entſponnen, und der Sieg des einen oder anderen wird entſcheiden, ob wir wirklich einer neuen Zeit, einer freien Zukunft entgegengehen, oder ſchrecklicher denn je dem ſcheußlichſten Abſolutismus in die Hände fallen.

Während die Republik von den Demokraten als ein großes, weltbefreundendes Ereigniß erkannt und begrüßt wurde, bemühten ſich die Nationalen dem neugeborenen Kinde gleich einen Taufſchein auszuſtellen und der fünfziger Ausſchuß zog dem jungen Weltbürger, der auf dem beſten Wege war, Brüderſchaft mit Jedem zu ſchließen, der ihm freundlich die Hand bot — ſchnell rote Hoſen an und machte ihn zum Franzoſen. — Nun, was rote Hoſen in Deutſchland bedeuten, daß weiß ein jeder! und wer wie ich erfahren, daß Dank ein Paar ſolcher ein armer 15jähriger Knabe, der nach dem Gefecht bei Niederdoſſenbach den württembergiſchen Koſacken in die Hände fiel, an die Kanone gebunden wurde, weil man von ſeiner zufälligen Beinbekleidung (das arme Kind hatte die Hoſen in Straßburg geſchenkt bekommen) auf ſein Vaterland ſchloß, der zweifelt nicht mehr, daß das Mittel, welches ſich die Nationalen erwählt hatten, zwar perfid, aber

nichtsdestoweniger wirksam war. Um die Sympathien für die junge Republik gleich im Keime zu ersticken, war es das Klügste, ihren kosmopolitischen Charakter zu einem lokalen herabzuziehen, und daran ließen es die Herren Patrioten nicht fehlen.

Dergleichen kleinliche Machinationen glücken wohl eine kurze Zeit — lange nicht — denn weder das heilige Parlament zu Frankfurt, noch die assemblée nationale hier, ist mächtig genug, das große Werk der Revolution zu einer kleinen Taschenausgabe umzupfuschen, die jeder nach Belieben mit sich nach Haus schleppen und hermetisch verschließen kann.

Das souveräne Volk, daß die Statue der Freiheit zur Freude aller Menschen schön und groß auf freiem Platze errichtet hat, sieht Euch im Gefühl seiner unüberwindlichen Macht ruhig und langmütig eine Weile zu; — wenn's aber merkt, daß Ihr ein Kabinettstück daraus machen wollt — dann wehe Euch und Euern Kabinetten.

Außer diesen beiden Parteien, der „demokratischen" und „nationalen", deren erste ihr Organ in Herwegh, die letzte in Herrn Venedey gefunden hatte, bildete sich leider gleich bei Gründung der Gesellschaft noch eine dritte, die den beiden anderen entgegen war, und dadurch eine neue Spaltung der Kräfte veranlaßte, die Herwegh so gerne auf Einen Kampfplatz zum gemeinsamen Wirken vereinigt hätte.

Ich spreche hier von einem Teil der Kommunisten, die sich gleich von den Demokraten lossagten, und einen Separatklub bildeten, weil sie sich im demokratischen Verein nicht ausschließlich repräsentiert sahen.

Herwegh, der ebensowenig in socialer als in religiöser Beziehung irgend einer Kirche oder Kapelle angehört, aber seiner ganzen Natur nach, in allem, was den Umsturz der bestehenden Gesellschaft bezweckt, mehr mit den Ansichten der äußersten socialen Partei, als mit denen irgend einer anderen übereinstimmt, war diese Scheidung sehr leid, und er that, was in seinen Kräften stand, sie auszugleichen, da er sich jedoch zu keinem politischen oder socialen Dogma bekennen wollte, so blieb die Mühe, welche er sich gab, fruchtlos. (Ich bemerke dies ausdrücklich, weil diese Trennung eine nur momentane war, die nicht länger währen konnte, als das Motiv, das sie hervorgerufen.) Ja, wäre nicht jeder Deutsche mit seltenen Ausnahmen nach einer Seite hin wenigstens Pfaffe, so wäre die Einheit Deutschlands längst mehr als ein Problem, das zu lösen, man schon seit Jahrhunderten vergeblich bemüht gewesen und sich noch manches Jahr vergeblich mühen wird; und wäre in unserem lieben Vaterlande nicht jeder seine eigene Republik, und mithin der natürliche Feind seines Nachbars, wenn dieser nur im geringsten, ja, ich möchte sagen, sich nur im Einband von ihm unterscheidet, so wäre die große deutsche Republik längst zu Stande gekommen; aber dieses musikalische Volk par excellence begreift bis jetzt nur die Einheit in der Eintönigkeit und selten, sehr selten die tiefe Harmonie, die gerade erst aus der Fülle und Mannigfaltigkeit der Accorde hervorgeht.

Es thut mir leid, den Faden der Geschichte nicht eher wieder aufnehmen zu können, bis ich zuvor noch

einmal zu Herrn Venedey zurückgekehrt bin und dem Leser pflichtschuldigst mitgeteilt habe, wie sich selbiger über seine litterarische Niederlage im Saale Valentino zu trösten suchte — die ihn vielleicht mehr als billig gekränkt hatte.

Er war seit 18 Jahren flüchtig, und hatte während dieser Zeit, wie er sagte, viel gelitten und viel gedarbt, darauf hätte man allerdings bei Beurteilung seines Manuskripts Rücksicht nehmen sollen. Dies war nun einmal von dem undankbaren Auditorium versäumt worden, und so mußte er selbst für seine Réhabilitation als homme de lettres sorgen.

Das Heilkraut, dessen er sich endlich bediente, um die seiner persönlichen Eitelkeit tief geschlagenen Wunden damit zu schließen und sich augenblickliche Linderung zu verschaffen, hieß: Verleumdung, und wurde von unserem Kranken nach eigenem Gutachten folgendermaßen gebraucht:

Er sandte davon unverdrossen während mehrerer Wochen ein Blatt nach dem anderen an die kaum frei gewordene deutsche Presse und wickelte dies Geschenk in eine große Anzahl langweiliger und unwahrer Artikel ein, deren Hauptzweck darin bestand, den anfangs ganz friedlichen Charakter der hiesigen deutschen, demokratischen Gesellschaft als eine für Deutschland gefahrbringende hinzustellen und dadurch das Wirken des Vereins von vornherein unpopulär zu machen, was ihm denn auch zum Teil glückte.

Seine Berichte fanden bei allen Reaktionärs (die Herren Liberalen nicht ausgeschlossen) ein geneigtes Ohr,

desgleichen beim Philister, dem alles ein Greuel ist, was die bestehende gesetzmäßige Unordnung irgendwie zu erschüttern droht, und machten es — was das Schlimmste war — den guten, echten Republikanern, die nicht in direkter Beziehung zu den hiesigen Demokraten standen, fast unmöglich, sich über die wahren Intentionen der neugebildeten Gesellschaft zu unterrichten.

Doch will ich dies unerquickliche Thema hier fallen lassen, und zum Hauptfaden zurückkehren, entschlossen, ihn mit möglichst weniger Unterbrechung fortzuspinnen.

Zwei Tage nach der Versammlung im salle Valentino fanden sich um die Mittagsstunde gegen 6000 Deutsche auf der place du Carrousel ein. An der Spitze die französische und deutsche Fahne, brüderlich verbunden, begab sich der Zug bis vor das Hôtel de Ville, wo Herwegh, begleitet von etwa dreißigen seiner Landsleute, die Adresse überreichte, die mit warmem Enthusiasmus von den einzelnen Mitgliedern des provisorischen Gouvernements angenommen, und von einem derselben, Herrn Crémieux, erwidert wurde.

Der Moniteur vom 9. März giebt darüber folgende Details:

Le gouvernement provisoire a reçu une députation des démocrates allemands, qui est venu lui apporter une adresse signée par 6000 de leurs compatriotes Mr. Crémieux au nom du gouvernement provisoire a répondu:

Citoyens d'Allemagne, nos cœurs sont vivement émus des nobles paroles que vous venez de faire

entendre; elles sont dignes du Peuple que vous représentez et de notre ère de liberté dans laquelle la France vient de rentrer la première, mais où elle sera suivie par toutes les nations raisonnables qui voudront aussi être libres. (de toutes parts: Oui! Oui!)

Séjour de la philosophie et des hautes études votre Allemagne sait bien ce que vaut la liberté, et nous sommes assurés qu'elle saura la conquérir par elle même sans autre aide étrangère que cet exemple vivant que nous donnons au peuple; exemple qui doit prouver à tous que la liberté est le premier des biens et la première nécessité pour l'homme (applaudissements).

„Citoyens d'Allemagne, tout marche autour de nous, nous aurions été bien surpris, si au moment où nous avons donné le signal, l'Allemagne ne s'était pas aussi noblement réveillée. Elle s'agite, elle coordonne ses pensées.

l'Allemagne ne se précipite pas, elle marche, mais quand l'Allemagne marche, elle arrive au but. (Bravo! bravo!)

En attendant le jour où, forte d'elle même, comme une grande nation qu'elle est se constituant dans sa puissance, l'Allemagne proclamera ces grandes idées de liberté qui viendront l'entourer d'une nouvelle auréole, la France prend la plus vive part aux événements importants qui se préparent sur le sol de l'antique Germanie. (Bravo! bravo!)

La France applaudit avec bonheur à toutes les tentatives de liberté; c'est la liberté qui rapproche et réunit les peuples. Du jour où les nations sauront qu'elles sont soeurs, il n'y aura plus, comme vous l'avez dit qu'une seule république sur la terre, et nous pourrons tous crier: Vive la liberté! (Applaudissements de toutes parts:) Vive la liberté!

Herwegh, indem er beide Fahnen überreichte:

„Que le drapeau français et le drapeau allemand restent unis à tout jamais! pour le bonheur du monde.

Mr. Crémieux.

„Nous recevons ce double drapeau comme nous avons reçu le double drapeau français et américain. Ainsi se forment les alliances des peuples. (Les cris de: Vive la république française! accueillent ces dernières paroles).

Ich füge hier noch bei, daß die Adreſſe der deutſchen Demokraten die einzige war, welche ſpäter in dem berühmten Bulletin aufgenommen wurde.

Vom Hôtel de ville ging der Zug auf die place de la bastille. Dort am Fuß der Juliſäule erſcholl der einſtimmige Ruf: Vive la république universelle, und ſo ſchied man von einander.

Dieſe zwei großen Verſammlungen hatten jedoch den Wunſch nach wiederholten Zuſammenkünften in jedem Einzelnen angeregt, den die äußeren politiſchen Verhältniſſe und die täglichen Nachrichten aus der Heimat bald zu einem wirklichen Bedürfniß ſteigern mußten.

Jeder wünſchte, ſich möglichſt bald an der Volksbewegung thätig beteiligen zu dürfen, die ſich wie ein großer, unaufhaltſamer Strom auch in Deutſchland Bahn zu brechen begann.

Die hieſigen Deutſchen waren noch voll von den Eindrücken der Februartage, die meiſten der Arbeiter, welche ſpäter die deutſche Legion bildeten, hatten auf den Barrikaden mitgefochten — geſehen, gefühlt was ein Volk vermag, und zweifelten keinen Augenblick, daß dasjenige, was hier erobert und ſo leicht und freudig erreicht worden war, auch binnen kurzem das Eigentum aller Nationen werden müſſe.

Von dieſem Gefühl beſeelt, ſchickten mehrere hundert Handwerker, die auch bei den zwei erſten Verſammlungen zugegen geweſen waren, einige Abgeſandte an Herwegh — Herrn v. Bornſtedt an der Spitze. — Durch dieſen ließen ſie ihn dringend auffordern, die Präſidentſchaft, welche ihm die demokratiſche Partei bei ihrem Entſtehen auf einige Stunden erteilt hatte, auch noch ferner zu behalten, und den Verein jetzt nicht zu verlaſſen, wo ein gemeinſames Wirken mit jedem Tage unerläßlich werden könne.

Herwegh wollte damals allein nach Deutſchland zurückkehren, um wie jeder Andere auch ſein Wort mit zu reden in den neuen Verhältniſſen.

Die hieſigen Landsleute drangen jedoch ſo unabläſſig mit der Bitte in ihn, ſich ihrer Wahl nicht zu entziehen, daß er es für ſeine Pflicht hielt, ihrem einſtimmigen Wunſche nachzugeben und eine Stellung einzunehmen, deren

Klippen er ſehr klar vorausſah.[1]) Kommt es zu einer gemeinſamen That und mißglückt dieſe, ſo fällt immer die Verantwortlichkeit auf den Führer, gleichviel, ob er ſich um die Stellung beworben, ſie aus Neigung oder nur aus Selbſtverleugnung angenommen — und iſt das Reſultat befriedigend, ſo hat er die üble Laune aller derer zu ertragen, deren Eitelkeit dabei nicht ihre volle Rechnung gefunden, und was das Ärgſte — den Beifall einer Menge, deren Würdigung allein durch den glücklichen oder unglücklichen Ausgang bedingt wird. Darum wehe denen, die regiert werden, aber nicht minder beklagenswert die, welche regieren, ſei es auf lange oder kurze Zeit, über viel oder wenig Menſchen, mit oder ohne Neigung.

Herwegh machte ſich, wie geſagt, keine Illuſionen, er war ſich der Verantwortlichkeit, welche er übernahm, ſehr wohl bewußt. Deshalb allein war auch das Opfer, das er den anderen brachte, indem er ſtatt den eigenen Weg entſchieden und frei zu verfolgen, ſich dem Willen ſo Vieler anſchloß und teilweis unterordnete, kein ganz geringes.

Die wenigſten Menſchen wollen ja dasſelbe, oder wollen überhaupt etwas Beſtimmtes und nur eine ſehr kleine Zahl will wirklich die Freiheit, als das ewig zu erſtrebende Ideal, als das Einzige, was des Kampfes wert iſt.

Die Mehrzahl begehrt gewöhnlich nur ein neues

---

[1]) Siehe Anmerkungen.

Kleid für den alten Götzen, den es dann je nach den Attributen bald Monarchie, bald Republik tauft, wobei aber im Grunde alles beim alten, jeder Stein unverrückt bleibt, und es nur auf etwas mehr oder minder Heuchelei herauskommt.

Daß zu einer neuen Welt vor allem neuer Stoff gehört, neue, breite Weltanschauungen, Urmenschen, wenn man sich so ausdrücken darf, um dem alten Egoismus; der alten Thorheit und civilisierten Barbarei dem Wesen nicht nur dem Schein nach den Garaus zu machen, — daran denken die wenigsten, geschweige, daß sie fähig oder Willens wären, sich selbst mit umzuschaffen — und ohne das, geht's nicht ehrlich vorwärts.

Doch zur Geschichte! Während die deutschen Demokraten so ihre Versammlungen hielten, ohne irgend bestimmt zu wissen, welches Mittel zu ergreifen, um die politisch-soziale Reform auch im Vaterland möglichst schnell fördern zu helfen (denn nur von einer solchen konnte die Rede sein, wo es sich darum handelte, Jedem eine freie, menschliche Existenz zu sichern), kam die Nachricht von Wien, schnell darauf die von Berlin, und Brief auf Brief aus Baden, die von den dortigen Unruhen Bericht erstatteten.

Das war Zündstoff genug! ja, so viel, daß ein Teil der Gesellschaft sich entschieden erklärte, in den nächsten Tagen nach Deutschland zu ziehen, ob mit ob ohne Zustimmung des Comités. „Jetzt, wo sich unsere Brüder draußen schlagen, sollen wir hier Reden halten? —" daraus wird nichts. Wir wollen uns unser Recht mit erkämpfen helfen.

So bildete ſich ſchnell die erſte Kolonne, wählte ſich ihre militäriſchen Führer, und begab ſich auf den Marſch nach Straßburg, ohne irgend einen beſtimmteren Plan als den, die Republik ſo ſchnell als möglich in Deutſchland mit durchſetzen zu helfen, und im Grund war dies auch für den Anfang genügend.

Dieſe Avantgarde zurückzuhalten, ja nur ſo lange, bis Herwegh ihr die nötigen feuilles de route beim gouvernement provisoire ausgewirkt, ſtand in der Macht keines Einzigen.

Hinaus! in dieſem ſtürmiſchen Ruf lag aller Verſtand, über den ſie im Augenblick zu disponieren hatten.

Das war nicht viel, wenn man will, zumal für Deutſche, die aus dem reiflichen Überlegen nicht ſelten ihr Métier machen, und es, wenn's gut geht, darin oftmals ſo weit bringen, daß ſie den herannahenden Sturm zu begreifen anfangen, nachdem er ſie ſelbſt zu Boden geſchleudert, — erſtaunlich wenig: der Unverſtand iſt aber zuweilen gar reizend, mir wenigſtens gefällt er recht gut, — beſonders, wenn er ſich mit einer ſolchen Fülle jugendlicher Kraft, Begeiſterung und gutem Willen Bahn bricht, wie es hier der Fall war.

Ich glaube durch die einfache und wahre Relation über das Entſtehen des erſten Corps der deutſchen Legion alle jene lügenhafte Gerüchte widerlegt zu haben, in denen die Sache überall ſo dargeſtellt wurde, als ſei irgend jemand vom Comité oder Präſidenten aus durch Verſprechungen verlockt, angeworben und aus ſeiner ſicheren Stellung herausgeriſſen worden.

Zur Widerlegung dieſes letzten Punktes mag das einfache Faktum genügen, daß gerade zu jener Zeit ſchon 50 000 franzöſiſche Arbeiter brot- und beſchäftigungslos waren, und ſich die hieſige Regierung in der augenblicklichen Not gezwungen ſah, den größten Teil der fremden Handwerker zu Gunſten der Landeskinder aus den Stellen verabſchieden zu laſſen, — wodurch allein viele Tauſend Deutſche auf die Straße geſetzt wurden.

Von Verſprechungen irgend einer Art war nun gar nie die Rede, und mehr als hundertmal habe ich es mit angehört, daß Herwegh denen, die ſich bei ihm zum Abmarſch meldeten und naiv fragten: „Was ſind denn die Bedingungen von Straßburg an (bis dorthin bekamen ſie Marſchrouten)?“ antwortete: „Hunger und Kanonen, meine Freunde — wer etwas Beſſeres hofft, nicht aus eigenem, freiem Antrieb hinausgeht, oder dies ganze Unternehmen gar für eine Lebensverſicherungsanſtalt hält, der bleibe ja zurück, denn es ſind viel mehr Chancen zu einer erſten materiellen Niederlage als zu einem ſchnellen Siege da. Die Republik will ihre Opfer, ſie läßt ſich Niemandem gewaltſam aufdringen, aber ebenſowenig zu Frankfurt votieren oder im Spaziergehen erobern.

„Wer nicht bereit iſt, Alles auf die Karte zu ſetzen, Hunger, Elend aller Art zu ertragen, barfuß zu laufen und zu fechten, wenn's Not thut, — der bleibe getroſt zu Haus, wir können keine Dilettanten gebrauchen.“

Die anderen Mitglieder des Comité, die faſt alle Militairs geweſen und von denen der jugendliche Teil natürlich beſonders ungeduldig war, ſich im Dienſte der

Freiheit die erſten Sporen zu verdienen, ſtimmte meines Wiſſens nach — doch in ihrem Betragen ſo weit mit Herwegh überein, daß ſie ſich im Eifer für die Sache weder verleiten ließen, Proſelyten zu machen, noch denjenigen, welche ſich bei ihnen zum Abmarſch bereit erklärten, falſche Hoffnungen zu erwecken. Auch ſie wiederholten es (ſoviel mir bekannt), — daß den Kämpfern ſchwerlich etwas anderes als Entbehrung bevorſtehe.

So bildete ſich eine Kolonne nach der anderen und die Teilnahme der Franzoſen für dieſe jungen, kühnen Republikaner, welche hinauszogen mit ihren Brüdern für die Freiheit zu kämpfen, war ſo allgemein und ſteigerte ſich dergeſtalt, daß ſich täglich mehrere 100 bei Herwegh zum Mitziehen anboten und dieſer die größte Mühe hatte, ſie zurückzuweiſen.

Sie konnten nicht begreifen, daß trotz der Gleichheit der Geſinnung, der Unterſchied der Kleidung genügen würde, ihnen und uns den ſchlechteſten Empfang in Deutſchland zu ſichern, ja unſer ganzes Unternehmen ſcheitern zu machen.

Was würden ſie erſt geſagt haben, hätten ſie gehört, daß ein mehrjähriger und bei vielen der Unſern nicht einmal freiwilliger Aufenthalt in Frankreich hinreichend geweſen war, uns Allen das Heimatsrecht ſtreitig zu machen. — Daß der einzige Gruß, das einzige Willkommen, welches die deutſchen Blätter den republikaniſchen Brüdern zuriefen, welche die lange, beſchwerliche Reiſe freudig unternahmen, um im Vaterland für das Vaterland mit ihnen zu kämpfen, in dem lauten Schrei beſtand:

Nehmt euch in Acht, die fremde Horde, die Räuberbande aus Frankreich dringt nächstens ein, um zu sengen und zu brennen — und daß diesen Einfall zu hindern, schnell eine Heeresmacht von vielen Tausenden an der Grenze zusammengezogen wurde.

Von Herweghs Seite war Nichts versäumt worden, diesen lügenhaften Berichten ein Ziel zu setzen und dem leichtgläubigen Publikum die Augen zu öffnen — aber die Mehrzahl der Menschen glaubt ja viel lieber an das Schlechte, und so hatten denn auch die verschiedenen berichtigenden Artikel, welche in den liberalen Blättern, wie z. B. der Mannheimer Volkszeitung noch vor dem Antritt der Expedition erschienen waren, und von denen ich einen hier wörtlich wiedergeben will, keinen Erfolg.

Er lautete:

„Ist es möglich, ein solches Geschrei zu erheben, um ein paar tausend Deutsche, die aus der Fremde in ihr Vaterland zurückkehren wollen? Und die zu diesem Zwecke und im Interesse der Ordnung thun, was alle Welt jetzt thut, d. h. sich vereinigen, um wie sie zusammen gelitten haben, nun auch in der Heimat, nicht gegen die Heimat zusammen zu kämpfen?

Haben nicht gerade diese Deutschen, die zum Teil Not und Mangel, zum Teil politische Verfolgungen in die Fremde getrieben, und für ihr Vaterland mehr geduldet haben als viele Phrasenmacher — eine doppelte Aufforderung und einen doppelten Beruf an der Befreiung ihres Vaterlandes und einer besseren Gestaltung der Dinge thätig mitzuwirken? Wer wagt es — diesen ihnen zu-

kommenden Anteil an Euerm Kampf zu schmälern? Haben sie nicht auch wie Ihr die Pflicht, ihre unveräußerlichen Rechte laut und stürmisch, ebenso laut wir Ihr zu fordern?

Ihr wollt sie mit Flinten und Kanonen, mit Feuer und Schwert empfangen und vertilgen, weil sie vielleicht bewaffnet erscheinen?

Edle Sprache der jungen, deutschen Freiheit!

Entweder ist es euch Ernst mit der allgemeinen Volksbewaffnung, und dann könnt Ihr keinen Eurer Brüder ausschließen, oder Ihr fürchtet noch, gesteht es, das bewaffnete Volk, und Ihr seid Heuchler, die nur von Volksbewaffnung reden, um einer schwindenden Popularität — für einen Augenblick wieder auf die Beine zu helfen!

Ihr sagt, Ihr braucht uns nicht? Man braucht Jedermann. Ihr sagt, Ihr könnt ohne diese Fremden, wie Ihr Eure Brüder nennt (und darunter Eure besten Brüder) fertig werden?

Fertig werden, in Euerm Sinne, ja! In unserem, im demokratischen Sinne — nein! denn wir wollen nicht einmal die Freiheit, wenn es möglich wäre, durch Euch, wir wollen sie durch uns, wir wollen sie durch Alle, wie für Alle. Niemand hat ein Mandat vom deutschen Volk bekommen, und Niemand wird uns verwehren, selbst an Ort und Stelle unser Wort aus unserem Munde anzubringen. Wir werden kommen, denn es ist unsere Pflicht zu kommen. Wir erkennen keine andere Macht auf Erden als das Volk selbst und den Willen des ganzen Volks; wir werden uns weder durch die reaktionären, noch durch die liberalen Leithämmel zurückhalten lassen, welche, um

ſich das Heft nicht aus den Händen winden zu laſſen, aus Konſtitutionellen über Nacht Republikaner geworden. — Wir glauben, daß ohne vorhergegangenen Volksſturm die neue Zeit für Deutſchland nicht heraufgeführt werden wird, und wir halten uns, wenn auch für ein kleines, doch für kein ganz unnützes Element in ſolchem Volksſturm, denn wir bringen die Erfahrung einer Revolution und tapfere Kämpfer von den Pariſer Barrikaden mit uns. Wir verlangen die ſchleunigſte Abſchaffung der Monarchie für ganz Deutſchland, da weder mit einem König — — —, noch mit einem Kaiſer — — — ein ernſthafter Kampf gegen den Feind im Oſten geführt werden kann, welche beide in ihm immer ihren geheimen Verbündeten ſehen werden.

Die Republik iſt für uns eine Gewiſſensſache, eine religiöſe Angelegenheit, und die Monarchie kann heute auch von keiner Majorität uns mehr aufgedrungen werden.

Die Zeit drängt, und der Krieg iſt vor der Thüre. Seid ihr wirklich vor unſerer Ankunft mit allem fertig, ſo bleibt euern Brüdern in Paris immer noch übrig, das erſte Regiment der deutſchen Republik gegen den ruſſiſchen Abſolutismus zu bilden, wozu ſie Alle ohne Ausnahme bereit ſind.

So viel in Eile und vorläufig an die freigewordene deutſche Maſſe.

Georg Herwegh.

Als die zweite Kolonne Paris verließ, war die Teilnahme unter dem Volke ſo groß, daß es nur eines Winkes

vom Präſidenten bedurft hätte, und die ganze garde mobile — ohnedies längſt des ewigen Aufwachezichens müde — wäre mitgezogen.

Als man dieſem Wunſch in keiner Weiſe entgegenkam, lief die kleine Armee wenigſtens bis Vincennes mit, machte dort noch ſchnell eine Kollekte, fraternisierte mit den deutſchen Brüdern, und ſchied unter dem Ruf: Vive la République universelle! Vive l'Allemagne!

Die übrigen Kolonnen machten ſich jetzt auch marſchfertig und folgten den beiden erſten ſchnell nach.

Der Leſer wird mir die Details, die Disziplin betreffend, um ſo bereitwilliger erlaſſen, da ſie zur Entwickelung der Geſchichte durchaus unweſentlich ſind, und die renseignements, die ich ihm zu geben vermöchte, jedenfalls ſehr mangelhaft ausfallen würden.

Nachdem alles gehörig eingeleitet, und die Marſchrouten auch für die ſpäter Nachkommenden beſorgt waren, reiſte Herwegh, dem die politiſche Leitung der Expedition oblag, ebenfalls nach Straßburg ab. Ich begleitete ihn. —

Gleich nach ſeiner Ankunft erließ er folgende Proklamation, welche Jeden über die wahren Intentionen der Legion vollkommen unterrichten konnte und ſollte:

Die pariſer deutſche demokratiſche Legion.

An unſere deutſchen Mitkämpfer aus Frankreich und der Schweiz und an das deutſche Volk.

Die Pariſer deutſche demokratiſche Legion iſt an den Ufern des Rheins angekommen; ſie hat hier deutſche Freiheits-Legionen aus anderen Städten Frankreichs und der

Schweiz gefunden, alle gekommen, um für die Freiheit des deutschen Volkes zu fechten.

Ehe wir vereint zur ersten entscheidenden That schreiten, sei ein offenes Wort an unsere Freunde und Mitkämpfer und an das ganze deutsche Volk gesprochen.

Wir sind keine Freischaaren!

Wir sind deutsche Demokraten, wollen Alles für das Volk, Alles durch das Volk! — Wir wollen die deutsche Republik mit dem Völker verbindenden Wahlspruche: Freiheit! Gleichheit! Bruderliebe!

Wir sind keine Freischaren!

Wir sind ein wohlgerüstetes Hilfskorps im Dienste des deutschen Volkes, bereit für Deutschlands Freiheit und Größe zu fechten bis auf den letzten Mann, gegen innere und äußere Feinde.

Kampfgerüstet stehen wir am Rheine, und doch treibt uns nicht blinde, ungestüme Kampfeslust, — wir wünschen, daß unsere Mission eine friedliche sein könne, daß der Sieg ohne Blut, die Freiheit ohne Menschenopfer errungen werden möge.

Frei von persönlichem Ehrgeize werden wir uns freuen, wenn das deutsche Volk ohne uns seine vollständige Freiheit erringt, und diese unwiderruflich begründet, aber dreimal glücklich werden wir sein, wenn es uns vergönnt ist, an der Seite unserer Brüder in Deutschland für die Freiheit zu fechten und deren Sieg mit zu begründen.

Deutsche Brüder in der Heimat! Eure Brüder aus der Fremde, aus der Verbannung, nahen, empfangt sie

als Freunde! Wir gedachten niemals als Feinde auf deutſchen Boden zu treten, niemals euch die Freiheit aufzudringen, niemals euren freien Willen zu beſchränken, noch Euer Eigentum anzutaſten.

Wir ſind Eure Freunde und Bundesgenoſſen. Wir kämpfen nur Eure Kämpfe, wollen nur Euren Sieg, mag dieſer nun auf friedlichem Wege oder mit dem Schwerte erfochten werden.

Die Armeen der Fürſten umgeben Euch von allen Seiten; ſchätzt Euch glücklich, daß auch eine Armee der Freiheit in Eurer Nähe ſteht.

Sobald Ihr ſie ruft, wird ſie über den Rhein in Eure Mitte eilen und Eure Reihen verſtärken; ſie wird mit Ordnung und Manneszucht, mit Begeiſterung und Freiheitsliebe den letzten entſcheidenden Kampf für die Geſchicke Deutſchlands fechten helfen.

Wir erklären euch aber auch zugleich, daß wir ungerufen nicht kommen, daß es ferne von uns liegt, gewaltſam in Deutſchland einzudringen, und daß, falls ihr unglücklicherweiſe Deutſchland für die vollſtändigſte Staatsform der Freiheit: die Republik, noch nicht reif wähnt, wir weit entfernt ſind, Euch unſere Überzeugung aufzudringen, oder Euch zu zwingen, freie Republikaner zu werden, wenn Ihr Unterthanen bleiben wollt. — Darum aber bleiben wir Republikaner mit Leib und Seele, und werden einzeln, jeder in ſeinem Kreiſe die großen Grundſätze und Lehren der Revolution von 1848 mit Wort und That verbreiten. In dieſem Falle aber befürchtet nur die propagandiſtiſche Gewalt unſerer Grundſätze, aber nicht unſerer Waffen.

Wir werden dann dem neu erwachenden Polen zu Hilfe eilen, gegen Rußland kämpfen oder für Schleswig-Holsteins deutsche Rechte in den Kampf ziehen; — als Freiheitsarmee des deutschen Volkes werden wir an der Weichsel oder an der Ostsee stets nur für Deutschlands Größe, Freiheit und Sicherheit fechten.

Dies ist unser Glaubensbekenntniß, dies unser offener fester Wille; Niemand wird uns davon abbringen, — und eher würden wir unsere Waffen zerbrechen und in die Verbannung zurückkehren, ehe wir uns bewegen lassen würden, sie gegen unsere deutschen Brüder zu richten und die Schrecken der Zerstörung über unser geliebtes Vaterland zu bringen.

Alles für das deutsche Volk! mit dem deutschen Volke! — gegen dessen Feinde und Unterdrücker.

Gruß und Bruderschaft!

Im Namen der deutschen demokratischen Legion von Paris,

das Comité,

Georg Herwegh.

Straßburg, den 15. April 1848.

Die erste Kolonne, welche 17—18 Tage zu ihrem Marsch gebraucht hatte, war fast zugleich mit uns in Straßburg angekommen, aber während ihrer langen Reise hatte sich die Physiognomie von Deutschland ganz und auf eine Weise geändert, die wohl außerhalb der Berechnung aller, selbst der Scharfsichtigsten lag. Denn wem konnte es nur in den Sinn kommen, daß nach dem Sturm in Wien so bald eine Windstille eintreten würde? — —

Nach all' diesen traurigen Veränderungen, die ein augenblickliches Einschreiten in Deutschland unmöglich zu machen schienen, denn auch in Baden war nach der Bewegung eine Erschlaffung eingetreten — wollte Herwegh auf etliche Tage nach Frankfurt reisen, um dort das Terrain zu rekognoszieren und danach den politischen Plan für die Legion zu entwerfen (der strategische war einzig Sache der Herrn Militärs, und ich kann es nicht genug wiederholen, daß Herwegh mit den militärischen Anordnungen gar nichts zu thun hatte —), als ihm auch dieser Weg des unmittelbaren Wirkens abgeschnitten wurde und zwar durch den Befehl der badischen Regierung, ihn, falls er ihr Gebiet betreten sollte, unverzüglich zu arretieren. Das war ein schlechter Dienst, der schlechteste, den man ihm und der Legion in einer Zeit erweisen konnte, wo Alles darauf ankam, sich persönlich, schnell und genau mit den badischen Republikanern zu beraten, um entweder mit ihnen einen günstigeren Moment zu erwarten, oder ohne Zögern einen entscheidenden Schlag zu thun — denn irgend ein isoliertes Gefecht unternehmen oder selbst billigen zu wollen, war Herwegh nie in den Sinn gekommen.

Was blieb da zu thun übrig? Langes Besinnen war unmöglich, die Erkundigungen mußten treu und ungesäumt eingezogen und Herwegh mit den Anführern der badischen Republikaner in direkten und ununterbrochenen Verkehr gesetzt werden.

Diesen Forderungen zu genügen, schien ich ihm der geeignetste Emissär, und so reiste ich nach Mannheim ab. Dort stand's damals nicht sonderlich für unsere Sache.

Die Bourgeoisie war triumphierend, und die Zahl der entschiedenen Republikaner gering.

Auf die Frage, wo Hecker sei, gab mir ein Freund die Antwort: „Man sagt, daß er nach Constanz abgereist. Sicheres wissen wir jedoch hier nicht. Ist er wirklich dort, dann bereitet sich auch etwas vor, das in den nächsten Tagen zur Entscheidung kommen muß. Suchen Sie ihn auf und sogleich, das wird das beste sein."

Dieser Vorschlag des Freundes, den ich am nächsten Tage in Straßburg mitteilte, wurde gebilligt, und so trat ich am 14. April in der Frühe meine Reise zu Hecker an.

Die Auspizien, unter denen ich sie fortsetzte, waren gut; kaum in Basel angekommen, wo ich mir beim Dr. B. Auskunft über Heckers Aufenthalt holte, um meinen Reiseplan danach zu bestimmen, erfuhr ich, derselbe habe am 13. die Republik in Konstanz proklamiert, das alte Gouvernement ab-, ein neues provisorisches unter der Präsidentschaft von Peter eingesetzt, und so, begleitet von einigen 40 entschlossenen Republikanern die Initiative zur Insurrektion ergriffen.

Haben zwölf Apostel die ganze Welt revolutioniert, was werden da nicht erst vierzig thun — so dacht ich bei mir, und fuhr voll der besten Hoffnung, noch am selben Abend mit der Post nach Schaffhausen, wo mir die nähere Auskunft über den gegenwärtigen Aufenthalt der kleinen Armee nicht fehlen konnte.

„Am besten ist's," so sagte der Gastwirt, an den ich daselbst gewiesen war, „Sie fahren nach Engen, da herum

muß Hecker sein, denn er hat gestern in St. (?) übernachtet und will heut bis Donaueschingen kommen."

„So laßt anspannen, Herr Wirt."

Um Mittag kam ich in Engen an, grad im Moment als das Signal zum Abmarsch gegeben wurde.

Da mir's Glück wohl wollte, fand ich die ganze Heeresmacht noch beisammen, die in 24 Stunden von etlichen 40 auf 600 Mann herangewachsen war, die Kavallerie nicht zu vergessen, welche aus einem Pferd und mehreren Reitern bestand.

Im Dorfe sah's aus, als wär Kirchweih, oder sonst ein großes Fest. Von dem Freiheitsbaum, der mitten auf dem Kirchplatz errichtet war, wehte die deutsche Fahne, alle Bauern waren mit weit aufgesperrten Augen und Mäulern herbeigelaufen, um, wie sie ihn einstimmig nannten, den „Volksfreund Hecker" zu sehen, der auf offenem Markte so ergreifend zu ihnen gesprochen hatte, daß die Mütter sämtlich weinten, die Väter sich vor Rührung den Schweiß von der Stirn wischten, und die jungen Burschen selbst aufforderten, sich enroliren zu lassen. Das gab alle Hoffnung, daß die republikanische Armee um das Doppelte verstärkt Abends ihren Einzug in Donaueschingen halten werde, wohin Herr und Frau v. Struve bereits vorausgeeilt waren.

Ich ließ mich zu Hecker führen, den ich bis dahin noch nie gesehen hatte und teilte ihm Folgendes mit:

Der größte Teil der deutschen Legion ist in Straßburg versammelt und die noch fehlenden Kolonnen müssen in den nächsten Tagen eintreffen.

Alle brennen vor Ungeduld, die Grenze zu über-

ſchreiten und ſich ihren Brüdern anzuſchließen. Sie ſind des Wartens ſchon jetzt, wo ſie die Reiſeſtrapazen kaum ausgeſchlafen, ſo überdrüſſig, daß Herwegh die größte Mühe hat, ſie von einem coup de main zurückzuhalten und ihnen begreiflich zu machen, daß unſer nächſtes Ziel die Vereinigung mit Ihnen iſt und jeder improviſierte und iſolierte Streich ein Verrat an der Freiheit wäre.

Sie wollen ſich à tout prix ſchlagen, wenn nicht gegen Menſchen, ſo gegen Windmühlen, und da es ein Jammer wäre, wenn ſo viel guter Mut und ſo viel Kraft verloren gingen, denn die Menſchen werden ſich, wann's not thut, wie Löwen ſchlagen, ſo beſtimmen Sie Herwegh möglich ſchnell: Tag, Ort und Stunde des rendez-vous.

Frankreich ſcheint ohnedies nicht Luſt zu haben, das Gaſtrecht länger als nötig an uns ausüben zu wollen, und unſere eigenen materiellen Mittel würden höchſtens für ein paar Tage ausreichen.

Hecker fragte, ob alle gut bewaffnet ſeien? — und wie?

Damit ſteht's leider bis jetzt noch kläglich, antwortete ich. Man hat Herwegh zwar, nicht offiziell, aber doch unter der Hand und andeutungsweiſe verſprochen, ihm auf irgend eine Art die nötigen Waffen noch vor dem Überſchreiten der Grenze zu verſchaffen, aber man hat bis jetzt noch keine Anſtalten dazu getroffen. Bekommen wir keine Waffen auf franzöſiſchem Boden, ſo bleibt uns keine Wahl, und wir müſſen uns, einmal auf deutſchem angelangt, auf revolutionärem Wege zu verſchaffen ſuchen,

was wir haben wollen, haben müſſen und man uns auf friedlichem verweigert. Das iſt ohnehin immer das Sicherſte.

Hecker ſelbſt, konnte Herwegh weder den Tag noch den Ort der Vereinigung genau beſtimmen, gab mir aber folgenden Beſcheid:

Gehen Sie zu W. nach L. und ſagen Sie ihm von mir, daß er ſich mit ſeiner Mannſchaft Montag, den 17. in Bewegung ſetzen ſoll. Von ihm zum Wirt M. in G., der hat ebenfalls mehrere hundert Mann, auf die er rechnen kann, und die ſich auf die erſte Nachricht von W. mit ihm vereinigen müſſen. Dann ſuchen Sie Becker auf, der an der Spitze der Deutſchen in der Schweiz ſteht, und verabreden mit ihm, daß er ſich ohne Aufſchub den beiden übrigen Korps anſchließt, und ſo Herwegh den Rheinübergang möglich macht. Wo der am leichteſten auszuführen, werden jene, die in der Nähe ſind, dann ſchon beſtimmen, und Herwegh die nötigen Depeſchen ungeſäumt zukommen laſſen. Auf Wiederſehn! und ein glückliches Wiederſehn!

Das Heckerſche Korps zog mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen Donaueſchingen zu, und ich fuhr nach L., der Reſidenz des Herrn W.

Das Reſultat dieſes Emiſſariats war in kurzen Worten folgendes: M. und Becker verſprachen, ſich jeden Augenblick zum Abmarſch bereit zu halten, und gleich nach Vereinigung der drei Korps Depeſchen nach Straßburg zu ſchicken, mit der genauen Beſtimmung des Tags, Orts und der Stunde unſeres Rheinübergangs.

W. hingegen, war anfangs wenig geneigt, in ſo

kurzer Zeit auszurücken, und von deſſen Zuſtimmung hing alles ab, da er die zahlreichſte Mannſchaft und den größten Einfluß hatte. Während M. nur auf etwa 400 rechnen konnte, unter denen noch manches reudige Schaf, denn der ganze Bezirk L. hat deren nicht wenige, und die Beckerſche Legion, zwar aus ſehr wackeren Leuten, aber einer noch geringeren Zahl beſtand, hatte W. beim erſten Aufruf 4000 zu ſeiner Tispoſition. Alle kampfluſtig, alle gut bewaffnet und reichlich mit Munition verſehen.

Endlich, nach langem Hin- und Herſchwanken, erhielt ich die Antwort: Wenn meine Boten, die ich heute an Hecker geſandt habe und die ſpäteſtens morgen früh heimkehren müſſen, all' die guten Nachrichten beſtätigen, die Sie mir mündlich und ſchriftlich von ihm gebracht, ſo werde ich Montag abmarſchieren. Bereit iſt alles, und die Bagagewagen ſtehen auch ſchon gepackt.

Nach dieſem Beſcheid trat ich ohne Zögern meine Rückreiſe nach Straßburg an, wo ich Sonntag Nachmittag eintraf. Unterwegs teilte mir ein Bürger aus Heidelberg mit, daß es auch dort nicht an entſchloſſenen Republikanern fehle. 1200 junger Leute, ſo erzählte er mir, meiſtens Handwerker und Studenten warten nur auf ein Signal von Hecker, um nach Karlsruh zu ziehen. Die Waffen fehlten uns noch. Nun komme ich aber ſchon heut mit 900 guten Büchſen zurück, die ich in der Schweiz aufgekauft und die übrigen 300 werden uns binnen wenigen Tagen nachgeſandt. Dann kann's losgehen!

Als ich mit dieſen herrlichen Nachrichten zurückkomme, höre ich — wahrlich ich muß noch herzlich lachen, indem

ich's niederſchreibe — daß das Parlament indeß zwei Friedenstauben an Herwegh abgeſandt, von denen die eine in Geſtalt des Herrn Spatz, die andere in der des Geſalbten Venedey unerwartet ins Zimmer herein geflattert waren. Auf den Ölblättern, welche beide Boten zierlichſt entgegentrugen, ſtand in großen Lettern auf dem einen: Amneſtie, auf dem andern: Schleswig-Holſtein.

Der Herr Spatz war ſtumm, dagegen nahm der neue Heilige das Wort: Kraft meines heiligen Amtes, komme ich Dir im Namen des Parlamentes den Vorſchlag zu machen, (dieſe Taube iſt nämlich zum Überfluß noch ein früherer Dutzbruder von Herwegh) die deutſchen Arbeiter von dem bewaffneten Einfall in Deutſchland abzuhalten, und verheiße dafür allen, welche dieſe Mahnung beherzigen, und ſich bereit erklären, friedlich in ihre Heimat zurück oder nach Schleswig-Holſtein zu ziehen, ſicheres Geleit, Marſchrouten und Vergebung aller ihrer bisherigen politiſchen Sünden. So ſprach der ſelbſt erſt vor wenigen Stunden amneſtierte Botſchafter.

Hier muß ich im Intereſſe der Wahrheit hinzufügen, daß das Parlament Willens war, die Abſolution auf alle auszudehnen, Herr von Beck hingegen es geeigneter fand, der Großmut des Parlaments durch folgende Klauſel, welche er dem von ihm erlaſſenen Dekret einſchalten ließ, die ihm gefälligen Schranken zu ſetzen: „Nur die ſignaliſierten Anſtifter und Anführer können zur Durchreiſe nicht eingeladen werden und es iſt, wenn ſie ſonſt betreten werden, nach Vorſchrift der Geſetze das Strafverfahren gegen ſie einzuleiten."

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Antrag des Parlaments kein Gehör fand, und die beiden Friedenstauben ſich glücklich ſchätzen durften, wenn gleich ohne Lorbeerkränze, doch ungerupft in ihr Neſt heimfliegen zu können. Bei einigem Scharfſinn, hätten ſie ſich vorherſagen müſſen, daß in einer Legion von Demokraten, die ſich nicht dieſem oder jenem Chef, ſondern ihrer eigenen Geſinnung zu Lieb, den Beſchwerden eines ſo langen Marſches und einer ganz unbeſtimmten Zukunft unterzogen hatte, es auch keine Macht giebt, ein Bekehrungswerk durchzuſetzen, als die freiwillige Zuſtimmung jedes Einzelnen, und auf die am wenigſten jetzt zu rechnen war, wo die nächſten Tage endlich zu verwirklichen verſprachen, was ihr einziges Ziel vom Entſtehen der Expedition geweſen: Vereinigung mit den republikaniſchen Brüdern zur gemeinſamen That.

In dieſer Machtloſigkeit des Einzelnen zu Gunſten Aller liegt der weſentliche Unterſchied zwiſchen einem demokratiſchen Freikorps und einem Korps Soldaten. Während bei jenem der Anführer nur ſo lange eine unbeſchränkte exekutive Gewalt hat, als die Majorität in ihm ihre wirklichen Vertreter erkennt — hängt bei dieſem das Schickſal Aller an dem willkürlichen Befehl eines ihnen aufgedrungenen Chefs. Ein ſelbſtändiger Gedanke, der Schatten einer ſpontanen, freien Bewegung und Alle ſind gefährdet — natürlich mit Ausnahme des einzigen Schuldigen: des Chefs.

Kaum war dieſe Deputation verabſchiedet, als ſich eine zweite anmeldete, zuſammengeſetzt aus mehreren

Karlsruher Bürgern und Banquiers und eingeführt durch den Abgeordneten Zittel aus Karlsruhe. Diese Herren kamen, die Friedensanträge des Parlaments nachdrücklich mit Geld zu unterstützen, und boten jedem Einzelnen, der sich zur unbewaffneten Rückkehr in seinen Heimatsort verstehen wollte, das dazu erforderliche Reisegeld an. — 15 bis 20 gingen auch wirklich darauf ein. Die Übrigen hingegen, wiesen jenes Anerbieten mit vielem Spott zurück, obschon sie selbst nur leere Säckel hatten und die Herren Deputierten mußten mit langen Gesichtern abziehen, ließen aber dessen ungeachtet zuvor einen Teil ihrer Schätze in Straßburg als Köder für alle diejenigen zurück, die später durch Entbehrung mürbe gemacht, dies sanfte Joch der herben Freiheit vorziehen möchten. Die schwere Zeit ließ auch nicht lange auf sich warten. Unsere Mittel wurden täglich schmäler, die festverheißenen Depeschen der Heckerschen Korps blieben aus, die Gastfreundschaft der Straßburger Behörde ging stark auf die Neige, und es hatte wahrlich allen Anschein, als wolle man uns durch Widerwärtigkeiten und Trakasserien aller Art zu irgend einem unbesonnenen Einfall in Deutschland zwingen.

Was die Unsern besonders kränkte und sie um den letzten Funken Geduld brachte, waren die ewigen Vorwürfe, die sie von der Straßburger Behörde hinnehmen mußten. — Diese armen Burschen, die mit Schmerzen auf das erste Signal von drüben warteten und jeden Augenblick bereit waren abzuziehen, mußten all' die schönen Reden, wie: Ihr liegt hier auf der faulen Haut, während sich eure Brüder draußen schlagen — das ist eine Schmach! ꝛc. ꝛc., ruhig einstecken.

Was ich hier von dem Betragen der dortigen Behörde mitteile[1]), die doch am Ende nur das blinde Werkzeug einer mächtigeren war, mag dem Leſer als Beweis dienen, was er von der Nachricht zu halten hat, die faſt die Runde durch alle deutſchen Zeitungen gemacht hat: Lamartine habe gleichzeitig mit dem Parlament auf die Auflöſung unſeres Korps gedrungen. Daß er einen ſolchen Befehl in Bereitſchaft gehabt, iſt wahr, aber nicht minder wahr, daß dieſer trotz des früheren Datums, das er bei der Veröffentlichung trägt, nicht eher publiziert worden iſt, als man in Paris den Ausgang unſeres Gefechts bei Niederdoſſenbach genau, bis in die kleinſten Details kannte. Wäre unſer Unternehmen geglückt, und die Republik mit Hülfe der deutſchen Legion in Baden proklamiert worden — wer weiß, ob nicht ein anderes Papier zum Vorſchein gekommen wäre. Soviel iſt gewiß, daß das revolutionäre Gouvernement vom 24. Februar in dieſer ganzen Angelegenheit um kein Haar breit anders und offener gehandelt hat, als alle bisherigen Regierungen. Würde es ſich wohl ſonſt begnügt haben, unſere Sache, die ja ſolidariſch mit der ihrigen, mit der aller für die Freiheit kämpfenden und unter dem Drucke ſchmachtenden Völker, nur auf negative Weiſe zu fördern? es bei leeren Verſprechungen bewenden zu laſſen? Gewiß nicht! Wir begehrten ja nichts als Waffen, Waffen, um unſern bereits kämpfenden Brüdern eine wirklich energiſche Hülfe bieten zu können und auch

[1]) M. Leuchtenberger, Commiſſaire in Straßburg ſagte Herwegh: „Nous sommes révolutionnaires chez nous mais pas à l'étranger.“

die verweigerte man uns aus Furcht die Neutralität vis-à-vis der andern Mächte dadurch zu verletzen. Der andern Mächte! als wenn für Republikaner eine andere als die Volkssouveränität existiere und im Namen dieser wendeten wir uns ja nur an sie.

Neutralität! Die neue Zeit hat, seit das Reich der Diplomatie seinem Untergang nahe ist, und das der Demokratie, der Menschlichkeit, begonnen hat, einen treffenderen Namen für dieses Zwittergefühl. Es giebt Momente, wo die Neutralität allenfalls nur ein Zeichen von Geistesträgheit ist, es giebt aber andere, wie die jetzigen, wo sie zum offenbaren, schreienden Verrat wird.

Der 16. und 17. April waren jetzt auch verstrichen, ohne daß die verheißenen Depeschen oder irgend ein Lebenszeichen der verschiedenen Korps bis zu uns gedrungen wäre. Wo Hecker sich aufhielt, wußte Niemand, geschweige das Schicksal der Insurgenten. — Als der Morgen des 18. auch nichts brachte, und die verschiedenen Sektionen versammelt waren, um ihre militärischen Übungen zu machen und für den Fall eines nahen Abmarsches sich ihren General und die übrigen Chefs zu wählen (denn die bisherigen Führer waren nur provisorisch ernannt), ging ein dumpfes Murren durchs Lager.

Herwegh, der die Ursache dieser Unzufriedenheit wohl erkannte, und trotz des ewigen Treibens von allen Seiten, sich nicht hatte irre machen lassen, und keine Sekunde den klaren Blick über unsere Lage und das wahre Ziel unseres Wirkens aus den Augen verloren hatte, trat unter sie. Er fühlte, daß es an der Zeit,

ihnen noch einmal klar und energiſch auszuſprechen, was ſie in und ſeit Paris unzähligemal von ihm gehört, aber ebenſo oft vergeſſen hatten, daß es auf ein bloßes Sichſchlagen nicht nur nicht ankomme, ſondern daß er dagegen im Namen der Freiheit laut proteſtiere, und ein Fall eintreten könne, wo der Legion nichts übrig bleibe — als ſich aufzulöſen. Wer dann von Euch mehr Luſt hat, nach Schleswig-Holſtein zu ziehen, oder für eine polniſche Republik mitzukämpfen als friedlich in ſeine Heimat zurückzukehren, der mag es thun. Ihr ſeid freiwillig eingetreten, und ſeid ebenſo frei, die Legion zu verlaſſen, wenn ihr wollt. Vereinzelt, ſo viel iſt Euch allen klar, können wir nichts unternehmen, und hatten dies nie im Sinne. — Als wir Paris verließen, ſtanden die Sachen in ganz Deutſchland ſo, daß wir glauben mußten, es bedürfe nur eines kleinen Anſtoßes, um die Revolution zum vollen Ausbruch zu bringen. Wir konnten nicht wiſſen, daß die rote Flamme, welche uns aus dem Vaterland entgegenleuchtete, nichts als der Wiederſchein des großen Weltbrandes war, den Frankreich angezündet. Unſere einzige Hoffnung in dieſem Augenblick iſt die Inſurrektion im Seekreis, ſchreitet ſie vorwärts, und können wir uns möglichſt bald ihr anſchließen — deſto beſſer — ſcheitert ſie, dann bleibt auch uns keine Wahl, umſoweniger, da unſere materiellen Mittel zu Ende gehen, und man uns hier ſchwerlich noch lange und in ſo großer Anzahl verköſtigen wird.

Nachdem die Verſammlung ſich getrennt hatte, und wir mit mehreren Herren vom Comité um den Mittags-

tiſch ſitzen, ſtürzt Delaporte, einer unſerer tapferſten und feurigſten Offiziere atemlos zur Thür herein.

Nun, was giebt's? ſchrieen alle aus einer Kehle.

Was es giebt? wir müſſen noch heute aufbrechen. Eben iſt auf der Kehler Brücke ein Mann arretiert worden, der mir im Augenblick, wo er mich ſah und man ihn fortſchleppte, noch mit lauter Stimme zurief: „Sagt Herwegh, daß er ſchnell mit den Deutſchen kommen ſoll, Hecker ſteht bereits vor Freiburg und erwartet ihn.“ Sie ſehen, meine Herren, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Das Alles iſt nicht unmöglich, erwiderte Herwegh, aber auf dieſe eine Nachricht hin, kann man nicht marſchieren laſſen.

Aber um's Himmels willen, ich hab's ja mit meinen eigenen Ohren gehört. — Das zweifle ich nicht, mein lieber Freund, aber wer ſteht uns dafür, daß dies keine Falle iſt?

Meine Herren vom Comité, was halten Sie davon?

Wir ſind Ihrer Meinung, daß man das Schickſal ſo vieler nicht leichtſinnig aufs Spiel ſetzen darf.

Wir müſſen erſt genau wiſſen, wie es ſteht, zumal jetzt, wo es von falſchen Gerüchten wimmelt. Laſſen wir das ganze Comité ſchnell zuſammenberufen, um gemeinſam beraten zu können, was zu thun.

Es verſtrich keine Viertelſtunde, ſo war die Sitzung eröffnet, und ſämmtliche Mitglieder waren einverſtanden, daß einer von uns auf der Stelle nach Freiburg fahren müſſe.

Aber wen ſchicken wir nun? Freiburg und die ganze Umgebung bis ins Höllenthal ſollen mit Truppen beſetzt ſein. — Mich, meine Herren, wenn's dem Präſidenten

recht ist, und Sie mir die Botschaft anvertrauen wollen. Von Ihnen kommt Keiner durch, Sie würden festgehalten und dürfen jetzt Ihre Posten weniger als je verlassen. Mich, läßt man überall passieren. Alle waren's wohl zufrieden, und so saß ich eine halbe Stunde später auf der Eisenbahn.

Kaum halben Wegs gefahren, wußte ich auch schon, durch einen Heckerschen Emissär, der zufällig mit mir allein im selben Waggon saß, daß an der Kehler Geschichte kein wahres Wort und sie nichts anderes war, als wofür Herwegh sie gleich gehalten — eine Falle. Den gegenwärtigen Aufenthalt Heckers konnte mir sein eigener Botschafter nicht genau sagen, denn er hatte ihn vor 24 Stunden verlassen und das ist in solchen Zeiten eine kleine Ewigkeit.

Aber wo werd' ich ihn in Freiburg am schnellsten erfragen?

In der Turnerkneipe, und wenn's Ihnen recht ist, gehe ich gleich von der Eisenbahn aus dorthin und bringe Ihnen dann den Bescheid in Ihren Gasthof. Wo werden Sie absteigen, Madame?

Wenn's gut geht, nirgend. Ich möchte gleich weiter, d'rum ist's das Beste, mein Herr, ich begleite Sie. Solcher Aufträge muß man sich ohnehin selbst entledigen.

Wie Sie wünschen.

Als wir ankamen war die Kneipe leer.

Wo sind die Turner? fragte mein Begleiter den Wirt.

Sie exerzieren auf dem Carlsplatz, dort finden Sie alle beisammen.

So war es.

Als ich das ganze jugendliche Heer in voller Kriegsübung beisammen sah, wurde ich seelensfroh und dachte bei mir: mit denen und mit den unseren läßt sich die Welt erobern.

Ihr Anführer, ein Amerikaner, H. v. L.[1]) kam mir entgegen, um zu wissen, was ich begehre. Als er meinen Namen und meine Mission erfahren, ließ er gleich einen seiner Freunde namens Sch.[2]) rufen, der erst am vorigen Abend von Hecker zurückgekommen war, und mir die beste Auskunft geben konnte. Es ist derselbe, so viel ich mich entsinne, bei dem Gefecht in Freiburg an der Spitze der Sensenmänner (200 an der Zahl, meistens Arbeiter) stand, sich durch seinen Mut auszeichnete, deshalb des Hochverrats und später noch des Landesverrats beschuldigt wurde, weil er mit der Landesverräterin Herwegh nach Kandern gefahren war. Leider wußte er nichts Bestimmtes, und so mußte ich mich denn entschließen, in Freiburg zu übernachten, hoffend, daß der nächste Tag Rat schaffen werde, der auch nicht ausblieb. Bis morgen früh um halb sieben, so sagten mir die beiden jungen Herren, soll Ihr Reiseplan angefertigt und ein Begleiter für Sie bereit sein, denn wir lassen Sie nicht allein weiterreisen. Die Truppen stehen ringsherum, und Sie könnten leicht angehalten werden. Ihre Ritterlichkeit ließ es jedoch dabei nicht bewenden. In der Befürchtung, die Polizei könne von meiner Anwesenheit unterrichtet, mich irgendwie

---

[1]) Herr von Langsdorff.

[2]) Schinznacher, Student.

belligen, hielten mehrere Turner ohne mein Wiſſen während der ganzen Nacht Wache unter meinem Fenſter. Das war gewiß liebenswürdig, und von Deutſchen, bei denen die Chevallerie ſonſt nicht vorzugsweiſe entwickelt iſt, ſo angenehm überraſchend, daß ich mich noch im gegenwärtigen Augenblick daran freue und ihnen im Stillen dafür danke. — Dieſe Fürſorge war, wie ich ſpäter erfuhr, übrigens nicht überflüſſig geweſen, und eine kleine Geſchichte, die ich hier einſchalten will, wird dem Leſer am beſten ſagen, wie weit es die Polizei ſchon damals in ihren lächerlichen Verfolgungen trieb.

Als man mir ſagte, daß ich in Freiburg übernachten müſſe, konnte ich dem Verlangen nicht widerſtehen, eine Freundin aufzuſuchen, die dort wohnt, mir ſehr, ſehr lieb iſt, und ich ſeit Jahren nicht geſehen hatte.[1]) Unter Begleitung eines Turners, erreiche ich endlich, nach vielem Suchen, ihr Haus. Mein Beſuch war ſo kurz ſo überraſchend für ſie, daß wir vor lauter Stoff zum Reden kaum den Mund aufthaten und uns wenig mehr ſagten, als: Guten Tag, und leb' wohl! Dem Polizeiſpion, der mir, wie ich nachträglich erfuhr, auf Schritt und Tritt bis vor die Stubenthür gefolgt war, gefiel unſer Schweigen nicht — eiligſt macht er ſeinen Bericht und 24 Stunden ſpäter erhält meine Freundin auch ſchon eine Vorladung. Sie ahnt nicht weshalb, ſtellt ſich jedoch ein, und wird zwölf volle Stunden in Arreſt gehalten — und auf welchen Grund hin? weil ſie mich während zehn Minuten in

[1]) Frau Anſelm Feuerbach, Mutter des Malers, Frau des Archeologen. Siehe deren Briefe im Anhang d. Buches.

ihrem Hause aufgenommen hat, und folglich auch mit den Rebellen im Einverständniß steht. — Wie es ihr gelungen, sich genügend zu legitimieren, weiß ich nicht.]

Und wohin geht unser Weg, Herr Sch.? denn der war es, der sich zur bestimmten Stunde an der Eisenbahn eingefunden hatte, mich zu Hecker zu geleiten.

Nach Mühlheim, Frau Herwegh, dort werden wir ihn zwar nicht finden, aber vermutlich in der Umgegend. Wir müssen ihn aber suchen.

Als wir in dem kleinen Nest ankommen, weiß man uns nichts zu sagen. Zwei schwarzwälder Bauern, die ebenfalls zu Hecker wollten, waren grad so klug wie wir. In dieser Ungewißheit ging's den ganzen Tag, bei dem tüchtigsten Regenwetter, die noch beschneiten Gebirgspfade entlang. Zu Esel, zu Fuß, zu Pferd, kurz auf alle mögliche Art. Endlich gegen acht Uhr abends halten wir auf einem kleinen, offenen Bretterwagen unseren Einzug vor dem Löwen (?) in Zell.

Herr Wirt, wissen Sie wo Hecker ist, fragt Herr Sch.

Er soll in Lörrach oder in Kandern sein, am sichersten ist's, Sie fahren zuerst nach L., das liegt Mitte Wegs.

Wie weit ist das von hier?

Drei kleine Stunden; zu fahren $1^1/_2$.

So geben Sie uns gefälligst ein Fuhrwerk.

Wieder changement de décors und weiter. Als wir in L. ankommen, ist die ganze Stadt auf den Beinen. Mitten auf dem Damme stehen Rotten von Bürgern, die lebhaft miteinander sprechen. Die Leute gefielen mir aber nicht, sie hatten alle so was Heimtückisches.

Weiß niemand wo Hecker iſt, fragte Sch.; man ſagte uns, daß er, wenn nicht hier, in Kandern ſein Quartier aufgeſchlagen.

Da iſt er nicht, fielen ſie haſtig ein, er iſt in St. Dieſer Antwort, der ich, ich weiß ſelbſt nicht woran, die Unehrlichkeit anmerkte, ſchloß ich, daß er doch in Kandern war, und bat meinen Begleiter, uns dorthin zuerſt führen zu laſſen.

Ich hatte mich nicht getäuſcht. Schon eine halbe Stunde weit blitzten uns die Wachtfeuer entgegen, überall waren Poſten ausgeſtellt. Unſer Wagen wurde angehalten, und erſt nach genauer Inſpektion, unter bewaffneter Begleitung ins Hauptquartier geführt.

Dies war die Nacht vor dem Gefecht, in dem Hagern fiel.

Als mich Hecker ausſteigen ſah, rief er aus: Sie ſind's, Frau Herwegh? Na, Sie kommen grad recht, wir ſitzen in der Mausfalle.

Wie das?

Von allen Seiten zieht ſich das Militär zuſammen, das wird einen heißen Kampf geben.

Aber das ganze Wieſenthal iſt ja noch frei, ſagte ich, und dann können Sie ſich ja auch noch bis auf weitere Verſtärkung auf die Höhen zurückziehen.

Das kann uns nichts helfen, wir müſſen vorwärts! und mit dieſen Worten führte er mich die Treppe hinauf bis ins Gaſtzimmer. Da ſah's aber köſtlich aus, grad wie in Wallenſteins Lager. Hier eine Gruppe, dort eine Gruppe, einige lagen auf dem Boden, andere ſaßen im

lebhaften Gespräche um Tische, wieder andere standen gedankenvoll an die Thürpfosten gelehnt. Dazu die vollste Anarchie in Betreff der Kleider und Waffen und was das Schönste war, mir wenigstens am besten gefiel, trotz des nahen Kampfes, den jeder vorher sah, die ungetrübteste Heiterkeit und kein einzig Leichenbitter-Gesicht. Mit Hecker war den Abend nicht viel anzufangen; wollte man ihn fünf Minuten auf derselben Stelle fixieren, so schlug er wie eine Flamme in die Höhe und verschwand. Dennoch mußte ich ihn sprechen.

Endlich nahm ich ihn einen Augenblick beiseite und sagte ihm: Der einzige Grund, weshalb ich Sie zum zweiten Male aufsuche, ist, um Sie nochmals in Herweghs Namen an Ihr ihm gegebenes Wort zu erinnern, und Sie aufzufordern, ihm unverzüglich den Vereinigungspunkt zu bestimmen. Ehe mir diese Antwort nicht geworden, kehre ich nicht heim. W. hat weder Ihren Befehl, noch seinem Versprechen wegen der Depeschen Folge geleistet, unsere Mannschaft ist der ewigen Vertröstungen von einem Tage zum andern müde, und nicht mehr zu halten, und die materiellen Mittel sind erschöpft. Es bleiben uns jetzt nur drei Wege, entweder zu verhungern, auseinanderzugehen, oder uns Ihnen in kürzester Frist anzuschließen. Darum bitte ich um eine entschiedene Antwort.

So sagen Sie Herwegh, rufen könne ich ihn nicht, aber wenn er kommen wolle, und recht bald und in recht großer Anzahl, soll mir's lieb sein.

Jene Herren dort, (es waren zwei der Stabs-

offiziere M.[1]) und B.) werden das Nähere mit Ihnen besprechen.

So sehr mir Hecker gefiel, so wenig behagte mir sein Bescheid, und ich ließ deshalb meinen Unmut an dem Ersten aus, der mir in den Weg trat. Es war M.

Wollt Ihr wirklich nichts als eine **badische** Republik, sagt ich ihm, so mögt Ihr uns getrost ausschließen, denn welcher Mensch kann sich heutiges Tags dafür interessieren. Wollt Ihr aber die Republik für ganz Deutschland, womöglich für ganz Europa, und betrachtet, wie wir dies stets von **Hecker** vorausgesetzt, die badische nur als einen Anfang derselben, mit welchem Recht zögert Ihr da, die Mitwirkung Euerer Brüder und darunter Euerer besten Brüder laut zu begehren? Bedenkt wohl, daß die Männer unserer Legion nur um mit Euch zu kämpfen die weite Reise unternommen, und daß sie auf den Barrikaden von Paris mitgefochten; —

— — M., der Einer von denen, die der Humor nie verläßt, am wenigsten, wenn alle andern die Köpfe hängen oder ernsthafte Gesichter schneiden, und den der Eifer des weiblichen Emissärs mehr, als es mich damals amüsierte, zu ergötzen schien, lachte auch jetzt statt aller Antwort wohl einige Minuten lang harmlos fort. — Endlich faßte er sich soweit, um mir folgenden Aufschluß geben zu können:

[1]) B. und Theodor Mögling, der sich später sehr durch seine stolze Haltung vor seinen Richtern ausgezeichnet. Siehe dessen Briefe und den Artikel von Prof. Krebs, im Anhang.

Sie müssen Hecker nicht falsch verstehen, Frau Herwegh, er wünscht nichts mehr, als daß sie alle so schnell als möglich kommen, aber er ist in einer fatalen Lage, bis jetzt hofft er noch das badische Militär für sich zu gewinnen; gelingt ihm das, dann ist in Baden alles erreicht, und das übrige Süddeutschland folgt nach. Sie wissen, wie unpopulär Ihre Sache, dank der vielen lügenhaften Zeitungsberichte, hier geworden, daß die deutschen Arbeiter aus Paris überall als fremde Eindringlinge betrachtet werden. So infam, so abgeschmackt diese Gerüchte sind, sind sie dennoch ins Volk gedrungen, und ein einziger öffentlicher Aufruf an sie, würde jetzt, wo die Soldaten noch nicht auf unserer Seite sind, genügen, unser ganzes Unternehmen scheitern zu machen.

Dies erklärt das Zögern, rechtfertigt es aber nicht, Herr M., und ich werde deshalb nicht eher fortgehen, bis Sie mir genau bestimmt, wann und wo wir mit Ihnen zusammentreffen können.

Das sollen Sie auch nicht, Frau Herwegh, denn wir Alle möchten, sie wären schon da; und hiermit wurde die Karte vorgeholt, und folgendes von ihm und zweien seiner Kollegen beschlossen: Die deutsche Legion soll sich marschfertig machen, um bis Samstag früh um zehn Uhr in Bansenheim eintreffen zu können, das noch auf französischem Gebiet liegt. Geht's uns bis dahin gut, so stehen wir mit den Freiburger Turnern am diesseitigen Ufer zu Ihrem Empfang bereit und ziehen alle zusammen in Freiburg ein, wo für jenen Tag um 11 Uhr morgens eine Volksversammlung angesagt ist. Geht's uns schlecht,

so erhält Herwegh Depeschen, die ihm genau den Ort bezeichnen, an welchem wir ihn in kürzester Frist erwarten.

Ist das fest beschlossen, meine Herren?

Ja, Frau Herwegh.

Nun, so können Sie auf uns zählen, wir werden pünktlich sein. — Im selben Augenblick rief der Wirt zum Nachtessen. Die Gesellschaft ließ sich das nicht zweimal sagen, und war kaum eingeladen, auch schon vollzählig um den Tisch.

Schade, die Freude war kurz. Nach etwa fünf Minuten wird plötzlich Generalmarsch geschlagen. Unsere Gabeln, Stühle, alles fliegt auf den Boden, jeder greift zu den Waffen und stürzt mit dem Schrei: Verrat! Verrat! zur Thür hinaus; Hecker voran. Wir dachten an nichts Geringeres, als an den heimtückischen Überfall einiger Regimenter Hessen. Statt dessen sollte dies Sturmsignal nur die Ankunft zweier einfältiger hessischer Dragoner melden, die sich hineingeschlichen hatten, um zu rekognoszieren, und die man ohne vielen Lärm einfach hätte arretieren sollen. Wer diesen ingeniösen Befehl damals erteilt, ist mir heut entfallen und gehört auch nicht zur Sache.

Gegen zwei Uhr morgens hielt der Wagen vor der Thür, der meinen Begleiter und mich durch die verschiedenen feindlichen Posten zurück nach Freiburg führen sollte.

Also Samstag früh um zehn Uhr in Bansenheim! Viel Glück bis dahin, meine Herren.

Die Heckerschen Posten waren gewiß 20 Minuten weit ausgestellt. Die Nacht war klar aber kalt und die armen Burschen froren auf ihrer Spreu; dennoch schienen

Alle guten Muts. Bei den Soldaten ſah es weniger fröhlich aus. Ein Freiburger Offizier, welcher den erſten badiſchen Vorpoſten befehligte und ein Landsmann und Bekannter meines Begleiters war, gab dieſem, den er für gut herzoglich hielt, mit weinerlicher Stimme folgenden Auftrag mit auf den Weg: Sagt nur zu Hauſ', mich würden ſie wohl nimmer wiederſehn, denn ich ſteh' auf dem allergefährlichſten Poſten. Dann fragt er ihn noch dies und jenes in betreff der Truppenanzahl der Inſurgenten, wie ſtark die feindlichen Poſten, wie viel ſchweres Geſchütz u. ſ. w., worauf ihm Sch. auch alle mögliche, nur nicht die wahre Auskunft gab und als Lohn für dieſe wichtigen Details auch die ſchriftliche Erlaubnis erhielt, an den übrigen Poſten ungehindert vorüberfahren zu dürfen. — Je mehr wir uns Freiburg näherten, deſto heller ſtarrte es von Waffen. Ein Regiment ſprengte nach dem andern an uns vorbei; bald die heſſiſchen Dragoner mit ihren weiten, weißen Mänteln, bald die Artillerie mit ihrem Geſchütz — dann wieder ein Regiment Kavallerie, es nahm aber kein Ende. Jeden Augenblick kam neue Verſtärkung, denn die Eiſenbahn ruhte während der ganzen Nacht nicht.

Als ich mich um ſieben Uhr von meinem lieben, ritterlichen Gefährten in Freiburg trennte, fand ich einen der Unſeren, mich nach Straßburg zu begleiten. Es war Herr C., der durch mein langes Ausbleiben ungeduldig, ſich ſelbſt auf den Weg gemacht hatte, um Erkundigungen über Hecker einzuziehen, und jetzt, wo er durch mich das Nötige erfuhr, gleich wieder mit zurückkehrte. — Die

Nachricht des endlichen Abmarsches wurde mit Jubel von der Legion aufgenommen, und so fuhren wir am Morgen des 22. noch vor Sonnenaufgang auf einem uns von der Behörde bewilligten Extrazuge Bansenheim zu. Damals waren wir gegen 800 Mann, zwei Tage später, beim Rheinübergang, nicht mehr als 675 und bei Niederdossenbach nur 650. Herr B., der früher den polnischen Feldzug mitgemacht hatte, war von der Legion zum General, v. C.[1]), ein ehemaliger preußischer Offizier, zum Chef des Generalstabes und v. L. zum Chef des ersten Regiments ernannt. Von den verschiedenen Bataillons-Chefs sind mir nur einige besonders tapfere, wie Delaporte, Schimmelpennig und Muschacke im Gedächtnis geblieben, von denen der erste noch heute im Gefängnis zu Bruchsal schmachtet, die beiden anderen im Kampf gefallen sind. Herr v. Bornstedt, obschon ebenfalls Offizier, hatte sich bisher als Vicepräsident von dem militärischen Kommando fern gehalten, als er jedoch das erste und zweite Bataillon gerade im entscheidenden Moment führerlos sah (denn der des ersten hatte seinen Posten wegen kleinlicher Privatangelegenheiten (?) schon vor dem Rheinübergang, der andere wegen Privatfeigheit dicht vor dem Gefecht verlassen), stellte er sich freiwillig an die Spitze beider Korps und führte sie tapfer ins Feuer.

Herweghs erste Frage in Bansenheim war nach den Depeschen, aber keine war eingegangen. Schlechtes Omen! so verging der ganze Tag in vergeblichem Warten. Alles was man uns mitteilen konnte, war, daß die Truppen

[1]) Otto von Corvin-Wiersbitzki (siehe Anhang).

von unserer Ankunft in B. unterrichtet, sich am jenseitigen Ufer bei Neuenburg vis-à-vis von Chalampe in großen Massen zusammengezogen hatten und uns dort erwarteten. — Die Herren Soldaten in diesem Irrtum zu bestärken, und uns durch die Konzentration aller feindlichen Kräfte auf diesem einen Punkt, die Passage an den übrigen frei zu machen, ordnete Corvin noch in selbiger Nacht einen Scheinangriff von der zwischen Chalampe und N. gelegenen Insel an. Diese Kriegslist glückte.

In gleicher Ungewißheit wie der erste, verstrich auch der zweite Morgen. Weder Bote, noch Brief! Wir mußten dieses Ausbleiben der Depeschen für ein sicheres Zeichen halten, daß Hecker mit den Seinigen in Gefahr, und beschlossen deshalb auch ohne Signal von ihm, noch in nächster Nacht den Rhein zu passieren. — Alfred de Horter, ein junger gewandter Franzose, einer unserer besten Stabsoffiziere, mußte auf Befehl des Generals das Terrain rekognoszieren, um am geeignetsten Punkt alles zum Übergang vorzubereiten. Börnstein selbst brachte den ganzen Nachmittag mit Verteilung der Waffen zu, ohne irgend Rücksicht darauf zu nehmen, daß Herwegh in Paris fest hatte versprechen müssen, die Bewaffnung erst auf deutschem Boden vornehmen zu lassen, um jede unnötige Kollision zu vermeiden. Dieser Eigensinn hätte uns teuer zu stehen kommen können, denn kaum hatte die Gensdarmerie, welche in der Umgegend stand, von dieser Bewaffnung Wind bekommen, als sie sich auch nach B. aufmachte, um uns ohne weiteres zu entwaffnen, und nicht der militärischen Einsicht des Generals, sondern lediglich

dem glücklichen Zufall, der uns eine halbe Stunde vor ihrer Ankunft dem jenseitigen Ufer zuführte, hatten wir es zu danken, daß dieses Vorhaben vereitelt wurde. Ich muß noch anreihen, daß Herwegh wenige Stunden vor unserem Abmarsch eine Depesche folgenden Inhalts vom Obrist Sigl erhalten hatte: „Kommen Sie so schnell als möglich nach Todtnau, dort stehe ich mit 3000 Mann und erwarte Sie. Sobald unsere Legionen vereinigt sind, schließen wir uns dem Heckerschen Korps an, und ziehen zusammen vor Freiburg — Waffen und Munition finden Sie bei uns."

Dieser Nachsatz war besonders tröstlich, denn es fehlte uns an Allem, ausgenommen an Mut. Um neun Uhr abends wurde Generalmarsch geschlagen und um ein Uhr morgens erreichten wir Großknubs, wo wir, Dank unserem wackeren Franzosen, Schiffer und Schiffe bereit fanden, uns an den heimischen Strand zu führen.

Es war eine milde, sternenhelle Nacht, die Nachen glitten schnell und ruhig über dem Wasser hin, aber bis sie uns alle glücklich ans Ufer getragen hatten, dämmerte auch der Tag. Vive la Republique! war der erste Gruß, den wir wie einer Stimme einem Herzen entquellend, als Boten voraus schickten, aber niemand erwiederte ihn. Der kleine hessische Posten, der dicht bei unserem Landungsplatz ausgestellt war, hatte eiligst die Flucht genommen, kein Grenzwächter ließ sich blicken, und so zogen wir ungehindert die Höhen hinan, dem ersten Dorfe zu. Die Bauern, denen zuerst wohl nicht recht geheuer sein mochte, waren ganz erstaunt, als sie statt der ihnen angekündigten

Räuberbande eine ſingende fröhliche Schar ankommen ſahen, die nichts begehrte als freien Durchzug. In ihrer erſten Freude ſchleppten ſie herbei, was ſie nur an Mundvorrat hatten, und konnten ſich nicht genug wundern, daß man auch dem nur auf dringendes Bitten und gegen Bezahlung zuſprach. Damals wäre es für Herwegh ein Leichtes geweſen, die Republik auf dem ganzen Wege zu proklamieren, die beſtehenden Behörden ab- und neue einzuſetzen. Die Bauern hätten ſchon aus Furcht Alles angenommen, er wollte jedoch bis zur Vereinigung mit den Anderen abſichtlich den Gebrauch jenes revolutionären Mittels vermeiden, um ihnen durch die That zu beweiſen, daß ſeine Sache keine Parteiſache, und daß er nie etwas anderes im Sinne gehabt als: mit dem Volk, für das Volk zu kämpfen und jedes Separatweſen ſeinem Begriff von Freiheit entgegen war. Von Begeiſterung für die Republik war übrigens damals bei den Bauern keine Rede. Sie hätten ſie angenommen, wenn man ſie ihnen ins Haus gebracht, und gern, ſobald ſie dabei ihren Vorteil, eine Erleichterung der Abgaben gefunden hätten. Etwas dafür zu wagen — fiel ihnen ſelbſt im Traume nicht ein. Ehe ſich der Bauer entſchließt, ſeinen Acker und ſein Vieh zu verlaſſen, muß es ihm, um mit Hecker zu reden, „an die Speckſeite“ gehen. — Heute iſt deshalb ſchon mehr zu hoffen, denn die 50,000 Mann, welche dank uns in Baden zuſammengezogen worden und ohne den Bauer genügend zu entſchädigen, ihm von ſeinem verſchiedenen Rauchfleiſch wenig mehr als die Knochen übrig gelaſſen haben, ſind beſſere Reformatoren, beſſere Revolutionärs geweſen als

wir, und ihnen, nicht uns gebührt die Ehre, wenn es heut um vieles beſſer ſteht, alle Klaſſen, ohne Unterſchied, über den wahren Zuſtand ihrer Verhältniſſe vollkommen aufgeklärt ſind. Wer z. B. Zeuge geweſen, mit welcher raffinierten Grauſamkeit die Gefangenen in Freiburg, Kandern und Doſſenbach vom Militär behandelt worden ſind, oder auch nur den kleinſten Teil dieſer Gräuel durch Tradition kennt, dem ſind die Augen auf immer geöffnet, der zweifelt nicht länger, daß ein Kampf mit dieſen deutſchen Koſacken nichts anderes als ein Kampf um die Exiſtenz, ein Kampf der Civiliſation gegen die Barbarei, zwiſchen der neuen und alten Welt war, und wird wiſſen, welcher Partei er ſich bei einer Wiederholung anzuſchließen hat. Das Leben iſt am Ende doch jedem lieb. — Gegen zwei Uhr erreichten wir Kandern. Die Nachrichten, welche man uns jedoch hier über den traurigen Ausgang des Gefechts gab, waren, trotz der liebenswürdigen Gaſtlichkeit einzelner Bewohner, nicht geeignet, unſeren Marſch zu verzögern. Hecker, ſo lautete die Ausſage der Kanderer, hatte ſich, nachdem ſein Korps zerſtoben, in die Schweiz geflüchtet. Einige Trümmer hatten ſich wieder geſammelt und den Weg zu Struve und Sigl nach Todtnau eingeſchlagen. Die ganze Umgegend von Kandern war von heſſiſchen, naſſauiſchen und württembergiſchen Truppen beſetzt, ſo daß wir die noch beſchneiten Gebirgskämme paſſieren mußten, um uns ungeſehen durch die verſchiedenen Regimenter durchwinden und glücklich bis Todtnau vordringen zu können. — Erſt mit einbrechender Nacht erreichten wir unſer Quartier (Vogelbach und Marzell) und obſchon die

Mannſchaft von dem faſt 24 ſtündigen Marſch ſehr müde war, brachen wir dennoch mit dem erſten Morgenſtrahl wieder auf, um Todtnau, wenn irgend möglich noch am nämlichen Tage bei guter Zeit zu erreichen.

Herr v. L., der ſein Regiment ſeit Bauſenheim keinen Augenblick verlaſſen hatte, war durch die übergroße Anſtrengung dergeſtalt am Fuße verwundet worden, daß er ſein Kommando für die nächſten Tage Herrn C. übertragen mußte, der ſich mit Bereitwilligkeit und guter Laune dieſer Pflicht unterzog. Unfähig zu marſchieren, war L. genötigt, auf einem der Bagagewagen Platz zu nehmen, auf dem ich großenteils dem Zuge folgte, und der abwechſelnd einem Jeden Aſyl bot, der entweder wie Herwegh mit dem militäriſchen Kommando Nichts zu ſchaffen hatte, oder einer kurzen Ruhe bedürftig war.

Gegen Mittag langten wir in Mulden (?), einem kleinen tief im Thal gelegenen Dorfe an. Nach mehrſtündiger Raſt und faſt im Moment, wo wir weiterziehen wollten, hieß es mit einemmal: Zu den Waffen! die Heſſen ſind da! Im Nu wurden rechts und links Poſten ausgeſtellt, die verſchiedenen Bergpfade beſetzt und Barrikaden errichtet, Alles um einem Feind den Einzug zu ſperren, den Niemand deutlich geſehen hatte. Holzſtöße, Karren, unſere Bagagewagen wurden als Wall benutzt, welchen die verſchiedenen Bataillons mit unglaublicher Geſchicklichkeit und Schnelle aufführten. Beim Anblick dieſer kriegeriſchen Zurüſtungen ergriffen ſämtliche Bauerfrauen mit ihrem verſchiedentlichen Hausrat und Linnen die Flucht aufs Gebirge, vermutlich aus Furcht, das ihnen lang verheißene

„Sengen und Brennen der Räuberbande“ werde jetzt anfangen. Mit der Bestürzung der Bauern wuchs der Übermut unserer jungen Schar. Die Patronen hatten den meisten längst so in den Taschen gebrannt, daß sie gewiß die Hälfte davon unterwegs in lauter Freudenschüssen verknallt hatten und sich damit trösteten, im Hauptquartier bei Sigl dreifachen Ersatz zu finden. Endlich hatten sie nun Aussicht auch noch den letzten Rest los zu werden. Die Barrikaden standen ganz stolz und alles war zum Angriff bereit. Da erscholl der Befehl: Barrikaden nieder! kein Hesse ist zu sehen! — Den Unmut und die Langsamkeit zu beschreiben, mit denen diese Ordre im Vergleich zu der früheren ausgeführt wurde, vermag ich nicht; sie gebrauchten wenigstens das Dreifache an Zeit und hätten dort übernachtet, wäre nicht das Signal zum Abmarsch gegeben worden. Hätten sie damals gewußt, was wir erst später erfuhren, daß allerdings einige hundert Hessen auf der Höhe standen, sich aber beim Anblick der Legion in den Wald zurückgezogen hatten, keine Macht hätte sie von der Stelle gebracht.

Todtnau noch am selben Abend zu erreichen, war auch diesem langen Intermezzo unmöglich, und wir schlugen deshalb unser Zelt möglichst nahe daran und hoch oben im Schwarzwald, in dem armen, einsamen Dorfe Midau auf. Trotz des besten Willens der Bewohner, war ihnen kaum möglich, uns das Notwendige zu geben. Speck und Schwarzbrot sind fast die einzige Nahrung dieser armen Leute und das war kaum genug, den ersten Hunger zu stillen.

Nun, die Nacht ist bald vorüber, und morgen früh sind wir am Ziel, bei unseren Freunden. Mit dieser Aussicht beschwichtigte jeder sich und seinen nur halb gefüllten Magen. Herrlicher Trost! keine Stunde verging, als auch er auf die trübseligste Art zu Wasser wurde. Durch Mißverständnisse aller Art und Verzögerung von Depeschen, hatten die beiden Korps von Sigl und Struve, statt unsere Ankunft in Todtnau abzuwarten und dann erst vor Freiburg zu ziehen, am vorhergehenden Tage den Angriff ohne uns gemacht, und eine materielle Niederlage erlitten. Sämtliche Waffen waren in die Hände der Soldaten gefallen, die 3000 Mann unter Sigls Kommando bis auf 30 zusammengeschmolzen und alle übrigen entweder gefangen, oder in die vier Winde zerstoben, um sich, wenn's Glück ihnen geneigt, in der Schweiz wieder zu vereinigen.

Diese Trauerpost, welche unseren ganzen bisherigen Plan, all unsere frohen Hoffnungen mit einem Schlage vernichtete, erhielt Herwegh durch den Kassierer von Sigl, der gekommen war, ihm mit dieser Botschaft die Reste der Kriegskasse zu bringen.

Wenn die Sachen so stehen, sagte Herwegh, bleibt auch uns mit unserer kleinen schlecht bewaffneten Armee nichts übrig, als an einen möglichst schnellen und ehrenvollen Rückzug in die Schweiz zu denken, um uns dort auf neutralem Gebiet mit den Trümmern der anderen Korps zu vereinen, und in einem günstigeren Moment die Grenze gemeinsam zu überschreiten.

Es handelte sich jetzt nur darum, sich über den Punkt

zu vereinigen, der zum ſchnellen Übergang der geeignetſte und nächſte für uns war, und nach genauer Konſultation der Karte, fiel die einſtimmige Wahl ſämtlicher Chefs auf Rheinfelden.

Von einem Gefecht war bei unſeren ſchwachen Kräften nichts zu erwarten und es à tout prix zu vermeiden, unſere alleinige Aufgabe. Hierzu bedurft es jedoch einer äußerſt geſchickten Führung, wenn man bedenkt, daß unſer kleines Korps von etwa 675 Mann abgeſchnitten von allen anderen, ſich jetzt ungeſehen den Weg durch eine Armee von 55 000 Mann bahnen mußte, die aus heſſiſchen, naſſauiſchen, württembergiſchen und badiſchen Truppen zuſammengeſetzt und in der ganzen Gegend verteilt war, die Kavallerie nicht zu vergeſſen, welche die Thäler beſetzt hielt. — Es blieb uns keine Wahl, als nach ſehr kurzer Raſt, noch ehe es tagte, aufzubrechen und uns immer die höchſten Gebirgspfade entlang zu ziehen, wobei wir oft bis über die Knöchel durch Schnee und Eisfelder waten mußten. Ich ſage wir, weil auch ich an jenem Tage genötigt war, meinen kleinen Bretterwagen zu verlaſſen und den größten Teil des Weges zu Fuß oder auf einem ungeſattelten Bauernpferde zurückzulegen. Herr von Löwenfels, der wegen ſeines kranken Fußes ſelbſt das Reiten nicht ertragen konnte und nicht zurückbleiben wollte, wurde über die Berge getragen. Herwegh marſchierte mit der Legion.

Endlich, nach 18 ſtündigem Marſch, kamen wir halb tot vor Hunger und Müdigkeit (denn auf dem ganzen Weg hatten wir kaum hier und da ein Stück trocken Brot

bekommen), am Abend des 26. in Zell an, in der Hoffnung hier übernachten zu können, aber auch das ſollte uns nicht werden. $1^1/_2$ Stunden von Zell, in Schopfheim, ſtanden 1500 Mann Infanterie mit ſechs Geſchützen und 200 Kavallerie zu unſerem Empfang bereit, die ſich auf ein Zeichen binnen wenigen Stunden um das 10—20 fache vermehren konnten, ſo, daß ein anhaltender Kampf mit ihnen für uns unmöglich, und jedenfalls fruchtlos war.

Kaum ſahen uns die Bürger von Zell, die von der nahen Anweſenheit und den feindlichen Intentionen der Soldaten ſehr wohl unterrichtet waren, einrücken, als ſich in der Hauptſtraße Thür und Läden eilig ſchloſſen, und nicht lange, ſo trat auch der Bürgermeiſter zu Herwegh heran und beſchwor ihn mit Thränen in den Augen, ſeine Stadt zu verſchonen. Wer den überaus friedlichen Charakter der guten Schwarzwälder und die Lage von Zell kennt, findet den beſten Schlüſſel zu dem allgemeinen Entſetzen der Bewohner, und zu dieſer Demonſtration, der das komiſche Element freilich nicht fehlte. Tief im Thal gelegen, und rings von hohen, waldigen Bergen eingeſchloſſen, bot die Stadt dem Feinde alle erdenklichen Vorteile. Er brauchte nur die Höhen zu beſetzen, um von dort, ohne den Verluſt eines Mannes den ganzen Ort in einen Aſchenhaufen zu verwandeln. Mit Hilfe von Barrikaden hätten wir uns vielleicht auf einige Stunden oder gar einen Tag gegen einen Thalangriff verteidigen können, ſpäter jedoch unfehlbar unterliegen müſſen, — und ein fruchtloſer Kampf war wenigſtens für Herwegh, dem es weder auf einen unſinnigen coup de main noch auf ein

militäriſches Bravourſtück ankam, nicht verlockend genug ihm zulieb, das Leben ſo vieler guten Menſchen leichtſinnig zu opfern, und den gewaltigen Ernſt der politiſchen Bedeutung der Expedition darüber zu vergeſſen. Er wußte, daß, obſchon er Nichts mit dem Kommando zu thun hatte, obſchon manche unſerer Herrn Offiziere von der ausſchließlichen Wichtigkeit ihrer Miſſion durchdrungen, ſeit dem Tage des Abmarſches geneigt ſchienen, die ganze Sache zu einer rein militäriſchen machen zu wollen, bei welcher der politiſche Führer nur von nomineller Bedeutung, daß bei einem unglücklichen Ausgang die ganze Verantwortlichkeit dennoch auf ihn und nur auf ihn fallen würde. Deshalb ſetzte er in dieſem entſcheidenden Moment alle Nebenrückſichten hinten an, und erklärte den militäriſchen Chefs, daß er ſelbſt, im Fall ihrer Mißbilligung darauf beſtehen werde, daß die Legion, trotz der großen Ermattung noch in ſelbiger Nacht aufbreche, bis auf Schweizer Gebiet marſchiere, und nicht etwa dem lächerlichen Ehrgeize dieſes oder jenes Feldherrn geopfert werde. Der Verrat der Bauern, der heimtückiſche Überfall der Soldaten und manche andere Überraſchung, für deren Mitteilung ich im Verlauf der Erzählung ſchon den geeigneten Platz finden werde, waren Dinge, die Herwegh ebenſowenig als irgend ein Anderer vorausſehen konnte, und für die Niemand als die Verräter ſelbſt verantwortlich gemacht werden können. Herr von Bornſtedt war Herweghs Meinung, der General und Chef des Stabs ebenfalls, nur mit dem Unterſchied, daß dieſe beiden den bequemen (Thalweg), dicht an den Soldaten vorbei, und jene der

Sicherheit wegen lieber den beschwerlichen, aber kürzeren Gebirgspfad einschlagen wollten. Der Einzige, welcher sich wegen der übergroßen Erschöpfung der Mannschaft entschieden gegen beide Vorschläge erklärte, war Herr von Löwenfels. Bei dem größten Teil der Mannschaft hatte sich das Bedürfniß nach Ruhe allerdings bis zur wahren Leidenschaft gesteigert. Sie wollten schlafen — nichts als schlafen. Alles andere war ihnen im Moment vollkommen einerlei. Denn, kaum in Zell angekommen, hatten sie auch schon den Weg nach Schopfheim zu durch eine barricade monstre versperrt, die ihnen als hohe Lagerstätte dienen sollte, und von solcher Höhe und Härte aufgeführt war, daß wir gezwungen wurden, sie bei unserem Nachtmarsch zu umgehen, um nicht durch das Niederreißen derselben unsere kostbarsten Stunden zu verlieren. Zu diesem Wall hatte alles dienen müssen, was nur irgend beweglich und in der Nähe war, ohne Vorurteil für dies oder jenes Material, — und so geschah es denn auch, daß sie, um die letzte Lücke zu füllen, einen jungen Schäfer samt seinem Karren, auf dem er schlafend lag, sorglos mitten hineingeschoben hatten.

Ich bin überzeugt, sagte Herr von L., daß kein einziger marschieren wird, wenn wir es auch wollten. Sie sind zu müde, und was haben wir davon, wenn morgen die Hälfte krank liegt?

Kann das noch in Erwägung kommen, entgegnete Herwegh heftig. Und wenn kein einziger gesund bleibt, und sogar einige unterwegs sterben, so ist dies kein Grund, lieber das Leben Aller nutzlos aufs Spiel zu setzen. Dazu

werd' ich nie meine Zustimmung geben. Es ist Keiner unter uns, der nicht bereit wäre, Alles für Alles zu wagen, aber nicht Alles für Nichts in die Schanze zu schlagen. Wenn der Einzelne à tout prix sterben will, so ist das eine Privatliebhaberei wie eine andere, und er mag über seine Person nach Belieben verfügen, aber mit dem Leben vieler hundert Menschen auf dieselbe Art verfahren wollen, hieße einen offenbaren Mord begehen, den ich nicht nur nicht auf mich nehmen, sondern gegen den ich mit aller Energie protestieren werde, obschon es mir ebenso schwer wird, wie irgend einem, in die traurige Notwendigkeit versetzt zu sein, die Unseren um die Ruhe zu bringen, deren sie und wir Alle so sehr bedürftig sind.

Während so noch hin und her diskutirt wurde, über einen Gegenstand, der meinem Verständnis nach außer aller Diskussion lag, sprang ich, der der Boden vor Ungeduld längst unter den Füßen brannte, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe hinab auf die Straße, wo die verschiedenen Bataillons noch aufgestellt standen. Der Regimentsarzt Dr. N. folgte mir. Man trug soeben Wein und Brot herbei, das Einzige, was in der Eile vorrätig und freilich nicht genügend war, die leeren Magen zu füllen. Ich trat zu ihnen heran, sagte Jedem, wie die Sachen stünden, worüber das Comité eben berate, und bat sie endlich, mir, die auf eigenen Antrieb zu ihnen getreten, offen zu sagen, ob sie vorzögen, unter diesen Aussichten in Zell Quartier zu machen oder noch diese Nacht weiterzuziehen. Bis Rheinfelden sind's drei volle Stunden, und der Weg dorthin ist sehr beschwerlich. Sie

müſſen ſich jetzt fragen, ob ihre Kräfte noch ſo weit ausreichen und ſie noch ſo viel moraliſchen Mut haben, die Müdigkeit bis dahin zu überwinden, oder nicht. Ich gehe gern zu Fuß mit, denn einmal auf ſchweizer Boden, werden wir uns ſo lange ausruhen und ſo viel eſſen, als ein jeder Luſt hat. Da war aber auch kein Einziger, der mir nicht geantwortet hätte:

Wir gehen und gleich, wenn's ſein muß.

So viel ich gehört, ſagt' ich erfreut, hat's damit noch ein paar Stunden Zeit. Sorgen Sie alle, daß Sie wenigſtens unterdeſſen etwas Fleiſch bekommen, was den einzelnen Bataillons-Chefs auch noch beſonders von mir und dem Arzt anempfohlen wurde, und ſo kehrte ich zum Comité zurück. Sie wollen Alle gehen, rief ich den Herren zu, ich hab' ſie gefragt, und Keiner will zurückbleiben. Deſto beſſer, Frau Herwegh, die Sache iſt übrigens ſchon erledigt, und um Mitternacht wird abmarſchiert; aber der Einzige, der zu meiner Nachricht ungläubig den Kopf ſchüttelte, war Herr v. L. Er ſchien dieſe allgemeine Zuſtimmung lediglich für einen Akt der Galanterie zu halten oder für einen tour de force, um nicht in den Verdacht zu kommen, einer Frau an Mut nachzuſtehen. Möglich, daß dies bei einigen der Hebel war, aber war das ein Unglück, wenn man ſie auf dieſe Art retten konnte? Herr von L. mußte wegen ſeines kranken Fußes in Zell bleiben. Ungern ließen wir ihn dort zurück, aber es blieb keine Wahl. Gehen konnte er nicht, und unſer Weg war zu ſteil, um ihn auf eine andere Art paſſieren zu können. Mehrere erboten ſich ihn hinüber zu tragen, er hingegen

lehnte dies Anerbieten entſchieden ab, um unſeren Zug nicht aufzuhalten und ſo ſetzten wir uns gegen elf Uhr in Bewegung. — Sternenloſer hatte ich den Himmel nie geſehen, er hing wie eine ſchwarze dichte Maſſe finſter über uns, die dem kleinſten Lichtſtrahl den Durchblick wehrte. Mit vieler Mühe erreichten wir das Stadtthor, denn man konnte kaum ſeinen Vordermann, geſchweige die Führer erkennen, welche uns den nächſten Weg übers Gebirg zeigen ſollten, und ſchnell voran liefen. Wir baten um Laternen, fanden aber kein Gehör, bis ſich endlich zwei alte, häßliche Frauen, halb durch unſere Bitten, mehr noch durch Drohungen bewegen ließen, uns etliche Laternen langſam herbeizuſchleppen. — Lichter, die ſich im Thal wie große Flammen ausnahmen, dieſe wurden unſer Verräter! (Wie konnten wir auch nur vergeſſen, daß man weder von Pfaffen, noch von alten Weibern etwas annehmen ſoll?) ſie entdeckten dem Feind unſere Flucht, und bezeichneten ihm genau die Richtung, welche wir einſchlugen. — Um den württemberger Soldaten ſicher auf die Spur zu helfen, warfen unſere Führer, welche mit ihnen unter einer Decke ſteckten, zur genaueren Bezeichnung unſeres ganzen Marſches Kieſelſteine hinter ſich und führten uns, um dem Feind den Vorſprung möglich zu machen, ſtatt den direkten Weg, der nur drei Stunden von Rheinfelden entfernt, ſo geſchickt neun volle Stunden kreuz und quer, daß wir ſtatt um zwei Uhr morgens erſt um zehn Uhr vormittags in Doſſenbach ankamen, einem kleinen Dorf, $^3/_4$ Stunden diesſeits des Rheines gelegen.

Der Leſer wird die Folgen eines ſolchen Marſches

nach einem anſtrengenden Tage, wie der letzte, leicht begreifen. Man denke ſich zehn volle Stunden, bald über ſteile Felsſpitzen, bald durch Bäche, die den Weg kreuzten, bald wieder bis an die Knöchel durch Schnee und Eis. Es war entſetzlich und die Erſchöpfung bei einigen ſo groß, daß ſie mitten im Waſſer oder auf Steinen liegen blieben, um nur auf Sekunden auszuruhen. Um zehn Uhr morgens, wie ich bereits bemerkt, — erreichten wir Niederdoſſenbach. Hier lauerte ein neuer Verrat auf uns, und diesmal in Speck und Schinken, den die Bauern mit überraſchender Zuvorkommenheit uns, noch ehe wir ihn verlangt, in großen Körben entgegentrugen. Herwegh ahnte das Unheil, und beſchwor die Mannſchaft, den Hunger nur noch auf Augenblicke zu überwinden. Mit Speck fängt man Mäuſe, rief er ihnen zu, nehmt, ich bitte euch, den Vorrat mit in den Wald hinauf. Man ſtellt uns eine Falle! aber da war alles Reden umſonſt. Endlich, nachdem der Hunger wenigſtens zum Teil geſtillt war, konnte es Herwegh nicht länger ruhig mit anſehen, und ohne weiter die Genehmigung des Generals oder des militäriſchen Kommandos abzuwarten, ließ er auf eigene Fauſt Generalmarſch ſchlagen und marſchierte mit vorwärts. Ich folgte auf einem Leiterwagen, den man gegen Morgen herbeigeſchafft, dem Zuge nach.

Obwohl ſich nirgends ein Soldat hatte blicken laſſen, und wir der Grenze ſo nah waren, hatten doch alle das beſtimmte Gefühl, wie vor einem Kampf. Deshalb gab auch Corvin den Befehl, den Wagen, auf dem ich ſaß (denn wir hatten zwei acquiriert), voran fahren, und nicht

wie bisher, zwischen dem gros und der arrière-Garde folgen zu lassen. „Der Feind kann uns nur im Rücken angreifen, darum fahrt schnell vorwärts.“ Diesem richtigen Instinkt allein dankte ich's, daß ich nicht wenige Minuten später in die Hände der Soldaten fiel, denn der andere Bagagewagen, welcher zurückgeblieben, war das Erste, was sie erbeuteten.

Gerade oberhalb Doffenbach liegt ein schöner Laubwald, den wir passieren mußten. Wir stiegen den Pfad hinan, aber je mehr wir uns dem Gehölz näherten, desto stiller wurde die Mannschaft. Es lag wie ein Gewitter auf Allen, und ich erinnere mich, daß ein junger Mann, kurz vor dem Gefecht, an meinen Wagen trat und mir halblaut zuflüsterte: „Frau Herwegh, ich glaube, wir können heute der deutschen Republik ein Requiem singen?“ Den Eingang des Waldes bildet ein großer, freier Platz, auf diesem hatten sich die verschiedenen Korps zum Frühstück gelagert, und etwa 40 Schritt davon in einem schmalen Seitenweg ließ ich meinen Wagen halten. — Plötzlich wird, ohne irgend einen Versuch zu parlamentieren, wie dies bisher den anderen Freikorps gegenüber nie versäumt worden war, und worauf Herwegh in diesem Falle sicher eingegangen wäre, weil ihm bei der schlechten, mangelhaften Bewaffnung[1]), und gänzlichen Er-

[1]) Man bedenke, daß von 650 Mann, denn die übrigen waren in Zell, oder auf dem Nachtmarsch zurückgeblieben, nur 250 Büchsen hatten, von denen jedoch nur die Hälfte zu gebrauchen war, die andern hingegen nur knallten. Daß jeder Mann höchstens vier Patronen besaß, von denen noch ein großer Teil durch den

ſchöpfung der Mannſchaft Alles daran gelegen ſein mußte, ein iſoliertes Gefecht zu vermeiden — auf unſere Vorpoſten geſchoſſen. Im ſelben Moment ſpringt auch ſchon ein Bote atemlos zu Herwegh, der in der Nähe meines Wagens ſtand, um ihm zu melden, daß der Offizier unſeres erſten Vorpoſtens, Muſchacke, bereits tödlich verwundet iſt. Bei dieſer Nachricht erhebt ſich die ganze Legion wie ein Mann. Wer denkt an Hunger, wer an Schlaf! wie raſend ſchlägt unſer Tambour (ein Franzoſe) den Wirbel, und mit dem einſtimmigen Schrei: Aux armes! aux armes! ſtürzen alle zum Wald hinaus, dem Feind entgegen, der am Abhang des Hügels hinter Steinhaufen verſchanzt lag. (Es war die erſte Kompagnie des 6. württembergiſchen Regiments, welche unter der Führung des Kapitän Lipp, dieſen heimtückiſchen Ausfall gemacht hatte, — dieſelbe, welche vor kurzem Hecker ein Lebehoch gebracht — und der eine halbe Kompagnie Infanterie, eine große Anzahl Ulanen und Artillerie zur Verſtärkung auf dem Fuße folgte.)

Von irgend einem militäriſchen Kommando war in dieſem Augenblick, dem einzigen, während des ganzen Zuges, wo es unentbehrlich geweſen wäre, keine Rede. Der General hatte den Kopf verloren, und ſah aus der Ferne gelaſſen mit an, daß die Unſeren ſich dem Feind in die Arme warfen, ſtatt ihn in den Wald zu locken, wo das

Regen untauglich geworden, die Soldaten hingegen ſämtlich Specialgewehre und 50 bis 60 Patronen hatten. Daß 150 der Unſerigen als einzige Waffe Senſen oder Picken, und die übrigen gar nur Säbel oder Piſtolen beſaßen.

Ganze auf ein Tirailleurgefecht hinausgelaufen wäre, in dem wir durch die beſſere Stellung begünſtigt, alle Vorteile gehabt hätten. Auf dieſe Weiſe hingegen entſpann ſich kein geregelter Kampf, ſondern ein großes Duell.

Die Senſenmänner, angeführt von Reinhardt Schimmelpennig, einem wackeren jungen Offizier, gingen zuerſt ins Feuer und ſchlugen ſich mit beiſpielloſem Mut. Beim Anblick der Senſen wichen die württembergiſchen Söldlinge entſetzt zurück. Schimmelpennig verfolgt ſie mit ſeinem Bataillon faſt bis in Thal — eine Kugel trifft ihm den Leib — dennoch rafft er ſich auf, ſtreckt zwei Soldaten nieder, haut dem Kapitän Lipp vier Finger der rechten Hand durch und ſtürzt, nachdem er ſich wie ein Löwe verteidigt, von mehreren Bajonettſtichen getroffen entſeelt zu Boden.

Mit dem Verluſt des Führers ſteigert ſich der Mut jedes Einzelnen aus ſeiner Mannſchaft bis zur Verzweiflung. Sie wollen den geliebten Toten würdig rächen und ſtürzen immer weiter den Hügel hinab, dem Feind nach. Schon fliehen die Soldaten. Da heißt's: Senſenmänner zurück, erſtes und zweites Schützenbataillon voran. Kaum hört Herwegh dieſen Befehl, als er ohne einen Augenblick zu verlieren, alles, was nur an Pulver und Kugeln vorhanden, vom Bagagewagen abpacken und den Kämpfenden zutragen läßt.

Bornſtedt[1]) ſeinerſeits ſtellt ſich, als er beide Bataillons ohne Chefs ſieht, ſelbſt an ihre Spitze und führt

[1]) Siehe im Anhang den Aufſatz von Prof. Krebs.

ſie ins Feuer. Der Kampf wird von Sekunde zu Sekunde erbitterter, der Tambour ſchlägt immer wilder die Trommel, die Republikaner zielen meiſterhaft, aber was hilft's — bald iſt die letzte Patrone verſchoſſen. Einige Schützen, welche nicht wiſſen, daß ihnen Herwegh bereits aus freiem Antrieb bereits ſämtlichen Vorrat zugeſandt hat, verlaſſen die Reihen, um ſich ſelbſt ihre Munition zu holen. Dies Entfernen nehmen die übrigen für ein Signal zum allgemeinen Aufbruch und folgen nach, ſo löſt ſich das Gefecht ebenſo grundlos, als es überhaupt angefangen, indem ſich beide Teile zurückziehen. Die Unſeren mit Verluſt von acht, die Württemberger (nach der vertrauten Mitteilung des badiſchen Unterſuchungsrichters an einem unſerer Gefangenen), mit dem von 40 Toten.

Ob und wie viel aus der Legion ſpäter auf der Flucht von Feindeskugeln getroffen ſind, — weiß ich nicht; habe aber bis heute noch keinen einzigen Todesfall konſtatieren hören.

Jetzt, nachdem Alles vorüber, ſpringt Delaporte[1]) mit einem Teil ſeines Bataillons auf Herwegh zu, beſchwört ihn, ſich ſchleunigſt zu retten, da die Württemberger ſchon von allen Seiten nach ihm ſpähen, und einen Preis von 4000 fl. auf ſeinen Kopf geſetzt haben. Zu gleicher Zeit eilen auch noch andere herbei, uns ihre Bedeckung anzubieten. Nur mit größter Mühe gelingt es Herwegh, ſie zurückzuhalten. Er weiß, daß Jeder, der ſich uns anſchließt, der Gefahr doppelt ausgeſetzt iſt, und lehnt deshalb dankend, aber entſchieden jedes Geleit ab.

[1]) Auguſte Delaporte aus Amiens.

Denkt an Euch, liebe Freunde, und laßt uns allein. Glückt unſere Rettung, ſo findet Ihr mich in Rheinfelden wieder. Mit dieſen Worten drückt er ihnen die Hand, und ſagt ihnen Lebewohl.

Dieſer Ausdruck wahrer, ungeheuchelter Sympathie für Herwegh, hatte mich in dieſem Moment wirklicher Gefahr um ſo freudiger überraſcht, um ſo tiefer ergriffen, weil er eben ein ganz ſpontaner war, frei wie derjenige, dem er galt. Herwegh hatte bei allem, was er gethan, nie einen perſönlichen Zweck, nie etwas anderes, als das eine, große Ziel: die Freiheit Aller vor Augen gehabt, und dieſem ſich zu nähern, ſorglos ſeinen Weg verfolgt, unbekümmert um das Lob oder den Tadel, der ihn treffen könnte. Er hatte um die Gunſt der demokratiſchen Legion ebenſowenig, als um irgend eine andere gebuhlt — und durfte die Liebe, die man ihm zollte, als ein freies Geſchenk hinnehmen, das dem Geber ebenſo zur Ehre gereicht, als dem, der es empfing.

Nach beendigtem Kampf fing die Jagd an, — Herwegh war das Hochwild, auf das man den Preis geſetzt, und wir ahnten damals weder die Gefahr, in der wir uns wenige Minuten nach der Flucht befanden, noch die Nähe des Freundes, dem allein wir unſere Rettung zu danken haben. Dieſer treue Beſchützer war Delaporte; beſorgt um Herwegh, hatte er uns keinen Augenblick aus den Augen verloren, und war uns, ohne daß wir es ahnten, mit 35 Mann Bedeckung aus ſeinem Bataillon in einiger Entfernung gefolgt.

Während wir uns thalwärts durch Büſche und Ge-

ſtrüpp mühſam den Weg bahnen, hört er plötzlich, daß ein württembergiſcher Offizier zweien Soldaten zuruft: „Holt mir doch die beiden fein gekleideten Herren herauf,“ aber im ſelben Moment iſt auch ſchon Delaporte mit den Seinen an unſerer Seite. Ums Himmels willen, eilen Sie ſich, und gehen Sie immer grad' aus über das Gebirg, ſo weit Sie nur kommen können, aber ſchnell! — das war das Einzige, was er uns ſagte.

Als der ſchwäbiſche Feldherrr mit ſeinen Soldaten anrückte, bekam er mit Delaporte und den Seinen ſo viel zu ſchaffen, daß ihm der Hauptfang darüber entging, und wir die nötige Zeit gewannen, uns zu retten. — So liefen wir während mehrerer Stunden bergauf, bergab, fortwährend verfolgt, bis wir endlich das kleine Dorf R. erreichten, das $^3/_4$ Stunden von Rheinfelden gelegen. — Viele der Unſern hatten dieſelbe Richtung eingeſchlagen wie wir, und kamen mit uns zugleich in R. an. Auf diejenigen, welche man nicht mit der Hand erreichen konnte, hatte man fortwährend abgefeuert, es war eben die vollſtändige Hetzjagd. Wir klopfen an die erſte Bauernhütte, und flehen um ein Aſyl, ſei es auch noch ſo ſchlecht. Wenn Ihr ein Schälchen Café wollt, war die Antwort, das können wir Euch geben, denn Ihr ſeid gewiß durſtig, aber beherbergen können wir Euch nicht, Ihr müßt halt ins Saatfeld gehen.

Schöner Troſt! Während wir wohl eine halbe Stunde mitten im Korn verſteckt liegen, ſprengt eine Escadron Ulanen nach der andern, immer dicht am Acker vorbei, um Herwegh ausfindig zu machen. „Wenn wir

ihn finden, soll's ihm schlecht gehen, an dem andern Lumpenpack ist uns nichts gelegen," so fluchten diese rohen Schwaben vor sich hin. Nach einer Weile wird es still. Ich hebe den Kopf aus dem Korn, um die nächste Umgebung zu recognoscieren, und um zu sehen, ob wir ohne Gefahr weiter wandern können, — aber vor uns lag nichts als eine weite, heiße Ebene, so recht behaglich, und von allen Seiten von der Sonne beschienen, und eh' wir die passiert und das ferne Gebirg erreicht hatten, konnten wir tausendmal in die Hände unserer Feinde fallen. Wagen wir's dennoch, rief ich endlich, Herwegh, sicher sind wir ja hier ebensowenig als irgendwo, und so weit ich sehen kann, ist nirgend ein Soldat.

Eben als wir das Feld verließen, sprang ein Bauer auf uns zu. Im ersten Augenblick glaubten wir uns verraten, aber er kam uns freundlich näher, und bot uns ein Obdach in seinem Hause an. Wir folgten ihm so schnell, als nur irgend möglich, aber mich trugen meine Füße kaum, und als wir seine Wohnung erreicht, sanken mir fast die Kniee zusammen. Sein Weib und seine Tochter empfingen uns schon auf der Schwelle, und Jedes sann nach, wie uns am besten zu helfen wäre. Folgt mir auf den Boden, sagte endlich der Bauer, — dessen Namen ich verschweige, um ihn als Dank für diesen unvergeßlichen Dienst, nicht der Gefahr preiszugeben — und wechselt schnell Eure Kleider, und wenn das geschehen, schicke ich Euch beide ins Feld arbeiten, bis der Abend kommt und bessern Rat schafft. Der Mann holte für Herwegh, die Frau für mich alte Bauerkleider, und so wollten wir gerade die

unſern abſtreifen, als wir aus der Ferne Pferdegetrappel hörten. Das ſind die Württemberger, ſchrie unſer Wirt, wenn die Euch hier finden, ſind wir Alle verloren. Bleibt indeß ruhig hier, ich will hinunterſteigen, und wenn Ihr mich mit vielem Lärme die Treppe herauf kommen, und an der Bodenthür ſchließen hört, ſo nehmt es als Zeichen, daß ſie mir folgen, und ſucht Euch ſchnell hinter die Fäſſer, oder ſonſt wo zu verbergen.[1])

Die Ulanen ſprangen heran, umzingelten das Haus und riefen dem Bauer, der ſie auf der Schwelle der Wohnung empfing, zu: „Wenn Ihr den Herwegh und ſein verfluchtes Weib, das ihm in Manneskleidern folgt, bei Euch verſteckt, und wir finden ſie, ſo werden ſie auf der Stelle maſſakriert, und Euch zünden wir das Haus über dem Kopfe an.“

Eine herrliche Ausſicht für uns, die wir jedes Wort hörten. Geräuſchlos und ſchnell ſuchen wir uns hinter einigen Fäſſern, die in einem finſtern Winkel aufgetürmt lagen, zu verſchanzen, da zerbricht Herwegh im kritiſchen Moment, wo nur die lautloſeſte Stille uns Sicherheit bieten konnte, mit fürchterlichem Lärmen, den Boden eines kleinen Faſſes das vorgeſchoben lag, und er überſehen hatte, und wir geraten beide trotz der verzweifelten Lage, in ſolches Lachen, daß ich noch heut nicht begreife, wie uns das nicht den Hals gekoſtet. (Ich empfehle dieſe Scene den fliegenden Blättern!) Jetzt fing das Examen an,

[1]) Der brave Bauer hieß Jacob Bannwarth; ſeine Tochter Frau Roſine Albiez in Karſau bei Rheinfelden lebt vielleicht heute noch. S. Georg Herweghs Brief vom Juni 1870.

aber unſer Bauer leugnet ſtandhaft, und proteſtiert ſo energiſch gegen den Verdacht, als werde er ſich dazu hergeben, Rebellen zu retten, daß die Soldaten gläubig weiter reiten, und ihm nur noch zurufen: Wir kommen bald zurück, werden uns dann einquartieren, und Hausſuchung bei Euch halten. Durch dieſen Aufſchub gewannen wir die nötige Zeit zu unſerer Rettung. Herwegh ließ ſich, um ganz unkenntlich zu werden, den Bart ſcheren, und zog alte Bauernkleider an, ich fuhr ebenfalls in ein Paar abgetragene, zerriſſene Lumpen hinein, und ſo erreichten wir — jeder eine Miſtgabel auf der Schulter — glücklich das Feld.

Drei volle Stunden arbeiteten wir dort, — Herwegh am einen, ich am andern Ende des Ackers. — Während deſſen nahm das Schießen im fernen Wald kein Ende. Es galt den Fliehenden, die, ſtatt ſich in großer Anzahl und bewaffnet zu retten, in kleinen Rotten, zu zweien, dreien flüchteten, ſich ſtundenlang unter dem Laub verſteckt hielten, dann wieder plötzlich von den Soldaten aufgeſcheucht, weiter gehetzt wurden. — Uns war's, als ſolle uns das Herz zerſpringen, und doch war unſere Lage nicht beſſer, nicht ſicherer als die der anderen. Bei jedem Büchſenſchuß fuhren wir auf, und ſahen uns ſchweigend an. — Sprechen durften wir nicht miteinander, um bei den Bauersleuten der benachbarten Äcker nicht Verdacht zu erregen, oder die Augen der Kavallerie auf uns zu ziehen, die während des ganzen Nachmittags immer durch die Felder, und dicht an uns vorbeiſprengte, um, wie der württembergiſche General B..... ſpäter einem unſerer

gefangenen Freunde ſagte: „die verfluchte Beſtie, den Herwegh aufzufinden.“ Die Freude ſollte ihnen aber nicht werden. Nach Sonnenuntergang, als die Bauern heimzogen, und es ſtill um uns her wurde, trug uns unſer guter Wirt Wein und Brot aufs Feld, hieß uns die Hauptſtraße nach Rheinfelden zu langſam ihm folgen, die er mit einem leeren Wagen mit zwei Ochſen beſpannt ſchnell voranfuhr.

Kaum hatten wir die Schwelle ſeines Hauſes verlaſſen, als die verheißene Einquartierung wirklich angerückt war. Mit Entſetzen erzählte uns der Bauer, wie die Württemberger nicht den kleinſten Winkel undurchſucht gelaſſen, und ſelbſt jedes Faß mit ihren Bajonetten durchſtochen hätten. Was wäre aus Euch geworden, und aus uns, fügte er hinzu, wenn ſie Euch dort gefunden? Darauf verließ er uns, und eine halbe Stunde ſpäter kam er uns mit ſeinem Wagen, und in Begleitung eines anderen Mannes (den ich ebenfalls nicht nennen will) entgegen, der uns an dem Württembergiſchen Poſten auf der Rheinfelderbrücke vorbei führen ſollte. Hätte man uns dort angehalten, ſo würde er uns für ſeine Tagelöhner ausgegeben haben. Aber die Schwaben merkten nichts, obſchon wir ihnen mit unſeren Heugabeln dicht an der Naſe vorbeizogen, und ſo erreichten wir glücklich das Schweizergebiet, auf dem eine große Zahl der Unſeren ſchon viele Stunden vor uns ein ſicheres Aſyl gefunden hatten.

Mehrere waren bei Hüningen, andere auf Schiffen herübergekommen, wobei ſich die württembergiſchen Soldaten

noch nichtswürdig genug benommen hatten. Als das letzte Boot nämlich mit etwa zwölf Flüchtlingen das freie Ufer glücklich erreicht hatten, und die Mannschaft schon ausgestiegen war, entdeckten die Soldaten die ihnen entgangene Beute. Und was thaten sie? Nach echter Heldenart drückten sie, noch eh' eine Sekunde verstrich, ihre scharfgeladenen Büchsen auf die unbewaffnete Schar ab, und ruhten nicht eher, bis wenigsten einer getroffen zu Boden sank. Glücklicherweise hatte die Kugel ihm nur den Schenkel gestreift, so daß er nach einigen Wochen wieder geheilt war. Wie steigerte sich ihre Wut, als sie wenige Tage später unseren Aufenthalt ausgekundschaftet hatten, erfahren mußten, daß ihnen der kostbarste Fang (denn 4000 fl. sind für einen schwäbischen Soldaten eine Welt) so unwiederbringlich entgangen war. Um kein Mittel unversucht zu lassen, schickten sie einen der Offiziere nach Rheinfelden ab, um durch Bestechung zu erlangen, was ihrem Verstand nicht geglückt, — aber unser Wirt war ein guter Schweizer, der sich trotz der 2000 fl., die man ihm bot, wenn er sich dazu verstehen wolle, Herwegh und seine Frau bei Nacht hinüberschaffen' zu helfen — zu keinem Schurkenstreich gebrauchen ließ. Mit Entrüstung wies er das Anerbieten des Offiziers zurück, und dem Herrn selbst die Thür, der ihm im Fortgehen noch zurief: Hätten wir Herwegh gefangen, so wäre er ohne Verhör füsiliert worden, und die Frau zeitlebens an Ketten gekommen!!!

Ich will mich hier aller weiteren Betrachtungen enthalten, aber wissen möchte ich wohl, wer besagtem Offizier

dieſe außerordentliche Vollmacht erteilt! Übrigens wiederholten ſich dergleichen Vorſchläge, Herwegh gegen irgend eine bald größere, bald kleinere Summe auszuliefern, während der letzten Tage unſeres Aufenthalts ſo häufig, daß unſer Wirt ſelbſt ängſtlich, uns vielleicht nicht genügende Sicherheit bieten zu können, Herwegh riet, dieſen Ort zu verlaſſen, an den uns ohnehin Nichts mehr feſſelte.

Für die Flüchtlinge war nach Kräften geſorgt, — an ein gemeinſames Wirken im Moment war nicht zu denken, und ſo kehrten wir nach Frankreich zurück. —

Möchte dies Exil kein langes ſein!

Hiermit ſchließe ich meinen Bericht.

Der Leſer mag entſchuldigen, wenn ich ſeine Aufmerkſamkeit und Geduld ſo lange in Anſpruch genommen habe. Ich durfte jedoch keine, ſelbſt die ſcheinbar geringfügigſte Einzelheit übergehen, ohne mich nicht zugleich von dem Ziel zu entfernen, das ich mir, wie ich dies bereits im Vorwort ausgeſprochen — geſteckt hatte: das größere Publikum über die wahren Intentionen der deutſchen, demokratiſchen Legion zu unterrichten, und den Verläumdungen, zu deren Hauptzielſcheibe ſich deutſche Patrioten Herwegh auserſehen, durch die ungeſchminkte Wahrheit die einzig würdige, einzig vernichtende Waffe entgegenzuſetzen. Für ſeine Freunde, für alle, die ihn nur einmal recht erkannt, — bedurfte es keiner Ehrenerklärung, keines ſchriftlichen Dokuments. — Sein ganzes früheres Leben war ihnen der ſchlagendſte Beweis, für die Nieder-

trächtigkeit ſeiner Ankläger, obſchon ich es nicht verhehle, daß es mir ihrer ſelbſt wegen lieb geweſen wäre, wenn einer oder der andere ſich berufen gefühlt hätte, laut auszuſprechen, wovon er innerlich — ich weiß es — unerſchütterlich überzeugt geblieben. Für die ſogenannten Freunde, zu denen ich alle Diejenigen rechne, die, wenn auch leicht zu überreden, Herwegh dennoch lieber in der öffentlichen Meinung ſteigen als fallen ſehen, weil ſie mehr ſchwach als ſchlecht, mehr beſchränkt als boshaft, hätte auch ein weniger detaillierter Bericht genügt, damit war meine Aufgabe aber noch keineswegs gelöſt. —

Ich konnte mich erſt dann zufrieden ſtellen, wenn es mir gelungen war, dieſer würdigen Schar liberaler und konſervativer freiwilliger und bezahlter Schurken, die ſich an jede reine, edle Natur wie Vampyre beharrlich feſtklammern bis ſie ihr den letzten Lebenstropfen ausgeſogen — ihr Opfer lebendig und unverſehrt zu entreißen.

Hierzu bedurfte es nur einer einfachen, treuen Erzählung des Erlebten, und die bis in die kleinſten Details geben zu können, war Niemand befähigter als Ich, die Herwegh vom Anfang bis zum Schluß der Expedition keinen Augenblick aus den Augen verloren und Zeuge jedes Wortes geweſen war, das er geſprochen hatte.

Sehr möglich, daß die Ausſage dieſes oder jenes Gefangenen in einzelnen Punkten von der meinigen abweichen wird. Nicht jeder Menſch kann wahr ſein. Manchem verſagt das Gedächtnis den Dienſt, anderen wieder ſpielt die Eitelkeit einen Streich und diejenigen, die während ihres ganzen Lebens mit Allem Induſtrie getrieben, werden

ihr bisheriges Handwerk auch jetzt nicht verleugnen können und sich nicht scheuen, selbst ihr Märtyrertum auf Kosten derer auszubeuten, die nur dem glücklicheren Zufall ein besseres Los verdanken.

An räudigen Schafen hat es, davon bin ich nachträglich mehr als je überzeugt, auch in unserer Schar nicht gefehlt, ebensowenig an solchen, die zu gleicher Zeit den doppelten Lohn eines Kämpfers *für* und *gegen* die Freiheit bezogen haben. Wie wäre sonst — nämlich ohne den Verrat im eigenen Lager — das plötzliche Verschwinden mehrerer Chefs wenige Stunden vor dem Gefecht zu erklären, wie der zehnstündige Marsch für drei Stunden Wegs, und wie endlich die Annahme des Kampfes selbst, die bei einem ordentlichen, militärischen Kommando so leicht hätte vermieden werden können?

Aber dieser Kampf bei Dossenbach, den ich, wie ich die Sachen heute kenne, für einen im Plan der Intrigue durch *Verrat* herbeigeführten ansehe, *mußte* sein, wenn nicht jede Handhabe zu irgend einer Verdächtigung *Herweghs* wegfallen sollte, jede Gelegenheit, ihn entweder physisch oder moralisch zu töten. Wäre ihm die Flucht auf neutrales Gebiet geglückt, die, scheuen wir uns nicht, das Kind beim Namen zu nennen, nicht erst nach dem Gefecht bei Niederdossenbach, sondern bereits anderthalb Tage zuvor anfing, als der einzige ehrenvolle Ausweg, der uns nach der Nachricht von der Niederlage unserer Freunde vor Freiburg übrig blieb — *was* hätte man *Herwegh* dann vorwerfen können? Vielleicht daß er weder eitel, noch wahnsinnig genug gewesen, sich einzubilden, mit einer

ſchlecht bewaffneten Schar von 650 Mann, die Republik in Baden gegen den Willen der Bevölkerung durchſetzen zu können, nachdem alle anderen Freikorps bereits geſchlagen waren. Oder, daß er einen ehrenvollen Rückzug einem ſinnloſen Kampf vorgezogen — ſonſt nichts. Und was wirft man ihm heute vor, nachdem er den vielfachen Verfolgungen nur durch ein Wunder entgangen iſt — Feigheit! und weshalb?

Erſtens weil er aus reinem Ehrgefühl, und in der Hoffnung, durch ſeine Gegenwart wenigſtens dasjenige, was der guten Sache entgegen abwenden zu können, Alles auf die Karte geſetzt hatte, den ungeſchickteſten Führern geduldig nachgefolgt war, die, ich ſage es frei heraus, denn es iſt meine feſte Überzeugung, ihn während der ganzen Expedition nur als glänzendes Aushängeſchild benutzen wollten.

Zweitens, weil er unbewaffnet war, und mit dem militäriſchen Kommando nichts zu thun hatte, wenigſtens das Recht für ſich in Anſpruch nehmen zu dürfen glaubte, das man jedem General zuerkennt, ohne deshalb ſeinen Mut in Frage zu ſtellen, nämlich: ſich nicht perſönlich herumbalgen zu müſſen. Fäuſte waren es ja nicht, an denen es uns fehlte! und endlich drittens, weil ohne Herweghs Geiſtesgegenwart die Kämpfenden, mit denen er vom Anfang bis zum Schluß des Gefechtes einen regelmäßigen, ununterbrochenen Verkehr unterhielt (denn er hatte mit der ihm während des ganzen Zuges gegebenen Bedeckung, die Stellung wenige Schritte vom Kampfplatz unverrückt beibehalten), nicht einmal das wenige Pulver zur Zeit bekommen hätten, das als einziger Reichtum auf

meinem Wagen verpackt lag und an das keiner der Herren Chefs dachte. Bei dieser Gelegenheit will ich es nicht versäumen, den Herren Mitarbeitern und Redacteuren der verschiedenen gelehrten und ungelehrten Blätter, wie der deutschen Hofrats-, der Baseler und Karlsruher Zeitung (diese letzte hat sich hartnäckig geweigert, jeden berichtigenden Artikel, welcher von seiten der Gefangenen an sie gesandt, aufzunehmen), meinen Dank auszusprechen, für die lobenswerte Bereitwilligkeit, mit welcher sie auf guten Glauben ohne den Schatten eines Beweises, denn woher könnten sie ihn haben, da keiner existiert — Allem ihre Spalten geöffnet, was Herweghs guten Ruf schänden und wenn es wahr gewesen, ihm mit vollem Recht jede Wirksamkeit in Deutschland hätte abschneiden müssen.

Zum Beweis, daß ich nicht wie jene Herren auf Kosten anderer zu improvisieren und nur genau zu referieren verstehe, rufe ich dem unparteiischen Leser die allerliebste Geschichte vom „Spritzleder“ [1]) zurück, welche die Runde durch alle wohlorganisierten Lügenbureaux deutscher Journalistik gemacht hat, und als patriotisches Phantasiestück

[1]) Der Erfinder dieser Spritzledergeschichte war, wie sich 20 Jahre später aus den Erinnerungen von Alfred Meißner (unter dem Titel „Die Geschichte meines Lebens“) ergeben, ein gewisser Spieß, Vorstand hessischer Turner. Derselbe erzählte viele Jahre später, wenn sich Gelegenheit dazu ergab, wie die ganze Spritzledergeschichte eine Erfindung von ihm sei. Er führte sie als schlagendes Beispiel dafür an, wie eine beim Glase Wein zum besten gegebene Fabel, wenn sie sich an einen berühmten Mann knüpfe, lustig weiter kursiere, in die Zeitungen gelange und schließlich als „Thatsache“ figuriere, wo sie alsdann im Parteiinteresse

(denn wer anders als ein kaum amnestierter Kopf, giebt sich mit derlei Erfindungen ab), den anonymen Autoren zur großen Ehre gereicht. Ob jene Herren Skribenten glauben, heut weniger verächtlich zu sein, wo sie, weil der Liberalismus allein rentiert, ihr Schergenamt mit dem Wahlspruch: Alles für das Volk, alles durch das Volk versehen, als gestern, wo sie Herwegh „Mit Gott für König und Vaterland" wegen seines Radikalismus verfolgt haben, will ich nicht entscheiden und mich nur auf die Beschreibung des Wunderwägelchens beschränken.

Jene vielbesprochene Kutsche, die nach der einstimmigen Aussage aller Zeitungen jedenfalls ein verzaubertes Fuhrwerk gewesen sein muß, denn wie hätte sie sonst Herwegh, der viele Schritte davon entfernt stand, und seit Niederdossenbach keinen Augenblick darauf Platz genommen hatte, Schutz bieten können? — war für den unbefangenen Beschauer nichts — als ein offener, unbedeckter Leiterwagen, dessen einzige Bekleidung in etlichen Bündeln Stroh bestand, und von dem aus ich mit einigen vom langen Marsch Verwundeten dem Gefecht zusah.

Qui s'excuse s'accuse, dies wohlbewährte Sprichwort hat auch gewiß diesmal Herwegh bestimmt, den Verdächtigungen seiner Ehre dieselbe Waffe entgegenzustellen, deren er sich stets persönlichen Angriffen gegenüber bedient, und sich dabei sehr wohl befunden hat: das absolute Schweigen.

Wie kann es auch nur einem Mann von Kopf und

---

ausgebeutet werde. „Die Fabel erhielt sich nur, weil Herwegh zu stolz war, in der Sache eine Erklärung von sich zu geben." (Siehe Beilage zur Frankf. Zeitung vom 9. April 1884.)

Herz einfallen, tödtliche Pfeile mit der Feder abwenden zu wollen? — und um zu einer andern Waffe zu greifen, die freilich am allerwenigſten erledigt aber doch energiſcher iſt, müſſen die Feinde unverkappt und nicht wie hier, mit hermetiſch geſchloſſenen Viſieren auf dem Kampfplatz erſcheinen.

Was man Hecker und Herwegh mit Recht vorwerfen kann, iſt zwar nicht „Meuchelmord", nicht „Feigheit," aber etwas weit Schlimmeres. — Man kann ihnen vorwerfen, daß ſie weder getötet, noch gefangen ſind, — daß ſie dieſer zwiefachen Gefahr glücklich entkommen — konnten ihnen die privilegierten und patentierten Volksvertreter zu Frankfurt, denen alles darauf ankommen mußte, ſolche Männer nicht nur perſönlich fern zu halten, ſondern auch zugleich unmöglich zu machen, freilich — nicht verzeihn. Ihnen blieb kein anderes Mittel übrig, als ſie lebendig zu begraben.

Aber es giebt glücklicherweiſe noch ein anderes Deutſchland, als das zu Frankfurt, ein anderes, als das, welches mit kaltem Blut das Totenamt für Lebendige hält, das zum Henker oder Spießgeſellen an allen nach Freiheit ringenden Völkern geworden iſt, und ſeine beſten Kinder im Exil oder in ſchmählichen Banden hält.[1])

Es giebt ein junges, demokratiſches Deutſchland! Ein Deutſchland, das mit der alten Welt und ihren Sünden abgeſchloſſen hat, das nicht eher die Waffen niederlegen wird, bis Polen, bis Böhmen, bis Italien, bis ganz Europa

[1]) S. den Auszug aus der Frankfurter Zeitung, „Berichtigendes über Herwegh" und den hierauf bezüglichen Brief von Prof. J. Henle in Göttingen.

frei, der letzte Kerker geöffnet, die letzte Kette gesprengt ist. Diesem Deutschland allein übergebe ich diese Schrift, denn dies allein hat eine Stätte für jede gute, freie Natur, dies allein ist im Stande, seine wahren Kinder von seinen Stiefkindern zu unterscheiden, und wird das schreiende Unrecht, was jenen geschieht, dereinst zu sühnen wissen.

Soviel Kämpfe ihm auch noch bevorstehen mögen, soviel seiner besten Kinder auch noch als Opfer des Despotismus fallen werden, ehe es Sieger bleibt, — es weiß, daß es später oder früher siegen muß, und kann stolz mit jenem edlen Republikaner, den man hier vor einigen Tagen zu den Galeeren verdammte, ausrufen:

à moi l'avenir!
Vive la République démocratique
et sociale!

S. „Brief eines Führers der republikanischen Freischärler" in „Locomotive", Zeitung für politische Bildung des Volkes. Berlin 11. und 13. Mai (Nr. 32 und 33) 1848 (von Corvin).

„Herwegh hatte erst das Schlachtfeld verlassen, als nichts zu retten war, und entkam mit großer Gefahr nebst seiner Frau als Bauer und Bäuerin. Wir haben alles Gepäck verloren, auch unsere Kasse. Über zweihundert von uns sind gefangen!! —

Tote haben wir etwa zwölf, Verwundete in Menge. Die Württemberger verheimlichen ihre Toten; allein in Niederdossenbach haben sie 26 aufgelesen. Man erzählt, sie hätten über vierzig, und das ist auch sehr wahrscheinlich, denn das Gefecht dauerte wohl $1^1/_2$ Stunden. Von den Grausamkeiten der Soldaten gegen die Gefangenen hat man gar keinen Begriff!! Es ist niederträchtig! Ich kann mir ihre Wut um so weniger erklären, als wir ja gar nicht zuerst angegriffen haben. Sie morden Wehrlose, stechen, schlagen und martern sie auf gräßliche Weise. — Die Zeit der Rache wird jedoch kommen. Vorgestern sprach ich Hecker, der in Muttenz ist. Struve ist in Straßburg. Alles ist wütend und schreit Rache. Den Mut hat niemand verloren. —

(Rheinfelden, 29. April 1848.)

Carl Vogt

an

Georg Herwegh.

Monsieur Georges Herwegh

40 rue neuve St. Augustin

Hôtel d'Orient

Paris.

Lieber Freund!

Vor allem meinen herzlichsten Dank für Ihre Briefe, sowie für diejenigen Ihrer lieben Frau, der ich noch ein Paar Antworten schulde. Ich bin aber die ganze Zeit in einer solchen Agitation gewesen, daß ich keine Zeit hatte, einmal meine Gedanken zu sammeln, und so ist denn auch das Antworten unterblieben.

Was Sie mir schreiben von den Machinationen des gouvernement provisoire wußte ich Alles en gros durch andere Quellen und habe es auch damals öffentlich in Gießen in Volksversammlungen gesagt. Ich mußte aber dies alles verschweigen in der National-Versammlung, um nicht den Zweck zu verfehlen, den wir uns vorgesetzt hatten, nämlich den Zweck, nach Frankreich hin Frieden zu predigen, um von der dortigen Grenze die Truppen nach dem Norden und Osten dislociren zu können. Der Plan der äußersten Rechten (Radowitz ist deren belebendes Prinzip) war einfach der, Franzosenfurcht zu unterhalten, um entweder möglichst vielen Grund zur Unterhaltung

der übermäßigen Truppenmassen in Baden, der Pfalz, in Württemberg ꝛc. zu haben oder selbst im Notfalle so lange zu krakehlen, bis endlich eine Gelegenheit zu einem französischen Krieg sich fände. Ersteren Punkt durfte man gar nicht berühren, denn sonst hätten die loyalen Centren gleich gemerkt, wo die Sache hinaus will und hätten eine drohende Haltung gegen Frankreich angenommen, nur um einen etwaigen Versuch zur Republik in Baden niederzudrücken, der sich jetzt über kurz oder lang wiederholen könnte, wenn das Volk Lust dazu hätte. Deshalb mußte man die ganze Bagage auf den Karren der Franzosenfresserei schieben und die freundlichen offiziellen Akte der französischen Republik hervorheben, während man die nichtoffiziellen einer andern Zeit aufhebt. Es ist keine Frage von Anfang an für mich gewesen, daß man mit Ihnen und Ihren Leuten ein schlechtes Spiel getrieben hat, und zwar namentlich darum, daß man Ihnen mündlich versprach, was man Ihnen schriftlich nicht halten wollte, und zwar aus dem einfachen Grunde, um Ihrer und der sämtlichen Deutschen womöglich los zu werden. Das ist denn auch geschehen und der ganze Plan, wie ihn (man sagte mir Flocon) geschmiedet hatte, recht gut geglückt, und Sie leider! in die Falle geraten.

Die jetzige Ordnung der Dinge in Paris ist der Stolz unserer Bourgeois und Aristokraten — daraus kann man schon ihren Wert entnehmen. Aber ich hoffe, dieser Stolz soll bald zu Wasser werden, wenn sie auch Paris und Italien aufgeben. Wir mußten vor der Hand auch diese Zuneigung unserer Bourgeois benutzen,

um unſern Zweck durchzuſetzen, der auch halb erreicht worden iſt.

Unſer Stand hier wird immer ärgerlicher. Die Rechte und die Centren ſind vollkommen Conservateurs-bornés aus der alten Zeit, und es iſt wahrlich nicht möglich, dieſen verrotteten Köpfen etwas auf andere Weiſe in das Gehirn zu bringen, als daß man ihnen ein Loch in den Schädel ſchlägt. Die jämmerlichſte Rolle ſpielen dieſe aus Ketten und Banden befreiten Jammermänner von Eiſenmann, Jordan ꝛc., die alten Burſchenſchäftler aus den Jahren von 1830, die Hambacher von 30 ꝛc. Die meiſten ſind vollkommene Ariſtokraten und zwar die meiſten aus Romantik; ſie fürchten, die Poeſie ginge aus dem Leben, wenn ſie keinen Adel, keine Fürſten, keine Schlöſſer, Paläſte, Soldaten und Fähndrichs mehr hätten. Dazu kommt nun noch der Geldſack, der ſich zu füllen beginnt und der am würdigſten durch Baſſermann und Mathy repräſentiert iſt. Was iſt mit dieſem Volke anzufangen? Der Michel ſelbſt iſt wahrlich total flau geworden, er brüllt ſogar nicht mehr, ſondern ſeit er ſich ſeinen Johann ohne Land als Vormund geſetzt hat, iſt er in ſeinem Gott vergnügt, träumt nur von Coupons und guter Ernte. Ich muß auch wahrlich bezweifeln, ob vor dem Ende der Kartoffelernte irgend wieder eine ſolide politiſche Bewegung in das Volk kommt. Zugleich plagt ſie der Anſtandsteufel. Stellen Sie ſich vor, daß man die Reichstagszeitung (wie ich aus Ihren Reklamationen ſehe, leſen Sie ſie auch) für allzuſcharf und unanſtändig erklärt? Da ſchlage denn doch der Teufel drein!

Sehr interessant sind jetzt die partikularischen Streitigkeiten, die vielleicht bis zu einem Bruche zwischen Nord- und Süd-Deutschland führen können. Die Preußen wollen sich durchaus nicht der Centralgewalt unterordnen und nun, wo der Frankfurter Kriegsminister auf den 6. August eine allgemeine Huldigung angeordnet hat, tobt es unter der Garde und den Junkern ganz höllisch. Sie wollen nichts von dem Habsburger wissen, wollen nicht huldigen, wollen nur ihren juten Jenig ꝛc. ꝛc. Unsere hiesigen Konservativen sind darüber in voller Auflösung. Sie haben so viel hundert Male geschrieen: Wir sind nur Deutsche, wollen nur Deutsche sein, sie haben so wacker spektakelt, wenn ich oder ein anderer den preußischen Partikularismus oder die preußische Diplomatie als undeutsch angriff, sie haben sich zu sehr für den „juten Jeist" ihrer Wähler verbürgt, daß sie nun ganz verblüfft sind, wo ihre Wähler nichts mehr von dem deutschen Patriotismus, sondern nur von dem preußischen wissen wollen. Sie hatten sogar in einer preußischen Versammlung, die vorgestern war, den Vorschlag gemacht, sie wollten alle heimgehen und ihre Wähler umzustimmen suchen, wobei dann doch endlich den Vernünftigen unter ihnen einfiel, daß dann die Linke allein überbleiben und schauerliche Beschlüsse fassen werde. So sind sie rat- und thatlos, und haben sich mit ihrer Heuchelei-Reaktion selber den Sack auf den Hals geladen. Wir haben begreiflicherweise unsere Freude daran und lassen sie sich selbst auffressen. Wir haben gestern beschlossen, den Minister stets in dem Kampfe gegen die Einzelstaaten zu unterstützen, um diesem letzteren

alle Stütze allmählich zu nehmen und die Intriguen Camphausens und anderer Ultra-Stock-Preußen zu vernichten, die alles mit Vertragerei und Schlichterei zurechtsetzen möchten. Der jute Jenig empfiehlt jetzt seinen Soldaten, dem Reichsverweser Folge zu leisten, weil er sein „persönlicher Freund" sei. Das also der Grund, weshalb Preußen sich unterordnet.

Doch damit holla! wir werden sehen, was daraus wird. Nun noch eines für Sie. Es ist durchaus notwendig, daß Sie eine Broschüre oder je nach dem Umfang der Materie einen größeren Artikel zusammenschreiben, der in geordneter Darstellung klar und wahr die ganze Geschichte Ihrer Expedition von dem Beginne der Revolution im Februar an bis zu Ihrer Rückkehr erzählt, der alle die Verleumdungen über Ihr Benehmen im Elsaß, bei Dossenbach ꝛc. aufdeckt und den Leuten klaren Wein einschenkt über das, was Sie wollten und was Sie gethan haben.[1]) Die niederträchtigen Verdächtigungen der Hofratszeitung haben das erreicht, was sie beabsichtigten, und zwar Ihren totalen Ruin in der öffentlichen Meinung in Deutschland, und das, glaube ich doch, können Sie nicht gleichgültig ansehen. Bis jetzt will ich zugeben, daß es noch nicht Zeit war, der Sache entgegenzutreten, obgleich ich Ihnen sehr zum Vorwurfe mache, daß Sie nicht scharf und entschieden diesen Verdächtigungen Ihrer Ehre

[1]) Dies war, wie aus Vorhergehendem ersichtlich, bereits von Seiten Emma Herweghs geschehen, doch wurde die Broschüre, da sich kein Verleger gefunden, erst 1849 (bei H. Levysohn in Grünberg) gedruckt und zwar durch Vermittlung von Carl Vogt. —

ſich entgegenſtellten — aber jetzt iſt das Publikum eher zugänglich geworden, die erſte Hitze iſt vorüber, und nun ſind Sie es ſich ſelbſt und Ihren Freunden ſchuldig, in der angegebenen Art zu handeln. Wie ich höre, arbeitet Hecker mit ſeinen Genoſſen an einer Broſchüre über ſeinen Zug. — Thun Sie nebſt denjenigen der Führer, die Sie um ſich haben, das Gleiche, damit Ihre Darſtellung vollkommen richtig in den Einzelnheiten werde. Noch einmal, Sie glauben vielleicht nicht, wie tief die Geſchichten von dem „Spritzleder" ꝛc. überall eingewurzelt ſind, und welches ſchiefe Licht dadurch auf Sie geworfen wird. Verſäumen Sie ja nicht eine ſolche Rechtfertigung — ſie iſt für das größere Publikum unbedingt eine Notwendigkeit, es ſei denn, Sie wollten ſich in einem andern Weltteil begraben. Verſäumen Sie dies, ſo lähmen Sie alle Wirkſamkeit, allen Einfluß, den Sie jetzt und ſpäter ausüben könnten.

Geben Sie mir in Ihrem nächſten Briefe eine indirekte Adreſſe — man kann den Mathy's und andern Vögeln dieſer Art nicht recht trauen.

Herzliche Grüße an Frau Emma.

Ganz Ihr

C. Vogt,

(Abgeordneter am Reichstage.)

Frankfurt, 2. Auguſt 1848.

Michel Bakunin

an

Georg Herwegh.

(1848—1849.)

Cöthen, 8. Dezember 1848.

Mein Lieber! Schon lange habe ich an Dich kein Wort gerichtet; auf meinen letzten Brief haſt Du mir nicht geantwortet, aber ich nehme es Dir nicht übel, denn in dieſer Hinſicht haben wir uns gar nichts vorzuwerfen. — Hier mein Aufruf an die Slaven; Du wirſt aus demſelben erſehen, daß ich den Mut nicht im geringſten verloren habe. Während dieſen neun Monaten habe ich mich an Geduld, an Warten und an Ausdauer gewöhnt. — „J'attendrai Monseigneur“! — das iſt meine Antwort auf die triumphierende Reaktion, — und die Anarchie, die Zerſtörung der Staaten wird doch bald kommen müſſen. — Aber ſehr oft habe ich an Dich gedacht und Dir recht gegeben, als ich die Verhältniſſe und die Vorgänge in Deutſchland näher ſah. Ich erinnerte mich an die Worte, die Du mir in Paris, vor der Revolution, ſo oft wiederholt haſt: „Die erſte Revolution in Deutſchland wird für uns nichts Tröſtliches haben, da ſie der Sieg der bourgeoiſen Niederträchtigkeit ſein wird.“ — Wie groß die Niederträchtigkeit des deutſchen Philiſters iſt, das habe ich erſt jetzt im vollen Maße geſehen.

Nirgends iſt der Bourgeois ein liebenswürdiger Menſch, aber der deutſche Bourgeois iſt niederträchtig mit Gemütlichkeit. Selbſt die Art dieſer Leute ſich zu empören und ihre Empörung auszudrücken, iſt empörend. — Neu-

lich ist hier der Abgeordnete Hildenträger, Sekretär der Berliner Nationalversammlung, durchgegangen. Er erzählte uns, wie das Militär sein Haus gestürmt, alle Schlösser zerbrochen, und alle Papiere sammt 30000 Thaler weggenommen; — da schreien viele, mit sichtbarer Entrüstung: „Und das Geld auch!“ — und andere: „Man wird Ihnen das Geld wohl zurückgeben! . . .“ Mit einem Worte, Freund, das ist mein letztes und wahrlich ein sehr begründetes Urteil: Wenn die deutsche Nation bloß aus der großen, leider zu großen Masse der Spießbürger, der Bougeoisie bestünde, aus dem, was man heute das offizielle, sichtbare Deutschland nennen könnte, — wenn unter dieser offiziellen deutschen Nation es nicht Stadtproletarier, besonders aber eine große Bauernmasse gäbe, dann würde ich sagen müssen: es giebt keine deutsche Nation mehr, Deutschland wird erobert und zu Grunde gerichtet werden. — Nur ein anarchischer Bauernkrieg einerseits und die Verbesserung der Bourgeoisie durch die Bankerotte andrerseits kann Deutschland retten. — Für das Zweite werden die Verhältnisse selbst und eine eiserne Notwendigkeit sorgen. Für das Erste hat man bis jetzt so gut wie gar nichts gesorgt. — Ich finde keinen Ausdruck, um Dir die Stupidität, den Leichtsinn und die abstrakte Prinzipienreiterei der sogenannten demokratischen Führer in Deutschland zu bezeichnen. — Mit abstrakten, politischen, konstitutionellen oder republikanischen Phrasen glaubten sie die Bauern in Bewegung setzen zu können; — sie wollten die sogenannten „schlechten Leidenschaften“ nicht im Volke wecken, sie haben das Volk nicht von Tag zu Tag empört

und bearbeitet, ſondern bruchweiſe durch illuſoriſche und Illuſion hervorbringende Volksverſammlungen auf das Volk wirken wollen, — ſie haben mit ihrer ganzen renommiſtiſchen Schreierei nichts gemacht, — heute iſt das alſo geworden — aber das Volk nicht parceque aber quoique dieſer Führer iſt doch gegenwärtig ein anderes. Es will alles haben, Alles nehmen, und wird ſich durch Nichts befriedigen laſſen; es iſt ſo weit, daß es glaubt, allein berechtigt zu ſein, und iſt in dieſem Glauben durch den Hof und die Complimente, die beide Parteien ihm machen, beſtätigt. — Schlechte Leidenſchaften werden einen Bauernkrieg hervorbringen, und das freut mich, da ich nicht die Anarchie fürchte, ſondern ſie von ganzer Seele wünſche — ſie allein kann uns aus dieſer verfluchten Mitte, in der wir ſeit ſo lange vegetieren müſſen, mit Gewalt herausreißen. — Die beſonnenen, vernünftigen, energiſchen Demokraten, die, welche wahrhaft revolutionär ſind, verlieren, ebenſo wie ich, den Mut nicht.

Sie freuen ſich ſelbſt, daß jetzt das unbeſchränkte Recht des Schwatzens und der öffentlichen Conſpiration den Deutſchen wieder genommen wird. — Der Deutſche muß ſich etwas concentrieren, um geſcheit zu werden. — Die politiſche Liederlichkeit war zu groß. Jetzt fängt man an, was man eigentlich ſchon vom Frühjahr an thun mußte, aber die betrunkenen Menſchen waren dazu nicht zu bringen. — Jetzt fängt man an, Gott ſei Dank, ſich ſo ziemlich zu organiſieren und geheime Geſellſchaften zu gründen; — man will ſich für den Kampf, den man allgemein hier im Frühling erwartet, gründlich vorbereiten. — Unterdeſſen

wird die ſiegende Reaktion große Dummheiten begehen; dieſe Dummheiten ſind unausbleiblich; man ſpricht jetzt allgemein von einer Intrigue, die der edle Gagern führt und die folgendes bezwecken ſoll: Der Reichsverweſer wird abdanken, — es wird ſich an ſeine Stelle ein Triumvirat ſetzen, deſſen Mitglied Gagern ſelbſt und zwei andere aus der Frankfurter Verſammlung ſein ſollen, — und dieſes Triumvirat ſoll als Übergang zur preußiſchen Hegemonie dienen. —

Man erzählt noch, daß Bayern, Hannover, Braunſchweig und einige andere gegen dieſen Plan und gegen Preußen überhaupt eine Sonder-Allianz zu Stande gebracht haben — übrigens iſt das ein bloßes Gerücht und ich gebe es Dir nur als ein ſolches. — Der Winter wird traurig ſein aber intereſſant. — Was mich betrifft, Lieber, ſo bleibe ich hier wahrſcheinlich noch einen Monat; ich habe noch manches zu beſorgen; dann aber iſt es ſehr möglich, daß ich für zwei Monate nach Paris gehe. — Ich brauche Dir gar nicht zu ſagen, mit was für einer Freude ich Euch alle, Dich, Deine Frau und alle unſere Freunde wiederſehen werde. — Wir werden uns ſo vieles zu erzählen und zu ſagen haben. — Briefe kann ich nicht ſchreiben, das iſt einmal abgemacht.

Sei ſo gut, ſchreibe mir Deine Adreſſe und antworte mir, ſei es auch nur mit wenigen Worten. —

Meine Adreſſe:

Cöthen-Principauté d'Anhalt.

Monsieur Charles.

Und auf dem zweiten Couvert pour Mr. Jules.

Grüße alle die von unseren Bekannten und Freunden, welche mich nicht vergessen haben.

Dein Jules Elysard.

Leipzig, 28. Januar 1849.

Lieber, — ich habe Dir neulich geschrieben. Mein Brief war in einem großen Packet eingeschlossen; dieser nebst einem andern mit Broschüren wurde durch die Adresse von Mme. Viardot-Garcia an Hermann Müller geschickt. — Hast Du meinen Brief erhalten? — Sonderbar, weder von Dir, noch von Müller, noch von Reichel habe ich eine Antwort. Seid Ihr alle tot? — Wenn Du meinen Brief nicht erhalten, so thue mir den Gefallen, gehe zu Mme. Viardot (Turgueneff oder ein anderer wird Dir wohl ihre Adresse sagen) und bitte Sie in meinem Namen, Dir die beiden Packete abzugeben; — in einem sind mehrere Briefe, für mich sehr wichtige und kompromittirende Briefe, in dem andern Broschüren enthalten. — Nimm Dir Deinen Brief und Deine Broschüre (Mein Aufruf an die Slaven und gieb die andern Briefe und Broschüren nach ihren Adressen ab. Du wirst mir dadurch einen großen, einen sehr großen Dienst erweisen. —

Ich lebe jetzt heimlich in Leipzig und arbeite nach allen meinen Kräften: Mein Zweck ist, die Slaven der Reaktion zu entreißen, in die sie die Niederträchtigkeit ihrer verräterischen Führer, zugleich aber auch die Dummheit und die undemokratische Staatsbegründung bezweckende Gesinnung der Deutschen und der Magyaren geworfen haben. —

Meine Arbeit ist nicht ohne Erfolg, und die österreichische Regierung verfolgt mich jetzt auf alle mögliche Weise. Sie macht mir einen Prozeß in Prag[1]). — In Deutschland gehen die Sachen gut. Das schönselige und dumme Vielreden — das vergangene Unheil ist fast gänzlich verschwunden und hat einer ernsten, schwülen, entschlossenen Stimmung Platz gemacht. Im Frühling eine neue Revolution. — Ist Reichel noch unter den Lebendigen, und Du, Lieber, warum schreibst Du mir nicht? Grüße Deine Frau. — Meine Adresse: Herrn Bussenius in Leipzig, Verlagsbureau — Königsstraße — Schreibe mir auch Deine Adresse und antworte mir bald. Diesen Brief wird Dir ein Wiener Flüchtling abgeben.

Dein M. Bakunin.

1849 le 28 Janvier Leipzig.

[1]) Siehe Anhang.

Julius Fröbel[1])

an

Georg Herwegh.

[1]) Siehe Anhang.

9. December 1848.

Ich wollte Dir schon zu Anfang Oktober, nach meiner ersten Rückkehr aus Wien schreiben. Ich weiß, daß Du gern Mitteilungen empfängst, wie ich sie Dir damals hätte geben können. Aber ein Interesse, das ich nicht beherrschen konnte, trieb mich schon nach acht Tagen wieder dahin zurück, woher ich eben gekommen war. Wenn ich nach allem, was seitdem geschehen ist, zurückdenke an die sonderbare Unruhe, die mich veranlaßte, mich zu der Sendung mit Blum zu drängen (denn die äußerste Linke wollte sich damit begnügen, ihre Adresse Moritz Hartmann[1]) mitzugeben, der für sich nach Wien reisen wollte) und wenn ich damit verbinde, wie der sonderbarste Instinkt und die auffallendsten Zufälligkeiten mich auf dieser abenteuerlichen Fahrt erst in die Gefahren gebracht und nachher aus denselben befreit, so schwindelt es mir ein wenig, und ich möchte fast mit der Hand an den Kopf fühlen,

[1]) Moritz Hartmann war auch mit Herweghs persönlich bekannt und mehrmals bei ihnen zu Besuch in Paris im Jahre 1848.

ob auch alles soweit in Ordnung ist, daß ich mir nichts einbilde, was nicht wahr ist.

Ich habe früher keinen Begriff davon gehabt, daß man einen Ort lieben kann, als wäre er ein lebendiges Individuum. Mit Wien ist es mir so gegangen, und das Schicksal der schönen Stadt ist für mich nicht nur eine unglückliche Katastrophe in der Geschichte unserer Kämpfe, sondern es bewegt mich wie das Leiden eines teuern Freundes.

Wie für mich war auch für Blum die Reise nach Wien eine fatalistische Notwendigkeit. Er wollte sie und fürchtete sie, und es könnte einen anständigen Menschen abergläubisch machen, zu wissen, wie Blum bis zu seinem Ende sich unaufhaltsam seinem Schicksal entgegengetrieben fühlte. Bei der entschiedensten Ahnung des tragischen Ausgangs verschmähte er auch die unschuldigste Vorsicht, und mehrmals machte er mir im Gefängniß den Eindruck, als fühle er, daß sein Schicksal erfüllt sei. Ich habe diesen Mann in den Tagen, die geeignet waren, in das Innerste eines Menschen blicken zu lassen, sehr genau kennen gelernt, und es hat sich mir die Ansicht, die ich immer von ihm hatte, daß in ihm ein wahrer Dämon stecke, vollkommen bestätigt. Wenn der Dämon ihn beherrschte, war er von der wildesten Leidenschaft, von Haß, Rachsucht, Sinnlichkeit, Trotz, Eifersucht und Stolz getrieben; wenn er ihn verließ, war ein weichmütiger, guter, wohlwollender, harmloser und heiterer Mensch übrig. Ich wage es nicht, diesen Charakter ganz zu zeichnen, was mir sehr leid thut, denn er war in der

Wirklichkeit, was kein Dichter prägnanter hätte erfinden können. Sein Untergang ist ebenso wichtig dadurch, daß dieser Dämon nicht zu seiner Entfesselung gekommen ist, als durch die Wirkung, welche der Mord des Volksmanns auf das Volk zurück gehabt hat.

Ich bin mit einer ausführlichen Erzählung meiner Wiener Erlebnisse beschäftigt, die ich unter dem Titel „Wiener Revolutionstage" drucken lassen will. Ich benutze die Erzählung, um politische Betrachtungen und Entwickelungen einzuweben, die nicht überflüssig sind, da man auf das Verhältniß Deutschlands zu den österreichischen Ländern in der That durch Schrift einwirken kann und ich in dieser Frage zu einer Art von Autorität geworden bin.

Wenn Du meine Broschüre: „Wien, Deutschland und Europa" nicht in Paris erhalten kannst, so will ich sie Dir schicken. Sie war nur auf Wien berechnet und wird für Dich wenig Neues enthalten; aber interessant ist sie, wenn man ihren Einfluß auf meine Begnadigung und vollends den Umstand bedenkt, daß sie noch später dem österreichischen Publikum in den jetzt autorisierten, ja selbst offiziellen Blättern zur Lektüre empfohlen worden ist.

Meine Frau, die bei mir ist, läßt Euch grüßen. Auch unser Junge ist, aber dieser nur auf Besuch, hier. Mein Bruder Karl, der Weihnachten nach Dresden reist, wird ihn auf seiner Rückkehr wieder mit nach Zürich nehmen.

Dein

Julius Fröbel.

Ich habe die deutsche Nationalversammlung ganz vergessen. Du siehst daraus, wie wenig wichtig sie mir ist. Das System der Bourgeoisie giebt überall den Ausschlag. Sie haben, um ein Beispiel zu geben, den Adel abgeschafft, auch die auswärtigen Orden verboten, die einheimischen Orden aber waren ihnen zu lieb. Der Haß der Parteien ist tödlich. Der Präsident Gagern muß wöchentlich regelmäßig ein Brechmittel einnehmen, und dabei wird er immer gewaltthätiger. Wir sind bei der zweiten (definitiven) Beratung der Grundrechte, und außerdem in der Verfassung bei der gesetzgebenden Gewalt. —

Arnold Ruge

an

Georg Herwegh.

Lieber Freund!

Du hältſt die Reform, ſiehſt alſo, daß ſie ſich weſentlich organiſiert und vergrößert hat.

Wir halten das Blatt in Berlin für notwendig und haben beſchloſſen, es durch Abonnenten unſerer Partei zu ſichern. Die Sache geht. Es iſt nicht leicht; aber es macht ſich. Nun ſchreibt auch die Partei wenigſtens einige Monate umſonſt, um das Blatt auch ſo auf den Damm zu bringen. Das Geld, welches bis dahin nötig iſt, habe ich geborgt, nicht dazu hergeliehen, da dies nicht mehr in meiner Macht iſt.

Die Partei iſt arm an Geld, aber reich an Menſchen von Energie und Geiſt.

Steht uns alſo bei und macht die Reform auch zum Organ Eures Vereins in Paris.

Und dann verſchaffe mir Korreſpondenzen-Schilderungen Eurer Pariſer Lage und der neuen kommenden Revolution. Wenn Du nicht ſelbſt Dir einen Sporn giebſt, ſo wirb nur einen fähigen Freund und richtigen Demokraten an. Auch Deine Frau kann uns beiſtehen und manchmal eigends für uns einen Brief ſchreiben. Grüße ſie herzlich von mir. Ich grüße Dich. Hier geht es nicht ſo ſchlimm, als es ſcheint. Vielleicht ruft das

Miniſterium durch ſeine thörichten Ausnahmegeſetze, die es vorlegt, einen Aufſtand hervor. Montag iſt dafür der entſcheidende Tag.

Schreib mir umgehend
A. Ruge.

Berlin, Expedition der Reform, Schleuße 4.
26. Auguſt 1848.

Berlin, 1. November 1848.
Reform, Hausvogteiplatz 7.

Lieber Herwegh!

Deine Briefe werden immer, ſo wie ſie ankommen gedruckt. Ein einziger iſt beim Umzuge in eine neue Druckerei im Satze der alten ſtehen geblieben und erſt jetzt iſt das Manuſkript wieder in meinem Bereich. Ich finde daß es immer noch paßt, wenn die paar Fakta am Ende wegbleiben. Doch leſe ich ihn noch einmal ganz ſorgfältig darauf hin durch, und Du biſt ſicher, daß Du nicht blamiert wirſt durch Ungeſchicklichkeiten.

Nach dem, was mir Siegmund[1]) ſagt, daß vier Briefe von Dir nicht erſchienen ſeien, iſt irgend eine Schurkerei paſſiert. Wir haben alle ſofort verwendet.

Ein Tag fällt aber immer aus. Die Zeitung, die Dienſtags erſcheint, kann alſo einen Brief, der Sonntag morgens hier ankommt, erſt Dienſtag Morgen bringen, ſonſt immer am Tage darauf.

[1]) Dr. med. Guſtav Siegmund.

Berlin ist in starker Leidenschaft und Konflikte der ärgsten Art stehen bevor. Es kommt alles darauf an, daß kein Ständekampf, sondern ein Prinzipienkampf entsteht. Die Schufte von der Reaktion suchen Konflikte der Bürger, Handwerker und bringen sie auch zu Wege, so wieder gestern, wo ein Maschinenbauer von einem Bürgeroffizier erstochen ist; ebenso am 1. Oktober. Demnach ist es wahrscheinlich, daß diese Niederträchtigkeit ihren Zweck nicht erreicht.

Höre nicht auf zu schreiben. Du wirst nicht vernachlässigt und die richtige Darstellung Eurer Lage ist hier sehr wichtig. Ich wünschte, daß Du nicht Ursache zur Desperation hättest. Auch wir brauchen gute Beispiele und Aufmunterung. Wien hält sich; es wird siegen.

Grüß Deine Frau. Von Herzen Dein

A. Ruge.

Brief von Gustav v. Struve

an

Georg Herwegh.

Monsieur Georges Herwegh

Paris.

40 rue Neuve St. Augustin.

Lieber Herwegh!

Ich eile, Ihnen auf Ihren Brief zu antworten: In den Zeiten, welche so reich an Ereignissen, zu gleicher Zeit aber auch an Zerwürfnissen und Verdächtigungen, wie die unsrigen sind, thut es not, daß alle wahren Republikaner sich fest aneinander schließen. Was an mir ist, werde ich jederzeit thun, um einen solchen engen Bund begründen zu helfen. Einfachheit des Lebens, Bereitwilligkeit, für die Sache des Volkes Opfer zu bringen, und unerschütterliche Ausdauer, diese sind meines Erachtens die einzigen Grundlagen, auf welchen ein wahrhaft republikanischer Bund errichtet werden kann. Die Gründung eines solchen ist jetzt nicht bloß notwendig im Interesse der Völker, welche noch unter der Knechtschaft schmachten, insbesondere des deutschen Volkes, sondern auch im persönlichen Interesse aller derjenigen, welche für das Volk gekämpft und sich daher den vergifteten Pfeilen aller offenen und verkappten Reaktionäre bloßgestellt haben. Wenn die Republikaner, welche vor einigen Monaten noch überall angriffsweise verfuhren, nicht bald etwas mehr Thatkraft entfalten, als bisher, so werden sie bald der allgemeinen Verachtung preisgegeben sein. Statt mit vereinter Kraft gegen die Monarchie und ihre Verbündeten anzukämpfen, zerfleischen sich fast an allen Orten die Republikaner untereinander. Ich war so glücklich, mich bisher von allen Privatfeindschaften fern zu halten, und hoffe auch künftig mich von allem Cliquenwesen ferne zu halten.

In wenigen Tagen wird die erſte Nummer meines Deutſchen Zuſchauers in Baſel wieder erſcheinen. Wie früher, ſo wird auch in Zukunft der Deutſche Zuſchauer eine entſchiedene republikaniſche Tendenz verfolgen, für die große Sache der Befreiung Deutſchlands kämpfen, den kleinen, perſönlichen Beſtrebungen dagegen den Rücken kehren. Wenn Sie dem Zuſchauer Beiträge zuſenden wollten, ſo würde mir dieſes ſehr erwünſcht ſein. Das Feld desſelben umfaßt teils leitende Artikel über alle hochwichtigen Zeitfragen, teils überſichtliche Darſtellungen der Zeitereigniſſe einzelner Länder. Für die nächſte Zeit bleibt uns deutſchen Flüchtlingen wohl kaum eine andere Wirkſamkeit, als diejenige vermittelſt der Preſſe übrig. Erſt muß es ſich herausgeſtellt haben, daß das deutſche Volk auch durch den Reichsverweſer[1]) betrogen wird, bevor es ſich zu einer That wird beſtimmen laſſen. Mittlerweile kann jedoch durch die Preſſe manches vorbereitet werden. Außer meinem Deutſchen Zuſchauer, welcher wöchentlich erſcheint, werde ich in monatlichen Heften ein Staatslexikon der Neuzeit herausgeben. Hätten Sie keine Luſt, für dieſes einige Artikel zu bearbeiten? Ich würde Ihnen die Wahl derſelben frei laſſen. Kommt ſeiner Zeit wieder die Stunde der That, dann werden ſich diejenigen am leichteſten und am ſicherſten zuſammenfinden, welche mittlerweile ſie vorbereiten halfen.

Mit republikaniſchem Gruß

G. Struve.[2])

Bannsfeld bei Baſel, den 16. Juli 1848.

[1]) Erzherzog Johann von Öſterreich.

[2]) Lebte ſpäter als Flüchtling in London. S. Brief von Theodor Mögling vom 8. September 1848.

Brief von Friedrich Hecker

an

Emma Herwegh.

Es ſieht düſter aus, geehrte Frau, die Freiheit verhüllt ihr Haupt, und mich zieht es heimwärts, nach der Heimat, wohin ich mich ſeit 14 Jahren ſehne, nach dem Weſten Amerikas.

Daß die privilegierten Volksverräter in Frankfurt einen proviſoriſchen Kaiſer, aus dem Geſchlechte, welches nur — — — — — — — hervorbrachte, fabrizierten, einen Unverantwortlichen an die Beſchlüſſe der Verſammlung nicht gebundenen, daß man alſo die Reden und Thaten des Wiener Kongreſſes, das ganze Lügen- und Komödienſpiel von 1813/15 neu auflegte, das wiſſen Sie bereits.

Aber daß in Ungarn und Öſterreich die Republikaner bei den Wahlen unterlegen ſind, daß die Wiener Barrikadenhelden, daß der ganze Michel in lautem Halloh dem Reichsverweſer (Fäulniß! Fäulniß!) zujubelt, daß unſere feuerſpeienden „Manifeſte“ und „Anſprachen an die teutſche Nation“ zwar mit Jubel beklatſcht worden, aber dann die Patſchhände in den Schoß fielen, daß mit einem Worte beim Volke der Geiſt zwar willig aber das Fleiſch immer ſchwächer wird, das alles, was uns das Herz zerſchneidet, das wiſſen Sie nicht; und es iſt gut, daß Sie's nicht wiſſen. Wer nicht ein ſich ſelbſt betrügender Enthuſiaſt oder ein kurzſichtiger Narr iſt, der ſieht es klar, daß Teutſchland im beſten Zuge iſt ſtatt 34 mal 35 mal monarchiſch zu werden. Unglückſeliges Volk, armes Vaterland. Kommt nicht ein Anſtoß von außen, ziehen nicht rote Hoſen über den Rhein, ſo erhebt ſich das Volk nicht. Eine große Zeit iſt über

ein kleines Geſchlecht hingerauſcht, und der Weltgeiſt ſchüttelt zürnend ſeine Schwingen und wendet den Blick ab von der verächtlichen Raſſe.

Wenn es wahr iſt, was man ſagt, daß nämlich der reichsverweſende „Hannes“ „nur unter Verantwortlichkeit annehme“ (alſo liberaler thut als die Schwätzer), wenn er ferner pfiffig genug wäre zu erklären, daß er während ſeiner (proviſoriſchen) Wirkſamkeit (Wirkſamkeit ſcheint eigentlich Würgſamkeit geſchrieben werden zu müſſen vide die Feſteſſen, Zweckeſſen, Becherjägereſſen u. dgl.) keine Civilliſte beziehen wollte, und läßt er gar noch eine Amneſtie von Stapel, dann ſollen Sie ſehen, wie der linke und der rechte Michel in überſchwänglicher Rührung ſich zuſammenſchneuzen und alles zuſammenſchmilzt bis auf den Bauch, der als chriſtlich-germaniſches Grundſtock-Vermögen übrig bleiben muß. Es iſt eigentlich traurig Kaſſandra in Hoſen zu ſein, allein ich habe ſo manches richtig vorausgeſehen, und mache mir keine Illuſionen mehr.

Grüßen Sie Herwegh und ſagen Sie ihm, daß wenn das Spätjahr noch das Volk von heute findet, er nichts Beſſeres thun kann, als mit den Chactaws, Comanches, Sacs- und Fox-Indianern Büffel jagen, und das Glück zu genießen, die Civiliſation gründlich los zu werden; ich gehe mit. Nun leben Sie wohl und bedenken Sie, daß es in ſchlechten Zeiten zwei Schätze giebt, die uns alles bevölkern, der Zweifel an allem (die Negation, der Ariman) und die Phantaſie (die Poſition, der Ormuz).

Ihr Hecker.

Muttenz, 11./7. 1848.

Theodor Mögling[1])

an

Emma Herwegh.

[1]) S.: „Zur Geſchichte der deutſchen demokratiſchen Legion aus Paris“ und im Anhang den Aufſatz von Prof. Krebs.

Verehrteſte Freundin!

Sie werden denken, der tappige Schwabe greift gleich nach der ganzen Hand, wenn man ihm den Finger bietet, ich ſage dies wegen der Anrede. Sie, meine Freundin, haben mich aber auf die liebenswürdigſte Art dazu aufgefordert, indem Sie mich in Ihrem freundlichen Schreiben mit lieber, luſtiger Herr Mögling anredeten. Sogleich werfen Sie mir aber auch Grauſamkeit vor. Dies iſt ein Vorwurf, den mir ſchöne Damen bis jetzt noch nicht oft machen konnten; da Sie mir dieſen Vorwurf einmal gemacht haben und thun, als ob Ihnen etwas an meinem Silberdruck gelegen wäre, der ſich jedenfalls bald in einem Papierkorb finden wird, ſo mache ich Ihnen und mir das Vergnügen einer Unterhaltung zu Feder.

Zuerſt meinen herzlichſten Dank für Ihr gütiges Schreiben, welches nicht in den Papierkorb kommt.

Das Gouvernement ſcheint auch bei Ihnen eine andere Farbe annehmen zu wollen. Die als Staatsmänner jungen Leute, welche an der Spitze ſtehen, ſcheinen einzuſehen, daß ſie von Thiers und andern Spitzbuben am Narrenſeil herumgeführt worden.

In Frankfurt haben dieſelbe Bemerkung auch unſere hochgelehrten Herren gemacht, haben vorgeſtern den Waffen-

ſtillſtand mit Dänemark verworfen, und darüber ſind die preußiſchen Abgeordneten der äußerſten Rechten ausgetreten. Der Teufel iſt los. Das Reichsminiſterium iſt geſtürzt, Dahlmann bildet ein neues, welches ſo lange halten wird, bis wir es ſprengen, was nicht mehr lange dauern wird, da unſere Partei von Tag zu Tag wächſt, und ſich täglich beſſer mit Waffen verſieht. So lange ich lebe, gebe ich die Hoffnung nicht auf, denn wenn man etwas ernſtlich will, ſo kann man es auch durchſetzen, wenn nicht durch Gewalt, ſo doch durch Beharrlichkeit. Sie, verehrteſte Freundin, ſchreiben etwas deprimiert. Ich bin überzeugt, daß daran Ihr Unwohlſein, welches ich ſehr bedauere, ſchuld iſt, denn eine ſo mutvolle Frau, wie Sie, wird ſich doch nicht von jedem Winde umwehen laſſen. Mit beſſerer Geſundheit wird Ihnen der Mut auch wieder kommen. Ich für meine Perſon bin etwas Fataliſt, weshalb ich über jedes mich und andere betreffende Unglück lachen muß, denn ich denke während des Unglücks ſelbſt ſchon wieder an beſſere Zeiten, und bin froh, daß der Regen vorüber iſt, obgleich ich nachher manchmal in die Traufe komme. Doch das ſchadet nichts, wird man oft gewäſchen, ſo wird man ſchön.

Wenn Sie, verehrteſte Freundin, Ihre Broſchüre in Paris nicht drucken laſſen können, ſo will ich deren Druck und Verbreitung von der Schweiz aus beſorgen. Unſere Broſchüre „Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutſche Republik“ werden Sie wohl ſchon erhalten und daraus erſehen haben, daß ich auch Ihrer auf eine Art gedacht habe, die Ihnen viel Spaß machen wird. Ich

habe ſowohl Ihren Mut als auch Ihren Eifer für die gute Sache hervorgehoben. In den ausgeſtrichenen Stellen Ihres lieben Briefes finde ich wieder Spuren von der von mir mißbilligten Tollkühnheit, was ſchreiben Sie von Waffen in der Hand? Daraus wird nichts. Wenn Sie wieder einmal in ein Heerlager kommen wollen, dann kommen Sie zu mir, da ſind Sie gehörig geſchützt und können ſich alle Tage mit mir zanken. Sie haben dann den weiteren Vorteil, daß Sie immer Sieger bleiben, denn des Abends bin ich gewöhnlich „maulfaul", wie man in Schwaben ſagt, Herwegh kann Ihnen ſagen, was dies heißen ſoll.

Vor drei Tagen ging Hecker, Doll und Schöninger von Muttenz weg nach Straßburg, Hecker und Schöninger ſetzen vielleicht ihre Reiſe bis Amerika fort. Ich bin von Muttenz hierher gezogen, wo ich von den Stadtbehörden als Württemberger geduldet werde. Ich wohne in Kleinbaſel, im weißen Kreuz. Der Wirt iſt ein Württemberger, meine Zimmer ſehen gegen den Rhein, der unten am Hauſe vorbeifließt. Still und zurückgezogen, damit ich nicht von Basler Dummheiten angeſteckt werde, lebe ich hier, bin in mich hinein vergnügt, wie ein Maienkäfer, denke an meine Freundinnen und Freunde, arbeite und gehe ſelten aus. Das Leben iſt auch auf dieſe Art ſchön, ſogar in Baſelſtadt.

Jetzt ſitze ich ſchon einige Minuten da, und lache mich faſt zu tot über den Brief an Sie, verehrteſte Freundin, denn ein beſſeres Exemplar von Kraut und Rüben untereinander habe ich noch nie abgefertigt, aber

daran iſt wieder Ihre Liebenswürdigkeit ſchuld, was ich hier ſchon ſagen darf, weil ich vor augenblicklicher Beſtrafung wegen dieſer Äußerung geſichert bin; wäre ich in Ihrer Nähe, würden Sie vielleicht einen Cenſurſtrich hier anbringen.

In der gewiſſen Hoffnung, daß dieſer Brief Sie ganz wohl antreffe, grüßt Sie, verehrteſte Freundin, ebenſo auch Ihren Georg aufs herzlichſte

Ihr Freund

Theodor Mögling.

Baſel, den 8. Sept. 1848.

Verehrteſte Freundin!

Endlich einmal kann ich Ihnen mein Wort halten, und Ihnen ein Exemplar unſerer Beſchreibung des erſten Zuges in Baden überſenden, geſtern erhielt ich es aus der Druckerei. Macht Ihnen dieſe Lektüre einige Unterhaltung, ſo bin ich ſchon befriedigt. Sie werden aber bei Durchleſung der Schrift finden, daß Hecker beſſer daran gethan hätte, die Schrift nicht zu ſchreiben, denn er zeigt ſich nicht gerade im glänzendſten Lichte. Ich weiß nicht, ob Sie nicht unwillig darüber werden, daß ich Sie, verehrteſte Freundin, einigemal genannt habe, aber ich hielt dies für meine Pflicht, wegen der vielfachen gegen Sie gerichteten Verleumdungen in den öffentlichen Blättern. Über die Pariſer Kolonne haben wir deshalb nichts geſagt, weil zuverläſſige Notizen nicht aufzutreiben waren, denn bei dieſer Kolonne war ein Corps von Leuten, von denen jeder Einzelne über alle anderen ſchimpfte. Nachdem

ich mehrere dieſer Kolonnen kennen gelernt habe, thut es mir wirklich leid, daß Herwegh ſeinen Namen für ſolches Lumpengeſindel hergab.

Ich hoffe, verehrteſte Freundin, daß Sie mein letztes Schreiben vom September erhalten haben, ich machte Ihnen darin eine Schilderung meines letzten Spazierrittes in Baden, und hoffte bald nach Württemberg abgehen zu können. Leider waren meine Hoffnungen zu ſanguiniſch, wir werden wohl bis künftigen März in Frankreich aushalten müſſen. Die neueſten politiſchen Ereigniſſe in Deutſchland kennen Sie natürlich ebenſo gut, wie ich, und werden ſich ebenſo über die ſchlechte Aufführung der Preußen geärgert haben. Paſſiver Widerſtand!?! Was doch die Spießе noch für Ausdrücke erfinden, um ihre Feigheit mit dem ſchmutzigen Mantel der Legalität zu bedecken. Es nützt aber alles nichts, die Revolution iſt einmal im Zuge, und wird nicht eher ſtille ſtehen, als bis unſere Zwecke erreicht ſind. Ich wenigſtens laſſe, ſo lange ich lebe, nicht eher nach.

Ich bin nur froh, daß die badiſche Regierung den Struve gefangen hat, dies iſt ein wahres Glück für uns, denn Struve hätte uns noch mehr Schaden angerichtet. Auf dieſe Art nützt er uns als Märtyrer, kann uns aber nichts ſchaden. Seine Frau ſitzt immer noch in Freiburg, ſoll aber einen liebenswürdigen Unterſuchungsrichter haben.

Wenn es mir möglich wird, mache ich dieſen Winter einen kurzen Beſuch in Paris, wo ich es dann aber nicht machen werde wie Hecker, der in der Eile ſeinen Beſuch bei Ihnen unterließ. Je nachdem die Präſidentenwahl

ausfällt, müſſen wir vielleicht Frankreich bald verlaſſen. Die gegenwärtige franzöſiſche Regierung iſt ſchon den deutſchen Flüchtlingen nicht ſehr günſtig. Mit dem Siege Cavaignacs triumphirt der Bourgeois. Hier in Straßburg bekommt Ledru Rollin ſehr viele Stimmen.

Herzlichſt grüßt Sie, ſowie Herwegh

Ihr

ergebenſter

Theodor Mögling.

Straßburg, Lange Straße Nr. 113
den 4. Dezember 1848.

Zürich, 8. Januar 1849.

Verehrteſte Freundin!

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Ich bin ſehr begierig auf Ihre Schrift, verehrteſte Freundin, denn die Auffaſſung einer Dame muß eine ganz andere ſein, als die eines Mannes. Über den letzten Struveſchen Putſch hat ein gewiſſer Löwenfels, der bei der Pariſer Kolonne war, mit noch zwei andern etwas geſchrieben und dabei eine Menge Leute denunziert und verleumdet, unter letzteren befindet ſich auch meine Wenigkeit. Ich reiſte dem Burſchen nach, traf ihn in Mülhauſen, wo er durchreiſte, um ſich nach Paris zu begeben. Ich ſtieg ihm natürlich auf die Haube und wollte ihm eine Kugel auf den Leib ſchießen, wozu er jedoch keine

Luſt bezeugte, ſondern nachdem er von mir, Peters, Kurtz, Müller von Lörrach und Müller von Pforzheim genötigt war, abzubitten, ſtellte er eine ſchriftliche Ehrenerklärung aus, worin er ſich als Lügner bekannte. Dieſe Erklärung ließ ich mit Randgloſſen verziert in der ſchweizeriſchen Nationalzeitung und in den Seeblättern wortgetreu abdrucken, ſo daß dieſer Menſch jetzt rein totgeſchlagen iſt. Ich will es ſolchen Schuften vertreiben, mich, der ich aus eigenen Mitteln immer Flüchtlinge unterſtützt habe und noch unterſtütze, zu beſchimpfen.

Ich bin weit entfernt, durch die Bewegung in Deutſchland irgend etwas für mich gewinnen zu wollen; mein Beſtreben geht darauf hinaus, als ein einfacher, ſchlichter Landwirt zu leben, was ich auch früher gethan habe, aber wenn ich bei der künftigen Bewegung etwas zu ſagen habe, ſo werde ich gegen Schufte, ſie mögen zu einer Partei gehören, zu welcher ſie wollen, unerbittlich ſein.

Ich war deswegen, verehrteſte Freundin, ſo undelikat gegen Sie, Sie mit dieſer ausführlichen Erzählung zu beläſtigen, weil obengenanntes Subjekt nach Paris gegangen und vielleicht auch Sie mit ſeinem Beſuch beläſtigt.

Was Sie über die Fehler, die wir bisher gemacht haben, ſagen, ſo bin ich ganz mit Ihnen einverſtanden, aber ich kann mit gutem Gewiſſen ſagen, ich waſche meine Hände in Unſchuld. Ich habe mir nur vorzuwerfen, daß ich in meinem Alter alten Tribünenhanswurſten und Maulhelden getraut habe, das war dumm, und das muß ich bitter büßen. Doch die Zeit der Rache kommt. Ich

kenne keine beſſere Religion als die der Rache[1]) . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Von Heinzen, dem ſchlechten Burſchen, weiß ich ſchon lange nichts mehr; ſeine Zeit iſt aus. Er, der ſonſt Diktator von Deutſchland werden wollte, bettelt jetzt um die Gunſt des Publikums. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Von Hecker habe ich ſeit er in Amerika iſt, keine direkten Nachrichten mehr, den Grund davon kenne ich nicht. Seine Briefe an ſeine Familie werden mir von Zeit zu Zeit im Original mitgeteilt, und ich wollte, ſie wären nicht in öffentlichen Blättern abgedruckt worden . . .

. . . . . .

Was Sie über eine ſtille Inſel in der Südſee phantaſieren, ſo bin ich für einige Wochen damit einverſtanden, wer aber an das bewegte politiſche Leben gewöhnt iſt, hält eine ſolche Ruhe nicht aus, ich wenigſtens ſehne mich wieder nach einem tüchtigen, thätigen Leben mit allen Leidenſchaften, obgleich dieſe mich ſcheinbar gar nicht berühren.

Was halten Sie von einer Verbindung der franzöſiſchen und deutſchen Demokratie? Es wird gegenwärtig viel davon phantaſiert!

Herzlichſt grüßt Sie und Herwegh

Ihr

Theodor Mögling.

---

[1]) NB: Theodor Mögling war der gutherzigſte Menſch v. d. Welt.

Verehrteſte Freundin!

Einer unſerer tapferſten jungen Leute vom erſten Zuge, Riedmüller, iſt auf dem Wege zu Hecker nach Amerika. Ich habe ihn gebeten, Ihnen, verehrteſte Freundin, dieſe Zeilen ſelbſt zu überbringen, damit Sie ihm, wenn Sie Luſt dazu haben, einige Worte an Hecker mitgeben können.

Im Kanton Schaffhauſen bin ich ſchon wieder ausgewieſen worden, und begebe mich nun nach Luzern. In neuerer Zeit habe ich auf eine ſchnellere Löſung der politiſchen und ſocialen Fragen große Hoffnung, auch die Nachrichten aus Deutſchland lauten wieder beſſer. Wenn Sie einmal glauben, daß es in Paris einen tüchtigen Schlag abſetze, ſo haben Sie die Güte, mich zu benachrichtigen. Unter meiner Adreſſe poste restante Luzern werden die Briefe an mich kommen.

Ich bin ſo frei, Ihnen hier einige Flugſchriften zu überſenden, es macht Ihnen, verehrteſte Freundin, vielleicht Spaß, mir einige Bemerkungen darüber zu machen, da ich ein ſo eifriger Verteidiger des Eigentums bin.

Ihre Broſchüre über unſeren erſten Aufſtand habe ich leider noch nicht bekommen können. — Heinzen ſoll eine Broſchüre über Hecker ſchreiben oder geſchrieben haben, womit er denſelben ruinieren will; ich wünſche und hoffe, er werde ſich ſelbſt dadurch vollſtändig ruinieren.

Bald, hoffe ich, werden wir wieder tüchtig wirken können, vielleicht ich ſehr bald, denn ich mache mir Hoffnung, in die konſtituierende Verſammlung in Württemberg gewählt zu werden, wo ich dann wieder gehörig wühlen will. Wenn die württembergiſche Regierung meinen Plan

nicht zu bald erfährt, ſo werde ich bei der Wahl den Sieg ſicher davon tragen.

Doll befindet ſich immer noch in Straßburg verborgen, erſt heute habe ich noch einen Brief von ihm erhalten, er befindet ſich wohl.

Sie, verehrteſte Freundin, und Herwegh herzlichſt grüßend verharre ich

Ihr

Theodor Mögling.

Schaffhauſen, den 19. Februar 1849.

Briefe von Dr. Gottſchalk.[1])

(1849.)

[1]) Vortrefflicher Arzt, ſehr freiſinnig, feinfühlend und von ſcharfem Verſtand, ganz ohne Eitelkeit und von unbegrenzter Opferwilligkeit. Siehe pag. 295: Georg Herweghs Brief vom 15. September 1849 an Emma Herwegh.

Endenich bei Bonn, den 22. März 1849.

Sie werden, lieber Freund, die Nummer der Arbeiterzeitung erhalten haben, welche Ihr jüngstes Gedicht enthält; es hat, wie alle früheren, allgemein gefallen. Im demokratischen Vereine zu Bonn habe ich zuerst ausführlicher gesprochen und die Art und Weise, in der ich mir erlaubt, meines Zusammenseins mit Ihnen zu erwähnen, werden Sie in einer späteren Nummer des Arbeiterblattes einigermaßen wiedergegeben finden.[1]) Ist die Tribune des peuples erschienen? Ich werde vorläufig hier bleiben müssen und mich als Docent bei der medizinischen Fakultät melden; ich denke über Erziehung, Kritik der Medizin und Klinik zu lesen. Die hippokratischen Theologen werden Schwierigkeiten zu machen suchen; man wird mich aber zulassen müssen.

Schicken Sie mir recht bald einiges von den Erzeugnissen Ihrer Muse, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, grüßen Sie mir den jungen Kreis gesinnungstüchtiger Menschen, den ich bei Ihnen kennen gelernt.

Ihr ergebenster

Gottschalk.

---

[1]) Siehe: Schlußwort.

Zur Burg Naſſau in Ems, 1. Mai 1849.

Ihr Brief, lieber Freund, hat mir Spaß gemacht. Wie, die Herren der N. Rhein. Zeitung, die wie Ertrinkende ihre Anſtrengungen machen, ihre Unfähigkeit über dem Waſſer der Revolution zu erhalten, ſollten Herweghs olympiſchen Zorn erregen können! Das fehlte noch, daß Sie den Therſites der Revolution den Gefallen thun ſollten, ſie durch Ihre Polemik zu etwas zu machen. Ihr Brief bleibt mir ein koſtbares Angedenken, aber auch nur mir. Ich will nicht verhehlen, daß ich einen Augenblick von Zorn übermannt war ob der Feigheit, die mich offen und gerade anzugreifen den Mut nicht hatte. Ich war geneigt, zu antworten; wäre es auch nur geweſen, Ihnen zu zeigen, daß ich für meine Freunde einzuſtehen weiß — es war aber kein anderes größeres Organ zu meiner Verfügung als die Kölniſche Zeitung, und dieſe verſchmähte ich. Unterdeſſen bin ich von zwei Arbeitern, von welchen der eine weder leſen noch ſchreiben kann, angegriffen worden. Damit man mir nicht vorwerfe, ich ſei zu vornehm, Arbeitern zu antworten, habe ich dieſes Mal mir Gewalt angethan und einen perſönlichen Angriff der Entgegnung wert gehalten. Sie iſt als Pamphlet gedruckt und wird Ihnen zugeſchickt werden.

Die Zuſtände Deutſchlands — ich ſchreibe unter dem Eindruck der Siege der Ungarn und des berliner Miniſterii — ſind der Art, daß die Macht des Volkes in die Hände der äußerſten Partei, alſo in die unſrigen ſehr bald gelangen muß (daher die Wut jener Herren, die in der Gegenwart nichts ſind und deren Hoffnungen für die Zukunft mehr

als trübe, weil ſie total unfähig ſind) oder daß die weſtlichen Provinzen Deutſchlands, wenn nicht ganz Deutſchland bis zur Oder an Frankreich kommen. Durch Ihren Aufenthalt und Ihre Bekanntſchaften zu Paris ſind Sie am beſten geeignet, das deutſche Intereſſe dort zu vertreten, wo Europas Geſchicke ſo weſentlich beeinflußt werden. An Ihrer Stelle würde ich die Tribune des peuples[1]) einer gelegentlichen Unterſtützung wohl wert halten. Ich habe mein Möglichſtes für das Blatt gethan, ohne es noch zu Geſicht bekommen zu haben. Schicken Sie mir gütigſt einige Nummern unter Kreuzband. Wenn es ſich hält, wird es Weſentliches leiſten können. Wenn es meine ſehr verſtümmelte Rede — ich habe ſie weder ſelbſt ſchreiben noch korrigieren können — bringt, ſo kann es mir Nutzen bringen, daß meine Anſichten von kompetenten Richtern geteilt werden. Wenn Saſonoff mir dieſen Dienſt geleiſtet oder noch leiſtet, ſo bin ich ihm ſehr verpflichtet. Glauben Sie mir, ich ſagte und ſage ungleich Mehreres und Beſſeres von Ihnen; aber dichten Sie. Sie ſtehen inmitten des Volkes — (denn Ihr Gedicht „Im Frühling" wurde von hieſigen ſchlichten Bauern abgeſchrieben und ins Gebetbuch gelegt); — eine Deputation, die mich Namens vieler „Arbeiter und Kleinbürger" erſuchte, doch nach Köln zu kommen, ehe noch meine Erklärung in die Öffentlichkeit getreten, hat mir die Aufgabe geſtellt, Ihnen ihre unbegrenzte Hochachtung und Liebe,

[1]) Bei einem Bankett der Tribune des peuples lernten ſich Georg Herwegh und Viktor Hugo kennen.

als Ersatz für die Pöbelhaftigkeit der R. Rh. Zeitung zu erkennen zu geben.

Ich schreibe Ihnen von einem Orte, wohin ich eine kranke Schwester geleitet; ich denke zugleich ruhig nicht bloß die Entwickelung der Ereignisse im großen, sondern auch im kleinen abzuwarten. Die moderierten und honetten Republikaner Frankreichs haben mich gelehrt, unseren immoderierten und inhonnetten Doktrinärs nicht ein Piedestal zu sein. Glauben Sie aber nicht, daß ich unthätig bin Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, allen Freunden. Lassen Sie gütigst Ihre Frau meinen Brief lesen; ich kann unmöglich heute besonders schreiben. Das darf man Frau Herwegh sagen, die nicht der Komplimente bedarf, womit sich andere Damen ob ihrer Unbedeutendheit verkolisieren. Schreiben Sie bald!

Ihr

Gottschalk.

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

(Gedichte von Georg Herwegh.)

Erinnerungen aus dem Jahre 1848.

Hecker.

I.

Im Frieden deines Muttens —
Die große Seele Huttens, —
Sie möge mit dir ſein!
Wie er des Volkes Wecker
So ſteheſt du, o Hecker, —
Verlaſſen und allein.

Die Stunde war gekommen,
Du haſt das Schwert genommen,
Du haſt's gewagt, gewagt;
Im Dunkel ihrer Tannen
Die träumenden Allemannen
Zornſprühend aufgejagt.

Heiß lag das Rächereiſen,
In Frankfurt unſre Weiſen,
Sie ſchmiedeten es nicht;
Sie ſchwankten, die Verzagten,
Sie tagten, ach! und tagten
Und nirgends ward es Licht.

Da kamen deine Schützen
Und warfen ihre Mützen
Und rüttelten den Thron;
Du Herrlicher, du Treuer,
Wie glühteſt du vom Feuer
Der Revolution!

Die Menge ſtaunt und hörte,
Sie jubelte und ſchwörte;
O wunder — wunderbar!
Du führteſt mutig weiter
Das Fähnlein deiner Streiter
Entgegen der Gefahr.

Doch als dich in den Bergen
Die königlichen Schergen
Erdrückt in einer Schlacht;
Da iſt der Schwarm zerſtoben,
Um Gott, den Herrn zu loben,
Der alles wohlgemacht.

Georg Herwegh.

II.

„Heil Windiſchgrätz und Welden!
Ei ſiehe da die Helden,
Des neueſten Geſchmacks!
Die Republik verblutet,
Die Knute überknutet
Der Säbel Cavaignacs.

Und aus des Elends Gruben
Da ſchallt es: Fluch euch Buben!
Fluch aus der Armut Mund!
Die Hungrigen erſchoſſen,
So haben ſie geſchloſſen
Mit uns den Bruderbund!“

Die ſchwere Zeit der Sühne
Verwandelt die Tribüne

Zum Mördertribunal;
Und tief ins Herz, du Freier,
Drückt ein bezahlter Schreier
Dir der Verleumdung Stahl.

Die müden Jünger ſchlafen,
Die Freiheit wird von Sklaven
Geſchändet und entweiht:
Sie ſtirbt am Kreuz verraten,
Schon würfeln die Soldaten
Um ihr zerriſſen Kleid.

Die Andern aber eilen
Sich in die Welt zu teilen
Mit gierig froher Hand;
Der Judas[1]) nimmt die Raſſe;
Ein Kainsmal ins blaſſe
Antlitz ſei ihm gebrannt!

Hoch ſtehn im Ruhmesſcheine
Die Eſel, die die Steine
Geſchleppt zu Babels Turm;
Schau Polen dort und ſage
Ordnung vom jüngſten Tage
Wann läuteſt du uns Sturm?

O Zukunft hell und prächtig
Die Kön'ge ſind allmächtig,

[1]) Mathy.

Wir tragen wieder ſtill
Das Joch, das uns beſchieden,
Und Deutſchland iſt zufrieden
Es gehe wie es will.

Sie haben dich verlaſſen,
Und ſingen auf den Gaſſen
Dein Lob, du Manneszier;
Was helfen die Geſänge?
Des Kaiſeradlers Fänge
Sind offen über dir.

Gebeugt, doch nicht gebrochen,
Daß er im Staub gekrochen
Vergöß' ein Fürſt die Schmach?
Er wird ſich fürſtlich rächen,
Und wird das Volk zerbrechen,
Das ihn einſt nicht zerbrach.

Die Blutau von Brigitten —
Wir haben's feig gelitten;
Der Thränen ſind genung
Triumph! es ſiegt das Schlechte,
Und vor dem Rauſch der Knechte
Schweigt die Begeiſterung.

Köln, Sonntag, d. 11. März 1849.

Georg Herwegh.

Dieſe Gedichte ſowie das folgende ſind bisher in keiner Sammlung erſchienen.

Verrat!

Gedicht von Georg Herwegh.

Verrat!

Verrat — Ihr habt's gesprochen,
Verrat — Ihr habt's erkannt.
Es sei mit Euch gebrochen;
Die Brücken sind verbrannt.
Doch habt Ihr selbst vergessen
Wie Ihr das Volk verkauft,
Wie Ihr euch auf Kongressen
Um Kronen habt gerauft?

Erst lief er vor dem Berge,
Der deutsche Sumpf, davon,
Dann höhnten sie, die Zwerge,
Die Revolution,
Die Nüchternen, den Zecher,
Der endlich niedersank,
Weil er den Freiheitsbecher
Bis auf die Hefe trank.

Schönredner, mit der Urne
Der toten Herrlichkeit,
Beschritten im Kothurne
Die Bühne unsrer Zeit.
Sie haben in dem Schutte
Den Unrat aufgerührt.
Den Geßlerhut, die Kutte
In Frankreich eingeführt.

Auf heißer Opferstätte
Habt ihr nach deutscher Art
Vergoldet unsre Kette
Und — vor dem Rost bewahrt,
Schleppträger der Bourbonen —
O pfui, ein garstig Lied!
Wo sind die Nationen,
Die Deutschland nicht verriet?

Zu Zeugen ruf' ich Polen,
Das Heldenvolk, herbei,
Das dreimal ward bestohlen
In schnöder Räuberei;
Zu Zeugen jene tote
Italische Republik, —
Fluch euch Ischariote
Der deutschen Politik!

Wir wollen's auch verraten
Das schlechte Vaterland
Der vierzig Potentaten,
Und deinen Unverstand,
Wie du in grauer Ferne,
O Volk, dein Heil erschaust.
Und lieber auf die Sterne
Als auf dich selbst, vertraust.

Wir wollen es verkünden,
Verraten laut und dreist,
Was Ihr für „Burgen gründen"
Wollt unserm deutschen Geist;
Verraten, welche Schelle
Zu deutschen Ohren klingt,
Und welche trübe Quelle
Im deutschen Sande springt.

Wie du das Wort beschnitten
Eunuchen-Regiment,
Wie feige wir's gelitten,
Und was man Freiheit nennt,
Freiheit für „das erstarkte
Germanische Geschlecht":
Den Stock auf offnem Markte
Und das geheime Recht!

Wie Ihr in blindem Schnauben
Das letzte Licht erstickt,
Und euren alten Glauben
Mit neuen Lappen flickt,
Und wie wir die Genarrten
Bei eurer Weisheit sind
Und wie in deutschen Karten
Der König nur gewinnt.

Wie ihr, getreue Stände,
Den Rücken biegt so krumm,
Wie offen eure Hände,
Und euer Mund — wie stumm!
In Rätseln und in Runen
Hüllt ihr nur Knechtsinn ein;
Ihr könnt nicht die Tribunen
Des deutschen Volkes sein!

Drum sei mit Euch gebrochen!
Die Brücken sind verbrannt.
Verrat! Ihr habt's gesprochen,
Und Ihr habt recht erkannt.
Du Land, das sonder Scheue
Zertritt die junge Saat,
Du machst Verrat zur Treue,
Und Treue zum Verrat!

G. H.

1848.

Auszüge aus Briefen

von

Georg und Emma Herwegh

1849.

Während der Februartage und denen des Juni 1848 wurde Georg Herwegh sehr von der Polizei überwacht, ohne daß indessen Haussuchungen bei ihm stattgefunden.

Aber 1849, nachdem die Versuche die Republik in Deutschland zu begründen gescheitert, suchte sich die französische Regierung alle Fremden, die von universeller Republik geträumt, vom Halse zu schaffen.

Frau Herwegh riet ihrem Mann, sich während einiger Zeit in Vergessenheit zu bringen, weil es absurd gewesen wäre, unverdiente Lorbeeren durch Verfolgungen für Akte, die man nicht begangen, zu ernten, und Georg Herwegh reiste nach Genf ab. Am Tag nach seiner Abreise sollte, wie vorausgesehen, die Haussuchung stattfinden, als die Polizei erfuhr, daß Herwegh bereits Paris verlassen.

1850 verweigerte das französische Gouvernement G. Herwegh den Paß, um nach Frankreich zurückzukehren, wie Mr. de Vieilcastel erklärte: „parceque le dossier de Mr. Herwegh était trop chargé.“ —

Am 17. Mai 1850 verließ nun auch Frau Herwegh Paris und begab sich mit ihren zwei ältesten Kindern nach Nizza, wo sich ihr Mann im August mit ihr vereinte.

Genf, 11. Juli 1849.

Liebe Emma!

Angekommen, wie sich von selbst versteht, ohne alle Romantik, ohne Dich — was sehr dumm ist und sich gar nicht von selbst versteht.

Wären nur die Schwierigkeiten der Herreise zu überwinden, so wäre kein Grund für Dich, in Paris zu bleiben. So langweilig und prosaisch dieses Nest ist, so reizend könnten wir uns das Leben arrangieren. Es sind nicht weniger als 4 Russen auf demselben Boden mit uns, der Löwe, wehe mir, ungerechnet; ein russischer General, der in Todesängsten lebt oder vielmehr frißt, daß wir ihm vorgestellt werden. — Aus dieser qualvollen Lage habe ich ihn nun errettet; wir essen von nun an auf unseren Zimmern . . . . . .

Unter Blitz und Donner, dem furchtbarsten, den ich je gehört, sind wir triumphierend um $11^1/_2$ gestern Abend hier eingezogen.

Ob man sich gefreut hat!

. . . . . .

Die erste Hiobspost, die mir zu teil ward, war —, daß Struve und eine Menge deutscher Flüchtlinge sich hier eingefunden haben und noch einzufinden drohen. Wir denken schon an alle möglichen Barrikaden, um sie uns

vom Leibe zu halten. Wie doch der Menſch ſein Vaterland liebt! . . . . . .

. . . . . .

Der Narr in Berlin ſcheint allen Ernſtes einen Kreuzzug gegen Neuenburg unternehmen zu wollen. . .

. . . . . .

Georg.

Genève, 13. Juli, Freitag 1849.

Liebe Emma!

Ich habe noch keinen Brief von Dir und bin darum nicht beſonders inſpiriert, an Dich zu ſchreiben. Die Freiſcharen haben geſtern wirklich den einfältigen Einfall gehabt, bei uns einzufallen und ſind ſechs Mann hoch, Frau Struve mit eingerechnet zum Schrecken unſeres konſervativen Wirts im Hôtel des Bergues bei uns einmarſchiert. Wie die Frau Struve[1]) in den Ruf einer ſchönen Frau gekommen, iſt mir nicht recht begreiflich. Der fehlt nun für mich alle Atmoſphäre. Dazu der elegiſch evangeliſche Ton — ihre puritaniſche Weiſe Menſchen und Dinge anzuſchauen, — in der ganzen Erſcheinung etwas Lebloſes, Unreales, was meine Tugend, die, wenn auch nicht aus Sand, doch auch nicht aus Granit beſteht, vollkommen unerſchüttert läßt und mich nicht im geringſten beunruhigt. L. war ſo boshaft, das Goetheſche Diſtichon zu citieren: „Strecke die Füßchen zum Himmel," worauf M. antwortete

[1]) Geborene Duſar, ſchrieb: „Erinnerungen an die badiſchen Freiheitskämpfe" (1850).

„Ich liebe doch den Schiller mehr!“ Sie lieben alle den Schiller mehr — das verfluchte Volk! Und der arme Schiller hat erſt nichts mit ihnen zu ſchaffen. Nein — in dem Kreis dieſer deutſchen Republikaner iſt mir immer etwas zu Mut wie in einer Kirche. Das wirklich Freie in mir wird durch ihre Berührung verletzt und in ihrer Nähe fühle ich mich unterdrückt. Auch ihre Republik iſt am Ende nur ein neuer politiſcher Glaubensſtall, in den ſie uns hineintreiben wollen. Sie zweifeln an Nichts mehr — es giebt für mich keinen fürchterlicheren Menſchen als einen, der an Nichts mehr zweifelt. Sie lieben alle die ganze Menſchheit — womit ſie das Unvermögen maskieren, einen Einzigen, der ihnen in der Wirklichkeit entgegentritt, wirklich zu lieben. Sie erlauben mir nicht, einen Menſchen zu lieben, weil mir ſeine Naſe gefällt, aber ſie befehlen mir, den Haufen von Canaillen zu embraſſieren, den ſie Menſchheit titulieren.

Und ſie halten ſich für revolutionär, weil ſie viel Blut verlangen und zu ſchreien verſtehen, während ihnen der alte Adam, der Unſinn von 1800 Jahren, aus allen Poren ihres Körpers hervorquillt. Beim alten Adam fällt mir der neue ein. Sei doch ſo gut und kaufe die letzte Nummer (und die folgenden) der Revue, die Louis Blanc in London herausgiebt „Le Nouveau Monde“, und ſchicke ſie mir unter Kreuzband zu. —

Wenn ich all das verrückte, verkehrte Volk mir anſehe, ſo muß ich gleich an unſern Sohn[1]) denken. Laß

[1]) S. Namenregiſter.

ihn Augen und Ohren aufſperren, damit er ſich ſelbſt ein geſundes Urteil ſchafft, ehe ihm die Bücher und die Bücherſchreiber einreden, daß ſchwarz weiß und 2 mal 2 fünfe ſeien. — . . . . . .

. . . . . .

Dein Georg.

Liebe Emma!

Der 13. ſcheint wirklich ein guter Tag zu ſein. Es iſt 5 Uhr abends — Freund Fazy hat ſich auf ſeinem Genfer Präſidentenſtühlchen wieder für drei Jahre feſtgeſetzt und ich habe Gelegenheit, Dir unter dem tollſten Kanonendonner zu ſchreiben — was nicht oft vorkommen wird. Ich bin froh, daß die Radikalen hier geſiegt haben — man braucht nun kein Blatt mehr vor's Maul zu nehmen. Wir haben übrigens ſchon manche Bataille mit ihnen beſtanden, namentlich Proudhons wegen, deſſen Buch ihnen tiefer ins Fleiſch ſchneiden wird, als alles, was bisher gegen ſie erſchienen. Das Buch — ein ganz dummes Wort in dieſem Fall — muß Epoche machen. Es hat mir eine Laſt vom Herzen genommen und in vielfacher Beziehung die Zunge gelöſt. Aber einen Sturm wird's geben, diesmal. Welcher Eſel, dieſer gute Pierre Leroux![1]) —

Ich habe keineswegs im Sinn, nach Zürich zu gehen, wie Du vermuteſt. Aber mein Paß iſt noch nicht in Ordnung. Der Graf „Fénélon“[2]) holt noch immer ſeine

[1]) Socialiſtiſcher Schriftſteller.

[2]) Franzöſiſcher Geſandter in Bern. S. Namenverzeichniß.

Instruktionen in Paris. Läßt sich denn dort nichts dafür thun? Du kannst Dir denken, ob ich mich beeilen werde, zu Dir zu fliegen. . . . . .

. . . . . .

Dein Georg.

Genf, Mittwoch 19. Juli 1849.

Liebes Herz!

Diesmal bist Du nur mein Postillon, freilich nicht mein postillon d'amour. Besorge doch einliegenden Brief, an dem ich den ganzen Morgen laboriere, ein trockener, langweiliger, prosaischer Geschäftsbrief, das Proudhonsche Journalprojekt betreffend. Alle Welt will Journale gründen; Struve hat auch schon angeklopft. Glücklicherweise ist der Versuch an F.[1]) gescheitert, der ihm den Verlust des Asylrechts in Aussicht gestellt. Das ist nun freilich eine traurige Freiheit, wenn man den Ochsen, die da dreschen wollen, das Maul verbindet. Aber der ungehinderte Aufenthalt in der Schweiz ist für Struve denn doch einem Journal vorzuziehen, das er mit dem besten Willen — des schlechten Schwanzes, der sich daran hängen würde — nicht in den Grenzen des Anstandes halten könnte.

Sei übrigens mit B . . . . was Deine Äußerungen über seine republikanischen Freunde betrifft — vorsichtig, denn . . . . . .

. . . . . .

[1]) Fazy.

Paſſiert denn gar nichts in Paris? Nicht einmal eine Dummheit, die uns hier lachen machen könnte? —

Du ſcheinſt eine große Epiſtel unter der Hand zu haben; das iſt ſehr liebenswürdig . . . . . .

Adieu Dein Georg.

Paris, Dienſtag 11. Auguſt 1849.

. . . . . .

Hecker iſt dieſen Morgen vermutlich unter Segel gegangen, begleitet von ſeiner ganzen Familie, Gritzner[1]) (dem Alten), Weſendonck und einer Menge anderer Flüchtlinge. Ich hätte ihn gern nur auf eine Stunde geſprochen, und, wenn es von meinem Willen abgehangen, die Reiſe nach Havre deshalb gemacht. Da das nicht möglich war, hab' ich ihm ein ſchriftliches Lebewohl geſagt, das dicht vor der Einſchiffung noch in ſeine Hände gelangt ſein muß, und hab' als Vertreter für Dich bei ihm, und als Beweis, daß er in den Herzen der Beſten fortlebt, ihm Deine beiden Gedichte beigelegt, leider ohne den Schluß. Ich glaubte ihm eine freudige Genugthuung dadurch zu geben für die vielen bitteren Enttäuſchungen des letzten Jahres und auch in deinem Sinne zu handeln. Ein Brief von ihm, den er an den alten Gritzner von Havre aus geſchrieben und in dem er ihn zur Mitfahrt auffordert, war ein ſprechendes und ſchmerzliches Bild der

[1]) Gritzner war beim Wiener Aufſtand beteiligt. Siehe im Anhang Brief v. Julius Fröbel v. 22. Januar 1849.

Eindrücke, welche die letzten Tage und vor allem der Umgang mit den Demokraten in ihm aufgefrischt hat. — Er ist voll von Schmerz und Zorn und sagt unter anderem: ich sehne mich in mein mühevolles Leben zurück[1]) und will das letzte Kleid, an dem noch der Staub dieser wirklich sehr alten Welt klebt, in den Ocean werfen. — Dann in Betreff der Demokraten, mit denen er in Straßburg zusammengetroffen, sagt er: „Da hört' ich nichts als Verräter, Spion, schlechter Kerl, Hundsfott und das macht, wenn nicht menschenfeindlich, doch menschenscheu." Mit Entzücken schreibt er dann weiter von seiner Frau, von seinem herrlichen Weib, das nur mit Mühe dem Gefängniß entgangen, in das sie zu führen, der Befehl schon in den Händen des bayrischen Offiziers war. —

So viel von Hecker — nun ein Wort von Häfner, dem Redacteur des Konstitutionellen in Wien, der bei der Dresdner Geschichte die rechte Hand von Bakunin gewesen ist, und mir mit Bestimmtheit versichert hat, daß an ein Ausliefern nicht zu denken. Vor der Hand ist Bakunin in Dresden und wird zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verdammt werden, die aber für ihn nur pro forma existiert.[2]) Er wird eben einer Kommission für Strafarbeit überwiesen, die mit ihm sehr gelinde umgehen, und wo er alle möglichen Freiheiten innerhalb des Gefängnisses genießen wird.

Dieser Häfner hat mir noch allerhand Lustiges erzählt, wie der Bürgermeister Bakunin gebeten, die Häuser zu verschonen und dieser ruhig und Cigarren stopfend

[1]) Siehe den Brief von Friedr. Hecker vom 11. Juli 1848.
[2]) Siehe Anhang.

ihm geantwortet: „Was da, die Häuſer ſind jetzt nur vorhanden, um niedergebrannt zu werden.“

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Ronge[1]) iſt dieſer Tage auch bei mir geweſen und wird Dich vermutlich in der Schweiz treffen, wohin er geſtern abgereiſt iſt, um mit Karl Fröbel[2]) eine Hochſchule für Frauen zu deren Emanzipation zu errichten. Ein kleiner Mann, unterſetzt, mit etwas ſchiefer, ausgerenkter, rechter Hüfte, glattem gutgeſchnittenem, ſehr gewöhnlichem Geſicht, wohlgepflegtem Bart, kurzen fetten Händen mit geſchmackloſen Ringen beſetzt, ohne Geiſt und mit vieler Bonhomie. Ich fragte ihn, was er mit dieſen Frauenvereinen bezwecke, und brachte ihn durch meinen Humor, mit dem ich die Sache aufnahm, dermaßen aus dem Text, daß ich's ihm unmöglich machte, ſeinen Ernſt zu behaupten. Die ſociale und religiöſe Frage ſoll durch dieſe Vereine praktiſch verſchmolzen ins Leben treten, durch die höhere Erziehung der Frauen auf die Elementarſchulen armer Kinder, ferner auf die Mägde gewirkt werden und durch dieſe dann wieder zurück auf die Kinder u. ſ. w. u. ſ. w. Bis dahin, ſagte er, gab's in Deutſchland nur zweierlei Frauen: Köchinnen und . . . Hier ſtockte er; ich half ihm weiter, indem ich das Wort „Courtiſanen“ ausſprach, und hinzufügte: Herr Ronge, Sie können ganz frei ſprechen, es giebt ja nichts, was ſich natürlich geſagt nicht vor und

[1]) Johannes Ronge, Deutſch-Katholik.

[2]) Bruder von Julius Fröbel.

mit unbefangenen Menſchen beſprechen ließe. — Alſo Courtiſanen und Köchinnen! Nun, was ſoll geſchehen? „Sehn Sie, Frau Herwegh, durch dieſe Hochſchulen ſoll nun — ‚ach ich verſtehe‘, fiel ich ihm in's Wort, ſoll dies vermittelt werden, daß ferner alle Köchinnen Courtiſanen werden, und alle Courtiſanen kochen können, was allerdings ſehr zweckmäßig wäre.“ — Mit all dieſem Zeug, denn welcher ehrliche Menſch kann heutzutage ſolchen Unſinn ernſt behandeln, hatt' ich unſern ſocialen Beichtiger dermaßen aus dem Text gebracht, daß er ſelbſt in lautes Gelächter ausbrach und ſich mit dem feſten Bewußtſein entfernte, an mir keinen Adepten gewonnen haben. „Die Liebe“, Herr Ronge, hatt' ich ihm auch geſagt, „iſt der einzige Hebel zur Emanzipation der Frau; wen die nicht befreit, dem werden Sie nicht helfen, Herr Ronge“; dadurch hatt' ich ihn ganz gewonnen. „Da haben wir's ja“, erwiederte er enchantirt, „da iſt's ja ausgeſprochen“ und ſo hatt' ich ihn ſo weit gebracht, mich in die Myſterien ſeines großartigen Planes einzuweihen, und ſchon glaubte er mich bekehrt zu haben, als ich ihm ſagte: Ja, Sie können doch aber nicht hoffen, die 11000 heiligen Jungfrauen durch die Liebe zu bekehren? „Lachen Sie nur, Frau Herwegh, ich laſſe mich nicht irre machen; an meinen Früchten ſollt Ihr mich erkennen.“ Ich wünſchte ihm Glück und wir ſchieden. Im Oktober will er hier zurückkehren, um auf die franzöſiſchen Frauen zu wirken. Er verſteht nämlich keine Silbe franzöſiſch! . . . .

. . . . . .

Deine Emma.

P. S. Nicolaus hat drei Säcke Korn an Koſſuth geſchickt en lui faisant dire de compter les grains-car autant de grains, autant de soldats aurait-il a lui envoyer. — Kossuth a repliqué: Je vous remercie de votre don; j'ai trois corps pour manger votre blé: Dembiński, Bem et Görgey, et trois corbeaux: Juillet, Août et Septembre (les mois des maladies en Hongrie).

14. Auguſt 1849.

Liebe Emma!

Endlich iſt er angekommen, der Verheißene; welche Geduld und welche Liebenswürdigkeit, die ich beide ſo ſchlecht zu vergelten verſtehe. Den Dialog zwiſchen Ronge und Dir habe ich beim Frühſtück zum beſten gegeben. Unſer Leben geſtaltet ſich etwas beſſer und ich wende meine ganze Diplomatie auf, uns die „Unbequemen" vom Leibe zu halten. Ich habe ſo wenig Luſt, Bekanntſchaften zu machen, daß ich ſelbſt Mazzini noch nicht geſehen, der übrigens mich zu beſuchen verſprochen. Struve trommelt die Emigranten aller Nationen zuſammen, um ein Journal in drei Sprachen zu gleicher Zeit herauszugeben. Er weiß in Einer nichts zu ſagen — und nun gar in Dreien! Das muß ein hübſches Babel werden. Im Intereſſe der Mehrzahl der Flüchtlinge wünſche und hoffe ich, daß aus der Geſchichte nichts werden möge. Die Probenummer wird aber hinreichen, um eine Hetzjagd gegen die Flüchtlinge in der Schweiz hervorzurufen, und daran denken dieſe rückſichtsloſen Narren nicht. Während die Preußen wie wilde Tiere unter dieſem ſtupiden Volk von Süd-

deutſchen hauſen, ſind ſie nur darauf bedacht, ihre litterariſche Notdurft zu befriedigen![1])

Was Hecker von den Deutſchen in Straßburg ſchreibt, findet auch auf die hieſigen ſeine vollſte Anwendung. — A propos — unſern armen Corvin haben ſie in Raſtatt richtig erſchoſſen.[2]) Zweimal ſcheint man ſeinem Schickſal nicht entgehen zu können. Erſchoſſen — wofür? Das verlohnt ſich der Mühe. — Dieſes Volk! — Mit ihm einen andern armen Teufel; denn zu aller Grauſamkeit hin ſind dieſe Preußen noch die feigſten Canaillen, die ich kenne. Sie werden alle Subalternen füſilieren und die großen Miſſethäter mit lebenslänglichem Zuchthaus begnadigen. — Die ſchönſten und edelſten Erſcheinungen hier ſind die Italiener, namentlich die Römer. Wir haben ſo an 200. Spini, der auch hier iſt, hat uns von Laviron[3]) erzählt, den er gekannt. Laviron, wie Du weißt, hat ſich ausgezeichnet benommen und das Zeitliche geſegnet. Welch Schickſal! Wir müſſen unſere Bekannten auf allen Schlachtfeldern der Welt zuſammenleſen . .

. . . . . .

Dein Georg.

---

[1]) Dr. Pfeifer charakteriſierte die Schreibwut der Flüchtlinge folgendermaßen: „Sowie einer Flüchtling wird, glaubt er ſich berufen zu ſchreiben. Das kommt mir gerade ſo vor, als wenn jeder, der ſichs Bein bricht, ſich darum für einen Chirurgen hält."

[2]) Corvin wurde obſchon zum Tode verurteilt zu 6 Monaten Gefängniß begnadigt. Siehe Anhang.

[3]) Siehe Anhang.

15. Aug. 1849.

Liebe Emma!

Die deutſche Kolonie in Genf iſt fruchtbar und mehrt ſich; ich möchte d'rum keine Hütte hier bauen. Die Frauen ſcheinen nun auch auszuwandern; Frau Rothpletz[1]) hat ſich bereits angemeldet. —

Die Ufer des Genfer Sees ſind von den Trümmern des Frankfurter Parlaments belagert; die wichtigen Perſonnagen, Präſidenten, Regenten u. ſ. w. aber in Montreux, die Subalternen hier in Genf.

Es iſt gut, daß ich als Ariſtokrat im Hôtel des Bergues wohne. Das hält ſie mir ein bißchen vom Leibe. — Fröbel unter anderen ſchwimmt jetzt auch hier im Strom der Thatſachen herum und badet ſich gelegentlich mit mir in der Rhone. Die Leute haben alle nichts gelernt und nichts vergeſſen, ſind nur womöglich noch weiſer und doktrinärer geworden, ſchleppen bis in dieſe ſchöne Natur hinein den armſeligen deutſch-liberalen Bettelſack mit ſich herum; vom Lächerlichen ihrer Rolle, namentlich in der Stuttgarter Schlußſcene[2]), haben ſie kein Gefühl. Unbekannt mit allem, was außerhalb ihrer alleinſeligmachenden Kirche vorging, halten ſie ſich für vollendete Politiker, ziehen das Geſicht in ſtaatsmänniſche Falten und werden einer nach dem andern in den Armen der Reaktion ſelig entſchlafen. —

Die Geſchichte mit Hecker und Gritzner iſt gut.

---

[1]) Die Mutter des eidgenöſſiſchen Oberſt Rothpletz (eines Schülers von Rüſtow).

[2]) Das Rumpfparlament.

Eine deutſche Revolution wird geboren, lebt und läßt ſich begraben, ehe man Zeit hat, mit dem Dampfboot aus Amerika herüberzukommen. Die beiden werden ſich nun nicht ſo bald wieder ſehen laſſen. — Wenn Hecker Dich beſuchen ſollte, ſo berichte mir ausführlich über deine Unterhaltung mit ihm.

Was mich betrifft, ſo lebe ich wohl ſo ruhig wie Du in Paris, einförmig aber nicht langweilig. Das Ruſſiſche wird fortwährend ſtark kultiviert. Von der Melodie der Puſchkinſchen Verſe bin ich entzückt. Wozu mir's helfen ſoll? Ich weiß es nicht; es macht mir nun einmal Spaß und erfriſcht mich. Ich bin ſehr geſund, ſehr aufgelegt und hoffe manches mitbringen zu können.

Da Du ein ſo großes Talent zum Erzählen haſt, ſo ſei nicht ſo ſparſam in Mitteilung der kleinen Ereigniſſe, der kleinen Cancans, die uns immer ſo viel Spaß machen. — Unſeren Älteſten binde ich Dir auf die Seele. Referiere getreulich über ſeine Fortſchritte. Wie ſteht's mit dem Zeichnen? Der Junge muß ſehen lernen, wenn er auch nicht gerade Künſtler werden kann. . . . . .

Deine Briefe ſind immer das erſte, was mir am Morgen begegnet. Du kannſt Dir vorſtellen, ob ſie mir einen guten Tag machen. Liebes, liebes Herz!

Dein Georg.

Sonntag, 23.

28. Auguſt 1849.

. . . . . .

. . . . . .

. . . Meine Expulſion iſt mir übrigens gar nicht

erwünſcht; nach dem Ehrentitel eines Expulſé habe ich nicht eben geſtrebt. Da ihn die halbe Welt beſitzt, ſo möchte ich ihn recht gern entbehren; mache auch darum gar kein Geſchrei. Nur erkundige Dich in der Stille, ob ſich die Sache nicht, — ohne ſich im geringſten etwas zu vergeben, — redreſſieren ließe. Paris kann man deſſen ungeachtet verlaſſen, obgleich ich im Augenblicke einige Hoffnungen auf die Voix du peuple[1]) ſetze und gern bei der Hand ſein möchte. Genf iſt uns allmählich verleidet . . . . . .

. . . . . .

Georg.

Samstag, 15. September.

. . . . . Der Gottſchalk[2]) iſt auch heimgegangen, ein Opfer der Cholera und ſeines dévouement. Sein Tod hat mir bittere Thränen gekoſtet. Er war eine der edelſten und energiſchſten Naturen, denen ich begegnet. Wieder einer weniger von denen, die uns wahrhaft geliebt. Das Leben fängt an, ſehr dumm und troſtlos zu werden. Ich bin erſchüttert von dieſer Nachricht; es war ſo viel Zukunft in ihm, aber es ſcheint, daß in Deutſchland keine mehr iſt, weil dieſe Menſchen ſich aus dem Staube machen, indeß ſo viel Geſindel übrig bleibt . . . . . .

Georg.

---

[1]) Journal Proudhon's.

[2]) Dr. med. Gottſchalk.

Verſchiedene Briefe

(auch aus ſpäteren Jahren)

die ſich auf die revolutionäre Bewegung

von 1848 beziehen.

Brief von Frau Emma Herwegh an ihre Schwester Madame Fanny Piaget.

Nancy, den 12. Mai 1848.

Meine liebe Fanny; Es kostet mir einen großen Kampf, die Feder in die Hand zu nehmen und doch will ich's thun, damit Ihr endlich aus laut'rer Quelle die Erlebnisse der letzten Tage in kurzen aber treuen Zügen erfahrt, und wißt, was Ihr selbst zu glauben, was zu bestreiten habt. Das erste, was wir bei unserer Ankunft in Straßburg erfuhren, war der Arrestbefehl, der gegen Hecker, Struve und Georg vom deutschen Bund aus erlassen, und der also, da er sich als Wahrheit bestätigte, unsere Pläne von vornherein kreuzte. Georg wollte, so war anfangs sein Plan, bis alle Kolonnen der deutschen Legion in Straßburg vereinigt, direkt nach Frankfurt gehen, das Terrain rekognoszieren, und der politischen Revolution, soweit dies in seiner Macht gestanden haben würde, zum Ausbruch verhelfen.

Dies persönliche Einwirken war also durch die Fürsorge der verschiedenen Regierungen und Bestätigung des Frankfurter Parlaments unmöglich gemacht. Jetzt kam es darauf an, sich mit den verschiedenen Korps von Hecker, Sigel, Becker u. s. w. in Gemeinschaft zu setzen, um mit denen zu gleicher Zeit einen entscheidenden Schlag thun zu können. An ein isoliertes Gefecht, einen so-

genannten coup de main, hatte Georg nie gedacht, im Gegenteil von vorneherein mit aller Macht dagegen proteſtiert, ihn für einen Wahnſinn, einen Verrat an der Freiheit erklärt, und dem Comité ausdrücklich geſagt, daß er gegen einen ſolchen, falls die Andern dafür, öffentlich proteſtieren würde.

Hecker, den ich am 15. April bei Engen traf, um mit ihm zu beſprechen, wann und wo wir zu ihm ſtoßen könnten, verſprach uns, Ort und Tag möglichſt ſchnell zu beſtimmen. Es ſchien mir aber damals gleich, daß er es für klüger hielt, ſelbſt erſt ſeine Mannſchaft im Oberland verſtärkt und ſich die Sympathien der badiſchen Truppen verſichert zu haben, ehe er ſich mit uns vereinigte, da man in den elenden, deutſchen Zeitungen Alles gethan hatte, die aus Paris kommenden Arbeiter ſtatt als Brüder als Feinde hinzuſtellen, die man mit Bajonetten zu empfangen habe, er mithin fürchtete, ſeine noch nicht populäre Sache durch die unſere unpopulär zu machen.

Wie weit dies richtig, wie weit dies Verfahren im Sinne der Revolution von 48, wo die Diplomatie mit allen kleinen, wenn auch noch ſo kunſtreichen Machinationen begraben ſein ſollte — will ich dahin geſtellt ſein laſſen, um ſo lieber, da nachdem wir beide Hecker perſönlich näher kennen gelernt, wir ihn für einen edeln Menſchen halten müſſen, für den Einzigen vielleicht, der den jetzigen Verhältniſſen in Süddeutſchland gewachſen iſt und noch eine Zukunft hat. (Struve kennen wir beide nicht). .

. . . . . .

Emma.

Georg Herwegh an Dr. Bernh. Oppenheim.

1848.

Mein lieber O.![1])

Vorerſt muß ich gegen das Wort „Emigrant“ proteſtieren, da die 3—4 Monate, die ich jährlich über dem Rhein zubringe, vollkommen hinreichen, um mich über ein Leben, das im Papier auf und untergeht und nur zuweilen durch einen Rippenſtoß von Frankreich her in die Wirklichkeit hereingeriſſen wird, aufzuklären. — Ihr habt ein paar gute Tage gehabt in Berlin, aber bei allem Heroismus echt deutſche Tage; Ihr habt zu kämpfen aufgehört in einem Augenblicke, wo ein Ruf au château für Euch und Deutſchland Alles entſchieden hätte; man macht allerdings die Republik, ein Dutzend Menſchen reicht dazu hin, und wenn ſie nur eine Viertelſtunde von dieſen aufrecht erhalten wird, ſo wird ſie von 40 Millionen für lange Zeiten aufgenommen. Die Bourgeoiſie fügt ſich in Alles.

Sie haben nach der Februarrevolution nicht einmal eine Julirevolution zuwege gebracht; politiſche Sentimentalität verhindert Euch, dem Könige den letzten coup de grâce zu geben, und Ihr tröſtet Euch damit — allerliebſt! — daß ein geſchwächter, ein gedemütigter König

[1]) Dr. Heinrich Bernhard Oppenheim, Schriftſteller, geboren 1819 in Frankfurt a. Main; 1849—60 flüchtig im Ausland, 1873—77 Mitglied des Reichstags, geſtorben 29. März 1880 in Berlin.

ja kein König mehr ſei, ja nichts mehr zu bedeuten habe. Wie die Feigheit ſophiſtiſch iſt! Als ob ein gedemütigter König nicht doppelt gefährlich wäre! Als ob, wenn kein anderer Grund vorhanden, die 300 proletariſchen Opfer nicht auch ein königl. Opfer verlangten! Eure Monarchie war in ein paar Stunden reif geworden zum Fall; die Republik war gegeben, wenn Ihr nur den politiſchen Inſtinkt eines Pariſer Gamins beſeſſen hättet; Ihr habt Eure, Ihr habt unſere Geſchichte verpfuſcht. — Nun ſalbadert weiter, konſtitutionell oder demokratiſch — monarchiſch, fügt der erſten Schmach noch die zweite hinzu, verlaßt Polen und zieht ſtatt des Schwertes nur die Feder, um die Honigmonde der freien Preſſe — der Teufel hole ſie, wie die unfreie — recht aus dem Fundament hinter dem Pulte zu genießen.

Denn Ihr bildet Euch doch nicht ein, mit dem König von Preußen einen Krieg gegen Rußland zu führen. Ihr bildet Euch doch nicht ein, ohne Polen auch das Wenige, was Ihr errungen, zu erhalten? Ihr verratet Polen oder Ihr werdet Republikaner! Frankreich wird nicht ruhig zuſehen, es wird Polen zu Hilfe eilen, aber es wird nicht bis dahin gelangen, es wird in Deutſchland hängen bleiben, in dem alsdann feindlichen Deutſchland, und die alte Geſchichte geht wieder los, Frankreich iſt verloren, Ihr ſeid verloren, Polen iſt verloren, und die Geſchichte wird endlich gerecht ſein und Euch von den Koſaken freſſen laſſen. —

Mein lieber Freund, Ihr ſcheint Euch vor Geſpenſtern zu fürchten und die wirklichen Mächte zu

verkennen. Die Bourgeoisie ist das Gespenst, die Mächte sind die Bauern und die Arbeiter, denen Sie schweres Unrecht anthun. Nicht die positiven Mächte — nach diesen wollen wir in einem Jahrhundert fragen — aber die einzigen Mächte, die der alten Welt und der alten Weltanschauung gründlich den Garaus machen werden. Wir arbeiten alle mit ihnen, bewußt oder unbewußt, mit oder gegen unsern Willen; kein Mensch organisiert — alle ohne Ausnahme desorganisieren; jeder auf seine Weise, und ich finde in der brutalen Art der Bauern so viel Vernunft als in irgend einer andern . . . . . .

. . . . . .

Georg Herwegh.

Ludwig Pfau an Georg Herwegh.

Zürich, den 28. Aug. 1850.

Mein lieber Herwegh!

Jetzt, denke ich, werden Sie, trotz Ihrer Umwege und Ihres Aufenthaltes in Turin, in Nizza angekommen sein, und da Sie nichts von sich hören lassen, will ich den Anfang machen mit der Korrespondenz. Was gegenwärtig am meisten Lärm in Zürich macht, ist die Maßregel des Bundesrats, der gemäß die Flüchtlinge in die verschiedenen Kantone verteilt und gegen 120 aus Zürich ausgewiesen werden. Herr Vollier hat sein Polizidieners-Genie aufs erstaunlichste entwickelt, denn von ihm geht die ganze Geschichte aus. Er hat vom Bundesrat absolute

Machtvollkommenheit in Betreff der Flüchtlinge, regiert wie ein Paſcha, ſchickt weg, begnadigt wieder und ſonnt ſich in den Strahlen ſeiner Macht. Den Verteilungsbeſchluß werden Sie wohl aus den Zeitungen kennen, nicht aber die Schändlichkeit, mit der zu Werke gegangen wird, ſo daß die Verteilung bei vielen einer Ausweiſung gleichkommt. Man will ſich eben wieder einen Teil vom Halſe ſchaffen, und ſucht deshalb gerade die heraus, von denen man weiß, daß ſie in Zürich ihr Auskommen haben, oder in Betreff ihrer Exiſtenz an Zürich gebunden ſind. So muß das rote Zelt nach Bern wandern; alle die hier als Buchhalter, Hauslehrer ꝛc. förmliche Anſtellungen haben, hat man weggeſchickt, um ſie in irgend einem Urkanton auf's Pflaſter zu werfen, da jede Unterſtützung vom Staat aus aufhört. Am ſchlimmſten aber ſind ſie mit den Litteraten verfahren. Von denen ließen ſie keinen einzigen in Zürich und haben ſie nach allen vier Winden verſprengt. Den Weißer nach Glarus, den Diezel nach Uri (zu den Urinerinnen), den Riedel nach Obwalden, den Oli nach Niedwalden, mich mit mehreren nach Luzern, andere nach Schwyz und Wallis. Es nimmt mich nur Wunder, daß man uns nicht auf die verſchiedenen Eisberge verteilt hat. Vollier hat ſich überdies geäußert, es ſei ein ganz beſonderer Beſchluß, das Alles, was die Feder führen könne, ohne Gnade fort müſſe. Hier zeigt ſich recht die ſchweizeriſche Ärmlichkeit und Beſchränktheit.

Es iſt ein Neid in der Art, wie ihn die Bauernbuben haben, wenn ſie einen ſtädtiſch gekleideten Menſchen auf dem Tanzplatz ſehen, der Eindruck bei ihren Schönen

macht. Jede Fähigkeit, jede Bildung ist schon „per se“ eine Beleidigung für diese zweibeinigen Rohprodukte, die jeder Bearbeitung unfähig sind. Die Konservativen haben übrigens in der eidgenössischen Zeitung Herrn Vollier bös mitgenommen, so daß er anfängt, etwas einzuziehen.

Ich habe nicht im Sinne, nach Luzern zu gehen, sondern will mit Schäuffelen, der jetzt auch nimmer hier bleiben mag, nach Paris. Ich denke, wenn man sich still verhält, wird man sich schon dort aufhalten können. Auch könnten Sie uns vielleicht einige Adressen oder Empfehlungen schicken, wenn Sie noch Bekannte dort haben, weil wir dort ganz fremd sind und nicht im Sinne haben, etwaige Flüchtlingsgesellschaft zu frequentieren.

Schreiben Sie mir doch auch Reichels Adresse. Bis Mitte September denken wir abzufahren.

Haben Sie schon brav Seeungeheuer zerschnitten?

Schreiben Sie uns doch bald von Ihren Reiseabenteuern, von Nizza und ob Sie wieder ganz gesund sind.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau und leben Sie wohl. Mit herzlichem Gruß

Ihr

L. Pfau.

Adresse: Steingasse 285.

Brief Georg Herweghs in Erwiderung auf die Einladung an der Gedächtnißfeier von Doffenbach Teil zu nehmen.

Baden-Baden, Juni 1870.

Verehrteſter Herr!

Ihren Brief habe ich allerdings erſt auf Umwegen und zwar hier erhalten, wo ich mich ſeit vier Jahren niedergelaſſen. Es freut mich, daß Sie bei dieſem Anlaß an mich gedacht haben, weil ich daraus auch erſehe, wie Sie über mich denken. Ebenſo dankbar bin ich Ihnen, daß Sie ſich in Betreff des Denkſteins ſo viel Mühe gegeben haben; hätte man damals meinen Rat befolgt, ſo wäre dieſes traurige Erinnerungszeichen heute nicht nötig geworden. Nachdem das Heckerſche und Struveſche Korps zerſtreut war, hatte unſer kleines Korps nichts mehr in Baden zu ſuchen und meine einzige Pflicht war, die armen Leute wieder heiler Haut über den Rhein hinüber zu führen. Die Erfüllung dieſer Pflicht wäre mir ſehr leicht geworden, ohne den Verrat einiger räudigen Schafe, die zu meinem Verderben in das Korps eingeſchmuggelt waren und ohne den Blödſinn einiger ſogenannten Soldaten von Fach, die zur Zurücklegung eines Wegs von 2—3 Stunden

ungefähr zehn Stunden gebrauchten und so dem Feind mit und ohne Bewußtsein in die Hände arbeiteten. Keinem Vernünftigen konnte es damals einfallen, nachdem in Baden alles verloren war, sich noch in ein Gefecht einlassen zu wollen, und nie, ich sage es offen, sind Menschen nutzloser hingeopfert worden, als an jenem unglückseligen Morgen. Zu diesen Opfern bitte ich Sie auch mich selbst zu zählen, und zwar in erster Linie. Auf mich vor allem war es abgesehen; mich galt es vor allem vor der Hand wieder unmöglich zu machen und mir den Eintritt in Deutschland zu versperren. Fallen sollte ich — (Gottlob steh' ich heute aufrechter als je); da mich die Kugeln nicht erreichten, so wurde eine Meute bezahlter Zeitungsschreiber gegen mich losgelassen, die mir den Gnadenstoß durch Verleumdung versetzen sollte. Das schöne Märchen mit dem „Spritzleder" kennen Sie. Es ist hundertmal widerlegt worden und muß dem feigen, deutschen Journalistenpack, wie noch neulich dem Redacteur der Freiburger Zeitung immer wieder, wenn ihnen kein anderes Mittel zu Gebot steht, als Waffe gegen mich dienen. Sie, verehrter Herr, haben jetzt gerade die schönste Gelegenheit, sich an Ort und Stelle zu erkundigen, auf welche Weise meine Frau und ich gerettet wurden. Die Tochter des Mannes, der uns auf dem Felde zu Fuße herumirrend fand, uns eine momentane Zuflucht in seinem Hause gab, um uns in Bauernkleider zu stecken, lebt noch und heißt Frau Rosine Albiez, Tochter des Jakob Bannwarth in Karsau bei Rheinfelden. Dieselbe kann Ihnen bezeugen, daß wir bis spät Abends, umgeben von der

württembergiſchen Cavallerie auf dem Felde arbeiteten, bis wir von einem Schweizer, der aus Rheinfelden geholt worden war, als deſſen Dienſtleute an den feindlichen Poſten vorbei über die Rheinfelder Brücke nach Rheinfelden geführt wurden, alſo geradezu am längſten von allen mitten unter dem Feind verweilt hatten.

Leider hab' ich die Namen derjenigen vergeſſen, die meine Frau und mich um Gotteswillen baten, als das Gefecht, das nie eine Ausſicht hatte, verloren war, uns vom Schauplatz des baaren Unſinns zu entfernen.

Sie begreifen, werter Herr, aus dem Vorhergegangenen, daß ich nicht in der Stimmung bin, etwa an dieſem Ort und an dieſem Tage als Feſtredner aufzutreten und daß es endlich die Sache Anderer iſt, wenn ſie dieſer acht Cyſer gedenken, auch meiner als des neunten zu gedenken und dem deutſchen Geſindel, das ſich ſolcher Waffen gegen mich nicht ſchämt, endlich einmal die Wahrheit ins Geſicht zu ſchleudern.

Ich bin allerdings von manchen Seiten her auch verteidigt worden, aber nicht mit derjenigen Energie, die ich zu erwarten berechtigt war und bin. Ich ſchäme mich faſt zu ſagen, daß die Broſchüre meiner Frau ausgenommen, von der Varnhagen in ſeinen Denkwürdigkeiten ſagt, daß die Wahrheit aus jeder Zeile ſpricht, der loyalſte, wenn auch nicht fehlerfreie Bericht über dieſe ganze Angelegenheit aus feindlicher Feder gefloſſen iſt, des damaligen württembergiſchen Hauptmanns und jetzigen Obriſten von Lipp, dem ich dieſe meine Meinung perſönlich auszuſprechen im vorigen Jahre die Ehre hatte.

Benutzen Sie diese in Eile hingeworfenen Zeilen — denn ich bin mit der in den nächsten Tagen stattfindenden Hochzeit meiner Tochter[1]) beschäftigt, — wie es Ihnen gut scheint. Grüßen Sie alle an dieser Erinnerungsfeier Teilnehmenden und treu gesinnt Gebliebenen.

Baden-Baden, 1870 Juni. —

Georg Herwegh.

[1]) Siehe Namenregister.

Brief des Dr. Henle aus Göttingen vom 12. März 1882.

Berichtigendes über Herwegh.

Von Herrn Prof. Henle erhalten wir aus Göttingen folgendes Schreiben: Das Feuilleton des Morgenblattes Nr. 48 Ihrer geschätzten Zeitung enthält den Bericht über ein Gespräch, welches Herr Palm mit Auerbach bei dessen letztem Aufenthalt in Stuttgart führte. Auerbach erzählt, unzweifelhaft nach meiner Erzählung von einer Zusammenkunft, die ich im April mit Herwegh in Straßburg hatte. Nicht meinetwegen, sondern wegen des Lichts, in welchem Herwegh erscheint, muß ich auf jenes Ereigniß zurückkommen und einen Gedächtnißfehler berichtigen, in welchen Auerbach oder sein Interviewer verfallen ist. Wahr ist es, daß ich von Heidelberg aus Herwegh aufsuchte, als ich erfahren hatte, daß er mit seiner Pariser Arbeiterlegion in Straßburg angekommen war, um sich dem Hecker-Struveschen Aufstand anzuschließen. Von Zürich her eng mit ihm befreundet, hielt ich es für Pflicht, ihn über die Aussichtslosigkeit der revolutionären Bewegung in Baden zu unterrichten und ihm von seinem Unternehmen abzuraten. Wahr ist auch, daß er mich im Schlafrock empfing und daß er mir als einzige Lektüre, die er bei sich führte, den Don Quixote zeigte. Denn er war selbst mit sehr geringen

Hoffnungen auf das Gelingen ausgezogen und hatte sich dem Zuge nur angeschlossen, um die Schar nicht ohne Führer zu lassen, bis er sie einer militärischen Leitung übergeben könne. Begeistert war Herwegh nicht für die „Sache", aber einer so frivolen Auffassung, wie daß „das Ganze nur den Zweck habe, ihm eine Emotion zu bereiten," war er nicht fähig, hätte auch mir gegenüber sie nicht geäußert. Er ließ sich überzeugen, daß es geraten sei, umzukehren, und wir saßen beim Glase Wein zusammen, um über die Ausführung dieses Entschlusses zu beraten. Als aber am späten Abend Struves Adjutant Löwenberg erschien mit der Nachricht, daß drüben losgebrochen sei, meinte auch Herwegh, sein Schicksal erfüllen zu müssen.

J. Henle.

(Frankfurter Zeitung.)

Liebste Freundin!

An keinem meiner litterarischen Erzeugnisse habe ich so viele Freude erlebt, als an dem kleinen Artikel, den ich im frischen Ärger über die Auerbachsche Großmäuligkeit an die Frankfurter Zeitung einsandte. Viele Blätter haben ihn mit gebührendem Respekt aufgenommen, alte Demokraten haben mir brieflich unbekannterweise gedankt, meine Schwestern haben mir ihr Wohlgefallen ausgedrückt und nun, last not least, trägt er mir noch einen Brief von Ihnen ein, während ich kaum die Hoffnung hatte hegen dürfen, daß dies Zeichen meiner alle Differenzen überlebenden Jugendfreundschaft Ihnen vor die Augen kommen würde.

Wie habe ich mich gefreut, nach so langer, schicksalreicher Zeit wieder von Ihnen zu erfahren, aus Ihren Worten ersehen, daß Sie sich noch gern an die frohen und hoffnungsvollen gemeinsam verlebten Tage erinnern und aus Ihren unveränderten Schriftzügen entnehmen zu dürfen, daß Sie sich noch ungetrübter Rüstigkeit erfreuen. Lassen Sie mich, da das Band zwischen uns glücklich wieder angeknüpft ist, hören, wie Sie sich eingerichtet haben und was Sie in Paris festhält. Die einzigen Lebenszeichen, die ich seit Jahren von Ihrem Hause erhielt, waren die Berichte von den Triumphen Ihres Sohnes Marcel, die ich nicht bloß um seiner Mutter willen, sondern auch aus Interesse an seiner Kunst eifrig verfolgt habe. Hätte ihn sein Weg einmal in unsere Nähe geführt, so würde ich nicht verfehlt haben, mich um seine persönliche Bekanntschaft und seinen Besuch für unsere Stadt zu bewerben. Vielleicht läßt er sich einmal durch das Dasein eines alten Freundes seines Vaters zu einem vorübergehenden Aufenthalt in der freilich sonst wenig lohnenden kleinen Universität verleiten.

Wohl dürfen wir von Vereinsamung reden, wenn wir an den Kreis zurückdenken, der uns in Zürich und dann kurze Zeit in Heidelberg umgab.

Wenn ich meine Blicke auch über den engen Freundeskreis hinausschweifen lasse, so finde ich nur noch Löwig, der in Breslau sein Wesen treibt.

. . . . . .

Anfangs nächsten Monates hätten Sie Gelegenheit, zu sehen, wie sich ein anscheinend unverbesserlicher Jung-

geſelle zum Patriarchen ausgewachſen hat. Zu meinem 50 jährigen Doktorjubiläum wollen ſich Kinder und Enkel um mich verſammeln, ein Sohn erſter Ehe und Stammhalter, der als Landrichter in Bonn lebt, und drei Töchter, die an Profeſſoren in Roſtock, Königsberg und Greifswald, leider alle im hohen Norden, verheiratet ſind. Eine Tochter von 23 Jahren und einen Sohn Primaner haben wir noch zu Hauſe.

Laſſen Sie ſich durch mein Beiſpiel verführen, liebe Freundin, und erzählen Sie mir bald von Ihrem Leben und Ergehen. Sie werden einen aufrichtig Teilnehmenden Zuhörer finden an

Ihrem treu ergebenen

Henle.

Göttingen, 12. März 1882.

Schlußwort

entnommen einer am 20. März 1849 in Köln gehaltenen Rede von Dr. med. Gottschalk.

Auszug aus einer am 20. März 1849 von Dr. Gottschalk in Bonn gehaltenen Rede:

. . . . . .

Gewohnt, mich nur an den Besten und Edelsten zu messen, wendete ich mich zunächst nach Paris, zu jener Stadt, die in zweien Revolutionen West- und Mitteleuropa erschüttert, und von der ich eine dritte Revolution erwartete, die auch Rußland eine andere Gestaltung geben wird. Ich wollte aber auch die Republik in der Nähe sehen, die das Arbeitervolk im Februar des vorigen Jahres mit seinem Heldenmute gegründet, und die ihm bis jetzt nur Armut und Elend, Kerker und Verbannung und die Metzeleien des Juni gebracht hat. Ja wissen mögen Sie daß Tausende von Arbeitern meuchlings geschlachtet, einzelne sogar halb lebend verbrannt worden sind und daß Leute ihre hungernden Verwandten auf Straßen und an Häusern die Pfennige des Mitleids betteln sehen. Ja wohl, die Frucht ihres in Strömen vergossenen Blutes wurde den Arbeitern durch die Unfähigkeit ihrer damaligen Leiter entrissen. Ich gehöre nicht zu jenen, die sich einen kleinen Ruhmestempel aus den Trümmern gefallener Größe mühsam zusammenstellen; ich verkenne auch nicht die Schwierigkeiten, mit welchen die provisorische Regierung

Frankreichs einer, wenn auch beſiegten, aber noch nicht vernichteten Partei gegenüber zu kämpfen hatte. — Die Reaktion begann aber ſchon an dem erſten Tage nach der Revolution, am 25. Februar, mit der Unfähigkeit, mit der Feigheit derjenigen, die die ſiegreichen Arbeiter an ihre Spitze gerufen; ſie wird ſteigend fortgehen, bis auch der letzte Schatten der Freiheit dahin iſt. In dieſem Saale ſehe ich noch die Zeichen der Freiheit; in Paris, der Hauptſtadt der franzöſiſchen Republik, ſind ſie verpönt; und doch waren im Februar die Arbeiter die Meiſter und Gebieter dieſer Stadt und ganz Frankreichs. Die Verantwortung haftet an der übelverſtandenen Großmut, die vor dem Siege geübt wird und an der Unfähigkeit jener, welche die Arbeiter auf ihren Armen zur Macht getragen.

Mag Lamartine ein Verräter geweſen ſein — er iſt bereits von der öffentlichen Meinung gerichtet — das entſchuldigt aber nicht Ledru-Rollin, der mit ihm eine mehrmonatliche Diktatur geführt, der, von ihm betrogen, die Republik in den eifrigen Republikanern verfolgte und der ſich heute noch für eine zweite Revolution möglich glaubt, wenngleich es zweifelhaft iſt, ob man mit der Unfähigkeit des Kopfes oder des Herzens ſeine bedauernswerten Mißgriffe entſchuldigen ſolle. Ich tadle nicht Marraſt und Marie, daß ſie in der Revolution nur ein Mittel geſehen, womit Bälle und Aſſembleen zu bezahlen — denn es hat noch immer Judaſſe gegeben, die für eitles Silber das Heil der Völker geopfert — ich tadle Louis Blanc, weil es ihm an Mut gebrach, ſeinen

aufrichtigen Willen zur Geltung zu bringen. Hätte er ſich im rechten Augenblicke von der proviſoriſchen Regierung getrennt, er würde zu jener Zeit die Revolution in Paris und vielleicht in Europa gerettet haben. Geſtehen wir, die Reaktion iſt und war die einzige bewegende Partei in Frankreich, wie bei uns; ſie geht raſch, ſie wird auch die letzten Reſte der revolutionären Errungenſchaften in den freien Vereinigungen der Arbeiter vernichten, ſie wird vielleicht die politiſche Form des Landes noch einmal verändern; aber ſie geht raſch, und mit jedem Akte der Brutalität, mit dem ſie ihre Unfähigkeit zu verhüllen ſucht, drängt ſie zur endlich entſcheidenden Revolution Hoffen wir, daß die Arbeiter alsdann, der traurigen Lehren eingedenk, die ſie empfangen, nicht mehr Schönrednern, ſondern Männern wie Blanqui, Proudhon und Raſpail ihre Geſchicke anvertrauen werden, die einzigen, von denen ich glaube, daß ſie nicht mit ſchwachen Nachahmungen einer großen Vergangenheit, ſondern daß ſie mit eigner ſchöpferiſcher Kraft den Aufſchwung des Volkes zu erhalten verſtehen werden, der allein eine unterdrückte Klaſſe zum Siege führt.

Paris bot mir noch ein anderes näheres Intereſſe. Dort lebten in der Verbannung ſehr viele jener Männer unſeres Vaterlandes, denen der Haß der Regierungen ein Zeugniß revolutionärer Befähigung gegeben zu haben ſchien. Von ihnen erwähne ich nur den einen, **Georg Herwegh.** Ich bin ſtolz auf ſeine Freundſchaft; ja heute, wo Verleumdungen nicht bloß von den monarchiſchen Parteien, ſondern auch von ihrem

demokratiſchen Nachwuchſe mit Beifall und Ehren belohnt werden, heute, wo man gierig nach dem Vorwurfe der Feigheit greift, weil man ihm mißgönnte, der mit Recht von den Knechten Gehaßte und Beneidete zu ſein, erkläre ich ihn für einen der Wenigen, die mit dem revolutionären Willen auch eine entſprechende ſchöpferiſche Kraft vereint haben. Beurteile man ſeinen Zug nach Baden wie man wolle — hätte er Erfolg gehabt, man würde ihn loben — daß es ihm an ſeiner Vergangenheit nicht genügte, beſtimmt ihn der Zukunft; und wenn einſt das deutſche Volk aus ſeinem Schlummer erwacht, und die ehrſüchtige Unfähigkeit vor ſeinem allmächtigen Zorne feig zerſtiebt, wenn es zur Leitung ſeiner Angelegenheiten Alles heraufruft, was an revolutionärer Kraft es birgt, dann wird es ſich des Dichters erinnern, der früher als alle die Erlöſung durch die Revolution verkündet und trotz aller Leiden an ihre Verwirklichung noch heute glaubt.

. . . . . .

. . . . . .

Dr. Gottſchalk.

Anhang.

Anmerkungen, Erläuterungen und biographiſche Notizen zu den Briefen.

Zum Titel.

Den hier citirten Worten Georg Herweghs entsprechen folgende von Varnhagen v. Enſe (Tagebücher, Bd. VI., Seite 221):

„Die Franzoſen können wohl bethört, aber nicht dauernd geknechtet werden.“ —

Zu den Briefen Bakunins und Emma und Georg Herweghs aus dem Jahre 1847. (Seite 14—82.)

Mieroslawski, Louis, General; geb. 1813 von polniſchen Eltern zu Namours in Frankreich, beſuchte die Kaliſcher Kadettenſchule, wo er ſich beim Ausbruch der polniſchen Inſurrektion von 1830 befand; er trat nun in die Armee, machte den Inſurrektionskrieg mit, wanderte dann (1831) nach Frankreich aus, ſchloß ſich hier der demokratiſchen Partei der Emigration an, ward 1846 von dieſer als militäriſcher Leiter des Aufſtandes, der am 21. Februar ausbrechen ſollte, nach Poſen geſchickt, daſelbſt verhaftet und in's Gefängniß nach Moabit gebracht bis ihn die Berliner Revolution von 1848 (am 19. März) befreite.

Er beteiligte ſich nun wieder an der Bewegung in Poſen, beſiegte am 30. April an der Spitze von 3000 Polen ohne Artillerie und größtenteils nur mit Senſen bewaffnet, nach achtſtündigem Kampfe eine 10000 Mann ſtarke, mit 12 Kanonen von Poſen entſendete, combinierte preußiſche Brigade bei Miłosław und Wrzesnia.

Nach Scheitern der Bewegung kehrte er nach Frankreich zurück, nahm im April darauf an dem Aufſtand in Sicilien Teil, wo er ſchwer verwundet worden, und folgte, noch nicht von ſeiner Wunde geheilt, dem Rufe der proviſoriſchen Regierung in Baden,

befehligte die badiſchen Inſurgenten, dankte jedoch noch vor dem Ende des Aufſtandes ab. 1863 war Mieroſławski während des polniſchen Aufſtandes Diktator, wurde aber ſchließlich wieder geſchlagen. — Obgleich nie glücklich, hatte er doch Gelegenheit (ſ. Rüſtow) ein unverkennbares militäriſches Talent zu zeigen.

Auch als belletriſtiſcher, politiſcher und militäriſcher Schriftſteller („Histoire de la Révolution de Pologne", 1836—38), über den Poſener Aufſtand und den Parteigängerkrieg, über den badiſchen Aufſtand (Débat entre la Révolution et la Contre-révolution en Pologne) iſt Mieroſławski aufgetreten. Er ſtarb den 23. November 1878 in Paris.

Zu Seite 15.

S. Mieroſławski: „Discours prononcé devant le Tribunal à Berlin le 5 Août 1847" (Posen 1847, édit. Schirmer).

Cybulski, Adalbert, geb. 1808, bedeutender polniſcher Gelehrter und ausgezeichneter Patriot, trat nach Ausbruch der polniſchen Revolution von 1830 in's polniſche Heer, geriet in ruſſiſche Gefangenſchaft und wurde nach Sibirien verbannt. 1834 kehrte er nach Preußen zurück. 1840 wird er Docent der ſlaviſchen Litteratur in Berlin; 1848 nimmt er mit Bakunin an dem Slavenkongreß zu Prag teil, doch blieb er ein entſchiedener Gegner des Panſlavismus. 1860 ernennt ihn die preußiſche Regierung zum ordentlichen Profeſſor der ſlaviſchen Litteratur an der Univerſität von Breslau, wo er am 15. Februar 1867 plötzlich ſtarb.

Cybulski war ein intimer Jugendfreund Emma Herweghs und befreundete ſich ſpäter auch mit Georg Herwegh, den er hoch verehrte.

Zu Seite 20. Anmerkung 3.

Vgl.: Varnhagen v. Enſe Tagebücher IV. Bd., Briefe vom 20. und 22. Oktober 1847.

Zu Seite 61.

Am 6. Dezember 1847 schreibt Georg Herwegh aus Par an seine Frau:

„Bakunin hat am Anniversaire der polnischen Revolution eine gute Rede leidlich abgelesen und großen Succeß gehabt, o schon ihnen die vorgeschlagene Allianz zwischen Rußland u Polen nachträglich wahrscheinlich weniger einleuchtet, als im Auge blick des Vortrags.

Den Kaiser und das offizielle Rußland hat er richtig un tüchtig gezeichnet . . . . . .

Im Lager der liberalen Russen ist große Freude; sie habe wieder für einige Tage ein neues Steckenpferd und einen neue Gegenstand der Unterhaltung. Denn au fond spielen sie doc nur, wenn sie auch die ernsthaftesten Gesichter schneiden, und die wirk liche Energie und Thatkräftigkeit geht im Schlampampen unter.

Zu Seite 36 (und den Briefen A. Ruges 237—241).

Wenn ich trotz Erwähnung zweier besonders freundschaftlic lautender Briefe von Arnold Ruge (Seite 237—241) diese scharfen auf ihn bezüglichen Passus hier nicht unterdrückt habe so geschah es lediglich in Erwiederung auf die durchaus gemein und perfide Beurteilung Georg Herweghs in Ruges Briefen au dem Jahre 1844, zu deren Publikation durch Paul Nerrlich sic die Nachkommen Ruges berufen gefühlt — mit Hinweis auf di ebenso falsche und nur der widerlichsten Eifersucht entsprungen Kritik Vischer's, des ehemaligen Lehrers von Georg Herwegh in dessen „Kritische Gänge." — Die in meinen Händen befind lichen Briefe Ruges stehen übrigens in merkwürdigem Wider spruch mit den von Herrn P. Nerrlich veröffentlichten. G. Herwegh Urteil ist somit noch nachträglich gerechtfertigt, und übereinstimmen mit ihm lautet das von Robert Prutz gelegentlich einer von Rug gegen Herwegh gerichteten Publikation:

Halle, 22./6. 1856.

„Du wirst zugeben, lieber Freund, ein Gesunder kann kran

[1]) Am 29. November 1847.

werden an dem Rugeſchen Opus — und nun ſollt' ich armer Kranker das bischen Leben auch noch dran riskiren? O nein, ſo frivol die Welt uns hält, ſo haben wir doch auch unſer Reſtchen Gewiſſen, nicht wahr? und wiſſen was wir der Welt und uns ſelber ſchuldig ſind. Ernſthaft zu ſprechen: das Rugeſche Produkt iſt nach meinem Dafürhalten ſo unausſprechlich abgeſchmackt, ſo in jeder Hinſicht miſerabel, daß es Dir unter keinen Umſtänden in der öffentlichen Meinung Schaden thun oder Deinen Zorn verdienen könnte; ſelbſt wenn das Publikum wüßte aus welchem Einſchlag Ruge dieſe ſeine Lumpen eigentlich geſponnen hat . . . . Dies iſt aber durchaus nicht der Fall. Und damit wollen wir dieſen plumpen Geſellen laufen laſſen, er iſt und bleibt doch nur ein Vorpommer d. h. ein Gemiſch von Flegel und Gauner, halb Brutalität, halb Impotenz. — Das darf ich ſagen, da ich, wie Du weißt, ſelbſt ein Pommer bin, proh dolor! . . . . . .

Dein alter Rob. Prutz."

Und damit man mir nicht den Vorwurf der Parteilichkeit mache, laſſe ich hier noch einen beſonders charakteriſtiſchen Brief Ruges folgen:

„Brighton, 28. Auguſt 1860.

Lieber Herwegh!

„Die angenehmſten Augenblicke auf meinem Ausfluge in die alte Welt oder vielmehr in die Welt unſerer Jugend, wo wir allein unſere Lebensluft atmen können, waren die der ungeſtörten Unterredung mit Dir. Du haſt Dein altes Motto, dem lebendigen Geiſte des Jahrhunderts anzugehören, treu bewahrt und es auf eine herrliche Grundlage gebracht, wo ſein Sinn viel tiefer und bedeutender wird. Und kaum bedauere ich es noch, daß Du aus Dir ſelbſt zu ſehr eine Privatperſon machſt, ſeitdem uns dieſe Revolution überall außer in Amerika zu derſelben Privatiſierung verurteilt hat.

In Amerika iſt dies meiſt ſo. Ich ſchicke Dir den Anzeiger

des Westens, in dem Schurzens[1]) Rede in St. Louis abgedruckt ist. Du wirst sie mit wahrem Vergnügen lesen, wie ich es auch gethan. Er macht durch jene Thätigkeit in Amerika den Fehler seiner Jugend, daß er den unbefreibaren Gottfried[2]) befreit, wieder gut. Diese Rede und ebenso seine früheren gegen Douglas, beide sind wahre Meisterstücke und zeigen eine Bildung und einen Ernst, eine Macht über den Stoff und über das Publikum, die wahrhaft erfreulich und aufmunternd sind, die uns aber auch immer von Neuem zu dem Zorn über unsere Philister zurückführen, weil sie uns zeigen, wie viel wir nun wieder in diesen 10 Jahren zu Hause verloren haben.

Daneben werden Dich meine Briefe über Zürich amüsieren. Lege ihnen das doch auf im Museum, damit sie sich wenigstens ärgern, wenn auch nicht bessern.

Hast Du Julius den Apostaten[3]) gesehen? Er ist natürlich persönlich noch immer der alte liebenswürdige Kerl, aber er ist doch die Züricher Emigranteneselei in Folio. . . . . .

. . . . . .

In alter Liebe

Dein A. Ruge.

Zur Seite 38.

Im Winter 1846—1847 bereisten Carl Vogt und Georg Herwegh die Küste des Mittelmeers, um gemeinsam Naturstudien zu machen, deren Resultate in dem 1848 von Carl Vogt herausgegebenen Briefwechsel unter dem Titel „Ocean und Mittelmeer" besprochen sind. (S. Näheres im Anhang zu Georg Herweghs Briefwechsel mit Robert Prutz und Ludwig Feuerbach und den dort erwähnten Brief von Siebold's an Georg Herwegh vom 12. November 1846). Herweghs Bekanntschaft mit Carl Vogt datiert aus derselben Zeit wie die mit Follen, ihre Beziehungen waren jedoch nicht von Bestand.

---

[1]) Karl Schurz.

[2]) Gottfried Kinkel.

[3]) Julius Fröbel.

Zu den Briefen von Karl Marx.[1]) Seite 83—90.

Karl Marx, sozialistischer Schriftsteller und Sozialökonom, einer der Hauptbegründer des modernen deutschen Komunismus, geb. 5. Mai 1818 zu Trier, gest. 14. März 1883.

Über seine Persönlichkeit entnehme ich der Korrespondenz von Georg und Emma Herwegh folgendes:

Karl Marx hatte eine sehr ausdrucksvolle Physiognomie. Er hatte keine großen aber blitzende dunkle Augen; üppiges schwarzes Haar beschattete seine Stirn. Er eignete sich vortrefflich den letzten Scholastiker vorzustellen. Sehr gelehrt, ein unermüdlicher Arbeiter, der die Welt mehr aus der Theorie als aus dem Leben kannte. Er war sich seines reellen Wertes vollkommen bewußt; wenn er dessen gedachte, war er guter Laune und unterdrückte in seinem Herzen zwei schlechte Ratgeber: die Eifersucht und den Neid, die er niemals vollständig zum Schweigen brachte. Sein Sarcasmus, mit dem er mitleidslos seine Gegner verfolgte, war nicht der des Bourgeois, sondern schneidend kalt wie das Beil des Henkers.

Im Jahre 1843 trafen Karl Marx, Georg Herwegh und Arnold Ruge in Paris zusammen. Der Erstere kam aus Köln, der Zweite aus Ostende, und der Dritte aus Dresden und zwar in einem großen Omnibus, in dem er, nicht ohne Mühe, seine Frau, einen Haufen Kinder und — eine große Kalbskeule untergebracht.

Kaum angekommen machte Ruge — Marx und Herwegh den Vorschlag mit ihm zusammen zu ziehen und eine Art Phalanstère zu gründen — in dem die Frauen abwechselnd die Rolle der Fouriere (ohne Wortspiel) übernehmen sollten. Auf den ersten Blick beurteilte Frau Herwegh die Sachlage. Wie konnte Frau Ruge, die nette, kleine Sachsin mit der sehr intelligenten und noch ehrgeizigeren Mme. Marx auskommen, die ihr an Wissen weit überlegen war; wie die erst so kurze Zeit verheiratete Frau Herwegh und die Jüngste unter ihnen, sich zu diesem

[1]) S. „Ferd. Lasalle's Briefe an Georg Herwegh" (Zürich 1896, Verlag v. R. Müller).

gemeinſamen Leben verlockt finden? Herwegh und ſeine Frau lehnten demnach die Einladung Ruges ab, der ſich mit Marx rue Vaneau einquartierte.

Vierzehn Tage ſpäter waren dieſe beiden Familien entzweit; Herwegh und Frau aber blieben mit Marx und Ruges im beſten Einvernehmen.

Zu Seite 91—95.

Henle, Dr. Friedr. Guſtav, Jacob, einer der bedeutendſten Anatomen und Phyſiologen der Neuzeit; geb. 9. Juli 1809 zu Fürth in Franken, wurde 1840 Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie in Zürich, 1844 in Heidelberg, 1852 in Göttingen; er ſtiftete die ſogenannte rationaliſtiſche Schule und begründete 1844 mit Dr. Pfeufer die Zeitſchrift für rationelle Medizin. Geſt. 13. Mai 1885 in Berlin.

(Siehe Näheres in: „Georg Herweghs Briefwechſel mit Rob. Prutz und Ludw. Feuerbach".)

Zu Seite 100.

„Hans von Katzenſingen" von Dr. Reinhold Solger. 1. Geſang erſchienen im Deutſchen Taſchenbuch, Zürich und Winterthur 1847.

2. Geſang, in Ruges „Poetiſche Bilder für 1847".

Zu Seite 103—107.

Prutz, Robert, deutſcher Dichter und Schriftſteller, treuer Freund Georg Herweghs, geb. 30. Mai 1816 in Stettin, 1849—59 Profeſſor der Litteratur in Halle, geſt. 21. Juni 1872.

S. die vortreffliche Biographie von Rob. Prutz verfaßt von J. Mähly in der „Allgemeinen Deutſchen Biographie", und „Briefwechſel Georg Herweghs mit Robert Prutz und Ludwig Feuerbach".

Zu Seite 100—126.

Mannheim, den 21. März 1848.

„Liebſter Herwegh! Seit einigen Tagen bin ich hier und habe die Redaktion der „Deutſchen Volkszeitung" übernommen, von

der am 26. die erste Nummer erscheinen soll. Sie wird die äußersten Konsequenzen der Freiheit vertreten und in gewisser Beziehung die Zeitung des deutschen Parlaments werden, welches am Ende dieses Monats in Frankfurt zusammentritt. Es ist ernst. Die deutsche Entwicklung ist unaufhaltsam. Vielleicht zieht der Strom in ruhiger Macht über das Land; aber sollte den Fürsten und ihrem Anhang ein Versuch einfallen, ihn zu dämmen, so werden wir in Deutschland die erhabenste Volkserhebung erleben, welche die Geschichte kennt. Der ganze Bauernstand ist von dem Gedanken der Freiheit ergriffen. In Thüringen waren es die Bauern, welche zu 10 und 20000 nach Weimar, Rudolstadt, Erfurt zogen, und an beiden ersten Orten die Volkswünsche durchsetzten. Die Plünderungen in Thüringen, Franken und Hessen sind sehr übertrieben worden, allein desto größere Hoffnungen sind nur auf die Landbevölkerung zu setzen. Vorgestern waren in Offenburg 25000 Menschen versammelt. Die Bauern aus dem Oberlande kamen auf vierspännigen Wagen, mit schwarzrotgoldenen Fahnen, mit Sensen bewaffnet, und die Proklamation der Republik lag in der Hand republikanisch gesinnter Volksführer, die ihre Gründe hatten, sie nicht zuzulassen. Das bedarf keiner Erklärung. Was von selbst, unaufhaltsam, fast wider Willen kommt, braucht nicht proklamiert zu werden. Nächsten Sonntag ist Volksversammlung in Heidelberg. Man wird so weiter fortrücken, solange die Agitation keinen größeren Charakter annimmt. Aber das wird nicht lange dauern. Im ganzen Südwesten von Deutschland wird das Volk bewaffnet, und das Militär vollständig mit dem bewaffneten Bürgertum verschmelzen. Sollte dann Preußen dem allgemeinen Geiste nicht weichen wollen, so wird sich von Westen ein Volkszug nach Osten in Bewegung setzen.

So stehen die Dinge. Ich schreibe Dir nun, um Dich um Mitteilung für die Volkszeitung zu bitten. Nimm Dich der Sache an; sie ist wichtig! — Kannst Du nicht selbst, so sorge für einen tüchtigen Korrespondenten, aber schnell, damit ich gleich in der ersten Nummer Pariser Artikel habe. Sie sollen nicht zu lang sein, immer die Quintessenz des Standes der Dinge ent-

halten, besonders in Bezug auf die soziale Frage, und natürlich gut und populär geschrieben sein. Der Verleger wird Honorar zahlen, ich weiß aber nicht nach welchem Maßstabe. Es ist H. Hoff.

Also erfülle meinen Wunsch, erfülle ihn sogleich und womöglich selbst!

Ich mußte so rasch von Dresden abreisen, daß ich meine Frau nicht mitnehmen konnte. Sie kommt mir in acht Tagen nach, wird dann einen Besuch in Zürich machen, wo unser Junge noch ist, und, wenn ich dann noch lebe, so bald als möglich wieder zu mir kommen.

Die nächsten Wochen werden für Deutschland entscheidende sein. Grüße Emma von mir!

Dein

Julius Fröbel."

(Briefe an H. Hoff eingeschlossen.)

Zu Seite 107—109.

Robert Blum, geb. 1807 in Köln. Er war zuerst Kaufmannslehrling. Später, von 1831—47 Kassierer und Sekretär am Leipziger Theater; dann Mitarbeiter am politischen Journal: Sächsische Vaterlandsblätter.

Nachdem sein Journal 1847 durch die sächsische Regierung unterdrückt worden, stürzte er sich in die deutsch-katholische Bewegung.

Im Jahre 1848 wurde er nach der französischen Februar-Revolution Chef der liberalen, sächsischen Partei, die ihn als Repräsentant der Stadt Leipzig ins deutsche Parlament nach Frankfurt schickte. Hier gab er mit J. G. Günther und Dr. W. Schaffrath[1]) die „Deutsche Reichstagszeitung" heraus.

Auf die Nachricht von dem am 6. Oktober 1848 ausgebrochenen Aufstand in Wien, wurde Robert Blum von der Linken des Parlaments nebst zwei andern Abgeordneten: Moritz Hartmann und Julius Fröbel nach Wien gesandt.

[1]) Sämmtlich Mitglieder der konstituierenden Nationalversammlung.

Daſelbſt veröffentlichte er die Adreſſe der parlamentariſchen Oppoſition, trat in das Studenten-Korps ein, befehligte eine Barrikade, wurde während des Kampfs gefangen und nach der Einnahme Wiens durch Windiſchgrätz, nebſt Fröbel vom Kriegsgericht zum Tode durch den Strang verurteilt.

Moritz Hartmann hatte ſich noch bei Zeiten flüchten können, Fröbel verdankte ſeine Rettung einzig und allein ſeiner Broſchüre: „Wien, Deutſchland und Europa", in der er ſich gegen die Teilung Öſterreichs ausgeſprochen und von deren Inhalt Windiſchgrätz noch rechtzeitig in Kenntniß geſetzt worden, um ihn zu begnadigen.

Auch Blum hätte ſich durch Leugnen retten können, aber das war nicht nach ſeinem Sinn. Er ward am Morgen des 9. November in der Brigittenau ſtandrechtlich erſchoſſen und weder das Parlament noch das Volk dachten daran, dieſen Mord zu rächen. (S. Fröbels Brief vom 9. Dezember 1848.)

Blums letzte Worte ſollen geweſen ſein: „Aus jedem Tropfen meines Blutes wird ein Kämpfer der Freiheit erſtehen!"

Zu Seite 125.

Sznaydé, General der ehemaligen polniſchen Armee und einer ihrer tüchtigſten Kavallerie-Offiziere, wurde 1849 nach dem Gefecht bei Heppenheim nebſt Mieroſławski, (ſ.: „Berichte des Generals Mieroſławski über den Feldzug in Baden" [Bern, Verlag v. Jenni, Sohn 1849]) von den Pfälzern zum Oberbefehl über deren bewaffnete Macht gerufen. Die feigen, gänzlich unfähigen pfälziſchen Freiſchaaren, die vor den Preußen nach Baden geflohen waren, wollten als ſie bei Bruchſal angegriffen wurden, ſich für ihre Niederlagen an dem General Sznaydé rächen. — „Ein ruchloſes Attentat, das ein ewiger Makel an der ſo viel geprieſenen deutſchen Ehrlichkeit bleiben wird, krönte die Schmach dieſer Niederlage. Feigherzige Truppen, welche der General vergebens in den Kampf zurückzuführen ſich bemühte, fielen über ihn her, riſſen ihm ſeine Kreuze und ſeine auf andern Schlachtfeldern gewonnenen Inſignien ab, mißhandelten ihn und würden ihn unfehlbar niedergemetzelt

haben, wenn nicht einige rechtſchaffene Männer ſich ins Mittel gelegt hätten," (ſ. Mieroslawskis Schriften) und er ſein Heil nicht in der Flucht gefunden.

Siehe Näheres über Sznaydé in: „Erlebniſſe aus der pfälziſchen Erhebung im Mai und Juni 1849" von Ludwig Bamberger (Frankfurt a./M. litterariſche Anſtalt J. Rütten, 1849).

Nachwort zu: „Zur Geſchichte der deutſchen demokratiſchen Legion" von einer Hochverräterin. Seite 127—214.

Profeſſor Krebs, früher in Mannheim, jetzt in Littenweiler bei Freiburg i. B., giebt nachfolgende Darſtellung und Feſtſtellung des ganzen Hergangs. Der Verfaſſer iſt dazu vor andern befähigt. Einmal war er Augenzeuge und Mitkämpfer bei Doſſenbach; zum andern aber hat er durch ein Leben voll Opfer und Hingebung an ſeine Sache bewieſen, daß er für Wahrheit und Freiheit einzutreten weiß und in Fragen echten Mannesmuts mitzureden das Recht hat. Solch berufenem Anwalt des ſchnöd verleumdeten Todten erteilen wir doppelt gerne das Wort:[1])

Wider eine alte Lüge!

Am Jahrestage des Gefechtes bei Doſſenbach.

„Wer die Wahrheit kennet und ſaget ſie nicht
Der iſt fürwahr ein erbärmlicher Wicht!"

Wenn ein Licht am Erlöſchen iſt, flackert die Flamme noch einmal empor; es praſſelt ein wenig auf und dann?

[1]) „Der Beobachter", ein Volksblatt aus Schwaben; 9., 10. und 12. Mai 1877.

— dann iſt's geſchehen. So ergeht es uns alten Achtundvierzigern. Hie und da ballt ſich noch einmal die Fauſt; ein kräftiger Fluch wird ausgeſtoßen, ein freies, körniges Wort geſprochen; manchmal auch noch vom alten Graukopf der Pegaſus beſtiegen, oder die Feder zu einem kräftigen Proteſte eingetaucht; dann kommt das bittere Gefühl der erlittenen Täuſchungen und man verſenkt ſich in die ſtillen, die vergangenen Tage. Man tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß damals ein anderer Geiſt im Volk gelebt, daß die damalige Jugend eine andere geweſen, wenn man jetzt mit den wenigen Ausnahmen in Frankfurt a. M. und im Schwabenlande — überall nur Indifferenz und Stagnation erblickt, die ſchlimmſten und ſicherſten Vorboten bald oder vielmehr ſchon herrſchender Reaktion!

Als ich Ende März des Jahres 1875, obgleich vielfach von Geſchäften in Anſpruch genommen und im Begriff von Mannheim ins Oberland überzuſiedeln, der Pflicht nachkam, dem „Epochemachenden Geſchichtsſchreiber" Herrn Dr. Oscar Jäger, den möglichſt objektiven Beweis zu führen, daß er ſich mit dem Nacherzählen des Spritzleder-Märchens zur Verbreitung einer gemeinen Tendenzlüge hergegeben, fiel es mir nicht im Traume ein, noch einmal in der gleichen Angelegenheit aus meiner Einſamkeit hervortreten zu müſſen. Hatte ich doch dem großen Freiheitsſänger unſeres Volkes wenige Wochen noch vor ſeinem Tode „die letzte Freude" bereitet, und ſeine Verleumder an den Pranger geſtellt. Und war jener Proteſt doch genügend und durchſchlagend für meine Ge-

ſinnungsgenoſſen nicht allein, ſondern für alle, die hören wollten. Für St. Thomaſe konnte ich ihn damals nicht ſchreiben, weil mir die Quellen augenblicklich nicht zur Hand, meine Bibliothek und Papiere bereits auf dem Wege ins Oberland waren. So mußte ich mich einfach auf mein zwar noch ziemlich treues Gedächtniß verlaſſen.

Wenn ich heute am 29. Jahrestage von Doſſenbach noch einmal die Feder ergreife, geſchieht es, um dem Herrn Dr. Oscar Jäger und ſeinen ſeitherigen Nachklässern: Herrn Dr. Bruno Mayer, dem Herausgeber der „Deutſchen Warte“, ſowie einem Herrn B. (wie mir verſichert ward, Herrn Hans Blum!) „Mitarbeiter“ der Zeitſchrift „Im neuen Reich“ und ihren gelehrigen Papageien — den aktenmäßigen Beweis zu liefern, daß ſie gelogen, teils leichtſinnig, teils abſichtlich gelogen und verleumdet haben.

Abgeſehen von der Tendenz, die in Herrn Dr. O. Jägers Geſchichte der Jahre 1848 und 1849, bei der verkleinernden und herabſetzenden Schilderung der großartigen Bewegung und ihrer unmittelbaren Folgen, ſo offen und greifbar zu Tag tritt, abgeſehen vom Standpunkt der Partei — von dem der Wiſſenſchaft aus fragen wir den kleinen Supplementſchreiber des großen Schloſſer: „aus welchen dem Hiſtoriker erlaubten Quellen haben Sie geſchöpft?“ Und da er ſelber ſchweigt, wollen wir die Antwort geben: „Aus gar keiner!“ Was würde zu ſolchem Schüler wohl der Meiſter Schloſſer ſagen?

Doch zur Sache. Die einzigen offiziellen Quellen, welche in Bezug auf die teutſch-demokratiſche Pariſer Legion

und ihr Auftreten in Baden existieren, sind: 1) Der Bericht des Generallieutnants von Miller über das Gefecht von Dossenbach; 2) Die Anklageschrift des damaligen Staatsanwalts Ammann gegen die beiden einzig auf der Anklagebank erschienenen Mitglieder dieser Legion: gegen Adalbert von Bornstedt und gegen den Verfasser dieser Zeilen. Andere aktenmäßige Quellen giebt es nicht. Mit Beweisen von Augenzeugen, die wir selber noch aufgefunden, werden wir weiter unten aufwarten.

Aus dem Berichte des württembergischen Generallieutnants v. Miller — Karlsruher Zeitung Nr. 119 vom 1. Mai 1848 und Beilage zur Freiburger Zeitung Nr. 124 vom 3. Mai 1848 — entnehmen wir, daß der General selbst ganz richtig die Absicht der teutschen Pariser Legion erkannt hatte, indem er unter anderem sagt:

„Über die Absicht dieser Kolonne konnte kein Zweifel entstehen; sie war zur Mitwirkung gegen Freiburg zu spät gekommen, hatte die badischen Freischaaren in vollständiger Auflösung gefunden, ihre Rückzugswege nach dem Elsaß waren durch die badischen und hessischen Truppen gesperrt; sie suchte also gegen die Schweiz auszuweichen, wozu ihr nur die beiden Richtungen nach Säckingen und Rheinfelden übrig blieben."

Also die ganze Legion hatte vom Momente ihres Übertretens auf das badische Gebiet, nachdem sie die Niederlage der Freischaren vernommen, keine andere Absicht, als die, sich nach der Schweiz zurückzuziehen; das gestehen hier selbst ihre Verfolger zu! — Sie gestehen aber weiter auch zu, daß, wenn die Legion nach der

Schweiz „auszuweichen“ ſuchte, ihre Verfolger nichts von dieſem Ausweichen wiſſen wollten; denn der Bericht ſagt weiter unten:

„Einen unmittelbaren Angriff vor Zell konnte ich wegen der zur Sammlung meiner Truppen erforderlichen Zeit nicht vor morgens 6 Uhr beginnen.“

Das heißt: die Thatſache wird zugeſtanden, — und deren Nachweis war es auch, was uns vor dem Schwurgerichte rettete — daß man uns angegriffen, daß man die Legion angreifen wollte, obgleich ſie bei Doſſenbach keinen andern Zweck verfolgte, als den, ſich zurückzuziehen. Allerdings, vom Momente an, als man auf unſeren Krankenwagen geſchoſſen (was der die Angriffspatrouille kommandierende Oberfeldwebel Köhler in ſeinen Angaben vor dem Schwurgerichte ſelber zugeſtehen mußte), war die Notwendigkeit der Verteidigung eingetreten; und wie dies die Legion gethan, davon haben die Gegner auch vor dem Schwurgerichte, nur mit Achtung geſprochen: Herr Hauptmann Lipp, der im Gefechte von Doſſenbach an der rechten Hand verwundet wurde, ſprach mit Lob und Anerkennung von der Tapferkeit der Legion und der Bericht des Generals ſpricht ſogar von einem „kritiſchen Momente“, dem die königl. württembergiſchen Truppen ausgeſetzt waren.

Hören wir weiter, was derſelbe Bericht über Herwegh ſagt; es heißt dort:

„Herwegh ſelbſt und ſeine Frau, die ihn in Männertracht begleitete, iſt nach eingegangenen Nachrichten, ſobald er die Annäherung der Truppen erfahren, noch vor Beginn des Kampfes entflohen.“

Herr General v. Miller, der offene Gegner, ist doch so wahrheitsliebend, daß er nicht sagt, seine Leute haben das Herweghsche Ehepaar bestimmt entfliehen sehen, sondern: „Herwegh ist nach eingegangenen Nachrichten (also nach Hörensagen) entflohen." Wie anders Herr Dr. Oskar Jäger, der Mann der Wissenschaft der Geschichtsschreiber, indem er uns die Spritzledergeschichte als geschichtliche Thatsache servirt: „Herwegh selbst rettete sein wertloses Leben, indem er sich unter das Spritzenleder eines Wagens versteckte, den seine resolute Frau kutschierte." II. Bd. pag. 26.

Hören wir nach dem Geschichtsforscher den Redakteur. Herr Dr. Bruno Mayer schreibt in der „Deutschen Warte" II. Dezember-Heft 1875 pag. 771: „Im Frühjahr 1848 zog er (Herwegh) mit einer Schaar deutsch-französischer Republikaner, meist Arbeiter, in Baden ein, entfloh aber beim ersten Zusammenstoße mit den württembergischen Truppen unter dem Spritzleder eines von seiner Frau geführten Einspänners. Es war das am 27. April 1848 und von diesem Tage an war der Lebendige für Deutschland tot. Der Schmach von Schopfheim ꝛc. ꝛc. Dieser Gelehrte, der im Übrigen offenbar aus der Quelle Jäger geschöpft hat, verlegt somit zum Zeichen seiner Gewissenhaftigkeit den Schauplatz der Handlung von Todtnau nach Schopfheim und verwandelt unterwegs den „Wagen" in einen Einspänner, als welcher sich für die selbstkutschierende Frau und für das Spritzleder besser schickt und wahrscheinlicher macht. In diesem Fuhrwerk kann die Lüge die Reise um die Welt machen!

Auch dem Herrn B., dem Kritiker der „Neuen Gedichte“ von G. Herwegh, — „Im neuen Reich“, 11. Heft pag. 439 — scheint sie in diesem Aufzug begegnet zu sein. Er fügt seiner auch sonst feinen und litteraturkundigen Beurteilung der Gedichte frank und frech die Bemerkung bei: „als ob es ihrem Verfasser Herzenssache gewesen wäre, das Sprießleder von Schopfheim (also ebenfalls Schopfheim) nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.“ —

Bevor wir aber den Lügnern und Verleumdern die Maske vollends herunterreißen, wollen wir doch die offiziellen Zeugen zu Ende reden lassen. Schlagen wir die obenerwähnten Anklageakte des Freiburger Hofgerichts und zwar § 6 auf, welcher den Titel führt: „Gefecht bei Dossenbach“. Hier heißt es wörtlich:

„Die Vorhut aus 30 Mann mit Gewehren bestehend wurde von Grevé aus Mannheim geführt. Hierauf folgte ein zweispänniger Leiterwagen mit Herwegh, dessen Frau und einigen Kranken, sodann die einzelnen Bataillone.“ — Dann weiter:

„Während sie (die Mannschaft) der Ruhe pflog, fielen einige Schüsse; der erwähnte Wagen fuhr begleitet von einigen Bewaffneten eilig davon, und unmittelbar darauf begann der Kampf.“ —

Ferner:

„Eine Patrouille von 16 Mann, unter Oberfeldwebel Köhler, bestieg eine Anhöhe und sah, wie zwei Wagen sich dem Walde näherten und von ungefähr 150 Freischärlern, in kleinen Abteilungen, gefolgt waren.“

Von Herwegh's Verhalten bei Dossenbach ist sonst

in den Anklageakten und speziell in § 6 gar nicht die Rede!

Was geht aber aus den beiden einzigen offiziellen Aktenstücken klarer hervor, als daß die von Nr. I im ersten Augenblick der Leidenschaft aufgestellte, jedoch gleich als unsicher bezeichnete Vermutung resp. Behauptung, die Quelle der ganzen Verleumdung, sich hintendrein und bei genauerer Prüfung der Sache durch Nr. II als falsch und unwahr herausgestellt hat?

Nr. I, der militärische Bericht, behauptet: daß „nach eingegangenen Nachrichten" Herwegh mit seiner Frau, sobald er die Annäherung der Truppen erfahren, noch vor Beginn des Kampfes entflohen sei.

Nr. II, die gerichtliche Anklageschrift aber stellt fest, oder muß vielmehr auf Grund der Untersuchung feststellen: daß Herwegh mit seiner Frau und einigen Kranken, bei Beginn des Treffens auf einem zweispännigen Leiterwagen unmittelbar hinter der Vorhut sich befand — daß dieser Wagen, von einigen Bewaffneten begleitet, erst davon fuhr, nachdem einige Schüsse gefallen — und daß „unmittelbar darauf der Kampf begann." Dieser letzte Zusatz enthält offenbar keine Thatsache mehr, sondern nur ein willkürliches Urteil, eingegeben von der staatsanwaltlichen Absicht, in erster Linie die Freischaaren als den angreifenden Teil erscheinen zu lassen, daneben den gehaßten Herwegh als Feigling hinzustellen und zugleich den Widerspruch zwischen dem Ergebniß der Untersuchung und dem längst veröffentlichten militärischen Bericht möglichst zu vertuschen. Vergebens! Nach gemeiner und wohl

auch nach militärischer Logik hat ein Kampf begonnen, wenn Schüsse fallen; und wenn — was die Anklageschrift nicht leugnen konnte und die Schwurgerichtsverhandlung über jeden Zweifel erhob — der Wagen erst davon fuhr, nachdem Schüsse gefallen waren, so hatte Herwegh die Ankunft der Truppen abgewartet, so war er nicht vor Beginn des Kampfes entflohen, so haben die „eingegangenen Nachrichten" des Generals von Miller gelogen!

Warum der Wagen davon fuhr und wohin er fuhr, werden wir später hören. Vorher müssen wir noch einmal den General von Miller reden lassen. Dieser sagt vom Anfang des Gefechts:

„Eine Kompanie des 6. Infanterieregiments, welche in der Frühe eine Rekognoszierung nach Schwörstadt zu machen hatte, trat ungefähr um dieselbe Zeit den Rückmarsch nach Schopfheim an, als das Bataillon von da aufbrach. Diese Kompanie war im Debouchieren aus Niederdossenbach begriffen, als sie den größten Teil der Arbeiterkolonne auf sich anrücken sah. (!) Der Hauptmann Lipp ließ seine Leute hinter Bäumen und Felsstücken in zerstreuter Ordnung Stellung nehmen, sie wurden alsbald mit Heftigkeit angegriffen (!); das gut gezielte, auf nahe Entfernung abgegebene Tirailleurfeuer machte den Feind stutzen; — nach wenigen Augenblicken kehrte er verstärkt zurück, ward aber wiederum abgewiesen; nun verlängerte er seine Linie und suchte der Kompanie in Flanke und Rücken zu kommen. In diesem kritischen (sic!) Momente erschien, den Feind selbst flankierend, eine halbe

Kompanie des 1. Infanterieregiments, geführt vom Oberlieutnant Karl, der, ohne Befehl abzuwarten, von Schwörstadt vorrückte, als er das Feuer hörte. Hierdurch war für den Augenblick die Gefahr beseitigt, — doch ließ der Angriff an Ungestüm nicht nach. Der Gegner war so nahe gekommen, daß Hauptmann Lipp mit dem feindlichen Anführer (dem wackeren und braven Schimmelpennig) handgemein wurde, und ihn tötete. — — Der Fall dieses Anführers entschied das Gefecht. Die Feinde wichen in den Wald zurück, und als nun auch das Bataillon des 6. Regiments anrückte ꝛc."

Ich habe den Bericht so ausführlich wiedergegeben, um die Stellung der demokratischen Legion, vor Beginn des Kampfes genau zu konstatieren, d. h., den Beweis zu führen, daß die Legion sich im Walde befand, aus demselben hervorbrach und sich dann wieder in diesen zurückzog — — — wie solches klar und deutlich aus dem Berichte erhellt. Aber auch aus dem Anklageakt geht das Gleiche hervor. Sie sagt:

„In dem nahen Walde angekommen, lagerte sich die Mannschaft eine Zeitlang auf einem freien Platze — während sie hier der Ruhe ꝛc. (s. o.!)

Ferner:

„Als die Gefangenen nach Dossenbach gebracht werden sollten, erhob sich vom Walde her ein Hurrahgeschrei und es stürzte ein großer Haufen Freischärler heraus, welche die Patrouille mit Schüssen verfolgten. Diese zog sich eilends gegen Dossenbach zurück, worauf das Feuer aufhörte. Als aber Oberfeldwebel Köhler seine Leute auf

günſtigerem Terrain in einer Plänklerlinie aufgeſtellt hatte, wurden ſie zum zweiten Male angegriffen und erwiderte jetzt (!!) mit mehreren Salven, welche drei Freiſchärler töteten. — Als nun die Freiſchärler in großen Maſſen aus dem Walde traten und im Sturmſchritte gegen die Truppen heranrückten ꝛc.

Für jeden Unbefangenen iſt hiermit zugleich der Beweis geliefert, wohin einzig und allein der Leiterwagen mit Herwegh und Frau nebſt unſeren Kranken gefahren ſein konnte. Offenbar tiefer in den Wald hinein. — Anders wohin konnte er gar nicht fahren. Der Bericht des Generals v. Miller ſagt ganz deutlich, daß nicht nur die Waldungen, ſondern der ganze Dinkelberg, teils durch die Truppen des Generals v. Baumbach (Infanterie und Reiterei), teils durch diejenigen des Generals v. Miller (Reiterei und reitende Artillerie exkluſive der ſchon anweſenden Bataillone des 1. und 6. Infanterieregiments) vollſtändig umſtellt waren.

Aus den beiden Berichten iſt erſichtlich, wie das Kommando der Truppen ſowohl als die Staatsanwaltſchaft, Alles aufboten, um den Beweis zu liefern, daß die Legion den Kampf begonnen habe. Doch ſind das Zugeſtändniß der Anklageakte, daß und unter welchen Umſtänden „einige Schüſſe fielen“ und die Entſchuldigung des Generals v. Miller, daß und warum er vor morgens 6 Uhr keinen Angriff wagen konnte, die beſte Widerlegung jener tendenziöſen Behauptung, die denn auch vor dem Schwurgerichte, durch die Angaben des Oberfeldwebels Köhler ins rechte Licht geſtellt wurde.

Dieſe „einige Schüſſe“ fielen auf den Krankenwagen, auf dem Herwegh nebſt Frau ſaßen, und dort gab es auch die erſten Toten und Verwundeten. — Deshalb fuhr der Wagen weiter, um im Walde — es war dies am ſüdöſtlichen Ende des freien Platzes, auf dem die Mannſchaft lagerte, eine geſchütztere Stelle zu haben. — Was jedoch ſpäter nicht verhinderte, daß die beiden Pferde — und wie einige behaupten, auch der Fuhrmann, — als die Truppen den ſich zurückziehenden Legionären nachdrangen, erſchoſſen wurden.

Herwegh ſaß nebſt ſeiner Frau auf dieſem Wagen, und beide, ſowie auch einige der Kranken, machten Patronen während der ganzen Zeitdauer des Gefechtes; ich ſelbſt hatte mir bei ihnen zweimal für meine Leute welche geholt — und iſt dieſe Thatſache — durch viele der gefangenen Legionäre in ihren Ausſageprotokollen feſtgeſtellt worden. — Daß Herwegh hätte auf dem Wagen ſitzen bleiben ſollen, als die allgemeine Retirade einmal begonnen hatte, das wird kein vernünftiger Menſch von ihm verlangen; er müßte denn von dem mutigen Schlage ſeiner nationalliberalen Verleumder ſein!

Das Gefecht bei Doſſenbach hat der unnötigen Opfer gerade genug gekoſtet. — Der Bericht des Generals v. Miller ſpricht von 30 Toten, vielen Verwundeten und 400 Gefangenen; die Anklageakte von nur 10 Toten, die Zahl der Verwundeten wird als unermittelt angegeben und werden 373 Gefangene aufgeführt. Ich ſelbſt kann, was dieſen Punkt anlangt, keine vollſtändigen Angaben machen; ich habe nur 8 Leichen geſehen: zuerſt ſah ich

Schimmelpennig stürzen, der aber nicht, wie es im Berichte des Generals v. Miller heißt, von Hauptmann Lipp getötet wurde, sondern selber, im Eifer des Eindringens auf Lipp, in das Bajonett eines seinen Hauptmann durch Kopfparade schützenden Soldaten hineinrannte; dann fiel dicht hinter mir und — da die Kugel wahrscheinlich auf meine schwarz-rot-goldene Schärpe gemünzt war — an meiner Statt der geistreiche Obergerichtsanwalt Oedermann aus Oldenburg — ferner fielen in meiner Nähe während des Kampfs noch 3 Mann — und später bei dem Rückzuge sah ich 2 weitere fallen; auch bei dem Krankenwagen sah ich einen Toten, und auf demselben befanden sich 4 oder 5 Verwundete.

Es sei mir im Interesse unserer Sache gestattet, bei dieser Gelegenheit und auf Grund jener meiner Erlebnisse gewisse Angaben richtig zu stellen, die in einem erst kürzlich erschienenen Schriftchen: „Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die badische Revolution von 1849" enthalten sind. Es heißt dort pag. 57 nach der Schilderung des Treffens bei Doffenbach: „und nun ordnete der württembergische Kommandant auf die Fliehenden, welche ihre Waffen weggeworfen hatten, eine wahre Hetzjagd an. Zu Dutzenden wurden sie unbarmherzig hingeschlachtet ꝛc." Dann weiter in einer Anmerkung: „Die Speisen müssen die Gefangenen mit den Fingern essen. — — Später ist Bornstedt infolge der Behandlung im Gefängnisse wahnsinnig geworden." — Das sind von der Parteileidenschaft eingegebene Übertreibungen. Lassen wir diese Art der Geschichtsschreibung dem Oskar Jäger und Genossen.

Man ſchadet damit nur der Sache, der man zu dienen glaubt. Die württembergiſchen Soldaten waren allerdings in der höchſten Aufregung, da man ſie, um ſie in dieſe „gute Stimmung“ zu verſetzen, einige Tage vorher tüchtig umhergejagt hatte — und jeder das auf Herwegh ausgeſetzte Fanggeld zu verdienen wünſchte; ſie haben uns mit Gewehrkolbenſtößen traktiert, wie dies damals allgemein üblich war; aber zu Dutzenden ſind die Fliehenden nicht niedergemacht worden (die Anklageſchrift ſpricht ja nicht einmal von einem Dutzend Toten!) ſonſt würden auch nicht ſo viele Gefangene von ihnen eingebracht worden ſein.[1]) Was den Irrſinn Bornſtedts anlangt, ſo hat ſich dieſer erſt auf der Anklagebank vor dem Schwurgerichte eingeſtellt: Bornſtedt nach der 9tägigen Verhandlung im höchſten Grade (wie leicht begreiflich) aufgeregt, rechnete, nachdem die Geſchworenen zuvor Fickler und Steinmetz — und dann auch mich bezüglich der Doſſenbacher Affaire freigeſprochen, ebenfalls mit Sicherheit auf ſeine Freiſprechung. Als der Obmann der Geſchworenen das „Schuldig!“ ertönen ließ — trat die plötzliche Umwandlung in ſeinem Geiſte ein. Ich beſitze noch ein an jenem Abend von dem Unglücklichen an mich geſchriebenes Blatt Papier, das dem Verfaſſer der authentiſchen Aufſchlüſſe den authentiſchſten Aufſchluß über dieſen Vorgang zu geben

[1]) Es fällt mir nicht im mindeſten ein, die damalige rote Reaktion entſchuldigen zu wollen; aber was nun einmal nicht wahr iſt, iſt und bleibt nicht wahr. Unſere Gegner haben der wahren Schändlichkeiten genug auf dem Gewiſſen!

vermag! Doch nach dieſer Abſchweifung wieder zurück zur Sache.

Es iſt mir glücklicherweiſe eine in der „Mannheimer Abendzeitung" vom Jahre 1848 erſchienene Erklärung zur Hand, in welcher die Sache gleichfalls von Augenzeugen und zwar zuerſt und aus friſcher Erinnerung beſprochen wird, und welcher um ſo mehr Glauben zugemeſſen werden darf, als ſie damals ſicherlich nicht infolge von außen kommender Einflüſſe abgegeben werden konnte. Dieſelbe lautet:

„Erklärung.

Mit Bedauern erfahren Unterzeichnete erſt heute in ihrem Kerker zu Bruchſal, daß man in mehreren deutſchen und franzöſiſchen Blättern Herrn Georg Herwegh, ehemaligen Präſidenten der Pariſer deutſchen demokratiſchen Legion, ungerechterweiſe beſchuldigt, ſchon gleich anfangs beim Gefechte zu Doſſenbach das Schlachtfeld verlaſſen zu haben. — Wiſſen denn dieſe Verleumder nicht, daß nach dem Abmarſche von Zell, den 26. April 11 Uhr nachts, unſer Weg über ſteile Felſenpfade ging und während dieſer ganzen regneriſchen Nacht Herwegh mit ſeiner Frau dieſe Tour zu Fuße machte, um unſeren ermatteten Leuten Mut einzuflößen; erſt morgens 3 Uhr den 27. wurde in einem Dorfe ein armſeliger Bauernwagen requiriert, worauf beide auf vieles Zureden von unſerer Seite Platz nahmen! (Dieſer Wagen aber war ohne Spritzleder!) Erſt gegen Ende des Gefechtes, wo unſere Legion faſt ſchon ganz zerſtreut war, fanden wir die Herweghſchen Eheleute noch auf demſelben Wagen, Patronen

anfertigend; mit Mühe bewogen wir nun dieſelben die Flucht zu ergreifen, ihnen vorſtellend, daß Alles verloren und längeres Bleiben ſie unfehlbar in Gefangenſchaft führen würde. Nach dieſer Aufforderung erſt verließen beide den Wagen und gelangten ſo glücklich auf Schweizergebiet. Kaum 5 Minuten nach ihrer Entfernung war ſchon der Wagen in den Händen des 6. württembergiſchen Infanterieregiments, der Fuhrmann und zwei Pferde fielen durchbohrt von den Kugeln dieſes Regiments.

Was Herwegh in Paris für die Deutſchen gethan, wird Jedermann, der dort ſein Wirken Gelegenheit hatte zu beobachten, dankbar anerkennen, ſelbſt ſeine jetzigen dortigen Gegner.

Herwegh nahm nie Anteil an militäriſchen Anordnungen, wollte auch niemals als Kriegsheld auftreten oder glänzen, er war rein nur politiſcher Chef der Legion.

Im Intereſſe der Wahrheit und für alle diejenigen, die ſo unverſchämterweiſe einem Manne die Ehre abzuſchneiden ſuchen, finden wir uns zu dieſer Erklärung veranlaßt.

Alle Zeitungsredaktionen werden höflichſt erſucht, dieſer Erklärung die möglichſte Verbreitung angedeihen zu laſſen.

Im Gefängniß zu Bruchſal, den 14. Juni 1848.

Delaporte, Kommandant des 3. Bataillons der Pariſer deutſchen Legion.

Dr. Rode, Stabsarzt.“

Da ich Delaporte während ſeiner Gefangenſchaft in Bruchſal nicht geſehen, denn Bornſtedt und ich, wir wurden ziemlich abgeſchieden von den andern gehalten —

so kann ich nicht mit Bestimmtheit behaupten, wohl aber mit Grund vermuten, daß er von dem Spritzleder-Märchen durch eine französische Zeitung Kenntniß erhalten hatte. Delaporte war Franzose, ich glaube von Amiens, er konnte kein Deutsch und die Konstruktion mancher Sätze deutet darauf hin, daß die Erklärung ursprünglich in französischer Sprache geschrieben und erst nachher — wohl in Mannheim — übersetzt wurde. Jedenfalls ist sie authentisch und vollbeweisend.

Zum Schlusse will ich noch den Brävsten der Braven, den unvergeßlichen Theodor Mögling, den ehrlichsten und offensten aller Schriftsteller über jene Zeitepoche, reden lassen. Daß der, was das Kapitel Feigheit anbelangt, keinen Spaß verstand, das wissen seine heut noch lebenden Freunde, das haben seine Feinde anerkannt; hat er ihnen doch, mit zerschmettertem Bein und auf Krücken sich in den Standgerichtssaal schleppend, dermaßen imponiert, daß sie dem angeklagten Freischärler mehr Glauben schenkten, als dem fungierenden Staatsanwalte, dem nachherigen Justizminister v. Freydorf! Dieser Zeuge sagt in „Briefe an seine Freunde" (Solothurn 1858.)

9. Brief, pag. 123: „Unterwegs trafen wir eine Anzahl Flüchtlinge der Herweghschen Kolonne" ꝛc.

„Ich fragte nun nach Herwegh und seiner Frau, einige meinten, diese werden wohl gefangen worden sein, da sie dieselben noch ganz spät auf dem Platze gesehen haben, andere dagegen sagten, sie haben sich wahrscheinlich gerettet, denn es sei über ihre Gefangennehmung nichts bekannt geworden, genaue Auskunft konnte jedoch keiner geben."

Dann pag. 126:

„Der Ärger darüber, daß Herwegh mit seiner Frau entkommen war, machte sich dann in dummen Verleumdungen Luft. Wäre es eine große Heldenthat gewesen, wenn sie bei dem Überfall zu Dossenbach ruhig zugewartet hätten, bis sie gefangen genommen worden wären? Setze sich jeder in denselben Fall, und er wird eine solche Dummheit vernünftigen Leuten nicht zumuten."

Zur allseitigen Beurteilung seines Verhaltens sei noch festgestellt, daß Herwegh mit der militärischen Leitung der ganzen Sache durchaus nichts zu thun hatte. Es erhellt dies aus § 1 der Anklageschrift, wo es in betreff der militärischen Einteilung der Legion heißt: „Bei ihrem Einfall in Baden war die Legion 800—900 Mann stark; ihre Führer waren: Carl Börnstein, Kommandant (oder General) en chef. Otto v. Corvin Wiersbitzki, Chef des Generalstabs. Wilhelm v. Löwenfels, Regimentskommandeur.

Führer des

I. Bataillons R. Herter.
II. „ Reinhard Schimmelpennig aus Danzig.
III. „ Carl Muschake aus Berlin.
IV. „ Auguste Delaporte aus Amiens.

Herwegh wird also unter den militärischen Führern nicht genannt. Dagegen sagt der Bericht des Generals v. Miller ausdrücklich: „Herwegh begleitete die Legion als Comitémitglied. Karlsruher Zeitung Nr. 119 vom 1. Mai 1848.

Und das Ergebniß dieser Zusammenstellung?

Aus den Zeugnissen ist vor allem klar ersichtlich, was es mit der ganzen Sage für eine Bewandtniß hat:

Ihre erste Entstehung verdankt sie lediglich dem unmittelbar nach der Niederlage der Republikaner veröffentlichten Bericht des Generals v. Miller, der den verhaßten, gefürchteten Gegner mit der ganzen Bosheit der Reaktion zu verleumden, zu beschimpfen kein Bedenken trägt.

Ihre rasche Verbreitung verdankt sie der Stimmung der Gemüter in den schönen Maitagen von 1848, wo die einen von der Furcht der Republik fast noch heftiger bewegt waren, als die andern von der Hoffnung derselben. Es genügt hiefür, an den Franzosenlärm zu erinnern!

Die mythische Ausschmückung endlich verdankt sie offenbar Berichten von Augenzeugen über den wirklichen obengeschilderten Hergang während des Treffens, dem unerklärlichen, trotz aller Fang-Prämien glücklichen Entkommen Herweghs nach demselben und — dem sehr erklärlichen Ärger darüber.

Aus diesen Zeugnissen geht ferner positiv und unwiderleglich hervor, daß Herwegh das Schicksal der Legion bis zuletzt geteilt hat wie ein braver Kamerad, und daß er bei Dossenbach seine Pflicht gethan hat als ein mutiger Mann.

Und angesichts dieser vollgültigen, jedem, dem es um die Wahrheit zu thun ist, leicht zugänglichen Zeugnisse sagte und sage ich: **Daß alles Gerede von Herweghs**

Flucht Lüge iſt, leichtſinnige oder abſichtliche Lüge und Verleumdung.[1])

Kein ehrlicher Menſch wird mehr an dieſe Lüge glauben und nur ein Schuft kann ſie jetzt noch wiederholen!

Littenweiler bei Freiburg i. B., 27. April 1877.

Krebs.

Zu Seite 172 und den Briefen Emma und Georg Herweghs aus dem Jahre 1849.

Auszüge aus Briefen von Frau Anſelm Feuerbach an Emma Herwegh.

Freiburg, 27. Juni 1848.

Mein lieber teurer Engel!

Von einer langweiligen Krankheit auferſtanden, ſchicke ich Dir aufs Geratewohl in die weite Welt hinaus dieſen Gruß meiner treuen Liebe, die feſt ſtehen wird trotz Thronen und

---

[1]) Außer den oben genannten Verleumdern Georg Herweghs ſind beſonders noch zu nennen: Heinrich Laube (in ſeinen „Erinnerungen" Nr. III. in Nr. 99B. vom 20. April 1878 der „Neuen Freien Preſſe"), Berthold Auerbach (ſ. den Brief von Dr. Henle vom 12. März 1882), Frau Eliza Wille (in ihren „Erinnerungen ꝛc." zu R. Wagners Briefen), R. A. Mayer (in Nr. 13 v. 1880 der bekannten Zeitſchrift „Die Gegenwart", „Mit Herwegh und Ludw. Feuerbach"; ein biographiſches Zerrbild) und last and least: H. von Treitſchke in Bd. V. ſeiner ſogenannten „Deutſchen Geſchichte im Neunzehnten Jahrhundert", und dieſer ſetzt der Dummheit und abſichtlichen Lüge natürlich wieder die Krone auf.

Und das ſind die Autoren, auf die ſich bis jetzt faſt alle — ſelbſt demokratiſche! — „Biographen" G. Herweghs berufen!

Barrikaden; es ist das Beste — Alles was ich habe . . . Ich habe furchtbar um Dich gelitten, und konnte Dir nicht schreiben, umgeben von Aufpassern wie ich war. . . . . .

Von der Vergangenheit laß uns schweigen; — ich möchte mir selber siebenfache Schleier über all' die Schmerzen der vergangenen Tage decken. — Ach siehst Du — ich hatte doch recht für diesmal, und für die Zukunft? — All das Blut und all' die Thränen, werden sie bezahlt werden?

Siehst Du, als die Kugeln um unser Haus flogen, da dacht' ich, wenn ich Dich retten könnte, und aus diesem Unglücksnetz herausreißen, mit tausend Freuden wollt' ich durch; jeder Schuß traf mich geistig ins Herz. — Ich wollt', ich könnte Dir ins Auge sehen, und Euch anflehen, von nun an nur das Mögliche zu unternehmen. — Ludwig ist in Frankfurt, das wirst Du wissen.

. . . . . .

Deine Henriette.

Schon vor einigen Wochen erhielt ich diesen Brief; ich konnte ihn aber nicht befördern, weil ich Deine Adresse nicht wußte. Endlich erhielt ich sie, als ich vor ein paar Tagen nach langer Zeit wieder einmal mit Vogt zusammenkam.

Wann werde ich aber einmal wieder mit Euch zusammenkommen?! Zwei Jahre sind unterdeß verflossen, und was für Jahre!

Dennoch wollen wir die Hoffnung auf ein freudiges Wiedersehen nicht aufgeben.

Ludwig Feuerbach.[1])

Frankfurt, 11. Juli 1848.

---

[1]) Über Feuerbachs Verhalten zur Revolution von 1848 vgl.: „Ludwig Feuerbach" von Prof. Wilhelm Bolin (Stuttgart, Cotta 1891); der irrtümlicherweise in diesem vortrefflichen Werke erwähnte Artikel: „Mit Herwegh und Ludwig Feuerbach" von K. A. Mayer ist obgleich einiges Richtige enthaltend doch nur ein elendes Gemisch von Wahrheit und Dichtung.

Heidelberg, den 3. Januar 1849.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . Mir iſt, als wären Jahrzehnte da drunten im Abgrund des alten Jahres begraben, und aller Hoffnung bar und ledig, trete ich wie Du in das neue hinüber. — Das Ideal, nach dem man einen Moment mit freudenreicher Ahnung aufſchaute, liegt als Zerrbild und Trunkenbold mit Kot beſudelt am Boden. — Freunde und Feinde haben es ſo zugerichtet, was iſt da zu hoffen. — Euch habe ich unbeſchreiblich bejammert, in dieſe unſeligen Winkelgeſchichten verwickelt zu ſehen, wo am Ende ein augenblicklicher Duſel von Freiheit und Champagner, und etwas Aufſehen liebende Eitelkeit die Haupttriebfedern waren.

Es kommt mir vor, wie wenn's mit der Idee der Freiheit ginge, wie mit dem Schönheitsideal der Alten; die Menge begreift es nicht, und die wenigen, die es in ſeiner ganzen Harmonie verſtehen und würdigen, können es eben doch nicht nachahmen oder vielmehr erreichen. — Wie oft habe ich an dein Wort gedacht: „Sie verſtehen die Revolution von 48 nicht, dieſe Menſchen!" — und was iſt jetzt auch in Frankreich die Revolution von 48 geworden!

Laß mich ſchweigen von all' dieſen Geſchichten. Am Ende iſt mein armer kranker Mann doch ein Prophet, der ſagt, es ſind die letzten Zuckungen des altersſchwachen Europa . . . . .

. . . . . .

Zu Seite 179—181.

Otto Julius Bernhard v. Corvin-Wiersbitzki. Corvin war eine der bemerkenswerteſten und ſeltſamſten Erſcheinungen. Als Sohn eines Poſtdirektors in Gumbinnen 1812 geboren, alſo in einer Zeit, als die Franzoſen noch auf deutſchem Boden ſtanden, wurde er für die militäriſche Carriere beſtimmt, beſuchte die Kadettenhäuſer in Potsdam und Berlin und diente von 1830 bis 1835 als Lieutenant im Kgl. preuß. 36. Infanterieregiment in Mainz. Hier wurde er mit Sallet befreundet; zu jener Zeit

erſchien es ihm fernerhin unvereinbar mit ſeinen politiſchen Anſichten, in der Armee weiter zu dienen. Er nahm ſeinen Abſchied und ließ ſich in Leipzig nieder, wo er ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit begann. Entſcheidend für ſein Eingreifen in die ſich anbahnenden politiſchen Umwälzungen ward ſeine Bekanntſchaft mit Herwegh. An deſſen Seite nahm er an dem Aufſtande in Baden Teil. Dann kam er nach Berlin, wurde aber 1849 ausgewieſen. Er ging zurück nach Baden, ward zunächſt Obriſt der Bürgerwehr in Mannheim, welches er bis nach der Schlacht bei Waghäuſel verteidigte, leitete dann die Verteidigung Raſtatts bis zur Übergabe. Am 15. September 1849 wurde er ſtandrechtlich zum Tode verurteilt, aber zu 6 Jahren Einzelhaft begnadigt, die er in Bruchſal bis 1855 verbüßte. Nun ging er nach London und beim Ausbruch des amerikaniſchen Bürgerkrieges nach Amerika. Als Oberſt eines deutſchen Regiments hat er ſich dort ausgezeichnet und erhielt als Belohnung Anſtellung in verſchiedenen Miniſterien. Im Jahre 1867 kehrte er als Specialkorreſpondent der „New-York Times“ von Amerika nach Deutſchland zurück, nahm auch als Kriegskorreſpondent an dem Feldzug 1870/71 Teil. Seither iſt er nur ſchriftſtelleriſch thätig geweſen. Sein letztes Werk iſt: „Aus dem Leben eines Volkskämpfers“ (1880, 4 Bde., 3. Aufl.). Corvin ſtarb am 3. März 1886 in Wiesbaden.

Zu Seite 182—187.

Sigel, Franz, geb. 18. Nov. 1824 zu Sinsheim in Baden, wurde 1843 badiſcher Lieutnant, nahm aber 1847 ſeinen Abſchied. 1848 beteiligte er ſich an Heckers Freiſchaarenzug als deſſen Generaladjudant, 1849 am badiſchen Aufſtand, ward Kriegsminiſter und Mitglied der proviſoriſchen Regierung. „Jung, gebildet, thätig, tapfer, ein ebenſo glühender Demokrat als kaltblütiger und unerſchütterlicher Krieger, durch Arbeit aus der Dunkelheit emporgeſtiegen und bedeutend geworden durch die Liebe der Soldaten und die Verfolgungen des Deſpotismus, begabt mit einem wahrhaft militäriſchen Talent und von antikem Charakter, ſo wurde der Lieutnant Sigel nach dem 13. Mai durch die bloße

Gewalt der Umſtände an die Spitze der Armee gehoben" (ſiehe Kurze Darſtellung des Feldzuges in Baden und der Pfalz von A. Zurkowski, Generalſtabskapitän. Bern, Verlag von Jenni, Sohn 1849). Er focht als General der badiſch-pfälziſchen Armee bei Waghäuſel, Raſtatt ꝛc., flüchtete 1851 nach Amerika, befehligte bei Ausbruch des Bürgerkriegs 1861 ein Infanterieregiment, ſiegte am 8. März 1862 glänzend bei Pearidge und ward Generalmajor. Er ſtarb in St. Louis.

Zu Seite 159—187 und 243—246.

Struve, Guſtav, v., geb. 11. Okt. 1805, Advokat in Mannheim. 1848 im April begab er ſich in den badiſchen Seekreis, von wo aus er gemeinſchaftlich mit Hecker den Verſuch zur Einführung der Republik mit bewaffneter Hand machte. Nach Zerſtreuung ſeiner Schaar bei Freiburg 23. April flüchtete er nach Straßburg und ging dann in die Schweiz, wo er mit A. Heinzen einen „Plan zur Revolutionierung und Republikaniſierung Deutſchlands" herausgab. Nebſt einigen andern politiſchen Flüchtlingen machte er am 21. Sept. 1848, nachdem Hecker bereits nach Nord-Amerika abgereiſt war, einen Einfall auf badiſches Gebiet, wurde aber von dem badiſchen General Hoffmann am 24. Sept. in Staufen gänzlich geſchlagen und auf der Flucht gefangen und mit Karl Blind durch das Schwurgericht in Freiburg i. Br. wegen Verſuchs des Hochverrats zu einer Einzelhaft von fünf Jahren vier Monaten verurteilt. Durch den badiſchen Aufſtand am 14. Mai 1849 befreit, begab er ſich nach Unterdrückung desſelben in die Schweiz (ſ. Georg Herweghs Brief vom 14. Aug. 1849), von da ausgewieſen, nach England, und 1851 nach Nordamerika. Im Jahre 1863 kehrte Struve nach Deutſchland zurück. Er ſtarb am 21. Auguſt 1870 in Wien (ſ. Näheres über Struve in: „Beitrag zur Beantwortung der Frage: Welches ſind die Urſachen der plötzlichen Auflöſung aller Disciplin in dem badiſchen Armeekorps?" Karlsruhe, Verlag von A. Bielefeld 1849) und: „Die Militärmeuterei in Baden, aus authentiſchen Quellen

zuſammengetragen von einem badiſchen Offizier" (Karlsruhe 1849). — Struve ſelbſt ſchrieb: „Geſchichte der Volkserhebungen in Baden" (Bern 1849).

Zu Seite 176—178 und den Briefen Theodor Möglings Seite 251.

Mögling, Theodor, geb. 2. Dez. 1814 zu Brackenheim, ehemals Lehrer und Ökonomierat an der landwirtſchaftlichen Schule zu Hohenheim. 1848 beteiligte ſich Mögling unter Heckers Führung als deſſen Generalſtabs-Hauptmann am badiſchen Aufſtand. Bei dem blutigen Zuſammenſtoß am 20. April auf der Scheidegg bei Kandern zwiſchen den von dem General Friedrich von Gagern befehligten badiſchen und heſſiſchen Truppen mit Heckers Freiſchaaren, bildete die Abteilung Möglings den rechten Flügel. Mögling hielt mit ſeinen Schützen am längſten ſtand (ſ. den Aufſatz von Prof. Krebs). Den Tod des Generals v. Gagern hat Mögling vor dem Standgericht und in ſeiner Autobiographie auf ſeine Verantwortung genommen. Am andern Tage befreite Mögling auf unblutige Weiſe durch eine Kriegsliſt den in dem Städtchen Säckingen am Abend zuvor gefangen geſetzten Struve aus den Händen einer württembergiſchen Reiterſchwadron. Er führte mit Doll zuſammen eine Schaar durch das Wieſe-Thal nach Todtnau, mußte aber nach Struves Niederlage bei Staufen umkehren und ins Elſaß flüchten, von wo er wieder in die Schweiz ging.

Als im Mai 1849 die Revolution in ganz Baden ausbrach, ging Mögling nach Karlsruhe und erhielt von dem Kriegsminiſter der proviſoriſchen Regierung, Eichfeldt, ſowie vom Oberkommandanten Sigel und dem ihn ſpäter erſetzenden Mierosławski ohne beſtimmtes Kommando als Lieutenant und ſpäter als Hauptmann des Generalſtabs verſchiedene Verwendung (ſ. „Allgemeine deutſche Biographie"). Am 13. Juni kommandierte er bei Schrießheim den rechten Flügel der Badener gegen die Reichstruppen unter General von Peucker und nahm am Abend des Tages das von dem Oberſt von Witzleben des Nachmittags eroberte Städtchen

Ladenburg wieder ein „mit ebenſoviel Mut als Einſicht", wie Mieroslawski in ſeinem Bericht über den Feldzug in Baden (pag. 9) ſagt.

In dem Gefechte, welches Mieroslawski am 20. Juni bei Waghäuſel den Preußen lieferte, erhielt Mögling, von dieſem an die Spitze einer Sturmkolonne geſtellt, im ſiegreichen Vordringen bei Waghäuſel eine Spitzkugel zugeſendet, welche ihm den linken Schenkelknochen zerſchmetterte. Nach Heidelberg gebracht und von dem Geheimrat Chelius glücklich behandelt, fiel er in preußiſche Gefangenſchaft, wurde „wegen Hochverrat und Widerſtand gegen die bewaffnete Macht", aber auch „wegen ausgezeichneter Teilnahme am Kampfe" am 19. Oktober 1849 zum Tode durch Erſchießen verurteilt, „wegen ſeiner körperlichen Zuſtände" jedoch zu zehn Jahren Zuchthaus begnadigt. Mögling wählte die Einzelhaft, was dieſe Strafzeit auf 6 Jahre und 8 Monaten reducirte. Er brachte dieſe Zeit, wiederholte Aufforderung um Gnade zu bitten zurückweiſend, im Zellengefängniß zu Bruchſal zu (ſ. „Kurze Darſtellung des Feldzuges in Baden und der Pfalz" von A. Zurkowski, Generalſtabskapitän. Bern 1849).

1856 freigelaſſen, ging Mögling, dem ſeine Stellung in Hohenheim ſchon im Mai 1848 gekündigt worden war, in die Schweiz. 1859 hielt er ſich auch als Kriegsberichterſtatter eine Zeitlang im Hauptquartier Garibaldis in Italien auf und kehrte ſpäter wieder nach Württemberg zurück. Er ſtarb in Folge von Überarbeitung an einem Gehirnleiden, das ihn in die Heilanſtalt Göppingen führte, am 17. April 1867. (Vgl. „Briefe an meine Freunde" von Th. Mögling, Solothurn 1858; „Der Beobachter", Jahrgang 1867, Nr. 94; Fr. Lichterfeld, Th. Mögling vor dem Standgericht zu Mannheim 1849; Corvin, Aus dem Leben eines Volkskämpfers, Bd. III, S. 146 ꝛc.)

Zu Seite 276.

Hecker, Friedrich, geb. 28. Sept. 1811 zu Eichtersheim in Baden, ward 1838 Obergerichtsadvokat in Mannheim. 1842 in der badiſchen 2. Kammer, wo er ſich als energiſchſtes Mitglied

der Opposition erwies, dann mit Gustav v. Struve Führer der äußersten republikanischen Partei, versuchte am 12. April 1848 von Konstanz aus eine Schilderhebung, wurde aber am 20. April bei Kandern geschlagen und flüchtete sich in die Schweiz. Im September schiffte er sich nach Amerika ein, kehrte nach Ausbruch der Mairevolution von 1849 auf kurze Zeit nach Europa zurück und begab sich dann wieder nach Amerika, wo er eine Farm bei Summerfield (Illinois) bewirtschaftete, befehligte im Bürgerkrieg 1861—65 als Oberst in der Cumberland-Armee ꝛc. Hecker starb am 24. März 1881 in St. Louis.

Zu den Briefen Michel Bakunins von 1848—1849. Seite 223—230.

Georg Herwegh schreibt am 3. Dezember 1851 aus Zürich an Ludwig Feuerbach:

„Ich möchte wohl, daß Du Dich entschlössest, einmal einen Sprung in die Schweiz zu machen, kann aber leider kein anderes Motiv für Dich anführen, als mein persönliches unbeschreibliches Verlangen, das freilich Wagner[1]) im höchsten Grade teilt.

---

[1]) Bezüglich der Parallele zwischen Wagner und Bakunin mit Feuerbach eine Anekdote:

Im Jahre 1849 war Richard Wagner Kapellmeister am Königl. Theater zu Dresden und schon damals sehr anerkannt.

Seine finanziellen Verhältnisse hingegen waren weniger brillant, was der Prinzessin Sophie, Schwester des Königs von Sachsen, einer begeisterten Verehrerin des Komponisten, den generösen Gedanken gab, ihn von seinem Alp zu befreien indem sie seine Schulden bezahlte.

Kurz darauf brach die Revolution aus.

Bakunin, der, wie bekannt, den Maiaufstand leitete, war großer Melomane und fand besonderen Geschmack an der revolutionären Musik Wagners. Er gewann rasch in Wagner selbst einen Adepten für seine revolutionären Ideen. — Ob er es dahin brachte, ihm die Flinte in die Hand zu drücken und ihn

Seit mein Freund Bakunin tot[1]) iſt, kenne ich keinen Menſchen mehr, der ein wirkliches revolutionäres Naturel, nach

zum Barrikadenhelden zu ſtempeln, weiß ich nicht. Eines iſt ſicher, daß er Wagner für den Aufſtand zu Gunſten der univerſellen Republik ein ſehr thätiges Intereſſe einflößte, was eine der Haupturſachen zu des letzteren ſchleuniger Flucht aus Dresden wurde.

Georg Herwegh hat ſich übrigens in der Beurteilung Wagners inſofern getäuſcht, als er deſſen freiheitlichen Manifeſtationen eine umfaſſendere Bedeutung beilegte, was abſolut nicht berechtigt war. So revolutionär ſich Wagner auch geberdete, ſo biegſam war er den Mächtigen dieſer Erde gegenüber, wenn es ſich nicht um ſeine Kunſt handelte.

Um jedoch nach Niederdrückung des Dresdner Aufſtands ſein, wenn auch nicht gar zu empfindſames Gewiſſen in etwas zu beruhigen, richtete Wagner, eingedenk der Gunſt, die er genoſſen, vor ſeiner Flucht einen Brief an den König von Sachſen, deſſen Copie ſich noch heute in einem Winkel der dortigen Archive vorfinden muß.

Der ebenſo naive als feurige Demagoge beſchwört darin ſeinen ehemaligen Beſchützer, ſich zum Erſten Bürger der Republik zu erklären.

Der König, der nicht ganz dieſelbe Anſchauung hatte, zog vor, auf ſeinem Thron zu bleiben, und Wagner, weniger ſtarrſinnig in Politik als in der Muſik tröſtete ſich ſpäter, indem er ſich noch anderen Herrſchern zu Füßen legte.

NB. Das beſte über Ludwig Feuerbach verfaßte Werk iſt: „Ludwig Feuerbach, ſein Wirken und ſeine Zeitgenoſſen, dargeſtellt von Wilhelm Bolin (Stuttgart, Cotta 1891).

[1]) Bakunin war nicht tot, ſondern, obgleich wiederholt zum Tode verurteilt, immer wieder zu mehrjähriger Haft begnadigt und zwar von Auguſt 1849 bis Mai 1850 auf der Feſtung Königſtein, dann an Öſterreich ausgeliefert auf dem Hradſchin zu Prag und in Olmütz.

den Gefühlen wie nach der Verſtandesſeite hin beſitzt als Dich und Wagner."

Als Curioſum laſſe ich hier den einen mir vorliegenden an Georg Herwegh gerichteten Brief der Gefängniß-Direktion von Prag folgen, da er charakteriſtiſche Details über dieſe Etappe Bakunins enthält:

Herrn Georg Herwegh.

Verehrter Herr!

Jene fünfundzwanzig Thaler, welche Sie von Tursznitz aus am 2. Auguſt l. J. zu Gunſten Herrn Michael Bakunin's an mich überſendet haben, ſind mir richtig zugekommen. Da mir meine Verhältniſſe früher nicht geſtatteten, Ihnen zu ſchreiben, ſo ſpreche ich Ihnen jetzt erſt Bakunin's herzlichen Dank für dieſe Unterſtützung aus. Er war derſelben ſehr bedürftig, war jedoch ohngeachtet meiner wohlgemeinten Vorſtellungen, ſo unklug, ſich gleich für einen verhältnißmäßig namhaften Betrag mathematiſche Werke zu kaufen, feſt darauf vertrauend, daß ihm anderweitig zugeſicherte Unterſtützungen durch Advokaten Otto l. in Dresden und durch den Ex-Miniſter Habicht in Deſſau zukommen werden.

Bereits dreimal habe ich hierwegen an jeden dieſer Herren geſchrieben, bisher aber leider noch immer weder Antwort noch Unterſtützung erhalten. Mittlerweile iſt Bakunin's unter einer eigenen Kontrolle verwendete Barſchaft auf 5 Thaler herabgeſchmolzen, ſo zwar, daß er in längſtens 14 Tagen nicht mehr einen Kreuzer haben wird. Er wird dann, da er ein ſehr ſtarker Eſſer iſt, — er genießt täglich eine doppelte Portion — Mangel leiden und auch das Einzige, was ihm Genuß gewährt, das Cigarren-Rauchen ganz entbehren müſſen. — Seine Kleidung beſteht nur noch in Fetzen, ſein höchſter Wunſch iſt, ſich einen Schlafrock anſchaffen zu können, da von einem alten nur noch traurige Rudera (sic!) vorhanden ſind; andere Kleidung benötigt er in ſeinen Verhältniſſen nicht, der Schlafrock aber iſt ihm höchſt notwendig, dagegen keine Mittel vorhanden, ihn zu bezahlen.

In dieſer Kalamität erſuchte mich Bakunin, dem es nicht

Nach ungefähr einem Jahr d. h. von Olmütz aus wurde Bakunin an Rußland ausgeliefert, was er mehr fürchtete als den Tod — und in die Peter-Paulsfeſtung nach St. Petersburg gebracht, wo er drei Jahre blieb. Bei Beginn des Krieges im Jahre 1854 ſandte man ihn nach Schlüſſelburg und im April nach Tomsk in Sibirien. Hier genoß er Dank ſeiner Verwandtſchaft mit dem Generalgouverneur Murawjew-Amurski alle möglichen Freiheiten, verheiratete ſich zwei Jahre darauf mit der Tochter eines polniſchen Exilirten Namens Waſſiliewicz Kwiatkowski und ſiedelt im März 1859 nach Irkutsk über. Im Sommer desſelben Jahres erlangt er die Erlaubniß, Sibirien zu

---

geſtattet iſt, ſelbſt zu ſchreiben, Sie in ſeinem Namen um eine neuerliche Unterſtützung anzugehen, wobei er ſein feſtes Vertrauen auf Ihre Freundſchaft ausdrückte.

Da Sie ſelbſt im obigen Schreiben mich einladen, mich in Allem, was Bakunin's Lage erleichtern könnte, an Sie direkt zu wenden, ſo komme ich dem Wunſche Bakunins um ſo lieber nach, als ich, wenn ich auch einerſeits alle meine Pflichten als Staatsdiener und Richter ſtrenge erfülle, doch auch nicht aufgehört habe, ſelbſt im Verbrecher den Menſchen zu achten, und zu ſeinen Gunſten nicht zu unterlaſſen, was mit meiner Pflicht vereinbar iſt.

Wenn Sie, wie ich nicht zweifle, der Bitte Bakunin's Gehör geben wollen, ſo bitte ich den Brief, als bei dem K. K. Kriegsgerichte auf dem Hradſchin abzugeben, zu bezeichnen.

Mit dem Ausdrucke ausgezeichneter

Hochachtung

Geehrter Herr

Ihr

ergebener

Joſ. Franz

Hauptmann und Auditor

bei dem K. K. Kriegsgerichte auf

dem Hradſchin zu Prag.

Prag, am 2. Nov. 1850.

Explorationszwecken zu bereisen und Anfangs 1861 gelingt es ihm, sich im Hafen von Nikolajewsk einzuschiffen und über Japan und Amerika nach Europa zu entkommen.

Zu Michel Bakunins Brief vom 8. Dez. 1848. Seite 225.

„Was sich in Frankreich nicht halten konnte, was damals (1848) wahrhaft unterging, das war nicht die Republik, sondern jene Republik, welche durch das Wahlgesetz vom 30. Mai 1850 das allgemeine Wahlrecht aufhob und einen verkappten Census zur Ausschließung der Arbeiter einführte; das war also die Bourgeois-Republik, welche das Gepräge der Bourgeoisie, der Herrschaft des Kapitals, auch dem republikanisierten Staate aufdrücken wollte." Ferd. Lassalle (Arbeiterprogramm).

Zu Bakunins Briefen von 1848—1849.

Georg Herweghs Beurteilung des Panslavismus, sowie seine Stellung zur Anarchie geht klar hervor aus einem Briefe an Ludmilla Assing vom März des Jahres 1863 über die damalige seiner Überzeugung nach von Bonaparte montirte Polenerhebung.

. . . . . „Außerdem muß man den Hochmut des decrepit zur Welt gekommenen Slaventums ablehnen, welches den weltgeschichtlichen Beruf in sich fühlt, das decrepite Europa mit seinem sauern Blut zu verjüngen. Es giebt nur Ein Verjüngungsmittel für die ganze Welt, das ist die Freiheit in ihrem weitesten Begriff. Ich weiß sehr wohl, daß es auf alles dieses Eine Antwort giebt: je toller, desto besser! nur auf diese Weise wird das ganze europäische Staatengebäude zusammenbrechen. Ich gestehe, daß ich bis jetzt nicht den Mut habe, meine Karte auf die Anarchie zu setzen, so lange sich der Despotismus in solcher Weise wie seit zehn Jahren der Anarchie gewachsen fühlt und zeigt . . . . . .

. . . . . .

Die (physiologische) Rassenfrage gehört im 19. Jahrhundert überhaupt mehr in die Gestüte als in die Geschichte . . . .

Der Teufel hol' die Nationalitätenfrage überhaupt, damit iſt dem „teile und herrſche" — der eigentlich klaſſiſche Ausdruck gegeben worden. Nationalität trennt, Freiheit verbindet; ſo iſt's von jeher geweſen . . . . . .

Zu Seite 231.

Fröbel, Julius, geb. 16. Juli 1805 zu Griesheim, 1833 bis 1844 Profeſſor der Mineralogie an der Hochſchule in Zürich, ſeit 1838 Bürger des Kantons Zürich, gründete das „Litterariſche Comptoir" (Zürich und Winterthur), in dem 1841 der erſte Band der „Gedichte eines Lebendigen" von Georg Herwegh erſchien. Von 1846 bis zur Februar-Revolution lebte er in Dresden. Von nun an widmete er ſich vorzugsweiſe der Politik. 1848 wird er Mitglied der äußerſten Linken im Frankfurter Parlament und von dieſem mit Robert Blum und Moritz Hartmann nach Wien geſandt (ſ. das über Robert Blum Geſagte). Nach Frankfurt zurückgekehrt, veröffentlicht er (1849) „Briefe über die Wiener Oktober-Revolution", nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz ſchifft er ſich noch im ſelben Jahre nach Amerika ein (ſ. den Brief Fröbels vom 24. Sept. 1850), wo er bis 1857 verweilte und ſich in New-York mit der Gräfin Karoline v. Armansperg, der Tochter des bayriſchen Miniſters und griechiſchen Erzkanzlers verheiratete. Von 1862 an in Wien widmete er ſich hauptſächlich der großdeutſchen Politik, 1866 begiebt er ſich nach München, gründet dort „Die ſüddeutſche Preſſe", Organ der gemäßigten liberalen Partei, das er bis 1873 redigiert, wird Konſul des deutſchen Reiches in Smyrna und 1876 in Algier. Julius Fröbel hinterläßt viele politiſche und wiſſenſchaftliche Schriften, deren letzte: „Die realiſtiſche Weltanſicht und die utilitariſche Civiliſation" (Leipzig 1881).

Fröbel, Karl, Schriftſteller; Bruder des Vorigen, ehemals (1842) Herausgeber des „Deutſchen Boten aus der Schweiz" vor Übernahme desſelben durch Georg Herwegh.

Zu Seite 233—236.

Liebe Freundin.

Ich empfehle Ihnen und Georg auf das dringendste Herrn Gritzner aus Wien und dessen Frau. Beide sind dort der äußersten Gefahr entgangen und sehen sich genötigt, Deutschland zu verlassen. Herr Gritzner war einer der besten Publizisten in dem neuen Wien und ist außerdem ein ausgezeichneter Mathematiker und Kenner des Maschinenwesens. Was er in Paris sucht, wird er Ihnen selbst sagen.

Gern möchte ich Ihnen einen längeren Brief schreiben, allein der Augenblick ist dazu nicht günstig. Ich sitze auf meiner Bank in der Paulskirche[1]), und es liegt mir noch der Katzenjammer einer schlechten Rede in den Gliedern, die ich gehalten habe. Ich habe mich nie für einen großen Rhetor gehalten, allein ich wundere mich jetzt selbst über das geringe Maß meiner Talente. Werde ich in der Paulskirche dümmer als ich war, oder soll ich Kriegswissenschaften studieren in der Voraussetzung, daß, weil gute Soldaten oft schlechte Redner sind, ein schlechter Redner auch ein guter Soldat sein wird? Taugen wir nichts für die Zeit oder taugt die Zeit nichts für uns? ich weiß es nicht. Leben Sie wohl!

Ihr

Julius Fröbel.

Frankfurt a/M. den 22. Januar 1849.

Zu Anmerkung 3, Seite 292.

Lavigne, einer der ausgezeichnetsten Schüler der Ecole polytechnique von Paris und edelsten jungen Männer. Bemerkenswert u. a. wegen seines energischen Verhaltens im Jahre 1848 in der Polenfrage Lamartine gegenüber (vid. Daniel Stern, La Rév. de 1848 Vol. III. pag. 33). Er wurde Frau Herwegh durch Bakunin kurz vor seiner Abreise nach Rom vorgestellt,

[1]) Sitz des Frankfurter Parlaments.

wohin er sich begab, um für die Befreiung Italiens unter Garibaldi mitzukämpfen, während eine französische Armee unter General Oudinot auf päpstlicher Seite focht.

Empört, daß seine Landsleute, statt ihre Dienste den italienischen Patrioten zu leihen, die Tyrannei unterstützten, fühlte er sich doppelt verpflichtet wenigstens sein Leben für die gute Sache einzusetzen. Er ging, und als er bei Beginn des Kampfes einen Augenblick sich hinter seiner Verschanzung erhob, um die Stellung des Feindes zu prüfen, fiel er von einer französischen Kugel getroffen, tot nieder, tief betrauert von Allen, die ihn gekannt.

Kleine Episode aus dem Leben Georg Herweghs vom Jahre 1849.

„Ich erinnere mich noch lebhaft, wie eines Abends Herwegh, der mir auf dem Boulevard des Italiens begegnet war, mich ganz erregt an sich zog und mich aufforderte, in einem Caféhause an seiner Seite Platz zu nehmen. So hatte ich ihn noch nie gesehen. ‚Denken Sie sich,' sagte er mir, seine Stimme dämpfend, ‚was mir heute passiert!' Jemand läßt sich als deutscher Flüchtling bei mir melden. Ein Kerl von widriger Physiognomie tritt in ganz abgeschabter Kleidung bei mir ein, redet ein Langes und Breites ohne Sinn und fordert meine Unterstützung. Ich schenke ihm zwanzig Francs, es scheint ihm nicht genug zu sein, er geht noch nicht. Nein, er rückt mir immer näher an den Leib, daß ich nicht begreife, was der Mensch will. Endlich nähert er seinen Mund meinem Ohre und flüstert: ‚Ich will Ihnen nur sagen, daß ich der eigentliche Mörder Lichnowski's bin!' — Denken Sie nur: das hielt der Kerl für eine Empfehlung bei mir. Das hielt er für eine Empfehlung! Nun, ich habe ihm gehörig die Thür gewiesen . . . ."

Ich kann mir wohl vorstellen, wie Herweghs schöne, finstere Augen dabei geblitzt haben mochten.

Herwegh war eine durchaus vornehme Natur. Ein echter

Königsmörder, der einen Despoten mit dem Stahl in die Brust getroffen, das wäre sein Mann gewesen!

Und nun kam ein Strolch, ein elender Strolch daher und rühmte sich einer Unthat, durch die die Sache der Revolution aufs schimpflichste kompromittiert worden war, und forderte, ein Schurke und ein Dummkopf zugleich, noch Anerkennung dafür .... Die ganze Breite eines Stroms, eines Stroms von Verachtung lag zwischen diesem Republikaner und einem solchen Gesellen." (Alfred Meißner: „Aus meinem Leben" III. Buch, pag. 151.)

Namenverzeichniß

Namenverzeichniß

Die beigeſetzten Ziffern bezeichnen die betreffenden Seiten des Buches.

d'Agoult, Gräfin Marie geb. Flavigny (1805—1876), franzöſiſche Schriftſtellerin unter dem Namen Daniel Stern, u. A. Verfaſſerin eines vortrefflichen Werkes über die Revolution von 1848. 20. 365.

Albiez, Roſine, in Karſau bei Rheinfelden. 203. 307.

Ammann, Staatsanwalt. 336.

Armansperg, Gräfin Caroline von, ſpätere zweite Gemahlin von Julius Fröbel. 364.

Arnim, Eliſabeth (Bettina) von, (1785—1859). 47. 48. 69. 73. 74. 75. 77.

Arnim, Giſela von, jüngſte Tochter von Bettina v. Arnim, ſpäter Gemahlin von Profeſſor Herrman Grimm. 73.

Aſſing, Ludmilla (1821—1880), Schriftſtellerin, Nichte Varnhagen v. Enſe's, deſſen nachgelaſſene Schriften ſie veröffentlichte (ſtarb geiſteskrank zu Florenz). 58. 363.

Auerbach, Berthold (1812—1882). 310. 311. 352.

Bakunin, Michel (1814—1876). 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 42. 51. 62. 69. 76. 79. 89. 223. 224. 225. 226. 227. 228. 229. 230. 288. 289. 323. 324. 325. 359. 360. 361. 362. 363. 365.

Bamberger, Ludwig. 333.

Bannwarth, der brave Bauer, der Herwegh's auf der Flucht ein Obdach gewährte. 202. 203. 307.

Baſſermann, Friedrich Daniel (Mitglied des Frankf. Parlaments). 219.

Baumbach, General von. 343.

Beck, Karl, Dichter und Journaliſt, geb. 1. Mai 1817 zu Baja in Ungarn, † in Wien 10. April 1879. 48. (S. Georg Herwegh, Krit. Aufſätze.)
Beck, von, Mitglied des Frankfurter Parlaments. 163.
Becker, Auguſt (der ſogenannte „rote Becker"). 15.
Becker, Joh. Ph., Freiſchaarenführer, entwickelte 1848 eine eifrige Thätigkeit zur Republikaniſierung Süddeutſchlands, beteiligte ſich am Heckerſchen Aufſtand und gründete nach Scheitern desſelben in der Schweiz einen propagandiſtiſchen Wehrverein. Becker war ſpäter in Genf ein thätiger Agitator (1862) des Internationalen Arbeitervereins; er iſt der Verfaſſer von einer „Geſchichte der ſüddeutſchen Mairevolution" (Genf, 1849). 299.
Below, General Graf von. 67.
Bem, Joſeph, polniſcher General (1795—1850). 291.
Berwinski, polniſcher Flüchtling. 50. 54. 70. 76. 80. 81.
Bialoskowski, polniſcher Flüchtling. 65.
Biernacki, Graf, politiſcher Flüchtling, Hauptgründer der polniſchen Schule zu Paris. 14.
Birch-Pfeiffer, Charlotte (1800—1868). 54.
Blanc, Louis (1811—1882). 284. 318.
Blanqui, Jérôme Adolphe (1798—1854). 319.
Blind, Karl, politiſcher Agitator und Schriftſteller, geb. 1826, nahm nach Ausbruch der Revolution von 1848 hervorragenden Anteil an den Vorgängen in Karlsruhe und Frankfurt a. M. und an dem Heckerſchen Aufſtand. Im September 1848 unternahm er mit Struve den zweiten Freiſchaarenzug, kämpfte bei Staufen mit und wurde mit Struve gefangen genommen und in die Raſtatter Kaſematten abgeführt, im Mai 1849 aber durch Volk und Soldaten befreit. Seit 1852 lebt Karl Blind in London. 100. 356.
Blum, Robert (1807—1848) (ſ. Anhang). 109. 110. 111. 234. 235. 331. 364.
Blum, Hans, Sohn Robert Blums. 335. 339.
Bninski, Graf Ignace wurde im Polenproceß nebſt ſeinem Bruder Graf Conſtantin freigeſprochen. 58. 70.
Bodelſchwingh, Ernſt von (1794—1854), preußiſcher Miniſter des Innern und der Polizei. 43. 66. 78.
Boeger, Dr., Militärarzt. 32.
Bolin, Wilhelm, Philoſoph, Profeſſor und Bibliothekar an der Univerſität zu Helſingfors, Verfaſſer der beſten Biographie Ludwig Feuerbachs. 353. 360.

Bollier, von der Züricher Behörde. 303. 305.
Bornstedt, Adalbert von. 12. 85. 86. 132. 144. 180. 190. 198. 336. 345. 346.
Boernstein, Carl, Kommandant der deutschen demokratischen Legion aus Paris. 181. 350.
Botkin, Wassili, russischer Schriftsteller. 17.
Bresson, Charles, Graf (1798—1847); französischer Botschafter in Neapel. 40.
Bussenius, Verlagsbuchhändler. 230.

Camphausen, L. v., preußischer Staatsminister. 221.
Caspari, Minna; Halbschwester von Frau Emma Herwegh. 32.
Cavaignac, Eugène (1802—1857), französischer General; im Jahre 1848 Chef du pouvoir exécutif, unterdrückte den Juni-Aufstand. 258. 272.
Chelius, M. J. v. (1794—1876); berühmter Chirurg u. Mediziner. 358.
Cohen, Frau (später Frau Karl Blind). 100.
Corvin-Wiersbizki, Otto von (1812—1886); (siehe Anhang). 179. 180. 181. 195. 214. 292. 354. 355. 358.
Crelinger, zweiter Mann der berühmten Schauspielerin Stich. 50.
Crelinger, geb. Düring (1795—1865), Mutter der Schauspielerinnen Bertha und Clara Stich. 50.
Crémieux, französischer Advokat und Politiker (1796—1880); Mitglied der provisorischen Regierung von 1848, Mitglied der Défense Nationale im Jahre 1870. 141. 142. 143.
Cybulski, Adalbert, polnischer Gelehrter (s. Anhang). 12. 32. 67. 76. 80. 81. 325.

Daraßz, Albert, Mitgl. des Polen-Comité i. Jahre 1848 zu Paris. 125.
Daul, A., gewesener Aktuar im Freikorps Willich, politischer Flüchtling.
Delaporte, Auguste, aus Amiens; sehr tapferer, junger Franzose der deutschen demokratischen Legion aus Paris. 169. 180. 196. 199. 200. 201. 348. 349. 350.
Dembiński, Heinrich, polnischer General (1791—1864). 291.
Diezel, Gustav, Schriftsteller († 1858 in Norderney), politischer Flüchtling, gründete im Jahre 1848 einen Verein, welcher sich zur Aufgabe machte, das Volk politisch zu bilden und in seinen Rechten aufzuklären und mit demselben zu gleicher Zeit eine Zeitung unter dem Namen „Der freie Staatsbürger", welche als Organ des Vereins aufgestellt wurde und sich einzig und allein mit den politischen Tagesfragen be-

schäftigte. (Vgl. „Deutsche Reichstagszeitung" Nr. 74. Frankfurt, den 15. August 1848.) Diezel schrieb u. a. „Zur Geschichte der Reaktionsepisode in der deutschen Revolution (Bamberg 1848). 304.
Doll, befehligte ein Detachement unter Mieroslawski in der badisch-pfälz. Armee. 255. 262. 357.
Dąbrowski, Graf. 61. 64. 65. 73.
Dąbrowska, Gräfin Veronika (Frau des Vorigen, geb. Łąska). 34.
Dambrowski, Hauptmann (nicht zu verwechseln mit Dąbrowski). 64.
Dragomanow, M., russischer Schriftsteller, Biograph Bakunins. 8.
Duncker, Max, Geschichtsschreiber; 1848 Mitglied der National-Versammlung, dann des Volkshauses in Erfurt und der preuß. Kammer von 1849—52. 33. 67.
Duncker, Charlotte; Frau von Max Duncker. 33. 34. 67.
Duncker, Stabtrat; Bruder von Max Duncker. 48.

Eichfeldt, Kriegsminister. 357.
Eisenmann, Mitglied des Frankfurter Parlaments. 219.
Elysard, Jules (Pseudonym Bakunins) s. Bakunin u. 5. 7. 12. 228. 229.
Elzanowski, Severin 1847 polnischer Gefangener im Polenproceß zum Tode verurteilt. 72.
Engels, Friedrich (1820—1895), bekannter Socialist und Schriftsteller; seit 1844 mit Karl Marx für Verbreitung sozialistischer Ideen thätig. 12. 40. 85. 88.

Fazy, James (1794—1878); seit 1846 Mitglied des Staatsrats und großen Rats in Genf. 285. 286.
Fénélon, Graf, französischer Gesandter in der Schweiz. 285.
Feuerbach, Ludwig Marie, berühmter Philosoph; geb. 28. Juli 1804, gest. den 13. Sept. 1872. 1. 3. 5. 12. 327. 329. 353. 359. 360. 361.
Feuerbach, Anselm, berühmter Philologe und Archäologe, Bruder des Vorigen; geb. 1798, gest. 1851. 79. 354.
Feuerbach, Henriette geb. Heydenreich, zweite Frau des Archäologen Anselm Feuerbach und Stiefmutter des Malers Anselm Feuerbach. 61. 172. (Siehe Anhang). 352. 353. 354.
Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814). 4.
Fickler, Jos. (1808—1865); einer der Führer der badischen Demokratie z. Z. bei der deutschen demokratischen Legion aus Paris. 346.
Fleischer, Dr. Karl, Moritz (war durch Prof. J. Moleschott persönlich mit Frau Herwegh bekannt geworden). 8.

Flocon, Ferdinand (1800—1866), Publizist u. Politiker, 1848 Mitglied der provisorischen Regierung, Handels- und Ackerbauminister, früherer Mitarbeiter an „La Réforme“; Flocon lebte nach dem Staatsstreich als Flüchtling in Zürich und befreundete sich dort mit Herweghs. 218.

Follen, August Ad., Dichter und Schriftsteller (1794—1855). Eine der schönsten Bearbeitungen des Gedichtes von „Tristan und Isolde“ verdankt man der Feder Follens (siehe G. Herwegh, Krit. Auflage). Im Jahre 1837 hatte Georg Herwegh in Zürich die Bekanntschaft des Bürgermeisters Furrer und seiner politischen Freunde gemacht, die ihn sehr hoch schätzten. Herwegh hielt Vorträge über Kunst, und Follen, der „Felsen- und Eichensplitterer“ hatte ihn in seinem Hause empfangen. — Trotz ihrer grundverschiedenen Charaktere haben sie sich innigst befreundet und obschon sich von Zeit zu Zeit abstoßend, doch stets wieder mächtig angezogen. Ohne Follens gewalttätiges, eigenmächtiges Einschreiten würden die „Gedichte eines Lebendigen“ wohl nie dem Druck übergeben worden sein. 37. 38. 327.

Franz, Jos., Hauptmann bei dem K. K. Kriegsgericht auf dem Hradschin zu Prag. 361. 362.

Freiligrath, Ferdinand (1810—1876), deutscher Dichter. 1.

Freydorf, v., Justizminister. 349.

Fröbel, Julius (s. Anhang). 7. 67. 76. 231. 232. 233. 234. 235. 236. 293. 327. 329. 330. 331. 332. 364. 365.

Fröbel, Karl, dessen Bruder; ehemaliger Herausgeber von: „Der deutsche Bote aus der Schweiz“ vor Übernahme desselben durch Georg Herwegh im Oktober 1842. 235. 280. 364.

Furrer, Jonas, schweizerischer Staatsmann (1805—1861), Bürgermeister von Zürich (s. unter: Follen).

Gagern, General Friedrich B. Freiherr von; geb. 24. Okt. 1794, gefallen 20. April 1848 bei Kandern. 257.

Gagern, Heinrich von; Präsident des Frankfurter Parlaments. 228. 236.

Garibaldi, Giuseppe (1807—1882). 258.

Gerber, Dr. 106. 107.

Gerstel, August, G. (1807—1874) sehr talentvoller Schauspieler. 69.

Gerstel, Wilhelm (1809—1877), Bruder des Vorigen, ebenfalls bekannter Bühnenkünstler, Freund Georg Herweghs. 41. 46. 69.

Gervinus, Prof. Georg Gottfried, Historiker (1805—1871); 1848 Mitglied der National-Versammlung (rechtes Centrum), aus der er jedoch schon im August ausschied. 36.

Görgey, Arthur v., ungarischer General. 291.

Gottschalk, Andr., Dr. med., ausgezeichneter Arzt, vortrefflicher Demokrat; geb. 1849, Bürgermeister der Stadt Bonn. Gottschalk wurde am 3. März 1848 beim Aufstand in Köln nebst Willich und Anneke verhaftet und war lange Zeit gefangen (siehe „Meine Rede vor dem Geschworenengerichte zu Köln am 23. Dezember 1848 [Bonn 1849, Verl. Eulzbach] von Dr. med. Andr. Gottschalk). IV. 263. 264. 265. 266. 267. 268. 295. 315. 316. 317. 318. 319. 320.

Golowin, Prinz Iwan, Schriftsteller geb. 1816; hatte 1845 „La Russie sous Nicolas I. herausgegeben und war infolge dessen aus Rußland verbannt worden; Golowin lebte in Paris, wo er sich mit Herweghs befreundete. 69.

Grabowski, von, Hauptmann; Direktor der Strafanstalt von Moabit. 59. 60. 66. 67. 70. 71.

Gracie, Mutter von; Hermann, Bruder von Albrecht von Gracie, dem intimsten Jugendfreund Emma Herweghs und späteren Freund Georg Herweghs. 51. 70.

Gracie, Albrecht von (1829—1870).

Gracie, Wanda von; die jüngste Schwester Albrechts von Gracie, spätere Frau von Talvj. 51.

Grün, aus Mannheim, von der deutschen demokratischen Legion aus Paris. 339.

Grimm, Frau Professor Herrman, geb. Gisela von Arnim. 72.

Grüzner, Mathematiker und Publizist (siehe Anhang, Brief Fröbel's vom 22. Januar 1849). 287. 365.

Günther, J. G., Mitglied der konstituirenden Nationalversammlung und Redacteur der „Reichstagszeitung" in Frankfurt a. M. 331.

Guizot, François, (1787—1875). 26. 37.

Gutike, Charlotte, Tochter des Dr. med. Gutike in Halle, spätere Frau Max Duncker. 34.

Habicht, Dr. Minister. 261.

Häfner, Redacteur des Konstitutionellen in Wien. 288.

Hartmann, Moriz, Dichter (1821—1872); im Jahre 1848 mit Robert Blum und Julius Fröbel vom Frankfurter Parlament nach Wien gesandt (siehe Anhang). 233. 331. 332. 364.

Hatzfeld, Gräfin Sophie, geb. 10. August 1805, gest. 25. Januar 1881 (siehe „Ferdinand Lassalle's Briefe an Georg Herwegh"). 88.

Heder, Friedrich (siehe Anhang). 113. 138. 139. 160. 161. 162. 163. 167. 169. 170. 171. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 179. 180. 181. 184. 197. 213. 214. 222. 247. 248. 249. 250. 255. 256. 257. 260. 261. 271. 287. 288. 292. 294. 299. 300. 306. 310. 355. 356. 357. 358. 359.

Hegel, Georg, Friedrich Wilhelm (1770—1831). 4. 42.

Heine, Heinrich (1797—1856). 42.

Heingen, Karl, ehemaliger preußischer Offizier, später Flüchtling, siedelte 1848 nach Amerika über und gab dort den „Pionier" in Milwaukee heraus. 260. 261. 356.

Held, Gonhaus von, Schriftsteller, Lieutenant in der Garde-Artillerie-Brigade zu Berlin. 37. 47.

Heltmann, Viktor, Mitglied des polnischen Comités im Jahre 1848 zu Paris. 125.

Henle, Dr. Jacob, berühmter Physiologe und Anatom (1809—1885), (siehe Anhang). 91. 92. 93. 100. 102. 213. 310. 311. 312. 313. 329. 352.

Herter, N., von der deutschen demokratischen Legion aus Paris. 350.

Herwegh, Georg, geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart; seit 1843 Schweizer Bürger, gestorben — angeblich an einer Lungenentzündung — am 7. April 1875, begraben in Schweizer Erde, zu Liestal.

Herwegh, Frau Emma geb. Siegmund, Gattin Georg Herweghs; lebt in Paris.

Herwegh, Horace (Sohn Georg Herweghs) geb. zu Paris, französischer Ingénieur. 42. 294.

Herwegh, Marcel (Sohn Georg Herweghs) Violinist, ebenfalls Franzose, lebt in Paris. I. II. III. IV. 312.

Herwegh, Ada, geb. zu Paris, Gemahlin des Dr. A. J. de Paula-Souza, Ingenieur, Direktor der polytechnischen Schule in São Paulo, (Brasilien). 309.

Hillenträger, Abgeordneter, Sekretär der Berliner Nationalversammlung. 226.

Hoff, H., Verleger der „Deutschen Volkszeitung". 331.

Hoffmann, General, badischer Kriegsminister. 356.

Hortier, Alfred de, tapferer junger Franzose, einer der besten Führer der deutschen demokratischen Legion aus Paris. 181.

Hugo, Victor (1802—1885). 267.

Jacoby, Dr. Johann aus Königsberg, Arzt und politischer Schriftsteller, später preußischer Abgeordneter (1805—1877). 1848 Mitglied des deutschen Vorparlaments und des Fünfziger-Ausschusses, Mitglied der preußischen Nationalversammlung, 1849 der preußischen zweiten Kammer, des Frankfurter Parlaments und des Rumpfparlaments zu Stuttgart. 52.

Jäger, Dr. Oscar. 334. 335. 338. 345.

Johann, Erzherzog von Österreich. 221. 228. 246. 249. 250.

Jordan, kurhessischer Gesandter im Frankfurter Parlament. 219.

Julius, Gustav, Herausgeber der „Zeitungshalle" in Berlin schrieb u. a.: „Der Prozeß der von dem Staatsanwalte bei dem kgl. Kammergerichte als Beteiligten bei dem Unternehmen zur Wiederherstellung eines polnischen Staates in den Grenzen von 1772 wegen Hochverrats angeklagten 254 Polen, verhandelt im Gebäude des Staatsgefängnisses bei Berlin. (Berlin 1848.)" 44. 76.

Kant, Emanuel (1724—1804).

Kaplinski, Léon, talentvoller polnischer Maler, nach dem polnischen Aufstand von 1846 in Moabit gefangen. 59. 60.

Karl, Oberlieutenant. 342.

Kinkel, Gottfried, deutscher Dichter und Kunsthistoriker (1815—1882) in Folge seiner Teilnahme am badischen Aufstand am 30. Sept. 1849 zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglicher Haft in der Festung Spandau und schließlich befreit durch Karl Schurz. 327.

Köhler, Oberfeldwebel. 337. 339. 342. 343.

Kosinski, polnischer Gefangener in Moabit. 72.

Kossuth, Ludwig (1806—1894), berühmter ungarischer Staatsmann, Führer der ungarischen Revolution von 1849. 291.

Krebs, Professor (siehe Anhang). 176. 333—352.

Kurowski, 1847 polnischer Gefangener in Moabit. 72.

Kwiatkowski, Xaver Wasiljewicz, Bakunin's Schwiegervater. 362.

Lamartine, Alphonse de, französischer Dichter, 1848 Mitglied der provisorischen Regierung (1790—1869), persönlich bekannt mit Georg Herwegh, der schon im Jahre 1839 Lamartines sämmtliche Werke übersetzt hatte. 166. 318.

Langsdorff, von, Vorstand der Freiberger Turner. 171. 172. 173

Lassalle, Ferdinand (1825—1864), (siehe „Ferdinand Lassalles Brief an Georg Herwegh", Zürich, Rud. Müllers Verlag). 6. 23. 362.

Łapki, Graf Wladislaus, polnischer Patriot, war auch nach dem Aufstand von 1846 gefangen. 38. 70.

Laube, Heinrich (1806—1884). 352.

Laviron, Schüler der école polytechnique zu Paris u. A.; 1849 in die Affaire des Arts & Métiers (13. Juni 1849) verwickelt, fiel vor Rom. (Siehe Anhang.) 292. 365. 366.

Ledru-Rollin, (1807—1874), französischer Politiker und Rechtsgelehrter, Minister des Innern, Mitglied der provisorischen Regierung von 1848. Begründer des allgemeinen Stimmrechts in Frankreich. 258. 318.

Lelewel, Joachim, vortrefflicher polnischer Patriot, bedeutender Gelehrter und Altertumsforscher; (1786—1861); 1830—31 Mitglied der polnischen Nationalversammlung, 1847 mit Mieroslawski ꝛc. gefangen in Moabit. Nach 1848 lebte er in Brüssel u. starb daselbst am 29. Mai 1861. 13.

Leroux, Pierre (1798—1871), französischer Philosoph, Publicist und Socialist, war 1848 Mitglied der konstituierenden und dann auch der gesetzgebenden Nationalversammlung. 285.

Leuchtenberger, Commissaire in Straßburg.

Lewald, Fanny (1811—1889). IV. 47. 54.

Lewald, Otto, Bruder von Fanny Lewald; Justiz-Kommissar, Verteidiger der Gefangenen im Polenprozeß 1847. 48. 50. 55. 56. 60. 61. 64. 70.

Libelt, Karl, bedeutender polnischer Philosoph, ein ausgezeichneter, edler Mensch; geb. 8. April 1807 in Posen, 1847 im Polenprozeß zu zwanzigjährigem Zuchthaus verurteilt, 1848 befreit und Mitglied des Frankfurter Parlaments, wo er vergeblich für die Autonomie Polens wirkte. Später Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Er starb den 9. Juni 1875.

Lichnowsky, Felix Fürst v. 366.

Lichtenfeld, Fr., Schriftsteller. 358.

Lind, Jenny, berühmte Sängerin (1821—1887).

Lipp, Fr. Kapitän von, dann württembergischer Oberst (1848 einer der hartnäckigsten Verfolger Herweghs; machte einige Jahre später dessen persönliche Bekanntschaft und erwies sich ihm gegenüber sehr liebenswürdig und anerkennend —, erklärend „daß wenn es wieder los ginge, wie im Jahre 1848, Herwegh ihn nicht auf der Seite seiner Feinde finden würde".) 311. 337. 342. 345.

Loewenberg, Adjutant Struves im Jahre 1848. 197. 311.

Loewenfels, Wilhelm von; von der deutschen demokratischen Legion aus Paris. 132. 188. 191. 193. 194. 258. 259. 350.

Loewig, Professor, Karl, Jakob, Chemiker. 315.
Lorck, L. A. 111.
Louis Philippe, König der Franzosen. 86.
Lubliner, Louis. 13.

Mackiewicz, polnischer Gefangener in Moabit. 65.
Mähly, J., Biograph von Robert Pruß (siehe „Allgemeine deutsche Biographie"). 329.
Magdziński, Theophil; Jurist, später Abgeordneter; Jugendfreund Emma Herweghs. 17. 70.
Marie-Christine, Königin von Spanien (1806—1878). 40.
Marie, französisch. Advokat, 1848 Mitglied d. provisorisch. Regierung. 318.
Marrast, Armand (1801—1852) französischer Publizist, Mitglied der provisorischen Regierung von 1848, maire de Paris, Rédacteur en chef des „National" u. Président der Assemblée nationale. 318.
Marx, Karl (1818—1883), berühmter Kommunist und Sozialökonom. 3. 5. 12. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 328. 329.
Marx, Jenny, dessen Frau. 328. 329.
Matedi, Theodor Theophil Dr. med. 1846—47 gefangen in Moabit und zu 6jähriger Festungshaft verurteilt. 54. 55. 56. 59. 61.
Matecka, geb. Libelt, dessen Frau. 76.
Mathy, Karl (1804—1868) großherzogl. badischer Staatsminister, war 1848 Mitglied der Partei Gagern, u. Unterstaatssekretär im Ministerium der Finanzen. 219. 273.
Mazzini, Giuseppe (1805—1872). 291.
Mazurkiewicz, Schwager Mieroslawskis. 68. 77.
Mazurkiewicz, Mme., Schwester Mieroslawskis. 17. 20. 47. 55. 57. 59. 66. 67. 68. 71. 73. 75. 76. 77. 78.
Mazurkiewicz Vincent; 1848 Mitglied des Polen-Komitee in Paris. 125.
Mayer, Dr. Bruno (siehe Anhang). 335. 338.
Mayer, L. A. (siehe Anhang). 352. 353.
Meißner, Alfred, Schriftsteller (1822—1885). 211. 212. 366. 367.
Micherta, Untersuchungsrichter (?) im Polenprozeß. 56.
Mielzinski, Graf Severyne, talentvoller polnischer Maler u. Patriot. 70. 80.
Mieroslawski, General Louis, (siehe Anhang). 14. 15. 50. 56. 57. 58. 59. 61. 63. 68. 69. 72. 78. 323. 324. 332. 333. 357. 358.
Mieroslawska, Mlle., spätere Mme. Mazurkiewicz (Schwester des Vorigen). 17.
Mignet (1796—1884) französischer Historiker.

Miller, Generallieutenant von. 336. 337. 338. 341. 342. 343. 344. 345. 350.

Minutoli, Baron Julius von (1805—1870), entdeckte als Polizeidirektor in Posen 1846 die polnische Verschwörung. 66.

Morgling, Theodor (siehe Anhang). 176. 177. 178. 246. 251. 252. 253. 254. 255. 256. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 349. 357. 358.

Morgling, B., Bruder des Vorigen. 176.

Mortier, Nap., Sohn des Herzogs von Treviso (1804—1869), am 13. April 1845 zum Pair de France ernannt, am 4. März 1853 zum Senator, 1862 Kammerherr Napoleons III.

Müller-Strübing, Dr. Hermann, Philologe; wurde im Jahre 1833 wegen Beteiligung an der Burschenschaft zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglicher Haft begnadigt und schließlich 1840 amnestiert. 229.

Müller von Lörrach, Gastwirt, nahm an der Bewegung von 1848 Teil und wurde verfolgt. 259.

Müller von Pforzheim. 259.

Muschacke, Carl von der deutschen demokratischen Legion aus Paris (siehe Anhang). 180. 197. 350.

Murawiew Amurski, Generalgouverneur von Ostsibirien, Vetter Bakunins. 362.

Nadejdin, russischer Professor, Kritiker. 4.

Napoleon III. 3.

Nauwerck, Karl, Gelehrter u. Schriftsteller, war von 1846—1848 Stadtverordneter in Berlin, 1848/49 Mitglied des ersten deutschen Parlaments in Frankfurt und Stuttgart für Berlin, seit 1849 in der Schweiz. Nauwerck war Mitarbeiter an Ruge's „Anekdota" und den „Deutschen Jahrbüchern". 48.

Nerrlich, Paul, Schriftsteller; Herausgeber von Ruge's Briefwechsel (siehe Anhang). 325.

Neumann, Schwager von Robert Prutz. 53.

Nicolaus I., Kaiser von Rußland. 291.

Oedermann, Obergerichtsanwalt aus Oldenburg. 345.

Oppenheim, Dr. Bernhard, Schriftsteller (1819—1869; 1849—1860 flüchtig im Ausland, 1873—77 Mitgl. des Reichstags. 301. 302. 303.

Osy, Graf. 68.

Oti, politischer Flüchtling. 304.

Otto, Advokat in Dresden. 361.
Oudinot, Nicolas-Charles-Victor, französischer General (1791—1863), (duc de Reggio). 366.

Palm, Litterat aus Stuttgart. 310.
Payne, Thomas, bekannter Schriftsteller der amerikanischen und französischen Revolution (1737—1809), veröffentlichte 1791 sein Werk: „The rights of men", in dem er die Ideen der französischen Revolution gegen die Angriffe Burke's verteidigt. 1792 zum Abgeordneten des Pas de Calais im Konvent ernannt, wurde er von Robespierre als Fremder von der Assemblée ausgestoßen und eingesperrt. Im Gefängniß schrieb er sein „Age of Reason". 111.
Peter, Regierungspräsident in Constanz. 158.
Peucker, General Eduard von. 357.
Pfau, Ludwig, deutscher Dichter u. vortrefflicher Demokrat (1821—1894); war von der zweiten Hälfte 1848 an am badischen Aufstand beteiligt und mußte flüchten, gest. 12. April 1894 in Stuttgart. 303. 304. 305.
Pfeufer, Prof. Dr. med. Karl von (1806—1869); später Leibarzt des Königs Max von Bayern; intimer Freund G. Herwegh's u. Dr. Henle's. 93. 94. 95. 97. 98. 99. 100. 101. 102. 292. 329.
Pfeufer, Amalie, dessen Schwester. 100.
Piaget, Mme. Fanny, Emma Herweghs Schwester. 20. 32. 54. 297. 298. 299. 300.
Potocka, Gräfin Claudia Tzielińska, polnische Patriotin; geb. zu Kurnik bei Posen 1802; gest. in Genf 1836. 27.
Proudhon, Pierre-Joseph, berühmter französischer Socialist und Publicist (1809—1865); schrieb „Qu'est-ce que la propriété?" worin er den Satz aufstellt: „Eigentum ist Diebstahl", ward Mitglied der Constituante, stiftete 1848 eine Volksbank zur Abschaffung der Zinszahlung, wegen Preßvergehen zum Gefängniß verurteilt, floh in die Schweiz. Seine Schrift „De la Justice dans la Révolution et dans l'église" (1853) wurde von Ludwig Pfau übersetzt. 8. 22. 23. 285. 295. 319.
Prutz, Robert, berühmter deutscher Freiheitsdichter (1816—1872); treuer Freund Herweghs (s. Anhang). 3. 103. 104. 105. 106. 107. 325. 326. 327. 329.
Prutz, Ida, dessen Frau. 78.

Radowitz, Joseph von, preußischer Staatsmann (1797—1853): 1848 Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt a. M., Führer der äußersten Rechten, wirkte 1849 zum Dreikönigebündniß mit und vertrat die preußische Union vor dem Erfurter Parlament. 217.

Raspail, französischer Gelehrter, Arzt und Politiker (1793—1878). 319.

Reichel, Adolph; Musiker. 8. 16. 230. 305.

Reichenbach, Graf Eduard in Schlesien. 36. 48. 61. 70. 72.

Riedel, politischer Flüchtling. 304.

Riedmüller, tapferer junger Mann der deutschen demokratischen Legion aus Paris. 261.

Rode, Dr., deutscher Spion, folgte als Arzt der deutschen demokratischen Legion. 192. 348.

Ronge, Johannes (1813—1887), mit Dowiat Hauptgründer des Deutsch-Katholicismus. 289. 290. 291.

Rothpletz, Frau, Mutter des eidgenössischen Oberst. 293.

Ruge, Arnold (1802—1880), Schriftsteller. 1848 für Breslau ins Parlament gewählt, zur äußersten Linken gehörig, leitete dann in Berlin „Die Reform" als Organ der Linken der Berliner Nationalversammlung, begab sich nach Unterdrückung des Maiaufstandes nach Paris und London, bildete hier mit Ledru Rollin, Mazzini u. a. ein europäisches demokratisches Comité. 3. 5. 8. 9. 23. 24. 36. 76. 237. 238. 239. 240. 241. 325. 326. 227. 328. 329.

Ruge, Frau. 283. 328. 329.

Rüstow, Wilhelm (1821—1878), eidgenössischer Oberst, berühmter Kriegsschriftsteller; intimer Freund Georg Herweghs (s. „Wilh. Rüstows Briefe an E. und G. Herwegh"). 293.

Sadowski, Stanislas Felix v., polnischer Patriot, Sohn eines Gutsbesitzers, ward im Polenproceß 1847 zum Tode verurteilt, kämpfte nach seiner Befreiung im April 1848 unter Mieroslawski und wurde nach der Schlacht bei Miloslaw im Dorfe Skoupy von einem preußischen Husaren, den ein preußischer Assessor heimlich nebst einigen andern Soldaten in Sadowski's Haus eingeführt, auf feigste Art ermordet. 7. 70.

Sand, George (1804—1876). 81.

Savigny, Karl Friedrich von (1814—1875); preußischer Diplomat, 1848 vortragender Rat im Ministerium des Auswärtigen, 1849 Gesandter am badischen Hof. 43.

Sazonoff, Nicolas, Schriftsteller, Atheist der russischen Emigranten in Paris. 40. 41. 51. 69. 267.

Schaffrath, Dr. W., Mitglied der konstituierenden Nationalversammlung und Redakteur der „Reichstagszeitung" in Frankfurt a. M. 331.
Schäuffelen, politischer Flüchtling. 305.
Schelling, Fr. W. J. (1774—1854). 5.
Schimmelpennig, Reinhardt v., aus Danzig, fiel im Gefecht bei Dossenbach, wo er sich durch seinen Heldenmut ausgezeichnet. 180. 198. 342. 345. 350.
Schinznacher, Student. 171. 172. 173. 174.
Schlosser, Friedr. Chr. (1776—1861), berühmter Geschichtsschreiber. 335.
Schoeninger, politischer Flüchtling. 255.
Schulz, Wilhelm, Litterat; früherer hessischer Offizier. 35. 95.
Schulz, Caroline, dessen Frau. 35. 95.
Schurz, Karl, amerikanischer Staatsmann, geb. 1829; nahm als Student am Aufstand in Baden Teil, entkam nach Übergabe von Rastatt in die Schweiz, bewerkstelligte 1850 Kinkels Flucht aus Spandau und ging 1852 nach dem Staate Wisconsin in Nord Amerika, focht als General 1863 im Bürgerkrieg unter Sigels Oberkommando und übernahm 1867 die Redaktion der „Westlichen Post." 327.
Siebold, Karl Theodor Ernst v.; berühmter Zoologe (1804—1885). 327.
Siegmund, Johannes Gottfr., Kaufmann; Vater von Frau Herwegh. 20.
Siegmund, Emma. 7. 9. 10. 11. 12. 34.
Siegmund, Dr. med. Gustav, Geh. Sanitätsrat. 12. 240. (S. schrieb u. a. „Preußen, seine Revolution und die Demokratie. Eine Skizze." Berlin 1849. Schneider & Comp.).
Sigel, General Franz (s. Anhang). 182. 184 185. 186. 187. 299. 355. 356. 357.
Skrzynecki, General Jan Boncza, geb. 1786, Oberfeldherr der Polen während d. Revolution v. 1831, lebte seit 1832 in Brüssel; gest. 1860. 12.
Słupecki, Johann, polnischer Flüchtling, nach dem Polenprocess 1847 gegen Caution freigelassen. 61.
Sophie, Prinzessin von Sachsen.
Solger, Dr. Reinhold, Schriftsteller, Neffe Karl Wilhelm Solgers, des Freundes von Goethe. 19. 34. 99. 100. 329.
Spatz, Abgesandter des Frankfurter Parlaments. 163. 164. 165.
Spieß, (Adolph?), Vorsteher hessischer Turner, Erfinder der genialen „Espringledergeschichte". 211.
Spini. 292.
Stablewska, Mme., Schwester von Emilie Szczaniecka. 42. 50.

Stankewitsch, N., russischer Schriftsteller. 4.
Steinmetz, von der deutschen demokratischen Legion aus Paris. 346.
Stich geb. Düring, berühmte Schauspielerin (1795—1865).
Stich, Clara (1820—1862), ihre Tochter erster Ehe, ebenfalls bekannte Schauspielerin. 54.
Strauß, David Friedrich. 5. 34.
Stromberg, Marie. 8.
Struve, Gustav von (1805—1870), siehe Anhang. 159. 184. 187. 214. 243. 244. 245. 246. 257. 282. 283. 291. 299. 300. 306. 310. 311. 356. 357.
Struve, Amalie, Frau geb. Dusar. 257. 283. 286.
Sulzer, Geheimrat. 41.
Szczaniecki, Constantin, Gutsbesitzer in Brody. 61. 70.
Szczaniecka, Emilie, Schwester des Vorigen. 27. 32. 34. 35. 42. 61. 62.
Sznaydé, General François (siehe Anhang). 125. 332. 333.

Thiers, Adolphe, berühmter französischer Staatsmann und Historiker (1797—1877). 254.
Tododziecki, polnischer Flüchtling.
Tolstoi, Graf Leo, russischer Schriftsteller. 89.
Treitschke, H. von, kgl. preußischer Geschichtsschreiber. 352.
Tschech, Bürgermeister. (Schoß am 26. Juli 1844 auf den König von Preußen und wurde hingerichtet den 14. Dez. 1844 in Spandau). 15. 63.
Tschech, Elisabeth, dessen Tochter. 15.
Turgueneff, Iwan, russischer Schriftsteller und Emigrant, geb. 28. Okt. 1818 in Orel, gest. 3. Sept. 1883 in Bougival bei Paris. 4. 6. 69. 229.

Varnhagen von Ense, Karl August (1785—1858), Schriftsteller und Diplomat; seine Aufsehen erregenden Tagebücher und Schriften aus seinem Nachlaß herausgegeben von Ludmilla Assing (siehe Assing). IV. 308. 323. 324.
Venedey, Jakob (1805—1871), Schriftsteller, wurde 1848 vom Frankfurter Vorparlament als Kommissar nach dem badischen Oberland gesandt, um den Heckerschen Aufstand zu hintertreiben. 135. 136. 137. 140. 163. 164. 165.
Viardot, Mme. Pauline, berühmte französische Sängerin, lebt in Paris. 229.
Vieilcastel, Louis, Baron de (1800—1887), bis 1851 Direktor der politischen Abteilung im Ministerium des Auswärtigen.

Vischer, Friedrich Theodor (1807—1887), Ästhetiker; 1848 Mitglied der deutschen Nationalversammlung; ehemaliger Lehrer und persönlicher Feind Georg Herweghs. 325.

Vogt, Carl, Naturforscher (1817—1895); siehe Anhang. 1847 Professor in Gießen, Mitglied der deutschen Nationalversammlung, in Stuttgart Mitglied der Reichsregentschaft. (Siehe Carl Vogt: „Die Aufgabe der Opposition in unserer Zeit". Gießen 1849, Ricker). 215. 216. 217. 218. 219. 220. 221. 222. 327. 353.

Wagner, Richard (1813—1883). 359. 360. 361.

Weißer, politischer Flüchtling. 304.

Weitling, Wilhelm (1808—1871), deutscher Kommunist, ehem. Schneider, lebte meistens in der Schweiz, wo er teils litterarisch, teils zur Gründung und Ausdehnung kommunistischer Verbindungen unter den Arbeitern thätig war. Er wanderte gegen Ende der vierziger Jahre nach Nordamerika aus, ward Präsident einer in Dayton (Jowa) gegründeten kommunistischen Kolonie und starb im Jahre 1871 in New-York. 7.

Welcker, Karl Theodor, Hofrat, Publicist und Rechtsgelehrter (1790 bis 1869); 1848 badischer Bundestagsgesandter und Mitglied der deutschen Nationalversammlung (rechtes Centrum), später Mitglied der badischen Kammer. 95.

Welden, Ludwig Freiherr von (1780—1853); österreichischer Feldzeugmeister, 1848 Gouverneur von Wien. 272.

Wentzel, A. v., preußischer Justizminister. 47. 49.

Werder, Professor von. 5.

Wesendonck, politischer Flüchtling. 287.

Wille, Eliza, Schriftstellerin. 352.

Willich, August v., ehemaliger preußischer Artillerielieutenant, Freischaarenführer. (Siehe: „Ein Disziplinarverfahren gegen Premierlieutenant v. Willich als Folge der durch den Proceß Annecke in dieser Brigade herbeigeführten Vorgänge". Mannheim 1848 und A. Daul, Tagebuch eines politischen Flüchtlings während des Freiheitskampfes in der Rheinpfalz und Baden. St. Gallen 1849, Verlag v. Scheitlin u. Zollikofer.)

Windischgraetz, Alfred-Candidus-Ferdinand, Fürst, österreichischer Feldmarschall (1787—1862). 272. 332.

Witzleben, Oberst von. 357.

Worcell, Stanislaus, polnischer Flüchtling in Paris. 125.

Zolkowski, Prinz, Mitglied der preußischen Herrenkurie. 32.

Zurkowski, S., Generalstabs-Kapitän. 356. 358.

Druckfehler und Berichtigungen.

Pag.	4	Zeile	4	v. o.	lies Premuchino ſtatt Prjamuchino.
„	4	„	16	„ o.	„ Stankewitſch ſtatt Stankjewitſch.
„	4	„	6	„ u.	„ „ „ „
„	4	„	13	„ o.	„ Soldatenlebens ſtatt Lebens.
„	14	„	8	„ o.	„ Nur ſtatt Nun.
„	15	„	9	„ u.	„ Hausnarr ſtatt Hausnarr.
„	16	„	2	„ u.	„ meine ſtatt mein.
„	18	„	10	„ u.	„ verbieten ſtatt verbitten.
„	23	„	4	„ u.	„ daß ſtatt das.
„	23	in der Anmerkung lies: Slaventum ſtatt Sklaventum.			
„	32	Zeile	7	v. u.	lies Böger ſtatt Bögo.
„	34	in Anmerkung Zeile 2 v. u. lies den ſtatt dem.			
„	36	Zeile	10	v. o.	das eine Wort: doch — ſtreichen.
„	37	„	1	„ o.	lies Mignet ſtatt Lignet.
„	37	„	1	„ u.	„ Conſtans ſtatt Conſtanz.
„	40	„	6	„ u.	„ Breſſon ſtatt Breyſſon.
„	61	„	4	„ u.	„ Słupecki ſtatt Słopecki.
„	61	in der Anmerkung lies: Generals Dąbrowski ſtatt Dąmbrowski.			
„	71	Zeile	5	v. o.	lies Hauptmann ſtatt Hanptmann.
„	72	„	9	„ u.	„ Elzanowski ſtatt Elzarowski.
„	79	„	7	„ o.	„ Abend ſtatt abend.
„	79	„	2	„ u.	„ Anſelm ſtatt Anſehn.
„	101	„	14	„ o.	„ die ſtatt das.
„	102	„	10	„ u.	„ Einzelnen ſtatt einzelnen.
„	111	„	12	„ o.	„ Lorck ſtatt Lork.
„	111	„	16	„ o.	„ Payne ſtatt Peyne.
„	125	„	16	„ o.	„ Allemand ſtatt allemand.
„	182	„	6	„ o.	„ Sigel ſtatt Sigl u. desgl. auf den folgenden Seiten.
„	328	in der Anmerkung lies: A. Müller ſtatt N. Müller.			

Die Redaktion und Expedition des

Simplicissimus

befinden sich in

München,

Kaulbachstr. 51a.

Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsfilialen nehmen Bestellungen an.

Inserate kosten im **Simplicissimus** 1 Mk. 50 Pf. für die 5gespalt. Nonpareillezeile oder deren Raum.

Simplicissimus

Illustrierte Wochenschrift

erscheint in 2 Ausgaben:

I. Allgemeine Ausgabe

Preis: die Nummer **10 Pf.**

Abonnement vierteljährlich **1 Mk. 25 Pf.**

II. Luxus-Ausgabe

Preis: die Nummer **25 Pf.**

Abonnement vierteljährlich **3 Mark.**

NB. Die Luxus-Ausgabe ist auf feinem Kunstdruckpapier und mit besonderer Sorgfalt gedruckt. **Jeder Abonnent dieser Ausgabe erhält eine elegante Mappe zum Aufbewahren der Nummern.**

Laura Marholm

Das Buch der Frauen

Zeitpsychologische Porträts. 3. Auflage.

Inhalt:

1. **Die Tragödie des jungen Mädchens**: Marie Baschkirtzew.
2. **Eine Vorkämpferin**: Anne Charlotte Edgren-Leffler, Herzogin von Cajanello.
3. **Das moderne Weib auf der Scene**: Eleonora Duse.
4. **Nervöse Grundtöne**: „George Egerton", * * *
5. **Die Naturalistin**: Amalie Skram.
6. **Zeitopfer**: Sonja Kowalewska.

Hierzu 6 Porträts in Autotypie.

8°. 200 Seiten. Preis 3 Mark. Eleg. geb. 4 Mark 50 Pf.

Laura Marholm

Zwei Frauenerlebnisse

Novellen

1. **Was war es?**
2. **Das Ungesprochene.**

8°. 200 Seiten. Preis 3 Mark 50 Pf. Eleg. geb. 5 Mark.

Laura Marholm

Karla Bühring

Ein Frauendrama

8°. 130 Seiten. — Preis 2 Mark.

Amalie Skram

Professor Hieronymus

Roman

Autor. Übersetzung von M. Mann

8°. 300 Seiten. — Preis 3 Mark.

Verlag von Albert Langen, Paris, Leipzig, München.

J. P. Jacobsen

Niels Lyhne

Doktor Faust,

Eines begabten jungen Mannes Tagebuch

Deutsch von M. Mann.

8°. 320 Seiten. Preis 3 Mark. Eleg. geb. 4 Mark.

Sven Lange

Engelke

und andere Erzählungen

Deutsch von M. von Borch

190 Seiten. Preis 3 Mark.

Adolf Paul

Ein gefallener Prophet

Illustr. Umschlag von Gallén

8°. 200 Seiten. Preis 3 Mark.

Georg Brandes

Nationalgefühl

Vortrag, gehalten bei der Einweihung der neuen Räume des freisinnigen Studentenvereins in Kopenhagen am 1. Febr. 1894

gr. 8°. 38 Seiten. Preis 50 Pf.

Georg Brandes

William Shakespeare

12 Lieferungen à 5 Bogen in gr. 8°.

Preis der Lieferung 1 Mark 75 Pf.

Henry Bercque, Die Pariserin. Lustspiel . . . . . M. 2.—

Paul Bourget, Pastelle. Skizzen . „ 3.50

Gustave Geffroy, Herz und Geist. Skizzen . . . . . „ 3.50

Abel Hermant, Nathalie Madoré. Roman . . . . . „ 4.—

Paul Hervieu, Im eigenen Licht. Roman . . . . . „ 4.—

Octave Mirbeau, Ein Golgatha. Roman . . . . . „ 4.—

J. Pavlovsky, Aus der Welthauptstadt Paris . . . . . „ 4.—

Marcel Prévost, Pariserinnen . . „ 4.—

do. Kamerad Eva . . . „ 4.—

do. Halbe Unschuld. Roman „ 4.—

do. Cousine Laura. Roman „ 3.50

Fernand Vandérem, Asche. Roman „ 3.50

Vosmeer de Spie, Eine Leidenschaft. Roman . . . . . „ 3.50

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

G. J. Göſchen'ſche Verlagshandlung in Leipzig.

In elfter Auflage erſchien:

Gedichte eines Lebendigen

von

Georg Herwegh.

Preis broſchiert M. 3.60, elegant gebunden M. 4.60.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Georg Herwegh's

Briefwechsel mit seiner Braut

Herausgegeben

unter Mitwirkung von Victor Fleury u. C. Haußmann

von

Marcel Herwegh

Buchschmuck von Alfred K. Pellegrini

Stuttgart
Verlag von Robert Lutz
1906.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	7
Georg Herwegh's Briefwechsel mit seiner Braut	43
Nachwort	218
Anhang	233
Namenverzeichnis	286

Vorwort.

Die ganze deutſche Jugend war durch die politiſchen Enttäuſchungen, die dem ſiegreichen Befreiungskriege gegen Napoleon gefolgt waren, durch das Mißtrauen und den Haß, den enggeiſtige Regierungsakte in allen deutſchen Landen mit blindem Eifer ſäten, für eine Richtung vorbereitet worden, die unmittelbar an die Ideen der franzöſiſchen Revolution anknüpfte. Die Namen der geiſtigen Führer hat die deutſche Literatur unter der Bezeichnung des »jungen Deutſchlands« ſorgfältig aufbewahrt. Börne warf Goethe den Fehdehandſchuh hin, weil er nur ein Dichter und kein Politiker geweſen war, die Literatur füllte ſich mit den Ideen einer vorwärts drängenden Politik. Aber trotz alledem — die Wortführer des jungen Deutſchlands ſelbſt blieben Literaten, oder richtiger, ſie hielten den Blick auf die literariſchen Wirkungen gerichtet, wie heiß auch ihre Feder und ihr Reim den Wunſch nach politiſchem Fortſchritt vertraten.

Da mit einemmal — man ſchrieb 1841 — ſchmetterten Herweghs »Gedichte eines Lebendigen« auf dem Kampfplatz der Geiſter. Nie in all der Zeit haben

Lieder in Deutſchland derart Epoche gemacht. Sie übten eine Wirkung, die an Suggeſtion grenzte. Es war, als ob die ſtürmiſchſten Gedanken, die noch tief auf dem Grund der Volksſehnſucht ruhten, plötzlich von einem kühnen Taucher wie Perlen emporgeholt worden wären. Und das alles ſchien nicht bloß Wort, es wirkte wie die Ankündigung einer Tat. Der Dichter nahte mit den Schritten eines Sehers, er ſchien nicht mehr der Held der Feder, ſondern des Schwerts:

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle ſollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Laßt, o laßt das Verſeſchweißen!
Auf den Amboß legt das Eiſen!
Heiland ſoll das Eiſen ſein.

Ein Dichter, der — gegen das Dichten donnerte und der ungeduldig den Blitz einer Freiheitstat herunterholen wollte, das war eine neue, eine faszinierende Erſcheinung. Und dann der Wohllaut dieſer Lieder! Das Ohr des deutſchen Volks war an die Muſik Schillerſcher Reime gewöhnt. Hier kam ein Sänger, der dieſe Muſik erreichte. Man höre Verſe wie dieſen:

Sieh! wie die Jugend ſich verzehrt
In Gluten eines Meleager,
Wie ſie nach Kampf und Tat begehrt —
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten ſie ins Lager!
Und frage nicht, wo Feinde ſind;
Die Feinde kommen mit dem Wind.

Man verſteht, daß dieſe glänzende Form einen großen Anteil an dem hinreißenden Flug dieſer Sturm- und Dranggedanken hat.

Die »Gedichte eines Lebendigen«, ſchon in der Aufſchrift eine Polemik gegen den Modeſchriftſteller Fürſt

Pückler-Muskau, der 1830—31 die aristokratisch blasierten »Briefe eines Verstorbenen« und noch andere rein-dilettantische Reiseberichte kurz zuvor hatte erscheinen lassen, machten die deutsche Welt aufs höchste neugierig nach dem Dichter, und das Interesse verminderte sich nicht, als man erfuhr, daß Georg Herwegh ein vierundzwanzigjähriger Schwabe sei, der zuerst die Bande des theologischen Stifts in Tübingen und dann diejenigen der Stuttgarter Kaserne gesprengt habe, indem er, nach einem Streit mit einem Offizier über die Grenze in die Schweizer Republik geflohen sei. Der Vater Ludwig Ernst Herwegh[1]) war ein Gastwirt, der, wahrscheinlich von skandinavischer Abstammung, aus Hessen eingewandert und in Württemberg bürgerlich geworden war, als er sich kurz nach dem Befreiungskriege mit Katharine Märklin, einer Balinger Bürgerstochter,[2]) verheiratet und in Stuttgart niedergelassen hatte. Georg Herwegh war als einziger Sohn aus dieser Ehe am 31. Mai 1817 zu Stuttgart geboren. Ein zweites Kind war die um fünf Jahre jüngere Tochter Friederike,[3]) die später nach Nordamerika auswanderte und in Washington starb. Die Mutter, eine gute und aufopfernde Frau, brachte den bleichen, schlanken und erregbaren Knaben mit den dunkeln Augen, der früh einen Hang zur Zurückgezogenheit, zur Natur und zu den Tieren zeigte, in seinem zwölften Jahr aus dem Stuttgarter Gymnasium in ihre Heimat nach Balingen. In diesem württembergischen Landstädtchen am Fuß des Hohenzollern verbrachte er seine Knabenjahre. Der dortige Lehrer, ein Präzeptor Knoll,

---

[1]) Geb. 25. Juli 1790, gest. 6. Juli 1865.

[2]) Geb. 10. Juni 1782, gest. 19. Februar 1855.

[3]) Verheiratete sich mit einem Deutsch-Amerikaner Namens Julius Georgii.

hatte einen Blick für die Begabung des Knaben, und er erklärte ihn für seinen fähigsten Schüler. In Georgs vierzehntem Lebensjahr wurde seine Balinger Schulzeit durch eine schwere und eigentümliche Krankheit unterbrochen, welche die Aerzte als „Veitstanz" diagnostizierten und unter Anwendung von tierischem Magnetismus behandelten und heilten. Der Fall schien so interessant, daß ein junger Mediziner, Friderich Achill Schmidt aus Uelzen, darüber doktorierte und im Jahr 1831 bei der Universität Tübingen eine Inaugural-Abhandlung einreichte unter dem Titel »Geschichte eines St. Veitstanzes, welcher mit dem tierischen Magnetismus behandelt und zum Teil geheilt wurde« (Tübingen, im Monat November 1831). In der Dissertation ist als Merkwürdigkeit angeführt, daß eine „Mißstimmung des Gemüts dem Ausbruch des magnetischen Zustands voranging",[1]) daß aber „die vom 31. Dezember 1830 ab fast ein halbes Jahr dauernde Krankheit, welche die Eltern zur Zurücknahme ihres Sohnes nach Stuttgart zwang, den Knaben in seinen Kenntnissen nicht zurückbrachte und er auch im Stuttgarter Gymnasium das Examen (die Maturitäts-Prüfung) gut bestand", und endlich, daß „die schließliche Heilung durch den Gebrauch eines Mittels gelang, welches der in magnetischen Schlaf verfallene Knabe dem Arzt selbst diktierte".

Wohl galt es für ihn, mit besonderem Fleiß zu lernen, um das in Württemberg vielberufene »Land-

---

[1]) Diese Mißstimmung des Gemüts, die einen so verhängnisvollen Einfluß auf die zarte Gesundheit des Sohnes bei dessen schon ohnehin durch frühreifes Denken überreizten Nerven ausüben sollte, ist dem schlechten Einvernehmen zuzuschreiben, in dem die Eltern lebten, und das schließlich (am 31. Oktober 1832) zu deren Trennung führte.

examen« zu bestehen, das zur Aufnahme in das theologische Seminar und damit zu kostenlosem Studium berechtigte. Mit vierzehn Jahren bestand der Stuttgarter Gymnasiast das Landexamen und bezog das Seminar im altberühmten Kloster zu Maulbronn. Dort lernte er vier Jahre, und wer den schönen Fleck Erde am Eilfinger Berg kennt, die Kirche mit Kreuzgang und Refektorium, mit ihrer Mischung von romanischer und gotischer Architektur, wer den stillen See und den abgelegenen Garten mit dem Faustturm gesehen hat, der wird verstehen, was solch ein Aufenthalt für die Jugend einer künstlerischen Natur bedeutet. Der alte trockene Ephorus Hauber machte im Lauf der Jahre die Wahrnehmung, daß Herwegh, sein Primus in der Mathematik, hie und da an Eifer nachließ, und er verlieh seinem Aerger hierüber schwäbischen Ausdruck in einem Wort, das unter den Conpromotionalen geflügelt wurde: „Herwegh, Sie dichtet z'viel und denket z'wenig!" So berichtet sein langjähriger Maulbronner Studien- und Stubengenosse Theodor Ruoff,[1]) ein Freund und Vetter von David Friedrich Strauß,[2]) und erzählt auch, daß die Altersgenossen früh schon Spuren von poetischer Anlage und von Genialität an Herwegh wahrgenommen haben, daß dieser zwischen Nachlässigkeit und Eleganz in der Kleidung abwechselte, schwärmerischer Jugendfreundschaft zugänglich war, auch im Verdacht eines liebeempfänglichen Herzens stand und mitunter Momente gesteigerter Nervenaufregung hatte. Er habe sich lebhaft für die klassische deutsche Literatur und für das junge Deutschland auf Heine-Börnescher

---

[1]) Dr. Theodor Ruoff, gest. 28. Mai 1876 im Alter von 59 Jahren; Verfasser einer vortrefflichen Uebersetzung von Voltaires »Zaire«.

[2]) Der Verfasser des »Lebens Jesu« (1808—1874).

Grundlage und weniger für Politik interessiert, wohl aber einmal einen originellen, im Seminar Aufsehen erregenden Aufsatz über Mignets »Geschichte der französischen Revolution« geliefert, worin er kritisch einen Parteistandpunkt vertreten habe. Von den Poesien, Liedern und Epigrammen, die Herwegh im Freundeskreis hingeworfen, sei vor allem ein lateinisches viel gesungen worden: „Sum fidelis studio, semper ego rideo!" u. s. w. Herwegh sei eine der liebenswürdigsten und vornehmsten Naturen gewesen, die ihm zeitlebens begegnet.

Im Herbst 1835 öffneten sich die Pforten der Klosterschule und am 23. Oktober 1835 wurde Georg Herwegh als Studiosus der Theologie in Tübingen immatrikuliert und in das evangelische »Stift« aufgenommen. Herwegh war nunmehr »Stiftler« und sollte Geistlicher werden. Neben den theologischen wurden philosophische und literarische Fächer belegt. Studiengenossen haben aufgezeichnet, daß der junge Student sich anfänglich zu der Verbindung der »Patrioten«, später zu den »Giovanen«, den nachmaligen »Westfalen«, gehalten habe. Brach sich auch gerade in jenen Jahren in Tübingen, wo Professor Baur,[1]) der »Heiden-Baur«, lehrte und von wo eben David Friedrich Strauß ausgegangen war, in der evangelischen Theologie eine freie Richtung Bahn, so genügten doch einige Semester, um Herwegh zu überzeugen, daß sein Weg nicht auf die Kanzel einmünden konnte, und daß ihm das Stift weder die äußere noch die innere Freiheit der Entwicklung gönnte. Gleich im ersten Jahre teilte ihm der Repetent verweisend mit, daß er im Verdacht einer

[1]) Ch. F. Baur (1792—1860), 1826—1860 Professor der Theologie an der Universität Tübingen, seit 1837 auch bei der Leitung des evangel. theol. Seminars wesentlich beteiligt.

Korrespondenz mit den Häuptern des jungen Deutschlands stehe, und wenn sich auch der Verdacht nicht als zutreffend erwiesen habe, so möge er doch auf seiner Hut sein. Der Bruch war unausbleiblich. Den äußern Anlaß bot ein erregter Wortwechsel mit einem Repetenten, der dem eines Abends zu spät und geräuschvoll heimkehrenden Studenten pedantische Vorhalte machte und dafür eine bündige Belehrung über den Wert des ganzen Repetententums von Herwegh entgegennehmen mußte. Die auf Grund dieser Auflehnung rasch herbeigeführte Entlassung aus dem Stift, dem er nachmals seine Auslagen bar zurückgezahlt hat,[1]) gab Herwegh die Freiheit, den Theologen abzustreifen und sich als Rechtsbeflissener zu inskribieren. Das Corpus juris trat an die Steile der Bibel. Aber mächtiger als beide zog ihn mit einemmal die Literatur an.[2]) Schon im März 1837 siedelte Georg Herwegh nach Stuttgart über, danach trachtend, in der großen Stadt ungestörter seinem stillen Denken nachzuhangen und durch höhere Genüsse, durch den Besuch des Theaters und der Konzerte angeregt zu werden. Er befreundete sich in Stuttgart mit August Lewald,[3]) dem Herausgeber der Zeitschrift »Europa«, dem er schon im Jahre zuvor seinen Wunsch geäußert, die Universität zu verlassen, um sich nach

[1]) Vgl. Konto-Korrent G. Herweghs mit dem Literarischen Comptoir, Juli 1843, und die Briefe A. Follen's aus demselben Jahre.

[2]) Aus Herweghs Notizbüchern jener Zeit entnehmen wir die Skizze:

An meine Mutter!
Die Kanzel hattest Du mir zugedacht
Und drauf zum Rechtsgelehrten mich gemacht;
Was ist von alledem geblieben?
Die Poesie!

[3]) August Lewald, Musikhistoriker und Essayist (1792—1871).

eigenem Trieb und Gefallen den schönen Wissenschaften hinzugeben, und der willfährig die Erstlinge des Dichters in die Zeitschrift aufgenommen. Georg Herwegh kam allabendlich zu Lewalds sogenannter Tafelrunde, pflegte den Gesprächen schweigend zuzuhören, äußerte sich nur selten, dann aber fest und bestimmt. Lewald zögerte nicht, ihm bald einen regelmäßigen Anteil an der Redaktion einzuräumen. Herwegh scheint eine Zeitlang an eine Laufbahn, wie diejenige des Verfassers der Hamburger Dramaturgie, gedacht zu haben und bewegte sich mit Vorliebe im Kreis von Schauspielern. Aus der Stuttgarter Zeit stammt auch die dichterische Uebertragung der Lamartineschen Werke, deren Schlußband allein von Gustav Diezel[1]) geliefert wurde. Die Studiengenossen entsinnen sich einer scharfen Flugschrift, die Herwegh mit seinem Freund Gustav Diezel anläßlich der Enthüllung des Schillerstandbildes zu Stuttgart im Jahr 1839 in die überschwängliche Schillerbegeisterung hineinwarf, und in der er flammenden Protest dagegen einlegte, daß man Goethe an zweite Stelle hinter Schiller zu setzen versuche. Es gereicht dem jungen schwäbischen Dichter, der selbst Sprache und Reim an Schiller geschliffen hatte, nicht zur Unehre, daß er in den Tagen der Unterschätzung des Goetheschen Genies für diesen eine Lanze einlegte, und es ist charakteristisch für seine temperamentvolle Geistesrichtung und sein literarisches Schaffen, daß er das in polemischer Form gegen die Schillerianer und gegen die Uebertreibungen der Verherrlichung tat.

Aber bald machte sich eine Folge des Austritts aus dem Stift plötzlich höchst lebhaft geltend. Herwegh hatte beim Eintritt in die studentische Laufbahn damit

[1]) Gest. 1858 in Norderney; bekannt durch mehrere Schriften geschichts-philosophischen Inhalts.

gerechnet, daß er als Stiftler vom Militärdienst befreit sei. Jetzt mußte er zur Ziehung, wurde ausgehoben und in ein Infanteriebataillon der Stuttgarter Garnison eingereiht, weil er nicht die Mittel besaß, wie andere Studenten der Jurisprudenz, sich loszukaufen und einen Ersatzmann zu stellen. Nach dem Klosterzwang von Maulbronn, nach der Bevormundung des Stifts, der Drill und Druck der Kaserne! Das ging so lang es ging. Der Bruch vollzog sich ähnlich wie im Stift. Der junge Dichter gestattete sich vor einem ungeduldigen Unteroffizier ein unmutiges Wort und erhielt 14 Tage Arrest bei Wasser und Brot. Durch königlichen Erlaß vom 26. März 1838 wurde er zwar zeitweilig beurlaubt und für den Augenblick vom Dienst entbunden. Nach mehr als einem Jahr geriet er aber auf einem Ball mit einem Offizier in Streit und wurde in die Kaserne wieder einberufen. Feuerlein [1]) erzählt, er sei dann auf dem Exerzierplatz in einem reglementswidrigen Anzug, in weißen Schuhen, erschienen und habe auf eine rügende Bemerkung des Hauptmanns unparlamentarisch geantwortet, sei daraufhin eingesperrt worden, doch sei es ihm gelungen, mit Hilfe seines Freundes Diezel zu entfliehen. So die Stuttgarter Tradition. Nach amtlichen Urkunden steht nur fest, daß er anfang Juli 1839 die Flucht ergriff.

Diese Flucht, fast so romantisch wie diejenige, durch die sechzig Jahre zuvor der junge Schiller der württembergischen Uniform und Grenze entsprungen war, führte in der ersten Nacht nach Tübingen; von dort halfen die stud. med. Jakob Märklin [2]) und Rösler [3]), Georg

[1]) Emil Feuerlein, Jugendfreund und Studiengenosse Georg Herweghs, starb als Pfarrer in Weil im Dorf bei Stuttgart.

[2]) Joh. Jak. Märklin, geb. 23. Januar 1818, gest. als hochgeschätzter Arzt in Balingen den 15. Januar 1870.

[3]) Lebte und starb als bekannter Arzt in New York.

Herweghs Vettern, weiter über Balingen in die Schweiz.

Da ſtand er nun, frei, in einer neuen Welt. Er richtete ſich hoch auf und ſchrieb jene ſtolze Xenie:

Deſerteur? Mit Stolz! Ich habe des Königs Fahne,
Die mich gepreßt, mit des Volks ſoldloſem Banner vertauſcht.

Er hielt ſich nun zunächſt in Emmishofen im Hauſe Dr. Elsners, eines ſchwäbiſchen Flüchtlings, auf, bei dem er Dr. Wirth,[1]) den Herausgeber der »Deutſchen Volkshalle«, kennen lernte. Die kritiſchen Aufſätze und die Gedichte, die er in den Jahren 1839 und 1840 als Mitarbeiter an der Deutſchen Volkshalle verfaßte, wurden 1845 von der Verlagshandlung, und zwar ohne Vorwiſſen des Dichters, in beſonderem Abdruck der Oeffentlichkeit übergeben. Im April ließ er ſich in Zürich nieder.

Unter den literariſchen Arbeiten drangen ihm gleichſam in den Feierſtunden, oder wie er ſelbſt ſagt „als Morgen- und als Abendſegen", die Lieder aus der Kehle, die den Gedanken ſeines Herzens Schwingen verliehen. Aber das alles verſtreute er ziellos an die Freunde, und wenn er ab und zu in einer Zeitſchrift ein Lied veröffentlichte, ſo verſäumte er, die loſen Blätter zu ſammeln. Sorglos, wie mit den irdiſchen Gütern, war er auch mit den Schätzen ſeiner Lyrik. Er ſuchte ſich kein Publikum und keinen Verleger, und es galt damals in dem liederreichen Jahr 1840 für

[1]) Joh. Georg Auguſt Wirth, geb. 20. November 1798 zu Hof in Bayern; Juriſt und Schriftſteller, 1831 Redakteur des miniſteriellen »Inland« in München, dann der »Deutſchen Tribüne« in München, Homburg und Zweibrücken, einer der eifrigſten Hambacher, ging ins liberale Lager über mit Gründung der »Deutſchen Volkshalle« in Belle-Vue bei Konſtanz. Er ſtarb als Mitglied der deutſchen Nationalverſammlung am 26. Juli 1848 zu Frankfurt a./M.

ihn wörtlich, was sein Sonett über den Ruhmesdurst des Dichters aussprach:

Doch mir däucht nur ein Dichter, der noch sänge,
Der seinen Wohllaut noch verströmen müßte,
Wo keines Menschen Stimme zu ihm dränge.

Und aus dem Herzen kam auch jenes andere Sonett:

Nicht einen Hauch vergeuden sie, nicht einen,
Nein, alles wird gleich für den Markt geboren,
Kein Herzensschlag geht ohne Zins verloren,
Die Herren machen Brot aus ihren Steinen.

Sie machen Brot aus Lachen und aus Weinen —
Ich hab' mir die Beschaulichkeit erkoren,
Und niemals streng gerechnet mit den Horen;
Ich denke fromm: „Gott gibt's im Schlaf den Seinen!"

Aber gerade diese Art zu sein und zu fühlen, der ganze Charakter in seiner seltenen Verbindung von Weichheit und Energie schuf ihm die, die ihn kennen lernten, zu begeisterten Freunden. In Zürich war es vor allem der den Deutschen im Schweizer Exil wohlbekannte geistvolle deutsche Professor A. L. A. Follen,[1]) der sich väterlich und verständnisvoll des jungen

[1]) August Ludwig Adolf Follenius, der sich von 1813 ab Follen nannte, war am 21. Januar 1794 zu Gießen geboren, studierte an der dortigen Universität Philologie und Theologie, dann, nachdem er 1814 als Freiwilliger den Feldzug gegen Napoleon mitgemacht, in Heidelberg Jura. 1817 Leiter der »Allgemeinen Zeitung« in Elberfeld. Neben seinem jüngeren Bruder Karl (1795—1839) ein begeistertes Mitglied der Burschenschaft, was er durch zweijährige Untersuchungshaft (1819—1821) in der Berliner Hausvogtei büßte. Nach seiner Freilassung begab er sich in die Schweiz, wurde Professor der deutschen Sprache in Aarau, lebte dann, mit einer reichen Schweizerin verheiratet, in und bei Zürich, 1847 zu Liebenfels bei Thurgau und zuletzt in Bern, wo

Dichters und ſeiner Lieder annahm, dieſe ſammelte und nicht abließ, Herwegh zur Veröffentlichung zu drängen.

Der erſte Teil der Gedichte erſchien im Jahr 1841, und Herweghs Name war auf Aller Lippen. Jetzt hatte der deutſche Freiheits- und Einheitsdrang wenn auch noch keine Geſtalt, ſo doch einen Ausdruck bekommen, der vielleicht gerade deshalb dichteriſch ſo ſtark wirkte, weil der Dichter mit feinem Inſtinkt es vermieden hatte, ein Programm zu formulieren, und nur an die ſtarken allgemeinen Gefühle appellierte. Faſt jedes Lied wirkte wie ein Aufruf von Perſon zu Perſon, und gerade dadurch erklärte ſich jene außerordentliche Suggeſtion, die es ausübte. Außerdem hatten die Lieder die hervorragende Eigenheit, Gedanken in einem Wort wie in einem Schlag zuſammenzufaſſen. Die Worte wurden von ſelbſt geflügelt:

Ich bin ein freier Mann und ſinge
— Mein ganzer Reichtum iſt mein Lied.

So lang ich noch ein Proteſtant
Will ich auch proteſtieren.[1])

Singt alle Welt: Der *freie* Rhein!
So ſing' doch ich: Ihr Herren, nein!
Der Rhein, der Rhein könnt' freier ſein —
So will ich proteſtieren.[1])

---

er am 25. Dezember 1855 geſtorben iſt. (S. diesbezügl.: Ein Lebenslauf. Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntniſſe von Julius Fröbel. Stuttgart 1890. I. 75 ff., und Carl Vogt »Aus meinem Leben« (Stuttgart, Erwin Nägele 1896).

[1]) Vgl. mit den Erläuterungen zu »Gedichte eines Lebendigen«, Volksausgabe (Max Heſſe's Verlag, Leipzig 1905).

Gib uns den Mann, der das Panier
Der neuen Zeit erfasse,
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gasse!

Wir haben lang' genug geliebt,
Und wollen endlich hassen!

Nie sind die Dichter mit einer stolzeren Strophe angeredet worden:

Seid stolz! Es klingt kein Gold der Welt
Wie eurer Saiten Gold;
Es ist kein Fürst so hoch gestellt,
Daß ihr ihm dienen sollt!
Trotz Erz und Marmor stürb' er doch,
Wenn i h r ihn sterben ließet;
Der schönste Purpur ist annoch
Das Blut, das ihr als Lied vergießet!

Und die Atmosphäre des Hofs ist selten kürzer und schärfer gezeichnet worden, als in der nach Wien gerichteten Zeile:

Wo jene schwere Luft des Dünkels weht.

Tief ergriffen ist im »Gang um Mitternacht« jener Refrain:

O Gott der Armut, laß die Armen träumen!

Fast jedes Lied übt eine packende Wirkung:

Und ich ward ungeduldig,
Daß alles zagt und niemand klagt,
Ich donnerte ein: „Schuldig!"
Ich hab's gewagt!

Ich fühl's durch alle Nerven,
Durch alle Adern sprühn:
Ich möchte Speere werfen,
Ich möchte Klingen schärfen,
Und tatlos nicht verglühn.

Und wer wie ich mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

Greif', Sänger, wieder in den eignen Busen,
In deines eignen teuren Volks Geschichte!
Da oder nirgends wohnen deine Musen.

Nur eines wünsch' ich, daß ich einst nicht ohne
Des Unglücks Weihe mög' von hinnen scheiden.

Ich werd' nun einmal wilder mit den Jahren.

Wärst du die Freiheit, wenn wir vor dir knieten?

So manche macht die Freiheit jetzt zelotisch,
Daß sie, Barbaren gleich, die Kunst verhöhnen;
Sei lieber goethisch, teurer Freund, als gotisch!

Gleich Blitzen zucken um mich die Gedanken
Und treffen mich selbst in dem Arm der Liebe.

Das alles blitzte, knatterte und donnerte. Der deutsche Mann des Vormärz fühlte, daß ihm hier in geschliffener Schale ein feuriger Trank kredenzt,

und zugleich, daß hier viel von dem Geist gehoben wurde, der ihn selbst bewußt oder unbewußt erfüllte. Es ist politische Lyrik, die er bietet, aber dies gleich mit einer Kraft, mit einer dichterischen Plastik und in einer Form, die schwerlich übertroffen werden können. Er hatte freilich als Schwabe das große Vorbild der »Vaterländischen Gedichte« von Uhland, die er selbst in einem seiner Sonette als der „Freiheit Evangelium" bezeichnet, und er rühmt mit einem treffenden Wort „den Hochwuchs seiner Gedanken". Aber Uhland hat — ein Gedicht ausgenommen — schwäbische und nicht gesamtdeutsche Volkswünsche dichterisch vertreten. Herwegh hat den Schritt über Württemberg hinaus ins große deutsche Land gemacht, und mit der Größe des Kreises wuchsen auch das Pathos und die Resonanz.

Herwegh hat in den »Gedichten eines Lebendigen« auch die rein lyrische Saite berührt. Wo er es versuchte, hat er Gold geschürft, das beweist die seinem Freund Büchner gewidmete Totenklage und das an einen Gedanken eines Büchnerschen Dramas[1]) sich anlehnende liebliche Lied: „Ich möchte hingehn wie das Abendrot", wie auch das von Franz Liszt komponierte »Reiterlied«:

Die bange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Und reiten ins Verderben.

Die »Gedichte eines Lebendigen« erlebten Auflage über Auflage und machten ihren Dichter zum Vertrauensmann aller vorwärtsschreitenden Geister. Der Freundeskreis von Zürich wuchs mächtig. Er, der

[1]) Georg Büchner, Verfasser von »Danton's Tod« (1813 bis 1837).

Jüngſte des jungen Deutſchlands, galt plötzlich als Führer.

Eine Reiſe nach Paris hatte ihn perſönlich auch mit den dort lebenden Deutſchen, darunter mit Heinrich Heine, in nahe Verbindung gebracht. Und Heine ſprach die Gefühle der Bewunderung und zugleich des Zweifels aus in dem Lied, das anhebt:

Herwegh, Du eiſerne Lerche,
Mit klirrendem Jubel ſteigſt Du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zunichte?
Steht wirklich Deutſchland im Frühlingsflor?

Heine verneint das in ſeinem Lied und in ſeinem Gemüt. Gewiß war der Zweifel in die Kraft der Bewegung naheliegend, von der Herwegh ſich tragen ließ, und die er gleichzeitig tragen half. Aber Herwegh war ein beſſerer Prophet als Heine. Die Volkserhebung, die Herwegh im Jahr 1841 heiſchte, ſie iſt, dem Zweifel Heines zum Trotz, im ſelben Jahrzehnt herangeſchritten gekommen, und deshalb iſt es wahr: Die »eiſerne Lerche« hat den Frühling von 48 mit heraufgeſungen. Es iſt in der deutſchen Geſchichte, wenn man nicht in die Zeiten Huttens zurückgeht, kein gleiches Beiſpiel nachweisbar, daß der Dichter die Zeitkämpfe ſo unmittelbar beeinflußt und eine geiſtige Bewegung zu einer politiſchen geſteigert hat. Gewiß haben noch andere Lerchen mitgeſungen, aber keine war ſo eiſern und ſo früh, wie Georg Herwegh. Die beſten vormärzlichen Lieder von Ferdinand Freiligrath, wie von Ludwig Pfau und von vielen andern, erreichten nicht die Wirkung der »Gedichte eines Lebendigen« und — weil ſie nicht den gleichen klingenden und klirrenden Flügelſchlag hatten — auch nicht das Ohr von Hunderttauſenden.

Die Reiſe, die Georg Herwegh als Redakteur des »Deutſchen Boten aus der Schweiz«[1]) im Herbſt 1842 antrat, um für ſeine freiſinnige Zeitſchrift in Deutſchland, namentlich in Oſtpreußen, tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen, geſtaltete ſich zu einem wahren Siegeszug und erregte überall einen Jubel, wie es noch mit keinem Dichter der Fall geweſen war. Wie ein Befreier wurde er gefeiert, die Begeiſterung nahm kein Ende, und Studenten und Handwerker wollten ihre Verehrung an den Tag legen. In allen Städten auf ſeiner ganzen Fahrt von Baſel bis Köln und von da bis Weimar wurde ihm ein enthuſiaſtiſcher Empfang bereitet.

Am 9. Oktober 1842 traf Georg Herwegh in Jena ein, wo ihm die akademiſche Jugend vor dem Haus des befreundeten Dichters Prutz,[2]) bei dem er wohnte, ein Ständchen brachte. Ihm zu Ehren wurde zu Leipzig ein großes Feſtmahl veranſtaltet, wobei er ſich in ſeiner Beſcheidenheit jede Huldigung verbat, die nur ihm ſelbſt und nicht zugleich der Sache galt. Er

---

[1]) Während das bisher unter dieſem Titel erſchienene, von Karl Fröbel herausgegebene Journal ſich ausſchließlich mit der Schweiz beſchäftigte, ſollte dieſes Land fortan, unter Georg Herweghs Leitung, den Raum mit allem teilen, was in der Welt Bedeutendes im Reiche des Geiſtes auftauchte, und gleichzeitig zum Aſyl gegen die deutſche Zenſur und zum Herd der neueſten Poeſie umgeſtaltet werden.

[2]) Robert Eduard Prutz (1816—1872), der deutſche Freiheitsdichter; treuer, bewährter Freund Emma und Georg Herweghs.

ſtieg in Dresden bei Bakunin[1]) und Turgenjew[2]) ab und machte auch die perſönliche Bekanntſchaft von Ruge,[3]) dem Herausgeber der »Deutſchen Jahrbücher«. Dann wohnte er noch einige Zeit in Halle bei dem liberalen Arzt Dr. Gutike und reiſte Anfang November nach Berlin. „Seine Perſönlichkeit machte den günſtigſten Eindruck: ſcharf geſchnittene edle Züge, voll jugendlicher Friſche und Energie, und ein Blick des Auges, der wie der Ton der Stimme etwas Treuherziges zeigte und für die Wahrhaftigkeit eines jeden ſeiner Worte zu bürgen ſchien.“[4])

---

[1]) Bacounine (Bakunin) Michaïl Alexandrowitſch (1814 bis 1876). S. ihn betreffend Ruges Briefwechſel mit Dr. Fleiſcher, die vortrefflichen Artikel von M. Dragomanow in »Revue Socialiste« von November und Dezember 1895 (Paris), Michael Bakunin's ſozial-politiſchen Briefwechſel (Stuttgart, Cotta 1895); »Michel Bakounine Oeuvres, Fédéralisme, Socialisme et Antithéologisme (Paris 1895, P. V. Stock, éditeur); »1848«, Briefe von und an Georg Herwegh (Albert Langen, München 1896) und die beiden Briefe Bakunin's im Anhang (Seite 270).

[2]) Turgenjew, Iwan; ruſſiſcher Schriftſteller und Emigrant, geb. 28. Oktober 1818 in Orel, geſt. 3. September 1883 in Bougival bei Paris.

[3]) Ruge, Arnold (1802—1880). Vgl. das über denſelben in »1848« (München 1896) Geſagte.

[4]) Alexis Publicola: Georg Herwegh, Fragmente zur Geſchichte des Tages, Nürnberg 1843.

Nach Johannes Scherr (»Georg Herwegh«, Literariſche und politiſche Blätter, Winterthur 1843): „die ſchönſten Männeraugen, die er je geſehen habe“. Herweghs Augen verglich Henriette Feuerbach, die Frau des Archäologen Anſelm Feuerbach und Mutter des Malers, mit denen Mendelsſohn's: „Solche Geiſtesaugen aber ſind noch tiefer, menſchlicher.“ Jakob Henle urteilte: „Er iſt ein ausgezeichneter Dichter, dabei ein trotz aller Verwöhnung beſcheidener, anſpruchsloſer, natürlicher Menſch, durchaus edel und gut, voll Feuer und Aufopferung.“ Wie ſein Charakter

Er kam nach Berlin mit einem Empfehlungsſchreiben von Charlotte Gutike, der ſpäteren Frau Max Duncker, an ihre Berliner Freundin, Emma Siegmund, die jüngſte Tochter des Berliner Kaufmanns und Hoflieferanten Johann Gottfried Siegmund.[1]) Kein Bankier, wie fälſchlich behauptet wurde, und proteſtantiſcher Konfeſſion, wie gegenüber einigen Angaben hervorgehoben ſein mag (einer der Hauptkanzelredner des damaligen Berlins war ein Freund des Hauſes), hatte er ſein großes Seidenwarengeſchäft zu hoher Blüte und ſich zu einer bemerkenswerten geſellſchaftlichen Stellung und zu bedeutendem Vermögen gebracht. Eine glänzende Geſellſchaft verſammelte ſich abends in ſeinen Salons.

Am 10. Mai 1817, alſo im gleichen Jahr und Monat wie Herwegh geboren, genoß Emma Siegmund eine außergewöhnliche Bildung: nicht nur beherrſchte ſie mehrere fremde Sprachen, ſondern ſie hatte auch umfangreiche Kenntniſſe in der Literatur und Geſchichte. Dabei war ſie höchſt muſikaliſch, eine ausgezeichnete Klavierſpielerin,[2]) und in der Malerei eine der beſten Schülerinnen von Profeſſor Holbein, dem damaligen Direktor der Berliner Akademie. Ihre Augen waren ſchön und voll Leben, die Züge, ohne regelmäßig zu ſein, ſehr anziehend, die ganze Figur von mittlerer

---

war auch ſeine äußere Erſcheinung edel und harmoniſch, und haßte Boerne „alles Vornehme“, ſo haßte Herwegh alles Gemeine. Dies Feuerbachs Urteil (in einem Brief an ſeinen Bruder Anſelm): „Es iſt nichts Gemeines, nichts Unnobles in Herweghs Natur; er iſt eine echt poetiſche Natur. Ich habe ihn verehrt, jetzt liebe ich ihn.“ —

[1]) Geſtorben 25. Juni 1865. Ein Sohn hatte ſich dem ärztlichen Beruf gewidmet; zwei andere Töchter, Frau Minna Caſpari (geſt. 30. April 1860) und Frau Fanny Piaget (geſt. 1. Januar 1899), waren beide nach ganz kurzer Ehe verwitwet.

[2]) Ihr Lehrer der Muſik, Ludwig Berger (geſt. 16. Februar 1839), war auch der Meiſter Mendelsſohn's geweſen.

Größe, ſchlank und geſchmeidig. Der Maler Anſelm Feuerbach hat ſie ſpäter in der weiblichen Hauptfigur ſeiner »Germanenſchlacht« (1846) verewigt.

Emma Siegmund war ſchon längſt eine Verehrerin des jungen Dichters, von dem ſie, ſelbſt eine Dichterin, ſang:

Du, dem ein Gott die heil'ge Kraft verlieh,
Dein Vaterland aus tiefem Schlaf zu wecken,

oder auch in ihrem Tagebuch ſchrieb:

„Mein erſter Gruß gilt meinem Gott heut, und dir, du Verklärter,[1]) der du mich wachend und träumend durch das Leben von nun an begleiten wirſt, aber nur unſichtbar. Der zweite Gruß gilt dir, edler deutſcher Sänger, der du durch deine ehernen Lieder wie feierlicher Orgelklang mir den Sonntag ins Gemüt heute geſungen, obſchon ich in keiner Kirche war. Wie groß iſt der, o Gott, der dich ſo erfaſſen kann, wie unendlich der begabt, der was er gleich Goldadern in der Tiefe des Herzens birgt, frei und unverſehrt an die Tageshelle bringen kann, daß ſein innerer Glanz zur großen gewaltigen Lebensſonne, deſſen Mut in ſeiner Hand zum flammenden Schwerte für jeden Deſpoten wird."

Wie ſehr ihr Freiheitsideal ſchon damals mit dem des jungen Dichters übereinſtimmt, erhellt aus manchen anderen Stellen des Tagebuches:

„Ich las franzöſiſche Revolutionsgeſchichte und war wie von einer vulkaniſchen Glut getrieben, bald glühend, bald halb erſtarrt. Welche Zeiten, welche Sprache und welcher Geiſt, um ſie ſo aufzufaſſen, zu verſtehen und den Fremden zu vergegenwärtigen!"

„Wie aber, wenn eine Zeit käme, wo die Geſamtbildung eine ſo allgewaltige wäre, daß der Menſch im andern nur den Bruder

[1]) Emma's von ihr hochverehrter Schwager, Jules Piaget (geſt. 27. März 1841), Legationsſekretär am Miniſterium des Innern f. d. Départ. Neuchâtel (Schweiz).

ſähe, wo nur Verdienſte anerkannt würden, wo der Geiſt des Göttlichen ſich in jeder Bruſt offenbart hätte; bedürfte es dann jener Könige noch? und die Verheißung jener Zeiten, liegt ſie nicht klar in dem neuen Teſtament, wenn gleich Jahrtauſende noch bis dahin vorüberrauſchen können?"

Seit ſie genaue Bekanntſchaft mit den Gedichten eines Lebendigen gemacht, verließ dieſes Buch ſie nicht mehr. Der Eindruck war dergeſtalt, daß ſie, die weder von der äußeren Erſcheinung noch ſonſt von den Verhältniſſen des jungen Dichters das geringſte kannte, eines Tages in ihrer Begeiſterung mit aller Beſtimmtheit ausrief: „Das iſt die Antwort auf meine Seele!" worauf ihr anweſender Bruder erwiderte: „Das fehlte noch, da kämen ein Paar Aufgeregte zuſammen!"

Sonntag den 6. November befand ſich Emma Siegmund mit ihrer intimen Freundin Ottilie von Graefe [1]) auf der Gemäldeausſtellung, als ſich ihnen ein Bekannter der letzteren, ein Lieutenant von Held [2]) mit den Worten näherte: „Wiſſen Sie auch, wer in Berlin angekommen?" „Wer denn?" entgegnete jene. „Nun, Georg Herwegh." Bei dieſer Nachricht raunte die ſpätere Braut ihrer Freundin ins Ohr: „Um die Bekanntſchaft würde ich gern zehn Jahre meines Lebens geben, aber damit hat's keine Not. Man lernt ſo viele Menſchen kennen, aber ſelten etwas Rechtes." — Unter dieſem Eindruck blieben die Freundinnen wohl noch eine Stunde in der Ausſtellung und kehrten dann bei ſtrömendem Regen jede in ihr Quartier zurück. Kaum eingetreten, rief Madame Piaget ihrer Schweſter zu: „Weißt du,

---

[1]) Spätere Frau Hermann von Thile, Schweſter des berühmten Augenarztes und Freundes von E. und G. Herwegh: Albrecht von Graefe (1828—1870).

[2]) Conſtans v. Held, Lieutenant i. d. Garde-Artillerie-Brigade Berlin, Sohn d. Verf. d. einſt berühmten »Schwarzen Buches«.

Emma, wer uns einen Beſuch gemacht, nach dir gefragt und mit uns zu Mittag ſpeiſen wird?" „Ach, wer wird das wieder ſein," entgegnete dieſe, noch ganz unter dem Eindruck der eben erhaltenen Neuigkeit. „Nein, nein, denk dir, was dir das angenehmſte wäre." „Doch nicht Georg Herwegh?" „Ja, gerade der, er kann jeden Augenblick eintreten. Vater hat ihn, da du nicht da warſt und er einen Brief dir ſelbſt abzugeben wünſchte, zu Mittag eingeladen, und er hat es mit Freuden angenommen." Die erſte Begegnung beider war wie ein Wiederſehen von Menſchen, die endlich, nach langer Wanderſchaft in der Fremde, in ihre eigentliche Heimat zurückkehren, ſo daß die acht Tage ſpäter (13. November) ſtattfindende Verlobung eigentlich von dieſem Augenblick datiert. Georg Herwegh blieb an jenem Tage neun volle Stunden in dem ihm bis dahin fremden Hauſe, unterhielt ſich ausſchließlich mit ſeiner neuen Freundin und verließ ſie endlich abends, um, wie er verſprochen, der Vorleſung eines Dramas, „Cromwell", beizuwohnen, das von einem ſeiner Bekannten, einem Herrn Müller,[1]) hauptſächlich für den damals berühmten Schauſpieler Seydelmann[2]) geſchrieben und über das der Verfaſſer Herweghs Urteil kennen wollte.

Im Laufe des Nachmittags hatte er in Erinnerung eines kleinen von Emma Siegmund gemachten Porträts Max Dunckers,[3]) welches er bei deſſen Braut geſehen und

[1]) Dr. Hermann Müller-Strübing, Philolog, Bruder der bekannten Romanſchriftſtellerin Louiſe Mühlbach, war im Jahre 1833 wegen Beteiligung an der Burſchenſchaft zum Tode verurteilt, ſpäter zu lebenslänglicher Haft begnadigt und ſchließlich 1840 amneſtiert.

[2]) (1793—1843).

[3]) Emma Siegmunds Lehrer der Geſchichte, Max Duncker, berühmter Hiſtoriker und Profeſſor der Geſchichte in Halle (1811 bis 1886). S. deſſen Brief im Anhang (Seite 258).

sehr ähnlich gefunden, den Wunsch geäußert, ein solches von sich zu haben. Sie hatte ihm geantwortet, daß sie es mit Freuden versuchen würde, aber nicht für das Gelingen einstehen könne, da sie ihrer Sache noch durchaus nicht sicher sei und kaum wage, seine kostbare Zeit vielleicht umsonst in Anspruch zu nehmen. „Ihnen gebe ich sie gern," erwiderte er ganz treuherzig, und so wurden die nächsten Tage zu drei Sitzungen bestimmt, die im Atelier des Malers Holbein stattfanden. Die Zeichnung,[1]) besonders was den Ausdruck der Augen betraf, war gelungen, so daß Georg Herwegh darauf drang, einen Kupferstich danach machen zu lassen, den man allgemein sehr ähnlich fand; nur die Zeichnerin war weniger von ihrer Arbeit befriedigt, ihr schien es, als wenn noch viel anderes wiederzugeben wäre, wozu ihr bisheriges Können nicht ausreiche, und sie sagte deshalb bei der letzten Sitzung traurig, aber bestimmt: „So, jetzt müssen wir aufhören, denn meine Kunst hat hier ein Ende, und ich würde Sie unnötig bemühen." Er suchte sie eines anderen zu belehren, weil ihm diese Stunden lieb geworden, aber umsonst. Am Abend jenes Sitzungstages gab die berühmte Schauspielerin Stich (Madame Crelinger[2]) dem Dichter zu Ehren ein kleines Fest, zu dem sie auch Emma Siegmund eingeladen, die mit ihren beiden Töchtern, Bertha und Clara Stich, befreundet war. Natürlich forderte man Georg Herwegh auf, eines seiner Gedichte zu rezitieren, und er wählte dazu eines den Anwesenden noch unbekanntes, »Der Morgenruf«, der erst ein Jahr später im zweiten Band der »Gedichte eines Lebendigen« im Druck erschien. Das schöne, warme, volle wohlklingende Organ des Dichters verlieh diesen schwungvollen Versen einen solchen Zauber,

[1]) S. Titelbild.

[2]) Auguste Crelinger, berühmte Tragödin (1795—1865).

daß die Crelinger ganz entzückt ausrief: „Herrlich, herrlich, und zu allem noch dieſe Augen!“ Die Geſellſchaft war wie elektriſiert, nur Emma Siegmund blieb ſtill, wie feſtgebannt ſitzen. Sie brachte kein Wort des Lobes über ihre Lippen. Aber zu Hauſe angekommen, zeichnete ſie eine kleine Skizze aus der Erinnerung, die trotz aller techniſchen Unvollkommenheit ſprechend ähnlich ausfiel.

Den folgenden Mittag, genau acht Tage nach ſeinem erſten Beſuch, ſollte Georg Herwegh zum letzten Male vor ſeiner bereits feſtgeſetzten Reiſe nach Königsberg im Siegmundſchen Hauſe ſpeiſen. Eine kleine gewählte Geſellſchaft fand ſich dazu ein, als er zu ſeiner Nachbarin halblaut ſagte: „Nach dem Eſſen machen Sie mir doch noch, wie Sie es verſprochen, eine kleine Profilzeichnung auf Ihrem Zimmer, und ich ſchreibe Ihnen, wie Sie es gewünſcht, meinen »Morgenruf« in Ihr Gedichtbuch.“ Geſagt, getan! Als beide wieder in den Salon zurückkehrten, wußten ſie, ohne viel Worte verloren zu haben, daß ſie ſich für immer angehörten.

An dieſem Abend, dem 13. November 1842, brachte Georg Herweghs zukünftiger Schwager [1]) folgenden Toaſt aus:

Der Geiſt der Freiheit ſah die Menſchen bluten,
Zu helfen ging er um von Herd zu Herd,
Doch, ihn zu bergen, fand er Keinen wert,
Als eines Dichterbuſens reine Gluten.

Und von den Bergen ſehn wir Lichter fluten,
Drin jedes Wort ein tatendürſtend Schwert,
Drin jeder Hauch die Tyrannei verheert,
Die Kräfte weckend, die ſo ſchmachvoll ruhten.

[1]) Emmas Bruder, ſpäterer Geheimer Sanitätsrat Dr. med. Guſtav Siegmund, geſtorben den 14. Februar 1902. Er ſchrieb u. a.: „Preußen, ſeine Revolution und die Demokratie. Eine Skizze.“ Berlin 1849, Schneider & Komp.

Wer ſo die zarten Triebe weiß zu ſtählen,
Daß aus den Blumenkelchen Waffen ſprießen,
Kann der ſein volkerlöſend Ziel verfehlen?

Von Süd herauf mag fort die Quelle fließen!
Auch hier im Norden gibt es freie Seelen.
Mit Herz und Hand laßt uns den Dichter grüßen!

Indeſſen hatte der König von Preußen vor ſeinem Leibarzt Schönlein, welchen Herwegh von Zürich her kannte, den Wunſch geäußert, den jungen Triumphator zu empfangen. Die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. hatte im Jahre 1840 die ſchönſten Hoffnungen erregt, denn der Kronprinz galt unter der vorigen Regierung als entſchiedener Gegner der vorherrſchenden Bureaukratie. Eine vollſtändige Umänderung des politiſchen Syſtems wurde von ihm erwartet, als er an die Stelle ſeines Vaters trat. Aber Täuſchung auf Täuſchung folgte, bis man endlich merkte, daß er allerdings das Beamtentum verabſcheute, aber als Romantiker auf dem Thron ſtets nach rückwärts ſchaute und die Wiederherſtellung des mittelalterlichen chriſtlichen Staats herbeiſehnte.

Ebenſo wie früher der Dichter Platen, hatte ſich auch Herwegh, vom Schein betrogen, in einem Gedicht an Friedrich Wilhelm gewandt, als „an den letzten Fürſten, auf den man baut!“ Noch jetzt, indem er die königliche Audienz annahm, wollte er zum letztenmal verſuchen, ob es ihm nicht gelingen würde, bei dem Herrſcher, deſſen Gunſt er nicht für ſich auszubeuten gedachte, für

das Wohl des Volkes zu wirken. In dieser Absicht ging er auf Schönleins Anerbieten ein und sprach am 19. November 1842 den König im Berliner Schloß. Des näheren vollzog sich der vielbesprochene und viel entstellte Vorgang folgendermaßen: Der König, neugierig, den jungen gefeierten Dichter zu sehen, der ihn jedenfalls nicht aufgesucht hätte, gab seinem Leibarzt Schönlein eines Morgens den Befehl, „ihm den Verfasser der »Gedichte eines Lebendigen« lebendig oder tot zu bringen." Herwegh wollte sich durchaus nicht dazu verstehn. Eines Abends aber, als er sich mit Schönlein im Theater befand, trat ein Diener, der aus der königlichen Loge kam, an diesen heran und übergab ihm einen Zettel; Schönlein las ihn und reichte ihn dann Herwegh. Er enthielt nur die Worte: „Wenn Sie morgen Herwegh nicht mitbringen, so lassen Sie sich nicht bei mir sehen." Darauf gab Herwegh den Bitten Schönleins nach, um ihm keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Schönlein ruhte nun nicht eher, als bis Herwegh, dem ein Besuch im Schloß nichts weniger als angenehm war, ihn nicht als Marquis Posa im Frack — einen Frack besaß er damals gar nicht — sondern im schlichten schwarzen Ueberrock, dorthin begleitete. Das erste Wort, das Friedrich Wilhelm IV. an den jungen Dichter richtete, war: „Ihr Besuch macht mir weit mehr Freude als der des berühmten französischen Staatsmannes, den ich in diesen Tagen gehabt" — zu Schönlein gewandt, fügte er erläuternd hinzu, „ich meine den von Herrn Thiers."[1]) Dann sagte er: „Ich weiß, wir sind Feinde, aber ich muß nun einmal bei meinem Handwerk bleiben; wir wollen ehrliche Feinde sein;" ferner scherzend: „Sie haben mir viele unverdauliche Pillen zu verschlucken gegeben, aber der da — auf Schön-

[1]) Louis Adolphe Thiers (1797—1877).

lein blickend — doch noch ärgere.“ Dann unterhielten sie sich eine Weile, und beim Abschied rief ihm der König die Worte zu: „Ich wünsche Ihnen von Herzen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Ungeheures wirken!“ Bei derselben Unterredung sprach Friedrich Wilhelm IV. das geflügelte Wort: „Ich liebe eine gesinnungsvolle Opposition.“[1]) Nach dem Mannheimer Journal und der Rheinischen Zeitung hätte Friedrich Wilhelm beim Abschied noch hinzugefügt: „Sie gehen nach Königsberg, dort finden Sie viele, die Ihre Gesinnung teilen, eine entschiedene Opposition gegen manche meiner Regierungsgrundsätze, ich weiß das, aber ich lobe die männliche, selbständige Gesinnung, und die Ostpreußen gehören zu meinen besten Freunden.“ Aber den Schmeichelreden des Monarchen stellte Georg Herwegh keinen schüchternen, sondern einen ruhigen, energischen Widerstand entgegen und rief zuletzt, allerdings in Marquis-Posas Worten, dem König zu: „Sire, ich kann nicht Fürstendiener sein.“

Groß war die Ratlosigkeit im Lager der Liberalen, als sie erfuhren, daß die Audienz diesen unerwarteten Ausgang gehabt hatte. „Der Besuch Herweghs beim Könige ist das Tagesgespräch. Alle Klassen von Menschen sind in Bewegung. Die Vornehmen, die Frommen, die Altgesinnten sind bestürzt, ja beleidigt, die Jüngeren voll Neid,“ schreibt Varnhagen von Ense den 27. November 1842 (Tagebücher). Ja, Neid war es, lauter Neid, der sie trieb, als sie den Dichter anzuschwärzen anfingen, und in ihrer Entrüstung klagten, er hätte keinen Vorteil für die Sache aus der Gunst des Königs zu ziehen gewußt, er hätte durch seine Haltung der Partei,

[1]) S. Frau E. Herweghs Aufsatz im Neuen Stuttgarter Tagblatt vom 3. Mai 1878 und Varnhagen von Enses Tagebücher.

der liberalen Partei geschadet . . . „Ach, über jenes ‚Berliner Blau', jenen unbestimmten, zwischen Servilismus und Liberalismus gaukelnden blauen Dunst", sagt mit Recht Friedrich von Sallet[1]) in seiner Kritik des Berliner Radikalen und Publizisten Ludwig Buhl.

Solcher Gesinnungslosigkeit auszuweichen, begab sich Georg Herwegh zunächst nach Königsberg. Bei den Ostpreußen hoffte er echtere Gesinnung zu finden, und fand sie in der Tat, obgleich er nicht umhin konnte, auch bei den Königsbergern einen gewissen idealen Anflug zu vermissen.[2]) Jacoby, der berühmte Verfasser der »Vier Fragen«,[3]) schien ihm weitaus der tüchtigste und idealste. An dem früheren Oberpräsidenten der Provinz, von Schön,[4]) gefiel ihm die Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit, mit der er auch entgegengesetzte Meinungen duldete. Die Studenten gaben ihm einen Fackelzug; Georg Herwegh erwiderte ihnen unter anderem, „man müsse die Freiheit bis zum Wahnsinn lieben". Am 2. Dezember fand dem Dichter zu Ehren ein großes Fest-

---

[1]) Der berühmte Verfasser des »Laienevangeliums« (1812 bis 1843).

[2]) Siehe Anmerkung zu Georg Herweghs Brief vom 27. November 1842 (Seite 58).

[3]) Dr. Johann Jacoby (1805—1877), Arzt und politischer Schriftsteller, später preußischer Abgeordneter, 1848 Mitglied des deutschen Vorparlaments und des Fünfziger-Ausschusses, 1848 bis 1849 der preußischen zweiten Kammer, des Frankfurter Parlaments und des Rumpfparlaments in Stuttgart.

[4]) Theodor von Schön (1773—1856), preußischer Minister, Erzieher Fried. Wilhelms IV.

NB. Verfasser der 1841 in Königsberg erschienenen Flugschrift: »Woher und Wohin?«, in der sich wie in der Schrift »Vier Fragen« von Dr. Jacoby, deren Autor in naher Beziehung zu Schön stand, das Verlangen nach konstitutionellen Garantien zum erstenmal äußerte.

mahl von zirka 150 Perſonen ſtatt, die Muſikanten ſpielten die Marſeillaiſe, es wurden politiſche Reden gehalten.) Crelinger,[2]) einer der Führer der Königsberger Oppoſition, pries den „Lebendigen" als Dichter der Jugend. „Meine Herren," entgegnete Georg Herwegh, „wie die Magnetnadel nach Norden zeigt, ſo hat ſich auch die Freiheit und der Sinn für ſie nach dem Norden zurückgezogen, deshalb bin ich hierher gekommen. Die Freiheit kommt jetzt wie die Lerche von Oſten, nicht wie die Nachtigall von Süden."[3]) Darauf trug er den »Morgenruf« vor. Profeſſor Lengerke[4]) antwortete mit einem dichteriſchen „Gruß an Herwegh". Toaſte von Jacoby, Walesrode[5]) u. a. wurden auf Georg Her-

---

[1]) Siehe Herweghs Brief vom 4. Dezember 1842 (Seite 80).

[2]) Berühmter Juriſt, der ſich auch im Jahre 1847 als Verteidiger im Polenprozeß ausgezeichnet.

[3]) Siehe Leipziger Zeitung und Rheiniſche Zeitung vom 12. Dezember 1842.

[4]) Cäſar von Lengerke (1803—1855), Profeſſor der Theologie an der Univerſität zu Königsberg ſeit 1829; Verfaſſer zweier Sammlungen politiſcher Gedichte: »Bilder und Sprüche« (1844), »Fliegende Blätter« (1847).

[5]) Ludwig Walesrode, geb. 1810 in Altona, Mitarbeiter am »Morgenblatt« von Cotta, Lehrer in Danzig, von 1837 an Lehrer der engliſchen Sprache in Königsberg und als Publiziſt der Jean Paulſchen und Börneſchen Schule angehörend. Im Jahre 1842 zog er durch einen Aufſatz in der Königsberger Zeitung die Aufmerkſamkeit auf ſich, indem er dieſes Journal gegen die ſogenannten »Liberalen« verteidigte, und bald darauf durch eine Reihe von Vorleſungen, veröffentlicht unter dem Titel: Gloſſen und Randzeichnungen zu Texten aus unſerer Zeit (Königsberg 1842), Untertänige Reden, Fortſetzung der Gloſſen (Zürich-Winterthur, Verlag des lit. Comptoirs, 1843). Dieſes letztere Werk, „Seinem Freunde Georg Herwegh gewidmet", zog ihm einen Prozeß zu, infolge deſſen er 1845 zu einem Jahre Gefängnis verurteilt wurde „wegen frechen, unehrerbietigen Tadels und Verſpottung der Landgeſetze und Anord-

wegh ausgebracht. Auch von den Studenten Wilhelm Jordan[1]) und Rudolf Gottſchall[2]) wurde er bei dieſer Gelegenheit poetiſch begrüßt. In Gottſchalls Walhalla (Lieder der Gegenwart, Königsberg 1842) ſteht Herwegh unter den Helden:

Solche Taten ſingſt du, ſolche Lieder,
Herwegh, kräftig in den deutſchen Gau'n,
Deine Feuerzeichen ſtrahlen nieder,
Von der Freiheit Alpen weit zu ſchaun.

Wie der Föhnwind aus den Klüften wettert,
Hoch ſein flatternd Wolkenbanner trägt,
Brauſt dein Sturmlied und dein Schlachthorn ſchmettert,
Bis ein jedes Herz begeiſtert ſchlägt.

Während der Dichter ſich in Königsberg aufhielt, kam ihm die Nachricht zu Ohren, der »Deutſche Bote aus der Schweiz« ſei durch Erlaß vom 28. November in Preußen verboten worden. Ehe er Königsberg verließ, ſchrieb er noch den Brief an den König, worin er gegen das unberechtigte Verbot Verwahrung einlegte.[3]) Dieſes ſtolze Glaubensbekenntnis war nicht auf Veröffentlichung berechnet, denn Herwegh, frei von aller Eitelkeit, ſtrebte niemals danach, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Aber eine Abſchrift, die Geheimrat Jachmann von Königsberg einem Leipziger Freund Meyrowicz mitgeteilt hatte, ohne ihm die größte Diskretion zu empfehlen,

---

nungen im Staat". — 1849 aufs neue zu 9 Monaten Gefängnis verurteilt wegen Herausgabe der Wochenſchrift »Die Glocke«. Seit 1866 lebte Walesrode in Stuttgart und ſtarb 1889 bei Ludwigsburg.

[1]) Der ſpätere Marinerat in Frankfurt a./M. und Verfaſſer des »Demiurgos« (1819—1904).

[2]) Der bekannte Literarhiſtoriker (geb. 30. September 1823).

[3]) S. Anhang (Seite 265).

fiel den Journaliſten in die Hände und wurde ohne des Dichters Wiſſen und Zutun in der Beilage zu der »Leipziger Allgemeinen Zeitung« vom 24. Dezember abgedruckt.[1]) Georg Herwegh erklärte dazu: „Ohne mein Wiſſen iſt in der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 24. Dezember ein Privatbrief an den König von Preußen im Geleite einiger Druckfehler veröffentlicht worden. Die Veröffentlichung bitte ich einzig der unverantwortlichen Indiskretion eines Freundes, nicht einer Taktloſigkeit meinerſeits auf die Rechnung zu ſetzen. So bereit ich bin, für meine Worte einzuſtehen, ſo muß ich doch die unſelige Klatſchſucht, die stante pede alles ohne Unterſchied in den Mund der Leute bringt, und auch dieſen einmal verratenen Brief gegen meinen Willen und vor der Zeit ſo weit befördert hat, durchaus mißbilligen."

Zur Zeit, wo er die Erklärung abgab, hatte er ſchon lange Königsberg verlaſſen: nach einem Ausflug an die Oſtſee, wo er das Meer zum erſtenmal ſah, hatte er ſich über Danzig nach Stettin, von da nach Berlin und von Berlin Ende des Monats nochmals nach Stettin begeben. Er war aber kaum wieder dort eingetroffen, als er von der Polizei benachrichtigt wurde, ein längeres Verweilen in der Stadt ſei ihm nicht geſtattet. Er fuhr nach Berlin, wo er direkt vom Bahnhof zum Polizeipräſidenten geführt wurde, der ihm befahl, Berlin und Preußen innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen. Noch am ſelben Tage, am 29. Dezember, reiſte er mit ſeiner Braut und Emma Siegmunds Bruder nach Leipzig ab. Er wurde auch in Leipzig nur kurze Zeit geduldet und kehrte über Dresden, Frankfurt, Straßburg in Begleitung von Bakunin

[1]) Siehe im Anhang den hiezu gehörigen Brief Ludwig Walesrodes an Georg Herwegh (Seite 268).

nach Zürich zurück. Sein kühnes Wort an den König in Verbindung mit dessen ungewollter Veröffentlichung hatte ihm nicht nur die königliche Rache zugezogen, sondern er fand sich auch plötzlich von vielen Deutschen, den treuen Dienern ihres Herrn, mißbilligt und verkannt. In Zürich wurde er zwar zuerst bei seiner Rückkehr von den Studenten und von den Handwerkern aufs herzlichste aufgenommen, und er erwiderte in seiner Anrede an die Studenten, „die Schweiz sei allerdings der wahre Herd der Freiheit," aber weitere Verfolgungen warteten seiner. Wegen eines Artikels gegen Friedrich Rohmer im »Schweizerischen Republikaner« wurde er der „Beschimpfung" beschuldigt und am 25. Januar in erster Instanz zu einer Geldstrafe verurteilt.[1]) Darauf

[1]) Friedrich Rohmer, geb. 1814 zu Weißenburg (Mittelfranken), Sohn eines Pastors, mystischer Philosoph, machte in Zürich die Bekanntschaft Georg Herweghs (April 1841). Theodor Rohmer, dessen Bruder, ließ 1841—1842 im Verlag des »Literarischen Comptoirs« die Broschüre »Deutschlands Beruf in Gegenwart und Zukunft« erscheinen, welche die Ideen des „Messias" Friedrich Rohmer enthielt. Das Einvernehmen zwischen Georg Herwegh, Fröbel und den Brüdern Rohmer hörte auf von dem Tage an, wo letztere Abenteurer und Parasiten als Mitarbeiter in die Redaktion des »Beobachter aus der östlichen Schweiz« — der zum Organ der konservativ-liberalen Partei Bluntschlis diente — eintraten.

Julius Fröbel veröffentlichte gegen Rohmer das Pamphlet: »Friedrich Rohmer aus Weißenburg in Franken und seine messianischen Geschäfte in Zürich« (1842). Die politische Glaubenslehre Fr. Rohmers bestand in dem Vergleich der Parteien mit den verschiedenen Altersstufen des Menschenlebens, des Radikalismus mit der Kindheit, des Liberalismus mit der Jugend, des Konservatismus mit dem reifen Mannesalter, des Absolutismus mit dem Greisenalter. Diese Theorie hat er in der »Lehre von den politischen Parteien« (1844) nachher formuliert. Friedrich Rohmer starb 1856 in München. Vgl. diesbezügl. im An-

beſchloſſen auf Bluntſchlis[1]) Anſtiften die Züricher Konſervativen, die damals die Oberhand hatten und ſich vor der Koalition der Großmächte fürchteten, Herwegh die fernere Duldung im Kanton zu verſagen. Vergebens petitionierten die Züricher Studenten und Handwerker dagegen, der berühmte Naturphiloſoph Lorenz Oken[2]) faßte eine beſondere Bittſchrift ab, in der er gegen die Ausweiſung eines „Dichters und Gelehrten von der Bedeutung Georg Herweghs" proteſtierte. Die Bittſchriften erhöhten nur die Wut der Gegner, welche ſchließlich Herwegh die Niederlaſſung in Zürich verboten, ſo lange er nicht während zehn Jahren Schweizerbürger geweſen. Er hatte ſich, ſchon ehe die Züricher Behörden gegen ihn verfuhren, um das Bürgerrecht im Kanton Baſelland beworben, und es gelang ihm hier, am 10. April 1843, von dem Landrat Baſellands endgültig in den Staatsbürgerverband aufgenommen zu werden.

Die Zeitſchrift »Der deutſche Bote aus der Schweiz«, von der im Briefwechſel wiederholt die Rede iſt, erſchien in der erſten Hälfte des Jahres 1843 unter dem Titel »Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz«. Für dieſen Band, den erſten und einzigen, welcher herausgegeben wurde, lieferte Georg Herwegh, außer den ſechs Gedichten »Morgenruf«, »Heidenlied«, »Amneſtie«, »1841—43«, »Pour le Mérite«, »Parabel«, eine ſehr ſchöne kritiſche Abhandlung über Friedrich von Sallet,

---

hang: Georg Herweghs Aufſatz aus dem Schweizeriſchen Republikaner vom 29. März 1842.

[1]) Joh. Kaſpar Bluntſchli (1808—1881). S. Varnhagen von Enſes Tagebücher (Juni 1856) und »Ferdinand Laſalles Briefe an Georg Herwegh« (Zürich 1895, Alb. Müller; Seite 43).

[2]) Lorenz Oken (eigentlich »Okenfuß«), Profeſſor (1779—1851), großer Gelehrter, Begründer der Naturphiloſophie; Profeſſor zu Jena und München, ſeit 1832 in Zürich, geſt. daſelbſt 11. Auguſt 1851.

dessen »Laienevangelium« in derselben Broschüre unter dem Titel: »Welche Zeit ist es im Reiche Gottes?« von Nees von Esenbeck[1]) philosophisch erörtert wurde.

Aus Zürich vertrieben, mußte der Dichter Ende Februar vorläufig zu dem Städtchen Baden (Aargau) seine Zuflucht nehmen. Dort vermählte er sich am 8. März 1843 mit seiner Braut.

* * *

Wie wertvoll vom literarischen Standpunkt die Briefe sind, welche Georg Herwegh und Emma Siegmund während ihrer reich bewegten Brautzeit miteinander wechselten, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Herweghs Prosa zeigt sich seinen Liedern ebenbürtig, der Stil ist gerade auch da, wo er eilig ist, einfach und ausgezeichnet und beweist, welcher Meister der Sprache Herwegh war. Ganz hervorragend, stilistisch wie seelisch, sind auch die Briefe der Braut. Der freie Ton bei einem jungen Mädchen kann wohl manchen in Erstaunen setzen, wenn er sich nicht vergegenwärtigt, mit welcher Glut, mit welcher Leidenschaft Emma Siegmund damals, wie ihr ganzes Leben lang, für die Freiheit schwärmte. Aus diesen unbefangenen Zeugnissen sieht jeder, welchen Schatz von Zuneigung, Charakter, Talent und Temperament Herwegh gefunden hat.

Keine bloße Herzensgeschichte erzählen aber diese Blätter und Briefe. Sie haben ein noch wichtigeres Interesse für den heutigen Leser: die damalige vormärzliche Zeit spiegelt sich in ihrem Rahmen, und zwar eine Zeit, die für die Entwickelung Deutschlands besonders bedeutungsvoll wurde und für die Quellen und Dokumente verhältnismäßig spärlich sind. Diese Briefe geben

[1]) Dr. Christian Gottfried Nees von Esenbeck, Freund Sallets, Botaniker und Philosoph (1776—1856).

ein Bild davon, wie die Stimmung auf der einen und der andern Seite war, ſie haben einen weiten hiſtoriſchen und kulturhiſtoriſchen Hintergrund, und ſo können ſie, mit den charakteriſtiſchen Eigenſchaften verſehen, die den Memoiren meiſt ihren beſonderen Reiz und Wert verleihen, obſchon ſie keine eigentlichen „Erinnerungen“ ſind, als eines der beſten Memoirenwerke betrachtet werden, denen der Geſchichtsſchreiber manch neuen Blick über die politiſche Pſychologie der vierziger Jahre abgewinnen wird.

Clermont-Ferrand, Stuttgart und Paris,
März 1906.

Die Herausgeber.

Georg Herwegh's Briefwechsel mit seiner Braut.

Verzeichnis der Briefe aus den Jahren 1842 und 1843.

1842.

Als Antwort auf E. S.'s Brief vom		siehe S. H.'s Brief vom		Als Antwort auf S. H.'s Brief vom		siehe E. S.'s Brief vom	
16. Nov.	S. 45	18. Nov.	S. 45				
18. „	„ 46	18. „	„ 46				
21. „	„ 47	22. „	„ 48				
23. „	„ 49	23. „	„ 50				
24. „	„ 50	27. „	„ 57	26. Nov.	S. 55	30. Nov.	S. 66
28. „	„ 60	30. „	„ 69	27. „	„ 57	1. Dez.	„ 71 u. 73
30. „	„ 66	4. Dez.	„ 80	28. „	„ 64	2. „	„ 78
2. Dez.	„ 78	10. „	„ 97	1. Dez.	„ 74	4.-5. „	„ 83 u. 87
9. „	„ 95	12. „	„ 98	4. „	„ 80	8. „	„ 93

1843.

3. Jan.	S. 100	6. Jan.	S. 104	9. Jan.	S. 112	15. Jan.	S. 115
5. „	„ 102	13. „	„ 113	13. „	„ 113	20. „	„ 132
8.-9. „	„ 107 / 110	20. „	„ 134	15. „	„ 125	24. „	„ 139
16. „	„ 115	24. „	„ 143	20. „	„ 134	29. „	„ 155
19. „	„ 128	28. „	„ 152	18. u. 24. Jan.	„ 127 / 143	31. „	„ 163
24. „	„ 130	31. „	„ 161	28. Jan.	„ 152	2. Febr.	„ 169
26. „	„ 148 / 151	3. Febr.	„ 173	31. „	„ 161	8.-9. „	„ 180 / 182
29. „	„ 155	8. „	„ 179	4. Febr.	„ 176	12. „	„ 190
30.-31. Jan.	„ 159 / 163	9. „	„ 183	8. „	„ 179	15. „	„ 201 / 204
3. Febr.	„ 174	10. „	„ 184	10. „	„ 184	18. „	„ 206
7. „	„ 177	12. „	„ 191				
8.-9. „	„ 180 / 182	14. „	„ 196				
10. „	„ 188	15. „	„ 199				
12. „	„ 190	18. „	„ 212				
15. „	„ 201 / 204	20. „	„ 214				
16.-17. Febr.	„ 206 / 209	22. „	„ 217				

[Berlin], den 16. November 1842.

Guten Morgen, mein lieber, lieber Schatz; ich bin weder Student noch Stadtverordneter, noch Schriftsteller, deren Besuch Du Dir für heute versagen willst, nur ein Gruß von Deiner Liebsten und der fliegt wohl frei zu Dir. Die Alte mit den Bildern soll mir Antwort bringen, ob Du über Nacht auch nicht kränker geworden; — fühlst Du Dich unwohl, dann bleib' mir zu Liebe in Deiner Wohnung, obschon ich nicht weiß, was ich ohne Dich mit meinem Tage machen soll; bist Du aber ganz munter und das mag der Himmel geben, dann sollst Du mir je früher desto willkommener sein. Das Sprechen haben wir Beide verlernt, das Schreiben ich zur Hälfte, aber mit dem Lieben da geht's ganz prächtig, mir ist ein ganzer Mai im Herzen, käme er doch auch so über Dich, Du würdest der Welt dadurch nur umso mehr sein können.

Leb' wohl bis auf Wiedersehen, mein Georg, wenn's Dich doch so recht überflutete!

Emma.

Berlin, 16. November 1842.

Meine liebe, gute Emma!

Ich fühle mich zwar sehr unwohl, indessen hoffe ich, Du sollst mich schon wieder gesund machen. Das Zuhausebleiben taugt am wenigsten für mich. Um 11 Uhr bin ich bei Dir. Heute wird keiner Seele Audienz erteilt; ich habe mich auf Mosens[1]) Zimmer geflüchtet.

Adieu, mein Schatz, und denk' an mich!

Dein

Georg.

---

[1]) Julius Mosen, Dichter und Novellist (1803—1867).

[Berlin], 18. November 1842.

Es iſt zwar klaſſiſch, aber fürchterlich, lieber Schatz, mich ſo lange auf einen Brief warten zu laſſen, jeden Augenblick hoffe ich, daß er einfliegen wird — vergebens. Wenn Du mir nur nicht kränker geworden biſt, weil ich gar ſo überglücklich durch Dich bin. Haſt Du ſchon Nachricht vom Könige?[1]) Deine ſtolze Braut möchte Dich gern begleiten. Ich zwinge mich nicht, weiter zu ſchreiben, wozu ſollte ich es auch. Mir liegt's wie ein Gewitter auf dem Gemüte, und ehe Du kommſt, wird wohl der Sonnenſchein ſich vergeblich erwarten laſſen. Mach, daß es bald helle wird.

Deine

Emma.

[Berlin, ohne Datum,
mutmaßlich 18. November 1842.]

Guten Morgen, mein Kind!

Man muß wohl früh aufſtehen, wenn man Dir zuvorkommen will. So laß Dir denn ſagen, daß ich ein unverbeſſerlicher Menſch und wiederum erſt gegen zwölf Uhr nach Hauſe gekommen bin. Die Geſellſchaft war auch klaſſiſch, aber niederträchtig. Alles ſchien ſein Verdienſtchen haben zu wollen, ich ſah keine zehn Knopflöcher ohne Ordensbändchen.[2]) Komplimente, Gratu-

[1]) Von Schönlein, dem Leibarzt Friedrich Wilhelms IV., war Herwegh zum König gebeten worden. Tag und Stunde des Beſuches hatte der König noch nicht feſtgeſtellt. Am 19. November wurde der Dichter von Schönlein abgeholt und in deſſen Wagen zum Schloß geführt. S. näheres über die Audienz im Vorwort.

[2]) Wie ſehr das Ordens-Unweſen von jeher Herweghs Spott provozierte, geht aus folgender Xenie des II. Teils ſeiner »Gedichte eines Lebendigen« hervor:

lationen und Langeweile die Hülle und Fülle. Das iſt ein Pack! Ob ich heute wohl oder unwohl bin, weiß ich nicht; daß ich Dich aber heute noch lieber habe, als geſtern, darfſt Du glauben. Wir wollen ein himmliſch Leben führen, und Du ſollſt den Leuten beweiſen, was eine Frau auch für die Welt aus ihrem Mann machen kann. Du darfſt und wirſt mich nicht ruhen und einſchlafen laſſen, wie man ſich's gewöhnlich denkt, wenn ein Poet in den heiligen Eheſtand ſich begibt. Jetzt erſt ſoll der Beifall für mich einen Wert haben, weil er Dir Freude machen wird.

So, — da haſt Du denn einen Morgengruß; den Kuß hole ich mir ſelbſt.

Dein Georg.

[Berlin], den 21. November 1842.

Du mein herzallerliebſter Schatz, wie haſt Du geſchlafen? Was hat Dir geträumt? Mir haſt Du auch in der Nacht keine Ruh' gelaſſen, biſt ein arger Strick!

Laſſ' mich es wiſſen, wann Du reiſt, und ob ich Dir nichts helfen kann. Die Königsberger werden denken, daß ich Dich hindere, und das wäre mir Deinetwegen leid. Ich fühle und weiß es, daß ich in keiner Weiſe Dich hemmen werde und darf, denn ich betrachte mich nur als kleines Erleichterungsmittel für Dich, Deine Zwecke ſchneller und ſicherer auszuführen. Ich will für mich nichts. Nichts, als die Gewißheit, Dir zu nützen

---

Die Dekorierten.

Nur Anmerkungen ſind ſie, die Herrn, zum Text der Geſchichte,
Darum hat man ſie auch alle mit *** verſehn.

Vgl. auch das Gedicht aus dem Jahre 1840: An einen Bekannten, der einen Orden erhalten hatte (II. Teil von »Gedichte und kritiſche Aufſätze«. Belle-Vue bei Konſtanz, 1845).

und durch Dich der Welt, und dazu fühle ich Riesenkräfte in mir. —

Adieu, mein lieber Georg, komme nicht gar so spät, wenn Du kannst, wir müssen ja bald scheiden.

Deine

Emma.

[Berlin], 21. November 1842.

Guten Morgen, mein lieber Schatz!

Wenn Schönlein diesen Morgen sich nicht sehen läßt, so reise ich wahrscheinlich morgen ab.[1]) Ich schicke Dir durch Deine Alte einige überflüssige Bücher, die Du mir bis zu meiner Rückkehr aufbewahren magst. Vergiß nicht, noch einmal an Follen,[2]) und wenn Du Lust hast, auch nur zwei Linien an Frau Schulz[3]) zu schreiben.

Ich werde Dir in Bälde meine Aufwartung machen.

Gott behüte Dich!

Dein

Georg.

[Berlin], 22. November 1842.

Guten Morgen, mein lieber Schatz!

Ich bin nun fest entschlossen, morgen abzureisen, und bitte Dich, mir Deine Alte zu schicken, um ihr einige Ueberflüssigkeiten, die ich nicht einpacken mag, mitzu-

[1]) Vgl. Anmerkung zum Brief vom 18. November. G. H. reiste nach Königsberg in der Absicht, unter den dortigen Liberalen, die sich um Jacoby scharten, tüchtige Mitarbeiter für seine angekündigte Zeitschrift »Der deutsche Bote aus der Schweiz« zu erwerben.

[2]) S. Vorwort (Seite 17).

[3]) S. Nachwort (Seite 221).

geben. Sind erſt die Königsberger Angelegenheiten erledigt, ſo kann ich immerhin noch einige Tage länger als ich im Sinne hatte, bei Dir bleiben, mein gutes Herz.

Deine Mutter war letzthin ſo gütig, mir eueren Wagen anzubieten; kann ich denſelben heute auf eine oder zwei Stunden benützen, ſo bin ich umſo früher und länger bei Dir: Genirt euch aber nicht!

Ich küſſe Dich tauſendmal

Dein

Georg.

Schreibe an Follen, und wenn Du willſt, nur auch zwei Linien an die Schulz.

[Berlin], 23. November 1842.

Mein lieber Schatz!

Dein Brief nach Königsberg iſt ſchon unterwegs, und hier ſchicke ich Dir den an Follen und Frau Schulz mit einem herzlichen Morgengruß.

Sag, wie es mit Deinem Huſten ſteht, und ob Du heut oder morgen reiſt, ich will Dir dafür auch ganz was Neues mitteilen, mußt es aber keiner Seele weiter anvertrauen: ich liebe Dich unendlich! und noch viel, viel mehr. Lebwohl, mein Schatz, weiter weiß ich wirklich nichts zu ſchreiben, liegt doch alles, alles ſchon darin. Wirſt Du heut zu Fanny Elsler[1]) gehen? Oder zur Hagn?[2])

Dein Schatz.

---

[1]) Berühmte Tänzerin (1810—1884).

[2]) Charlotte von Hagn, bekannte Schauſpielerin.

[Berlin], den 23. November 1842.

Guten Morgen, mein lieber Schatz!

Du bist recht brav, daß Du mir die Briefe so pünktlich geschickt hast. Ich gebe sie der Alten gleich mit auf die Post. Follen wird eine große Freude haben.

Noch weiß ich nicht, reise ich heute oder morgen; meine Baschkiren[1]) haben mir noch keine Antwort zugehen lassen. Jedenfalls behalte mich auch noch für morgen lieb, und etwas darüber. Ja?

Ich küsse Dich,

Dein

Georg.

[Berlin], den 24. November 1842.

Mein lieber, teurer Georg!

Du wirst herzlich lachen, daß ich schon heute meine Schreiberei anfange, wo Du uns kaum verlassen, aber wem das Herz so voll ist, wie mir, dem fehlt die Geduld zum Warten; wirst schon mitten in dem bewegten Treiben einen Augenblick für Deinen Schatz finden, den Du ihm gern gibst. Ich bin so fortwährend mit Dir, daß die Traurigkeit gar nicht bis zu mir gelangen kann. Die Freude Dich endlich gefunden zu haben, und all' meine besten Kräfte Dir widmen zu dürfen, giebt mir eine solche Ruhe und Fassung, daß es nur einer guten Nachricht von Dir bedarf, um mich heiter zu erhalten. Hast Du erst die Reise überstanden, werde ich um

[1]) Bakunin und Turgenjew, deren Bekanntschaft G. Herwegh kurz zuvor in Dresden gemacht hatte. S. diesbezügl.: »1848«, Briefe von und an Georg Herwegh (Langen, München 1896) und Vorwort (Seite 24).

vieles froher ſein. Wie glücklich werden die Königsberger ſein, Dich dort zu haben, und wie ſtolz ich, wenn bei all dem Großen, was Dich wieder neu erregt, mir es doch ſo klar im Gemüte ſteht, daß einen Teil Deines Herzens Deine Liebe ausfüllt.

Jetzt, nun Du fort biſt, komme ich erſt allmählich zur Beſinnung; bis geſtern Abend, wo wir von einander ſchieden, war ich noch wie im Rauſch. Du glaubſt nicht, wie die Liebe mich verändert hat. — Es ſteht wie eine Offenbarung in meinem Herzen, ſo reich, ſo weit, ſo groß! Das alles danke ich Dir. Ich weiß jetzt, wozu ich lebe und daß ich lebe, und ob mein Leben ſich jetzt zur Sonne oder zur Nacht wendet, — ich trage einen Schatz in mir, den Niemand mir zu verkleinern imſtande iſt. —

Meine Liebe ſteht über jedem äußern Einfluß, ſie iſt meine Religion. Schreibe mir, wenn Du ſonſt genug Muße findeſt, wie Königsberg, wie jeder Einzelne dort von den bekannten Kämpfern Dir gefällt. Die Zeitung berichtet viel, aber leider faſt nie das Wahre. Ich bin überzeugt, Du wirſt dort mehr echte Geſinnung und weniger Redensarten finden, die Dich hier anwidern mußten. Der Berliner Liberalismus iſt nur eine Livree, als bunter Plunder den Bedientenſeelen übergehängt, ein einziger Anlaß und die Maske fällt. Jetzt iſt das Tagesgeſpräch Deine Unterhaltung mit dem Könige; wohl vier verſchiedene Perſonen haben mich heute ſchon um nähere Notizen befragt, die ich ihnen leider, unter dem Vorwand, nicht näher unterrichtet zu ſein, verſagen mußte. Die Leipziger Zeitung meldet heute als neueſte Weltbegebenheit unſere im Mai bevorſtehende Hochzeit. Bezeichnet dies nicht auf eine klaſſiſche Weiſe die Armut der Intereſſen?

Morgen vormittag fange ich meine Zeichenſtudien an, es iſt das beſte Mittel, mir Deine Entfernung er-

träglich zu machen, wenn ich das treibe, was Dich noch einst irgend erfreuen kann. Ich möchte Riesenkräfte haben, die Beste, Liebenswürdigste, Schönste sein, nur für Dich, um Dich dereinst ganz beglücken zu können. Glaub's mir, mein einziger Schatz, so könnte keine Zweite Dich lieben, einen stolzern, kühneren Einzug hat nie ein Held gehalten, als Du in meinem Herzen. Noch fünfzehn Tage, dann habe ich Dich wieder. Bleib' mir gesund und denk' an mich. Der alte „Zaunkönig" [1]) und alle lassen Dich grüßen.

Deine

Emma.

Berlin, den 25. November 1842.

Nach Mitternacht.

Ich mag meinen Tag nicht beschließen, mein geliebter Georg, ohne Dir eine gute Nacht durch die Ferne zu rufen. Im Hause schläft alles, ich allein bin wach und mache die kalte Reise mit Dir. Wäre ich heute eben so heiter gewesen, wie gestern, hätte ich wieder einen Brief an Dich abgeschickt, aber der gute Mut hatte viel nachgelassen, und an seine Statt zog die Sehnsucht nach Dir, mein herzallerliebster Schatz, von allen Seiten ein. Ich weiß wahrlich nicht, wie es werden soll. Seit Du fort bist, will's mit keiner Sache gehen, es scheint, daß alle Kräfte sich dem Herzen zugewendet haben. — Lieben kann ich bis zur Meisterschaft — darin sitzt nun alle Klugheit und der ganze Plunder meiner kleinen Gelehrsamkeit. Mit dem Zeichnen bei Holbein [2]) hat's

[1]) Emmas Nichte, die kleine Anna Piaget (geb. den 25. August 1839), welcher Herwegh diesen Namen gegeben hatte.

[2]) Prof. Holbein, Direktor der Berliner Akademie, bei welchem Emma Zeichnen und Malen gelernt. S. Vorwort (S. 25).

auch nicht gehen wollen, Du ſtandeſt mir zu lebhaft vor Augen, wie ich zum letztenmal vor Dir geſeſſen. Abends war der Dr. Ebert[1]) da, Fanny[2]) unterhielt viel und ich war recht glücklich, ſtill dabei ſitzen zu können. Haſt Du nicht gemerkt, daß ich bei Dir geweſen? Während allerhand Gleichgültiges beſprochen wurde, habe ich an die Zukunft gedacht, wie ſchön es ſein wird, wann wir beide fortfliegen in die weite Welt und uns um all' die Nichtigkeiten und Kleinlichkeiten der Leute nicht kümmern wollen. Dein Gedicht von der Lerche[3]) leſe ich wohl dreimal des Tags, und ſitze ich allein, dann ſage ich es mir. Es iſt eine Glut drin, wie in keinem andern, Du haſt es mit Deinem Herzblut geſchrieben. Mein Schatz, dann, wann es tagen wird und die große Völkerdämmerung anbricht, dann folge ich Dir mit in den heiligen Kampf, und ſelbſt ſollte ich Dich verlieren, ich will es, wenn Du zum Beſten der großen Sache ſtirbſt. — Und doch, ohne Dich in der Welt, mich durchſchaudert's, wenn ich es ausdenken will; lebe ich doch jetzt eigentlich nur in Dir und durch Dich. Hätte ich nur erſt Nachricht, wie Du die Nachtreiſen überſtanden, in drei Stunden kannſt Du in Königsberg ſein. Das wird einen Jubel geben! unter den Frauen nicht minder. Werden viele ſein, die Dich gleich der Frau Voigt[4]) lieben und achten. Es dämmert ſchon, ich will nur für heute das Schreiben aufgeben. Was wollt' ich geben, könnt' ich eine Minute Dir in die lieben Augen ſehen! mein Schatz!

---

[1]) Dr. Hermann Ebert, Arzt der Familie. Er war es, der Herweghs zweiten Sohn »Camille« (geſt. 14. April 1848) gepflegt.

[2]) Madame Fanny Piaget, Emmas verwitwete Schweſter (geſt. 1. Januar 1899).

[3]) S. »Gedichte eines Lebendigen«.

[4]) Gemahlin von Johannes Voigt, Profeſſor in Königsberg.

Den 26.

Vor wenigen Stunden habe ich einen Brief aus Polen von meiner Freundin[1]) erhalten, sie ist ganz glücklich in dem Gedanken, bald Deine persönliche Bekanntschaft zu machen und dankt Dir innig für Deine Namensunterschrift in dem Buche. Habe ich Dich nur erst wieder, dann können wir gemeinsam das Für und Wider dieser Reise erwägen. Diesen Abend bin ich bei Ottilien.[2]) — Was ich eigentlich dort soll, weiß ich nicht recht. Du nimmst mir dergestalt Herz und Kopf ein, daß ich nur alles in Beziehung auf Dich verstehe und sehe, folglich zu jeder Unterhaltung untauglich bin, die eben nicht Dich zum Anfang oder Ziele hat. Ein Mädchen kann viel lieben, das magst Du glauben. Ich möchte Dir meinen Geist leihen, aber Dein Herz zu mir nehmen, es sollte tief wie im Meergrund geborgen sein. Ich bin recht begierig, welchen Eindruck Dir die Ostsee machen wird, für mich gibt's kein Element, diesem Einen vergleichbar. Wieder ein Tag vorbei, kann ich

---

[1]) Emilie Szczaniecka (geb. 28. Mai 1805, gest. zu Pakoslaw 9. März 1898), bekannte polnische Patriotin, die schon im Jahre 1831 durch heroische Aufopferung im Verein mit ihrer hochherzigen Freundin Claudia Potocka sich einen unsterblichen Namen in der Geschichte Polens erworben. Welche Verehrung Emma Herwegh dieser ihrer intimsten Jugendfreundin bis ans Lebensende gezollt, geht auch aus folgenden Emmas Tagebuch entnommenen Zeilen hervor: „Sie, die dem allgemeinen Interesse stets das ihrige geopfert, deren ganzes Leben für andere, deren ganze Kraft dem Höchsten und Edelsten, dem Wohl der Mitmenschen geweiht war, zu der nie ein bedrücktes Herz vergebens sich um Rat und Trost geflüchtet, deren Seele ein Asyl für jeden Unglücklichen war, ähnlich den Gnadenbildern in den katholischen Kapellen, zu denen die Leidenden wallfahrten und durch den Glauben gestärkt geheilt zurückkehren."

[2]) Ottilie von Graefe. (S. Vorwort Seite 27.)

bald ſagen, aber die Tage werden gar lang ohne Dich, die Sehnſucht dehnt ſie gewaltig aus.

Ich habe heute Abſchied von den belgiſchen Bildern genommen, morgen wird die Ausſtellung geſchloſſen. Es ſind doch großartige Schöpfungen, man muß ſich nur erſt hineinſehen, um ſie richtig zu erfaſſen. Haſt Du keinen Bekannten in Berlin, deſſen Porträt Dir Freude machen würde? Beſinn' Dich einmal, mein Schatz, damit ich Dir doch etwas zuliebe tun kann. Ich bin mir nie ärmer an Talenten vorgekommen, als gerade jetzt, wo ich einen unerſchöpflichen Born von inneren Reichtümern beſitzen möchte, Dein Leben damit zu ſchmücken. Vielleicht kommt er mir über Nacht, hab' nur Geduld. — Ich fühl's, daß ich Dich glücklich machen werde, wenn ſonſt die Allgewalt der Liebe dauernd befriedigen kann. Was fände in ihr aber nicht ſeinen Urſprung? Iſt denn das wahre Erglühen Deiner Seele für die Freiheit der Völker etwas anderes? Wüßteſt Du, wie ich Deinen Brief erſehne! Adieu!

Deine Emma.

Königsberg, Samstag früh 9 Uhr.
26. November 1842.

Meine gute Emma, mein lieber Schatz!

Endlich, vor einer Stunde bin ich hier angekommen, beinahe aber nicht, denn die Weichſel ging geſtern ſo ſtark mit Eis, daß man kaum überſetzen konnte; über die Boga waren fußbreite Bretter gelegt, die man bei ſtockfinſterer Nacht kaum ſah. Geſprochen habe ich hier noch niemand, kann Dir alſo eigentlich nichts erzählen, ich will erſt gegen Mittag zu Voigt[1]) ſteigen und den

[1]) Voigt (Johannes), Geſchichtsſchreiber, geb. 27. Auguſt 1786, geſt. 23. September 1863 als Profeſſor in Königsberg.

Morgen zur Ruhe benützen. An Voigt adressiere Deine Briefe; ihr Frauen habt mehr Talent, Briefe zu schreiben, als wir Männer, auch wenn ihr uns eben nichts Besonderes zu sagen habt. Melde mir wenigstens so schnell als möglich, daß Du mich nicht vergessen und noch so lieb hast wie bisher. Dasselbe will auch ich Dir hiemit gemeldet haben. Ich verstehe mich auch aufs Briefschreiben — gelt?

Natürlich träumte ich auch von Dir, mein Schatz, und von unserer künftigen kleinen Haushaltung. Die erste Nacht war ich in meinen Träumen etwas geniert durch vier Strohköpfe von Gutsbesitzern, die mit Schnaps und Kartoffeln renommierten. Die zweite Nacht ging's schon besser, da fuhr ich nur in Gesellschaft eines haarigen Juden, der mich beharrlich nach der Hauptstadt der Schweiz fragte. Die dritte Nacht war ich ganz, ganz allein mit Dir zusammen und habe Dir prächtige Geschichten und tausend stolze Pläne erzählt, die Du mir nicht zu Wasser machen darfst. Zwischen Marienburg und Elbing hatte ich meinen Spaß mit einem Studenten, der meine Gedichte gelesen hatte und sehr enthusiasmiert war. Ich gab mich als Landsmann des Georg Herwegh zu erkennen und machte Deinen Schatz fürchterlich schlecht. Der Student wurde ganz verblüfft und hätte mich, glaube ich, gern geprügelt. In Elbing endlich löste sich wider meinen Willen das Rätsel durch den Esel von Kondukteur, der mich beim Namen rief. So — jetzt, was hast Du erlebt? Baust Du rüstig weiter an unsern spanischen Schlössern? Sag' einmal, Schatz!

Meine Liebe wird nicht kalt, aber der Kaffee, auf den ich mit Schmerzen wartete. Darum erlaube mir, zu schließen und Dich herzlich, recht herzlich zu küssen. Ich kann Dir meine Seligkeit nicht weiter schildern, da ich sie selbst nicht begreife.

Grüße Deine Eltern, Deine Schweſtern und Deinen Bruder und vergiß mir nicht, den kleinen Zaunkönig abzuküſſen.

Ich habe Dir Deinen Willen getan und ſogleich geſchrieben. Laß mich nun auch nicht lange warten.

Dein Georg.

[Königsberg], Sonntag, 27. November.

Guten Morgen, mein liebes Kind!

Ein Tag wäre denn herum! Der Brief, den Du Donnerstag früh in Berlin auf die Poſt gegeben, kam zugleich mit mir in Königsberg an. Hätte ich Voigt eine halbe Stunde ſpäter aufgeſucht, ſo hätte ich denſelben ſchon nicht mehr zu Hauſe angetroffen. Er war eben im Begriff, mit Jacoby, Walesrode, Crelinger[1]) u. a. mir bis Elbing entgegenzufahren, da man mich erſt Samstag abend erwartete. Ich logiere übrigens nicht bei Voigt, ſondern bei dem Juſtizrat Crelinger, einem Bruder des Berliner Crelinger, aber das komplette Widerſpiel desſelben. Mein Quartier iſt recht freundlich und elegant und ich fühle mich recht wohl unter den braven Leuten hier, die von meiner Verlobung mit Dir natürlich ſchon Kunde hatten, ja ſogar bereits wußten, daß meine Braut eine ſehr kühne Reiterin iſt. Hörſt Du, das Reiten darfſt Du mir im heiligen Eheſtand nicht aufgeben, Du mußt in allen Stücken das kühn-heroiſche Mädchen bleiben, das Du jetzt biſt. Nicht wahr? Die gute Frau, die mich liebt und achtet,[2]) habe

[1]) Jacoby, Ludwig Walesrode, Crelinger, ſ. Vorwort (Seite 34—35).

[2]) Frau Johannes Voigt, ſ. Emmas Brief vom 25. Nov. (S. 52).

ich auch geſprochen, haſt aber nichts von ihr zu fürchten, mein guter Schatz. Die übrige Königsberger ſchöne Welt habe ich noch nicht kennen gelernt, will Dir übrigens nach Einſicht derſelben getreulichen Bericht erſtatten. Etwas, was ich an allen Liberalen unſerer Zeit vermiſſe und auch bei den Königsbergern, iſt ein gewiſſer idealer Anflug. Sie ſind alle klug, brav, munter, rührig — ja ſie ſind nobel, was man ſo unter nobel verſteht, aber ſie beſitzen doch nicht jene Nobleſſe, jenen Adel, jenes Ehrfurchtgebietende, wonach mein Gemüt wenigſtens überall verlangt.[1]) Ob Du mich begreifſt, weiß ich nicht, vielleicht kann ich Dir das einmal mündlich klar machen an Deinem eigenen kleinen Per-

[1]) Die ganze Vornehmheit von Georg Herweghs Charakter äußert ſich in dieſer Beurteilung der Liberalen ſeiner Zeit und erklärt a priori die von nun an immer weiter werdende Kluft, die ihn von ſo manchen Vertretern ſeiner politiſchen Prinzipien trennen ſollte. Man vergleiche mit obengeſagtem Herweghs ſchon im Jahre 1839 verfaßten Aufſatz: „Eine demokratiſche Verirrung“ und folgenden einem ſeiner — ſieben Jahre ſpäter — an ſeine Frau gerichteten Briefe entnommenen Paſſus: „Nein — in dem Kreis dieſer deutſchen Republikaner iſt mir immer etwas zu Mut wie in einer Kirche. Das wirklich Freie in mir wird durch ihre Berührung verletzt und in ihrer Nähe fühle ich mich unterdrückt. Auch ihre Republik iſt am Ende nur ein neuer politiſcher Glaubensſtall, in den ſie uns hineintreiben wollen. Sie zweifeln an nichts mehr — es gibt für mich keinen fürchterlicheren Menſchen, als einen, der an nichts mehr zweifelt. Sie lieben alle die g a n z e Menſchheit — womit ſie das Unvermögen maskieren, einen einzigen, der ihnen in der Wirklichkeit entgegentritt, wirklich zu lieben. Sie erlauben mir nicht, einen Menſchen zu lieben, weil mir ſeine Naſe gefällt, aber ſie b e f e h l e n mir, den Haufen von Canaillen zu embraſſieren, den ſie Menſchheit titulieren. . . . . Und ſie halten ſich für revolutionär, weil ſie viel Blut verlangen und zu ſchreien verſtehen, während ihnen der alte Adam, der Unſinn von 1800 Jahren, aus allen Poren ihres Körpers hervorquillt.“ —

ſönchen, das Deinem Schatz in der erſten Stunde ſo imponierte und Gott weiß womit allen Deinen Freunden und Freundinnen eine Art von Scheu einflößt. Sieh, ſo eine Art ſtiller Größe, die ſich wie eine Atmoſphäre um den Menſchen legt — das meine ich eigentlich. Aber, ich werde albern, wenn ich weiter räſoniere.

Zehn Tage werde ich wohl zum mindeſten hier bleiben müſſen. Morgen oder übermorgen wollen meine Freunde zu Schlitten mit mir an die See fahren. Ich freue mich wie ein Kind, denn ich ſehe das Meer, wie Du weißt, zum erſtenmal. Die Seele muß einem ſo recht weit werden; ich möchte wohl einmal ein Vierteljahr mit Dir auf dem Meere oder an dem Meere zubringen.

Noch etwas: Seit dem Beſuche beim Könige bin ich viel ſtolzer geworden, das heißt viel freier. Das Königtum iſt tot, maustot für mich und wird gar keine Zauberkraft mehr auf die Welt ausüben können. Wie klein, wie unendlich klein und ordinär iſt mir der Mann erſchienen! Ich fange an, Mitleid mit den gekrönten Häuptern zu bekommen. Sie ſpielen eine mehr als armſelige Rolle.

Gott, wie freue ich mich, mein Leben mit einem Mädchen teilen zu können, das für Eine Sache ſchwärmt, und dem ich nicht anders gefallen kann, als wie ich den Beſten meiner Zeit gefalle. Du wirſt mir viel, ſehr viel ſein; ich fürchte nur, daß Du Deine Forderungen zu hoch ſtellſt. Liebe nicht allein den Poeten in mir, er möchte, ſo viel Mut und Kraft er in ſich fühlt, die Welt zu erobern, Deinen Erwartungen nicht entſprechen können. Liebe mich ſo ſehr, daß Du auch mit wenigerem, als Du in Deinen Träumen von mir begehrſt, zufrieden ſein wirſt.

Dein Georg.

Noch habe ich keinen Brief von Dir, warum läßt Du mich ſo lange warten?

Berlin, den 28. November 1842.

Es iſt eine ſchöne Sache um die Hoffnung, mein lieber Georg; ſeit ſieben Uhr bin ich ganz trunken in der Ausſicht, daß jeden Augenblick ein Liebeszeichen von Dir zu mir hereinfliegen kann. Ich zähle wie Ingeborg jedweden Morgen und Abend, wann mein Geliebter endlich heimkehren wird, und kürze mir auf dieſe Art die Stunden ohne Dich. Am Sonntag waren hier viel Gäſte, als aber die Stunde kam, in der ich vierzehn Tage zuvor Deine Braut geworden, habe ich mich auf mein kleines Zimmer geflüchtet, um recht allein, ganz allein mit Dir zu ſein; unten hätten tauſend Fragen mich doch fortwährend geſtört. Ein Herr Manet,[1]) von dem ich Dir ſchon erzählt, ein geſinnungsloſer Bube, ſagte mir an jenem Abend, ich ſolle mich ſehr in acht nehmen, Bräute und junge Frauen wären ihm ſtets gefährlich geweſen, worauf meine Antwort: ſollte die Braut eines Republikaners Ihnen gefährlich ſein können, ich zweifle ſehr, — mich ſeinen ferneren Unterhaltungsformeln entzog. Ich kann es Dir nicht beſchreiben, wie dieſe preußiſchen Beamtenſeelen mir verhaßt ſind. Wenn der Himmel nicht gar ſo hoch wäre, möchten ſie einen Schleier vor die Sonne ziehen, damit ihre Strahlen gemäßigt auf den ewig gebeugten Rücken fallen möchten. Ein ſtarrer Ariſtokrat iſt mir, wenn ich wählen muß, zehntauſendmal lieber, als dieſe fahle Brut.[2])

[1]) Aſſeſſor.

[2]) „Ich habe nie eine Scheu vor den Ariſtokraten gehabt, die mit Freimütigkeit ihre Farben trugen, ſo fern ich ſelbſt ihrer Anſicht bin, aber einen tiefen Widerwillen hege ich gegen jene Menſchenmaſſe, die weder groß genug ſind, nach der Freiheit zu ſtreben, noch mutig genug, ſich dreiſt der entgegengeſetzten Partei anzuſchließen. Dieſes ſogenannte juste-milieu, aus dem weder eine Tugend, noch ein Verbrechen hervorgeht, für das es in der ganzen Farbenwelt keine beſtimmte gibt, dieſe Zwitternaturen,

Nein, ich möchte Dich um alle Freuden der Welt nicht ruhiger als Du biſt; nur wo Bewegung iſt Fortſchritt, nur im fortwährenden Kämpfen Glück. Ich weiß, daß uns keine idylliſche Zukunft winkt, ich weiß, daß unſere Charaktere ſich noch arg aneinander reiben müſſen, um ungehindert dieſelbe Bahn zu verfolgen, aber dieſe Erkenntnis gibt mir Mut und Freudigkeit, ſtatt Beſorgnis. Solchen Mann habe ich mir gewünſcht, nur ſolchen konnte ich lieben, — und liebe ich. Was liegt doch für ein Himmel in dieſem Bewußtſein. Könnte ich es Dir doch recht ausſprechen, was Du mir biſt, und ich durch Dich. Lieber ein kurzes Leben, als ein langes behagliches. Die Behaglichkeit, das iſt die Schmarotzerpflanze unſerer Zeit. Alles muß abgewartet werden — die Freiheit auch. Wenn ſie über Büchern ſitzen, denken ſie, daß ihnen

---

halb liberal, halb royal, dieſe echten Schmarotzerpflanzen, die heute auf die Auferſtehung Polens und morgen auf den Kaiſer Nikolaus ihre Toaſte ausbringen, in dem einen Knopfloch den Orden der Légion d'honneur und dicht daneben einen für geheime Staatsdienſte, vielleicht in Rußland erworben, tragen; das iſt die Brut, die ich vertilgt ſehen möchte. Glaubt, was ihr wollt, nur habt den Mut, eure Geſinnungen offen zu bekennen und zu vertreten. — Damit iſt von keinem Herausſchreien ſeiner politiſchen Anſichten die Rede, nicht davon, daß man dem erſten beſten Hansnarren ins Geſicht rufe: ich bin liberal, ich bin Royaliſt — nein, nur davon, im Falle der Notwendigkeit, wo es darauf ankommt, die gegenſeitigen Meinungen auszutauſchen; da ſeid offen miteinander. Seid lieber erklärte Opponenten, als falſche Mitſchleicher — wie der Schlamm grüner Gewäſſer, der ſich auf den klaren Waſſerſpiegel ſetzt und ihn entſtellt — dieſer Schlamm iſt das rechte Bild jener Höflinge und Speichellecker, die ſchon bei Lebzeiten Seele und Leib den Konvenienzen zum Opfer gebracht haben, und doch ſo wenig wahre Rückſichten kennen, ſo wenig von dem, was das Gefühl der Nächſtenliebe uns zu tun gebietet." (Aus Emmas Tagebuch, 1842.)

dereinſt als Belohnung für eifriges Studieren die Freiheit als Prämie gereicht werden wird. Wir wollen es anders machen, lieber Georg, die große und kleine Republik werden ihre Zeit treiben helfen, ſtatt ſich treiben zu laſſen. Jeder Menſch ſollte ein Flügel ſeiner Zeit werden, aber die meiſten ſind Blei. Ich glaube, ich fange an zu philoſophieren, nimm's nicht übel, lieber Schatz, das helle Wetter und die liebe Ausſicht auf Deinen Brief machen mich übermütig. Du bekommſt heute auch einige Zeilen von mir, ich wollte nicht allein Freude haben und Dich auf eine ſanfte Art zwingen, mein zu gedenken, trotz aller Zerſtreuungen und Anregungen in Königsberg. Seit Du fort biſt, hat ſich ein Dr. Tropus aus Leipzig, Bekannter von Moſen und Dir — wie er ſagt, bei uns eingeführt. Dich hat er erſt am Tag Deiner Abreiſe mit Moſen beſucht, iſt alſo ſicherlich einer der Quälgeiſter geweſen, die Dich an jenem Morgen ſo unwirſch gemacht. Er gehört, wie es ſcheint, den gemäßigſt Liberalen an, treibt's mehr ſcheinbar als Handwerk, und wird, wenn's damit nicht geht, wohl mit der Zeit ſich auf ein anderes Fach legen. — Dieſen Eindruck hat er mir gemacht, ich kann mich freilich irren. Leb' wohl, mein Schatz, auf eine kleine Zeit, mein Roß erwartet mich und wiehert ſchon gewaltig im Stall, ich folge dem Rufe und laſſe mich auf eine Stunde forttreiben. Wenn's doch bis zu Dir eilte, aber wer weiß, den Herren Jacoby u. a. käme ich vermutlich ſehr ungelegen — vielleicht auch Dir? Das letzte glaub' ich nicht, ſelbſt wenn Du es mir einreden wollteſt; würde denken, mein Schatz kennt ſich ſelber nicht. — Haſt mich lieb, mein Herzensjunge? Kannſt mir's immer mal ſchreiben, werde nie überdrüſſig der Wiederholung. Eben fliegt ein Kuß zu Dir, leider gar ſymboliſch, — fange ihn auf und bringe ihn mir wieder.

Die gute Laune hat sich empfohlen. Der heiß ersehnte Brief ist ausgeblieben. Wenn Du nur nicht krank bist. Dieser Gedanke tritt wie ein Gespenst zwischen mein Glück. Wenn man so wie ich sich mit allen Fasern der Seele an ein Wesen gekettet fühlt und muß um dies eine in Sorge sein — das ist wohl schrecklich. Nun steht mein Hoffen fest auf morgen, denn selbst wenn Dein Unwohlsein zugenommen, darf ich ja denken, daß Du einem andern den Auftrag, mir zwei Worte zu schreiben, gegeben haben wirst. Du weißt ja zu gut, daß ein Verschweigen aus Schonung mir gegenüber eine große Härte wäre. Ich will nicht nur der Gefährte Deines Glücks sein, ich will und muß alles mit Dir teilen. Nur wen wir gering schätzen, laden wir allein zum Freudenmahle ein, die geliebten Personen sind lebenslänglich zum Geleite angenommen. Ich tue gewiß besser, wenn ich mein Geschreibsel einstelle, damit der heitere Brief ohne trüben Schluß zu Dir gelangt. Die Königsberger Zeitung, von der ich Nachrichten über Deinen Empfang erwartete, ist auch noch nicht hier. Alles geht verdreht! Heute Abend kommen Duncker[1]) und seine Braut.[2]) Was soll ich nun mit den Leuten reden in meiner Sorge um Dich? Wenn ich ehrlich bin, empfange ich sie gleich mit den Worten, daß ich sie zu allen Teufeln wünsche. Lieber, lieber Georg, was hast Du aus mir gemacht? Von europäischer Liebenswürdigkeit ist gar nicht mehr die Rede, ich will, ich denke, ich fühle nur Dich, sonst nichts — aber in Dir alles. Leb' mir wohl, mein einziger, teurer Schatz, halt Dich wacker und verlerne nicht das Lieben, ich wüßte sonst nicht, was ich noch sonst auf der Welt sollte.

Da Du bis nächsten Mittwoch in Königsberg zu

---

[1]) und [2]) Duncker und Charlotte Gutike. S. Vorwort (Seite 25 und 28).

bleiben gedenkst, kann ich Dir getrost nach dorthin schreiben. Die Eltern und Geschwister, auch der Zaunkönig, grüßen Dich herzlich. Meine Seele grüßt Dich immer, immerzu. Adieu!

Deine

Emma.

Königsberg, Montag, 28. November 1842.

Nur noch guten Abend will ich Dir heute sagen, meine teure Emma; da ich nicht den Trost habe, etwas von Dir zu lesen, so will ich wenigstens den Trost haben, Dir zu schreiben und mich auf diese Weise ein paar Augenblicke mit Dir zu unterhalten. Seit ich hier anwesend bin, ist die Post erst einmal von Berlin angekommen; der Uebergang über die Weichsel scheint schwieriger geworden zu sein.

Eben war eine kleine Deputation von Studenten in Gala bei mir, um mir zu erklären, daß man von Seiten der Behörden einer etwaigen Demonstration bereits zuvorgekommen sei. Es ist gut, daß nicht viel Leute nach Königsberg reisen; in der Ferne und aus der Ferne flößt auch das mehr Respekt ein, als in der Nähe betrachtet; man denkt sich die Anzahl freisinniger Männer viel größer, als sie in der Tat ist; und unter diesen Freisinnigen selbst hat es wieder sehr bescheidene Exemplare. Politisches Geschick ist hier so selten, wie überall in unserm guten Vaterlande; noch ungemein viel Vertrauen auf den guten König; Republikaner sind spärlich gesät. Die Bürgerschaft indifferent; die Frauen besser als die Männer. Poesie fehlt.

Jacoby und Crelinger gefallen mir am besten. Der erste wird mit der Zeit noch weit gehen und flößt mir Zutrauen ein. Auch stehen wir, wie mir scheint,

recht herzlich zuſammen. Die Berliner können ihn übrigens auf zehn Jahre verurteilen, und es wird ſich keine Hand für ihn regen.[1]) Mit der liberalen Bourgeoiſie werden wir nie ſiegen, wir müſſen die Sympathie der Maſſen ſuchen, ſonſt geht es nicht, und wird ein Sieg immer nur ein momentaner ſein.[2]) Mein Dichten und Trachten iſt nun, etwas hinaus zu ſchleudern, was die Menge packt und ergreift. Ein gelungenes Lied wäre hinreichend; warum kann ich keine Marſeillaiſe ſchreiben?

Ich bin ein hübſches Stück von einem Bräutigam; ich politiſiere mit meinem Schatz. Aber ich weiß, was mein Schatz an mir liebt, und will ruhig ſein. Ja, die Welt ſoll erfahren, daß Du mich nur gehoben, nicht gefangen haſt, wie ſo viele nun glauben werden. Auch Deine Geſundheit wurde geſtern bei einem Mittageſſen ausgebracht, und ich habe tüchtig darauf getrunken.

Heute abend will ich einen Beſuch bei Schön[3]) machen, mit dem ſie auch wichtiger tun, als er verdient. Doch — ich werde ſehen.

Wie bringſt Du jetzt Deine Abende zu? Könnte ich mich nur auch Freitag oder Samstag hier losmachen. Mich verlangt nach Dir. So ein bißchen Sehnſucht iſt ja verzeihlich.

---

[1]) Dr. Jacoby wurde indeſſen vom Kammergericht völlig freigeſprochen mit Tadel des früheren Erkenntniſſes, das ihn verurteilte. S. Jacobys Verteidigungsſchrift: »Meine Rechtfertigung wider die gegen mich erhobene Anſchuldigung des Hochverrats, der Majeſtätsbeleidigung und des frechen unehrerbietigen Tadels der Landesgeſetze.« (Zürich-Winterthur, Verlag des Literariſchen Comptoirs, 1842.)

[2]) Aehnlich urteilt G. H. im Jahre 1847: „Die erſte Revolution in Deutſchland wird für uns nichts Tröſtliches haben, da ſie der Sieg der bourgeoiſen Niederträchtigkeit ſein wird."

[3]) S. Seite 34 und G. Herweghs Xenie Seite 186.

Schreibe mir auf diesen Brief Danzig poste restante, da ich spätestens heute über acht Tage von hier Abschied nehme. Wenn Du aber glaubst, daß ich noch einen Brief hier erhalten kann, so adressiere nach Königsberg (Justizrat Crelinger). Schreibe mir viel, recht viel, über Gegenwart und Zukunft. —

Die Leipziger Zeitung weiß nun heute schon wieder, daß ich Dich im Mai heimführen werde. Ich glaube gar, der Korrespondent ist euer Hausfreund. Grüße und küsse Dein ganzes Haus, Vater, Mutter, Bruder und Schwestern. Das versteht sich immer von selbst, wenn ich über Dir es auch zu schreiben vergessen sollte.

Adieu, mein Kind!

Dein

Georg.

Berlin, den 30. November 1842.
Mitternacht.

Mein teurer, herzallerliebster Schatz!

Heute ganz in der Frühe, als die Traumgötter noch Beratung mit mir hielten, kam Dein Brief zu mir. Ein schöneres Erwachen hatt' ich bis jetzt noch nie gehabt, drum treibt's mich auch, vor Tagesabschluß Dir noch aus Herzensgrund zu danken. Also hast Du mich wirklich lieb, so recht aus voller Seele — glaub' mir's, es tut mir auch not, hängt doch mein ganzes Leben an dieser einzigen Ueberzeugung. Heut steht von dem Rohmerschen Prozeß in der Zeitung, daß Follen auf drei Tage verurteilt worden und Dein Er-

kenntnis bisher noch nicht entschieden.[1]) Was wollen denn die Zürcher von Dir? Vergiß nicht, mir darüber zu schreiben, oder komm' lieber bald und sage es mir. Der Zaunkönig, den ich ohne Gnade heute für Dich abgeküßt, hat auch gesagt: „Zaunkönig soll bald wieder kommen," und vielleicht rührt Dich dies Kinderstimmchen mehr als die meine. Heute nachmittag habe ich meine zweite polnische Stunde genommen, nachdem bin ich mit Anna und Fanny zu einem Kaffee für kleine Kinder gebeten worden. Seit ich Dein Schatz bin, meinen sie, wäre ich kindisch geworden und passe am besten in die junge Gesellschaft. Diesen Abend waren drei Herren, Szymanski,[2]) den Du kennst, Dr. Ebert und Ulrici[3]) bei uns. Mir ist's einerlei, ich bin doch weit von hier. Dein Witz mit dem Studenten hat mich höchlich amüsiert.[4]) Du bist doch ein arger Schelm; aber weniger erfreulich ist mir der Eisgang der Weichsel. Sei doch nur vorsichtig, mein lieber Georg, denke hübsch, daß meine ganze Existenz von der Deinen abhängig ist, und verzögere nicht unnütz die Rückkehr. Wirst Du von Danzig nach Stettin zu Wasser oder Lande gehen? Die Nacht, wo Du allein im Postwagen gewesen und stolze Pläne gemacht hast, war dieselbe, in der ich klar fühlte, daß Deine Gedanken mit mir waren. Ich werde Dir Deine schönen Träume nicht

[1]) Ueber die Injurienklage Rohmers contra Herwegh wegen eines Artikels im »Schweizerischen Republikaner« vom 29. März, betitelt: »Der Prophet von Weißenburg oder Charlatanerie, Arroganz und Ignoranz. Eine Fortsetzung von Klopstocks Messiade. Zürich, im Verlag der Societät der Düpes. Pränumeration.« S. Vorwort und Herweghs Brief vom 26. Januar 1843, den Artikel selbst aber im Anhang. (Seite 241.)

[2]) Professor Karól Szymanski.

[3]) Hermann Ulrici (1806—1884), Philosoph und Aesthetiker.

[4]) Vgl. Georg Herweghs Brief vom 26. November (Seite 55).

ſtören, fürchte nicht. Was Du auch erſinnen magſt, liegt die Ausführung irgend in meiner Macht, und Liebe iſt allmächtig, muß es uns werden. All' meine ſchönſten, ſüßeſten Zukunftsbilder, die ich in früherer Zeit oft in mir auftauchen ſah, ſcheinen mir jetzt, wo ich Dich kenne, fahl und kleinlich. Wir wollen leben wie kein anderes Paar unter Gottes Sonne, lieben wir uns doch mehr, als alle Liebenden zuſammen. Glaubſt Du es nicht auch? Manchen Augenblick iſt mir's, als müſſe der Körper zuſammenbrechen von der Macht des Gefühls. Es gibt eigentlich, ſeit ich Dich geſehen, für mich kein Geweſenes und Zukünftiges, alles ſcheint mir ein gegenwärtiger Moment der Liebe. Es iſt ſpät, ich tue beſſer, für heute zu enden. —

Wenn wir erſt beiſammen ſein werden und in hellen Mondnächten durch die Gefilde von Spanien ſtreifen können. Mit Dir in Spanien![1]) Darin liegt ein Meer von Seligkeit. — Ich wollt' Dir noch ſagen, liebſter Schatz, daß ich nicht leide, daß die dumme Zürcher Behörde Dich einſperrt. Du biſt gewiß noch unter Bekannten und bringſt Toaſte aus. Gute Nacht, Herzliebſter!

---

[1]) Die urſprünglich geplante Hochzeitsreiſe erſtreckte ſich auf das ſüdliche Frankreich und Italien. Der Plan einer Reiſe nach Spanien, im Jahre 1848 wieder aufgenommen, ſcheiterte diesmal aber am Ausbruch der Februarrevolution.

[Königsberg], Mittwoch, den 30. November 1842.

Meine liebe, liebe Emma!

Heute endlich kommt nach drei Tagen wieder eine Poſt hier an und bringt mir zwei Briefe zumal von Dir. Wie habe ich ſie verſchlungen! Darfſt mir's glauben. Sie trafen ein, als ich eben einen energiſchen Brief an Seine Majeſtät begonnen hatte,[1]) über die Schändlichkeit und Niederträchtigkeit ſeiner Miniſter, in bezug auf Preßangelegenheiten. Ich will ihm die volle ganze Wahrheit ſagen, wie er ſie noch nie gehört. Zuerſt aber will ich nun dieſen Brief an Dich zu Ende bringen.

Hier treiben ſie's auch toll genug. Der Oberpräſident Böttticher[2]) hat den Studenten bei Strafe der Relegation verboten, mich auch nur auf meiner Wohnung zu beſuchen, geſchweige denn, mir ein Ständchen zu bringen. Die Studenten aber trotzten, und auf die Erklärung des Polizeipräſidenten, eines braven Mannes, daß er dem Herrn Oberpräſidenten für nichts gut ſtehe, wenn er ein etwaiges Ständchen verhindere, begnügte oder mußte ſich der Oberpräſident mit der Aufforderung begnügen, nur wenigſtens dafür zu ſorgen, daß bei dem Ständchen keine Exzeſſe vorfallen. Das Ständchen werde ich nun heute abend um 10 Uhr zu genießen haben. Freitag iſt ein großes Feſtmahl, und ich kann mich der Partei wegen ſolchen Geſchichten nicht entziehen, da dieſelbe bei Gelegenheiten der Art zugleich imſtande iſt, die Böcke von den Schafen zu ſondern. Mit Jacoby befreunde ich mich immer mehr; ich hatte geſtern eine lange Unterredung mit ihm, während welcher er mir ſein ganzes politiſches Glaubensbekenntnis ablegte. Er

[1]) S. Herweghs Brief an den König von Preußen im Anhang (Seite 265).

[2]) Oberpräſident der Provinz Preußen.

ist weitaus der tüchtigste und idealste. Nach ihm aber kommt gleich Dr. Jachmann.[1])

Jacoby gestand mir offen, daß er für mich gefürchtet, als er gehört, ich wolle mich verheiraten; ich habe ihn aber durch die Schilderung Deines Wesens, mein lieber Schatz, vollkommen und für immer beruhigt. Er selbst erklärte mir, nie heiraten zu wollen. Jacoby ist einer der seltenen Menschen, die Opfer zu bringen wissen.

Schön werde ich heute sprechen.

Guten Morgen, mein Herz, und bleibe mir zugetan! Ich bin's Dir für immer und mit ganzer Seele, das weißt Du, und wirst Dir keine Sorgen machen. Ein Besuch hindert mich, weiter zu schreiben. Ich küsse Dich und Dein ganzes Haus, absonderlich aber Dich, versteht sich.

Dein Georg.

Sei doch so gut und gib unmittelbar nach Empfang dieses Briefs etwa 15 Exemplare meines Porträts auf die Post; ich habe schon alle weggeschenkt, die ich mitgenommen habe. Lege aber dem Paket keinen oder nur einen versiegelten Brief bei, da ich nicht gewiß weiß, ob mich dasselbe noch hier antrifft. —

---

[1]) Geheimrat Dr. K. R. Jachmann, theologischer Privatdozent. S. Vorwort, und im Anhang (Seite 268) den Brief Ludwig Walesrodes vom 13. Dezember 1842 und die »Begrüßung G. Herweghs« (Seite 262).

[Berlin], 1. Dezember 1842.[1])

Eben wollte ich mich auf mein Roß ſchwingen, da kommt Dein Brief, und ich laſſe den ſtolzen Rappen warten und fliege erſt zu Dir. Wie iſt mir doch jedes Deiner Worte ſo klar, ſo lieb, ſo heimatlich. Fürchte nicht, daß ich Dich nicht verſtehe, wenn mir die Gabe des Ausdrucks auch fehlt, ich begreife Dich ſo ganz und gar, denn das Gefühl iſt wundertätig in mir. Was Du über die Liberalen ſagſt, über den Mangel des Adels in der Erſcheinung — finde ich auch, und hinge damit nicht auch ein innerer Mangel im Zuſammenhang, würde es wenig ſchaden. Es kommt aber eben daher, daß ſie mehr nach dem Tüchtigen, Materiellen, aber nicht nach der Verwirklichung und Verkörperung der ideellen Freiheit ſtreben. Meine Bekannte haben mir oft den Vorwurf gemacht, daß ich zu viel auf Repräſentation gebe — ich finde jedoch, daß der Inhalt die Form notwendig bedingt, und daß eine harmoniſch entwickelte, edle Natur fortwährend einen ſtillen Zauber tragen muß. Die geſellſchaftliche Grazie iſt Putz — die innere iſt der unbewußte Adel, der ſich auf jedes Wort, auf jede Bewegung überträgt.[2]) Daß Du davon in mir gefunden, freut mich, wenn es eben wirklich vorhanden; ich muß Dir ehrlich bekennen, mein Schatz, daß ich ſelbſt den Zwieſpalt der Natur und ihre Aeußerung nie ſchmerzlicher empfunden, als gerade in mir. Du haſt das Meer

[1]) Antwort auf Georgs Brief vom 27. November.

[2]) „Auf leere Galanterien habe ich mein lebelang nichts gegeben, aber da alles, was in der ſichtbaren Welt wahrhaft exiſtiert, notwendig eine Form haben muß, um aufgefaßt und verſtanden zu werden, ſo ehre ich jede Form ihres Inhalts wegen und behaupte, daß zu einer normalen Ausbildung Gefälligkeit in dem Weſen erforderlich iſt und aus ihr hervorgehen muß; ja, ich behaupte ſogar mit Beſtimmtheit, daß ein Verſtoß gegen das

geſehen, wie freut mich das! — Ich weiß, es muß Dich ganz begeiſtert haben; vielleicht haſt Du Dich dabei meiner Worte erinnert: Lieber am Meer, als im Gebirg, wenn beides nicht zugleich ſein kann. Ich werde nie jene Nächte an der Nordſee vergeſſen, wenn die Mondſcheibe glutrot über den Wellen ſtand, kein Menſch am Strande, der Himmel tauſend Sterne ausgeſandt, unter den Wellen es leuchtete und dazu aus der Tiefe die Meereshymne heraufbrauſte.[1]) Damals wußte ich noch nichts von dem Gefühl, was mich heute durchbebt, und dennoch war mir ſchon ſo groß, ſo weit, ſo ſchöpferiſch! Laß uns auf dem Meer reiſen, dort geht unſre Welt erſt auf. Es ſcheint mir, als läge noch die ganze Urſchöne der Schöpfung auf den Wellen ausgebreitet. — Fürchte doch nicht, daß ich Dich des Poeten wegen liebe, oder irgend einer Urſache halber, ich liebe Dich, weil es mein innerſter Beruf, Dich zu lieben, weil — ach, weil es eben nicht anders geht, ich muß, es iſt eben mein Leben, und daß ich lebe, macht Dich doch nicht ängſtlich. Unfrei kannſt Du nicht werden, und Du biſt mir das verkörperte Bild der Freiheit, nach der ich, ſo lange ich lebe, mich geſehnt, darum gekämpft, ihr nahe zu treten. Ich kann jetzt nicht annehmen, daß *vor* Dir mir eine Seele nahe geſtanden. Du biſt's,

---

Edle in der Erſcheinung einen Mangel in der harmoniſchen geiſtigen Entwickelung des Menſchen vorausſetzt und bekundet. Die Menſchen ſollten doch nicht feine gute Sitte mit Fadheit verwechſeln, nicht glauben, weniger ſolide zu ſein, wenn ſie ſich auf Stunden unbefangen ihren Eindrücken überlaſſen. Ein nobler Menſch iſt durch ſeine Denkweiſe, durch ſein ausgebildetes Gefühlsvermögen ja ſchon gegen den Einfluß des Faden und Gemeinen geſchützt." (Aus Emmas Tagebuch, 1842.)

[1]) Vgl. mit Emma Herweghs Gedicht vom Juli 1845 in »Neue Gedichte« von Georg Herwegh, Seite 260 (Zürich, Verlags-Magazin, 1877).

und nichts anderes kann es sein. Woher wissen die Königsberger, daß ich reite? Gewiß durch Crelinger. — Es ist mir lieb, daß der Königsberger seinem Bruder unähnlich. Der hiesige ist kein Mann. Er ist ein Mischmasch von Aesthetik, Politik, Salonwesen und Popularität. — Alles, alles Kanonenfutter, nichts weiter. — Tust recht, die Könige zu bemitleiden, es sind wandelnde Mumien, deren Kronen von den entmarkten Köpfen der Völkersturm schon treiben wird. Ich muß auf mein Roß, adieu!

[Berlin], den 1. Dezember, abends, 1842.

Bald hättest Du mich nicht wiedergefunden. Mein Rappe war übermütig und sank unter mir zusammen, glücklicherweise blieb ich ganz fest im Sitz und half dem armen Tier mit den Zügeln auf. — Ottilie[1]) ist soeben bei mir gewesen, wir haben von Dir gesprochen, es ist ein liebenswürdiges Mädchen! Wo Du doch heute sein magst? — Das ist das Schmerzliche der Entfernung, daß sie es uns unmöglich macht, dem Geliebten mit den Augen zu folgen. Ein liebes Mädchen,[2]) von der ich heute ein Glückwunschschreiben erhalten, sagt in ihrem Briefe: „Dein ganzes voriges Leben, Dein ganzer Entwicklungsgang ist nur Vorbereitung zu diesem Ziele, war doch von jeher die Verheißung Deiner jetzigen Bestimmung tief in Dein Wesen gelegt.“ An einer anderen Stelle schreibt sie: „Wäre Herwegh immer in der Schweiz geblieben und Du in Berlin, er hätte und kein anderer Dich am tiefsten zur Verehrung an-

[1]) Ottilie von Graefe. S. Vorwort (Seite 27).

[2]) Marie Petersen (gest. 1859), Jugendfreundin Emma Siegmunds, bekannt als Verfasserin von »Prinzessin Ilse« und »Die Irrlichter«.

regen müſſen." Die das ſchreibt, kennt mich ſeit meiner Kindheit, liebt mich und mit allen meinen Fehlern, und darum glaube ich ihr ſo leicht und ſo gern, ſelbſt wenn es weniger klar in mir ſtünde. Wann kommſt Du nun, mein Schatz? Morgen ſchreibe ich noch einmal, und dann muß ich erſt auf Deinen Beſcheid warten, ob nach Königsberg, Stettin oder Danzig. Gefällt's Dir dort denn gar ſo gut?

Nun grüße mir Deine Freunde Jacoby, Crelinger und Walesrode; ſie ſind mir lieb wegen ihrer Geſinnung und weil ſie Dir wert. Geſtern hab' ich die Rezenſion über »Walhallas Genoſſen«[1]) mit Luſt geleſen. Sie leidet an einigen Längen, iſt aber doch ſehr gut abgefaßt.

Wieder ein Tag vorbei. Wann geht meine Sonne auf? Leb' wohl, Herzliebſter, und denk' an mich.

Deine Emma.

[Königsberg], 1. Dezember 1842.

Mein lieber Schatz!

Die Poſt hier könnte mich raſend machen, ſie hat mir heute keinen Brief von Dir gebracht. Du haſt doch einen geſchrieben? Oder biſt Du faul geweſen?

Was ich Dir ſchreiben ſoll, weiß ich ſo eigentlich nicht. Ja — die Studenten haben mir geſtern das Ständchen gebracht, der Pedell ging umher, wie ein brüllender Löwe, und heute iſt bereits eine Unterſuchung eröffnet worden. Ich habe einige Worte an die

[1]) Walhallas Genoſſen, geſchildert durch König Ludwig I. von Bayern, den Gründer Walhallas (München 1842) — iſt der Titel eines von Bayerns König verfaßten und von Philipp Stips in den »Deutſchen Jahrbüchern« des 28. und 31. Oktober 1842 analyſierten und kritiſierten Werkes.

Studenten gerichtet, die Gott weiß wer nachgeſchrieben hat, denn ſie zirkulieren bereits handſchriftlich. Das iſt doch auch eine Armut der Intereſſen!

Meine Unterredung mit dem Könige wird nun auf eine Weiſe ausgebeutet, die mich anfängt, zu ärgern.[1]) So auch unſere Heirat. Dem Strauß[2]) verargen ſie, daß er eine Schauſpielerin geheiratet, mir, daß ich überhaupt heiraten will. Daß das Lumpenvolk doch erſt Dich ſähe und ſpräche, mein gutes Kind!

Ad vocem Lumpen fällt mir Liſzt[3]) ein, der mir

---

[1]) Beſonders Heinrich Laube hat ſich in ſeinen »Erinnerungen« durch ebenſo unwahre als gehäſſige Auslegung dieſer Unterredung hervorgetan (ſ. diesbezügl. Emma Herweghs Erwiderung im Stuttgarter Tagblatt vom 3. Mai 1878) und rechtfertigt ſomit Georg Herweghs auf ihn verfaßte aber bisher unveröffentlichte Xenie:

„Auch Du warſt ein gemeiner Knecht,
Du alberner Geſelle;
Du nennſt des Zenſors Schere ſchlecht
Und mißſt uns mit der Elle."

[2]) Die Schauſpielerin (oder vielmehr Sängerin), welche Dr. David Friedrich Strauß im Auguſt desſelben Jahres geheiratet hatte, war Agneſe Schebeſt (geb. 15. Februar 1815, geſt. 1870).

[3]) Es iſt charakteriſtiſch, wie falſch ſchon damals — zu Herweghs größtem Verdruß — des Dichters nur gegen die Rheingelüſte des royaliſtiſchen Frankreichs gerichtetes und nicht im großdeutſchen Sinne auszubeutendes »Rheinweinlied« gedeutet worden. „Der Rhein ſei f r e i wie deiner Söhne Herzen" — ſchrieb er zu jener Zeit, und proteſtierte er in dem Refrain „verbleiben" gegen die Annexion des rechten, ſo proteſtierte er nicht minder im Jahre 1871 gegen die des linken Rheinufers: „Ein Volk, das nicht frei ſein will, hat auf keinen Zoll Land noch Waſſer ein Recht, folglich auch nicht auf das linke Rheinufer":

„Drum ſtill — kein Zoll gehört dem Knecht;
Seid f r e i, ſo habt ihr Recht."

heute halb deutsch halb französisch geschrieben und sich sehr über die „Lumpen" beklagt, die ihm die Komposition meines Rheinweinliedes aufgemutzt haben. Er hat nun, wie er schreibt, auch das Reiterlied komponiert, und die beiden Kompositionen sollen nebst einem dritten Liede von mir im Februar im Druck erscheinen.

Schön habe ich gestern gesprochen; man kann aufrichtig mit ihm sein, er hört alles an, und erschrickt vor keiner Ansicht, wenn es auch nicht die seinige ist. Er hat nur eine Grille, und die betrifft die Person eurer Majestät, von der er noch alles mögliche erwartet, obschon sie ihn selbst am gröblichsten mißhandelt, da sie nicht gewagt, ihn an die Spitze der Angelegenheiten zu berufen. Ich werde noch einen Abend bei ihm zubringen.

Auch vom Zensor, dem Polizeipräsidenten, habe ich einen Besuch erhalten. Du wirst lachen. Aber die Liberalen halten große Stücke auf ihn, er soll ein Ehrenmann sein, und er hat wenigstens freimütiger über die preußische Regierung zu mir gesprochen, als irgend ein Liberaler in Berlin. Doch — ein Zensor! Das Handwerk bleibt ewig infam.

Gestern wohnte ich einer Vorlesung des Dr. Alexander Jung[1]) (über höhere Geselligkeit) bei. Der Mensch sieht aus, wie ein ausgeblasenes Licht, ist eine gutmütige, aber höchst unpraktische Haut, die nur mit Gott im Himmel lebt. Er begrüßte mich in der Vor-

---

Indessen war G. H. von Liszts Komposition entzückt und äußert dies in einem Dankschreiben an „Monsieur Liszt à Leipzig" den 14. Dezember 1841 (s. »Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt«, herausgegeben von La Mara; Leipzig 1895). Das »Rheinweinlied« sowohl als das »Reiterlied« sind unter den vierstimmigen Männergesängen bei B. Schotts Söhne erschienen, die dritte oben erwähnte Komposition Liszts, »Der Gang um Mitternacht«, bei Kahnt in Leipzig.

[1]) Publizist, Redakteur des Königsberger »Literaturblatts«.

leſung durch ein Wortſpiel: „Auch der deutſche Bote aus der Schweiz[1]) fand ſeinen Herweg (h) zu uns.“

Das ſind meine Abenteuer, und wenn morgen das Feſt- und Zweckeſſen vorüber, will ich mich glücklich preiſen.

Treu lieb' ich Dich mein Schatz, doch nicht allein,
Du wirſt mich ewig mit u. ſ. w.[2])

Ich werde abermals unterbrochen, und wollte Dir nur noch ſagen, daß die Frauen dieſe Strophe zu meiner Entſchuldigung zitieren.

Donnerstag, abends 6 Uhr.

Sonntag abend bin ich feſt entſchloſſen, abzureiſen, mich einen Tag in Elbing, einen Tag in Danzig, einen, vielleicht auch zwei Tage in Stettin aufzuhalten, bin alſo Montag über acht Tage bei Dir, mein Herz, wenn ich nicht nach Hamburg entwiſche, was eine Verzögerung von acht Tagen ausmachen würde.

Antworte mir nun auf dieſen Brief poste restante Stettin. Denke recht viel an mich und laſſe Deinen guten Geiſt mit mir ſein, wie mein ſchlimmer ewig bei Dir iſt.

Grüße, wer nach mir fragt, d. h. Dein ganzes Haus, und küſſe mir den Zaunkönig tüchtig ab.

Dein Georg.

---

[1]) S. Vorwort (Seite 23).

[2]) Variiert aus: Der Gang um Mitternacht. S. »Gedichte eines Lebendigen«.

Berlin, den 2. Dezember 1842, abends.

Du mein herztauſiger Schatz!

Ich möchte jetzt den ganzen Tag verträumen, nur um immer wie in den letzten Morgenſtunden durch Deinen Gruß geweckt zu werden. So einen herzigen Brief wie dieſer, den ich heut' empfangen, ſchreibt kein anderer, als mein Schatz, ach, ich hab' Dich auch ſo lieb, ſo unausſprechlich lieb dafür, daß Du von Glück ſagen kannſt, fern zu ſein, ich glaub', ich drückte Dich zu Tode. Zehn Tage biſt Du nun fort, das iſt lange, und doch welch eine kurze Zeit im Verhältnis zu den vier vollen Monaten der Trennung, die uns bevorſtehen. Dazwiſchen liegt freilich ein Wiederſehn, ſo ſonnig, ſo ſchön, daß ich mich ſelbſt darum beneiden könnte. Was Du mir über Königsberg ſchreibſt, intereſſiert mich umſo mehr, als ich bis jetzt vergebens in der Königsberger Zeitung nach einigen Worten über Dich geſucht hab'. — Wenn Du mir ſo ſchreibſt wie heute über Deine heiligſten Intereſſen, dann gefällſt Du mir am allerbeſten. Wenn ich es jedem Deiner Worte anfühle, daß Du Mann biſt, Mann des Volkes, der Freiheit! ich wollte, man könnte bei uns das Eine gleichbedeutend dem Andern finden. Nein, ich werde Dich nicht hemmen, ich könnte es nicht, denn Du biſt ein Schweifſtern, deſſen Lauf ein Weib nicht hindern könnte; ſei auch unbeſorgt, Du wirſt eine Marſeillaiſe finden, wenn Du willſt, und mehr als dieſe. Einer von uns beiden ſchreibt ſie, wenn nicht Du, ſo ich! Sieh mal, wie das kleine Perſönchen ſich breit macht, aber mir ſcheint's, ich könnte, ſeit ich Dich liebe, alles, mein Inneres iſt jetzt ſo unbändig, da ſieht man, daß der Liebeszuſtand der naturwahrſte iſt, denn er macht revolutionär. Die andern meinen, unſere Liebe gleiche der Schöpfung, die auch am ſiebenten Tage

vollendet geweſen — vollendet iſt ſie aber noch nicht, o, es muß noch ganz anders werden, ſie muß noch Taten erweden — laß mich nicht denken, daß es bei Dir ein Schwächerwerden geben kann. Was wäre das für Liebe, die durch Gewohnheit beruhigt oder irgend beeinflußt würde. Ich hab' mich nie der Gewohnheit untertänig gemacht, ſie hat in keiner Beziehung auf mich einwirken können, wird's und kann es nie zwiſchen Dir und mir. Ich bin dieſen Morgen vor dem Zeichnen bei einer Braut geweſen, die eben getraut worden und dann nach dem Rhein reiſen ſollte, um dort zu bleiben. Die Braut war krank und ſehr traurig. — Sie heiratet ihren Schwager. Mir machte dies alles einen ſchrecklichen Eindruck, ich dachte unwillkürlich an uns, ob Du wohl, wenn ich ſtürbe, Dir eine andere Frau nehmen würdeſt. Fort mit den Gedanken. —

Im Mai, im Mai, mein Schatz, wenn Frühlingsauferſtehen iſt, dann holſt Du Dein Mädchen ins Alpenland, und wäre es bis ans Ende der Welt, ich folgte Dir mit tauſend, tauſend Freuden. Heute abend wird wohl Duncker mit der Braut kommen, und nachher muß ich tüchtig Polniſch lernen, weil morgen wieder Stunde iſt. Gingen die Poſten regelmäßiger, ſchriebe ich nach Königsberg, aber bei dieſer Ungewißheit kann ich es nicht wagen. Dein bißchen Sehnſucht, ſo wenig es auch ſein mag, iſt mir ſehr lieb geweſen, und merkwürdig dazu. Ich glaub', außer meiner Freundin biſt Du der erſte Menſch, dem es etwas bange wird nach mir. Wann kehrſt Du heim, mein Schatz? Vielleicht morgen über acht Tage? Schreib's mir ja zuvor, überraſche mich nicht, Du weißt, ich bin glücklicher in der Vorfreude.

Nun haſt Du ſchon die See geſehen, und vielleicht gar im Sturm, denn dies iſt die Zeit. — Ich liebe das Meer am meiſten, wenn es aufgeregt iſt. Bewegung

iſt ſein Element, Ruhe ſeine Krankheit. Gleicht's nicht auch Dir? Wenn Du Dich ganz vergißt über der Idee, wenn Dein Herz ein weitgeöffnet Feld für die leidende Menſchheit, jeder Atemzug einer Träne gleicht um Dein gefeſſelt Volk, jedes Wort einem flammenden Befreiungsſchwerte — dann, dann biſt Du meine Welt, mein Schatz, dann möcht' ich vor Dir knien, und dieſe Luſt kommt mir ſonſt nie, weil Du mir wie die ſichtbare Freiheit erſcheinſt. Ich vertiefe mich wieder, und es iſt Zeit, zu ſchließen, wenn ſonſt dieſer Brief noch auf die Poſt ſoll. Leb' wohl, leb' wohl, mein einzig Lieb, leb' wohl auf kurze Zeit! Kennſt Du das Lied? Ach, daß ich Dich eine Sekunde hier hätte, daß Du mir's anfühlen könnteſt, wie Du mein Alles, Alles biſt. Auf Wiederſehen, mein Schatz!

Deine

Emma.

[Königsberg], 4. Dezember 1842.

Mein beſter Schatz!

Ich komme hier kaum zur Vernunft, zur Geſundheit gar nicht. Glaube mir, ich werde froh ſein, wenn ich wieder ein paar Tage ruhig bei Dir zubringen kann. Daß es nur ein paar Tage ſind! Daß man erſt die verfluchten Pfaffen und tauſend andere Geſchichten nötig hat, um ſich heiraten zu dürfen. Warum ſoll ich Dich nicht gleich mit mir nehmen? Iſt auch Verſtand darin? Es wird keine zehn, keine drei Jahre mehr dauern, und es wird eine Menge kleiner Gemeinden geben, die offen ihren Austritt aus dem Chriſtentum und Judentum erklären werden, und, da ſie nicht länger Heuchler ſein wollen, Taufe, Abendmahl und kirchliche Ehe abſchwören. Ich kenne z. B. hier ſchon die Menſchen, die das in kürzeſter Friſt zu tun entſchloſſen ſind.

Vorgestern fand mir zu Ehren und zum Schrecken des hiesigen Oberpräsidenten, der in allem Ernste glaubte, sein Schloß solle gestürmt werden, ein großes Festmahl (von zirka 150 Personen; so viel eben Platz hatten) statt, an dem anfänglich auch die Frauen teilnehmen sollten und wollten, was jedoch später unterblieb.[1])

Verse und Prosa die Menge, im ganzen ein guter Geist und der Philister hingerissen. Crelinger begrüßte mich mit einer guten furibunden Rede, Professor Lengerke mit einem Gedichte.[2]) Die Musikanten in königlicher Uniform spielten die Marseillaise und die Patrioten sind sehr zufrieden. Es soll dies das erste politische Diner gewesen sein, und als solches ist es wirklich gut ausgefallen. Die Polizei hat Respekt bekommen und befohlen, während meiner Anwesenheit niemand zu arretieren, wenn es auch Exzesse geben sollte. Auch Dein Schatz hielt eine Rede und trug die Lerche vor; man war höchlich erbaut und begeistert. Auf Dich fielen gleichfalls Toaste: den besten lege ich Dir bei, und habe Auftrag, Dich von dem Verfasser bestens zu grüßen.[3]) Wie es mich freut, daß man überall auch

---

[1]) NB. „Die Regierung hatte allen Staatsdienern, der Prorektor allen Studenten scharf verboten, für Herwegh Festlichkeiten zu veranstalten. Unabhängige Bürger gaben ihm dennoch dieses Ehrengastmahl, wobei man die Namen Schön und Jacoby hochleben ließ. Ein Wortwechsel, der entstand, war Ursache, daß ein Offizier den Jacoby herausforderte. Das Verbot, den Mann zu feiern, den der König geehrt, hat etwas von Tadel gegen den König und nimmt sich in diesem Betreff seltsam aus." (Varnhagen von Ense, Tagebücher, 2. Band.)

[2]) S. Vorwort (Seite 35) und im Anhang die Ansprache Dr. Jachmanns (Seite 262).

[3]) S. im Anhang (Seite 263) den Toast Ludwig Walesrodes auf Herweghs Braut.

Deiner gedenkt! Tauſenderlei Gerüchte zirkulieren nun natürlich über dieſes Diner. Jacoby brachte einen Toaſt auf den Bund der freien Männer, und nun wollen die Eſel ſchon von einer geheimen Verbindung etwas wiſſen.

In Danzig finde ich hoffentlich einen Brief von Dir poste restante vor. Morgen will ich an die See. Mittwoch reiſe ich von hier und bin Samstag in Stettin, wo ich ebenfalls einen Brief vorzufinden hoffe, poste restante. Vielleicht ſchreibe ich Dir Mittwoch noch einmal von hier aus, jedenfalls aber von Stettin, um Dir den Tag meiner Ankunft in Berlin zu melden. Von Zürich habe ich Briefe erhalten, noch enthalten dieſelben aber keine Antwort auf meinen letzten Brief, denn ſie ſind zehn Tage unterwegs geblieben. Allerlei Vermutungen dagegen und Anſpielungen.

Laß mich in Danzig und Stettin nicht vergebens nach einem Brief fragen.

Bleibe mir gut, behalte mich lieb!

Grüße alle!

Dein

Georg.

Sonntag früh. Kann ich beſſeren Gottesdienſt halten, als Dir ſchreiben?

Berlin, den 4. Dezember 1842.

Mitternacht.

Mein geliebter Georg!

Endlich finde ich eine ruhige Stunde, Dir zu ſchreiben; den ganzen Tag war ich wie ein gejagtes Reh, morgens von Viſiten, mittags von einem Diner und abends wieder von Beſuchen dergeſtalt heimgeſucht, daß ich Mühe hatte, meinen Unmut zu bergen. Inmitten all' dieſer Sonntagsunruhe trafen Deine beiden Briefe zu gleicher Zeit ein, und ich ſchickte mich augenblicklich an, die 15 Exemplare Deines Porträts unter Crelingers Adreſſe nach Königsberg zu befördern. In wie tauſendfältige Stimmungen Deine Nachrichten mich diesmal verſetzt, kann ich Dir kaum beſchreiben. Die erſte war eine unendliche Freude, denn mich dürſtete nach einem Worte von Dir, ſo ſehr, wie bisher noch nie. Ich glaube, wäre ich ohne dieſe Zeilen geblieben, ich wäre ganz melancholiſch geworden. Wohl zehnmal hab' ich ſie an die Lippen gedrückt, kamen ſie doch von Dir. Als ich nun endlich las und wiederholte, konnte ich mich eines tiefen ſchmerzlichen Gefühls jedoch nicht erwehren. Du ahnteſt nicht, wie viel Bitteres es für mich hat, zu wiſſen, daß Du von allen Seiten wegen Deiner Verbindung mit mir leiden mußt, oder Dich einer ſchiefen Beurteilung ausſetzeſt.[1]) Verdenken kann ich

[1]) Der hausbackene Geiſt des Philiſters wußte in Herweghs Verbindung mit Emma Siegmund nichts anderes zu erblicken, als eine Geldheirat. Bei neidiſchen Parteigenoſſen äußerte ſich dieſe Auffaſſungsweiſe in der Befürchtung, des Dichters Muſe werde nun wohl, dem Volke entfremdet, „in orientaliſchem Wohlbehagen" einſchlummern. Ja, noch neuerdings wurde von wohl-

es den Leuten nicht, wenn sie an mich den gewöhnlichen Maßstab anlegen, wodurch hätte ich denn ein günstigeres Urteil mir schon verdient, und sind nicht die meisten Frauen eher Blei als Flügel für die Männer? Du mußt deshalb auch gerecht sein und es ihnen nicht verargen, wenn alle, die ihr Hoffen bis jetzt auf Dich gesetzt, diesen Schritt nicht gut heißen. Glaube es mir, Georg, wäre meine unermeßliche Liebe und die innerste Teilnahme an denselben Interessen mir nicht eine Bürgschaft dafür, daß ich Dich der Welt noch schöner erhalten werde, ich sagte Dir noch heute: vergiß mich — laß jede Nebenrücksicht schwinden, denk' nicht zurück an das, was Du zurücklässt und wie es zurückbleibt. Was ist denn auch das Geschick des Einzelnen gegen den Mord, den Du an Deinem Volke begehst? Ich schreibe Dir dies, damit es Dir Erleichterung sein mag, wann selbst Dich ein Zweifel, ob Du gut getan, durchbeben sollte. Kommt er, und wäre er noch so leise, dann schicke mir diesen Brief, und ich werde Dich noch im tiefsten Grunde meines Herzens segnen, daß Du mich verstanden und nicht geglaubt, ich wolle Dich für mich, sondern mich ganz hingeben, damit die Welt Dich um so reicher besitzen möchte. Ein Weib kann viel, unendlich viel, wenn es liebt, und Deine Emma kann lieben, magst

---

vollendster Seite geradezu behauptet, daß seine Heirat mit Emma Siegmund für Georg Herwegh „kein Glück" gewesen sei, da er, der nun im Luxus Schwelgende, nicht mehr im Zusammenhang mit dem Volk geblieben und das Verständnis für dessen Leiden und Bedürfnisse verloren habe. Wie es sich in Wahrheit mit diesem Reichtum verhielt, wie treu und opferbereit Georg Herwegh, sowohl wie auch Emma Herwegh, bis zu ihrem Tode für das Volk gekämpft und wie leicht er durch das kleinste Zugeständnis diesen imaginären Reichtum hätte verwirklichen können, das entgeht noch heute den meisten, und nur so erklärt sich einigermaßen ihr nicht zu entschuldigendes oberflächliches Urteil.

es ſchon glauben, mein Georg. Laß durch nichts in der Welt Dich binden, als durch Deine höchſte innere Wahrheit — führt die Dich zu mir, glaubſt Du durch mich ihr näher — dann bleib' bei mir bis zur letzten Stunde; entferne ich Dich von Deinem Ziel und wär' es nur um eines Zolles Länge — ſo ſchicke mich fort.

Meine Liebe bleibt Dir, die kannſt Du nicht mehr entfernen, Du müßteſt mich denn zuvor erſt töten und ſelbſt dann, denke ich mir, müßte ſie wie ein Phönix aus der Aſche erſtehen. Verzeih', wenn ich ſo aufgeregt ſchreibe, aber ich kann nicht anders, ich bin es und mag Dir's nicht verbergen. —

Was Du von Königsberg ſchreibſt, übertrifft wahrlich jede ordentliche Vorſtellung von Dummheit und Infamie. Alſo nicht einmal ein Ständchen! bald werden ſie es von Regierungswegen verbieten, einander zu lieben und zu haſſen; aber es iſt ganz gut, ich wollte, es käme noch ganz anders, damit endlich die alten, feſtgepanzerten Nachtmützen ihnen von den devoten Köpfen fielen. — Das iſt ein Lumpenpack! Dein Beſuch beim König fängt mich übrigens auch ſchon an zu ärgern, denn man wird ihm andere Motive unterlegen.[1]) Iſt es denn nicht ein alltäglich Ding, daß ſelbſt liberale Leute von der Peſt der Hofluft angeſteckt werden? Wie viele werden nicht ausſprengen, daß Du nicht der guten Sache halber, ſondern weil Dich die Gunſt des Königs gerührt, dorthin gegangen. Schlag' Dir's übrigens aus dem Sinn, mein Schatz, das Reden dauert eine Weile, bis etwas Neues die Aufmerkſamkeit feſſelt. Liſzt, der im Februar erwartet wird, hilft Dein Andenken bei der Menge ſchon verdrängen. Uebrigens iſt er wieder neu deloriert worden in Weimar. Auf die Kompoſition Deiner Lieder freue ich mich. Ich habe

[1]) S. Vorwort (Seite 32 ff.).

heut abend Dein Reiterlied, von Krüger[1]) komponiert, mit Leidenschaft gesungen. Hätt' ich Dich nur erst wieder, ach, mir bangt ganz unbeschreiblich nach Dir!

Ob Du doch nach Hamburg reisen wirst? Warum kann ich Dich nicht begleiten? Nur zweimal hätte ich Dich jeden Tag sprechen mögen, ehe Du von Besuchen gefoltert, und dann, wenn alles fort und Du den langen Tag in der stillen Nacht noch einmal an Deiner Seele vorüberziehen ließest. Du sagtest einmal im Scherz zu mir: Du bist Hypochonder! Ich glaub', Du hast recht, wenigstens heute, darum tue ich wohl besser, eine Pause zu machen, Dich nicht noch mehr zu verstimmen, als Du ohnehin es bist. Jacoby möchte ich kennen und würde viel darum geben; kommt er nicht nach Berlin? — Gestern war hier eine Gesellschaft von Studenten bei Gustav,[2]) wollte Gott, sie hätten einen vernünftigen oder unvernünftigen Toast ausgebracht. Anekdoten und dummes Zeug figurierten, zum Schluß wurde bis zum Morgen gesungen: Integer vitae — Gaudeamus u. s. w. Ich hörte noch bis in den Traum hinein die Bierstimmen. Wie wenige unserer jungen Leute haben Leidenschaft, oft könnte ich weinen, so schmerzt mich diese Schlaffheit. Dieses so ganz Durchglühtsein von einer großen Idee, und Gut und Blut dafür opfern, wie selten! Alles treiben sie wissenschaftlich.[3]) Jacoby also will sich nie verheiraten? Ach, laß mich

---

[1]) Wilhelm Krüger, Komponist und Pianist (1820—1883) verkehrte viel im Siegmundschen Hause; er lebte zur Zeit des zweiten Kaiserreichs in Paris, später in Stuttgart als Professor am dortigen Konservatorium der Musik.

[2]) Späterer Geheimer Sanitätsrat Dr. med. Gustav Siegmund, Emmas Bruder. Siehe Vorwort (Seite 30).

[3]) „Die Deutschen wissen um die Freiheit, aber fühlen sie nicht." (G. H's. unveröffentlichte Notizen.)

heut' enden, es zieht wieder finſter auf! Schlaf mir wohl, mein Schatz, der bleibſt Du immer, wie's auch kommen mag, wenn ich ſelbſt nicht die Deine bleiben dürft' — ich kann nicht weiter.

Den 5. Dezember.

Guten Morgen, mein Herz! Dein Bild hat tüchtig durch meinen Traum geſpukt. Es war, als ſolle unſre Hochzeit ſein, Du ließeſt Dich aber ſtatt mit mir mit Fanny trauen und ich blieb allein zu Hauſe. Wie findeſt Du den Unſinn?

In einer halben Stunde will ich reiten, ſpäter muß ich das Porträt von Marie Ebert[1]) anfangen, was wohl alle hellen Stunden in Anſpruch nehmen wird. Jedenfalls ſchreib' ich Dir regelmäßig jeden Tag nach Stettin, denn das iſt ja mein einziger Troſt. Die Königsberger Zeitung meldet gar nichts von Dir, wohl aber von dem gefährlichen Uebergang über die Weichſel. Daß ich Chriſtophorus wäre und Dich hinübertragen könnte! Ich mag, was ich geſtern nacht geſchrieben habe, nicht wieder durchleſen, es wird gewiß ſehr aufgeregt ſein, denn mein Herz ſchlug, als ſollte es zerſpringen. Mag es Dich nicht zu ſehr verſtimmen, nimm es, wie es zu nehmen iſt. Der Veſuv ſchleudert ſeine Lavamaſſen ohne Rückhalt aus, ſo auch ich vor Dir die meinen. Ich will nicht für ein Ideal von Dir gehalten, noch als etwas Beſſeres von Dir geliebt werden, als ich bin. — Was wäre denn Liebe, wenn ſie um dieſer oder jener Eigenſchaft wegen erſtürbe? Geſtern habe ich von einem Theologen eine Friedenshymne, uns beide betreffend, erhalten. Der gute Menſch freut ſich, daß nun das Schwert in die ſanfte Zither verwandelt wird. Das iſt ein arger Irrtum! Ich kann

[1]) Jugendfreundin Emmas, Schweſter des Arztes Dr. Hermann Ebert, ſpätere Frau Goslich.

dir's nicht genug aussprechen, wie lieb es mir ist, in die Schweiz zu kommen und all' dies Philistervolk zurücklassen zu können. Mir liegt Berlin auch schon wie Ballast auf dem Herzen. Ja, laß uns fort in das Alpenland. Zuweilen, wenn meine gute Stunde aufgegangen und ich mich mit Dir vereint träume, unser Leben nur Du und ich, dann wird mir so groß, so überselig, das ganze Glück überflutet mich. Wir wollen vereint die Blitze in die Welt schleudern, ach, und ich will ihnen beweisen, was eine Frau tun kann, wenn sie ihr eigen Ich beiseite setzt, mit andern Worten ist das wohl gleichbedeutend mit dem Einen — wenn sie liebt! Gestern in der Gesellschaft wollte mir ein Herr Liebert ein Empfehlungsschreiben für Dich geben, im Falle Du nach Hamburg gingest. Ich habe es entschieden abgelehnt, da die Person durchaus uninteressant und Du höchstens ein langweiliges Diner dadurch mehr zu verdauen gehabt hättest. Ohnehin denk' ich, hast Du mehr als zuviel Bekannte dort und bedürftest nicht eines Zettels, um Dich wo Du wolltest einzuführen. Der kleine Zaunkönig hat mich gestern mit den Worten: „Die Lerche war's, nicht die Nachtigall, die eben am Himmel geschlagen," empfangen. Er läßt Dich grüßen und wiederholt dieselbe Bitte, Du möchtest bald wieder kommen! Diese Vorlesungen über höhere Geselligkeit denke ich mir unerträglich! Gewiß ist das ein Aesthetiker. Ich weiß nicht weshalb, aber ich habe jetzt eine starke Antipathie gegen die Schöngeister, gewöhnlich sind es so entmarkte Gesellen. Außerdem kann ich Vorlesungen für Frauen und Männer nicht leiden! — Es ist selten was Kluges, es ist immer von allem ein wenig, ich habe genug von dieser Art genossen. Bertha Stich [1])

[1]) Bertha Stich war die älteste Tochter der berühmten Schauspielerin Stich, geb. Döhring, die nach dem Tode ihres ersten

wohnt in Hamburg; wirst Du die auch aufsuchen? Sie ist eine hübsche, aber wenig bedeutende Erscheinung. Du bist doch ein Engel, daß Du mir so oft schreibst, ich hätte es Dir wahrlich nicht zugetraut, daß Du so viel Lust und Muße finden würdest. Ich hoffte, in der Zeitung Deine an die Studenten gerichteten Worte zu finden,[1]) aber alles schweigt. Heute werd' ich nun wohl nichts mehr von Dir hören, als was ich mir selbst erzähle. — Leb' denn wohl! all' meine Gedanken sind mit Dir, wo sollten sie auch anders sein. Ein junger Schweizer, der unsere Verlobungsnachricht bekommen, hat mir gestern einen ganz seligen Brief geschrieben, worin er unter anderem schreibt: Ich wagte nach der Nachricht zuerst gar nicht auszugehen, in der Furcht, allen Leuten vor Freude um den Hals zu fallen. — Die Jugend ist zufrieden, aber Deine Freunde! wenn ich es doch erst beweisen könnte, ich brenne danach.

— Vergiß mich nicht, mein Leben hängt an Deinem treuen Gedenken.

Deine

Emma.

Mannes Herrn Crelinger geheiratet. Bertha, ebenfalls an der Bühne, hatte dieselbe verlassen und sich mit Dr. Miehe in Hamburg verheiratet. (Vorwort S. 29.)

[1]) S. Vorwort (S. 34).

Berlin, den 6. Dezember 1842.
Nach Mitternacht.

Mein lieber Schatz!

Was ich Dir schreiben will, weiß ich noch nicht, wohl aber, daß ich Dir schreiben muß, obschon die Sehnsucht nach Dir all' meine Gedanken lähmt. Wie bleibst Du doch lange! — Morgen abend hab' ich Dich vierzehn Tage nicht gesehen, so kleine Zeit für Glückliche, so unerträglich lang, wenn man sie getrennt von seinem Lieb zubringen muß. Was Heimweh heißt, hab' ich in dieser kleinen Vergangenheit erfahren. Wohl muß des Schweizers Sehnsucht nach seinen Alpen groß sein, größer aber ist die nach einem geliebten fernen Wesen. — Dein Herz ist meine Schweiz, Deine Liebe ist mein Alpenland, von dem ich weit, weit hinaus ins Alpenland schaue. Wenn ich bei Dir bin, dünkt mich alles größer, freier — hier ohne Dich verdumpfe ich. Mach', mein Schatz, daß ich meine Höhen bald erklimmen kann. Du willst nach Hamburg, bist vielleicht schon gar unterwegs mit irgend einem russischen Dampfboote von Elbing aus dorthin abgesegelt. Zwei Tage habe ich keine Nachricht von Dir, weiß also nicht, ob Du Deinen Entschluß schon ausgeführt. Solltest Du aber bis Stettin reisen und vielleicht den Plan haben, von dort durch Mecklenburg nach Hamburg zu gehen, dann rate ich Dir entschieden ab; dieser Weg soll entsetzlich sein und Dir weit mehr Zeit nehmen, als wenn Du durch Berlin kämest. Einer unserer Bekannten hat ihn vor nicht langer Zeit gemacht und kann nicht genug von den Widerwärtigkeiten des Weges erzählen. Chaussee ist nur stellenweis in Mecklenburg, wo außer den Ochsen nichts gedeiht; tu' mir's also zulieb und wähle nicht diese Straße, wo Du auf drei

Meilen oft acht Stunden in der Kälte zubringen mußt. Erzählen kann ich Dir nichts. Mein Leben iſt von außen her ziemlich einförmig, deſto reicher aber von innen, nur ſchade, das, was es hellt und ihm ewigen Wechſel gibt, läßt ſich ſchwer in Worte faſſen. Für die höchſten Seelenſtimmungen genügt ja aber ſelten der Ausdruck, nur die auf gleicher Höhe ſtehen, in demſelben Wärmekreiſe, verſtehen einander auch ohne Worte. Ich denke, Du biſt in der Nähe, mein Georg — ich *muß* es denken, wenn ich ruhig bleiben will. Könnte ich mich doch in dieſen Brief verwandeln, der ſo frei zu Dir kann. Auf meinem Erkerſtübchen finde ich eben das Gedicht von Prutz an Dich: Wilde Roſen.[1]) Du zeigteſt es mir eines Tages vorm Abſchiede. Damals gefiel es mir wenig, ich fand viel gute Abſicht, auch Wärme, aber keinen Schwung darin. — Dies alles fehlt mir heute auch, aber Gott weiß, ob ich genügſamer durch Deine Entfernung geworden, oder ob es nur deshalb mich feſſelt, weil es an Dich innig gerichtet, es beſchäftigt mich ein wenig. Schlaf' wohl, mein liebes Herz, morgen fahre ich fort. Im wunderſchönen Monat Mai! Das wird ein Leben geben, mein herzinniger, lieber Schatz. Wir wollen zeigen, was zwei Leute können, die zu derſelben Fahne ſchwören, es iſt keines Menſchen Kraft zu gering, um das gewaltige Rad in Bewegung zu ſetzen, und die Begeiſterung hat Rieſenkräfte; oder weckt Rieſenkräfte auch in den Frauen.

Wenn ich Dich nur ganz glücklich mache!?

---

[1]) S. Prutz' Gedicht (Anhang S. 256): »Wilde, wilde Roſen. Seinem Georg Herwegh.« September 1842.

[Berlin], den 7. Dezember 1842, abends.

Wieder ein Tag ohne Brief! Ach, lieber, lieber Schatz, wenn Du ahntest, wie bange mir nach Dir ist, ich glaube, Du triebest Dich nicht mehr lange umher. Meine polnische Stunde ist eben beendet, die Sprache ist sehr schön — aber die vermaledeite Grammatik! Vorwärts, es muß gehen, ruf' ich mir immer zu in der Hoffnung, es wird helfen. Diesen Morgen hab' ich bei der Arbeit Besuch von Ottilie und Cybulski[1]) gehabt. So oft jemand an die Türklinke faßte, glaubte ich, es könne der Briefträger sein. Das Warten ist eine schlechte Sache, man wird ganz krank dabei. Nach meiner Rechnung reist Du morgen ab von Danzig und findest Sonnabend diese Zeilen samt den ersten und der süßen Einlage aus Stuttgart. Ich weiß nicht, weshalb, aber ich bilde mir fest ein, daß dieser Brief von Deiner ersten Liebe ist, das arme Mädchen hat gewiß Herzeleid ob unserer Verlobung. — Mein lieber Schatz, ich bin heute so langweilig, daß ich nicht weiter schreiben mag, damit ich Dich nicht anstecke. Wer mir sagt, daß die Liebe klug macht, dem werd' ich mit meiner eigenen Person das glänzende Gegenteil beweisen.

Alle grüßen Dich, Zaunkönig, Eltern und Ge-

---

[1]) Adalbert Cybulski (1808—1867), bedeutender polnischer Gelehrter und ausgezeichneter Patriot, trat nach dem Ausbruch der polnischen Revolution von 1830 ins polnische Heer, geriet in russische Gefangenschaft und wurde nach Sibirien verbannt. 1834 kehrte er nach Preußen zurück, 1840 wurde er Dozent der slavischen Literatur in Berlin, nahm 1848 mit Bakunin am Slavenkongreß zu Prag teil, blieb jedoch ein entschiedener Gegner des Panslavismus. 1860 ernannte ihn die preußische Regierung zum ordentlichen Professor der slavischen Literatur an der Universität von Breslau, wo er am 15. Februar 1867 plötzlich starb. Cybulski befreundete sich später auch mit Georg Herwegh, den er hoch verehrte.

ſchwiſter, viel mehr aber als die ganze Welt grüßt Dich jetzt und durch alle Zeit das Herz Deiner Emma.

Komm' bald und komm' gern — nicht meinethalben, ſondern weil Du mußt. Ich denke, fühle und wünſche nichts in der Welt, als Dich, ſo ganz und gar. — Leb' mir herzlich wohl! Heut nacht wird Revolutionsgeſchichte geleſen. Gutzkow's Pariſer Briefe ſind in den Jahrbüchern[1]) tüchtig runter gemacht, es iſt mir lieb, weil ich ſie ebenſo gefunden. Wir wollen von Spanien beſſere ſchreiben. Nicht?

Berlin, den 8. Dezember 1842.
Abends 6½ Uhr.

Mein liebſter Schatz!

Zwei prächtige Briefe, der eine von Follen, der andere von Frau Schulz, ſind eben bei mir eingelaufen. Der Morgen brachte mir einen von Dir; alſo welch ein Sonnenaufgang nach ſo langer ſchwerer Dämmerung von drei Tagen. Beide Zürcher Briefe ſchließen tauſend Grüße für Dich ein, und hätte mir die Luſt gefehlt, Dir dorthin zu folgen, ſie wäre mir durch Follens Zuruf geworden. Die Bahn wäre nun gebrochen; jetzt heißt es, das Feld behaupten, und dazu mag mir Gott und meine Liebe verhelfen, was ja im Grunde eins iſt. Follen hat Angſt, ich könne ihm die freie Rennbahn ritterlichen Streites zwiſchen Dir und ihm verſperren wollen — davor mag mich der Himmel bewahren — nur wo Streit iſt, iſt Leben, nur wo Leben, Fortſchritt, und vor dem Rückſchritt wie vor dem Frieden wird uns

[1]) »Die deutſchen Jahrbücher« — Nummern vom 16., 17. und 19. Dezember 1842 — Artikel unterzeichnet: Jung.

ſchon die Zukunft bewahren; nicht ſo, mein lieber Schatz? Alſo Samstag in Stettin, und wann bei mir? Lauert die Hamburger Reiſe immer noch wie ein Geſpenſt im Hintergrund? Oder gibſt Du ſie auf und bleibſt über das Feſt bei mir? Denke an vier Monat Trennung, ſo recht denk' daran, und dann mach' erſt Deine nächſten Pläne. Du biſt ein grauſamer Schatz! Wenn Du aber irgend hoffen darfſt, nützen zu können in jener goldariſtokratiſchen, unfreien Stadt, dann geh' in Gottes Namen, und kehr' Dich weder an mein Verlangen, noch an Deinen leiſen Wunſch, und die Götter, die Dich glücklich in jene Freiheitsruinen geleiten, werden Dich doch endlich auch in meine Arme zurückführen. Wüßte ich übrigens, wo das Zauberkraut wächſt, deſſen Saft die Sehnſucht nach der Geliebten bewirkt, ſo ſehr ich Feind aller Hexenmittel und der blaſſen Romantik bin, ich tröpfelte Dir bei Nacht heimlich etwas davon ein, denn daß ich eine gehörige Doſis unſchuldigerweiſe davon zu mir genommen, iſt mehr als ſicher. Du hatteſt Dir einen Brief nach Stettin beſtellt, und erhältſt drei, nimm's nicht übel, mein Herzliebſter. Der Toaſt von Walesrode macht mir Freude, hab' Dank für die Abſchrift, ich möchte, die guten Leute kämen alle zu unſerer Hochzeit. Follen mußt Du mir mitbringen; Dir tut er ja alles zuliebe. Was das unſelige Warten auf die pfäffiſche Weihe betrifft, ſo magſt Du nur glauben, daß ſie mir ebenſo entbehrlich für uns ſcheint, als Dir, aber es geht diesmal nicht anders, ſpäter wollen wir's nach eigenem Fürſehn halten, mein Herz. Was übrigens den einzelnen Firlefanzerei erſcheint, kann deshalb der Menge noch nicht entzogen werden, nur ſollte es jedem freiſtehen, ſeine Ehe kirchlich oder auf weltlichem Wege zu vollziehen, der Zwang iſt das Abgeſchmackte. Steht mir der Sinn danach, ſchreibe ich morgen noch einmal, geht's weder mit Laune noch mit Zeit, ſo wird

Dir dieſer Brief wohl den Freudenruf meines Herzens, der unſerem Wiederſehen gilt, laut entgegentragen. Zum Lieben fehlt mir aber weder Zeit noch Stimmung. Dies eine aber halte feſt, und magſt es nie verlieren.

Deine Emma.

Berlin, den 9. Dezember 1842.

Mein Schatz!

Als ich Dir geſtern abend mein dithyrambiſches Willkommen zurief, vergaß ich über der Herzensfreude ganz und gar einen mir vom Vater gegebenen Auftrag. Du möchteſt ihm doch durch mich frei ſagen laſſen, ob es Dir ganz genehm, wenn er für Dich ein gutes Zimmer im Hôtel de Russie, einem guten, ganz nahe von uns gelegenen Gaſthofe, beſtellte. Die Antwort kommt dann mit Deinem Briefe aus Stettin. Follen ſchreibt mir, ich ſolle mich in acht nehmen, Dich nicht vor ihm zu küſſen, das hat mich herzlich lachen gemacht. — Der ganze Brief iſt eigentlich wie ein Hymnus ſeiner Freundſchaft für Dich; nun, ich werde ſie in Ehren zu halten wiſſen. Geſtern abend waren wir ganz allein und machten tauſend Pläne, Fanny und ich, für meine Zukunft. Ich wage nur ſelten zu ihr mich recht über meinen inneren Reichtum, der mir mit der Liebe für Dich gekommen, auszuſprechen, weil ich immer fürchten muß, kaum vernarbte und nie zu verſchmerzende Wunden wieder aufzureißen.[1]) — Und doch lieber ein kurzes funkelndes Leben mit Schatten und Licht, als ein langes, gleichförmiges, zufriedenes. Nur wer die Untiefen kennt,

[1]) Emmas Schweſter hatte erſt vor kurzem ihren Mann, einen bedeutenden, vortrefflichen Menſchen, verloren. (S. Vorwort Seite 26 und A. von Humboldts Brief an Varnhagen von Enſe vom 13. September 1839.)

wird die Höhen des Gefühls begreifen können. In Stettin iſt ein Bekannter von mir, ein Aſſeſſor Mayet,[1]) aus dem ich mir nicht viel mache, er iſt aus einer echten Philiſterfamilie der wenigſt Unangenehme, aber dennoch ſchwer genießbar, keine Natur und wenig glücklich im Studium. Ich gebe Dir dieſen Kommentar, falls er Dich, was ich vermute, aufſuchen ſollte. Er macht ſich gern an die Berühmtheiten heran, und Du biſt ja jetzt Mode!

Sollteſt Du jedoch einen Baurat Kremſer ſehen, den grüße, er iſt der Mann von Fannys einziger Freundin, die ich auch ſehr lieb habe.

Dieſe Beamtenſeelen! Ich habe jetzt ſchon Leidenſchaft für alle, die keiner beſtimmten Kaſte angehören. Frau Froriep[2]) hat mir geſtern die Zürcher Briefe gebracht, fand mich aber nicht zu Hauſe, ich werde ihr heut oder morgen einen Beſuch machen, ſie ſoll hübſch ſchwäbiſch ſprechen, und das iſt mir jetzt Muſik fürs Herz.[3]) Gelt? Mein Herzensjunge, wenn ich Dich nur erſt wieder hab'; aber komme mir nicht kalt zurück, hörſt Du wohl? Ich würde es gleich merken, denn allmächtige Liebe iſt der beſte und ſchönſte Wärmemeſſer. Adieu, dies iſt mein letzter Brief, ſollte ich aber dennoch an Dich denken wollen, ſo müſſen die Gedanken ſchon frei ohne Tintenkleid zu Dir fliegen, bin begierig, ob Du ſie dann erkennen wirſt.

Deine Emma.

---

[1]) S. Brief Emmas an G. H. vom 28. November 1842. (Seite 60.)

[2]) Frau des bekannten Arztes Profeſſor Dr. Froriep, zu welchem Emma Herwegh ihre Zuflucht nahm, um Ferdinand Laſſalle, als er im November 1863 krank und gefangen in der Berliner Stadtvogtei war, zur Freilaſſung zu verhelfen.

[3]) Es wäre falſch, hieraus zu ſchließen, daß G. Herwegh den ſchwäbiſchen Dialekt beibehalten, denn er machte gerade in ſprach-

Danzig, Sonnabend

[wahrſcheinlich den 10. Dezember 1842].

Meine liebe Emma!

Heute früh bin ich endlich in Danzig angekommen, wo ich's jedoch nur bis heute abend um 7 Uhr auszuhalten im Sinn habe. Kaum bleibt mir in einem Kaffeehaus ſo viel Zeit, um dieſe Linien Dir zu ſenden, die Dir melden ſollen, daß ich Mittwoch mit dem letzten Eiſenbahnzug, der mit der Poſt konkurriert, von Stettin aus in Berlin eintreffen werde. Erkundige Dich, wenn Du Luſt haſt, wie es ſich mit dieſer Geſchichte verhält, und erwarte mich, wenn Du Luſt haſt, im Bahnhofe, der, ſo viel ich mich erinnere, nicht ſehr weit vom Schloßplatze entfernt liegt. Die See habe ich geſehen, will Dir aber nichts darüber ſchreiben. Ich habe nun doch eine Art Heimweh nach Dir bekommen und muß meine Reiſe beſchleunigen.

Behüt' Dich Gott! Auf Wiederſehen

Dein

Georg.

---

licher Hinſicht eine ſeltene Ausnahme, indem er ſchon von früheſter Jugend auf befliſſen war, ſich des reinen Hochdeutſchs zu bedienen. (Vgl. das Urteil Moleſchotts im Nachwort und das hierüber Geſagte in der bereits erwähnten Schrift von Dr. Achill Schmidt aus Uelzen).

Stettin, Montag 2 Uhr.
[12. Dezember 1842.]

Tauſend, tauſend Dank, mein lieber Schatz, für die vielen ſchönen Briefe, die ich hier vorgefunden. Aber ich bin ſo kaput von der abſcheulichen Reiſe, daß ich Dir nur mit zwei Worten ſagen will, ich reiſe morgen abend hier mit der Schnellpoſt ab und werde Mittwoch, ich glaube gegen 9 Uhr, mit der Eiſenbahn in Berlin eintreffen. Du kannſt das in Berlin ja genau erfahren. Ein Logis im Hôtel de Russie iſt mir ganz genehm.

Die Königsberger werden Dir einige Produkte des Baltiſchen Meeres geſandt haben. Es freut mich, daß ſie auch Dich ſchon ſo lieb haben.

Grüße und küſſe Gott und die Welt, vor allem ſei Du geküßt, mein Herz, von

Deinem

Georg.

Anmerkung: Von Königsberg zurückkehrend über Danzig und Stettin (S. i. »Die Zeit« v. 10. April 1897 Herweghs Briefe an Robert Prutz von Mitte Dezember 1842) traf Herwegh ſelbſt am 14. Dezember in Berlin ein. Wie aus dem folgenden Briefe vom 21. Dezember erſichtlich, war auch Prutz mit ſeiner Frau vorübergehend in Berlin anweſend. — Zwölf Tage ſpäter (am 26. Dezember) reiſte Herwegh in Begleitung ſeiner Braut zur Familie Prutz auf Beſuch nach Stettin, wurde aber ſchon tags darauf infolge des inzwiſchen ohne ſein Wiſſen veröffentlichten Briefes an den König von Preußen aus dieſer Stadt verwieſen und erhielt am 28. Dezember, ſoeben wieder in Berlin angelangt, den Befehl, binnen 24 Stunden die preußiſchen Staaten zu verlaſſen. Er reiſte der erhaltenen Weiſung gemäß, am 29. Dezember 11 Uhr vormittags, nach Leipzig, nicht „in Begleitung von zwei Gendarmen", ſondern in der Emmas und ſeines zukünftigen Schwagers Dr. Guſtav Siegmund. Aber auch von hier ſollte Herwegh ſchon nach 24 Stunden ausgewieſen werden, und während ſeine Braut

Berlin, den 21. Dezember 1842.

Guten Morgen, mein Herz. Ich bin beauftragt, Dir zu melden, daß heute bei uns um 1 Uhr zu Mittag gegessen wird, und man Dich also zu dieser Stunde erwartet, falls Du nicht andere Pläne hast. Außerdem wollt' ich Dich an Dein Briefchen für Herrn Wiß[1]) erinnern, damit wir Dich nicht gar am Heiligen Abend entbehren müssen. Nicht, als ob jeder andere Abend, wo Du fehlen wirst, mich Deine Abwesenheit weniger schmerzlich empfinden ließe, sondern besonders der andern wegen, die sich gerade auf diesen besonders freuen. Du und ich (wenigstens ich) haben ja allezeit Festtag, selbst im bloßen Gedenken aneinander.

Grüße mir Herrn und Frau Prutz viel tausendmal und lade sie fein zum Abend ein — mache es nicht wie Dein Schatz, der unter den Brief an Meyrowicz[2]) den 19. statt 20. gesetzt und ihn dadurch veranlaßt hat, schon gestern seinen Besuch zu machen, den er freilich heut' wiederholen wird.

Denk' an mich, wenn Du Zeit hast.

Deine

Emma.

---

sich deshalb allein zu ihrer Freundin Charlotte Gutike nach Halle und dann von Berlin aus zu der ihr liebsten Freundin Emilie Szaniecka nach Pakoslaw bei Posen begab, reiste Georg Herwegh über Frankfurt a./M. und Karlsruhe, wo er wiederum mit Bakunin zusammentraf (S. G. Herweghs Brief vom 6. Januar 1843 Seite 104), nach Straßburg und von da aus in die Schweiz.

[1]) Durch ein an Freiligrath gerichtetes und im »Pilot« von 1843 erschienenes Gedicht bekannt.

[2]) S. Vorwort (Seite 36).

Halle, den 3. Januar 1843.

Wenige Stunden vor meiner Abreiſe aus Halle, wo man mich vergebens um längeren Aufenthalt bittet, ſende ich Dir noch dieſen Gruß in die Weite. Geſtern abend iſt Duncker angekommen und erzählt Wunder von der kraſſen Feigheit der Berliner. Ich weiß, was meiner harrt, und bin gerüſtet. Nach Polen reiſe ich nicht früher, ehe ich nicht einige Philiſter überwunden oder wenigſtens ſtumm gemacht habe. Die Eltern ſollen in innigſter Liebe und Verehrung Dein gedenken und bis jetzt nicht von dem mindeſten Gifthauch berührt worden ſein. Ein ganz abſcheulicher Artikel, Dich betreffend, ſtand geſtern in der Berliner Zeitung und machte den Schluß meines Tages. Dergleichen kann mich nur des Allgemeinen wegen empören. Schreckliches Volk, das auf dieſer viehiſchen Stufe brutaler Knechtſchaft ſich groß und behaglich fühlt. Uebrigens war es ſtets in der Welt, daß die Menſchen, welche den Mut hatten, das Ideal zu erſtreben und zu verwirklichen, und ſich nicht ſcheuten, eigentümlich ihren Weg, unbeachtet der Kämpfe und Hinderniſſe, zu verfolgen, von den andern begeifert wurden, und ich bin ſtolz, daß die Fliegen meinen Löwen ſo umſchwärmen. Stolzer war ich nie als jetzt in Beziehung auf Dich, oder richtiger, überhaupt, denn auf was hätte ich wohl ſonſt Urſache, ſtolz zu ſein, als auf Dich. —

Ruges Schweſter habe ich geſtern beſucht, ich glaubte es tun zu müſſen und habe eine wackere Frau in ihr gefunden. Ruge ſelbſt werde ich in einer halben Stunde ſprechen. Die letzte Zeit mit ihren vielen Bewegungen halte ich für den Glanzpunkt in jeder Beziehung; ſie hat alle zur größeren Klarheit ihrer politiſchen Stellung und mich auch zum größten Bewußtſein meiner eigenen zu Dir gebracht. Was die frühere Zeit an ſtillen Zweifeln nicht in mir überwunden, hat die

letzte Stunde unseres Beisammenseins vermocht. Ich fühle es jetzt, daß Du mich liebst, wie ich es gebrauche, um zu dem vollen Bewußtsein zu kommen, Dir das zu sein, was Du verlangen kannst und mir Bedürfnis ist, Dir zu sein, um in unserer Vereinigung das zu finden — was ich erstrebe und als einzig Wahres erkenne. Sei unbesorgt, ich werde mich Deiner Liebe wert zeigen, und die Philister sollen erfahren, daß Herweghs Braut würdig ihres Glückes ist. Im Monat März hoffe ich auf unsere Vereinigung. Vergiß nicht, die nötigen Scheine zu besorgen, damit die Pfaffen uns nicht um eine Stunde Glückseligkeit betrügen können. Grüße Follen und seine Familie, auch Frau Caroline Schulz. An Prutz schreibe ich noch heute. Die Lerche an Frau Wigand ist geschrieben und der Brief an Follen eilt diesem bald nach. Leb wohl, und schleud're Deine Feuerbrände jetzt kühn in die feige Menge, nur versieh Dich nicht und wirf nicht Deine Liebe für mich mit auf die Straße. Grüße Bakunin. Leb wohl!

Deine

Emma.

Ein junger Student in Halle[1]) hatte Dein Reiterlied für Baßstimme komponiert in der Absicht, es Dir hier vorzusingen. — Da sich nun die Sachen gewendet, hat er sich begnügen müssen, es mir zu geben; es ist recht leidlich. Noch eins: — Die Polizei hat Beratung gehalten, was zu tun sei, falls Du auf der Reise nach Leipzig beschließen würdest, hier in Halle Nachtquartier zu halten, und ist nach langer weiser Ueberlegung zu dem Entschluß gekommen, garnichts zu tun.

Adieu, mein Herz!

---

[1]) E. F. Kauffmann (1803—1856), Liederkomponist.

Berlin, den 5. Januar 1843.

Mein geliebter Georg!

Freilich habe ich erſt vor drei Tagen Nachricht von Dir gehabt und kein Recht, neue Briefe zu erwarten, dennoch hatte ich ganz im geheimen heute einen Gruß erwartet und bin wehmütig über die getäuſchte Hoffnung. Mit jedem Tage eile ich unſerem Wiederſehen entgegen, das iſt freilich ein ſo ſchöner Gedanke, an dem ich mich wacker aufrichten kann, wenn die Berliner mir den Kopf wüſt machen. Mit jeder Stunde wird es mir klarer, wie namenlos unglücklich ich mich fühlen würde, ſollte ich länger unter dieſem Pack leben.[1]) — Man ſollte denken, daß das Bewußtſein der nahen Trennung von ihnen mich milder ſtimmen müßte, aber man irrt, ſie ſind mir mit wenigen Ausnahmen widerwärtig. Geſtern früh hab' ich mich von meiner Emilie getrennt. Ein Fremder, der dieſem Abſchied beigewohnt hätte, würde nicht geahnt haben, wie weh uns beiden war, denn weder ſie noch ich weinte, aber der, welcher ins Herz hätte blicken können, würde das Gegenteil leicht erkannt haben. In früherer Zeit, ohne die leuchtende Ferne, welche durch unſere Vereinigung vor mir liegt, hätte mich dies auf länger verſtimmt, jetzt, wo ich D i c h habe, ſcheint mir nichts ein Opfer, ich komme mir wie ein ſtolzes Schiff vor, das von den Wogen des Weltmeers getragen ſich noch weit freier und ſchöner ausnimmt. Tragen doch alle dieſe Stürme mich zum Eiland der Glückſeligen. Schatz, lieber Schatz, das wird ein Wiederſehen werden! In den erſten Tagen März, wenn ſonſt nichts dazwiſchen kommt, ſegle ich ab, und

[1]) Emma pflegte auch in ſpäteren Jahren zu ſagen, „daß es kein größeres Unglück für einen Menſchen gäbe, als in Preußen zur Welt zu kommen".

dann ſoll nichts uns trennen, keine Macht der Welt, ebenſowenig, als wir irgend einer fremden außer uns den geringſten Anlaß zu unſerer Vereinigung zugeſtehen dürfen. Unſere Wohnung, ſo viel als ſich das von hier aus tun läßt, iſt in meinem Kopfe ſchon ziemlich eingerichtet, doch wollen wir mit den Mitteilungen uns nicht die Briefe anfüllen, wenn wir beiſammen ſind, wirſt Du alles, alles erfahren. Uebermorgen hoffe ich Dir meine kirchlichen Scheine ſenden zu können, und dann fehlen nur noch die Deinen zu unſerer öffentlichen Proklamation. Du mußt in voriger Woche vier Briefe von mir erhalten haben, von denen ich vorgeſtern den letzten abſchickte. Ich glaube, es Dir dennoch im fleißigen Schreiben weit zuvor zu tun. Schreib' mir, wie es mit dem Deutſchen Boten ſteht; ob Du die Einleitung [1]) beendet haſt und mir ſchicken wirſt. Ich brenne, ſie zu leſen. Man ruft mich, ich muß fort von Dir. Noch vier Wochen, und mein Bündel iſt geſchnürt. Gott behüte Dich bis dahin, ſpäter will ich mithüten. Adieu, mein geliebter Schatz, ich mache mir aus der ganzen Welt nichts, wenn ich Dein gedenke. —

Grüße Bakunin und Follen mit Weib und Kindern von

Deiner

Emma.

Du ſchreibſt gewiß jetzt nicht, damit ich nicht gar zu ſtolz werde und mir anfange einzubilden, Dir unentbehrlich zu ſein; ſollteſt weniger beſorgt werden, in

---

[1]) Was aus dieſer Einleitung geworden, iſt nicht klar, denn »Der deutſche Bote aus der Schweiz«, welcher hier gemeint iſt und mit verändertem Plane den bisherigen »Deutſchen Boten« fortzuſetzen beſtimmt war, wurde (ſ. Vorwort Seite 39) in »Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz« verwandelt.

dieſem Punkte werde ich nie übermütig werden, ich weiß zu gut, daß, um Dir zu bleiben, was ich Dir heute bin, und um Dir zu werden, was ich *muß*, ich immer und immer ſtreben und kämpfen muß; das ſchreckt mich nicht, *das* aber iſt eben meine Freude, dies immerwährende Vorwärts! Mir ſchaudert nur vor einem Gedanken, Dir einſt weniger ſein zu können. Aber, Schatz! Das kann nimmer ſein, gelt?

Straßburg, Freitag, 6. Januar 1843, abends.

Meine liebe Emma!

Da ſitz' ich endlich nach dreinächtiger Fahrt, d. h. ich bin ſchon geſtern abend angekommen, und will Dir die Geſchichte vom Fuchs erzählen.[1]) In Karlsruhe trafen ich und Bakunin zuſammen. So leid es mir tut, von Dir entfernt zu leben, ſo froh bin ich, eures abſcheulichen Deutſchlands, das ich freilich wieder mit ganzer Seele liebe, los zu ſein. Eure Philiſter ſind ein troſtloſes, gottverlaſſenes Volk, und dieſelben Leute, die einem heute am Hals hängen, hat man morgen auf dem Hals. Sobald man *praktiſch* einen Schritt tun will, ſchreien ſie unisono Zetermordio; ſie umarmen Dich heute für ein kühnes Wort und verlaſſen Dich morgen, wenn die Regierung Deinetwegen nur den Mund verzieht. *Literaten* dürfen wir ſein, aber ehrliche Menſchen voll Leidenſchaft nicht; ſchreiben, ſo viel wir wollen, aber *tun* ja nichts. Könnte ich mich im Augenblicke nicht an Deiner großen, noblen Natur

[1]) S. im Anhang (Seite 270) Bakunins Brief vom 7. Januar 1843.

aufrichten, ich müßte wütend werden oder verzweifeln. Mädchen, verlaß mich nicht! Hörst Du?

Aber so muß es kommen; sie treiben uns selbst mutwillig dem Ziel entgegen, an dem die ganze jetzige Lügenwirtschaft scheitern muß. Sie sollen fühlen, was Menschen imstande sein werden, denen die Freiheit Religion ist.

Wann und wo wir uns sehen, weiß ich nicht, mein gutes Kind, Du liebst mich, das ist mir genug. Du wirst auf alles gefaßt sein. In Zürich wollen sie mich auch vertreiben; eine hübsche Aussicht. Doch werde ich wohl in Baselland Bürger sein oder nächstens werden, kann also den Züricher Aristokraten getrost auf der Nase sitzen bleiben. Himmel und Hölle soll aufgeboten werden, daß wir bald zusammenkommen. Bakunin und ich sprachen heute viel von Dir, und mit jedem Worte wurde es mir selbst klarer, was ich an Dir besitze, wie unendlich ich Dich liebe, und wie unentbehrlich Du mir geworden. Nur Du wirst die Begeisterung frisch und jung in mir zu erhalten wissen, die mich das Aeußerste wagen heißt. Du hast mich geliebt und verstanden, ehe Du mich gesehen. Du wirst mich verstehen und mit mir sein, wenn — Wie dumm klingen doch alle Worte; ich kann sie mir auch ersparen. Aber, Schatz, ich will Dir sagen, um fünfzig Jahre bin ich seit zwei Monaten klüger und größer geworden; daran bist Du nicht wenig schuld. Mein Mut, meine Lebenslust, meine Energie sind ums zehnfache gestiegen; ich werde nicht biegen und nicht brechen. Ich weiß, was ich an Deiner Seite werden kann und werden muß. So soll auch unsere Liebe einzig sein in ihrer Art und den Philistern ein Aergernis sein, wie unser Haß, der nur wachsen soll durch unsre Liebe.

Liebes Kind, wenn Du mich nicht ganz verstehst, so entschuldige meine Unklarheit mit dem aufgeregten Zu-

ſtande, in dem ich mich befinde, mit der unendlichen Glut, in der ich Dein gedenke, und die mich keine Form und kein Maß finden läßt. Meine äußeren Fata ſind gegen das innere wilde Leben, das ich führe, zu unbedeutend, um Dir irgend etwas davon zu ſchreiben. Nun ärgere ich mich, daß ich Leipzig ſo ſchnell verlaſſen. Wigand[1]) war offenbar zu ängſtlich. In Frankfurt iſt die Stimmung gegen oder für mich, wie Du willſt, eigentlich recht ſpaßhaft, und ſie meinen, habe der König mit mir Komödie geſpielt, nun ſo habe ich auch mit ihm Komödie ſpielen dürfen.[2]) Das iſt freilich nur halb wahr; denn eigentlich wollt' ich ihm höchſt ernſthaft beweiſen, daß ich *nicht* Komödie mit mir ſpielen laſſe, und daß ich mehr will, als Verſe machen.

Deinen Eltern zu ſchreiben, bin ich heute nicht in der Laune; grüße ſie herzlich; desgleichen Deine Schweſtern, vor allem die gute Fanny mit dem kleinen Zaunkönig. Auch Deinen Bruder nicht zu vergeſſen.

Von Zürich aus erhältſt Du einen geordneteren Brief. Adieu, mein Herz, bleibe mir gut! Auf Wiederſehen!

Dein

Georg.

NB. Bitte, bitte, laß Dich *bald malen*!

---

[1]) Otto Wigand, der bekannte Leipziger Verleger.

[2]) Heinrich Laube in ſeinen »Erinnerungen« ſtrengt ſich an, die erſtere Auffaſſungsweiſe zu akkreditieren. S. Anmerkung zu G. Herweghs Brief vom 1. Dezember 1842 (Seite 75).

Berlin, den 8. Januar 1843.

Mein lieber, teurer Georg!

Eben komm' ich aus einem Konzert von Liſzt. — Die Berliner ſind raſend vor Enthuſiasmus, — und einen Teil dieſer Begeiſterung verdient der Künſtler auch ſicher, nur ſchade, daß allein die Muſik ſie in Bewegung ſetzen kann, während die wichtigſten Lebensereigniſſe nicht imſtande ſind, den alten Michel aufzuwecken. Nach der heutigen Zeitung ſollſt Du binnen vier Wochen auch aus Zürich verwieſen werden;[1]) iſt die Nachricht wahr? Du kannſt denken, in welcher Spannung ich mich befinde, und wie ich ſtündlich die Entfernung zwiſchen uns verwünſche. Außer Cybulski, Dr. Ruge, Mühlenfels[2]) und Weill,[3]) welcher heute ſeine franzöſiſche Antrittsviſite machte und ganz Deiner Beſchreibung entſprach, habe ich von den Bekannten keinen einzigen geſehen. Müller[4]) fürchtet ſich vor einer

---

[1]) S. Anmerkung zum Brief vom 14. Februar (Seite 197).

[2]) L. von Mühlenfels (Juriſt), Freund von Caſpari, dem Schwager Emma Siegmunds, heiratete ſpäter die jüngere Schweſter Charlotte Gutikes.

[3]) Alexandre Weill (1811—1899), franzöſiſcher Schriftſteller, Elſäſſer von Geburt, war Mitarbeiter an mehreren großen Revues in Paris und ſchrieb auch als Korreſpondent in deutſchen Zeitungen. Einer ſeiner Romane, »Emeraude«, erſchien ſpäter von Emma Herwegh überſetzt unter dem Titel »Esmeralda« (ſtatt »Emmerode«) bei Franckh in Stuttgart (doch hat der Verleger den Titel wie erwähnt verändert und den Namen des Ueberſetzers nicht einmal genannt). Außerdem iſt er der Verfaſſer mehrerer Flugſchriften, von »Feu et flamme« (Paris 1845), »Staatsentwürfe über Preußen« (Darmſtadt 1845), »La guerre des Paysans« (Paris 1847) u. ſ. w.

[4]) Dr. Hermann Müller-Strübing.

Strafpredigt, und die andern fliehen klugerweise unſer Haus, um nicht von den antiroyaliſtiſchen Geſinnungen angeſteckt zu werden. — Das iſt ein Pack! Von den vielfachen Reden über Dich und unſer Verhältnis kannſt Du Dir keine Vorſtellung machen. Ich bin nur glücklich, daß meine Alten ſich nicht irre machen laſſen und mit derſelben innigen Freude Dich heute als ihren Sohn betrachten, als in jenen Tagen, wo jeder einzelne mit Neid auf ſie blickte.[1]) Wo man Dich doch noch hinbringen wird! Mir gilt's gleich, vorausgeſetzt, daß wir beiſammen ſind, denn das fühl' ich in jedem Moment klarer, daß ich eine lange Trennung ſchwer ertragen würde. Dir unter Deinen Freunden, fern von all' dem kleinlichen Getriebe, mitten in der großartigen Natur, Dir werde ich wenig fehlen, faſt kann ich mir denken, daß Dir auf Augenblicke Dein Mädchen ſamt Deiner Liebe nur wie ein Traumbild erſcheint, das Dich mitten in Deinen letzten Irrfahrten zuweilen heiterer geſtimmt — mir — geht's aber anders, ich lebe ſo mit, ſo tief in Dir, daß Alles mich Umgebende mich nur ſchmerzlicher die Lücke fühlen läßt. Mittwoch abend um 7 Uhr verlaſſe ich Berlin und bleibe bis zum 31. in Pakoslaw. Es iſt durchaus nötig, daß ich jetzt reiſe, um nicht ſpäter noch mehr Zeit zu verlieren. Bitte die Frau Schulz, daß ſie es übernimmt, falls wir in Zürich bleiben und Du eine Wohnung für uns gefunden, mir das nähere darüber zu ſchreiben, damit ich die Meubles beſorgen kann. Eine Frau kann das leicht übernehmen, und Du ſollſt Deine Zeit nicht mit

[1]) Dies bezieht ſich auf die elenden Angriffe der deutſchen Preſſe gegen G. Herwegh ſeit der Audienz vom 19. November 1842. S. im Anhang den Artikel von Rob. Prutz: »Georg Herwegh und das deutſche Publikum« (erſchienen in der Rheiniſchen Zeitung vom 21. März 1843).

dergleichen ausfüllen. Hätte ich nur erſt einen Brief, mein geliebter Schatz. Die Sehnſucht trinkt alle meine Gedanken. Mühlenfels wird morgen oder übermorgen beim König ſpeiſen; ich bin geſpannt, ob er mit ihm von Dir ſprechen wird. Ich wünſchte, er gäbe mir eine Audienz, nur um ihm zu zeigen, daß ich Deine Braut bin, nicht der Zufälligkeit nach, ſondern der feſten inneren Notwendigkeit. Die Volksblätter von Blum[1]) ſollen auch verboten ſein, und die Jahrbücher ſind nicht einmal auf buchhändleriſchem Wege zu erlangen. So lange man aber dem Berliner noch das Intelligenzblatt läßt und die herrliche Spenerſche und Voßiſche Zeitung, hat's keine Not. Vielleicht treibt dieſes Verbot Ruge in die Schweiz. Mir ſollte es lieb ſein; wir würden eine junge Republik ſtiften, und das neue Spartanervolk ſollte zum Schrecken der Könige aufwachſen. Schöner iſt es freilich für den Mann, mitten unter dem Volke, für das Volk zu kämpfen, aber wollen dies denn die Deutſchen? Schicken ſie nicht ihre beſten Kräfte ſelbſt ins Ausland? Denn etwas Schlechtes dulden oder gebieten, iſt einerlei, nur die Laſt, zu der wir willig den Rücken beugen, wird uns aufgepackt.[2])

Heute[3]) ſollte unſer Hochzeitstag ſein! wie anders! — Weill meint, Du tätest, wenn man Dich wirklich aus Zürich vertriebe, gut, nach Paris zu gehen, und fragte

---

[1]) Robert Blum (1807—1848), damals Mitarbeiter an dem politiſchen Journal »Sächſiſche Vaterlandsblätter«.

[2]) Aehnlich G. H. in ſeinen unveröffentlichten Notizen desſelben Jahres: „Der Deutſche brauſt wie das Meer, das morgen wieder geduldig ſeine Laſten trägt".

[3]) Auf den 8. Januar war nach der Ausweiſung G. H. aus Berlin die Hochzeit in Leipzig während des kurzen Aufenthalts des jungen Paares daſelbſt beſtimmt, als dieſer Plan an der ihm ſicher bevorſtehenden Ausweiſung aus Sachſen ſcheiterte.

um meine Meinung. So lange Du auf deutſchem Boden bleiben kannſt, dünkt mich, iſt es beſſer. Paris ſcheint mir außerdem wenig für Dich geeignet. Schreibe mir doch mit dem nächſten Briefe den armen Jakob[1]) auf; aus der Ferne wirſt Du mir ſchwerer einen Wunſch unerhört laſſen, als in der Nähe, und ich habe, ſeit ich es gehört, ein förmliches Heimweh danach bekommen. Gute Nacht, mein Herz, morgen ſchreib' ich weiter. So wie ich fühlt keiner Deine Gedichte. Das mag arrogant klingen, und doch weiß ich, daß es nur wahr iſt. Die andern leſen ſie, ich erlebe jedes Wort, weil ich meine ganze Heimat in Dir habe. Leb' wohl, mein Schatz, und denk' an mich, ich trage Dich treu im Herzen.

Deine

Emma.

Grüße Follen!

[Berlin], abends, den 9. Januar 1843.

Faſt hätte ich Luſt, mein lieber Schatz, den Brief an Follen ohne eine Einlage an Dich abzuſchicken. Ich fürchte nur, daß bei dieſem Spaße ich allein kurz fahren würde, ohne Dir eben eine Wunde zu ſchlagen, und dazu habe ich mich zu lieb. — Neues kann ich Dir nicht mitteilen, denn daß man entſetzlich klatſcht, weißt Du bereits zum Ueberfluß, und daß mich's herzlich nach Dir verlangt, wenn nicht gerade zur Langeweile, doch genügend. Das wäre aber alles, was ich wüßte, ausgenommen, daß ich dieſen Morgen Müller die Wahrheit geſagt habe. Es iſt aber ein wahres Elend, wenn die Leute gutmütig ſind — ehe man ſich verſieht, ſteht man mit

[1]) »Der arme Jakob« (Gedichte eines Lebendigen).

seinem Zorn entwaffnet einem solchen harmlosen Gesicht gegenüber, während man sonst mit größter Leichtigkeit sich moralisch nach Herzenslust prügelt. Müller läßt Dich übrigens herzlich grüßen, sieht wie zuvor nicht ein, daß in der Befolgung seines Rates, unbeachtet des Inhalts, schon eine unwürdige Konzession gelegen hätte, läuft in die Opern und ist im übrigen ein guter, musiktoller Mensch. Uebermorgen abend reise ich ab und bin Donnerstag nachmittag um 5 Uhr am Ort meiner Bestimmung,[1]) von wo ich Dir gleich schreiben werde. Wäre ich nur erst bei Dir, mein liebes Herz, vergraben möchte ich mich bis zum Tage unserer Vereinigung. Freilich habe ich noch viel im Sinn bis zur Hochzeit, um Dir irgend recht zu sein. Wenn man sich so umgraben könnte wie ein Stück Erdreich, aber was man auch tun mag, aus seinem Wesen kann der Mensch nicht hinaus, und zuweilen wandelt mich doch die Furcht an, Dir nicht für immer zu genügen. Lassen wir aber das Kapitel, es führt zu nichts Vernünftigem, und statt zu Dir, von Dir. Noch eins wollte ich Dir sagen, wenn Du mal merken solltest, daß Du mich weniger liebtest, dann erschieß' mich nur lieber gleich, denn merken würd' ich's doch, und das wäre viel, viel schlimmer. Herr Weill hat gefunden, daß ich der George Sand sehr ähnlich sehe, was meinst Du dazu? und seit ich das Bild hier habe, kommt nicht einer, der mir nicht ein Gleiches sagte. Denke nicht, daß ich mir etwas darauf einbilde, ich möchte im Gegenteil aussehen wie keine andere, damit nichts Dich an mich erinnern könnte, als ich selber. Anklänge sind gefährlich!

Die Post geht ab, und meine Gänseliele verderben, es muß denn schon geschieden sein. Laß bald von Dir

[1]) D. h. nach Pakoslaw bei Posen. S. Anmerkung zum Brief vom 12. Dezember.

hören und ſchreibe auch der Schweſter Friederike,[1]) Du trugeſt mir auf, Dich daran zu mahnen. Leb wohl, leb wohl, mein liebſter Schatz, ich wollt', ich wär' bei Dir!

Deine

Emma.

Baſel, 9. Januar 1843.

Mein lieber Schatz!

„Ich kann nicht anders,"[2]) ſingt Em. Geibel, ich muß Dir noch ein Wort zukommen laſſen, ehe ich nach Zürich abreiſe, allwo ich morgen früh eintreffen werde. Baſelland wird mir das Bürgerrecht, ohne Zweifel das Ehrenbürgerrecht erteilen, was freilich, trotzdem daß es geſchenkt wird, dreimal mehr Koſten macht, als das gekaufte. Aber es muß gegen Preußen und die niederträchtige Ariſtokratie in Zürich eine Demonſtration dieſer Art gemacht werden. In Zürich liegen ſich die Parteien meinetwegen fürchterlicher in den Haaren, als je. Doch darfſt Du glauben, daß nicht alles denkt in Deutſchland wie in Berlin, und wenn ich durch den Brief[3]) mir viel Feinde gemacht, ſo habe ich doch noch mehr Freunde gewonnen. Ja, man *erwartete* einen ſolchen Schritt von mir, und es iſt ſehr gut, daß der Brief veröffentlicht wurde. Waſche nur tüchtig drauf los Deinen Berlinern den Kopf. Es ſoll übrigens nicht das letztemal ſein, daß ich dieſes Pack *entſetzt*

[1]) Herweghs Schweſter. S. Vorwort (Seite 9).

[2]) Anſpielung auf Geibels Gedicht an Georg Herwegh.

[3]) Georg Herweghs Brief an den König von Preußen. S. Anhang (Seite 265).

habe; ſie ſollen noch mehr von mir zu hören bekommen. Mit wahrer Wolluſt will ich mich nun in einen neuen Kampf ſtürzen und die Vorrede zum Deutſchen Boten ſchreiben.

Unſere Hochzeit kann gar wohl anfang März ſtattfinden, mein Herz — wenn Du Luſt haſt. Doch, was ſollteſt Du nicht, mein einzig, einzig Mädchen!

Schreibe viel und oft. Gott behüte Dich

Deinem

Georg.

Grüße außer Deiner Familie auch den braven Cybulski und Deine Emilie Sczaniecka.

Zürich, 13. Januar 1843.

Mein lieber Schatz!

Nur ein paar Worte will ich Dir heute zurufen und Dich in Gedanken küſſen; ich bin ſeit mehreren Tagen unwohl und habe mich geſtern bei einem Ständchen, das mir die hieſigen Studenten brachten, ſo erkältet, daß ich heute die Welt nicht anſehen mag. Und ſo weit von Dir — das darf nicht mehr lange dauern; es macht mich zu unruhig bei der kleinſten Miſère, die mir begegnet.

Zürich hat die Nachricht[1]) der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die Du ſeit dem 1. Januar nachleſen mußt, um recht hübſche Sachen aus Berlin über mich zu erfahren, halboffiziell widerlegen laſſen, und es denkt bis jetzt niemand daran, mir Schwierigkeiten zu machen.

[1]) Die Nachricht von der Ausweiſung aus Zürich, die damals aber nur ein Gerücht war.

Die Demonstration der Studenten war insofern sehr passend. In Baselland werde ich wohl noch in diesem Monate mit dem Bürgerrechte zuweg kommen, und dann steht unserer Vereinigung auch nicht mehr das geringste im Wege.

Ein Logis mit der Aussicht auf den See, die ich Dir und mir gönnte, habe ich zur Stunde noch nicht aufgetrieben; es sind genug vorhanden, aber alle zu weit entfernt von meinen Freunden, die sämtlich um einander herum plaziert sind. Sie haben mich in alter Liebe und Freundschaft aufgenommen, und Follen hat ein großes Mahl veranstaltet, als er den verlorenen Sohn wieder hatte. Er liebt Dich sehr und läßt Dich herzlich grüßen. Sobald ich Dein Bild von Magnus[1]) habe, wünscht er Dein Porträt von Miethe[2]) zu bekommen, um es neben dem meinigen aufzuhängen. Am Ende müssen wir auch noch ein Häuschen neben das seinige bauen, wenn wir's recht schön und bequem haben wollen.

Ich habe erst einen Brief in Zürich von Dir erhalten; sei fleißiger, mein Herz!

Die kleine Rosa[3]) war unendlich glücklich über Dein Geschenk und ist mit Deinem Geschmacke sehr zufrieden.

Dein letzter Brief war heroisch; so liebe ich mein Mädchen. Nein — wann wir nicht zusammenpassen, so paßt der Teufel zusammen.

Wenn ich auch diesmal an Deine Eltern keinen Brief beilege, so wirst Du mich zu entschuldigen wissen. Ich bin mir nicht weich, aber, weiß Gott, ich kann heute nicht mehr.

---

[1]) Eduard Magnus, Maler (bekannter Porträtist).

[2]) (S. die Reproduktion nebenan.)

[3]) Aelteste Tochter Follens.

Emma Sigmund

Grüße und küſſe ſie wie alle Deine Geſchwiſter und meine kleine Nichte, deren Porträt ich täglich ſehr oft zu betrachten Gelegenheit habe.

Adieu, mein Herz!

Dein

Georg.

NB. Noch etwas höchſt Proſaiſches: Follen ſehnt ſich ſehr nach geräuchertem Lachs, der hier und in der Nähe nicht zu bekommen iſt. Wenn Du mir für ihn einige Pfunde ſchicken willſt, ſo mache ich ſeinem Magen eine große Freude.

Noch etwas: Siehſt Du Müller, ſo ſage ihm, die Abgüſſe der Parthenongeſchichten ſeien ſo ſchlecht gepackt geweſen, daß ich ſie alle zertrümmert nach Hauſe gebracht — könnte ich neue Abgüſſe unverſehrt hieher bekommen, ſo würde ich ihm ſeinen törichten Brief gern vergeſſen.

Pakoslaw,[1]) den 15. Januar 1843.

Mein lieber, teurer Georg!

Während die andern ſich aus den Gebetbüchern ihren Sonntag holen, ſuche ich meinen Gottesdienſt bei Dir, und bin ſicher, ihn ſchöner zu finden, als j
Seit drei Tagen bin ich hier unter meinen alten Fre...
den, welche mich mit Jubel empfangen haben, aber das Leben hier iſt ſo geräuſchvoll, daß man kaum einen

[1]) Emma verkehrte von früheſter Jugend auf ſtets mit Vorliebe in den polniſchen Kreiſen und begab ſich zeitweilig auf das Landgut ihrer Freundin Emilie Szczaniecka in Pakoslaw bei Poſen. Die Berliner verdroß dieſe Sympathie für die Polen, und Emma äußerte ſich darüber wie folgt: „Bald wird man mir's verdenken,

ruhigen Augenblick findet. Fortwährend ist man gewärtig, Besuchende empfangen und unterhalten zu müssen, und da die Gäste immer während ganzer Tage sich einnisten, hält es schwer, Geduld und gute Laune zu behalten. Heute rechne ich ganz bestimmt auf einen Gruß von Dir und weiß noch nicht recht, wie es werden soll, wenn meine Hoffnung betrogen wird. Zuweilen ist das Heimweh nach Dir so groß, daß es mir jeden Gedanken benimmt, dazu kommt, daß ich oft hier Karten spielen muß, um die alten Herrn zu amüsieren, eine Sache, die mich stets tödlich gelangweilt hat und jetzt rasend machen könnte. Man ruft, ich muß ausfahren nach einem fremden Gute und vielleicht gar zuvor noch in die katholische Kirche, wenn ich nicht während der Messe auf der Landstraße frieren will. Das wäre gar ergötzlich!

Diesen Abend bin ich mit Dir. — Wäre der Tag nur erst herum, meiner beginnt heute nach Sonnenuntergang.

Sonntag, Mitternacht.

Endlich habe ich alle zur Ruhe gebracht und kann Dir ungehindert schreiben, mein geliebter, einziger Georg. Den ganzen Nachmittag bis abends neun Uhr habe ich wieder am Kartentisch zugebracht — eine edle Beschäftigung! Des Mittags mußte ich, wie ich vorher

---

wenn mir der Sonnenschein in Polen gefällt, als ob die Natur sich an die elenden Grenzsteine kehrte, diese Mauern, die die Menschen ihren Sympathien vergebens setzen. Als ob der Frühling sich darnach kehrte, seinen Schmuck nur bis zu einer bestimmten Linie auszubreiten. Die Natur treibt, wie es ihr gefällt, und da ich sie als einziges Vorbild nehme, so werd' ich mich an ihr freuen, überall, und lieben, was ich will, wo ich es auch finden mag. Freiheit überall — im Geiste und in den Herzen." —

befürchtet, den abscheulichen Pfaffen hören und sehen, was mich innerlich ganz krank gemacht hat. Diese Lügenbrut! Die wollen Götter sein, und sind nicht einmal Fratzen von Gott, geschweige Menschen. Nach der Kirche habe ich einen heftigen Streit mit der ganzen Gesellschaft wegen der tausenderlei Abgeschmacktheiten gehabt, die sich doch wahrlich nicht mit ihren politischen Bestrebungen zusammenreimen lassen.[1]) Vergebens, wie stets. Zu

[1]) Eingehender äußert sich Emma in ihrem Tagebuch über den Eindruck, welchen diese kirchlichen Zeremonien in Polen auf sie machten, und über den Widerspruch der politischen Bestrebungen des polnischen Volkes mit dessen Mangel an geistigen Bedürfnissen:

„Gestern gegen Mittag fuhren wir in die Kirche. Die Bauern in ihrem Sonntagsstaat gingen auch hin und grüßten in den Wagen hinein. Ich schaute weit hinaus, und viele Gedanken zogen aus meinem Kopfe über die öde Landschaft. Die Felder waren noch ganz kahl, kein Hügel beschränkte den Horizont, und selbst der Wald, der sonst eine Grenze für das Auge bildet, lag in tiefem Nebel eingehüllt. Schüttle deinen weißen dichten Schleier ab — dachte ich, und zeig' uns wenigstens deine Wipfel, aber er blieb verhüllt, und wir hielten vor der Kirchentür. — Am Eingang teilte der Geistliche seinen Segen aus — das Innere der geweihten Halle war vielfach ausgeschmückt mit hölzernen Figuren, Wachskerzen, geschmacklos, aber eigentümlich. In der Mitte der Kirche lagen die Frauen auf den Knien und beteten, an dem Hochaltar hinter dem Gitter knieten kleine Knaben und Männer. Zuerst wurde ein Kind getauft, dann ging die Messe an. — Mich zogen die vielen Gesichter etwas von der Andacht ab — das bunte Kleid des Geistlichen störte mich, der Chorknabe, der statt des Weihbeckens ein Kasseroll trug, machte mir auch einen komischen Eindruck, und als man gar mir von dem geweihten Wasser mit einigen Tropfen auf das ketzerische Gesicht sprengte, ging der letzte Funke von Gesammeltsein zum Kuckuck. Das Volk ist hier so schön, unter hundert Bauern sieht man kaum einen, dessen Gesicht nicht Interesse einflößte, und dieses Volk in Banden! — der Gedanke wollte mir gar nicht aus dem Sinn. Während der Priester die

Mittag haben alle Polen mit Begeisterung Deine Gesundheit ausgebracht, mit Leidenschaft nur eine — Deine! Nach vielfach überstandener Langerweile und einem tiefen, nicht zu sagenden Heimweh nach Dir, kannst Du Dir ungefähr das Willkomm denken, das

---

Messe las, brummte die Orgel einen sonderbar munteren Ton zur Begleitung. Anfangs hielt ich dies für das Organ eines Dudelsacks, der gerade während der Kirchzeit draußen spielte, als dieses barbarische Geräusch sich aber mehrmals an derselben Stelle wiederholte, konnte ich nicht unterlassen, nach der Quelle zu fragen, und vernahm, daß es ein Klang der Orgel sei. Ehe wir das Gotteshaus verließen, gab der Priester einer jeden den Segen, indem er eine kleine Schüssel, welche die Hostie getragen, jeder einzelnen zum Kusse reichte. Ich war nicht wenig erschreckt, als ich mit einem Male die goldene Scheibe vor den Lippen fühlte, mein protestantisches Blut trat mir doppelt ins Gesicht, daß die andern es sicherlich bemerkten. Ich finde in den politischen Verhältnissen Polens und ihren kirchlichen einen großen, unbegreiflichen Kontrast. Nach äußerer Freiheit und Selbständigkeit mit Blut und Leben streben, und im Geiste so gegen das Licht kämpfen!"

Und späterhin:

„Dritter Mai! Tag voller Hoffnung für das unglückliche Volk; wie oft mag der noch zurückkehren, ohne erfreuliche Aenderung zu bringen. — Wenn ein Volk, wie die Griechen, so vollendet in sich, unterjocht werden konnte, ein Volk, dessen Staatsverfassung wie Gemeinbildung auf dem höchsten Gipfel der Kultur stand, wo jeder Dichter Volksdichter, jedes Interesse ein allgemeines war, und dennoch nie wieder selbständig wurde, was darf man da von der Wiedergeburt eines Volkes hoffen, das zwar aus Liebe zum Vaterlande seine Heimat verlor, aber nicht nach Freiheit, sondern nach Unabhängigkeit gestrebt hat. — Freiheit zu begreifen, dazu gehört eine tiefere Zivilisation als die polnische, und das Volk, das sie erstrebt, muß sie erlangen, denn es steht in einer Reife, die das Mißlingen unmöglich macht. Unabhängigkeit ist aber weit davon verschieden — Unabhängigkeit ist die physische Unbeschränktheit, Freiheit die vollkommene des Geistes, die notwendigerweise durch sich selbst die lästige Form zerstört."

Deinen beiden Briefen wurde, die um die neunte Stunde mir überbracht wurden. Ich soll nicht von Dir lassen? Ich kann nicht von Dir lassen. Eine viel reizendere Braut hättest Du leicht haben können, aber glaube, eine, deren Liebe so ihr tiefster Kultus ist, in dem sie ganz und gar aufgeht — auf der weiten Erde keine einzige. —

Fürchte nie, daß ein Laut Deines Briefes an mir verloren geht, ein Wort mir unklar bliebe, wie flüchtig Du auch schreiben magst. Es geht mir mit Deiner Prosa wie mit Deinen Versen, sie sind mir beide der Schlüssel zu meiner eigenen Natur, und tausend Dinge, die noch unbewußt in mir lagen, weckt der heimatliche Klang Deiner Stimme gleich gereift ins Leben. — Jetzt versteh' Du mich. Hätte ich nicht die einzige Zuversicht, daß zu Deiner höchsten Entwicklung Du eines Weibes bedürftest, so viel wie ich Deiner größeren, schöneren, stärkeren Seele, zur Ausbildung meiner Natur, sagte ich heute: vergiß Dein Mädchen und geh' allein Deinen Gebirgsweg, aber ich fühl's, wir bedürfen beide einander durch und durch, und keine Macht soll uns um eine Faser der Seligkeit betrügen, die uns miteinander, und in der Tatkraft durcheinander, werden muß. Schleud're Deine Blitze, denke an nichts, als an das eine, Dein Mädchen liebt die Gewitter, wenn sie rechter Art sind, und wird mitten in dem Feuer nur noch gestählter werden. Du liebst Deutschland, das weiß ich, wie entrüstet Du auch sein magst, oder vielmehr Deine Entrüstung zeigt es — nur was wir lieben, kann uns zur Verzweiflung bringen.[1]) Bin ich nur erst mit

[1]) Wir können nicht umhin, hier der treffenden Worte zu gedenken, welche Professor Bolin in seiner Einleitung zum Briefwechsel G. Herweghs mit Ludwig Feuerbach der Charakteristik des Dichters weiht: „Herweghs Groll gegen Deutschland entstammte lediglich seiner tiefen, aufrichtigen Liebe für dasselbe, die ihn in

Dir, mich dünkt, ich könnte die Welt dann erobern, unſere Liebe ſcheint mir alles möglich machen zu können. — Denke viel an mich, aber weniger über mich, Du könnteſt Dir, wenn Du fern biſt, Illuſionen machen, die meine Gegenwart nachher bitter zerſtörte, und das wäre entſetzlich für uns beide. Sei auf nichts ſtolz, als auf Deines Mädchens Liebe, darauf aber kannſt Du nicht ſtolz genug ſein, und auf ihre Geſinnung, was Eins iſt. Freiheit, Liebe, trenn' es, wer es kann, bei mir iſt's Eins. Wir beide werden einander treu ſein, ſo lange wir uns ſelbſt nicht untreu ſind, denn von dem Augenblicke an würde jeder von uns das Wahrhafte in der falſchen Form lieben. — Schatz, ich hab' ganz fürchterlich Heimweh nach Dir, und wünſche von Herzen, daß es Dir nicht ſo gehen mag, ſonſt ſieht's traurig aus. Ich bin außerordentlich geſpannt auf die Vorrede zum Deutſchen Boten, ſchicke ſie mir nur gleich, mein Herz, aber gut verſiegelt, denn ich ſtehe nicht dafür, daß man nicht Verſuche macht, unſere Korreſpondenz zu beſichtigen. Julius, der Redakteur der Leipziger Zeitung,

---

der Geſtaltung der dortigen Verhältniſſe all das ſchmerzlich vermiſſen ließ, was einem tüchtigen und wahrhaft geſunden Staatsleben durchaus unerläßlich. Herwegbs politiſches Ideal war dasjenige, wofür ein Garibaldi gewirkt und geblutet, und wer ſeine dieſem Helden gewidmeten Dichtungen kennt, wird ihn ebenſo von einer ungerechten Geſinnung gegen Deutſchland wie von einer unbegründeten Voreingenommenheit für Frankreich freiſprechen. Und wer noch hiernach an ſeiner Liebe und Verehrung für das Echte und Gediegene in Deutſchland irgend zweifeln kann, der leſe den mit gutem Bedacht an den Schluß der Sammlung (der »Neuen Gedichte«) verlegten herrlichen Prolog zur Schillerfeier in Zürich am 10. November 1859. Aber weil es ihm mit dieſer Liebe voller Ernſt war, wollte er, wie dies ſeine Dichtung vom erſten Auftreten an bis zum letzten Federſtrich dartut, ſich nicht mit Zuſtänden zufrieden geben, bei denen das nationale Leben auf die Literatur allein beſchränkt blieb." —

ſchickt mir heute einen Brief, worin er mir eine Entſchuldigungsrede hält, durch die Veröffentlichung des Briefes[1]) gleichwohl mittelbare Veranlaſſung zu unſerer Trennung geweſen zu ſein. Wünſcht mir zum Schluß Mut und Glauben! Das iſt doch echt theologiſch, aber gut gemeint. Ich habe jetzt eine förmliche Wut gegen alles Sentimentale. Wozu brauche ich jetzt wohl Mut? Geduld höchſtens, um nicht raſend zu werden ob des Unſinns, der an dem Volk und teilweiſe an einem ſelber klebt. Glauben! Den brauch' ich immer, wenn auch nicht *den*, den er gerade meint, ſo doch den, daß ein Tag kommen muß, wo all' dieſes Pfaffentum und Lügenwerk, dieſe elenden Geſpinſte des Egoismus weichen müſſen und die Menſchen einſehen werden, daß Gott nicht in den vier Kirchenmauern abſonderlich zu finden iſt, ſondern nirgends anders, als in uns wie überall, und daß die Freiheit kein leeres Phantom einiger Hitzköpfe, ſondern die echte Religion der Menſchen iſt. Was wirſt Du dazu ſagen, daß mir der Schwätzer Weill einen Brief geſchrieben hat voller Weisheit und Lebensregeln, daß ich mich nie irre machen laſſen ſoll durch die Reden der Leute. Wenn ich nur erſt die Gefahr einſähe, in der ich ſchwebe, und die Opfer, die ein Mädchen bringt, wenn ſie dem *Einen* folgt, dem ſie ganz und gar, ach, mir ſcheint jeder Ausdruck für das Allgewaltige meiner Liebe ſo gering — angehört. Uebrigens hat ſelbſt bis jetzt noch nicht eine Seele die Frechheit gehabt, mir abzuraten, und wenn ſie elend genug wären, es zu denken, würden ſie zu feig ſein, es auszuſprechen. Wie ſehr die Eltern Dich lieben und ſtolz auf Dich ſind, wird Dir gewiß Vaters Brief nach Leipzig, den Du ſicher durch Wigand erhalten,

---

[1]) Der Brief G. Herweghs an den König von Preußen. S. Anhang (Seite 265).

nun gezeigt haben. Uebrigens ist Weills Brief voller schmeichelhafter Reden, wenn sonst eine so niedrige Natur imstande ist, dergleichen zu äußern, ohne zu beleidigen. Er wollte Deine Adresse, und da sein Brief in betreff der Eltern einige Ansichten aussprach, die zu berichtigen Pflicht und Ueberzeugung heischten, habe ich ihm eine Antwort erteilt. Natürlich höflich, man kann nie höflich genug gegen diese Sorte von Leuten sein, es ist das beste Mittel, sie sich fern zu halten, ohne ihre Gemeinheit anderseits zu reizen.

Bakunin grüße herzlich von mir. Gewiß werde ich in den nächsten Tagen eine ruhige Stunde auch für ihn finden, seine lieben Zeilen[1]) zu erwidern. Sage ihm nur einstweilen, mein Georg, daß seine teilnehmende Gesinnung für mich mich umso mehr freut, als sie ein aufrichtiges Echo in mir findet und ich die feste Ueberzeugung habe, daß es des langen Sehens nicht bedarf, um sich zu erkennen und zu sympathisieren; vorausgesetzt, daß etwas Verwandtes vorhanden. Heut sind's elf Wochen, seit ich Dich zum ersten Male sah. Geahnt habe ich Dich, seit ich bin. Morgen in 14 Tagen bin ich in Berlin und will mich gleich malen lassen, es ist mir ja so lieb, daß Du es wirklich wünschest. Nimm dieses Mißtrauen nicht falsch, ich bin bisher im Leben immer mehr die Gebende, was das Gefühl betrifft, gewesen, als die Empfangende, und soll nun mit einem Male denken, daß ich dem Einzigen unentbehrlich bin, der es mir ist. Wenn sie nun in Zürich Dich nicht duldeten, welcher Schade? Gibt's nicht tausend Orte, wo wir leben können, leben für die Welt, und dadurch noch mehr uns. Ja, wir wollen nicht nur lieben, wie keine anderen, mein Georg, lieben und hassen, schon

[1]) S. Anhang (Seite 270) Brief Bakunins vom 7. Januar 1843.

zum Schrecken der Philiſter; ich wenigſtens fühl's von mir und auch von Dir. Geht's mit Dir in dieſem Punkt gleich langſamer, es geht dennoch; bis ins Innerſte iſt mir's jetzt klar, daß Du einſt mich noch lieben mußt und wirſt, wie kein anderer es könnte. Nicht jeder Natur wird's ſo leicht, wie mir, und Du gebrauchſt Zeit, um davon durchdrungen zu ſein, daß Du nichts aufzugeben, nichts zu vergeſſen, nur noch alles zu ſteigern haſt, wenn Du wert ſein willſt, daß die Liebe über Dich kommt. Leb wohl, mein einzig Lieb. — Daß ich jetzt mit Dir auf den Alpen ſtehen könnte, ſo ganz allein mit Dir. Ich denke an keine Trennung, mit Dir gibt's nur ein Finden, denn wovon ich auch ſcheide, ich finde alles, alles, doch wenn es noch ein Drüber gibt, finde ich es in Dir. Gute Nacht, und bleib mir treu! Morgen ſeh' ich einen alten Verehrer in Poſen wieder: Magdzinski.[1])

Deine Emma.

Noch eins: Denke, daß man dem armen Polen, von dem ich Dir ſprach, das Geſuch um eine Niederlaſſung in Preußen, das ihm eigentlich feſt, feſt verſprochen war, nicht nur verweigert, ſondern noch auf die brutalſte Weiſe abgeſchlagen hat. Der gute Arnim[2]) hat es für menſchlich gefunden, dem Verbot die

[1]) Dr. Theophil Magdzinski, Juriſt, ſpäter Abgeordneter; Jugendfreund Emmas. Schwager des polniſchen Hiſtorikers Lelewel.

[2]) Arnim, Graf von (1803—1868), Präſident der Provinz Poſen von 1840—1842, Miniſter des Innern von 1342 bis 1845, Miniſterpräſident vom 19.—29. März 1848, Abgeordneter des Frankfurter Parlaments und der preußiſchen Kammer.

Am 10. Februar 1842 ſchrieb Emma in ihr Tagebuch: „Gegen 9 Uhr trafen wir in Poſen ein. Ehe wir in die Tore hineinfuhren, bemühte ich mich ſchon aus der Ferne, einige Teile des-

härteſte Form anzupaſſen. Dieſe Geſchichte, von der ich in einem langen Brief des Polen in Kenntnis geſetzt bin, treibt mich eben morgen nach Poſen, um die letzten möglichen Schritte bei der dortigen Regierung zu tun. Das iſt ihr geprieſenes Chriſtentum! Der arme Mann iſt ganz verzweifelt. — Wir wollen keine Maske tragen, Georg! Emilie Szanieca erwiedert Deinen Gruß von Herzen, und ihre ſchönen Nichten haben mich auch ſehr gebeten, ein gleiches zu tun. Ich beklage jede Stunde, daß Du meine Freundin nicht kennſt. — Es iſt das

ſelben zu erkennen ... Wie anders mochte wohl vor dreißig Jahren das Treiben hier ſein, der weiße Adler ſchwebt zwar noch wie ein Verkündigungszeichen kommender freier Zeiten über der Stadt, aber im Innern greift das Deutſchtum immer weiter und droht das Volk bis in den innerſten Kern zu entwurzeln. Je mehr, je tiefer der Menſch ſelbſt an ſeiner Nationalität hängt, je mehr ſie ſein innerſtes Weſen durchglüht, deſto tiefer wird ſein Schmerz ſelbſt da ſein, wo man ſieht, daß dem Nachbarvolke die eigene aufgepfropft werden ſoll auf Koſten der ſeinigen. Dienstag war Ball bei Arnim. Man fragte mich, ob ich hingehen wollte, was konnte mich aber dort wohl hintreiben? Als Deutſche würde es mich verletzen, dort wenn auch nur aus Politik zurückgeſetzt zu werden, oder vielmehr zu ſehen, wie man meine Landsleute hintenanſtellt, denn wir Frauen zählen am Ende nicht mit, und als Polin würde ich jene Räume nie betreten, wo man unter gleißneriſchen Mienen die letzte Blüte des Freiheitsbaumes raubt. Ich begreife die jungen Polen nicht, wie ſie nicht fühlen, daß, ſolange ſie an eine Auferſtehung ihres Vaterlandes glauben und dieſelbe hoffen, ſie doch am erſten jene Geſellſchaften meiden müſſen, in denen man ihnen ſchmeichelt, ſie allmählich in dieſen Wünſchen zu ſchwächen und zu examinieren ſucht. Dieſer Kummer iſt es auch, der die edelſte Frauenſeele mehr dem Abgrund zugeführt hat, als alle phyſiſchen Leiden. Fräulein Emilie leidet für ihr ganzes Volk; es iſt gleichſam, als wenn die Sünden und der Leichtſinn Aller ihre Martern und Pfeile, die ein gedrücktes Gewiſſen durchbohren, nach der Einzigen ſendeten. Ich begreife die Polen nicht, daß ſie ſo blind in die Gefahr hineinlaufen."

edelſte, großartigſte und einfachſte Weib, das ich je geſehen, und ich bin nur eine kleine, ſchlechte Taſchenausgabe in vieler Hinſicht von ihr. Wir ſprechen, ſo oft wir allein ſind, faſt nur von Dir, und dieſe Stunden entſchädigen mich für die vielen flachen und kalten, die einem die Geſelligkeit aufdrängt. Wenn Du mir ſchreibſt, grüße die beiden Mädchen nur beim Namen, ſie möchten gern einen Gruß von Dir haben, und würden es nicht glauben, wenn ſie es nicht ſähen. Die eine heißt Emilie Łącka,[1]) die andere Nepomucena Szczaniecka.

Es iſt eine prachtvolle Mondnacht! Wenn der Vollmond zum zweiten Male wiederkehrt, ſind wir, ich hoffe, beiſammen!

[Zürich, vermutlich 15.] Januar 1843.

Mein lieber Schatz!

Du biſt grauſam, ſehr grauſam, läßt Deinen kranken Georg nun ſechs volle Tage in Zürich ſein, und noch hat er keinen Brief von Dir aus Berlin. Oder haſt Du geſchrieben, und wäre der Brief im ſchwarzen Kabinett des Herrn Generalpoſtmeiſters liegen geblieben? Die Unruhe Deinetwegen hat mir zwar heute ein Brief von Ruge benommen, der ſchreibt, daß Emma Siegmund tapfer und heiter ſei, indeſſen möchte ich das doch am liebſten aus Deinem Munde hören. Von Straßburg und Baſel mußt Du Briefe erhalten haben, auch von hier. Drei Briefe, und keine Linie von Dir! Was ſoll das heißen, lieber, böſer Schatz?

Herrn Dr. Schönlein und den Berlinern habe ich heute tüchtig den Text geleſen; ein Artikel im Frankfurter Journal veranlaßte mich dazu, und meine Er-

[1]) Spätere Gräfin Ignace Bninska.

klärung ist heute an vier Redaktionen abgegangen. Paß auf, das wird neues Entsetzen abgeben.

Der Deutsche Bote wird wohl zugleich die Rolle der nun verbotenen deutschen Jahrbücher übernehmen müssen, und Ruge hat große Lust, gleichfalls nach Zürich überzusiedeln. Herz, wann werd ich Dich hier haben? Anfang März — es bleibt dabei!

Das schönste Ständchen, das mir bis jetzt gebracht wurde, hätte mir gestern gebracht werden sollen, von deutschen Handwerkern. Ich mußte sie bitten, mit demselben einige Tage zu warten, da ich vom Arzte streng ins Zimmer gesprochen, den Leuten aber doch einiges erwidern möchte. Einer derselben hat auch ein Gedicht gemacht, das sie singen wollen, und das gar nicht so übel ist. Die Pointe sogar recht gut:

— — — — — — — — —

Dann — — mögen Lieb' und Freiheit gerne tauschen
Als Vollbesitz des Barden treues Herz;
Der Liebe Hauch, der Freiheit Sturmesrauschen
Sind beide recht und führen himmelwärts.

Ist das nicht vernünftig? Bakunin, der herzlich grüßt und Dich bittet, beiliegende unversiegelte Briefe an Müller zu befördern, dessen Adresse er vergessen, Bakunin hat eine unmäßige Freude über dieses Ständchen, das erste, das mir vom eigentlichen Volk zugedacht ist.

Da ich zur Stunde doch nicht ausgehen darf, konnte ich auch noch kein Logis aussuchen. Im nächsten Brief denk' ich Dir aber genau Bericht erstatten zu können.

Wenn Philister über mich kommen, so weißt Du, Schatz, was mit ihnen anzufangen.

Follen und alle meine Freunde sprechen sehr viel von Dir und haben Dich sehr lieb. Man findet Dein

Porträt, das Miethe gemalt, reizend. Auch hat Frau Froriep ein äußerst günstiges Signalement von Dir an Professor Henle gesandt.

Komm bald und erwecke mich zu neuem Leben. Ich muß wieder tüchtig drein fahren, sonst geht es nicht. Du wolltest einmal an meine Schwester schreiben. Tu' es, Du machst dem Kind eine große Freude; schließe den Brief mir ein.

Und die gute Fanny? Was treibt sie? Grüße alles, aber den besten Gruß und Kuß behalte für Dich, mein Herz.

Schreibe bald und viel

Deinem

Georg.

Der graue Schlafrock ist abgeschafft!

Zürich, 18. Januar 1843.

Meine liebe Emma!

Nun schreibe ich Dir den fünften Brief, ohne einen von Dir erhalten zu haben. Treib's nicht zu toll — was soll das? Ist es Spaß, ist es Ernst von Dir? Oder stecken Spitzbübereien von höherer Seite dahinter? Reiß mich aus dieser peinlichen Ungewißheit! Doch, wenn ich erst warten müßte, bis ich auf diesen Brief eine Antwort erhalte, würde ich schlechtweg rasend. Da ein Korrespondent der Allgemeinen Zeitung schon von meiner Liebe mich losmachen läßt, so begreifst Du, daß ich ein wenig unsicher geworden bin — glaub's nicht. Das ist unmöglich. Aber schreibe, schreibe! Seit vierzehn Tagen hättest Du keine Silbe an mich gerichtet? Ich will's, ich darf's nicht glauben. Nun kann ich nicht schweigen, ich jammere um Nachrichten aus Berlin, die

Leute erfahren's, und gib nur acht, ehe 24 Stunden verfließen, ſcheiden ſie uns. Jetzt, wo ich nach allen Seiten hin zu tun hätte, keinen Brief von Dir — Du nimmſt mir alle Ruhe, alle Gedanken. Ich hab's auch hoch geſchworen, keine Linie zu ſchreiben, bis ich Nachricht von Dir habe. Und ich werd' es halten.

In Berlin iſt eine Broſchüre gegen mich erſchienen: »Gegen Georg Herwegh, von Friedrich Vogelleim«[1]). Schicke mir dieſelbe durch die Poſt und lege auch ein Exemplar des Wiſches: »Die Reaktion und der Adel«[2]) bei. Es dauert mir zu lange auf dem Wege des Buchhandels.

Was ich Deinen Eltern ſagen könnte, haſt Du ihnen ſelbſt, mein braves Mädchen, gewiß längſt geſagt.

Und nun Gott befohlen!

Dein Georg.

Pakoslaw, Donnerstag, den 19. Januar 1843.

Mein lieber Georg!

Die Reiſe nach Poſen wäre glücklich überſtanden, und ich ſitze wieder auf dem Lande, mit meiner Freundin von Stunde zu Stunde hoffend, daß ein Brief von Dir ankommen ſoll. Geſtern abend war ich wie auf der Folter, zwei volle Stunden den Poſtboten erwartend, meine Hoffnungen aber gingen zu Waſſer, er kam, ohne die erſehnten Nachrichten. Von meinem Leben in Poſen kannſt Du Dir keine Vorſtellung machen. Die Tür ſchließt ſich kaum einen Augenblick. — Beſuche auf Beſuche. — Wir lagen noch im Bette, als ſchon

[1]) Cf. das hierüber geſagte in: »Georg Herwegh und die Literariſche Zeitung« (Verlag von Otto Wigand, 1843).

[2]) Reaktion und Adel, von Heſekiel, Berlin 1843.

zwei Herren unangemeldet eintraten, die von unſerer Ankunft Kunde bekommen. Der eine, ein vierzehnjähriger Neffe meiner Freundin,[1]) der andere, ein 40jähriger alter Bekannter von uns beiden. Das ſind ſchöne Streiche, magſt Du denken, aber hier in Polen iſt eine gar verrückte Wirtſchaft. Herr Magdzinski, von dem ich Dir ſchrieb, kam wenige Stunden nach unſerer Ankunft, ſeine Aufwartung zu machen. Gratulierte mir ſehr ſtürmiſch und bat mich ſamt jenem alten Herrn Koczorowski (letzterer ein wütender, bewährter Republikaner), ſie Dir zu empfehlen, was ich hiemit tue. Die Polen haben eine große Begeiſterung für Dich und ſind glücklich, daß ich es ſo unausſprechlich durch Dich bin. In dieſen Tagen wollen alle, die mich kennen, noch einmal herkommen, um mir das Geleite zu geben. Das wären denn ziemlich die äußeren Fata meines Lebens, zu denen ſich ein mir wichtiges Ereignis geſellt, nämlich, daß es mir gelungen, mit Hilfe eines deutſchen Beamten, jenem armen Polen, den man mit Weib und Kind gerade an dem Tage meiner Ankunft in Poſen auf die Landſtraße ſetzen wollte, ohne Rückſicht auf Jahreszeit und Krankheit, die Erlaubnis auszuwirken, wenigſtens bis zum Frühjahr in der Stadt zu bleiben. Während dieſer Zeit werden dann Schritte geſchehen können, welche ſeine Niederlaſſung ſichern. Du willſt mir wohl einiges Gewiſſes über unſeren ferneren Wohnort ſchreiben, und zögerſt deshalb mit der Abſendung eines Briefes. Du glaubſt nicht, was ich Dir danke; wenn Du meinſt, ich habe Einfluß auf Dich gehabt, ſo darf ich mit Recht ein Gleiches behaupten, und gewiß in größerem Maßſtabe. Du haſt, ohne es zu wollen oder zu beabſichtigen, meinen beſten Beſtrebungen eine weit edlere Richtung gegeben, und wenn ſich früher in

[1]) Wladislas Ladi.

meine Wünſche für die Zukunft, meine geiſtige Entwicklung betreffend, nicht ſelten, wenngleich ſehr unvermerkt der perſönliche Egoismus hineinmiſchte, wenn bei dem Größeren, was ich erſtrebte und zu erſtreben mich laut berufen fühlte, ich nicht frei war von jener Eitelkeit der Perſon, welche durch das Gelingen ſtolzer Pläne genährt wird, ſo fühle ich jetzt im Innerſten meiner Seele, daß das eigene Ich nur dann Wert hat, wenn es imſtande iſt, ſich ſelbſt über dem Wohl des Ganzen zu vergeſſen. Wohl ſoll unſere Liebe groß ſein und ein Dorn in den Augen aller Feigen, ſie ſoll unſere Kräfte verdoppeln und ich baue auf das Gelingen feſt wie auf unſere Liebe. Das Volk ſoll erfahren, was es bedeutet, wenn ein Mann und ein Weib in der echten Bedeutung zuſammentreten, denn was mir heute noch fehlt, ſo viel es auch iſt, ich werde durch Dich es erlangen.

Ich habe geſtern angefangen, Horace[1]) zu leſen, bin bis jetzt aber noch nicht befriedigt, obſchon eine Leidenſchaft im Stil und eine Feinheit der Beobachtungen darin iſt, wie ſonſt wohl nie in den Romanen der andern franzöſiſchen Schriftſteller. Von dem Compagnon du tour de France[1]) hoffe ich mehr; die ganze Tendenz jenes Buches ſagt ſchon meiner jetzigen Stimmung mehr zu, auch ſoll es mehr handelnd ſein als erzählend, und ich bin mehr zugänglich für die Tat als für die Betrachtung. Das hängt wieder mit der eigenen Verfaſſung zuſammen und auch großenteils mit meinem Naturell. Ich habe ſo lange ich lebe leichter aus dem Leben als aus Büchern lernen können, und daher iſt's denn freilich gekommen, daß ſo vieles in mir unverhältnismäßig zurückgeblieben iſt. Du wirſt ſchon nachhelfen. In der Zeitung ſteht heute, daß Du in Zürich bleiben

[1]) Roman von George Sand.

wirſt. Die Berliner haben Dich aber längſt vergeſſen, ſeit Liſzt, Meyerbeer, Rubini[1]) und die Schröder-Devrient ſich dort für den Karneval eingeniſtet haben. Von Cybulski kam geſtern ein ganz glühender Brief an, in betreff Rubinis. Er ſchreibt unter anderem — die ſchönſte Frau würde ich für eine Arie, von Rubini geſungen, geben. Die ſchönſte, mag ſein, die liebſte, glaube ich nicht. Cybulski gehört auch zu denen, die aus unbefriedigtem Tatendurſt ſich durch Kunſtgenüſſe zu betäuben ſuchen. Seine Kräfte verlangen ein anderes Leben, als ſeine ſonſtigen Verhältniſſe ihm zu führen auferlegen, daher dies oft Uebertriebene in ſeiner Art, ſich Unweſentlicherem zu überlaſſen. Ich halte all' dieſe Zerſtreuungen in ſolcher Quantität für ein ſehr ſchlaues, ſehr feines Gift, das ſicher und leiſe das ſchon ſchlummernde Volksbewußtſein immer mehr in Schlaf ſingt. In jenen Stunden ſinnlicher Berauſchung ſchweigt jedes höhere, jedes ernſtere Streben, und während ſich die reichere Menge wollüſtig karreſſieren läßt, wächſt die Not und das Elend der Armen mit Rieſenſchritten. Ich liebe auch die Kunſt in ihrer Vollendung, liebe ſie mit der ganzen Andacht als eine Art der Offenbarung Gottes, aber ich haſſe dieſe Manier der jetzigen Zeit, die in dergleichen Genüſſen eben nur ein ſanftes, ſüßes Erſchlaffen ſucht und findet, weit entfernt von dem Gottesdienſt, der uns ſtählt. Sonnabend früh fahre ich nach Liſſa zu einem jungen glücklichen Ehepaar, dem Bruder jenes Szymanski mit dem einen Auge. Ich fahre ganz allein und wünſchte ſehnlich, bis dahin neue Nahrung aus der Schweiz von Dir zu haben, mich recht con amore darin vertiefen zu können. Ich glaube, daß die Trennung von mir Dir recht heilſam iſt. Du wirſt

---

[1]) Giovanni Battiſta Rubini (1795—1854); italieniſcher Sänger.

ungeſtörter handeln können, und — vielleicht während der Zeit mehr zum Bewußtſein Deiner Liebe kommen. Ich wünſche dies letzte für Dich wie für mich, denn Du wirſt nur glücklich ſein, wenn Du in mir die richtige Antwort Deiner Seele ganz findeſt, in jeder Stunde, und ich, nur wenn ich Dich glücklich mache, durch und durch. — Ein juste milieu wäre in dieſem Verhältnis, wie überall, mein Tod. Ich könnte Deinen Haß leichter ertragen, als Deine Lauheit oder Dein Sichdareinfinden. Nun, mein herztauſiger Schatz, muß es geſchieden ſein, denn viele Briefe ſchreien nach einer Antwort ſich ſchon heiſer. Grüße Follen, Frau Schulz und ſage Bakunin, daß ich recht oft und mit Sympathie ſeiner gedachte. Das will übrigens etwas bedeuten bei einem Mädchen, das mit dem Ruſſenhaß aufgewachſen und verwachſen.

Leb wohl, mein Herz, und behalte mich im Herzen.

Deine

Emma.

Wann gibſt Du Deine Gedichte heraus? Ich trage groß Verlangen danach. Solche, wie die »Liſe«[1]) und der »Jakob«, packen am erſten die Maſſen.

Pakoslaw, den 20. Januar 1843, abends.

Mögen die mit wem ſie wollen ſpielen, ich rühre keine Karte mehr an. Wie auf der Folter ſitze ich bereits ſeit drei Stunden am Whiſttiſch mit meiner Freundin und zwei polniſchen Landjunkern, die zu unterhalten wir beide verdammt ſind; meine Gedanken aber waren ſo

[1]) »Die kranke Liſe.« S. »Gedichte eines Lebendigen«, II. Teil.

weit vom Whist, daß sie Gott danken, mich los zu sein. Du bist unwohl, liebes Herz? Diesen Augenblick bekomme ich die Nachricht und verwünsche zehnmal, ach, tausendmal den Raum, der uns trennt.

Nein, weiß Gott, lange geht das nicht mehr. So lange ich Dich gesund weiß, habe ich allen Mut für die notwendige Trennung, aber auch nur so lange! Gott gebe, daß ich bald bessere Nachricht finde. Nimm Dich doch nur in acht, liebes Herz, denke doch nicht, daß Du mit Deiner Gesundheit spielen darfst. Du sollst und mußt noch viel in der Welt, denn mit Deinen Kräften verdient man nur seine Existenz, wenn man Großes leistet. Mittelmäßigkeit darfst Du nie erstreben, und dann — hast Du eine Braut, ach, lieber, lieber Schatz, eine Braut, die Dich liebt, mehr — ach, ich weiß es selbst nicht, wie viel, nur daß mich's wie der Ozean überflutet. Follen lieb zu sein ist mir große Freude, ihm lieb zu bleiben, meine liebe Hoffnung. Ich schicke Dir, was Du wünschest, mit vielem Vergnügen und werde Müller durch Fanny benachrichtigen lassen. Letztere hat mir eben mit Deinem Briefe einen von Ruge beigelegt, den er Herrn Pescantini[1]) als Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. Schade, daß ich ihn nicht sehe. Ruge wird im Juni oder Juli in die Schweiz kommen. Herz, liebes Herz, werde mir nicht krank, und wenn Du es wirst, laß mich es gleich wissen, vergiß nie, daß eine Verheimlichung in diesem Fall keine Schonung, wohl aber ein Verrat an unserer Liebe wäre. Ich beneide niemanden um seine Teilnahme an Deinen Freuden, wohl aber um jede Stunde der Sorge um und für Dich, die irgend ein Wesen mir unwissentlich abnimmt. Morgen früh um sieben Uhr reise ich meine zehn Meilen nach Lissa über Land und bin Montag

[1]) Sänger.

erſt zurück. Viel Zeit, um mich recht con amore Deinetwegen zu ängſtigen, denn ehe ich hier bin, darf ich ja auf keinen Brief hoffen. Fanny ſchreibt auch noch, daß Magnus ihr geſagt, er freue ſich zwar ſehr, einen ſo intereſſanten Kopf zu malen, wie meinen, fürchte aber, genötigt zu ſein, es einem andern wegen einer Reiſe nach Paris überlaſſen zu müſſen. Was hilft mir die Schmeichelei? Ich werde ihm noch einmal ſchreiben und hoffe, er wird nicht die Dreiſtigkeit haben, es mir abzuſchlagen. Wenn jedoch nicht er, ſo ein anderer. Haben ſollſt Du es. Leb wohl, mein einziger Schatz, dürft' ich Dich einen Augenblick in der Wirklichkeit ans Herz drücken, wie ich im Herzen Dich immer trage. Grüße Dein Volk und Bakunin. Nimm eine Wohnung wie Du willſt, nur bald, und laß die Frau Schulz das Nötige über Höhe der Stuben und Fenſterbreite und Höhe melden. Das ſind notwendige Berichte für mich und unleidlich für jeden, der ſie ausführlich geben muß. Ehe ich das aber nicht weiß, kann ich nichts beſorgen. Deine Entſchuldigungen bei den Alten werde ich übernehmen.

Gott ſchütze Dich!

Deine Emma.

Zürich, 20. Januar 1843.

Mein liebes Kind!

Endlich, nach vierzehntägigem Faſten, an einem Tage zwei Briefe von Dir. Ich konnte Dir in meinem letzten Briefe meine Unruhe kaum beſchreiben; für mein Glück finde ich nun vollends keine Worte. Fröbel erhielt geſtern von Prutz einen Brief, in dem er ſchrieb, er habe einige Zeilen von Herweghs Braut erhalten; er nannte Dich ein Prachtjuwel von einem Mädchen. Biſt

Du das? Ja, Du biſt's, mein liebes, einziges Mädchen! Dein Brief war vom 8. Januar datiert und iſt unter dieſem Datum auch von Berlin abgegangen; wie er bis zum 20. unterwegs ſein konnte, iſt mir vollkommen unklar, da das Siegel ſo unverletzt geblieben, wie Deine gute Hand es aufgedrückt. Follen war überraſcht, grüßt Dich von Herzen und wird ſelbſt in Bälde antworten. Ich kann mich heute vor Freude gar nicht faſſen. Die Leute halten mich wohl für närriſch. Das iſt ein Feuer, eine Begeiſterung, ein Mut in mir! jeder Odemzug fliegt Dir entgegen. Dich hatten die Menſchen, wenn die Berliner dieſen Namen verdienen, nicht zu beneiden; aber mich, mich ſollen ſie beneiden, beneiden, daß ſie ſchwarz werden, jetzt ſchon, aber noch mehr, wenn ich Dich bei mir, für immer ganz bei mir habe. Nicht wahr, ich kann auch recht ſchwärmen, ich bin nicht zu vernünftig geworden?

Nun, mein Herz, denke ich, arrangieren wir uns allmählich. Aber wie willſt Du wohnen? Wo willſt Du wohnen? Wie viel Zimmer, glaubſt Du, werden wir für unſere ſtille Haushaltung brauchen? Die Hauptmöbel kannſt Du wohl immerhin ſchon jetzt beſorgen, die ſind ja unabhängig von der Wohnung, die wir vielleicht heute, morgen, übers Jahr wieder verlaſſen. Ein Logis, das Follen früher bewohnte und das in unſerm deutſchen Quartier gelegen iſt, habe ich eingeſehen; nicht am See, aber doch nicht weit davon. Vor allem werden wir auch 2 Zimmer für Gäſte, an denen es uns bei Deiner ausgebreiteten Bekanntſchaft nicht fehlen wird, haben müſſen, ein Zimmer und ein Schlafkabinett für Dich, ein Zimmer und ein Schlafkabinett für mich. Oder wollen wir für immer ein Schlafzimmer zuſammen haben? Lache nicht! Ferner ein Eßzimmer und einen Salon, das heißt ein beſcheidenes, nur etwas größeres Zimmer, wie es eben in

Zürich zu haben ist. Und endlich, wenn es irgend angeht, ein Zimmerchen wie das Deine in Berlin, ganz so ausstaffiert, ganz so, für uns, für uns allein, wenn wir recht selig, recht selig zusammen sein wollen. Summa Summarum: 6, resp. 7, und zwei Gastzimmer, 8, resp. 9. Das Logis, das ich eingesehen, enthält parterre die Küche und das einfenstrige Eßzimmer, unser gemeinschaftliches Schlafzimmer und nebenan die Wohnzimmerchen mit einem (mit 2) Fenster. Im 2. Stock wäre der Salon (2 Fenster), wohin Du Deinen Flügel[1]) placieren kannst, mein Arbeitszimmer (1 Fenster), zwei kleine (je 1 Fenster) Gastzimmer und unser kleines Berliner (1 Fenster) Gemach. Leider ist kein Garten dabei, was mir Deinetwegen herzlich leid tut. Schreibe mir hierüber offen und unumwunden Deine Wünsche! Die Zimmer sind ziemlich hoch und hell und haben Luftheizung. Meinen Geschmack kennst Du; ich wünsche sie recht vollgestellt und bequem eingerichtet. Nun ist noch ein dritter Stock vorhanden; wir müssen für die beiden andern 40 Louisdor bezahlen und bekommen am Ende das ganze Haus allein für 50 bis 55 Louisdor jährlich. Was meinst Du hiezu? Es wird wohl das Vernünftigste sein. Wie Du die einzelnen Zimmer einrichten willst, sei Dir ganz überlassen. Die Vorhänge wünsche ich etwas reich, das heißt wenigstens dicht; ich liebe zuweilen so ein bißchen Dämmerung. Auch ziemlich breiter als die Fenster. Ich will nun dieser Tage das Haus mit der Schulz ansehen, und die soll einen vollständigen Verbalprozeß darüber aufnehmen. Vergiß auch nicht, für einige Statuen und Statuetten zu sorgen, wovon wir so viel gesprochen. Doch jetzt habe ich für heute das meinige getan. Das Ding wird langweilig, und ich komme mir gar komisch vor.

[1]) Ein von Wilhelm Krüger für Emma Siegmund gewählter Stuttgarter Konzertflügel.

Noch etwas: Wollen wir eine kleine Reise machen nach dem Süden, wann die Hochzeit vorüber ist? Wenn es nicht nach Spanien geht, doch wenigstens ins südliche Frankreich oder nach Italien? Ich habe wirklich ein rechtes Bedürfnis, mich ein oder zwei Monate in einem schönen Winkel der Welt mit Dir zu vergraben. Es wird Dir und mir recht gut tun. Sprich darüber mit Deinen Eltern.

Und nun das beste: Mit dem Bürgerrecht in Baselland denke ich schnell zustande zu kommen; in vierzehn Tagen, in drei Wochen. Dann steht uns nichts mehr im Wege, und dann Glück auf! wenn es auch noch vor dem März wäre. Ich habe bis dahin nur noch eine Vorrede zum Deutschen Boten zu schreiben und die Unredlichkeit der deutschen Journale in einem Rechenschaftsbericht über meinen Besuch in Berlin ins gehörige Licht zu stellen. Ich will tüchtig drauf schlagen; anders fühlt das Pack nichts.

Lebe wohl — grüße, wer nach mir fragt, und da Dich dieser Brief ohne Zweifel noch in Polen trifft, vor allen Deine edle Freundin Sczaniecka.

Dein mit Leib und Seele!

Georg.

Wenn Du ein Pferd mitbringst, wird auch ein Stall zu finden sein. Dein Bild, das ich eben ansah, erinnert mich daran.[1])

---

[1]) Das Bild Emmas als Amazone von F. Miethe. (S. Seite 114.)

Der arme Jakob.[1])

Der alte Jakob ſtarb heut nacht —
Da haben ſie am frühen Morgen
Vier Bretter ihm zurecht gemacht
Und drin den Schatz geborgen.

Ein ſchmucklos Haus! man gibt ins Grab
Dem Feldherrn ſeinen Feldherrndegen —
Warum nicht auch den Bettelſtab
Auf dieſe Bahre legen?

Den Degen, den er treu geführt,
Der in die Scheide nie gekommen,
Bis ihn der letzte Schlag gerührt
Und von der Welt genommen.

Er war der Welt, ſie ſeiner ſatt —
Zu zwölfen in der engen Stube! —
Weh' ihm ein überflüſſig Blatt,
O Lenz, in ſeine Grube!

Als hätt' er Großes nie getan,
Iſt raſch der Glückliche vergeſſen;
Kein Dichter ſtimmt ihm Pſalmen an,
Kein Pfaffe lieſt ihm Meſſen.

Die Heller, die man in den Sand
Ihm warf aus ſchimmernden Karoſſen,
Sind alles, was vom Vaterland
Der arme Mann genoſſen.

---

[1]) Zuerſt unter dem Titel: »Aus dem Fenſter« (in Stachelberg verfaßt, 20. Juni 1842).

Vom Himmel habt ihr ihm geprahlt,[1])
Und habt doch ſelbſt die Welt ſo gerne: —
So wird die Schuld ans Volk bezahlt
Mit Wechſeln auf die Sterne!

Und kaum iſt uns genug am Joch
Der Armut auf gekrümmtem Rücken,
Man will der Knechtſchaft Stempel noch
Ihr auf die Stirne drücken.

O bleib in deinem Sarkophag,[2])
Drin ſie dich ohne Hemd begraben.
Es wird kein Fürſt am jüngſten Tag
Noch reine Wäſche haben.

Lieber Schatz! ich werde Dir in der Nähe und Ferne keinen Wunſch unerfüllt laſſen; aber ich möchte Dir immer alles zuerſt geben; meine Leidenſchaft in ihrer ganzen Jungfräulichkeit, ehe ſie in ungewaſchenen Mäulern ſchon ſeelenloſe Rhetorik geworden.

Pakoslaw, den 24. Januar 1843.

Mein lieber, lieber Georg!

Nach einer ganz abſcheulichen Fahrt, während welcher wir Gefahr liefen, zerſchlagen oder erfroren heimzukehren, bin ich endlich geſtern angelangt und reiſe nun Freitag früh nach Berlin, um den Wagen nicht eher zu beſteigen, als er mich zu Dir führen will.

[1]) Spätere Verſion:
Juſt die vom Himmel ihm geprahlt,
Sahn dieſe Erde zwiefach gerne: —

[2]) Spätere Verſion:
Schlaf wohl in deinem Sarkophag.

Deinen Brief vom 15. fand ich vor und bin nicht wenig bekümmert, daß Du von meinen fünf Briefen, denn der gegenwärtige ist der sechste, welchen ich absende, erst einen erhalten hast. Meldet mir Dein nächster nicht die glückliche Ankunft einiger, werde ich unter Bakunins Adresse meine Boten absenden. Dein fortwährendes Kranksein, und so weit von mir, macht mir schrecklichen Kummer; wenn Dein nächster Brief mich nicht mehr beruhigt, mache ich mich auf und komme ohne Gnade. Ich fürchte nur, es wäre Dir gar nicht einmal recht. Das Ständchen der deutschen Handwerker hat mir eine unglaubliche Freude gemacht; das sind die echten Dichterlorbeeren, die einzigen, nach denen Du streben mußt, die einzigen, die ich mit Stolz ansehen werde, so oft sie meines Schatzes Stirn bekränzen. Woher Ruge weiß, daß ich tapfer und heiter bin, ist mir ein Rätsel, da er mich weder schriftlich noch mündlich gesprochen hat. Ich bin fast fest überzeugt, daß er sich übersiedeln wird, und freue mich nicht wenig über den neuen Freistaat in den Alpen. Alle braven Männer sollten auswandern, und der König zuletzt mit seinen Schranzen und seiner Bureaukratie allein auf dem Thron bleiben. Was das Wort nicht bewirkt, würde die Langeweile nachher fördern, ich glaube, das Pack käme nach. Ueber Deinen tapfern Kampf gegen Schönlein und Konsorten bin ich höchlich erfreut; könnte ich nur Deine Demonstrationen lesen, aber hier in der polnischen Oede bin ich von jedwedem Kulturhauch verlassen, weiß also nichts, was in der Welt vorgeht. Lissa ist auch ein gar gräßliches Nest, in dem ich nicht tot sein möchte. Meine Anwesenheit dort als Deine Braut hat übrigens ein so rasendes Aufsehen gemacht, daß ich Mühe hatte, an dem einen Tage meines dortigen Aufenthaltes den lästigen Besuchen der verknöcherten Perückenstöcke zu entgehen, die mir ihre Aufwartung

zugedacht hatten. Das junge Ehepaar, welches ich dort aufſuchte, war wie aus den Wolken gefallen bei meinem Anblick und konnte ſich vor Freude kaum faſſen. Das war das erſte Ehepaar, das ich im Leben geſehen, welches ſich gegenſeitig wirklich liebt, aber der Mann trägt den deutlichen Stempel eines Schwindſüchtigen und wird gewiß kaum zwei Jahre noch leben. — Wenn ich Dich je verlieren ſollte, und auf dem Krankenbett? Schatz, wenn Krieg wird, zieh' ich mit, mein Reiten ſoll mir zu ſtatten kommen, das ſoll eine Schlacht werden! — Daß Deinen Freunden mein Porträt gefällt, begreife ich nicht. Sage nur hübſch allen, daß Deine Braut gar nicht hübſch iſt, damit ſie ſich nicht ſpäter wundern. Bakunin kann es ja übernehmen, wenn Dir der Auftrag nicht gefallen ſollte, er kennt mich ja genug. Im Nebenzimmer wird ſo viel und laut geſprochen, daß mir der Kopf brummt und die Gedanken ganz wirr durch das erhitzte Hirn fliegen. Ich freue mich, heimzukehren, denn fortwährende Beſuche bringen mich doch um jede Freude eines Beiſammenſeins mit Fräulein Emilie, und ich bin zu ſehr innerlich mit andern Dingen beſchäftigt, um mit Anſtand die honneurs zu machen. Anfang März hoffe ich bei Dir zu ſein, freilich weiß ich nicht, wie es mit unſern meubles werden wird, die ich nicht früher beſorgen kann, als ich genauen Bericht über die Wohnung habe. Wir werden die erſte Zeit ein möbliertes Quartier nehmen müſſen, denn der Transport dauert gewiß mehrere Wochen — oder im Mai Hochzeit machen, und das denke ich, iſt uns beiden zu lange, denn ich zähle die Tage, bis ich bei Dir bin, und bin unfähig, etwas ernſtlich vorzunehmen, ſo ſehr bin ich mit Dir. Weißt Du, lieber Schatz, ich möchte, die Handwerker hätten das Ständchen bis zu unſerm Hochzeitstage verlegt; das wäre noch eine Feier! Ja, wir werden es wahr machen, daß

die Liebe ihnen nichts nehmen, aber viel geben wird, und so stolz ich bin, daß der König samt dem Adel Dich fürchtet, so stolz werde ich sein auf die Liebe, welche Dir von dem echten Volke wird. Man ruft mich, ich muß enden. Den Brief an Friederike[1]) werde ich Nachmittag schreiben, es ist mir ein wahres Bedürfnis, zu ihrem Herzen zu reden, denn sie hat Grund, mit uns unzufrieden zu sein. Grüße Follen, Bakunin, Frau Schulz und Deine übrigen Freunde. An Bakunin werde ich vielleicht noch einige Worte einlegen. Könnte ich nur den Artikel aus dem Frankfurter Journal sehen. Sei sicher, daß ich mich Deiner Liebe wert zeigen werde, die Philister sollen einsehen, was es bedeutet, Deine Braut sein! Adieu, mein Herz, behalte mich lieb mit Deiner ganzen Kraft.

Deine

Emma.

Weißt Du, was ich jetzt tun soll? Einen Ball anführen, der von acht Kindern im Nebenzimmer präpariert wird. Ein siebenjähriger blonder Junge und Dein Schatz sind die Vortänzer, der Spielmann ein kleiner Italiener, das Publikum besteht aus zwei Polinnen, zwei Polen, einem Griechen, einer Französin. Die Kinder sind ganz toll vor Vergnügen.

Die kleine Rosa Follen wird uns wohl auch öfter besuchen, ich freue mich auf das Kind, sie muß mir den Zaunkönig hier ersetzen. Ich bin begierig, ob man mir in Berlin nicht zum Abschiede ein Ständchen bringen wird. Adieu, mein einzig Herz, ich umarme Dich im Geiste, wollte aber lieber, es wäre in Wirklichkeit.

---

[1]) Georgs Schwester.

[Zürich], den 24. Januar 1843.

Meine tapfere Emma!

Ich will es nur gestehen, daß ich eigentlich zu allem unfähig geworden bin, seit ich Dich verlassen, daß meine besten Pläne zu Wasser werden durch die fortwährende Beschäftigung mit Dir. So ein halber Zustand ist unerträglich, und alle meine Operationen laufen darauf hinaus, Dich so bald als möglich bei mir zu haben. Ich komme mir sonst wahrhaftig selbst abhanden. Schreibst Du nicht, so quält mich Angst und Unruhe zum Verzweifeln; schreibst Du, so lese ich zwei Tage lang an jedem Brief. Gut, daß meine Gegner nicht wissen, daß ich so mit Leib und Seele an die Liebe verraten bin, die würden einmal jubeln. Freilich mit Unrecht — denn sie ahnen nicht, wie stark und begeistert mich die erst zu ihrem Schrecken machen wird, wenn dies Interregnum vorüber. Aber eins muß ich Dir ans Herz legen. Sobald wir uns häuslich eingerichtet und niedergelassen, was in möglichster Eile geschehen soll, ziehen wir nach dem Süden. Eine kleine Flucht aus der Welt tut mir not und wird mich poetisch kräftigen. Ich bin zu bitter geworden. Auch müssen wir uns die nächste Zeit allein, ganz allein angehören. Wenn der Vollmond zum zweitenmal wiederkehrt, kannst Du bei mir sein. Und dann — — sorge nur, daß Du jeden Augenblick bereit sein kannst, zu mir zu fliegen. Mit dem Logis habe ich mich noch nicht entschieden; in den Hauptsachen wird Dich das nicht stören. Mein nächster Brief wird Dir bestimmten Aufschluß erteilen.

Du schreibst von einem Briefe Deines Vaters, den ich durch Wigand werde erhalten haben. Keine Linie bis dato, und es ist mir dies recht ärgerlich. Erkundige Dich doch, woran das liegt.

Freund Müller ist ein Esel oder ein Heuchler; sag' ihm das. Seine Korrespondenz in der Rheinischen Zeitung[1]) übertrifft an Albernheit die aller Berliner Geheimräte. Was sollen diese Ausdrücke? überjugendlich, unbehilflich. Tut er das der Zensur zuliebe, so ist er ein Heuchler, glaubt er aber an das, was er sagt, so ist er ein Esel. Sie sollen das Maul halten, wenn sie mir nicht recht geben. Denn ich habe durchaus recht und werde so unbescheiden sein, zu verlangen, daß man mir durchaus recht gebe.

»Julius«[2]) fraubast gerne ein bißchen, hat sich übrigens in der Leipziger Zeitung Deiner tapfer angenommen. Die schuftige Kölner Zeitung scheint gegen Dich einen Ausfall gemacht zu haben.

Aus Weill werde der Teufel klug. Ich möchte ihn nicht so geradezu verdammen. Er ist unerträglich und hat wenig Noblesse, aber gemein ist er nicht. Er spricht immer von Geld, ist aber zu ehrlich, um sich viel zu verdienen. Er hat Natur und geht ins Feuer; doch scheint das meiste bei ihm mehr Hautausschlag zu sein, als aus der Tiefe zu kommen.

Morgen sitze ich zum erstenmal, um mich porträtieren zu lassen. Das Bild wird lebensgroß, stark Kniestück und gelingt gewiß. Du sollst es bald bekommen, wenn Du nicht früher schon beim Original sein wirst.

Auf meinen zweiten Band sind 8000 Bestellungen gemacht, ich kann aber und werde ihn jetzt nicht erscheinen lassen. Der Sommer wird mir an Deiner Seite Tüchtigeres und Einschlagenderes inspirieren. Ich muß

---

[1]) »Rheinische Zeitung«, Köln, Sonntag den 15. Januar 1843, Nr. 15.

[2]) Gustav Julius, Redakteur der »Leipziger Zeitung«, später Herausgeber der »Zeitungshalle« in Berlin.

und darf nur etwas geben, was die Wirkung meines ersten Bandes ums Zehnfache übertrifft; sind auch meine neueren Sachen vollendeter, so reichen sie doch, so viel ich jetzt beisammen habe, nicht hin, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Noch schlummert mancher Klang in mir, der an die kranke Lise und den armen Jakob erinnert. Das ist's, was not tut und ergreifen wird.

Lieber Schatz! Schreibe mir oft, recht oft. Du kannst nicht zu oft schreiben, glaub' es mir! Und sei nicht so stolz, als ob nur Du geben könntest. Ich kann auch geben, aber nie weniger, als mich, mich ganz, Dir, mein Herz!

Hoffentlich trifft Dich dieser Brief nicht mehr in Pakoslaw; dennoch will ich einige herzliche Grüße hersetzen an alle Deine Freundinnen, vor allem an Emilie Sczaniecka und an ihre schönen Nichten, die Dich ohne Zweifel einmal besuchen. Wie heißt die erste? Łacka? Das spreche wieder jemand aus! Nepomucena Sczaniecka — habe ich noch lesen können.

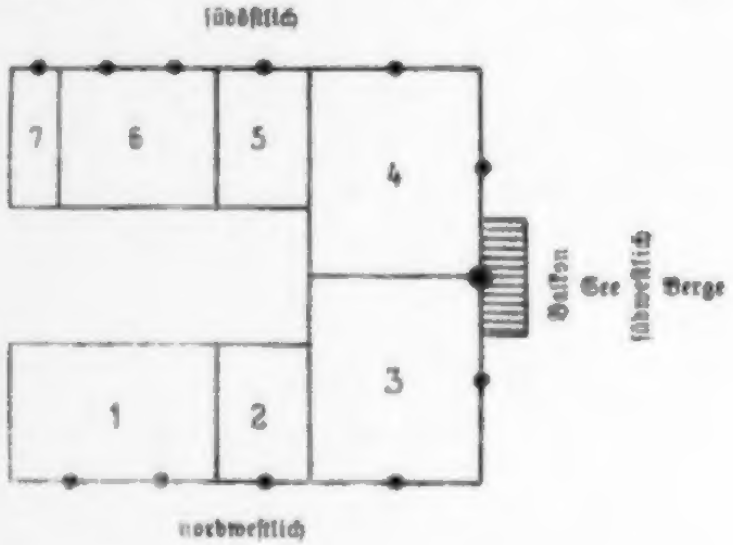
Verliebe Dich beim Kartenspielen nicht in irgend einen alten Herrn! Armer Schatz, wie kann man sechs Stunden Karten spielen?

Was treibt denn Mühlenfels in Berlin? Frage ihn doch, wie es mit Follens Angelegenheiten steht!

Eben habe ich ein Logis betrachtet und so viel als gemietet, von dem aus Du mitten ins Herz der Berge siehst. Wir behalten es, falls Du nicht bis zum 6. oder 7. Februar Einsprache dagegen tun wirst. Du hast einen Balkon und bist sehr nahe am See, der in seiner ganzen Herrlichkeit vor Dir ausgebreitet liegt.

Dasselbe besteht aus sieben ineinander gehenden Zimmern, deren Größe ich Dir hier angebe:

No. 1. 18 Fuß lang, 12 Fuß breit, 2 Fenster.
No. 2. 12 Fuß lang, 8 breit, 1 Fenster.
No. 3. 18 lang, 15 breit, 3 Fenster.
No. 4. Wie No. 1, nur wie No. 3 Ausgang auf den Balkon.



No. 5. Wie No. 2.
No. 6. 18 lang, 13 breit, 2 Fenster.
No. 7. Ein kleines Kabinettchen mit 1 Fenster.

Die Schießscharten bedeuten Fenster. Die Zimmer sind $10^1/_2$ bis 11 Fuß hoch. Vor dem Haus ist ein Garten und Weinberg.

Ferner gehören zum Logis ein Hausflur mit verschlossener Türe und

5 Wandkasten und 1 Sekretär.
2 Dienstbotenkammern.
1 geräumige Plunderkammer.
1 kleine Speisekammer; Keller, Holzstall, Brunnen, Waschhaus.

Die schönsten überaus freundlichen Zimmer sind 3—4, durch Flügeltüren verbunden. No. 3 unser soidisant Salon. Wie Du diese einrichten willst, bleibt Dir überlassen.

Nun wäre eine folgende weitere Einteilung möglich: No. 6 das gemeinſchaftliche Schlafzimmer; dann müßteſt Du für Dich, doch ſo, daß es im Notfall auch anderweitig benützt werden kann, No. 4, ein ſehr ſchönes Zimmer, einrichten, da Dir No. 5 zu klein ſein wird. Ich würde No. 1 als Arbeitszimmer nehmen. Dann blieben zu unbeſtimmter Benützung die kleinen 2, 5, 7 übrig. Oder ich nehme 1 und 2, 1 als Arbeitszimmer, 2 als Schlafkabinett, Du nimmſt No. 6 und 5, No. 3 und 4 bleiben dann frei, und in 7 läßt ſich ein Gaſt beherbergen. NB. No. 1 und 2 nehme ich nicht der Zahlen wegen, ſondern weil ſie die ſchlechtere Ausſicht haben. Das Ganze iſt mir um jährlich 45 Louisdor angetragen. Das Haus beherrſcht die ganze Gegend und iſt getauft »Zur Falkenburg«. Willſt Du mein Falke ſein?

Nun aber wird die Geſchichte erſt auf Oſtern frei, ſintemal noch jemand drinnen wohnt. Dagegen iſt im Nebenhaus ein vollſtändig möbliertes Logis, das wir beziehen und bewohnen können, bis wir uns arrangiert haben. Unſere Meubles und übrigen Gegenſtände laſſen ſich leicht in der Nähe unterbringen.

Nun aber — um noch einmal ſo auszuholen, fragt es ſich 1. wann wir heiraten; ich denke, ſobald es geht, und das wird wohl in 5—6 Wochen ſpäteſtens der Fall ſein können. 2. Wie lange nach unſerer Hochzeit wir hier bleiben wollen; ob wir überhaupt eine Reiſe machen u. ſ. w., worauf Du mir, mein lieber Schatz, ſehr bald nach gehöriger Rückſprache mit den Deinigen Antwort geben wirſt.

Adieu, mein Kind!

Dein

Georg.

Freiligrath, der penſionierte Poet, hat ein ſchlechtes, gemeines Gedicht an mich gerichtet, das ihm wahrſchein-

lich sein[e] Pension um 100 Taler aufbessern soll. Em. Geib[el] [hat] um gleicher Verdienste willen seine Pension [von] 300 Talern erhalten zu haben.[1])

Pakoslaw, le 26. Januar 1843.

Mein lieber Georg!

Wenige Stunden vor meiner Rückkehr nach Berlin sende ich Dir noch diesen Brief. Den siebenten, den ich seit unserer Trennung den guten Winden anvertraue, die, wie es scheint, durch unbekannte Mächte in ihrem schnellen Laufe sehr gehemmt werden. Wenn ich denke, daß Du zu Deiner Krankheit noch die Sorge um mich gehabt hast, möchte ich schier verzweifeln, da es doch wahrlich nicht an mir, nur an den verwünschten Posten liegt, wenn Du ohne Nachricht bleibst. Gestern hoffte ich ganz bestimmt auf einen Brief von Dir und habe den ganzen Abend und die ganze Nacht in großer Unruhe zugebracht. Liebes Herz, wie mancher Brief wird nach Zürich fliegen, bevor ich bei Dir bin. — Heute

[1]) Das Freiligrathsche Gedicht »Aus Spanien« hatte Georg Herwegh durch das zuerst in der »Rheinischen Zeitung« veröffentlichte Gedicht »Die Partei« gegen die Neutralen und Halben erwidert. Bei dieser Gelegenheit hatte er an seinen Gegner den schönen friedlichen Brief vom 4. März 1842 geschrieben (s. Anhang), den Freiligrath zunächst unbeantwortet ließ, bis er im Januar 1843 nach Herweghs Ausweisung aus Preußen das ungerechte Gedicht »Ein Brief« an den für ein kühnes Wort verfolgten Dichter richtete. S. diesbezügl. im Anhang auch den Aufsatz von Robert Prutz aus der »Rheinischen Zeitung« vom 21. März 1843: »Herwegh und das deutsche Publikum«, und den Aufsatz, betitelt: »Deutsche Zeitungen; Freiligrath gegen Herwegh" in «Europa», 1843 I.

haben die Polen mir ernſthaft auseinandergeſetzt, daß die beſte Frau immer eine Feſſel für den Mann iſt, und daß derjenige, welcher ſich ganz der allgemeinen Sache widmen wolle, das Opfer bringen müſſe, ſich nicht zu verheiraten. —

Ich hatte mir gedacht, das Reſultat des Wirkens müſſe größer ſein, wenn zwei Weſen von gleicher Glut beſeelt dafür kämpften, und doch meinen alle, daß die Erfahrung dagegen ſtritte. Mir geht dies Geſpräch arg im Kopf herum. Wenn ich Dich dem Volke, und wäre es nur um eine Kleinigkeit, entzöge, ich würde es mir nie vergeben. Wenn ich nicht die feſte Hoffnung hätte, meine Liebe ſollte Dich ſtählen, denn wer wäre ſo ſtark, daß er nicht noch ſtärker werden könnte? — würde ich unſere Vereinigung, welche ich bis heute als das höchſte Glück betrachtet habe, wie ein Verbrechen anſehen und als ein Werk unſres Egoismus. Schreib' mir darüber recht klar, frage Dich ganz ſtreng ohne Rückſicht auf unſer beiderſeitiges Glück. Du haſt einen höheren Beruf, eine höhere Pflicht zu erfüllen, als Millionen andrer Männer, Du fühlſt es und mußt es fühlen, und auch Deine Emma iſt kein Mädchen, welches ihre Befriedigung in dem eigenen Wohl finden kann, wenn es auf Koſten des Allgemeinen geht. Was Du mir biſt, wirſt Du am beſten herausfühlen, wenn Du die Qual der Zweifel zu würdigen weißt, die oftmals unterdrückt, dennoch wiederkehren. Ich bin ſo aufgeregt durch die heftige Disputation, daß ich kaum weiß, was und wie ich Dir ſchreibe: Teils fühl' ich mich ſo allmächtig durch meine Liebe für Dich, dann aber auf Momente ſcheint's mir wieder, die Leute könnten in ihren Beſorgniſſen recht haben, und ich Dich unwiſſentlich abhängiger ſtatt freier machen. Hätte ich Dich nur auf eine Minute hier, ich würde ruhiger ſein, mich plagt das Heimweh nach Dir. Wer ein wirklicher Mann iſt,

denke ich, kann unmöglich durch ein Weib geschwächt werden in dem, was er als tiefste Stimme seines Lebens erkannt, und der sich ändern kann, dem war die Freiheit nie Religion, er trieb sie nur, wie man die Wissenschaft treibt, aus Lernbegier, aus — ach, ich bin dumm!

Sonnabend komme ich in Berlin an, kann Dir also vor Sonntag keine Zeile senden, ich schreibe es Dir zuvor, damit Du mein Schweigen zu deuten weißt und Dich nicht unnötig quälst. Mein Brief an Bakunin wird nun wohl schon im Hafen sein; an Ruge habe ich gestern auch geschrieben als Erwiderung auf den durch Pescantini mir gesandten. Leider habe ich durch meine Abwesenheit die Bekanntschaft dieses liebenswürdigen Mannes versäumt. Vielleicht enthält Dein nächster Brief Nachrichten über unsere einstige Wohnung, und Du zögerst mit dem Schreiben, um mich darüber ausführlich zu belehren. Wo sie ist, soll mir ganz gleich sein, vorausgesetzt, daß sie Dir gefällt und die Nachbarschaft uns nicht in die Fenster guckt. — Das ist die Misere kleinerer Städte, welche mir widerwärtig. Das ewige Beachtetsein von Unberufenen. Auf dem Lande zu leben, was ich in früherer Zeit mir erträglich dachte, scheint mir jetzt entsetzlich, wenigstens auf dem Land in Polen, abgeschlossen von allen höheren Interessen und Bewegungen der Zeit. Mein diesmaliger Aufenthalt hat mir manche Erleuchtungen gegeben. Freilich mit Dir hier sein, wäre anders, das wäre dann aber weniger des Orts wegen als eben Deiner Gesellschaft halber, in der ich freilich alles finden würde, abgesehen die Beruhigung Deines eig'nen Wohlbefindens, denn Du bedarfst des Umgangs mit ebenbürtigen Männern, um ganz Du zu sein und zu bleiben. Ich finde alles in Dir. — Erst war ich albern, jetzt werde ich weise, wie es scheint. Ich weiß nicht, was schlimmer ist, wenn's im Grunde nicht eines ist. — »Le compagnon du tour

de France« interessiert mich sehr — das ist noch eine Frau, die ihre Existenz rechtfertigt,[1]) die meisten verdienen doch kaum, von der lieben Sonne beschienen zu werden. — Was werde ich durch Dich noch werden? Georg, wenn ich Dich nicht glücklich machte, so ganz und gar. Bilde Dir nur nie ein, daß Du eine Verpflichtung gegen mich hast, wenn ich Dir einst weniger lieb sein sollte, die einzige, die ich anerkenne, ist die strengste gegenseitige Wahrheit. Liebe ist durch und durch frei und bedarf ebensowenig eines Vermittlers, um sich zu entfalten, als eines Verteidigers nach dem Tode. Adieu, mein Herz, ich bin mit jedem Pulsschlage Dein und wünsche nur das eine, Dich ganz zu beglücken.

Leb wohl, mein einziger Schatz.

Deine

Emma.

NB. Das ist kein heroischer Brief!

Pakoslaw, den 26. Januar 1843, nachts.

Lache mich nicht aus, mein lieber Schatz, daß ich wenige Stunden nach der Absendung meines Briefes noch einen nachschicke. Dein Schweigen versetzt mich jedoch in solche Unruhe, daß ich mir nicht anders zu raten weiß, als indem ich mich wenigstens schriftlich zu Dir geselle. Wenn Du kränker wärest, und ich hier ohne Nachricht! Liebes, gutes Herz, ich könnte Dir diese falsche Rücksicht nie vergessen. Jeden Tag fühl' ich es tiefer, wie unentbehrlich Du mir bist, und ich sehne mich nach dem Abend, weil er mich doch um

[1]) George Sand.

24 Stunden dem Wiederſehen näher bringt. Dieſen Morgen habe ich Dir gewiß einen höchſt albernen Brief geſchrieben, nimm ihn als den Ausdruck momentaner Erregtheit und laß Dich von keinem Wort verſtimmen, wie ſonderbar es Dich auch anſehen mag. In meiner Liebe bin ich immer dieſelbe, wie verſchieden auch der Ausdruck derſelben ſein mag.

Man wünſcht mich zur Ruhe zu befördern, ich darf nicht widerſpenſtig ſein, um ſo mehr, da dieſe Stunden vor dem Schlaf die einzigen und letzten ſind, in denen ich noch ungeſtört mit meiner Freundin ſein kann. Gute Nacht, mein Schatz, auf baldig Wiederſehen, um uns nimmer zu trennen.

Deine

Emma.

[Zürich], den 26. Januar 1843, abends.

Mein liebes Herz!

Ich glaube, ich bin eiferſüchtig; das zwingt mich, heute ſchon wieder zu ſchreiben. Wenn ſie Dich nur in Polen nicht zerreißen, daß ich Dich noch ganz und wohlbehalten nach Zürich bekomme. Wie Du ſchön ſchreibſt und reflektierſt! Meiſterin! Du tuſt mir's unendlich zuvor; ich werde mich ſchämen müſſen. Total gedankenlos — wenn ich mich nicht zuweilen über eine Schufterei ärgere. Zuweilen, das heißt eigentlich doch ziemlich oft. Die Schufte ſind wohlfeil geworden, wie Brombeeren. Zunächſt will ich D i c h und ſonſt gar nichts in Dir; und dann wieder D i c h, und dann erſt noch einmal D i c h. Je vernünftiger Du wirſt, um ſo kindiſcher will ich werden. Glaub's nur, ich hab' es mir

fest vorgenommen. Vorderhand gibt es nichts, als Dich für mich, keine Polaken und keine Rußky, keinen Himmel und keine Erde; ich will gar nicht darüber nachdenken, was Du mir sein wirst; jetzt bist Du mein alles, alles mit Deinen Tugenden und Lastern, welch letztere, beiläufig gesagt, ich übrigens zu meinem Schrecken noch nicht entdeckt habe. Grüße niemand, frage nach niemand; ich richte nichts aus; es hat keine Seele ein Recht an Dich, als ich.

Dixi, und nun magst Du mich für verrückt halten. Es ist meine Art, das was ich bin, ganz zu sein. Ich habe mich oft und lange gegen die Liebe gewehrt; nun hat mich's gepackt, nun will ich auch von keiner Teilung meines Wesens zwischen der Welt und meiner Liebe wissen, nun will ich lieben, nichts als lieben, und damit das ..... sich aufs neue entsetzt, bis zum Wahnsinn lieben, Dich, Dich, mein Schatz! Aber eben, weil ich's ganz tue, mit Energie, mit Leidenschaft, nicht mit Sentimentalität. Und echte Leidenschaft ist universell, ohne Egoismus und wird auch bei uns genug abwerfen für die Welt. Darüber mach' Dir keine Sorgen und auch keine Reflexionen vorderhand!

Cybulskis vergeckten Brief kann ich mir vorstellen. Kein Mensch bleibt ungestraft in Berlin. Auch ihn hat die Albernheit angesteckt. Denn was Du mir schreibst, ist der Gipfelpunkt alles Unsinns. Hol' der Teufel dies Kunstpack, und wenn es singt wie die Engel im Himmel. Da laufen nun die Berliner einem schwammigen Kastraten nach, von dessen bißchen Talent erst alle andern Nationen der Welt das Fett abgeschöpft haben. Lies dem Cybulski den Text auch von mir.

Dieser Brief trifft Dich ohne Zweifel endlich wieder in Berlin, Du sonderbare Schwärmerin! Nun paß auf und merke, was ich Dir sage. Besorge beizeiten, das heißt am besten augenblicklich, alle Papiere, die Du

Deinerseits zum heiligen Ehestand nötig hast, damit ich Dir eines schönen Morgens nur schreiben darf: So, jetzt komm, mein liebes Kind und bleibe bei mir! Diese Papiere werden sein Dein Taufschein, wenn Du anders dieses Segens der christlichen Kirche teilhaftig geworden, Dein Kommunionschein, — so viel ich weiß, hat Papa Helm[1]) Deine Konfirmation auf dem Gewissen — Dein Heimatschein, — den eigentlich nur ich ausstellen könnte, da laut Akten Deine Heimat in mir ist — wahrscheinlich braucht's noch ein Dutzend anderer Geschichten in dieser umständlichen Welt. Das werd' ich Dir haarklein in einem meiner nächsten Briefe auseinandersetzen können. Laß Dir auch einen Berliner Paß für Europa ausstellen, damit ich Dich jeden Tag wieder weiter schicken kann. Nein, mein Herz; aber damit wir nicht geniert sind, wenn uns da oder dort die Menschen genieren. Einen gepackten Koffer und einen Dolch sollte man immer bereit haben, um abreisen zu können, sobald man Lust hat — sagt eine Berlinerin, die Frau Varnhagen.

Fünf Stunden bin ich heute dagesessen wie ein Götzenbild, um mich malen zu lassen. Morgen werden's gar sechs werden.

Gestern kam mein Prozeß, von dem Du gelesen, in erster Instanz vor, wegen eines Artikels im Republikaner.[2]) Ich werde nicht der Verleumdung, aber der Beschimpfung für schuldig erklärt und um 60 Schweizer Franken — 12 an den Kläger — gebüßt und in die Kosten verurteilt. Ich habe appelliert.

---

[1]) Prediger und Diakonus Helm in Berlin, bei dem Emma Siegmund in die Kinderlehre gegangen, und der sie am 27. März 1833 konfirmiert hat.

[2]) S. im Anhang (Seite 241) G. Herweghs Artikel, erschienen im »Schweizerischen Republikaner« vom 29. März 1842.

Behalte feſt im Auge, daß wir bald zuſammenkommen, zuſammen müſſen, und beſtelle Dein Haus danach. Sei und bleibe mit mir, wie ich jeden Augenblick mit Dir bin, an Dir mich aufrichte.

Dein

Georg.

26. Januar, abends.

Laß Dein Porträt auch groß, als Knieſtück, mit einiger Staffage machen.

In Stuttgart ſoll eine Biographie von mir erſcheinen und mehrere Bogen bereits gedruckt ſein; es iſt mir ärgerlich, da ein Menſch, den ich verachte, und der mich nie verſtehen kann, mit meiner Bekanntſchaft renommieren wird. Indeſſen will ich mein Kreuz ſo chriſtlich als möglich tragen.

Berlin, den 29. Januar 1843.

Mein herzallerliebſter Schatz!

Das war noch eine Freude in tiefer Nacht! Um elf Uhr kehre ich geſtern nach einer entſetzlichen Fahrt heim und finde als Willkomm Deinen Brief, den Du am 20. ausgeſendet. Welch ein Brief! Jede Fiber glühte in mir, ich hätte die ganze Welt umarmen mögen als einen Teil von Dir. Den vorletzten Brief von Dir hatte man mir zwar nach Polen geſchickt, aber zu ſpät, ſo daß ich ihn erſt in drei Tagen zurückerwarten kann. Du wirſt daher meine unſägliche Angſt ermeſſen,

die ich in der langen Pause erlitten. Unsere Reise war so schrecklich, daß ich mich nicht enthalten kann, Dir einige nähere détails darüber zu geben. Um 12 Uhr mittags fuhren wir am Freitag auf unchaussiertem Wege mit eigenen Pferden aus, um nach Frankfurt zu gelangen und uns am andern Morgen per Eisenbahn weiter zu expedieren. Wir rechneten darauf, daß die selbst ungebahnten Wege in jetziger Zeit durch den Frost gut sein würden, und auf die Ausdauer der kleinen polnischen Pferde, die tüchtig laufen können. — Statt dessen hatte der einnächtige Regen alles verwüstet, den Schnee geschmolzen und den Boden dergestalt gefurcht, daß wir um die Wette rechts und links geschleudert wurden, in steter Gefahr, umgeworfen zu werden. Der Glanzpunkt trat jedoch erst in der Nacht ein. Ehe wir es vermuteten, hielt der Wagen in einer tiefen Wassergrube an, die Pferde waren trotz der jämmerlichen Hiebe nicht fortzubringen, und so saßen wir in stockfinstrer Nacht, während welcher der Wind und Regen uns förmlich durchpeitschten, drei volle Stunden fest, Der Wagen bis zur Deichsel im Wasser. Der Bediente, der Hilfe zu holen ausgesandt worden, kehrte erst nach dieser Zeit zurück, nachdem er nur durch Hilfe von Leuten vom Wassertode errettet worden; einige Minuten später, wäre er in einem nahen Gewässer ertrunken. Meine Freundin und ich waren die einzig Unbesorgten, unsere jungen Mädchen schrien abwechselnd und glaubten jeden Augenblick, von Räubern angefallen zu werden. Ich selbst war wie von einem Kobold besessen, je tüchtiger jene sich ängstigten, desto ärger plagte mich die Lachlust, bis sich alle, außer meiner Emilie, gegen mich empörten. Als wir endlich mit sechs Pferden aus der Vertiefung gezogen und immerzu, ungeachtet aller Martern, weiter fuhren, die Mädchen durch die Aussicht, Rubini zu hören, von dem Cybulski eine so ideale Schilderung

entworfen, ich ganz glücklich im Gedanken, einem Brief von Dir entgegenzufahren, kommen wir in Frankfurt eine Viertelstunde nach Abgang der Eisenbahn an und müssen bis Abend in dem elenden Nest sitzen, jede einzelne um ihre Hoffnungen betrogen. Das Tragikomische dieser Szene kann ich Dir nicht genug beschreiben. Um sich zu entschädigen, haben die jungen Nichten sich heut Abend bei uns mit vier jungen Kavalieren angemeldet und wollen Mazurek tanzen. Da hast Du eine Neuigkeit. — Nun zu uns! — Also im März, mein Herz, soll Sonnenaufgang sein. Nun zähle ich Tage und Stunden, so sehr man mir auch hier meine schnelle Reise aus der Heimat verdenkt.

Die Leute sind unklug. Sie denken, ich ziehe aus der Heimat, und ich weiß doch, daß ich hinein ziehe. Nicht so, Schatz? Die Wohnung, von der Du schreibst, ist mir ganz lieb, mein guter Georg; nur bitte Frau Schulz, daß sie die nähere Beschreibung der Höhe und Tiefe der Zimmer und Fenster übernimmt, denn sonst kann ich nicht gut auswählen. — Du sollst Dich damit nicht befassen. Auch möchte ich wissen, ob ein Stübchen für unsere Mädchen im Hause ist, denn ich bringe meine eine mit und will dort die Köchin nehmen, und möchte ihnen wenigstens den kleinen Raum ihrer Freiheit gemütlich machen. — Die Schlafstube laß denn nur für beide sein. — Morgen- und Abendstunden sind die schönsten, weil es die stillsten sind, nicht, Schatz? Da will ich lieber in einem Zimmer mit Dir sein. — Mir scheint, wir dürfen uns beide ohne Not nicht trennen, wird ohnehin mancherlei im Leben noch kommen, was uns äußerlich auseinander treibt. Auch ist es besser, das Haus allein, als noch fremde Leute hinein. Es soll kein Mensch uns belauschen können, als wenn wir wollen. Du glaubst nicht, wie selig ich bin in dem bloßen Ge-

danken unſeres Beiſammenſeins. Liebe nur immer mehr, immer, immer zu, hab' nicht Angſt, daß Dein Gefühl Dich überfluten wird, der Menſch kann nicht genug lieben, nur wo die Unendlichkeit Dir im Herzen aufgeht, da biſt Du erſt, was Du ſein ſollſt. Was die Leute Liebe nennen, iſt ein mir lächerlicher, ſkizzenhafter Seelenkitzel. Man ſieht ja, was daraus wird, — Kinder höchſtens — für die Menſchheit aber nichts, keine Tat, keine Selbſtverleugnung, nichts als eitle Sichwiederſpieglung des jämmerlichen Subjekts, was man nicht gering genug anſchlagen kann, wenn es gilt Opfer zu bringen in rechtem Sinne des Worts. Mit dem Armen Jakob hab' ich heute meinen Gottesdienſt gehalten. O ſchreib' immer zu, das ſind die Klänge, die bis ins Mark des Volkes dringen; daß ich imſtande ſein möchte, zu ſolchen Liedern Dich zu begeiſtern! Wenn man ſtatt alberner Predigten ſolch' Gedicht dem Volke von der Kanzel vortrüge, es würde anders wirken, als tauſend Sermone. Ja, mein Herz, Du kannſt lieben, das fühl' ich. Nur wer das Elend der Menſchheit in allen ſeinen kleinſten Bewegungen mit durchlebt, nur wer das jammervolle Geſchick des einzelnen ganz mitzufühlen, ganz zu würdigen weiß, der kann lieben im Vollgewichte des Wortes. Cybulski läßt Dich herzlich grüßen und fragen, ob er Vizebräutigam ſein dürfte während unſerer Trennung?

Meine Emilie ſendet Dir auch viel tauſend innige Grüße. Unſerer Reiſe nach der Hochzeit wird nichts im Wege ſtehen. — Die Eltern ſind's gewiß zufrieden und ich? Wohin ſoll's aber gehen? Schön iſt's freilich für mich überall mit Dir, aber Spanien iſt doch das Land unſerer beiderſeitigen Sehnſucht. Wie Du willſt. — Nach dem ſüdlichen Frankreich ſtand auch ſtets mein Sinn, und Italien, wer möchte das nicht

ſehen? Entſcheide, Herz, mir iſt alles lieb. Leb' wohl, leb' wohl, mein Schatz! Bald ſehen wir uns wieder! Denke mein. „Mädchen, komm in die Berge!“ [1]) Soll ich?

Deine

Emma.

Berlin, den 30. Januar 1843.

Mein lieber Georg!

Als ich geſtern meinen Brief ausſandte, vergaß ich in der Eile, Dich um eine Zeichnung für Deinen Schreibtiſch zu bitten. Ich möchte ihn Dir ganz nach Wunſch beſtellen, und fertig finde ich ſchwerlich einen nach Deinem Sinn, der in Größe und Einrichtung Dir ganz zuſagte. Ich habe geſtern bis tief in die Nacht hinein getanzt. Das junge Volk, von dem ich Dir ſchrieb, war hier, und ohne mich wäre der Mazurek nicht vollſtändig an Paaren geweſen. Uebrigens iſt dies der einzige Tanz, den ich wirklich liebe, es iſt Raſſe drin, das klingt wohl komiſch aus meinem Munde, aber dennoch iſt es das einzig mir paſſende Wort. Sie drehten ſich auch mit einer Leidenſchaft und Gewandtheit, die eben mehr verrieten als die Lehrjahre beim Tanzmeiſter. Es iſt wohl das letztemal, daß ich ihn ſo mit Polen tanze, und darum war mir's auch recht genehm, ſo viel meine Gedanken auch mit andern Bildern ausgefüllt waren. Ottilie, die hier war, läßt

[1]) Anſpielung auf das jedenfalls ſchon 1843 entworfene, aber erſt im Juli 1845 vollendete Gedicht: »Komm, mein Mädchen in die Berge«, veröffentlicht in G. Herweghs »Neue Gedichte« (Zürich, Verlagsmagazin 1877).

Dich herzlich grüßen, und Krüger, der sich sehr stark in die junge, schöne Emilie Lacka, Nichte meiner Emilie, verliebt hat, desgleichen. Die Eltern sprechen viel von Dir, und im Herzen der kleinen Anna und der Geschwister hast Du eine sichere Stelle gefunden. Dies soll kein Brief sein, nur ein flüchtiger Zettel. Schick' Deinen Deutschen Boten, ich brenne, ihn zu lesen. — Wenn Du den Eltern einmal schreibst, dann treibe, mein Herz, daß sie ja nicht später als Anfang März sich aufmachen. Du weißt, wie die Eltern sind: gut, schwach und alles gern mit Muße betreibend. Das mag für andere taugen, ich bin nicht für diesen bedächtigen Schritt und falle lieber einmal unterwegs auf die Nase, statt daß ich langsam gehe. Meine Bekannten schlagen womöglich Hände und Füße über dem Kopf zusammen, daß ich so bald fort will, das hilft ihnen jedoch wenig. Vorwärts! das ist mein Wahlspruch. Wollte Gott, ich wäre erst bei Dir, mein einzig Herz. Lebwohl, mein lieber, lieber Junge; werde ich heute wohl Nachricht haben? Diesen Abend bin ich bei Gräfes. Vom 1. an bekommt mich jedoch keine Seele aus dem Hause, ich weiß nie mehr, was ich unter dem Volk soll. — Ich küsse Dich, Schatz — wenn's nur wahr wäre! Adieu.

Deine

Emma.

Bitte Frau Schulz, daß sie nicht vergißt, die Farben der Stuben zu melden, das ist wesentlich.

[Zürich, 30. oder 31. Januar 1843.]

Mein lieber, braver Schatz!

Brav, weil er beizeit wieder in ſein ſchönes Berlin zurückgekehrt iſt, ſeine lieben Sachen in Ordnung bringen und ſo bald als möglich zu mir fliegen wird. Ich kann übrigens gegenwärtig mehr an Dich denken, als an Dich ſchreiben, mein Herz; es koſtet manche Stunde, bis ein Menſch fertig iſt, und ich verzweifle über die Pinſel, die Dir mein Konterfei machen ſollen. Das Bild wird ſehr hübſch, da der Künſtler[1]) mit großem Enthuſiasmus dahinter her iſt. So haſt Du denn in den Tagen, da ich Dir nicht mehr gefallen werde, eine Erinnerung an die Tage, da ich Dir gefallen habe. Aber nein, jene Tage werden nie kommen, und wir werden uns bleiben, was wir uns jetzt ſind.

Du frägſt, woher Ruge wiſſe, daß Du tapfer und heiter ſeiſt? Ei nun, er hat Dich ja in Halle noch bis zur Eiſenbahn begleitet. Von dem reizenden Blum[2]) hab' ich auch einen gar duftigen Brief erhalten, der mir mitten in dem Elend einen frohen Augenblick bereitet. Er ſchreibt, die Haltung der deutſchen Jugend ſei vortrefflich, die ſächſiſchen Vaterlandsblätter werden von allen Univerſitäten mit Aufſätzen zu meinen Gunſten überſchüttet. Leider paſſiere keiner die ſächſiſche Zenſur — ſie läßt faſt nichts für mich durch — ſonſt würde „der unreife Enthuſiasmus" einen glänzenden Sieg feiern.

Nun haben die Halunken auch die Rheiniſche Zeitung tot gemacht. Der Cenſor (!) ſelbſt war ſo in-

[1]) Conrad Hitz, der ſchweizeriſche Maler. Das Bild wurde darauf im Basler Kunſtverein ausgeſtellt und in München und Augsburg und fand allgemeine Anerkennung.

[2]) S. Anmerkung zum Brief vom 8. Januar 1843 (Seite 109).

digniert, daß er augenblicklich seine Entlassung genommen. Marx, der Redakteur, der dem Blatte alles geopfert und auch noch, nach einem Brief von heute, mit Eklat die Geschichte enden will, scheint in einer peinlichen Lage zu sein. Er schreibt mir, in Deutschland sei kein Bleiben mehr für ihn, da ihm ein Wirkungskreis in Preußen unmöglich geworden. Durch einen Familienzwist sei er ohne Mittel, überdies verlobt mit einem Mädchen, das schon viel, unendlich viel für ihn gelitten, und das er nicht verlassen wolle. Möchte sich an der Redaktion eines Schweizer Blatts beteiligen, in die Schweiz kommen. Was soll ich ihm schreiben? Die Schweiz, wenigstens Zürich, taugt auch nicht viel, und ich fürchte, es geht nächstens den deutschen Regierungen zu Gefallen eine große Jagd gegen die Fremden los, denen es nicht gelungen ist, sich einzubürgern. Gottlob! daß ich noch vor Torschluß dazu gekommen; in vierzehn Tagen bin ich Bürger der Republik Baselland und zahle dafür diesen Spartanern 1300 Schweizer-Franken.

Heute ist schon wieder eine Biographie und Charakteristik von mir erschienen, von befreundeter Seite, aber von ganz ordinärem, ja verrücktem Standpunkt.[1]) Ich ärgere mich eigentlich nur noch über die Leute, die mir, was man so nennt, gut sind. Die fassen's am dümmsten an. Es ist ein peinliches Gefühl, von bloßen literarischen Spekulanten sich ausgebeutet zu sehen.

Deine Briefe adressiere nur direkt an mich; sie kommen nun regelmäßig an. Schreibe oft, öfter als ich, hörst Du? Und halte Dich bereit, denn die Hoch-

[1]) Wahrscheinlich die unter dem Titel: »Georg Herwegh. Literarische und politische Blätter«, von Dr. Johannes Scherr verfaßte Broschüre (Winterthur 1843). — Auch die von Alexis Publicola ist um diese Zeit erschienen (Nürnberg 1843; Winterſche Buchhandlung).

zeit ſoll kommen wie ein Dieb in der Nacht.[1]) Und nun, mein Mädchen, laß Dich küſſen und drücken, unendlich, ganz unendlich!

Grüße was Zeug hält; ſpeziell die Eltern und die gute Fanny mit dem kleinen Zaunkönig. Wer wird Dich zu mir bringen? Dein Bruder und Vater? Oder — ſchreibe mir auch das!

Dein

Georg.

Meinen 2. Band[2]) will ich doch erſcheinen laſſen; ich denke ihn zu bereichern und zu vollenden in Deiner Geſellſchaft und in irgend einem Paradies der Erde. Wir wollen ein paar Monate zuſammen pilgern. Das ſoll uns beiden gut tun.

Berlin, den 31. Januar (Dienstag) 1843.

Nach Mitternacht.

Mein Georg!

Den Tag können ſie mir nehmen, aber die Nacht gehört mir, uns beiden ganz allein, die kann ich durchſchreiben ſo viel ich immer will. Dieſen Morgen kamen zwei Briefe von Dir an, der eine nach Polen abgeſandte und einer vom 24. Januar datiert. Ich danke Gott tauſendmal, daß der erſte mich erſt jetzt erreicht hat und nicht *vor* meiner Abreiſe in die Heimat, ich glaube, er hätte mich krank gemacht. Wie konnten aber Zweifel

[1]) Anſpielung auf: „Die Freiheit kommt wie ein Dieb in der Nacht" in »Parabel« (Geb. eines Lebendigen).

[2]) Der Gedichte eines Lebendigen.

zu Dir kommen? Iſt denn Dein Glaube an meine Liebe ſo ſchwach, daß ein vierzehntägiges Schweigen ihn zertrümmern könnte? — Hätteſt Du bis ins Innerſte gefühlt, wie ich Dein bin, Du hätteſt Dir und mir die Schmerzen erſpart. Vergeſſen wir's beide, Du Deine Angſt um mich, ich Deine Zweifel, nur muß ich Dir's noch geſtehen, daß mich dieſer Brief förmlich durchſchauert hat. Deſto lieber war auch der andere! — Du mußt Dir nur abgewöhnen, Dich über die kleinen Ausfälle, welche man gegen mich unternimmt, zu ärgern. — Aerger iſt überhaupt keine Empfindung für eine Natur wie die Deine, überlaß ihn kleineren Kreaturen. Ich glaube, daß der edle Menſch gegen perſönliche Anfechtungen immer unempfänglicher werden muß, nur inſofern dem Allgemeinen damit geſchadet wird, iſt's ſchlimm und beachtenswert. Auf Dein liebes Porträt freue ich mich unendlich und bin doppelt traurig, Dir nicht ſo bald eine gleiche Freude machen zu können. Magnus kann mich nicht malen, ſo gern er möchte (wie er ſchreibt), und Begas,[1]) bei dem ich heute geweſen, kann vor dem 19. Februar nicht anfangen; das Original wird daher früher bei Dir ſein, als das Bild. Wenn ich mir's ſo recht vorſtelle, daß wir in fünf Wochen vielleicht beiſammen ſein können, fürchte ich, mein Glück kaum zu erleben. Welche Zukunft! Ja, laß uns reiſen nach dem Süden, die Eltern haben nichts dagegen, laß uns bald, vielleicht vierzehn Tage nach der Hochzeit auswandern, mein geliebtes, einziges Herz! Ich glaube, wenn wir jetzt nach Sibirien führen, es würde mir gefallen. Deinen heiligen Zorn will ich Dir unterwegs ſchon zu erhalten mich bemühen, aber die Bitterkeit ſollſt Du mir im Süden laſſen, die taugt

[1]) Carl Joſeph Begas (1794—1854), der Maler, Vater des bekannten Bildhauers Reinhold Begas.

nichts, denn ſie verſperrt Dir jeden freien Blick, ſie knechtet Dein Auge. Von der Wohnung bin ich ganz entzückt und möchte Dir gleich einen Kuß dafür geben, nur mit der Einteilung der Zimmer bin ich nicht ganz einverſtanden. Du ſollſt entweder in No. 4 wohnen, das die Ausſicht nach dem See hat, oder in No. 6, ſüdöſtlich gelegen und zweifenſtrig. Wir können ja lieber zum Schlafzimmer No. 1 wählen, das auch zwei Fenſter hat und geräumig iſt. Ein Poet, und die Ausſicht nach Nordweſt! Lieber Schatz, Du haſt wahrlich die Gedanken verloren. — No. 5 ſoll meine kleine Stube werden, Du weißt, ich hatte auch hier nur eine mit einem Fenſter. Ich werde ganz ſtill ſein, wenn mein Schatz arbeitet, ſollſt nicht von der nahen Nachbarſchaft zu leiden haben. Vergiß nicht die Zeichnung von dem Schreibtiſch, damit er auch ganz nach Deinem Sinn wird, die Farben der Stuben und die Breite der Fenſter.

Ueber Follens Angelegenheit hat mir Mühlenfels damals geſagt, daß er jetzt nicht dafür ſprechen wolle, weil gerade während ſeines Hierſeins die Stimmung des Königs durch Deine Angelegenheiten eine ſo gereizte war, daß eine Anfrage die unfehlbare Verneinung gebracht haben würde, während durch eine kurze Friſt, innert der die Gemüter ſich beruhigen würden, alles erlangt werden könne. Mühlenfels iſt mit einem verwundeten Herzen abgereiſt. — Von Ruges Verlobung weißt Du gewiß bereits. Die Braut ſoll ein allerliebſtes, prächtiges junges Mädchen ſein. — Deinen Auftrag an Müller werde ich nächſtens mit einiger Milderung ausrichten. Für einen Heuchler halte ich ihn nimmer, eher für einen Eſel, trotz des Cromwell.[1]) Das Verbot

[1]) Eine von dieſem geſchriebene Tragödie. S. Vorwort (Seite 28).

der Rheiniſchen Zeitung iſt ein neuer Genieſtreich, o ich bin ſo indigniert, daß ich den Tag ſegnen werde, wo ich dieſe Stadt verlaſſe.[1]) —

Die geſtrige Geſellſchaft barg auch wieder einige Schufte. Das iſt eine Menſchenware! Der Präſident von Ladenberg,[2]) der ſich zu meinem Nachbar auserleſen, trank auf Deine Geſundheit; was ſagſt Du dazu? das heißt ganz ſtill. Gewiß hat er gleich hinterher ein Paternoſter gebetet, um ſich von der Sünde zu abſolvieren. Der Neffe der Bettina,[3]) ein Herr von Savignny,[4]) gewaltiger Eſel, eine unerhörte Fratze, ſuchte mich auch Deinetwegen ſtark mit Fragen heim und ſchloß ſeine Rede mit den Worten: ich werde jedenfalls nach Zürich kommen, Sie dort aufzuſuchen. Die Falkenburg wird aber wohl zu hoch für ihn liegen. — Soll ich Dein Falke ſein? Und Du mein Weidmann? Von dem Falken komm' ich auf Freiligrat. — Welch Pack! Und Geibel, der jetzt Weitgeprieſene! Laß Dich ruhig anbellen, wir wollen ihnen ſchon Not machen, ſchicke Deinen Alten Jakob ſamt der Liſe in die Welt,

---

[1]) Die »Rheiniſche Zeitung«, gegründet von Camphauſen, Hanſemann und den Jung-Hegelianern, unter der Leitung von Karl Marx vom Oktober 1842 bis März 1843, wurde vom 20. bis 28. Januar 1843 unterdrückt infolge mehrerer Artikel, welche dem Vorſteher der Provinz, von Schaber, mißfielen, und vom 31. März 1843 an definitiv verboten (laut Dekret vom 25. Januar 1843, das dieſen Termin beſtimmt).

[2]) 1769—1847, Staatsrat und Geheimer Staatsminiſter.

[3]) Arnim, Eliſabeth (Bettina) von, geb. Brentano; die Freundin Goethes und Fried. Wilhelms IV. (1785—1859).

[4]) Karl Friedr. von Savigny (1814—1875) Sohn des Rechtsgelehrten und Kunigunde Brentanos; preußiſcher Diplomat (1840 Geſandtſchaftsſekretär in London, dann in Dresden, 1842 in Liſſabon ꝛc., ſpäter Geſandter in Karlsruhe, Dresden, Brüſſel). — Nachdem er vergebens gehofft, Reichskanzler zu werden, wurde er einer der Chefs des katholiſchen Zentrums im Reichstag.

das wird ihnen die ehrlosen Mäuler stopfen. — Was soll das Gedicht in der Rheinischen Zeitung: An Ihn[1]) betitelt? Ehe ich's vergesse, liebes Herz, muß ich Dich an das Schicken Deines Tauf- oder Konfirmationsscheins erinnern. Einer von beiden ist notwendig, sonst bietet uns kein Pfaffe hier in Berlin auf, und erst wenn dies geschehen, können wir getraut werden. Ich werde auch einen von beiden mit dem nächsten Briefe besorgen. Wähle nur einen Pfaffen, der's kurz macht, sag' ihm, was wir beide davon halten, und droh' ihm getrost damit, womit Du den hiesigen zum Schweigen bringen wolltest. Eine Sache, die faktisch ist, muß ich Dir noch schnell mitteilen. Denk, lieber Schatz, daß Brockhaus, um die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Zeitung[2]) wieder zu erlangen, dem Könige eine Liste von all' den jungen Schriftstellern eingereicht hat, welche gegen die Regierung geschrieben. — Infolge dieser Schurkerei ist diesen Morgen um 10 Uhr ein junger Mann namens Daene[3]) (ich glaube, so heißt er), welchem eine Anstellung zugesagt war, die nur noch der Unterschrift des Königs bedurfte, um dieselbe gekommen, weil Seine Majestät im selben Augenblick, wo man ihr das Blatt zur Unterzeichnung vorlegte, den Einfall hatte, nachzusehen, ob selbiger nicht auf jener Liste stehe, und den Namen fand.

Schörlein hat diese Nachricht dem Schwager meiner Freundin heute morgen gebracht, er ist gerade zugegen gewesen und ganz indigniert, trotz seiner veränderten Gesinnungen. Was sagst Du dazu? Es ist ein verworfenes Pack!

---

[1]) »An Ihn«, ein gegen Freiligrath gerichtetes Gedicht in Nr. 25 der Rheinischen Zeitung vom 25. Januar 1843.

[2]) Die »Leipziger Allgemeine Zeitung«.

[3]) Siehe Emmas Brief vom 2. Februar (S. 172, Anmerkung).

Die Augen fallen mir zu, gute Nacht, mein Schatz, auf baldig', baldig' Wiederſehen. Das wird ein Leben werden! Wenn ich Dir in der Nähe ſo lieb bleibe, wie ich Dir jetzt bin; ich fürchte zuweilen, daß mich die Ferne Dir verklärt.

Ich bin heut' mit den Polen im Theater geweſen. — Der Sohn des Czartorynski [1]) war mit uns und fiel ſehr auf, weil er faſt wie ein Neger ausſieht. Cybulski [2]) grüßt Dich herzlich und verſichert mir alle Tage wieder aufs neue, ſeit ich Braut wäre, habe er mich viel lieber. Was ſagſt Du dazu? Der junge Radczinski [3]) empfiehlt ſich Dir auch. Du erinnerſt Dich wohl ſeiner?

Jetzt will ich von Dir träumen, ſchlaf' wohl, mein liebes Herz!

Deine Emma.

Beifolgende Zeichnung hat mir ein Helgoländer lieber Bekannter, ein Maler Gätke, [4]) geſchickt mit der Frage, ob ſie mir als Titelblatt zu Deinen Gedichten gefiele. Sieh ſie an und ſchicke ſie mir zurück. Außerdem hat er mich um Rat gefragt, ob er wohl Randzeichnungen derart zu Deinen Gedichten machen ſolle? Was meinſt Du dazu?

---

[1]) Prinz Ladislas Czartorynski (geb. 1828), Sohn des Fürſten Adam Georges Czartorynski, geſt. 1894.

[2]) S. Anmerkung (Seite 92).

[3]) Graf Roger Radczinski, ausgezeichneter genialer Menſch; Verfaſſer der Schrift: »Wer hat die Freiheit verraten — Slaven oder Germanen?« Schreiben an Herrn Arnold Ruge (Berlin 1849, Friedr. Schneider & Cie).

[4]) Heinrich Gätke, vortrefflicher Marinemaler in Helgoland.

Berlin, den 2. Februar 1843.

Mein geliebter Georg!

Die Schurkerei iſt entdeckt! Unſere Briefe werden jedesmal nicht nur hier, ſondern noch an mehreren Orten eröffnet und geleſen, wodurch die unerklärliche Verzögerung entſteht. Guſtav[1]) weiß dies aus ſicherer Quelle, hat aber verſprochen, die Perſon, welche es ihm anvertraut, nicht zu nennen. Das iſt für uns nun ganz gleichgültig. Die Sache bleibt gleich infam, und unſere Vorſicht wird ganz notwendig. Dieſen Brief erhältſt Du durch einen meiner jungen Freunde in Baſel, der ehemals hier ſtudiert hat. Du ſchreibe künftig entweder unter der Adreſſe von Ottilie von Gräfe, Behrenſtraße 48 (natürlich muß eine andere Hand die Adreſſe machen), oder unter der von Agnes Podeſta, Behrenſtraße 53. Hoffentlich haben wir die Poſt nicht mehr lange zu bereichern und können uns einander ganz heimlich ſagen, was wir uns ſind, ſo heimlich, Schatz, daß kein Menſch auf der Welt es hört. Beim Pfaffen[2]) bin ich eben wegen meiner Scheine geweſen. Er läßt Dich grüßen, iſt ganz entzückt von Deinen Gedichten. Er findet es hübſch, ſcheint's, daß Du ein freier Republikaner biſt. Das Pack betrachtet dergleichen wie irgend einen anderen Titel, den man beliebig wechſeln kann. Uebrigens, liebſter Schatz, mußt auch Du Deinen Taufſchein und, falls der nicht hinlänglich Deine Volljährigkeit manifeſtiert, noch die Erlaubnis von Deinem Vater umgehend einſenden. Ich werde für ein gleiches ſorgen.

---

[1]) Emmas Bruder.

[2]) Biſchof Neander, Oberkonſiſtorialrat, Kanzelredner und Oberhofprediger, geb. 1786 zu Iſerlohn, geſt. 1863 zu Berlin.

— Nur muß ich, da mein Taufſchein aus Magdeburg verſchrieben werden muß, noch einige Tage Geduld haben. Außerdem läßt Helm fragen, ob Du ſonſt im Beſitz eines Titels ſeiſt, vielleicht Doktor, da er das des Aufgebots wegen wiſſen müſſe. Ich habe ihm geſagt, daß ich nur wüßte, Du wäreſt ohne Titel *geboren*, welche Ehre die Welt Dir angetan, wäre mir bis dato unbekannt. —

Den Paß für Europa würde ich zu kurze Zeit unter meinem Namen benutzen können, um ihn mir ausſtellen zu laſſen. Du könnteſt mich in zwei Monaten nicht einmal darauf verweiſen, wie Du ſchreibſt, und uns beide könnte er niemals nutzen. Wenn Du mich nicht mehr leiden magſt, brauchſt Du es übrigens nur hübſch zu ſagen, ich glaub', ich wäre fort von Dir, noch eh' Du's ausgeſprochen. Ohne Deine Liebe, Schatz, möcht' ich Dich nimmer, nur ſo lange ich Dir ſein kann, was Dein Weib Dir ſein muß, nur ſo lange mag ich bei Dir bleiben. Es iſt gut, daß unſer Haus nahe am See liegt, da weiß ich gleich wohin. —

Alſo eiferſüchtig muß man ſein, wenn man ſeinem Schatz oft ſchreibt? Nun, dann bin ich's, glaub' ich, noch weit mehr als Du, denn ich ſende den elften Brief heute ab; aber ein liebes, einziges Herz biſt Du, und wenn Du zuweilen klein Herzeleid nach mir haſt, nun, ſo magſt Du es nicht bereuen, ich hab's immer, immerzu, bis ich bei Dir ſein werde. Geſtern habe ich denn auch Rubini gehört, freilich mit andern Empfindungen als mein Freund Cybulski, weshalb wir uns tüchtig geſtritten. Wüßte er nun gar, daß ich, *während* er ſang, mich tauſendmal auf unſerm kleinen Balkon in Zürich neben Dir ertappt habe und ins Gebirge geſchaut, würde er mich für einen Kannibalen halten. *Der* könnte mich nimmer begeiſtern. Wo iſt da Natur? Nichts als Kunſtſtücke, Gurgelverrenkung, kein einzig

geſunder, voller Ton, der bis ins Herz dringt. Eine vollendete muſikaliſche Maſchine würde meinem Ohr denſelben Eindruck machen. Nein, da lobe ich mir Ottiliens Stimme, ſie iſt weniger verziert und überzuckert, aber da iſt Glut, Leidenſchaft drin, wenn auch keine Kunſt.

Mir hat gerade Rubini einen Eindruck wie Thalberg gemacht. Vollendete Technik, ſchwaches Naturell! Studien, aber kein Genius. — Und dieſe Berliner! Wären ſie vor zwanzig Jahren außer ſich geweſen, wo die Stimme noch friſch war — aber es iſt ihnen ganz recht; ich danke für die Kunſtruinen. Rückert[1]) iſt auch ſo eine geworden, ſeit er hier iſt. Die Gewandtheit der Form wird er nie verlieren, aber der Funke! iſt addio! Dieſen Abend iſt bei uns noch einmal polniſche Geſellſchaft, übermorgen reiſen meine Freundin und die Mädchen ab. — Der Abſchied wird noch Tränen koſten, obſchon ich bis jetzt, ſo oft ich von meiner Auswanderung geſprochen, ſo luſtig ausgeſehen habe, daß man es mir übel genommen. Dieſer Abſchied iſt freilich ſchwer! Nur nicht, wenn ich an das Wiederſehen denke, meine ganze Welt iſt ja in Dir, einziger, lieber Georg! Ich fürchte nicht, daß Deine Lieb' zu mir Dich der Welt nimmt, wie kannſt Du nur das noch denken? Wenn ich das dächte, wäre es ja aus mit unſerer Liebe! Ich fürchte überhaupt nichts, nichts in der Welt, ach ja, die Mäuſe abgerechnet — und daß Du dereinſt ſagen wirſt, ich kann die guten Seiten in Dir nicht finden, wie Du jetzt um die nicht entdeckten Laſter jammerſt. Wir wollen uns einander nichts einreden. Engel haben wir beide nicht gewollt, nur ehrliche Menſchen voll edler Leidenſchaft; das ſind wir beide, Du wie ich, alſo werden die Fehler ſich ſchon herausſtellen, und die Lieb' hilft

[1]) Der Dichter Friedrich Rückert (1789—1866).

ſie tragen. Adieu, mein Herz, ich muß mich nun putzen — ein Donnerstag war's gerade, als Du krank lagſt und die Geſellſchaft von Prutz war. Erinnerſt Du Dich? Du lagſt auf dem kleinen Sofa, auf dem ich eben ſitze, Dir zu ſchreiben, und warſt den übrigen Abend ſehr verſtimmt gegen mich; Schatz, Schatz, ich lieb' Dich unendlich! Noch eins: Bitte Frau Schulz, daß ſie mir genau die Breite der Pfeiler in den einzelnen Stuben angibt, damit ich die Spiegel beſorgen kann. Auch frage fein, ob man gute Federn und Pferdehaar zu Betten und Matratzen dort bekommt. — Entſchuldige, lieber Poet, daß ich Dir davon ſchreibe, aber es geht nicht anders. — Leider hängt von ſolchen Albereien unſere ſchnelle Hochzeit ab, und das wird's Dich verzeihen und behalten lehren.

Adieu, mein Herz, Gott ſchütze Dich.

Deine

Emma.

Der junge Mann vom Kriminalgericht, welcher durch Brockhaus angezeigt worden, heißt: Temme,[1]) und nicht Daene.

[1]) Temme (1798—1881), Richter in Berlin von 1839 bis 1844, in Ungnaden als Gegner des neuen Eheſcheidungs-Geſetzes verabſchiedet, Mitglied der Berliner Nationalverſammlung von 1848, in Anklagezuſtand verſetzt den 22. Dezember desſelben Jahres, aber unverletzlich durch ſeine Wahl ins Frankfurter Parlament (den 8. Januar 1849); 1849 nach der Auflöſung des Parlaments verhaftet, 6. April 1850 vom Verſchworenengericht freigeſprochen, aber abgeſetzt. Seit 1852 Profeſſor an der Züricher Univerſität, Verfaſſer einer großen Anzahl von Romanen.

Zürich, den 3. Februar 1843.

Mein Herz!

Heute hab' ich zwei liebe Briefe von Dir erhalten und einen frohen, glücklichen Tag verlebt. Wenn Dich doch die Leute mit ihren frostigen Besorgnissen um meine Lorbeern und meine Zukunft verschonen wollten, wenn Du selber nur gar nicht mehr hörtest auf das Gerede Deiner Freunde, die sich so bekümmern um den künftigen großen Mann in mir, den eine Heirat kaput machen könnte. Glaub' mir, ich bin, da ich Dich nun einmal gefunden, zu Ende, rein zu Ende *ohne* Dich, und kann und will nur etwas werden *mit* Dir und durch Dich. Etwas werden? Etwas tun? Auch so weit reflektiere ich nicht. Ich liebe — und ich liebe *Dich*, dadurch *bin* ich schon genug und werde genug werden. Unsere Liebe ist eine erfüllte Liebe, erwachsen auf dem Boden der Begeisterung. Es kann, es wird uns nicht fehlen. Denken wir darüber nicht weiter. Ich bin selig, ein Wesen gefunden zu haben, an dem ich *hinauf* blicken muß, und das sich mir doch so ganz, so ganz hingeben will. Aber ohne Dich, merk' es, ist es zu Ende mit mir, und mein Licht ausgeblasen. Die Liebe ist nichts so zufälliges, daß man, wenn sie einen ergriffen, auch ohne sie vegetieren könnte. Nur das kann einen so übermenschlich glücklich machen, wie Du mich, dessen Verlust uns auch übermenschlich elend machen würde. Laß ein für allemal Deine Skrupel und liebe getrost zu; je toller, je besser.

Komm zu mir, sobald Du kannst und Lust hast! Verlasse Vater und Mutter — die Bibel ist doch zuweilen brauchbar. Gelt, mein Schatz, *mein* Schatz?

Dieser Brief ist ungefähr der neunte oder zehnte, den ich Dir schreibe, und ich begreife nicht, wie Du erst

vier erhalten haſt. Deine Briefe kommen regelmäßig am ſechſten Tage hier an. Fahre fort, fleißig zu ſein und mich zu tröſten. Zehnmal wollte ich ſchon an Deine Eltern ſchreiben; ſo oft ich an Dich erſt geſchrieben, gönne ich keiner Seele mehr ein Wort. Du wirſt ihnen ſagen, wie ich ihre Tochter liebe und anbete — und das wird ihnen genügen. In Dresden plaudert zwar der Philiſter, pfui — ich kann das nicht nachplaudern. Ruge hat Dir's ſchon geſchrieben.

Auch an Fanny will ich von Tag zu Tag ſchreiben — Du weißt Deine Korreſpondenz mit aller Welt jedenfalls beſſer zu führen als ich. Das könnte mir eigentlich auch Skrupel machen.

So — mein Stolz iſt und bleibt, Dir zu gehören, ich küſſe Dich tauſendmal!

Dein

Georg.

Berlin, den 3. Februar 1843.

Mein liebes Herz!

Helm iſt dieſen Morgen hier geweſen und hat mir geſagt, daß Du, um mit Deiner Braut in Berlin kirchlich proklamiert werden zu können, zuvor folgende Dokumente einſenden mußt.

1. Von der Obrigkeit Deines Wohnorts einen Schein, daß I eine Braut Frl. E. S. nach den dortigen Geſetzen als Deine Gattin, auch als Untertanin dort aufgenommen werden könne.

2. Deinen Taufſchein — gerichtlich beſtätigt.

3. Den väterlichen Konſens (nach dem preußiſchen Landrecht, 2. Teil, 1. Titel § 46), gleichfalls gerichtlich beſtätigt.

Hier haſt Du die ganze Verordnung, wörtlich von der des Predigers abgeſchrieben. Das iſt eine Welt! Schade, daß ſie einem nicht noch die Liebe gradweiſe zumeſſen können. Dieſe Pedantenſeelen. Auch ich habe jetzt vom hieſigen Biſchof ein Verzeichnis der Scheine, welche ich für Dich einſchicken muß, und werde ſie ſo ſchnell als möglich ſenden. Leider hängt ja unſere Vereinigung von dieſen Dingen ab. — Dieſen Morgen habe ich die erſten Meubles zu unſerer einen Stube beſtellt, No. 4 — von ſchwarzem Holz mit dunkelroten Polſtern, ich hoffe, ſie werden Dir gefallen. Wie lieb wäre es mir geweſen, Deinen Rat zu wiſſen. Nach der einen Zeitungsanzeige, welche ich Dir hier einlege, käme ich übrigens zu ſpät. Du biſt längſt mit Deiner Frau in Zürich angekommen, und ich muß entweder einen Mord begehen, um die einzige zu ſein, oder hier bleiben, wenn ich das nicht will. Schöne Streiche, lieber Schatz, muß ich von Dir durch die Zeitung hören. Ich habe etwas Kopfſchmerz, das Schreiben will deshalb nicht gehen. Nimm dies nicht als einen Brief, nur für einen Zettel, den ich aber ſenden mußte, um ſchneller ſelbſt nachfliegen zu können. Gott ſchütze Dich, mein Georg, und führe uns bald zuſammen.

Morgen früh reiſt meine Emilie ab, und um wenigſtens den letzten Abend mit ihr zu ſein, muß ich in ein dreiſtündiges Ballett. — Das iſt ein Vergnügen für Götter. Montag werde ich noch zu reiten anfangen, ich hab' Sehnſucht nach meinem Roß. Du glaubſt nicht, wie bunt es jetzt in meinem Kopf ausſieht. Leb' wohl, es wird ſchon licht werden!

Deine

Emma.

[Zürich, 4. Februar 1843.

Samstag abend.]

Schatz, unvergleichlicher Schatz!

Oui, je vous aime, je vous aime profondément, comme vous écrit Mr. Bacounine.[1]) Welche Freude haſt Du mir durch Deinen erſten Brief aus Berlin gemacht![2]) So hab' ich's gern! Du biſt ein einzig, einzig Mädchen. Ja, komm in die Berge und laß Deinen Georg nicht länger allein. Er iſt allein, denn auch das beſte, was er vor Dir beſaß, will ihm nur wenig mehr bedeuten, genügen gar nicht.

Das Abenteuer, das Du mit ſo vielem Humor überſtanden, ſcheint doch ein bißchen ernſthafter Natur geweſen zu ſein. Warſt Du auch bewaffnet? Da fällt mir nämlich unſer ſpaniſches Projekt ein; laß Dir einige Dolche und Piſtolen dazu ſchenken. Ich gehe gern und ungern dahin; gern als Egoiſt, meinetwegen; ungern als zärtlicher Gatte mit Dir: Und doch mit Dir — welch ein Genuß!

Die Breite der Fenſter in unſerm Logis beträgt $4^1/_2$, die Höhe der Fenſter 6 Fuß Schweizermaß. Die Breite der Pfeiler zwiſchen den zwei Fenſtern der beiden Balkonzimmer 4 Fuß 2 Zoll. Platz zu Sofas in dieſen 7 Fuß.

In die Fenſter ſieht uns niemand, das Haus ſteht frei auf der Höhe und beherrſcht die ganze Gegend; über uns wohnt auch niemand. Der liebe Gott wird mich wenigſtens nicht ſonderlich ſtören. Für die Mädchen iſt Platz. Eine Köchin hat ſich bereits gemeldet.

[1]) S. Brief Bakunins vom 3. Februar im Anhang (Seite 271).

[2]) S. Emmas Brief vom 29. Januar 1843 (Seite 155).

Da wir aber nicht wissen, wann wir von unserer Reise zurückkehren, werden wir sie auch nicht dingen können.

Brauche gar keine Vizebräutigame, auch wenn es Cybulskis sind. Der Bräutigam ist schon etwas Ueberflüssiges, und ich bitte Dich, mich recht bald aus diesem Stande zu erlösen. Ich wollt', ich würde krank, damit Du kämst; ich schreib' es Dir augenblicklich, sei davon überzeugt.

Die Worte gehen mir aus, wenn ich an Dich schreibe, und wenn ich abends eine oder zwei Stunden auf dem Sofa hindämmere, wie gesprächig bin ich, welche Unterhaltung weiß ich mit Dir zu führen! Schlaf wohl, mein Herz, und laß Dich morgen durch einen Brief von Deinem Schatz erwecken. Sieh, ich denke mir immer auch den Moment, da Du einen Brief von mir erhalten kannst.

Ich küsse Dich tausendmal, tausendmal. Ob die Menschheit 'was davon hat, bezweifle ich, mache mir aber keine Skrupel drum. Ich bin mit Dir, alle Tage, bis an der Welt Ende.

Dein

Georg.

Berlin, den 7. Februar 1843.

Mein lieber Schatz!

Die Traurigkeit, in der ich meinen letzten Brief Dir schrieb, hat sich jetzt in eine große Unruhe verwandelt. Seit fast acht vollen Tagen bin ich ohne Nachricht von Dir und kann nicht glauben, daß seit dem 26. Januar Dir nicht einmal die Lust gekommen sein sollte, Deinem fernen Schatz zu schreiben. Es geht ganz abscheulich in der Welt zu. Die Beschuldigung von Zürich

aus gegen Dich ſteht auch heute groß und breit in der Voßiſchen Zeitung,[1]) und ſo wenig dergleichen Dinge Dich und mich noch irgend einen Freigeſinnten im geringſten berühren können, ſo ſind ſie doch laute und ſchmerzliche Zeugniſſe der Geſamtſtimmung. Ich habe heute, um etwas zu tun, meine Zeichenſtudien vorgeſucht, aber zu meinem nicht geringen Entſetzen bemerkt, daß ich von dem wenigen, was ich gewußt, viel in der Liebeszeit verlernt habe. So geht's mit allem jetzt, außer mit der Liebe. Ich habe keinen Sinn für die kleinſte Sache, die nicht in direkter Beziehung zu unſerer Vereinigung ſteht. Der Boden brennt mir unter den Füßen, und ich erſehne den Abſchiedstag, wie ein Kranker den ſeiner Geneſung, obſchon er mich von manchem Lieben losreißen wird. Ich fühle klar, daß ich in Dir zehnfach wiederfinde, was ich aufgebe, und wünſchte mir Hinderniſſe, um ſie Dir zulieb beſeitigen zu können. Zwiſchen uns gibt's aber keine Opfer, nicht ſo, mein einziger Georg? Wann der Brief mit Deinem Bürgerdiplom oder wenigſtens mit der beſtimmten Nachricht davon hier eintrifft, dann juble ich ganz Berlin toll. Die Luft hier iſt nur ſo verpeſtet, daß ſie keinen geſunden Klang mehr wiedergibt. Geſtern hat ſich eine der entlobten Bräute meiner Bekanntſchaft wieder mit ihrem früheren Verlobten zuſammen begeben. Begreifſt Du den Unſinn? Beide ſollen jetzt ſelig ſein. — Die Menſchen werden jetzt verrückt, ſie verloben ſich, um ſich zu trennen und vereinigen ſich aufs neue, um deſto ſeliger zu werden. Begreif's, wer's kann, mir iſt's zu hoch. Kannſt Du Dir ein Ende in der Liebe denken? Kannſt Du überhaupt etwas denken, wenn Deine Liebe Dein ganzes Weſen durchglüht? Ich habe lange das

[1]) S. Vorwort über den Rohmerſchen Prozeß und Anhang, G. H.'s Artikel im Schweiz. Republikaner vom 29. März 1842.

Denken darüber aufgegeben. Seit acht Tagen ist dies der sechste Brief, den ich absende, ich möchte gern wissen, ob alle zu Dir gelangt sind. — Diesen schicke ich an einen Kaufmann in Frankfurt a./M., der ihn weiter befördern hilft. Wenn Du nur nicht krank bist, mein Herz. Wenn ich morgen keine Nachricht erhalte, schreibe ich wieder, wie schlecht auch immerhin die Stimmung sein mag. Der kleine Zaunkönig grüßt Dich, desgleichen Eltern und Geschwister vielmals. Anna freut sich, den Onkel im Sommer zu besuchen. Grüß Dich Gott, mein herziger Schatz, bleib' hübsch wacker, ich will auch den Mut nicht verlieren, und halte fest an Deiner Liebe, wie ich an der meinen. Auf baldiges Wiedersehen! Die Freude soll kein Philister uns trüben, entsetzen mögen sie sich darob immerhin.

Leb' wohl, mein Lieb!

Deine Emma.

[Zürich], 8. Februar 1843.

Mein lieber, lieber, lieber Schatz!

Ich muß den Brief im Augenblick aufgeben und habe nur noch Zeit, Dir zu sagen und zu klagen, daß ich seit drei Tagen keinen Brief von Dir erhalten, daß die Schuld nur an Dir, nicht an der Post liegen kann, durch welche die Briefe ganz regelmäßig befördert werden.

Die Zimmergeschichte[1]) hat mich so lange aufgehalten, daß ich bis morgen früh warten muß, um diesem Brief einen zweiten nachzusenden, der Dir nur wiederholen kann, was in diesem steht, daß mein Herz ist, wo mein Schatz ist.

Dein Georg.

[1]) Bezieht sich auf die Wahl der Wohnung.

Berlin, den 8. Februar 1843, nachts.

Herzliebſter Schatz!

Es wird ſchon wieder hübſch ſtill auf den Straßen, einige Wagen fahren noch hin und her, da iſt mir denn erſt recht ſchreibluſtig, denn je ruhiger von außen, deſto lauter wird's mir innerhalb der Bruſt, gerad als ginge nun mein Tag an. Ich hab' heute einen Brief von Dir, und das macht mich heiterer. Kurz iſt er freilich, aber doch lang genug, um mir zu melden, daß Du geſund biſt und ein wenig mein gedenkſt. Auf Dein lieb Konterfei freue ich mich unendlich, wenngleich es ſeinen Zweck nimmer erreichen wird. — Hältſt Du es wirklich für möglich, daß Du mir einſt weniger ſein könnteſt, und glaubſt Du, daß in ſolchen Zeiten dies Bild mir angenehm als Erinnerung ſein würde? Ich denke, Du glaubſt weder das eine noch das andere, wohl aber, daß Dein Schatz wieder einmal keinen Humor gehabt hat, und darin haſt Du teilweiſe recht. —

Es gibt wenige, aber einige Dinge, die ich im Scherz mir ſelbſt nicht ohne Schmerz bezweifeln laſſe, dazu gehört denn obenan meine Liebe zu Dir. Nicht, daß der Zweifel meine Perſon verletzte, die kommt dabei durchaus nicht in Gefahr, aber ich kenne nicht Liebe, die der Wandlung fähig iſt, ſchreib' alſo nie mehr, wir werden uns bleiben, was wir uns ſind, ſchreib', wir müſſen uns immer mehr werden, denn Stillſtand iſt nicht möglich. Ich doziere wohl wieder? Verzeih, mein Schatz. Wenn ich Dir doch ſo ganz ſein könnte, was ich möchte. Zuweilen durchſchauert mich eine große Angſt, ich könnte vielleicht unfähig ſein, Dich ganz zu beglücken und poetiſch anzu-

regen. Eine Frau wie George Sand, wäre sie nicht besser für Dich gewesen? Freilich hätte sie Dich lieben müssen, wie aber wollte sie nicht, wie ich hätte sie es zwar nimmer gekonnt. — Wiß war heute abend hier, läßt schön grüßen und hat viel von der Bettina erzählt. Ein geniales Weib ist's sicherlich, und hätte ich nicht schöneres vor, würde ich sie zuvor noch aufsuchen. Ich denke mir nur, daß man das beste von ihr in ihren Büchern hat, und ihr Umgang auch manche Enttäuschung mitbringt.[1]) Sie soll sich ganz aus der Romantik in die Politik geworfen haben, und jetzt bald eine Schrift solchen Inhalts zu publizieren gedenken. Dein Entschluß, den 2. Band Gedichte früher zu veröffentlichen, macht mir Freude. Ich bin sicher, sie werden eine große Wirkung auf das politische Volksbewußtsein haben, und wer weiß, ob sie nicht die Vorläufer einer großen bewegten Zeit werden. Wenn der Eindruck eben nur Eindruck bleibt, nicht zur Tat wird, dann hol' der Kuckuck die ganze Schreiberei, aber Du wirst sehen, die kranke Lise und der arme Jakob finden den Weg zu den Hütten der Aermsten, und ist erst das Volk gewonnen, dann kann man das beste erwarten. Nur aus den

---

[1]) Am 9. Februar schrieb Emma in ihr Tagebuch: „Heute habe ich endlich die lecture der Günderode beendigt und bin ganz begeistert. Welche Tiefe und welcher Reichtum der Anschauung. Ich bin ganz fähig, sie zu begreifen, aber werde wohl nie imstande sein, ähnliches zu entwickeln; ich glaube, daß ich zu abspringend, zu wenig stark im Geist bin. Bettina sträubt sich gegen die Philosophie, und doch ist sie meiner Meinung nach eine echt philosophische Natur. Nicht nach der alltäglichen Ansicht, eine, die jedes Poetische unterdrückt, sondern ein durch die Poesie weit und tief sehender forschender Geist. Sie ist philosophisch, indem sie sich ganz unbewußt dem ihr eigenen Gefühls- und Gedankengange überläßt. Die echte Philosophie ist ja aber am Ende auch nur das unmittelbare Sich-Durchgeistigtfühlen vom göttlichen

Maſſen der Proletarier iſt jetzt ein Oſtern zu erwarten,[1]) daß es aber kommt und wir es noch feiern helfen, ſteht klar in meiner Seele. Ich fühle es, wir werden noch, wenigſtens ich, gewaltige Zeiten erleben, und ich erflehe ſie mit der ganzen Glut meines Weſens. Dann ſollſt Du ſehen, ob ich lieben kann, mein einziger Schatz. Marx tut mir herzlich leid. Weißt Du keinen Rat für ihn? Ich ſage es ja ſtets, die Mädchen ſind Blei für die Männer, wenigſtens die meiſten. Wäre der arme Teufel unverlobt, würde er ſchon wiſſen, wohin ſich wenden. Auch Du wäreſt ruhig ohne mich auf Deinem Turm geblieben, hätteſt nicht die Qual gehabt, ſechs Stunden hindurch Dich anſchauen zu laſſen, und die Falkenburg hätte Dich nie gelockt. Es geht nun nit anders, Schatz. Tröſte Dich fein, und denk' recht feſt: „Mein Mädchen iſt kein Philiſter!" Ja, pilgern wollen wir, Georg, recht tief hinein in die Waldnächte. Ich möchte die Stellen mit Dir durchſtreifen, die noch kein anderer Menſch zuvor betreten, und auf denen noch die ganze jungfräuliche Urſchöne der Schöpfung ruht. Wo aber wäre dieſer Ort? Im Grunde überall — der Tritt der Menſchen kann wohl die gewaltigen Tempel Gottes nicht entweihen.

Den 9. Februar 1843.

Weiß nicht warum, aber ich hatte mir feſt eingebildet, Du würdeſt wieder ſchreiben. Es war Irrtum, nimm's nicht übel, Schatz. Weißt Du was: Dein letzter Brief iſt ein biſſel kühl geſchrieben, er hat mich gerade ſo angeſehen, als hätteſt Du ihn mehr verfaßt, um mich nicht länger in Sorge zu laſſen, als weil's Dir

---

Geiſte, das freie Inſichentflammenlaſſen des Liebesfunkens, liegen doch in ihm alle andern Wiſſenskeime verborgen."

[1]) Aehnlich Georg Herwegh: „Nur das Volk kann das Volk retten." (Aus G. H.'s unveröffentlichten Notizen.)

eben notwendig gewesen. Worin es lag, weiß ich nicht, die Wahrheit dessen hat mich aber mein Gefühl gelehrt. Du warst gewiß verstimmt, und dann ist alles krank. —

Meinen Tauf- und Kommunionschein habe ich bereits, warte nur auf den Heimatschein, der noch von der Polizei mir werden soll. Sobald ich ihn erhalten, sende ich sie Dir alle zu. Hast Du vor ungefähr vierzehn Tagen einen Brief von Dingelstedt[1]) erhalten? Er war von einigen Zeilen von Fanny begleitet. Ich muß fort, liebes Herz, leb' wohl. Morgen schreibe ich wieder und schicke Dir eine Zeichnung zu einem Schreibtisch für Dich, gefällt sie Dir, dann laß ich denselben danach anfertigen. Mit den übrigen Meubles bin ich ziemlich fertig, das heißt sie sind bestellt. Auch die beiden bequemen Stühle für Dich und Follen sind nicht vergessen.

Adieu, mein Herzensschatz.

Auf Wiedersehen im Frühling! Das wird ein Leben werden!

Deine Emma.

[Zürich, 9. Februar] 1843.

Ich soll Dir eine Zeichnung von meinem Schreibtisch schicken? Das ist zu viel verlangt von einem ordentlichen Menschen, wie ich bin! D e i n Geschmack ist auch mein Geschmack. Nur nicht zu kurz, daß ich auch Platz habe zur Unordnung, wie ich sie gewohnt bin und wie Du sie mir kaum abgewöhnen wirst.

Mein Porträt wächst stark nach unten und ist bis zur Taille fertig. Du sollst mich in Deinem Zimmer aufgehenkt finden, wenn Du kommst.

---

[1]) Franz Dingelstedt (1814—1881). Siehe Anhang (Seite 283).

Weißt Du nichts von Mühlenfels?

Inliegenden Brief an Aſſeſſor Seidel gib Müller, daß er ihn beſorgt. Seidel wohnt ganz in der Nähe des Rheiniſchen Hofes in der Leipziger Straße.

Deine beiden letzten Briefe ſollten, wie Du ſelbſt ſchreibſt, nur Zettel bedeuten; ich bin ſchon damit zufrieden, aber hoffe, daß die Briefe bald nachfliegen.

Mein Herz, ich empfehle mich Ihnen beſtens. Leb' wohl, mein lieber, einziger Schatz und laß Dich küſſen von

Deinem

Georg.

Der kleine Zaunkönig muß abgeküßt werden. Die Fanny außerordentlich gegrüßt, Dein Bruder und Minna aber zum mindeſten ordentlich. Ich habe immer ſo eine kleine amour mit Deiner Schweſter. Gelt?

[Zürich, 10.] Februar 1843.

Meine liebe Emma!

Dieſer Brief jagt dem letzten ſchnell nach. Nicht wahr? Aber 's iſt mir auch nur wohl die paar Augenblicke, die ich mich mit Dir unterhalten darf. Du weißt, ich bin nicht ſentimental, ich haſſe die Sentimentalität, und doch bringt mich die Sehnſucht ſchier um, ich kann den Tag nicht erwarten, da ich Dich feſt unentreißbar in meinen Armen halte und mit Dir der ganzen Welt Trotz bieten will. Welch ein Leben wird mir aufgehen! Welches Leben war mir ſchon aufgegangen! Und dann wieder neben dem grenzenloſeſten Vertrauen, da mir dann iſt, als ob die Welt nicht ohne mich und Dich exiſtieren könnte, als ob ich da bleiben müßte, ein gleich grenzenloſes Verzagen, ein Mißtraun in mein

Geſchick; ich fühle mich körperlich nicht wie es ſein ſollte, ohne ſagen zu können, wo es mir denn eigentlich fehlt, es iſt mir oft, als ob die leibhaftige Zerſtörung in meinem Kopf arbeitete. Mädchen, mach', daß Du kommſt! Dieſe verdammten Zögerungen! Nun dauert es wieder ſeine acht bis zehn Tage, bis ich den Konſens und Taufſchein von Stuttgart erhalte, dann wieder ſechs bis ſie nach Berlin kommen, und ſo geht der Februar drauf und ich am Ende mit. Ich glaube nicht, daß ich glücklich werden ſoll und darf, bis ich Dir wieder in die Augen ſehe. —

Um den Schein, der Dich betrifft, zu erhalten, werd' ich wohl Deine Papiere haben müſſen. Zögere nicht, ſie mir zu ſenden. Zögere mit gar nichts! Keine Sekunde ſoll man uns verkümmern.

Vom Deutſchen Boten wird ein ganzes Vierteljahr ausgegeben. Er iſt aber ſchon ſo denunziert von dem deutſchen Zeitungspack, daß ich faſt an ſeiner glücklichen Ankunft in Deutſchland verzweifle. Ich habe wieder manche poetiſche Pläne, die tüchtig einſchlagen ſollen; ohne Dich wird aber nichts zuſtande kommen. Im Juli muß der zweite Band doch im reinen ſein. Die 5. Auflage iſt auch vergriffen, die 6. wohlfeile zu 15 Gr. wird nun in 6000 Exemplaren verſandt. Fröbel denkt bereits an eine 7., die recht hübſch im großen Format wie die 1. und 2., mit meinem Porträt in Kupferſtich, erſcheinen ſoll. Meine Landsleute nehmen doppeltes Intereſſe, ſeit Freiligrath mich einen Schwaben geheißen. Freiligrath hat ſich mutwillig ruiniert, der elende Penſionär.[1]) Du haſt wohl die Korreſpondenz aus Stuttgart in der Rheiniſchen Zeitung geleſen?

Strauß, der Verfaſſer des Lebens Jeſu, hat mir

---

[1]) S. in den »Gedichten eines Lebendigen«: »Duett der Penſionierten« und Seite 238 des Anhangs.

einige Xenien gegen die Majeſtäten von Preußen und Bayern geſandt.[1]) Ich ſelbſt denke daran, einige hundert Epigramme, recht witzig, zornig und cyniſch, hinaus zu werfen und von Diſteli[2]) Vignettchen dazu machen zu laſſen. Einige Dutzend ſind fertig. Für den Berliner Geſchmack iſt vielleicht folgendes:

Als der Schön[3]) zu groß geworden,
Schickt man ihn fort mit einem Orden;
Doch um in der Familie zu bleiben,
Läßt man ſich ein Schön-lein[4]) verſchreiben.

Auch noch dieſes:

Ueber die Adler, die vielen Adler, die roten und ſchwarzen!
Wo nur immer ein Aas, ſammeln die Adler ſich ſchnell.[5])

Die Gräfin Hahn-Hahn:

Lauter echte Vollblutfüchlein zog ich in den letzten Wintern;
Zum Beweiſe tragen alle noch die Eierſchal' am Hintern.

---

[1]) Dieſe »Xenien« wurden unter dem Titel: »Ein Tierkreis« von Dr. D. F. Strauß in Georg Herweghs »Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz«, S. 250—253, veröffentlicht.

[2]) Diſteli (1802—1844), ſchweizeriſcher Maler und Karikaturenzeichner.

[3]) Der preußiſche Miniſter und Erzieher Friedrich Wilhelms IV. (S. Vorwort, Seite 34.)

[4]) Der Leibarzt Friedrich Wilhelms IV. Siehe Vorwort (Seite 32).

[5]) Dieſe Xenie erhielt ſpäter folgende Form: Rot: I. II. III. IV., — Schwarz (Schriftſprache):

Adler! ihr klaſſiſchen Adler, ihr ordentlich roten und ſchwarzen! —
Wo nur immer ein Aas, ſammeln die Adler ſich ſchnell.

Und nun noch ein ernſtes:

Freiheit! rufen wir wohl, doch weniger, traun! als der Knabe
Für ein Vogelneſt wagt, haben wir alle getan.

Folgendes von Strauß verbreite nach Kräften:

König iſt unter den Mimen, mein Seydelmann,[1]) Aber mein König —
Daß Schauſpieler er bloß unter den Königen iſt![2])

Auch das iſt gut:

Manches Seltſame ſah ich am chriſtlichen Hofe zu Potsdam:
Ueber eines jedoch bin ich noch immer erſtaunt.
Denkt nur: aus allen Ländern verſchrieb man niedergebrannte
Kerzen um höheren Preis, als man für ganze bezahlt.
Solche nur ſollen beleuchten den Hof — Ihr lächelt und glaubt's nicht?
Fragt nur Schelling und Tieck, wie man die Stumpen dort ſchätzt!

Das Epigramm ſoll bei mir zu einer guten Waffe werden.[3]) Allmählich ſtellt ſich der Humor ein, und als eine Art humoriſtiſchen Roman denke ich auch noch meine Reiſe einmal zu ſchreiben. Einmal, ja, wenn Du erſt da biſt.

---

[1]) Berühmter Schauſpieler jener Zeit (1793—1843).

[2]) Vgl. mit der Xenie im 2. Band der Gedichte eines Lebendigen:

Seydelmann auf dem Todbette.

„Hätt' ich wie Cäſar gedacht, ich wär' in Schwaben der Mimen
Erſter geblieben, anſtatt Numero II in Berlin."

[3]) Ludw. Feuerbach an G. H. (1863): „Ich halte die Satire für den einzigen zeitgemäßen Ausdruck der Poeſie." —

Berlin, den 10. Februar 1843.

Mein lieber Georg!

Vor wenigen Stunden habe ich die Zeichnungen zu einem Tiſche für Dich erhalten, ſieh ſie an, und gefällt Dir eine davon, ſchicke ſie ſchnell zurück, damit ich für die Ausführung ſorgen kann. Den nächſten Montag werde ich auch die noch fehlenden Scheine erhalten und Dir ſenden, wenige Wochen ſpäter komme ich dann ſelbſt, von den Eltern und Guſtav begleitet. Fanny kann der Kleinen wegen nicht in dieſer Jahreszeit reiſen und gedenkt uns lieber im Sommer zu beſuchen, wenn wir ſonſt ſchon von unſerer Reiſe heimgekehrt ſein werden. Je näher die Zeit unſerer Vereinigung heranrückt, deſto größer iſt einerſeits mein Verlangen nach Dir, aber auch wieder die Beſorgnis, Dich dauernd feſſeln und befriedigen zu können, wie ich es möchte und überhaupt ein Weib es ſoll, wenn ſie Deiner würdig iſt. Du glaubſt nicht, wie viel mir noch fehlt, wie viel Geduld Du auch wirſt mit mir haben müſſen und wie arm meine Natur in geiſtiger Beziehung im Vergleich zu der Deinen iſt. Nimm, was ich Dir ſchreibe, nicht für eine Superbeſcheidenheit, ich bin nie beſcheiden geweſen und halte dieſe Eigenſchaft für ebenſo einfältig als die entgegengeſetzte. Das beſte in uns iſt eine Gabe der Götter, und für Geſchenktes kann man dankbar ſein, aber ſich nichts darauf einbilden, noch die Beſcheidene ſpielen. So oft ich aber uns beide vergleiche, ſo oft ich mit einer wahren Andacht Dein ganzes tiefes Weſen ſtill beſchaue, kommt mir unwillkürlich das Bewußtſein eigener Armut und Kleinheit, und ich bedarf aller Kraft, mich durch mein Glück nicht beugen, ſtatt ſtählen zu laſſen. Wärſt Du ein Mann wie die andern, welche ſich freilich mit Unrecht ſo nennen, würde ich Dich nie geliebt haben, aber nun

Du das biſt, was ich als das Alleinwahre anerkenne, hinſichtlich Deines Strebens und Deiner ganzen Richtung, dünkt mich, müßte Dir auch etwas Ebenbürtiges werden. Dieſen Morgen war Fräulein Miethe da, Du kennſt mein Urteil über dies Mädchen. Wir ſprachen viel über ihre Kunſt, und was ſie ſagte, ſo unbefriedigend ſie es auch äußern mochte, bekundete eine tiefe, innere Gewalt, die ihr ganzes Weſen erhebt und ſeinem beſtimmten Rufe entgegenführt. Sie hat eine Sphäre, in der ſie ganz heimiſch iſt. Ich bin unſtet, überall bekannt, nirgends ganz zu Hauſe. Das einzige, was alle meine Kräfte und mein Intereſſe ungeteilt in Anſpruch nimmt, iſt das Geſchick, eigentlich die politiſche Entwicklung meines Volkes und meine Liebe, in allem übrigen bin ich Stümper, Dilettant, und ich haſſe den Dilettantismus. — Nur in der Liebe fühle ich mich ganz fertig und geſtählt zu dem Größten. Ich fürchte, daß es beſſer geweſen wäre, Du hätteſt mich ein Jahr ſpäter kennen gelernt, der Menſch vermag viel in einem Jahr, und ich wäre imſtande geweſen, Dir beſſeres bieten zu können, — mehr Dich fortwährend anzuregen und zu heben. Genug, ich bin heute verſtimmt, es iſt beſſer, ich verarbeite dies im Stillen, als daß ich Dich und mich laut quäle. Ein Beſuch von Herrn Crelinger [1]) hat dies alte Mißtrauen in die eigene Kraft wieder hervorgerufen, und wenn das laut wird, ſinge ich es ſchwer in Schlummer, ſo wenig ſonſt das Urteil der Leute mich beſchäftigen kann. —

Dieſer Mann hat immer etwas in ſeiner Art, ſo oft er über uns ſpricht, als wolle er ſagen: Bilde dir nicht ein, geliebt zu werden, Du biſt zu wenig für ſolchen

---

[1]) Mann der berühmten Schauſpielerin und Bruder des mit Herwegh befreundeten Juſtizrats Crelinger in Königsberg, bei dem der Dichter während ſeines dortigen Aufenthaltes gewohnt.

Mann. Nicht meine Eitelkeit verletzt er dadurch, aber Dich verletzt er in meiner Seele, und so oft er fort ist, fühle ich eine Bitterkeit, deren ich nicht Herr werden kann. —

Es ist gut, daß ich nicht mehr lange unter diesem Pack zu leben brauche, sie würden mich mit der Zeit zur lächerlichsten Selbstüberhebung bringen, während Dir gegenüber meine eigene Person mir nicht in den Sinn kommt. Laß uns reisen, recht bald, recht weit, und ganz, ganz allein. Sind wir erst beisammen, wird alles besser sein.

In der Zeitung steht, daß Ruge von Zürich aus seine Jahrbücher herausgeben wird, ist's wahr? Es sollte mich besonders für Dich freuen. Adieu, mein Herz; ich bombardiere Dich jetzt tüchtig mit Briefen, wenn sie Dir zu oft kommen, denke fein, daß Du es so gewollt und Dein Schatz nicht anders gekonnt.

Deine

Emma.

Berlin, den 12. Februar 1843.

Mein einziger Schatz!

Brauchst nicht krank zu werden, um mich bald bei Dir zu haben, das merke.

Wenn sonst nicht Dinge vorfallen, die nicht zuvor zu berechnen, reise ich am 1. März hier ab und fliege zu meinem Georg. Ich bin so glücklich durch Deine beiden Briefe, die gestern früh gemeinsam ankamen, daß ich sogar im Augenblick meines Glückes einen Philister umarmt hätte, und das will etwas bedeuten. Erstens ist das Umarmen mit andern Leuten außer — Du weißt schon, Schatz, mir zuwider, und dann die Braut eines

Republikaners, einen Philiſter! Die Aufregung muß groß geweſen ſein. — Die Eltern hindern mich gewiß nimmer an der Abreiſe und lieben und verehren Dich ſehr, daran glaube feſt, was auch das elende Pack wieder geredet haben mag. Was könnte ſie auch wankend machen? Biſt Du nicht derſelbe, der Du warſt, als ſie mit ſolchem Stolz und ſolcher Freude Dich ihren Sohn nannten? Ruge hat mir nicht geſchrieben, ich weiß alſo nicht, was man in Dresden ſchwatzen mag, aber [illegible] muß es ſein, und ich bin froh, von dieſen el[illegible]-wäſchen verſchont geblieben zu ſein. — Die Menſchen ſind zu erbärmlich, zu arm, um zu begreifen, daß zwei Menſchen ſich wahrhaft lieben, man ſollte ſie beklagen. Mir ſcheint's wirklich, als wären wir beide die zur Seligkeit Bevorzugten, Du ſiehſt ja überall, wohin Du blickſt, dieſe jämmerlichen Gefühlsfetzen, die einer dem andern auftiſcht und ſich krampfhaft daran hält. Unſere Liebe iſt wie das ſtolze, hehre Freiheitsbanner, unbefleckt von dem Schmutze der gemeinen Menge und unverletzt mitten im Zwiſte und Kampfe der Völker, über ihnen wie ein ewig Gebot fortrauſchend.

Noch vier Sonntage, mein Herz, und ich bin bei Dir, Dein Weib vielleicht, Braut oder Weib, iſt's nicht ganz einerlei, wenn wir nur eben beiſammen ſind? Schicke doch nur endlich die nötigen Scheine, kein Pfaffe proklamiert uns, ehe ſie hier ſind, und ehe dies nicht geſchehen, können wir in der Schweiz nimmer getraut werden. — Vergiß nicht den Konſens von Deinem Vater, gerichtlich unterzeichnet, hörſt Du, mein lieber Schatz, Du mußt ihn haben, ob Du auch mündig biſt. Dolche und Piſtolen werde ich mir ſchenken laſſen; wie kannſt Du doch meinetwegen die ſpaniſche Reiſe aufgeben wollen? Das geht nimmermehr, und ſollte ich in irgend einem ſicheren Flecken des ſüdlichen Frankreichs allein zurückbleiben, Du müßteſt hin. Du darfſt Dich

meinetwegen nie stören lassen. Du hast ja keinen ängstlichen Schatz, hast gewiß vergessen, daß ich mich auf das Waffenführen verstehe. Laß es uns besprechen, wohin wir reisen, sind wir nur erst beisammen, dann findet sich alles. Freue Dich nur ganz fürchterlich auf mich; ich kann oft vor Seligkeit in dem Gedanken gar nichts vornehmen. —

Ich hab' Frau Froriep besucht, weil sie mir neulich eine Anzeige von der Vermehrung ihrer Familie zugesendet. — Sie ist sehr bekümmert, lange ohne Nachricht von Henle zu sein, war sehr liebenswürdig und läßt Dich grüßen. Auch ihr Mann, der, so gut er scheint, mir doch am besten dadurch gefällt, daß ich eben nicht seine Frau zu sein brauche. — Diese Freude wird mir freilich beim Anblick der besten, und vor vier Monaten ergötzte ich mich daran bei allen, jetzt freilich ist's mit einem gewaltig anders, und ich zähle die Stunden, bis ich bei ihm sein werde, mich nie mehr zu trennen. Wenn das Glück uns nur nicht erdrückt, mein Schatz! Bakunin grüße herzlich, sein Brief[1]) hat mir große Freude gemacht, ich will ihn aber lieber mündlich beantworten. Was meinst Du mit den Skrupeln, die Du Dir über meine Korrespondenz mit aller Welt machen könntest? Ich hab's nicht verstanden, so oft ich's auch gelesen. Heute werden gewiß wieder Leute kommen, mir graut recht vor ihnen, am liebsten blieb' ich auf meiner Stube, mein Herz, und träumte auf dem grünen Sofa von Dir. Heut sind's vierzehn Wochen, daß ich Deine Braut bin und Du es weißt, denn ich war's eigentlich, als ich Dein liebes Buch zum erstenmal in Händen hielt,[2]) und das sind bereits zwei Jahre.

---

[1]) S. im Anhang Bakunins Brief vom 3. Februar 1843.

[2]) NB. Am 28. Oktober 1841, wie aus Emmas Tagebuch ersichtlich.

So will ich mich denn auch bemühen, mir keine Sorge mehr zu machen; ob's glücken wird, kann ich nicht versprechen, denn ich hab' viel Mißtrauen in die eigene Natur zu bekämpfen. Nächsten Freitag denk' fein an mich, da wird mir eine Abschiedsfête gegeben, und Sonntag über acht Tage kommt das junge Volk noch einmal zu mir. Ich wollte, es wäre erst vorbei, und ich auf der Eisenbahn. Man wird verlangen, daß ich traurig bei jedem Abschiede bin, und mir leuchtet die Freude aus jeder Gesichtslinie. Du bist ein rechter Despot, Schatz, daß Du Dich dergestalt all meiner Liebe bemeistert hast. — Von Ottilien allein wird mir der Abschied schwer, denn ich weiß, daß sie schon jetzt manche Stunde meinetwegen heimlich durchweint, und ihr Leben ist so arm an Freuden. Von meiner Emilie habe ich einen einzigen Brief erhalten. Sie grüßt Dich tausendmal und liebt mich, glaube es mir, tiefer als irgend ein Wesen, ich nehme Dich aus. Ihre ganze Weltanschauung ist eine so großartige, und in ihrem Rat wie in ihrem Tadel fühle ich stets die ganze Noblesse dieser weiblichen Natur. Sie ist das einzige Wesen, das verstanden hat, mich zu tadeln, ohne mich durch die Art desselben mit mir selbst zu entzweien, daher die einzige, die mir genützt hat. Ich werde gerufen. Cybulski ist da mit einem andern jungen Polen; ich verlasse Dich nicht, ob ich auch aufhöre, für heute zu schreiben.

Adieu, mein einzig liebes Herz, bald sehen wir uns wieder.

Deine Emma.

Zürich, 12. Februar 1843, Sonntag abend.

Mein liebes, einziges Herz!

Der Teufel hole mein und Dein prächtiges Vaterland, wenn die Posthalunken des Herrn von Nagler[1]) auch dieſen Brief, den ich direkt an Dich adreſſiere, mit Abſicht, damit ſie ihre eigene Schmach leſen können, unterſchlagen oder eröffnen. Bakunin gibt mir den Rat, auf die Adreſſe zu ſchreiben: Qui liront cette lettre seront pendus à la première révolution.

Ich lag den ganzen Tag über im Bette; Dein Brief, den ich aus Frankfurt erhalte, der fünfte oder ſechſte in dieſer Woche (denn Deine Briefe an mich werden, wie es ſcheint, nicht geöffnet), treibt mich noch an den Schreibtiſch, um Dir einen Gruß zu ſenden, auch die Angſt zu mildern, in die Dich vielleicht Follens[2]) Brief von heute früh verſetzt hat.

Die Sache iſt nicht ganz gefährlich und verloren; jedenfalls gibt es tüchtige Demonſtrationen zu meinen Gunſten. Dienstag (den 15. Februar) kommt die Klage an den großen Rat; möglich, daß es dort eine Majorität für mich gibt;[3]) und wenn nicht, auch gut, ſo blamieren ſich die Burſche noch mehr. Es iſt lächerlich, wie man Deinen Schatz und ſeine noch ungeborenen Kinder fürchtet. Der arme deutſche Bote! Zu Galgen und Rad im Mutterleib verurteilt!

Mit der Falkenburg wär's dann vorbei.

Richte Dich aber doch ganz ſo ein, als ob wir ſie

---

[1]) Generalpoſtdirektor.

[2]) Infolge dieſes Briefes (ſ. Anhang), der am 17. Februar in Berlin eintraf, reiſte Emma den 18. in der Frühe mit ihrer Schweſter Minna Caſpari und ihrem Vater nach Zürich ab.

[3]) S. Anmerkung zum Brief vom 14. Februar (Seite 197) und Vorwort (Seite 38).

bezögen; das Logis hat, die Lage ausgenommen, gar nichts Außerordentliches in seinen Verhältnissen, und auf Wandern müssen wir und unsere Meubles uns gefaßt machen. Auch hat sich Dein Poet erkundigt und erfahren, daß es Federn und Roßhaar in der Schweiz gibt, so viel wir zwei Leute brauchen. Recht gut sogar, meint Frau Follen.

Wohin wir ziehen? weiß es nicht, mein Schatz. Jedenfalls erwarte ich Dich noch in Zürich. Meine Freunde sind sehr und wahrhaft betrübt; auch ich trenne mich mit Schmerzen. Follen und die deutschen Professoren der Hochschule setzen alles für mich in Bewegung. Bis Du kommst, wird meine Bürgerrechtsangelegenheit in Ordnung sein. Heute werde ich von der Gemeinde gewählt. Dienstag wird der Regierungsrat die Wahl bestätigen; nur der Landrat kommt nicht vor dem 1. März zusammen; ich erhalte aber am selben Tage meine Urkunde ausgefertigt. Den Schein für Dich, daß Du als Untertanin aufgenommen werden kannst, erhalte ich vielleicht schon auf diejenigen Scheine hin, die Du mir morgen senden willst. Dann stünde wenigstens Deiner Proklamation in Berlin nichts mehr im Wege; denn meinen Taufschein und Konsens sende ich noch im Laufe dieser Woche an Dich ab. Geht die Sache schnell, können wir in der ersten, geht sie langsam, doch in der dritten Woche des März getraut werden.[1]) Dann fort in die Welt mit Dir. Ich habe viel auf dem Herzen und denke, manches soll Dir und der Welt Freude machen. Aber, lieber Schatz, komme so bald als möglich. Ich bedarf Deiner. Das sei Dir genug. Was für eine Beschuldigung steht von Zürich aus in der Voßischen Zeitung? Muß ich denn vorn

[1]) Die Trauung war am 8. März 1843 in der Pfarrkirche zu Baden, Kanton Aargau; der Prediger: J. H. Locher.

und hinten von jedem Waſchlappen beſehen werden? Wie wenig braucht's doch, das Volk zu alarmieren! Es macht mich ſchlecht und unbedeutend und kann doch keinen Tag das Maul halten über mich. Zehn Jahre von meinem Leben ſind mir jetzt nicht ſo viel wert, als die Veröffentlichung des Briefs.[1]) Bei dieſer Gelegenheit hat ſich die Spreu vom Weizen recht geſondert. Das Schreiben ſtrengt mich an, mein Herz; ich will mich aber ganz allein mit Dir im ſtillen beſchäftigen, bis ich Dich in meine Arme ſchließe. Und mit Dir! Gott, wie groß fühle ich mich!

Dein

Georg.

Züricher Damen, die mit Berlin korreſpondieren, wollen wiſſen, daß wir uns entlobt haben; entleibt wäre noch wahrſcheinlicher.

Gehſt Du lieber nach Bern, Aarau oder Baſel? Alle drei taugen nichts ohne uns.

[Zürich], Dienstag abends [14. Februar 1843].

Mein einzig Herz!

Wir ſind zuſammen zwei närriſche Leute: Eins beklagt ſich über das andere. Briefe taugen nichts mehr zwiſchen uns beiden; ſie werden immer zurückbleiben hinter unſerer Leidenſchaft, wir mögen ſchreiben, wie wir wollen. Das ſehe ich nun klar ein und wünſche, daß auch Du dasſelbe einſehen mögeſt. Du machſt mir Vorwürfe und begreifſt nicht, wie es mich jede Minute mehr zu Dir reißt; wie mir Sinn und Gedanken in dem

[1]) G. Hs. Brief an den König von Preußen, ſiehe Anhang (Seite 265).

einen Gefühle für Dich und für nichts sonst in der Welt vergehen. Wenn Du eine Ahnung hättest von der Andacht, die ich zu Dir habe! Endlich ist das Haus leer geworden. Das geht nun von morgens früh bis abends spät mit lauter Teilnahme aus und ein! Die Deutschen halten sich vortrefflich. Die Professoren, die Handwerker, der Mittelstand. — Alles reicht Petitionen für mich ein; ich selbst habe mich heute auch beschwert beim großen Rat.[1]) Selbst die Schweizer Radikalen rühren sich und petitionieren. Hilft's nichts, so muß sich wenigstens diese Canaille von Regierung vor ganz Europa blamieren, daß es eine Art hat. Diese Schurken, die einen Akt der feigsten persönlichen Rache in die Region der Diplomatie erheben wollen, und wieder pfeifen, ehe sie die Noten haben! Die Petition der Mehrzahl der Deutschen, die jeder einzelne einreicht, lege ich Dir bei. Andere, wie Oken,[2]) petitionieren auf ihre Weise und wollen eine aparte Bittschrift abfassen. Nun bin ich begierig, wie die deutschen Blätter in dieser Affaire sich benehmen. Morgen, denke ich, wird der Spektakel im großen Rate vor sich gehen. Ich muß das Zimmer hüten; Follen wohnt einer Versammlung von Deutschen bei. Er ist in rührender Tätigkeit, wie die meisten meiner Freunde, die seit vier Tagen nichts anderes mehr beschäftigt. Vier Wochen Frist denke ich doch noch zu erhalten, und bis dahin, mein Herz, ohne

[1]) Die Bestimmung des Regierungsrats von Zürich, die Georg Herwegh den ferneren Aufenthalt in diesem Kanton verweigert und ihm als letzten Aufenthalts-Bewilligungstermin den 19. Februar ansetzt, ist vom 9. Februar 1843 und unterzeichnet: Hottinger. In der Sitzung vom 15. Februar 1843 bestimmte der Großrat durch 132 Stimmen gegen 19, zur Tagesordnung überzugehen, ohne auch nur die zahlreichen Petitionen zu Herweghs Gunsten irgendwie zu berücksichtigen.

[2]) S. Vorwort (Seite 38).

das ich nun nicht mehr sein kann, bist Du, mußt Du hier sein. Wo wir uns, wie weit von Zürich entfernt wir uns ansiedeln, weiß ich noch nicht. Laß Dich in Deinen Arrangements nicht stören; ohnedies ist noch eine Hoffnung vorhanden. Jedenfalls erhältst Du morgen abend wieder einen Brief.

Außer den bezeichneten Scheinen muß ich auch noch ein gehörig legalisiertes Sittenzeugnis von Dir haben. Ein Sittenzeugnis für meinen Schatz. Das ist eine verrückte Welt!

Den Brief, den eselhaften, zärtlichen, süßen Brief von Dingelstedt habe ich erhalten. Fannys Brief desgleichen, und soll der letztere nicht unbeantwortet bleiben. Grüße sie tausendmal!

Ich bin verstimmt, weniger meinet- als meiner Freunde wegen. Ich sehe, daß sie mich sehr lieb haben, und daß sich Follen mit schwerem Herzen von mir trennen wird. Es ist auch nur Ein Schrei des Unwillens: „Wir haben Strauß nicht gewollt, wir wollen auch Herwegh nicht", so wird der Bauern wegen argumentiert.

Unglücklich bin ich nicht mehr zu machen, darin haben sie sich verrechnet. Sind die Worte auch in diesem Brief kalt, so sieh, mein Schatz, ob's nicht zwischen den Zeilen brennt. Ich küsse Dich ja mit der ganzen Glut meiner Seele.

Dein

Dein Georg.

Zürich [15. Februar].

Meine Conſuelo, mein Troſt!

Eben will ich mich niederſetzen, um Dir verſprochenermaßen zu ſchreiben, als ein zweiter lieber Brief von Dir über Frankfurt zu mir gelangt, erheiternd und niederſchlagend zugleich. Laß mir die Sorge und den Kummer, Dir nicht bieten zu können, was Du vielleicht bei mir geſucht. Doch was haſt Du anders geſucht, als ein Herz, das dem Deinen ähnlich, durch keinen Widerſpruch und Fanatismus bornierter Seelen ſich irre machen läßt und getroſt in fünfzig Jahren für dasſelbe ſchlagen wird, wofür es heute ſchlägt, ein Herz, dem ſich freilich ein harter, eigenſinniger Kopf geſellt, der geradezu durch die Wand will. Durch die Wand — verſtehſt Du? Anders geht's nicht mehr. Durch! Biſt Du ſo nicht zufrieden, tu l'as voulu, George Dandin! Aber nein, ich weiß: ſo, juſt ſo und ſo allein bin ich Dir recht. Ja, mein Herz? Sei Dilettantin, worin Du immer willſt, aber in der Liebe ſei's und werd' es nie. Doch da hat's keine Not.

Unſer Haus iſt fortwährend wie eine Herberge, Freunde aus, Freunde ein; Pläne gemacht, Pläne aufgegeben. Die Welt auf den Kopf zu ſtellen, ſollte nicht mehr Manœuvres erfordern. Aber es wird wenig helfen. Das einzige, was herauskommt, wird ein Skandal ſein, aus dem ich rein hervorgehe, der die Schweizer blamiert und den Bruch zwiſchen Deutſchland und der Schweiz vollendet. Die Großräte, vor allem die liberalen, ſind dickhäutige Bauern, — Du weißt, ich ſchimpfe ſonſt nicht mit dieſem Ausdruck — in denen auch der letzte Begriff von Ehre erloſchen iſt. Sie ſehen nur eine perſönliche Frage, die noch dazu einen Fremden betrifft. Was geht das ſie an? Die Petitionskom-

mission wird beantragen, zur Tagesordnung überzugehen, doch wird es immerhin einige lebhafte Diskussionen absetzen. Der Liberalismus taugt hier wie in der ganzen Welt nichts, und hat nur noch die Ehre, alles, was charakterlos ist, in seinen Reihen zu zählen. Dagegen haben sich einige Radikale, die eine Petition eingereicht, musterhaft und nobel gehalten. Die Indignation ist allgemein. 120 Handwerker haben petitioniert. Es kommt nun alles darauf an — da diese schändliche Regierung ihren Beschluß, dem sie ein diplomatisches Gepräge geben, statt zu gestehen, daß er ein Akt infamster Privatrache ist,[1]) nicht zurücknehmen wird — es kommt nun alles darauf an, daß ich mich mit meinem Vaterland verständige, mich dort zu Gnaden aufnehmen und alle Papiere verabfolgen lasse. Bin ich dort legitim, muß ich es auch hier sein. Ich lasse es dann auf einen Gewaltstreich ankommen. Unterdessen werde ich freilich mich entschließen müssen, auszuwandern (in etwa 14 Tagen), und das soll nach Baden im Aargau sein, zwei Meilen von Zürich. In Baselland bekommen sie am Ende auch noch Manschetten, und des Menschen Sohn, das heißt Dein fürchterlicher Schatz, hat bald keinen Stein mehr, wo er sein Haupt hinlegen kann. Lorbeern die Hülle und Fülle, und keine Heimat! Prächtig! Gefällt's Dir nicht auch, mein Schatz? Ueber zu viel Ruhe wirst Du Dich Dein Leben lang nicht beklagen müssen. Zunächst aber habe ich nötig, mich und meine Gedichte zu sammeln; wir wollen zusammen unter dies Volk fahren, dazu müssen wir's aber vor allem verlassen, und so lang als es uns möglich ist. Ein halbes Jahr. Fahre fort, Deine Angelegenheiten zu besorgen, als ob alles in Ordnung wäre. Die Meubles

---

[1]) S. Vorwort (Seite 38) und Anmerkung zum Brief vom 14. Februar 1843 (Seite 197).

ſtehen einſtweilen bequem in Berlin, und wer weiß, ob ich nicht Berlin näher komme, als ich gedacht. Die Zeichnungen zu meinem Schreibtiſch ſind beide wunderhübſch — den ohne die Büſten würde ich vorziehen, wenn ſich dennoch ein Plätzchen für eine oder zwei fände. Ob ich Dir ſagen ſoll: Komm' oder bleib', bis wir vor den Pfaffen können, weiß ich nicht. Frage Dein Herz um Rat. Ich ſehne mich unſäglich nach Dir, über Berg und Tal, mich ganz in Dir zu vergraben und eine Heimat zu erobern, aus der mich Hölle und Himmel nicht vertreiben können. Ich bin ſtark, aber es wäre doch gut, wenn ich ſtärker wäre, und die einzige Stütze, die ich je brauchen werde, Dich jetzt zur Hand und in den Armen hätte.

Dein Georg.

Eben weil man vermutet, die Deutſchen Jahrbücher werden im Deutſchen Boten aufgehn, fürchtet man ſich ſo vor denſelben. Ruge wird nur beſuchsweiſe zu uns kommen.

Jetzt ſoll Herr Crelinger zeigen, daß er keine feige Seele iſt, und nur auch verſuchen, einen Laut der Mißbilligung in der Staatszeitung (an der er Mitarbeiter war) vernehmen zu laſſen.

Berlin, den 15. Februar 1843.

Mein geliebter Schatz!

Du biſt ſehr im Irrtum, wenn Du Dir einbildeſt, ich habe drei volle Tage zugebracht, ohne Dir zu ſchreiben. Glaube dreiſt, daß in ſolchen Fällen die Schuld eher an der Poſt, als an mir liegt, der es ſchon ſchwer fällt, zwei Tage zu pauſieren. Dein kleiner Brief mit den Tapetenmuſtern kommt eben an, nachdem ich auch

seit Samstag ohne Nachricht geblieben, Du magst Dir also vorstellen, wie sehr ich den morgenden Tag ersehne, der mir neue Botschaft verheißt. Wenn Du nur hübsch Wort hältst! Du mußt zwei Briefe, einen aus Basel und einen aus Frankfurt gestempelt erhalten haben, welche ich Dir wegen der Postschurkerei durch Bekannte von jenen Orten übersandt habe. — Meine kirchlichen Dokumente liegen trotz fortwährenden Treibens noch in guter Ruhe im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, müssen aber spätestens endlich morgen mir übergeben werden. Ich bitte Dich nochmals, mein Schatz, mir die Deinen ungesäumt zu senden, denn bevor sie nicht hier, kann nichts geschehen, und unsere Hochzeit wird immer mehr hinausgeschoben wie unser Wiedersehen! Nein, lieber, lieber Schatz, das letzte ist nur ein Spaß, denn, wenn Dir's recht ist, reisen wir den ersten März hier ab, also in vierzehn Tagen, doch wäre es heilsam, wenn Du meinen Alten nur in zwei Worten zu erkennen geben möchtest, daß Du uns dann bestimmt erwartest, damit sie sich hübsch beeilen. Mutter ist etwas umständlich, wie die meisten alten deutschen Leute! Ich habe in diesen Tagen so viel Kämpfe mit den Philistern gehabt, daß ich ganz mürbe bin und unfähig, einen gesunden Brief zu schreiben. Sähe ich nicht immer in der Ferne Dich, ich würde noch rasend, das hilft aber freilich, und wie sehr! Den Sonntag kam mir mitten in einem großen Kampfe Cybulski als treuer Genosse zu Hilfe, nachdem ich bereits einer Philister-Weiberseele einige Bomben kühn entgegengeschleudert hatte, freilich nicht auf die höflichste Weise. Ich komme jetzt fast auf den jesuitischen Standpunkt, kein Mittel zu verwerfen, wenn es vorwärts führt. Ich sagte dieser Person nämlich: „Wenn das Gespräch Herwegh betrifft, muß ich Dich dringend bitten, Dich nicht hinein zu mischen, da Du weder imstande

biſt, eine ſolche Natur zu begreifen, noch zu würdigen. Ueberhaupt biſt Du unfähig, allgemeine Intereſſen zu hegen, die nicht in genauer Beziehung zu der elenden, erbärmlichen Perſönlichkeit ſtehen.“

Ich empfing einige Blicke und einige ſchwere Seufzer der Anweſenden als Antwort; man fand mich unhöflich, was mir lieb war, denn an dieſer verfluchten falſchen Höflichkeit iſt ganz Deutſchland krank. Wäre unſer Volk gerader, entſchloſſener, weniger rückſichtsvoll, ſtünde es anders. Wenn man die recht warme Menſchenliebe im Herzen hat, bedarf man dieſer Afterblume der Seele, der Höflichkeit, nimmer. — Hier, mein Schatz, ſende ich Dir ein kleines Gedicht aus einem Kroſſener Wochenblatt; es hat keinen poetiſchen Wert, aber gefällt mir gut. Heute in vierzehn Tagen fliege ich zu Dir, mein liebes, einziges Herz! Liebſt Du mich auch noch? — Falls der Brief aus Baſel verloren gegangen, iſt es wohl notwendig, Dich nochmals in Kenntnis von den mir Deinerſeits zu ſendenden Scheinen zu ſetzen, die unumgänglich zu dem hieſigen Aufgebot, ohne dies uns niemand dort traut, nötig ſind.

1. Dein Taufſchein — gerichtlich unterzeichnet.

2. Ein vom Gericht beſtätigter Schein, daß Deine Braut auch von der dortigen Behörde als Deine Gattin anerkannt und aufgenommen werden wird.

3. Der gerichtlich unterzeichnete Konſens Deines Vaters.

4. Ich weiß wahrlich nicht was, will Dir's morgen ſchreiben, ob noch ein vierter nötig. Fanny hat das Blatt, auf dem Helm es aufgeſchrieben. Leb wohl, mein Herz, die Zeit der Trennung wird hoffentlich bald vorüber ſein. Sei nur recht froh, mein Schatz, daß Du mich bald wiederſiehſt. Als wenn ſich das ſo machen ließe, ich bin albern.

Adieu, mein Herz! Deine Emma.

Lieber Schatz, daraus wird nichts! Dein Arbeitszimmer laß No. 6 sein, und erlaube mir, daß No. 1 zum Schlafzimmer gemacht wird; für die Schlafstube ist ja die Aussicht unwesentlich, und Deine möchte ich gern so gut als möglich gelegen haben. — In allem andern magst Du immer bestimmen, nur verdirb mir hierin nicht den Plan.

Berlin, 15. Februar 1843.

Mein Georg!

In diesem Augenblick bringt mir Crelinger die Nachricht, daß im Baselerblatte Deine Verbannung aus Zürich wegen Deiner feindseligen Gesinnungen gegen Preußen ꝛc. ꝛc. stehe,[1]) und nur ein zehnjähriges Bürgerrecht gegen dergleichen Ausweisungen aus irgend einem der andern Kantone sichere. Ob dies Gerücht, ob Wahrheit, weiß ich nicht, wie es aber auch sein mag, treibt mich's, Dir zu schreiben, um Dir nochmals zu sagen, daß wohin zu ziehen Du Dich auch entschließen magst, mir jeder Ort ganz gleich ist, wenn er Dir zusagt. Wäre die Nachricht eine wahre, würde ich Deinetwegen im höchsten Grade entrüstet sein, — da ich weiß, daß ganz abgesehen von Deinen persönlichen freundschaftlichen Beziehungen es in politischer Hinsicht Dir einen empörenden und schmerzlichen Eindruck machen wird. — Eben erhalte ich den sauberen Artikel und will ihn Dir abschreiben.

„Der Regierungsrat hat heute einstimmig beschlossen, dem Dichter Herwegh die fernere Duldung zu versagen, indem dieser seinen Plan, eine politische Wirksamkeit bei uns zu verfolgen, und diese namentlich auf Deutschland auszudehnen, offen und unumwunden ausgesprochen hat. So ehrenhaft eine solche Er-

[1]) »Deutschlands „Erbfeind" ist Preußen« (a. G. Hs. unveröffentlichten Notizen).

klärung von seiner Seite sein mag, so wird doch niemand einer vernünftigen und radikalen Regierung zumuten, daß sie hiezu ihr Placet erteile, um so viel weniger, da nicht unbekannt ist, daß die Niederlassung Herweghs nur der Anfang zu noch vielem andern sein sollte. Nun werden wir sicher auch noch von andern Koriphäen dieser Schule verschont bleiben, und sollte auch Herwegh Bürger des Musterstaates werden, so schützt Zürich sich vor seiner Niederlassung durch Anwendung des Konkordates, nach welchem eine solche ihm versagt werden kann, so lange er nicht während zehn Jahren Schweizerbürger ist. Die Einmut unseres Regierungsrates läßt uns sicher annehmen, daß dieser das drohende Uebel erkannt hat, und den Willen und die Kraft besitzt, den nunmehr betretenen Weg beharrlich zu verfolgen."

Wäre es wahr, es wäre das Schimpflichste, Infamste, was in letzter Zeit von Elendem geschehen. Ich weiß, mein Georg, Du bedarfst nicht meiner Zusprache, um, wie es kommen mag, den Kopf oben zu behalten. Ja, laß sie es aufs äußerste treiben, Dich können sie eben so wenig stumm machen, als mich hörend auf das feile Geschwätz der Menge. Laß sie Dich verfolgen, o, diese freien Republikaner! sie werden fühlen, mit wem sie es zu tun haben, denn Dein Haß wird wachsen wie unsre Liebe, nicht so, Schatz? Warum kann ich im Augenblick nicht zu Dir? Ich bin Wut durch und durch, aber noch mehr als empört, in Liebe zu Dir. — Wollen sie Dich nicht in Zürich, nun wohlan, dann gehen wir in einen andern Ort, hat er nur Raum für Dich und mich. Ich weiß nun nicht, was Du beschließest. Sehen muß ich Dich bald, das fühle ich, selbst wenn wir noch nicht heiraten können. Schreib' bald Deinen Entschluß, denn ich zähle die Stunden bis auf einen Brief von Dir. Sei stark und froh, was auch geschehen mag, ich bleibe Dir bis an das Ende der Tage, und wenn ich Dich nie mehr sehen sollte, könnte ich Dir nur sagen, wie über

alle Maßen ich Dich liebe, und wie kein Gedanke in mir ist, kein Pulsschlag, der Dich nicht segnete, nicht zu Dir flöge. Adieu, mein Schatz, mein einziger Georg; glaub's: je mehr man Dich verfolgt, desto größer, desto schneller der Sieg, und wir wollen doch die Freiheit um jeden Preis! Auf Wiedersehen im Baldesten! Ich küsse Dich tausendmal.

Deine

Emma.

Berlin, den 16. Februar 1843.

Mein einziger, lieber Schatz!

Endlich kann ich Dir meine Papiere senden und darf hoffen, daß die Hindernisse nun nachgerade beseitigt sind. Unsere Abreise ist auf den 1. März festgesetzt, den 8. oder 9. spätestens sind wir beisammen. Welcher Himmel für mich in diesem Gedanken liegt, läßt sich nicht beschreiben, fast fürchte ich, die Götter werden es uns nicht gönnen, weil wir uns so mit aller Kraft lieben. — Sonnabend, also übermorgen, reist Gustav schon ab, um noch die auf dem Wege dorthin zerstreuten Freunde zu besuchen, und es ist möglich, daß er einige Tage vor uns bei Dir eintrifft. Dein Brief hat den Eltern große Freude gemacht, sie werden alles aufbieten, sich flott zu machen. — Die Erwiderung Deines Grußes an Fanny, der mir fast zu zärtlich ausgefallen, folgt in beifolgender sehr gelungener Zeichnung hier bei. Es ist wahrlich gar viel Zumutung von meinem Schatz, die eigene Braut zum postillon d'amour bei einer Dritten zu machen, und das verwandtschaftliche Verhältnis zur Coeur-Dame verschlimmert nur

Deine Schuld. Freiligrath ist ein sehr feiler Poet! Ein Gedicht, das Witz an ihn gerichtet und nächstens im Piloten erscheinen soll, weil die Rheinische Zeitung es nicht angenommen, lege ich Dir bei, mein Herz, damit Du Dich daran freust; es gefällt mir wohl. Viel Spaß machen mir Deine Epigramme, ich werde mich vor Deiner spitzen Zunge hüten müssen, daß sie mich nicht auch zerschneidet. Wenn's aber auf eine so treffende Weise geschieht wie in jenem an Frau Hahn-Hahn, mag's drum sein. Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag sitze ich Herrn Begas, dann bleibt das Bild zum Trocknen hier, und Du erhältst es erst, wenn Dir das Original vielleicht schon nicht mehr so behagt. Die Zeitungsberichte in betreff Deiner Verbannung sind also unwahr? Gott sei Dank, daß Dir nicht noch dieser Schmerz durch eine neue Schufterei geworden. Ich möchte Dir so gern noch etwas Lustiges sagen, mein einziger Schatz, und hab' doch gar keinen Humor. Dein Gesundheitszustand ängstigt mich ganz entsetzlich. Hab' noch guten Mut, mein Herz, arbeite nicht zu viel und denke, daß ich bald komme. — Weiß Gott, ich tue gerade, als ob ich Dir nötig wäre, und weniger Bedürfnis hätte, mit Dir zu sein, als Du mit mir. Das erste fange ich freilich an zu glauben, aber das andere ist wahrlich nicht wahr, denn ich verdrehe mit meiner Ungeduld hier allen den Kopf und wiederhole ihnen so oft sie es hören wollen (und noch öfter), daß ich auf der weiten Welt nirgend Glück und Ruhe finde, als bei Dir, mein Schatz. Wenn dieser Tag zu Ende ist, sind wir noch 20 Tage getrennt, noch 14 wenn dieser Brief Dich erreicht, die wird uns der Himmel doch ungetrübt gönnen. So habe ich immer lieben wollen, mit der ganzen Kraft, daß auch kein geheimes Winkelchen im Herzen mehr versteckt bliebe, so liebe ich Dich, ach, Du ahnst es nimmer! ich bin so stolz auf Dich, wie —

ach, ich kenne niemanden, der so stolz sein könnte, noch Grund hätte, wie ich durch Dich. Diesen Abend wird in einem Konzert Dein Reiterlied, von Liszt komponiert, gesungen;[1]) ich gehe hin, um es zu hören, so wenig der Kopf mir sonst nach Konzerten steht. Der Uebersetzer Kaufmann hat mir gestern einen Gruß mit der Bitte, mich besuchen zu dürfen, gesendet. Außerdem haben sich der polnische Philosoph Cieszkowski[2]) und noch einige Personen anmelden lassen, daß ich von meinen Abenden fast keine ruhige Stunde für mich habe. Der Brief an Seidel ist befördert. Müller grüßt und beabsichtigt, mich Sonnabend durch seinen Besuch für Deinen zu entschädigen. Adieu, mein geliebtes Herz, ich muß noch zum Bischof, ihm meine kirchlichen Scheine zur Einsicht zu geben. Der eine wird Dir melden, daß ich nicht einfach als Mensch, sondern mit einer bestimmten Religionsform ans Licht der Welt gekommen, und der andere, daß meine Aufführung, „so weit bekannt," gut gewesen. Ich habe tüchtig über diese Philisterform lachen müssen. — Mir wäre ein jeder recht, wenn er mich

[1]) An diesem Tage (16. Februar 1843) gab die »Akademie für Männergesang«, die am 7. Dezember 1842 Liszt zu ihrem Ehrendirektor ernannt hatte, ein Konzert im Saale des königlichen Schauspielhauses, bei dem Liszt selber sein Lied dirigierte; eine Kritik jenes Konzertes sagt u. a.: „Ganz der düstern Färbung des Herweghschen »Reiterliedes« angemessen, durchschauerte uns der Lisztsche Chor, ganz meisterhaft ausgeführt mit seinem todesahnenden Refrain: „zum Sterben, zum Sterben!" Hier hat der geniale Mann den rechten Ton getroffen, der uns mit derselben Gewalt ans Herz greift, wie das Gedicht selbst." Dies widerspricht zwar der Beurteilung im Brief vom 17. Februar (Seite 210), doch erwähnen wir es ebenfalls, der aufrichtigen enthusiastischen Verehrung wegen, welche Emma von jeher für den Komponisten gehegt.

[2]) Graf August Cieszkowski (1804—1894), bedeutender polnischer Philosoph und Nationalökonom.

[3]) S. Vorwort (Seite 25).

meinem Ziele schnell entgegenführte. Auf Wiedersehen! Ich weiß keinen anderen Scheidegruß, er birgt all' mein Glück, all' meine Hoffnung, und auch D e i n e? Hat sich die Liebe an Dir gerächt? Zaunkönig läßt grüßen, ganz vernehmlich und gewaltig über all' den andern Grüßen klingt aber einer lauter und wärmer fort von

Deiner

Emma.

Das Epigramm von Strauß ist prächtig, auch das von Tieck und Schelling. Ich werde es schon unter die Leute bringen. D e i n e werden aber noch mehr packen, und das ist das Wünschenswerteste. Ruge hat mir seine Braut vorgestellt, sie kommt im Juni oder Juli mit ihrem Schwagerpaar nach Zürich.

Es ist ein allerliebstes 17jähriges Mädchen, sehr herzig und anspruchslos. Sie scheinen sich recht lieb zu haben, aber so wie w i r liebt sich doch kein zweites Paar. Gelt, Schatz?

Berlin, den 17. Februar 1843.

Mein Georg!

Leider habe ich erfahren, daß mein Brief mit den kirchlichen Scheinen, welche ich gestern als Antwort auf Deine letzt erhaltenen auf die Post gelegt, erst am zehnten Tage bei Dir eintreffen wird. Damit Du also diese Säumnis nicht Deinem Schatz anrechnest, benachrichtige ich Dich heute davon. Dieser Brief sollte Dir auch schnell melden, daß unsere Abreise auf den 1. März festgesetzt ist und Gustav sich bereits morgen früh auf den Weg begibt, um die auf der Landstraße nach Zürich zerstreuten Freunde aufzusuchen. Acht Tage werden

wohl zur Reise für die Eltern nötig sein, in zwanzig Tagen spätestens bin ich also bei Dir, mein herzinniger Schatz! Gestern abend ging ich ins letzte Konzert von Liszt, um die Komposition Deines Reiterlieds zu hören, bin aber höchst unbefriedigt nach Hause gekehrt. Nimmer hat Liszt einen Funken Deines Geistes dabei gehabt, es ist so flach, so lau, ja ich kann sagen, so total unreif, so philisterhaft komponiert. Mein Brief von gestern enthält so mancherlei Deinen letzt empfangenen Brief betreffend, daß ich, um Dich so recht in mich hinein zu versetzen, Dir gerade dasselbe wiederholen müßte. Meine Ungeduld, Dich zu sehen, um Dich nie mehr lassen zu dürfen, steigert sich mit jeder Minute, und statt daß die Trennung aus dem elterlichen Hause, von Geschwistern und alten Jugendgefährten mir jetzt in den Sinn kommen sollte, denke ich nur an das eine, Dich zu sehen, Dir wieder tief in Deine lieben Augen sehen zu können, mich ganz darin zu vergraben. Georg, Dein Mädchen liebt Dich ganz unermeßlich! Mit den Epigrammen habe ich mir was ausgedacht. Weißt Du, Schatz, als Waffe gegen Geistlichkeit, Könige, mit einem Worte gegen das ..... im allgemeinen und speziellen finde ich dies die beste Form, Volkssprache wird dies aber nie werden. — Das Volk will weniger Witz, weniger Schärfe des Ausdrucks, mehr einfachen aber tiefen Ausdruck des Gefühls. — Ich weiß nicht, ob ich mich gut ausdrücke, oder vielmehr, ich weiß, daß ich mich schlecht ausdrücke, aber meine eigentliche Ansicht scheint mir richtig, ich will sie Dir mündlich im Zwiegespräch besser geben. — Dein Epigramm an die Hahn-Hahn ist prächtig, ich möchte sie fast um die Kunst beneiden, es Dir erweckt zu haben, so wenig schmeichelhaft es für sie ausgefallen. — Montag sitze ich zum Malen, sechs Stunden hintereinander, und vier bis fünf Tage. Hast Du es gekonnt, werde ich Dir doch nicht nachstehen

ſollen? Sei ſicher, Schatz, ich beſtelle mit Rieſenſchritten mein Haus und möchte die Zeit, welche uns noch ſcheidet, verträumen. Ich bin ganz unfähig, irgend etwas vorzunehmen, das nicht in Beziehung zu Dir ſtünde, und wiederum berührt es uns, bin ich in Aufregung. — Sonntag über acht Tage wird noch eine große Abſchiedsgeſellſchaft bei uns ſein. Ein Ständchen ſcheint im Werke, bei dem Ebert wohl tätig ſein wird. Man wird verlangen, daß ich den Kopf hänge, und mir ſprengt die Seligkeit, zu meinem Schatz fliegen zu können, faſt die Adern. Das wird ſchlimm werden, gelt, Schatz? Du haſt mir's arg angetan, liebes Herz. Seit ich Dich kenne, bin ich nimmer bei mir. Deinen Taufſchein und Konſens erwarte ich ungefähr in vier Tagen, dann fehlt nur noch der dritte für mich, den Du, da er erſt nach Ankunft meiner Papiere in Zürich Dir dort ausgeſtellt werden wird, und dies ſich ſehr in die Länge zieht, unter Fannys Adreſſe hieher ſenden mußt: Fanny Piaget, Breiteſtraße No. 1, ganz einfach. Ich werde einkommen, daß man uns ſtatt in drei Malen, einmal aufbietet, damit wir nicht unnütz hingehalten werden; iſt dies geſchehen, kann ich ſchon in der letzten Hälfte März Frau Herwegh ſein.

Nach der Magdeburger Zeitung halten wir freilich erſt im April Hochzeit. Schatz, einziger Schatz, halt' Dich hübſch tapfer, werde nur nicht krank, denke, daß ich gewiß von der Sehnſucht mehr leide als Du, und daß wir beide lange leben wollen, gelt? Weißt Du, Schatz, meine Liebe hat mich furchtſam gemacht, mir graut jetzt vor dem Tode, ſeit ich Dein bin, ich möchte niemals, niemals ſterben, ſo lang ich Dich habe. Es dunkelt ſtark, und mein Brief ſoll ſicher fort.

Leb wohl, Herz, und vergiß mich nicht. Das iſt klug, nicht wahr? Für einen Schwaben aber allzeit noch weiſe genug geſchrieben. Sei froh, daß ich

Dich jetzt nicht in den Armen halte, zerdrücken würd' ich Dich, verbrennen, aus unnennbarer Glut! Mein Schatz, mein einziger Schatz! ich kann gar nicht los kommen, und doch muß es sein. Adieu.

Deine

Emma.

[Zürich, vermutlich vom 18. Februar.]

Mein guter, prächtiger Schatz!

Also zu mir kommen, bald zu mir kommen willst Du? Nun, es tut mir not, Dich zu haben und nimmer von mir zu lassen. Das ist ein Leben! Und doch bin ich stolzer, ja, Haß und Verfolgung lassen mich fühlen, daß ich etwas bin, noch besser als die Liebe. Die Liebe? Die Deinige ausgenommen; denn der konnt' ich nie würdig werden, ohne daß doch auch etwas an mir war. Die Deutschen haben sich tapfer gehalten und sind fast unisono für mich ins Zeug gegangen. Ich lege Dir hier die leserlichen Urkunden der Verhandlungen bei, und bitte Dich, gehörigen Gebrauch davon zu machen. Der Bruch zwischen Deutschen und Schweizern, wenigen Radikalen ausgenommen, ist durch diese Angelegenheit komplett gemacht worden. Die Brutalität dieses Volks ist grenzenlos, aber ich hoffe, die Deutschen werden nun auch einmal ihre Pflicht kennen und den Bettelpatriotismus der Musterrepublik Zürich in die gehörigen Schranken weisen. Es sind Worte über Deutschland gefallen, die jeder Journalist aufgreifen muß, mag er mir wohl oder übel gesinnt sein. Es handelt sich da nicht mehr um mich, es handelt sich um Nation gegen Nation. Auch die Gespensterfurcht vor fremden Noten,

wegen eines Journals, das noch nicht einmal erschienen ist, muß gehörig durchgehechelt werden. Schicke die Beilagen, wenn Du sie gelesen, an Rellstab[1]) und frage ihn, ob er den Schweizern auf ihre Brutalität nicht eine Silbe in der Voßischen zu erwidern habe? Sonst nichts. Es kommt viel darauf an, daß ein Berliner Blatt diese Leute, die wahrscheinlich euch in Preußen einen Gefallen zu tun glauben, désavouiert. Solche Schritte sind denn doch in Deutschland unmöglich. Aber an wem liegt's? An der Feigheit, dem Egoismus der Liberalen, die bis auf den letzten Mann ausgerottet werden müssen. An den Herrn, die wie wir gern so ein Stückchen Freiheit hätten, wenn sie ihnen nur gebraten ins Maul flöge.

Follen war gestern bei Alexander Schweizer.[2]) Dieser sagte, es liege nur an euren Pfaffen, auch einen bloß von der Pfarrei unterzeichneten Taufschein und einen nicht legalisierten Konsens gelten zu lassen. Legalisierte kann ich wahrscheinlich vor vierzehn Tagen oder drei Wochen nicht herbeischaffen. Ich werde es nun einmal probieren und euch unlegalisierte schicken.

Ob ich den Schein meines Wohnorts für Dich bekomme, ehe ich Bürger bin, weiß ich nicht. Bürger bin ich bei der Gemeinde, auch vom Regierungsrat bestätigt, es fehlt nur noch der große Rat, der am 1. März zusammentritt. Bis zum 3. März werde ich hier bleiben, da ich am 2. März mich noch tüchtig vor dem

---

[1]) (1799—1860.) Redakteur der Voß. Ztg. Berühmter Kunstkritiker; Lehrer von Henriette Sontag und auch Emma Siegmunds.

[2]) Alexander Schweizer war protestantischer Prediger in Zürich und hatte vor seiner Einkleidung als junger Student der Theologie viel im Siegmundschen Hause verkehrt. Er war ein sehr intelligenter und geachteter Mann, der später auch einen bedeutenden Posten bekleidete. Großer Verehrer Schleiermachers.

Obergericht expektorieren will, in dem Prozesse, von dem ich Dir schrieb. Dein Schatz hat immer etwas zu tun. Das ist lustig, mein Herz! Gelt? — Vor allem setze Deinem Pfaffen zu, daß er erläßt, was er erlassen kann.

Hindern wird uns doch kein Gott.

Alexander Schweizer gab mir ferner den Rat, mich morgen hier verkünden zu lassen und meinen Verkündschein nach Berlin zu schicken; ob der ihnen nicht genug ist. Heute abend werde ich Dir wieder schreiben. Ich bin ja sonst nirgends mehr zu Hause. Laß mir das Plätzchen, das kleine Plätzchen in Deinem Herzen.

Dein

Georg.

Samstag früh 6 Uhr.

[Zürich, 20. Februar] Montag.

Mein Herz, mein einzig Herz!

Zwei Briefe an einem Tage — und wie verschieden die beiden! Der eine voll von Plänen für unsere Falkenburg, der andere mit der Geschichte meiner Verbannung sich beschäftigend. Glaube mir, ich bin stark; an mir soll es nicht fehlen. An Dir fehlt's auch nicht — eh bien! was wollen wir weiter? Und dann wird diese Geschichte erst so spurlos vorübergehen; sie wirkt gut, sie hat hier auf einmal die Schafe von den Böcken gesondert und mich fühlen lassen, daß ich treue, aufopfernde Freunde besitze, wirkliche Freunde, die mich aufrichtig lieben. Ich bin des besten Humors, und so glücklich, als ich es überhaupt noch ohne Dich sein kann.

Bis zum dritten März haben sie mir Galgenfrist gegeben; in Baselland bin ich von der Gemeinde und dem Regierungsrat als Bürger nicht ohne hartnäckigen Kampf angenommen worden. Heute über acht Tage wird die Sache vor dem großen Rate erledigt, und dann wirst Du den Schein bekommen, den Du verlangt. In vierzehn Tagen werden auch die Scheine aus Württemberg herausgeklopft sein — und dann vielleicht noch vierzehn, bis die einfältige Proklamation in Berlin vorüber und der Verkündschein wieder nach Baselland gelangt ist. Noch habe ich Hoffnung, Deinen Verkündschein überflüssig zu machen, wenn ich Deine andern Papiere besitze. Geht das, so wird weder Dir, mein Schatz, noch Deinen Eltern an der Historie viel liegen. Ich will schon einen Pfaffen finden, der uns traut, wenn wider Erwarten sich alles gegen mich empören sollte. Ich pressiere, denn ich muß fort mit Dir in die Welt, ich muß zu mir selbst kommen, muß produzieren. Und wozu wirst Du mich nicht begeistern? meine und nur meine Muse, die ich mit keinem deutschen Poeten zu teilen habe.

Ich hoffe, Württemberg wird die Rache für mich übernehmen; ich habe die besten Zusagen, und die Schweizer werden durch die Schwaben wohl sehr blamiert werden. Doch auch in der Schweiz gibt es tüchtige Stimmen für mich. Die Churer fordern mich auf, mich bei ihnen niederzulassen. Das geht nicht. Ich muß in der Nähe Zürichs bleiben oder nach Deutschland, etwa nach Hamburg, ziehen, oder nach Paris. Darüber kann ich jetzt noch nichts bestimmen. Nur Dich, nur Dich will und muß ich jetzt haben. Also spute Dich, und komm: Wie schön muß es jetzt in der Provence sein! Wie schön mit Dir!

Lasse Weill aufsuchen und bitte ihn, nicht nur in meinem Namen, sondern im Namen vieler Deutschen

über diese Züricher Brutalität in ein französisches Blatt zu korrespondieren und namentlich die elende Deferenz gegen Oesterreich hervorzuheben, den einfältigen Haß, mit dem man in der Schweiz die Personen gerade verfolgt, die jetzt bemüht sind, Frankreich und seiner Revolution die lange vorenthaltene Anerkennung zu zollen. Teil' ihm die nötigen Aktenstücke mit. Und doch ahnt's mir fast, dieser Brief trifft Dich nicht mehr in Berlin. Ich bin so fröhlich, als wärst Du schon auf der Reise zu mir.

Wenn das wäre!

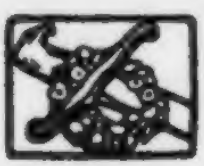
Deine Briefe kommen aber richtig an; also immer zu und immer an mich geschrieben. — Von den Xenien verspreche ich mit meinen Freunden mir viel Wirkung. Denen wird das Glück zuteil, verbrannt zu werden. So ein fünfzig sind mir bis jetzt geraten.

Grüße was Zeug hält, schlag' die Philister aufs Maul und denk an gar nichts mehr, als an mich. Gute Nacht, mein lieber, lieber Schatz. Träume froh und freudig von

Deinem

Georg.

Ich reiße das Couvert noch einmal ab, um Dir zu sagen, daß Du keine solche Worte wie nie wiedersehen ꝛc. mehr brauchen sollst. Es liegt unter allen Umständen nur an uns, uns zu sehen. Erschrecke Deinen Schatz nicht.



[Zürich, vermutlich vom 22. Februar.]

Mein lieber, einziger Schatz!

Glück auf, alles geht gut und schnell. Ich bin mit Württemberg ins reine gekommen; meine Schwester wird an Fanny die verlangten Scheine und Papiere senden, und ich denke fast, daß wir in Berlin Sonntag über acht Tagen aufgerufen werden können, und Sonntag über vierzehn verheiratet sind. Gib Auftrag, daß Fanny noch am Tage, da wir in Berlin aufgerufen werden, den Verkündschein auf die Post gibt und nach Zürich adressiert, damit wir getraut werden können. Dieser Brief soll um 8 Uhr auf der Post sein; einziger, herztausiger Schatz, Du mußt Dich abermals mit den wenigen Zeilen begnügen, die mehr Seligkeit für Dich und mich enthalten, als fünfzehn der vorhergehenden.

Ich küsse Dich tausend — tausendmal, mein Herz!

Dein

Georg.

Nachwort.

Als Emma Siegmund am 17. Februar 1843 um die Mittagszeit aus dem Atelier ihres Lehrers Holbein heimkehrte, fand sie einen Brief von Follen vor[1]) mit der Nachricht, daß ihr Verlobter sehr leidend sei und die lange Trennung von der Braut nicht geeignet, seine kranken Nerven zu beruhigen; sie würde folglich gut tun, ihre Ankunft möglichst zu beschleunigen. Ihr Entschluß war schnell gefaßt. „Morgen mit dem ersten Zuge muß ich nach Zürich abreisen, keine Stunde später," rief sie den Ihren zu, die gerade beim Mittagessen saßen. Mit kurzen Worten erzählte sie den bestürzten Eltern den traurigen Inhalt des Briefes und bat ihren Vater, die zur Abreise nötigen Papiere zu besorgen. Ohne irgend eine Einwendung, ohne das geringste Zögern erfüllte er sofort ihren Wunsch, und am 18. in der Frühe trat Emma Siegmund in Begleitung ihres Vaters und ihrer ältesten Schwester Minna Caspari die Reise nach Zürich an, wo sie nach fünftägiger ununterbrochener Fahrt Freitag den 23. Februar eintrafen.

[1]) S. im Anhang Follens Brief vom 12. Febr. 1842 (S. 273).

Beide Verlobte waren endlich glücklich wieder vereint, als nach wenigen Tagen das über Georg Herwegh verhängte Ausweisungsgesetz aus dem Kanton Zürich, infolge des Bluntschli-Prozesses, von dem in den Brautbriefen immer die Rede, in Kraft trat und sie zur provisorischen Uebersiedlung nach dem zwei Stunden von Zürich entlegenen Städtchen Baden im Kanton Aargau veranlaßte, um sich dort so schnell wie möglich trauen zu lassen.

Das Ehrenbürgerrecht in Augst (Kanton Baselland) war Georg Herwegh schon vor einem Monat von der dortigen Gemeinde angetragen, von ihm dankend angenommen, das hierauf bezügliche Dokument ihm hingegen noch nicht zugestellt worden. Zu einer schnellen Vermählung im Kanton Aargau, wenn nötig gegen Kautionsleistung, zu der sich Follen bereit erklärte, bedurfte es der Erlaubnis des kleinen Rates, der am 6. März in Aarau zusammentrat.

Der Vater der Braut war am 3. März, genau acht Tage nach der Ankunft in Zürich, nach Berlin zurückgereist, um einen Teil der Familie zur Hochzeitsfeier zu holen, und hatte seine Tochter Emma unter Schutz der älteren Schwester in Baden zurückgelassen. Da machte Follen einen Tag nachher den Vorschlag, sofort nach Aarau zu dem dortigen Präsidenten zu fahren, um ihm die Sache zu unterbreiten und dadurch das einzige Hindernis zur sofortigen Trauung aus dem Weg zu räumen. So stellte sich denn das Brautpaar unter Follens Begleitung dem Herrn Präsidenten in Aarau vor, der, entrüstet über das Verfahren der Züricher Behörde gegen Georg Herwegh, sich bereit erklärte, die betreffende Angelegenheit mit Wärme dem großen Rat zur Beschließung anzuempfehlen und die Antwort noch am Abend desselben Tages dem Bräutigam zukommen zu lassen. Sie traf denn auch ver-

sprochenermaßen noch vor Abend des genannten Tages ein und enthielt, indem sie die vollständige Erlaubnis zur sofortigen Trauung gab, folgenden charakteristischen Passus: „Wir freuen uns, durch diese Bewilligung den Beweis geben zu können, daß noch nicht alle Kantone der Schweiz der Spießerei verfallen sind." Georg Herwegh, der als von Zürich Ausgewiesener, nicht selbst dahin zurückkehren konnte, um sich mit seinem treuen, väterlichen Freund Follen zu beraten, bat seine Braut, statt seiner die Antwort des Bundesrates zu überbringen und fest zu versprechen, was der alte Herr darauf beschließen würde, zu tun. Als sie Follen am Morgen des 7. März den Brief mitteilte, war seine erste Antwort: „Dann laßt euch nur noch heute trauen." „Mein Gott, so brennt's doch nicht," entgegnete Emma, „mein Vater ist noch nicht einmal in Berlin angekommen, um die übrigen zu holen." „Dergleichen muß in einem Fall wie dieser, wo jeder Moment neue Steine in den Weg werfen kann, unberücksichtigt bleiben, oder wollt ihr euch noch einmal trennen?" „Das um keinen Preis! So wollen wir denn die Hochzeit, wenn's Ihnen, lieber Follen, recht, auf morgen festsetzen, bis dahin wird es keine Gefahr haben, nur kann ich ihm doch nicht sagen, daß er mich morgen heiraten soll." „Dies Unglück werde ich selbst ihm melden," entgegnete Follen lachend, „und auch die Hochzeitsgäste sofort mitbringen." Gesagt, getan! Die nächsten Freunde Georg Herweghs, Professor Henle,[1]) Dr. Pfeufer,[2]) Bakunin, fuhren noch

[1]) Dr. Fried. Gust. Jakob Henle, berühmter Anatom und Physiologe, geb. 19. Juli 1809 zu Fürth, wurde 1840 Professor der Anatomie und Physiologie in Zürich, 1844 in Heidelberg, 1852 in Göttingen; er stiftete die sogenannte rationalistische Schule und begründete 1844 mit Dr. Pfeufer die Zeitschrift für rationelle Medizin; gest. 13. Mai 1885 in Göttingen.

[2]) Professor Dr. med. Karl von Pfeufer (1806—1869), später

am ſelben Abend mit Follen und der Braut nach Baden. Die übrigen, wie Dr. Schulz,[1]) deſſen Frau und deren Freundin Fräulein Kitty Bodmer,[2]) letztere Brautjungfer, folgten am nächſten Tage nach. Frau Follen, die dem Brautpaar beſonders lieb, war leider durch Unwohlſein verhindert, ſie zu begleiten. Als die Geſellſchaft im Freihof zu Baden unverhofft eintrat, ſaß Georg Herwegh gerade an einer Partie Domino, die er mit ſeiner zukünftigen Schwägerin ſpielte. „Was iſt denn das für eine Ueberraſchung," rief er aus. „Wir kommen zu Deiner Hochzeit, du wirſt morgen getraut werden," entgegnete Follen. „Hurra!" war die kurze Antwort des Bräutigams, und darauf allgemeiner Jubel. Der Prediger, der in aller Frühe des 8. März durch den Bräutigam und Follen in Kenntnis von der Trauung geſetzt wurde, entgegnete zuerſt etwas verlegen: „Aber ich bin ja gar nicht vorbereitet." „Tut nichts, Herr Pfarrer, je kürzer, deſto beſſer, der langen Reden bedarf's nicht," erwiderte der Bräutigam. So ging es denn gegen 11 Uhr in die Kirche. Der Schnee lag mehrere Fuß hoch im Tal und fiel den ganzen Tag in dichten Flocken nieder. Die Scheiben des Wagens, der das Brautpaar zur Kirche führte, waren zum Teil zerbrochen. Das Brautkleid und der Hochzeitsfrack kamen erſt acht Tage nach der Hochzeit an und der

---

Leibarzt des Königs Max von Bayern; Freund Platens und intimer Freund von Georg Herwegh. Pfeufer war ein Schüler Schönleins und an deſſen Stelle von München nach Zürich berufen worden.

[1]) Dr. Wilhelm Schulz, Literat, früher heſſiſcher Offizier, lebte ſeit 1835 als Flüchtling mit ſeiner erſten Frau Caroline in Zürich, wo er den »Deutſchen Michel« herausgab. In deren Haus hatte Georg Herwegh, wie einſt Georg Büchner, als junger noch unbekannter Dichter die gaſtfreundlichſte Aufnahme gefunden.

[2]) Später zweite Frau von Dr. Wilh. Schulz.

Bräutigam und die Braut mußten an ihrem Ehrentag in längſtbekannte Kleider ſchlüpfen. Was tat's? Das Feſt war in ihnen. Den friſchen Myrtenkranz hatten die Schweſter und Brautjungfer am frühen Morgen geflochten, das Nötige zu einem Brautſchleier in dem kleinen Ort aufgetrieben. Hinten auf dem Wagen hatte ſich Bakunin freiwillig als Jäger poſtiert. Vor der Kirche angelangt, ſprang er von ſeinem Platze, öffnete den Wagen und reichte der Braut mit den Worten: „Adieu, Mademoiselle“ galant zum Ausſteigen die Hand, um kaum eine halbe Stunde ſpäter denſelben Dienſt mit den Worten: „Bonjour, Madame“ zu leiſten.

Nach der Traurede im reinſten Schweizerdeutſch, die kurz und bündig ausfiel und bei der die genannten Freunde alle zugegen, kehrte man in den Freihof zurück, wo ein kleines Bankett ſie erwartete. Die Stimmung war vortrefflich, alles ging nach Wunſch. Die Eltern der Braut, von den Vorfällen der letzten Tage ſchnell unterrichtet, ſo ſchnell ſich dies bei den damaligen Verkehrsmitteln tun ließ, und Follens Rat vollſtändig begreifend und folglich billigend, der außerordentlichen Umſtände halber nichts hinauszuſchieben, um neuen Kalamitäten vorzubeugen, laſen, als ſie eine Woche ſpäter nach Baden durch Frankfurt kamen, in den dortigen Zeitungen ſchon die Hochzeitsanzeige ihrer Tochter. Sie blieben mit den jungen Eheleuten noch einen vollen Monat in der Schweiz, kehrten dann nach Berlin zurück, während jene am 15. April ihre ſchöne Hochzeitsreiſe von Genf nach Lyon durch das ſüdliche Frankreich nach dem ſüdlichen Italien antraten.

Vier Monate ſpäter kehrten Herwegh und ſeine Frau aus Italien zurück, gingen aus Geſundheitsrückſichten noch auf einen Monat ins Seebad nach Oſtende und ſchlugen Ende September ihr Zelt in Paris auf,

wohin Ruge nebſt Familie, auch Karl Marx mit ſeiner Frau bald ihnen nachfolgten.

Hier in Paris war es, wo nach kurzem Aufenthalt die erſte perſönliche Begegnung zwiſchen Liſzt und Georg Herwegh, dem von ihm geliebten und verehrten Dichter, ſtattfand, deſſen Reiter- und Rheinweinlied er u. a. wie bereits erwähnt komponiert hatte. Aus jenen erſten Tagen datiert auch die Bekanntſchaft mit der Gräfin d'Agoult (Daniel Stern [1]), mit George Sand,[2]) und die Wiederbegegnung mit Heine, Béranger und ſo vielen andern intereſſanten Perſönlichkeiten.

Ende 1843 erſchien noch der 2. Teil der Gedichte eines Lebendigen.

In den erſten Jahren nach der Heirat widmete der Dichter ſeine Zeit hauptſächlich den wiſſenſchaftlichen Studien und Forſchungen. Insbeſondere Botanik und Biologie feſſelten ihn: er hörte in Paris des berühmten Botanikers Brongniart Vorleſungen, er verlegte ſich — zuerſt in St. Malo, dann in Nizza, gemeinſchaftlich mit Karl Vogt,[3]) ferner auch noch in Pornic

[1]) Marie d'Agoult, geb. Flavigny (1805—1876) franzöſiſche Schriftſtellerin; Verfaſſerin eines vortrefflichen Werkes über die Revolution von 1848 und mehrerer anderer auch unter der Aegide Georg Herweghs verfaßter Schriften, worunter eine Studie über Platen.

[2]) George Sand (1804—1876), berühmte franzöſiſche Romanſchriftſtellerin.

[3]) Karl Vogt, Naturforſcher (1817—1895). S. Karl Vogt, »Ozean und Mittelmeer«, in dem der Herausgeber das Ergebnis der Forſchungen beider darlegt. Der Naturforſcher v. Siebold (1804—1885) ſchreibt hierüber in einem langen wiſſenſchaftlichen Briefe an G. Herwegh vom 12. November 1846: „Jedenfalls wird die Wiſſenſchaft dabei gewinnen, denn daß Sie beide die Küſte des Mittelmeers nicht verlaſſen werden, ohne neue intereſſante Beobachtungen gemacht zu haben, davon bin ich im voraus überzeugt."

am Ozean — auf zoologiſche Beobachtungen mit dem Mikroſkop in der Hand. Durch ſeinen Scharfſinn und ſein tiefes Wiſſen erwarb er ſich auf dieſem Gebiet die Anerkennung der ſachkundigſten Fachmänner. Selten aber wurde einem Dichter das Beſtreben nach Gründlichkeit der Kenntniſſe, nach Objektivität, von dem profanum vulgus ſo übel genommen. Selbſt ſeine Freunde wollten ſich nicht an Goethes lehrreiches Beiſpiel erinnern. Was Herwegh mit dieſen Naturſtudien bezweckte, um die der Begründer der Anthropologie Ludwig Feuerbach[1]) ihn beneidete, hat er in dem Brief an ſeine Frau vom 30. Oktober 1847 am ausdrücklichſten an den Tag gelegt — nämlich, „den alten Dualismus von Natur und Geſchichte zu überwinden". Indem er ſich ſo eifrig und ſo erfolgreich in die Anſchauung der äußeren Welt vertiefte, entging ihm nicht die ſoziale Aufgabe ſeiner dichteriſchen Miſſion, er rüſtete ſich nur zum Kampf.

Der verkündigte erſehnte Völkerfrühling brach an. So kurze Zeit er auch dauern ſollte, ſo füllten ſich doch die Gemüter mit überſchwenglichen Hoffnungen. Die Pariſer Deutſchen, die an den Februartagen auf den Barrikaden mitgekämpft hatten, fingen ſchon an, von einer deutſchen Republik zu träumen, ſie ſahen ſich nach einem politiſchen Führer um. Herwegh, der ſich keinen Augenblick um dieſe hohe Stelle beworben hatte, wurde von ihnen an die Spitze der Bewegung geſtellt, denn ſie fanden keinen, deſſen Namen einen reineren Klang hatte. Er täuſchte ſich nicht über die Ausſichtsloſigkeit des tollkühnen Unternehmens; von treuer Seite wurde er vor den Gefahren gewarnt, die vielleicht inmitten der hete-

[1]) Ludwig Feuerbach, der große Philoſoph, geb. 28. Juli 1804, geſt. 13. September 1872. (S. deſſen Brief an G. H. vom 25. November 1845.)

rogenen Schar selbst seiner warteten, doch glaubte er sein Schicksal erfüllen zu müssen, auf dem nun einmal gefaßten Entschluß beharrend, alles, wäre es auch sein Leben, für die Sache der Freiheit in die Schanze zu schlagen. Die Niederlage der demokratischen Legion ist bekannt und braucht nicht wieder umständlich geschildert zu werden. Nur eins bedarf noch immer einer nachdrücklichen Betonung: die mutige Haltung des Dichters bei dem Treffen vom 27. April bei Dossenbach. So lange das Gefecht nicht zu Ende war, half er die Munition bereit halten und unter die Soldaten verteilen; erst als die letzte Patrone verschossen war und die Ueberzahl der Württemberger die Republikaner zur Flucht zwang, mußte er seinen Verfolgern weichen. Es gelang ihm und seiner Frau nur durch die größte Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, sich zu retten und die naheliegende Schweiz zu erreichen, und zwar als Bauern verkleidet dank der bereitwilligen Hilfe eines Bauern Jakob Bannwarth aus Karsau bei Rheinfelden, der sie in einem leeren offenen Leiterwagen über die Grenze geleitete. An die vom Frankfurter Turnlehrer Spieß erfundene und von dem bekannten pfälzischen Dialektdichter Nadler in dessen »Guckkastenlied vom großen Hecker« eingeflochtene und weiter verbreitete Spritzledergeschichte zu glauben, muß jeder ehrliche Geschichtsschreiber sich schämen.

Herwegh lebte nun jahrelang fern vom öffentlichen Leben und gab sich ganz den philosophischen und sprachlichen Studien hin. Mit Dr. Bizonfy[1]) studierte er in Zürich unter Professor Schweizers[2]) Leitung Sans-

[1]) Dr. Franz v. Paula-Bizonfy, bedeutender Arzt und Gelehrter, treuer Freund Georg Herweghs, lebt noch zur Zeit in Kismarton (Ungarn).

[2]) Professor Schweizer (1805—1898).

krit und die altarischen Sprachen; bei Dr. Otto Volger[1]) hörte er die Entwicklungsgeschichte der Mineralien. Er lernte damals Richard Wagner kennen, den er über Schopenhauer belehrte und auf den er überhaupt bedeutenden Einfluß übte. Im Verkehr mit Richard Wagner belebte sich wiederum sein Interesse für Kunst und Literatur. Bald wurde sein Züricher Salon, von Liszt das »Königszelt« getauft, zum Versammlungsplatz einer auserlesenen Künstler- und Gelehrtengesellschaft. Hier verkehrten außer Wagner und Liszt der Schweizer Dichter Gottfried Keller, der geniale Architekt Gottfried Semper, der Militärschriftsteller Wilhelm Rüstow, der Physiologe Moleschott, der das Ineinanderklingen von Kunst und Wissenschaft bei Herwegh so bezeichnend gewürdigt hat: „Zu jenen anregenden, geisterfreuenden Unterhaltungen im vertrauten Kreise mit Semper gehörte als zündendes und bindendes Element der Dichter Herwegh. Er war auf jedem Gebiete des Wissens zu Hause, frei von den Fachschranken, die für so viele ein Scheuleder sind und von anderen um so emsiger aufgepflanzt und um so eifriger verrammelt werden, damit sie auf dem beschränkten Felde desto erfolgreicher die Alleinherrschaft erstreben können. Bei Herwegh hatte jene allgemeine Bildung nicht zu Oberflächlichkeit, wohl aber zum Ebenmaß, zum Ineinanderklingen von Kunst und Wissenschaft geführt. Das zeigte sich schon in seiner Sprache. Ich habe keinen andern Schwaben gekannt — Herwegh war ein geborener Stuttgarter — vielleicht keinen anderen Deutschen, der seine Sprache so rein, so frei von jedem Klange der Mundart, und doch so klangvoll, so weich und zart, so

[1]) Dr. Otto Volger (1822—1897), der bedeutende Geolog, bis 1856 Professor in Zürich, Gründer des »Deutschen freien Hochstifts« im Goethe-Hause zu Frankfurt a. M.

natürlich und doch so künstlerisch gesprochen hätte. Wenn sich die Unterhaltung belebte, wenn sie feurig und vielleicht gar drohte, hitzig zu werden, hatte Herwegh immer Nebenwurzeln, mit deren Saft er das Feuer dämpfen und den Gedanken beleben konnte, er vermittelte zwischen Kunst und Wissenschaft, zwischen Anschauung und Grundsätzen und keine Götzen anerkennend, sprach er, der Dichter, oft das entscheidende, zusammenfassende Wort."[1]) „Ich verdanke ihm unendlich viel für meine geistige Befreiung und Erhebung. . . . Der Lebendige ist längst mein Herwegh gewesen, bevor ich ihm in Zürich begegnete . . . Seit 1853 trafen wir uns hauptsächlich in unserer Lesebude, dem sogenannten »Museum«; in einer Kneipe erinnere ich mich nicht, jemals Georg Herwegh gesehen zu haben. Durch Herwegh wurde ich auf Schopenhauer hingewiesen (im Jahr 1856—57 in Frankfurt sprach sich der Alte sehr freudig darüber aus!). Er andrerseits nahm lebhaft Anteil an meinen Forschungen, zumal denjenigen über Erdbeben (1855) . . . Aber ich will nur nochmals betonen, wie vieles für mich Hochbedeutendes ich Georg Herweghs Einfluß verdanke."[2])

Als Zufluchtsstätte öffnete sich sein Haus den unglücklichen Verbannten aus allen Ländern, sie waren alle dem großmütigen Dichter willkommen und konnten bei ihm sowohl auf materielle als auf moralische Unterstützung rechnen. Ein Freund von Mazzini, Piero Cironi, Vittorio Imbriani, Felice Orsini, den Brüdern Fabrizi, de Boni u. a., begeisterte sich Herwegh für die italienische Unabhängigkeit und Einheit und wirkte in der Presse zugunsten der Garibaldischen Erhebung.

---

[1]) Jak. Moleschott, »Für meine Freunde«, Roth in Giessen 1901, S. 285.

[2]) Brief Dr. Volgers an Frau Herwegh vom 14. Dez. 1895.

Von der Intervention Louis Bonapartes ahnte er aber nichts Gutes, und die Resultate zeigten es, wie er darin richtiger sah als die meisten seiner Zeitgenossen.

Von 1860 an versuchte Lassalle, ihn für die sozialdemokratische Agitation zu gewinnen. In Lassalles Gedanken sollte Herwegh die Rolle Börnes, und zwar im Interesse der neuen Arbeiterorganisation, weiterführen. Vor des Dichters hohen Verdiensten hegte der große Agitator eine grenzenlose Achtung. Obgleich in ihren Ansichten vom Staatsbegriff nicht völlig übereinstimmend, hatten doch die beiden bedeutenden Männer sehr viele Berührungspunkte. Von der historischen Notwendigkeit des Klassenkampfes hatte sich Herwegh mit der Zeit immer fester überzeugt: diesen Ideen und Gefühlen verlieh er auch seine Stimme, als er auf Lassalles Bitte für die Arbeitervereine das sogenannte »Bienenlied« dichtete.[1]) Des Freundes jähes Ende traf ihn schmerzlich, er eilte nach Genf zu dessen Sterbebett und huldigte dem Mut und der Energie des Verewigten in den drei Inschriften, die für den Sarg bestimmt waren. Das ihm von Henckell und Blos zugeschriebene Gedicht »Am Grabe Ferdinand Lassalles«, ein sehr schwaches Produkt, rührt natürlich nicht von ihm her.[2])

Nach Lassalles Tod trat Herwegh definitiv aus dem Arbeiterverein aus. Er beschäftigte sich in den nächstfolgenden Jahren mit der Uebersetzung mehrerer Shakespeare-Dramen, die ihm im Namen der Shakespeare-Gesellschaft aufgetragen wurde. Seine Uebersetzungen sind Meisterstücke ersten Rangs. Der König Lear, die

[1]) S. Neue Gedichte, Zürich 1877: Bundeslied für den Allg. deutschen Arbeiterverein (Seite 131).

[2]) S. »Die Gegenwart« vom 12. Dezember 1896 und 23. Januar 1897.

beiden Veroneſer, die Zähmung einer Widerſpenſtigen, die Komödie der Irrungen, das Luſtſpiel: Ende gut, alles gut, Troïlus und Creſſida, Wie's euch gefällt, erſchienen 1869—1871 in der Bodenſtedtſchen Sammlung. Der Coriolan erſchien 1870 in Reimers Verlag. Das Stück iſt aber eine Verballhornisierung und Verſtümmelung des ſchönen Herweghſchen Textes von einem hochgelahrten Mitglied der Shakeſpeare-Geſellſchaft, namens Ulrici, dem der Dichter unvorſichtigerweiſe die Erlaubnis zu einigen Randbemerkungen gegeben hatte, und der ſie mißbrauchte.

Wie treu er noch in ſeinem Mannesalter an den Idealen ſeiner Jugend hing, beweiſen ſeine Urteile über den preußiſch-öſterreichiſchen wie über den deutſch-franzöſiſchen Krieg und die Gedichte aus dieſer ereignisvollen Epoche.[1]) 1871 bat ihn Challemel-Lacour,[2]) den er früher in Zürich kennen gelernt hatte, um Korreſpondenzen für die neubegründete Zeitung »La République française«. Georg Herwegh ſchrieb ein ſo muſterhaftes Franzöſiſch, daß ſein franzöſiſcher Freund, darüber erſtaunt, ihm das Lob erteilte, „er ſchriebe ‚comme un maître', er hätte einen Stil, um den geborene Franzoſen und Pariſer ihn beneiden würden".

Der Dichter ſtarb am 7. April in Baden-Baden, angeblich an einer Lungenentzündung. „Verſprich mir," hatte er zu ſeiner Frau geſagt, „daß man mich nicht innerhalb des Deutſchen Reiches beſtattet, laß mich in freier republikaniſcher Erde begraben, in unſerem Heimatskanton." Sein Wunſch wurde erfüllt: Georg Herwegh ruht in der Schweiz, wie er es

---

[1]) S. Neue Gedichte, Zürich 1877.

[2]) S. die Briefe Challemel-Lacours an Georg Herwegh in »La Revue«, Paris, 1. März 1903 und Revue Universelle (Larouſſe), 1. Dezember 1904.

gewollt.[1]) Am 16. Oktober 1904 wurde das Herwegh-Denkmal in Liestal enthüllt.[2]) „Dem Freiheitssänger und -Kämpfer in Dankbarkeit gewidmet von Männern der Arbeit, Freunden der Freiheit," trägt das Denkmal ein Medaillonrelief des Dichters in weißem Marmor, von einem Lorbeer- und Alpenrosenkranz umrahmt. Die Inschrift, Strophen aus dem schönen Gedichte des Frankfurter Dichters Fr. Stolze »An Herweghs Grab« lautet:

Zum Volke standst Du ohne Wanken,
Am Throne gingst Du stolz vorbei —
Laß Dir es noch im Tode danken,
O freies Herz, nun bist du frei.

Zu den Gestirnen wirst du schweben,
Dein Sängername lischt nicht aus,
Und der Lebendige wird leben
Weit über Tod und Grab hinaus!

Emma Herwegh bewährte sich ihr ganzes Leben lang als die würdige Gattin des Dichters. Daß das Gefühl, das sie verband, ächter Art, stichhaltig, durch nichts zu erschüttern war, daß es allen Stürmen, allen Klippen, allen Verfolgungen, Intriguen und Verleumdungen, kurz aller Unbill siegend Trotz geboten, hat sich bis zum letzten Atemzug beider bestätigt. Wie kampfvoll ihr Leben auch gewesen, ihre Liebe war das Palladium, das sie stets geschützt:

Hoch über den Wolken die Liebe!

[1]) Die Inschrift auf Georg Herweghs Grab in Liestal lautet:

Hier ruht,
wie er's gewollt, in seiner Heimat freien Erde

Georg Herwegh
(31. Mai 1817—7. April 1875).

Von den Mächtigen verfolgt, | Von den Meisten verkannt,
Von den Knechten gehaßt, | Von den Seinen geliebt.

[2]) Der Schweizer Dichter Robert Seidel hielt die offizielle, aber trotzdem schwung- und poesievolle Rede.

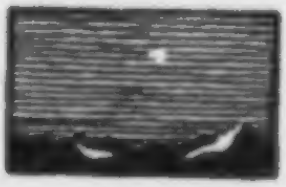
Nach des innig geliebten Gemahls frühem Hinscheiden lebte Emma Herwegh nur noch in der Erinnerung an die an seiner Seite verflossenen Tage und widmete sich ganz dem Kultus der Vergangenheit:

Was ich besitze, seh' ich wie im Weiten,
Und was entschwand, wird mir zu Wirklichkeiten,

pflegte sie oft zu sagen. Wie gern erzählte sie von der bewegten Zeit, von den Freuden und Leiden, an denen ihr Schicksal so reich gewesen war, wie lebhaft und wie originell wußte sie das Ferne heraufzubeschwören und das Erlebte in den interessantesten Zügen zu schildern![1] In der Nähe ihrer zwei Söhne, die zu französischen Bürgern geworden waren,[2] wohnte sie in Paris in einfachen und bescheidenen Verhältnissen. In Paris ist sie, beinahe 87 Jahre alt, am 24. März 1904 gestorben. Sie blieb sich gleich in ihrem höchsten Alter, geistig immer so frisch und energisch wie früher, treuherzig und wohlwollend, in allen Beziehungen ein großer Charakter und eine seltene Natur!

[1]) S. Feuilleton der Neuen Freien Presse vom 5. August 1904.

[2]) Horace Herwegh (1843—1901) und Marcel Herwegh. Die Tochter Ada lebt in Brasilien als Frau des Direktors der polytechnischen Schule zu São-Paulo, Dr. Antonio F. de Paula-Souza, der, einer der ersten, mächtig zur Aufhebung der Sklaverei und Begründung der Republik in seinem Lande beigetragen hat; er war seitdem wiederholt Minister.



Anhang

Inhalt:

	Seite:
Herwegh und Freiligrath	235
Herwegh gegen die Zürcher Konservativen	241
Herwegh übernimmt die Redaktion des »Deutschen Boten«	251
Brief an Robert Prutz	253
Wilde, wilde Rosen, Gedicht von Robert Prutz seinem Georg Herwegh	256
Emma Siegmund und Max Duncker	258
Das Königsberger Festmahl vom 2. Dezember 1842	262
Herweghs Brief an den König von Preußen	265
Ludwig Walesrode an Georg Herwegh	268
Bakunins Briefe an Emma Siegmund	270/273
Follens Brief an Emma Siegmund	273
Herwegh und das deutsche Publikum	275
Herwegh und Dingelstedt	283

Herwegh und Freiligrath.

Wertvoll für die Beurteilung des Zeitgeiſtes wie die des Dichters iſt folgender kurz vor Herweghs Reiſe nach Deutſchland geſchriebener Brief an Ferdinand Freiligrath. Im Cottaſchen Morgenblatt Nr. 286, Jahrgang 1841, hatte letzterer ſein Gedicht auf den Tod des Diego Leon veröffentlicht, das die Strophe mit der in reaktionären Kreiſen zum Flügelwort gewordenen Endung enthielt:

Die ihr gehört — frei hab' ich ſie verkündigt:
Ob jedem recht: — ſchiert ein Poet ſich drum?
Seit Priams Tagen weiß er, wird geſündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt ſein Knie dem Helden Bonaparte
Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesſchrei:
Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.

Herwegh entgegnete zunächſt in der »Rheiniſchen Zeitung« durch das Gedicht »Die Partei« (ſ. »Gedichte eines Lebendigen«, 2. Teil), das noch bis in die neueſte Zeit ſo viel Nachahmungen und Erwiderungen hervorrief, deſſen Deutung und Bedeutung aber nur allzu häufig mißverſtanden wird. — Denn er ertrug nicht die Halbheit, er verlangte, daß ſich ein jeder ohne Falſch, ohne Unbeſtand in jeder Frage „Nur offen wie ein

Mann! Für oder wider!“ erkläre, und proteſtierte darum gegen „die leicht verdiente Dichterkrone, es beiden Parteien recht zu machen“ und zu keiner Partei ſich bekennen zu wollen, „weil möglicherweiſe auch der Feind einen Helden aufweiſen könnte“. — Wie wenig er es auf perſönliche Kränkung Freiligraths abgeſehen, ergibt ſich hinlänglich aus dem kurz nach Erſcheinen des Gedichtes »Die Partei« an dieſen gerichteten Zeilen vom 4. März 1842:

Zürich, 4. März 1842.

Liebſter Freiligrath!

Es ſollte mir leid ſein, wenn Sie das in der Rheiniſchen Zeitung abgedruckte Gedicht ſpeziell als einen Angriff auf Sie betrachten und es nicht vielmehr als eine Auflehnung gegen den troſtloſen Indifferentismus unſerer Poeten im allgemeinen anſehen würden. Gegen den Indifferentismus, dem Sie durch die ſchöne aber nur im Olymp geltende Wendung Ihres Diego Leon eine ſo brauchbare Waffe in die Hand geben! Die Zeit der Harmloſigkeit iſt für den Poeten vorüber, und ich ſetze zu großes Vertrauen in Ihr Herz und Ihr Talent, als daß ich von Ihnen glauben könnte, Sie hätten im Sinne, bei den fürchterlichen Kämpfen und Krämpfen unſerer Tage nur den gemütlichen Zuſchauer ſpielen zu wollen und nicht mit uns und allen Guten der ſchauderhaften diaboliſchen Reaktion gegenüber entſchloſſene Oppoſition zu machen. Sie haben die Wüſte und ihre Ungeheuer nicht mehr jenſeits des Ozeans zu ſuchen — Sie haben dieſelbe vor Augen, der Leviathan ſitzt auf der Schwelle Ihres Hauſes. Hic Rhodus, hic salta! Wozu dieſe Schritte rückwärts? Warum

ſich kopfüber in die Welt der Sagen und hundert abgeleierter Geſchichten ſtürzen?

Dieſe wenigen Worte im Drang meines Herzens, da ich annehme, Sie betrachten mein Gedicht bloß vom Standpunkt literariſcher Polemik. Ich bin und will in Ewigkeit kein Literat, kein Schriftſteller ſein, ich ſchreibe bloß, was heraus muß, und habe vor der Kunſt, etwas, gleichviel was, bloß hübſch zu ſagen, vor der armſeligen Kunſt, artige Artikelchen zu machen und kritiſchen Skandal zu veranlaſſen, den tiefſten Abſcheu. Verſe ſchmieden und ſchön ſchreiben iſt Millionen Menſchen gegeben. Das hilft nichts. Ich will Menſchen aus einem Guſſe, ganze Menſchen, keine, die aufs Publikum ſpekulieren, ich will Richtung, und da unſere Univerſalität ewig nicht zum Handeln kommt, einſeitige Richtung. Könnten wir zwei Einen Weg gehen und durch das Band Eines Glaubens verknüpft werden — wie herrlich, wie erwünſcht für mich.

Gott zum Gruß! Ihr

Herwegh.

Dieſer Brief blieb vorderhand unbeantwortet. S. Anmerkung (Seite 148) zu Georg Herweghs Brief vom 24. Januar 1843.

Die Zuſtimmung der Gemäßigten, die Bewilligung eines Jahresgehaltes von ſeiten des Königs von Preußen ſowie der Zuruf Emanuel Geibels entfernten Freiligrath mehr und mehr von dem idealen, gemeinſam zu verfolgenden Ziele, das Herwegh geträumt. Am 6. Februar 1843 brachte die »Augsburger Allgemeine Zeitung« einen Artikel aus Lübeck, in dem es hieß:

„Die Anerkennung, welche dem einer unſerer erſten Familien (in Lübeck) angehörenden Dichter Em. Geibel vom König von Preußen zuteil wurde, hat hier in allen Kreiſen die freudigſte Senſation erregt. Eben ſtand der

junge Dichter im Begriff, zu einem sogenannten Brotstudium überzugehen und sich nach Spanien zu begeben, um dort seine bereits in Griechenland begonnenen Studien der romanischen Literatur fortzusetzen und sich so für ein akademisches Lehrfach auszubilden — die Munifizenz des preußischen Monarchen (300 pr. Tlr.!) hat ihn nun in die angenehme Lage versetzt, ganz der edlen Dichtkunst zu leben; statt nach Spanien wird er sich nun an den Rhein begeben, wohin ihn zunächst das Verlangen treibt, Freiligrath kennen zu lernen." —

Diese Notiz erregte Herweghs bittern Spott, dem er in dem »Duett der Pensionierten« (»Gedichte eines Lebendigen«, 2. Teil) und folgender Xenie Ausdruck verleiht:

Freiligrath und Geibel.

Einsam wären die Dichter? Ihr lügt! Wie Sklaven des bagne,
Paarweis schmiedet man sie an die Galeere des Staats.

Wie wenig Georg Herwegh dazu berufen war, der Sklave einer bestimmten Partei zu werden, tritt am klarsten aus den Zeilen hervor, die ihm sein Freund Dr. Pfeufer bei Gelegenheit des 2. Teils der »Gedichte eines Lebendigen« in einem Brief vom 18. Januar 1844 schrieb:

„Du hast uns und alle wahre Freunde Deiner Poesie mit dem zweiten Bande aufs schönste beschenkt. Im Anfange waren wir bedenklich und schüttelten die Köpfe. Es kamen, wie wir einen Aushängebogen nach dem andern empfingen, lauter schöne, aber bekannte Gedichte, und wir fanden aus Deinem letzten Lebensjahr gar nichts von Belang; so witzig und erfreulich die Xenien sind, so war das doch nur Abtun einer alten Periode, nicht Stoff einer neuen, und wir waren wirklich besorgt, die Fruchtbarkeit des Dichters möge mit der seiner Frau in einem Verhältnis, und zwar in einem

umgekehrten, ſtehen. Da kam zuletzt das Gedicht an den König, und nun war alles gut; Dein Standpunkt in demſelben iſt ganz erhaben, nicht neben, ſondern über dem Könige; ganz beſonders hat mich gefreut, daß gar nichts Stürmiſches, Bitteres, ſondern nur ein tragiſches Mitleiden den Grundton des Gedichtes macht. Man würde Dir nicht verdacht haben, wenn es wenigſtens ebenſo zürnend als Platens Reich der Geiſter auf Nikolaus ausgefallen wäre, und es iſt umſo trefflicher, daß nun doch gar keine Leidenſchaft gegen den vergänglichen Preußen, ſondern nur eine für Dein ewiges Volk Dir große und ſchöne Gedanken eingegeben hat. In dieſem Gedichte liegt nun ein wahrer Fortſchritt; wenn ich nicht irre, auch über die Partei hinaus, die ſich mit Deinem Namen groß macht, und die Dir ſchön tut und Dich hätſchelt, ſo lange ſie glaubt, Deine Poeſie diene ihr, welche Dich aber wahrſcheinlich aufs ärgſte anfeinden wird, ſobald ſie wahrnimmt (ich weiß nicht einmal, ob Du dieſe Wahrnehmung ſelbſt ſchon gemacht haſt), daß Deine Poeſie, wie jede echte, alles Aechte in ſich aufnehmen kann, daß alſo nicht Du der Politik, ſondern dieſe Dir gehorcht. Mit größtem Verlangen und unerſchütterlichem Vertrauen ſehe ich Deiner künftigen und nächſten Entwickelung entgegen. Wenn Du nur einmal denſelben heiligen Eifer für die Sache der Poeſie, wie jetzt für die Sache der Freiheit haben und einſehen wirſt, daß Du dieſer nicht beſſer dienen kannſt, als wenn Du in jener alle Stufen erklimmſt, welche Deinem reichen Geiſte zugänglich ſind, dann wirſt Du, ich bin deſſen gewiß, Dein Volk mit einer jetzt noch nicht geahnten Fülle berauſchen; dann wirſt Du Dein Auge auch nicht mehr gewaltſam verſchließen vor allem, was nicht mit der Tagespolitik in unmittelbarem Zuſammenhange ſteht, und wirſt, auch einmal den Antiken gegenübergeſtellt, zu Deiner Freude bemerken, daß

das keine Vergangenheiten sind. Die Freunde, die fast täglich Deinen Namen im Munde haben, sind der Meinung, Du werdest zunächst an der Lyrik kein Genüge finden; seit ich Dein Gedicht an den König gelesen habe, bilde ich mir ein, Du müßtest etwas Episches zutage bringen; mit dem Dramatischen ist es doch gar nichts, wenn es nicht rezitiert wird, und dafür würdest Du schon sorgen, daß Dein Drama nicht auf den deutschen Hofbühnen dargestellt würde. Was es auch sei, die Taufe des heiligen Geistes wird ihm nicht fehlen."

Indessen sollte auch der „nach rechts verirrte" Freiligrath schon ein Jahr später in das Lager der demokratischen Partei übertreten, und Dr. Henle schreibt darüber an Emma Herwegh den 5. Oktober 1844 von Trier aus:

„Ist Ihnen denn das Wunder von Freiligraths Bekehrung bereits zu Ohren gekommen? Hier ist alles voll von einem Band Gedichte, die ganz fromm anfangen, aber mit so energischen Hieben auf Preußens König enden, als sie Freiligrath nur zu führen vermag. Die Pension hat nichts geholfen, ist sogar freiwillig zurückgestellt, und herrlich ist es nebenbei, daß heutzutage jemand, der zum Volke übergeht, sich ebenso über die Lauterkeit seiner Absichten rechtfertigen muß, wie es vordem die Leute zu tun versuchten, die von der Volkspartei in die Dienste des Hofes traten. Herwegh wird mir erlauben, ihm zu dieser Umgestaltung der Dinge zu gratulieren, und Sie werden mir vergeben, wenn ich über dies Ereignis, trotz dem Wiederabdruck des abscheulichen Gedichtes gegen Georg etwas jubele. Ist doch auch im Himmel mehr Freude über ein wiedergefundenes Schaf, als über einen verlorenen Wolf!"

Herwegh gegen die Zürcher Konservativen.

Aus dem »Schweizerischen Republikaner«. 29. März 1842.

Der Prophet von Weißenburg oder Charlatanerie, Arroganz und Ignoranz. Eine Fortsetzung von Klopstocks Messiade. Zürich, im Verlag der Sozietät der Dupes. Pränumeration.

> Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Matth. 7, 16.

Der »östliche Beobachter« sitzt nun bereits seit zwei Monaten — Herr Friedrich Rohmer aber schon länger als acht Jahre — dermaßen glucksend über seinen konservativen Eiern, daß es ihm längst hätte gelingen sollen, das verheißene Junge, welches die Welt, in specie den Kanton Zürich zu retten berufen ist, an den Tag zu brüten. Aber auch nicht eines der großen Worte, die im östlichen Beobachter dreimal wöchentlich Stelzen laufen, auch nicht eines der Orakel, die von diesem konservativen Dreifuß aus erschallen, ist bis jetzt in Erfüllung gegangen. Besagte Eier müssen also wohl Windeier sein, und unser Verdacht scheint uns um so mehr begründet, da selbst die treuesten Spießgesellen deutschen »Auswurfs«, der nur Zürcher-Junkern seine Albernheit als Staatsweisheit verkaufen konnte, anfangen, stutzig zu werden und die klugen Schädel gar bedenklich zu schütteln, da selbst das Haus David zu protestieren beginnt gegen jegliche Verwandtschaft mit dem neuen König der Juden, da selbst der apostolische Eifer einer »Freitagszeitung«[1]) erkaltet und selbst sie den Ton ihrer Psalmen herunterstimmt. Natürlich! An servilen Werkzeugen und dienstbaren Geistern hat

[1]) Bürklis Freitagszeitung, ein streng kirchlich-konservatives Blatt.

es der Septemberpartei nie gefehlt; deren hatte sie genug oder konnte wohlfeil welche bekommen. Was ihrer eigenen Gedankenlosigkeit vor allem not tat, waren nicht Personen, am wenigsten solche, wie sie sich selbst in dem Geldmacher-Sendschreiben des Herrn Th. Rohmer an Herrn Professor J. Fröbel[1]) schildern; was sie brauchte und noch braucht, um ihre armselige Existenz zu fristen, sind Gedanken, zum mindesten ein Schein, ein Schatten von Gedanken. Ja — diese Partei bedurfte eines Mannes, der Wunder tun kann; denn Wunder muß der tun können, der es unternimmt, dies christlich-germanische Knittelsystem, seine recht eigentlich hölzernen Prinzipien, seine unerhörte Brutalität auch nur einigermaßen vor den Augen und dem Gewissen der eigenen Leibtrabanten zu rechtfertigen. Da kam ein Deutscher hierher, abgegriffen wie eine alte Münze und durch aller Herren Hände gegangen, immer der Erste unter den Kötern, wenn es wo ein literarisches Treibjagen gibt, von einem eigenen haut goût wie verlegenes Wildpret und darum für manchen Gaumen pikant, ursprünglich vielleicht ein gutmütiger Schwindler, später, um uns des mildesten Ausdrucks zu bedienen, ein bewußter, berechnender Charlatan, voll großer Pläne und kleiner Kräfte, für seine Tatenlosigkeit Ersatz suchend in der erstaunlichsten Zudringlichkeit und Frechheit, die geistesschwachen Menschen ja immer imponiert; nach einem durchwanderten genealogischen Labyrinth, worüber der Prozeß nähere Auskunft geben wird, endlich in Zürich angelangt, um es daselbst bis zum Messias, aller Wahrscheinlichkeit nach auch zum Kreuz, wenigstens zum Kreuzkriecher zu bringen, — sollten ihn nicht noch

[1]) Offenes Sendschreiben an Julius Fröbel, Professor und Buchhändler in Zürich. Von Adolf Widmann, Theodor Rohmer und A. Brudmann. Ein Beitrag zur Kenntnis des menschlichen Herzens. Zürich 1842.

vorher die Jeſuiten in Schwyz in die frommen Hände bekommen. Dieſer Menſch war Friedrich Rohmer. Der Lakai aber, der ihm Tor und Türe der hieſigen Ariſtokratie öffnen mußte, da die Gutmütigkeit einiger Radikalen ſich weigerte, länger ſolche Dienſte zu leiſten, wie ſie in Th. Rohmers Sendſchreiben zu leſen ſind, — der Lakai war der leibliche Bruder Fr. Rohmers, Herr Theodor Rohmer, ungleich talentvoller als der erſtere und Verfaſſer des mitunter nicht ungefällig geſchriebenen Buches »Deutſchlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft«, eines Buches, das, während es an alle ſchönen Regungen der deutſchen Nation im Jahre 1841 apellierte, unter der Maske des Heiligſten, der Demokratie gegenüber, einen verlebten, von der Geſchichte längſt gerichteten Individualismus und Egoismus einzuſchmuggeln ſuchte und trotz alien hübſchen Redensarten über eine zu ſtiftende, Proteſtanten und Katholiken umfaſſende allgemeine (wahrhaft katholiſche) Kirche, doch nur dem beſtehenden (römiſch-apoſtoliſchen) Katholizismus in kraſſeſter Form das Wort reden will.

Herr Fr. Rohmer ward in ſeiner tiefen Not erhört und von Herrn Staatsrat Bluntſchli zum Handkuß zugelaſſen. Da Herr Fr. Rohmer bekanntlich jeden Kelch mit Ergebung in den Willen des Herrn trinkt, ſo waren die Septembermänner frivol genug, ihm noch ein anderes meſſianiſches Talent zuzutrauen, das Talent, Tote zum Leben erwecken und mittelſt desſelben auch dem Geſpenſt des Konſervatismus wieder eine Art Seele einblaſen zu können! Arme Junker! Wie habt ihr euch getäuſcht! Euere Lage beginnt rührend komiſch zu werden. Den anderen Eigenſchaften, die man in der Welt ſchätzt, haben wir auch nie viel zugetraut, da ihr doch im Grunde ſelbſt euch nie viel darauf zugut getan; daß ihr aber ebenſo einfältigen Kopfes als nicht einfältigen Herzens ſeid, ahnten wir wohl, wagten es

jedoch aus Zartgefühl bisher nicht öffentlich auszusprechen. So ist denn auch die letzte Glorie, die um euer Haupt geschwebt, der Heiligenschein der Pfiffigkeit, euch genommen; wir sehen euch schon dastehen mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen, verlacht und mitleidlos verhöhnt von jedem, der an euch vorübergeht; wir sehen euch dastehen als die unglücklichen, getäuschten Opfer einer grenzenlosen Mystifikation, als die Dupes von Hexenmeistern, die mit einigen unbegreiflichen Worten nach euch angelten, die euch apart einen adeligen Heiland zurechtschnitzeln mußten, weil euch der Heiland, dessen Herz vorzugsweise dem Volke gehörte, nicht mehr genehm war. Christus — ein Egoist, der Egoismus somit gerechtfertigt — diese Lehre des Messias der Intelligenz (auf die wir später noch einmal zurückkommen werden) mußte euch freilich munden. Hörst du, Zürchervolk? Christus — ein Egoist! Das sind deine Glaubensmänner.

Wie schon bemerkt, hatten die Herren vom 6.[1]) vor allem Gedanken nötig, um dem wankenden System ihrer Gedankenlosigkeit eine Stütze zu verleihen. Gedanken aber bei Rohmer suchen? Wo nehmen und nicht stehlen? Noch einmal, arme Junker! Ihr seid getäuscht, bitter getäuscht. Der Chef des Hauses, dem ihr Herz und Hand geöffnet, was hat er für euch getan? Hat er auch nur einen euerer Gegner überzeugt, auch nur einen Proselyten gemacht? Oder die Seiden des Herrn Rohmer, seine vier geistesbankerotten Trabanten,[2]) die mit dem psychologischen Universal-

[1]) Die Herren vom 6. (rc. 6. Sept.) d. h. die »Gemäßigten«. Der 6. September 1839 war der Tag des Sieges der Bluntschlischen Partei über die der Radikalen.

[2]) Nämlich Th. Rohmer, A. Widmann, Alexander Bruckmann und Gustav Widenmann.

mittel durch die Welt hausieren gehen, haben sie vielleicht mit ihren Donquixoterien — ich erinnere nur, um zu zeigen, daß wir auch den Shakespeare gelesen haben, an den schielenden Vergleich einer Dortchen Lakenreißer mit einer Desdemona — haben sie vielleicht euerer jämmerlichen Partei auf die Beine geholfen? Nichts von alledem! Sie zogen mit dem Geld, das ihnen ein Zweiter gab, den Mann im Kot herum, der ihnen zuerst gegeben, aber doch endlich seiner Großmut ein Ziel gesteckt hatte; sie werden es mit dem Geld, das ihnen ein Dritter bietet, dem Zweiten, d. h. euch, ebenso machen, vorausgesetzt, daß ihr nicht unerschöpflich seid. Nehmt euch wohl in acht! Das Gespann, das ihr da gegen den Radikalismus in Trab gesetzt habet, ist wahrlich der großen Opfer nicht wert, die ihr bringen müsset. Nur euch, die ihr nichts leset und nichts gelernt habet, konnte man einen Augenblick mit gestohlenen Späßen und einer Sekundanerpolitik an der Nase herumführen. Mit gestohlenen Späßen — denn die zwei besten Witze, zu denen sich der östliche Beobachter in seinem Leben aufgeschwungen hat, sind fremdes, sind — radikales Eigentum.

Die Ochsen des Pythagoras sind aus Börne, die Form des Bulletins über unsern Republikaner, das durch ein ewiges Wiederkäuen zu einer wahren Purganz wird, ist brühwarm aus dem Charivari entwendet. Und was die Sekundanerpolitik betrifft, so liegt dieselbe ja auf platter Hand, und nur Menschen, wie unsere Zöpfe, die sich von gewöhnlichen Vierfüßlern einzig dadurch unterscheiden, daß sie den Schwanz am Kopfe tragen, konnten in dieser konservativen Mausfalle sich fangen lassen. Die messianische Grimasse, die der Weißenburger Aktiobürger schnitt und die auch schon bessere Philosophen als er geschnitten, z. B. der große Campanella, welcher freilich sein Vaterland von der

Fremdherrſchaft der Spanier befreien wollte — dieſe Grimaſſe allein hätte bei unſern guten Leuten und ſchlechten Muſikanten wenig gefruchtet. Aber die ungeheure Einfachheit der — man kann nicht ſagen wie Blitze, ſondern wie Kot — vom Himmel gefallenen, kategoriſch hingeſtellten, ſchlechthin unbewieſenen Begriffe, mit denen Fr. Rohmer und ſeine Huſaren im öſtlichen Beobachter anſprengten, die himmelſchreiende Einfalt dieſer Schulaufſätze, die bei vernünftigen Menſchen nur eine Wirkung auf das Zwerchfell verurſachen können, brachte bei unſern Junkern eine ſolche Wirkung auf den Verſtand zuwege, daß wir in der Tat fürchten, Zürich werde ſtatt eines Bethlehems — die Hirten unſerer Berge werden ſchwerlich herablommen und niederfallen — ein Bedlam werden.

Erde, Waſſer, Luft, Feuer, — Bauer, Bürger, Edelmann, König, — Frühling, Sommer, Herbſt, Winter, — Kind, Jüngling, Mann, Greis oder Knabe, junger Mann, Mann, Greis, — Radikalismus, Liberalismus, Konſervatismus, Abſolutismus. Gott im Himmel! Wenn das Weisheit iſt, was iſt Torheit? Man muß übrigens geſtehen, die Leute ſind ziemlich boshaft, und wir vermuten, ſie haben die Vergleichung der vier Parteien mit den vier Lebensaltern, dem Vergleich mit den vier Jahreszeiten nur deshalb vorgezogen, weil ſie die Parallele zwiſchen dem Frühling und dem Radikalismus in einige Verlegenheit geſetzt haben würde. Der Konſervatismus fiele in den Herbſt — das ließe ſich hören, namentlich für Herrn Rohmer, der ſo viel mit »Nervenaffektionen« geplagt iſt.

Neben dieſer vierſchrötigen Politik laufen etwelche Rodomontaden gegen die franzöſiſche Revolution her. Es haben ſchon manche winzige Seelen dieſelbe angeklagt, und man iſt übereingekommen, von derlei Polizeidienerarbeit keine ernſte Notiz mehr zu nehmen. Mögen

die franzöſiſchen Revolutionäre Ungeheuer ſein, was nun eben nicht unſere Meinung iſt — ihr Fliegen ſeid nur um ſo lächerlicher, wenn ihr euch gegen Drachen ſpreizt! Ihr Däumlinge gegen Rieſen!

Fortſetzung folgt gelegentlich, wo dann auch der unbekannte Wiſch »initium et finis speculationis, d. h. Anfang und Ende der Spekulation«,[1]) dieſe höchſte Erſcheinung von Fr. Rohmers Wiſſenſchaft, oder mit anderen Worten: der kompletteſte Unſinn, einer Kritik unterworfen werden ſoll. Das alles nicht um der Perſonen willen, ſondern der Sache wegen, im Dienſt unſerer Partei, um die aus Deutſchland eingedrungene Reaktion, deren letztes Reſultat ein Freiheitsmord wäre, zu enthüllen.

Folgendes Schreiben bildet den Anfang der noch vorhandenen Korreſpondenz Georg Herweghs und ſeiner Braut mit Robert Prutz, die unter Marcel Herweghs Mitwirkung commentiert in »Die Zeit« (Wien, 3., 10., 17., 24. April und 1. Mai 1897) veröffentlicht worden. Intereſſant für den Biographen iſt der Vergleich dieſes Briefes vom 8. April 1842 mit Georg Herweghs .·. Artikeln (aus Zürich) in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« vom 3., 5., 11. und 20. April desſelben Jahres.

Zürich, 8. April 1842.

Mein lieber Freund!

Könnte nur der briefliche Verkehr Zeugnis ablegen von der Zuneigung zweier Menſchen, ſo ſtünde es eigentlich ſchlecht mit uns beiden. Daß ich aber in einem regen Umgang mit Ihnen ſtehe, auch wenn ich nicht ſchreibe, wiſſen Sie; ebenſo, daß Sie mir lieb und wert geworden ſind, wie wenige Menſchen.

[1]) Fr. Rohmers Erſtlingsſchrift, München 1835.

Ihr von Jena datierter Brief traf mich nicht mehr hier, und ich habe denſelben erſt geleſen, als ich gegen Ende Februar nach Zürich zurückkehrte. Dank für Ihre freundliche Einladung, von der ich wohl dieſes Jahr einmal Gebrauch machen werde; ich *muß* Deutſchland wieder ſehen, ſo lange ich ihm noch ſo nahe bin, wie jetzt.

Paris hat mich mehr erſchüttert, als amüſiert, und vielleicht habe ich tiefer geſehen, als die meiſten meiner Landsleute, die ſich dort aufhalten und die uns im Durchſchnitt recht herzlich ſchlecht repräſentieren. Das ſitzt und ſchwitzt und ſchreibt den ganzen Tag auf ſeinen räucherigen Leſekabinetten die jämmerlichſten Korreſpondenzen nach Deutſchland. Es iſt zum Erbarmen. Dahin dringt kein Atom unſerer Philoſophie, kein Sonnenſtrahl unſrer reformatoriſchen Beſtrebungen. Dicke, dicke Nacht dort bei unſeren Landsleuten, höchſtens eine blaſierte Empirie, die ſich nicht genug zu blähen weiß.

Wie hat mich einer Ihrer neueſten Aufſätze in der Rheiniſchen Zeitung erlabt! Ich meine den über Schiller bei Gelegenheit des Firmenichſchen Buches.[1]) Das Wenige, was ich bin, danke ich nebſt meinem Vater der Philoſophie; es iſt noch ſelten einem Poeten im Himmel der Abſtraktion ſo wohl zumut geweſen wie mir. Die Philoſophie wird unſre Poeſie verjüngen — wiederhole man das unſeren lyriſchen Spatzen, bis der Satz trivial geworden. Dieſer Gefahr, trivial zu werden, muß man ſich ſchon ausſetzen, wenn man mit Etwas durchdringen will.

---

[1]) Gemeint iſt das Buch von Dr. J. J. Hennes: »Andenken an Bartholomäus Firmenich, meiſt aus Briefen Friedrichs von Schiller und Charlottens von Schiller« (Stuttgart 1841), über das Prutz Bericht erſtattete in Nr. 90 und 93 vom 31. März und 3. April 1842 der »Rheiniſchen Zeitung« — für deren Leſer es, da Firmenich Rheinländer, von beſonderem Intereſſe war.

Dem Mundt[1]) haben Sie tüchtig aufs Maul geſchlagen; alle Ihre Freunde, deren Sie hier, ohne es zu wiſſen, eine Menge haben, erbauen ſich höchlich daran.

Zürich iſt im Moment aberwitzig und wird vor dem 1. Mai[2]) wohl ſchwerlich wieder zur Vernunft gebracht werden können. Wir haben einen Meſſias[3]) ſamt einem halben Dutzend Apoſtel, den Staatsrat Bluntſchli[4]) an der Spitze. Der Meſſias iſt ein gemeiner Strick und ohne Zweifel das Werkzeug reaktionärer Tendenzen. Ich habe die Ehre, denſelben genau zu kennen und ſomit auch die Mittel (wenn der Geſchichte nicht durch die Polizei ein Ende gemacht wird), einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm einzugehen. Die Leutchen wollen den Radikalismus ſtürzen und der Schweiz das Evangelium des Konſervatismus predigen, ganz à la Hébert[5]) und Konſorten. Rohmer, ein Charlatan niedrigſter Gattung, das Buch ſeines Bruders, »Deutſchlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft«, ein jeſuitiſches Machwerk, das unter der Fahne des Liberalismus die niederträchtigſten Gedanken Fr. Rohmers, der nebenbei geſagt ein weit geringeres Talent beſitzt als Theod. Rohmer, einſchwärzen ſoll. Ihr Evangelium iſt eine Art Pſychologie, welche den Schlüſſel zu

---

[1]) Theodor Mundt. Im Kampfe Ruges gegen Gutzkow, Wienbarg und Mundt ſtand Prutz auf des erſteren Seite.

[2]) Der Tag der Neuwahlen für den Großen Rat.

[3]) Friedrich Rohmer. — S. den Aufſatz Georg Herweghs aus dem »Schweizeriſchen Republikaner« vom 29. März 1842.

[4]) Vgl. in Varnhagen von Enſes Vol. 13 ſeiner Tagebücher (13. Juni 1856) das über Bluntſchli Geſagte und »Ferdinand Laſſalles Briefe an Georg Herwegh«, pag. 43 (Zürich, Verlag von Alb. Müller).

[5]) Michel Pierre Alexis Hébert (1799—1887), 1841 General-Prokurator am Pariſer Gerichtshofe, übte damals im Auftrage Guizots einen ſtarken Druck auf die unabhängige Pariſer Preſſe.

den tiefſten Rätſeln aller Menſchennatur beſitzen will, dieſen Fund aber ſelbſt nur für intereſſant hält, inſofern dieſe vermeintlichen pſychologiſchen Geſetze einem die Mittel darbieten, um über die Menſchen zu herrſchen. Daher der Götzendienſt, den die Laffen mit Napoleon treiben. Herrſchen, nur herrſchen, abſtraktes, ideenloſes Herrſchen, herrſchen à tout prix. Das ganze ein Verſuch, den Egoismus in ein Syſtem zu bringen. Aber hüten Sie ſich ja, etwas Geiſtreiches hinter der Geſchichte zu vermuten. Ja, — wenn das der Fall wäre, ſo ließe ſich manches noch begreifen. O Gott — wir ſitzen tief im Kot, und die Schweiz büßt ihre Verachtung der Philoſophie ſchmerzlich. Kinder, Buben, binden ihr nun ſolch einen Bären auf. Lachen Sie doch!

Die Augsburger Allgemeine Zeitung wird nun den Skandal auch behandeln. Sie haben uns zu Entgegnungen aufgefordert; ich will tüchtig drauf ſchlagen und hoffe, daß Kolb ſo unparteiiſch ſein wird, mich nicht allzu ſtark zu zenſieren. —

Ruge will hier etwas drucken laſſen.[1]) Sie wiſſen wahrſcheinlich davon. Werden Sie einen Beitrag geben?

Was macht Ihr Drama,[2]) und bekommt man es hier zu Geſichte? Ja?

Sie und was Ihnen gehört, herzlich grüßend

Ihr Herwegh.

---

[1]) Die »Anekdota zur neueſten deutſchen Philoſophie und Publiziſtik«, welche im Verlag des »Literariſchen Comptoirs« erſchienen ſind (1843).

[2]) Das fünfaktige Trauerſpiel von Prutz: »Karl von Bourbon« (geſchrieben 1841).

Herwegh übernimmt die Redaktion des Deutschen Boten.

Brief an Ludwig Feuerbach:

Zürich, 3. September 1842.
Adr. im Escherschen Hause.

Hochverehrter!

Ich habe Lust, mir den Teufel auf den Hals zu hetzen, ein Journal [1]) zu gründen und bedrängten Seelen gegen die deutsche Zensur ein Asyl darzubieten. Das Journal ist in höchster Instanz politisch, das heißt es geht von dem Prinzip der Einheit alles Wissens aus und besieht sich diese Einheit zunächst unter dem Gesichtspunkte der Politik; wissenschaftlich, aber furchtlos und unverschämt sollen einmal die Konsequenzen der neuesten philosophischen und theologischen Forschungen gezogen und der Kampf gegen die Theologie und resp. deren Selbstmord zu Ende geführt werden. Wir wollen va banque! rufen und sehen, was der Ehrlichkeit noch möglich ist; wir begeben uns freiwillig jeder Art von Defensive, wir lassen uns revolutionär und irreligiös mit Vergnügen heißen und sprechen: à la bonne heure — wir sind stolz darauf, es zu sein ꝛc. Vor allem — wir wollen die deutsche Zensur umgehen, und was draußen nicht gedruckt werden darf, soll hier gedruckt werden. Ein Verbot fürchten wir nicht — das Journal wird wöchentlich, auf Verlangen auch monatlich ausgegeben und kann somit durch den Buchhandel versandt werden, so gut wie meine Gedichte, die trotz dem Verbot abgingen wie frische Semmel. Auch ist hier die

[1]) »Der Deutsche Bote«.

Anonymität gerechtfertigt, und wer seinen Namen nicht unter seinem Artikel figurieren lassen will, dem bürge ich für dessen Verschweigung mit meinem Worte.

Die neue Poesie soll ebenfalls ihren Herd in unserem Blatte finden, und Anordnungen deswegen sind bereits von mir getroffen.

Die Tagespolitik wird ihrem Kalenderzuschnitt entnommen und in wöchentlichen oder monatlichen Uebersichten verarbeitet, nebenbei auch ein siebenjähriger Krieg gegen unsere Journalistik geführt.

Das Blatt heißt der Deutsche Bote, unter welchem Titel bereits ein speziell mit Schweizerinteressen sich beschäftigendes Journal existiert,[1]) dessen Redaktion ich mit Oktober übernehme, dessen Plan aber mit meiner Uebernahme ein ganz veränderter wird, wie Sie sehen. Die Schweiz kommt in den Winkel — das heißt so weit sie nicht, wie im September 39, sich mit der praktischen Durchführung deutscher Interessen und Ideen beschäftigt; sie macht hie und da solch praktische karikierte Versuche, wo wir in der Theorie stecken bleiben. Detail-Kritik ist natürlich nicht ausgeschlossen, nur darf sie nicht vom Zufall abhängig gemacht werden, das heißt es ist immer ein Plan vorhanden, wornach dies oder jenes besprochen werden muß. Der Prospekt wird noch in diesem Monat als selbständiger Aufsatz in den deutschen Jahrbüchern erscheinen. Freund Ruge hält es für passend.

Nun aber bedarf ich reichlicher Unterstützung, und da ich nichts suche als die Wahrheit, und bei Gott nur i h r dienen will, so glaube ich keine Fehlbitte zu tun, wenn ich mich vor allen an Sie um Beiträge aus Ihrer Feder wende.

[1]) Der Herausgeber des »Deutschen Boten aus der Schweiz« war bis dahin Karl Fröbel, Bruder von Julius Fröbel, gewesen.

Was Sie mir auch senden mögen, soll mir immer willkommen sein. Darf ich hoffen, daß Sie mich in ein paar Zeilen mit einer festen Zusage für die nächste Zeit erfreuen, überhaupt Ihre Meinung über das ganze Unternehmen, zu dem ich nun freilich unwandelbar fest entschlossen bin, mitteilen? Ja?

Die Verlagshandlung bietet für den schön gedruckten Mittel-Oktavbogen 4 Louisdor. Haben Sie hierüber andere Wünsche, so eröffnen Sie uns dieselben sans gêne . . .

Mit Liebe und Verehrung

der Ihrige

Georg Herwegh.

Brief an Robert Prutz:

Zürich, 4. September 1842.

Mein lieber Freund!

Gestern sah und sprach ich Fräulein Klotilde Oken[1]) zum ersten Male, seit dieselbe wieder von Jena retour ist, da ich den ganzen Frühling und Sommer über keine acht Tage anhaltend mich in Zürich aufgehalten, sondern in der Schweiz unstet und flüchtig herumgefahren bin. Sie erzählte mir so viel Hübsches und Erfreuliches von Ihnen und über Sie, daß ich mich heute am frühen Morgen hinsetzen muß, um mich Ihnen wieder durch ein paar Zeilen ins Gedächtnis zu rufen. Für Karl v. B.[2]) meinen herzlichsten Dank! Wurde er aufgeführt in Weimar? Die Szene, wo Diana zu ihm ins Lager geschickt wird, möchte ich dargestellt sehen. Ich höre, Sie haben das Stück bedeutend abgekürzt, und glaube

[1]) Die Tochter des berühmten Naturforschers und Philosophen Lorenz Oken.

[2]) »Karl von Bourbon«.

die Szene zu erraten. Ihren Brief an Fröbel[1]) nahm ich mir zu Herzen, doch hatte ich selbst schon früher an eine solche fliegende Miliz gedacht; mit Ihrem neunmalneunzigen Protokoll[2]) sind Sie mir gleichfalls in einem Plan, den ich seit zwei Monaten hegte, zuvorgekommen. Die Gedichte wanderten brühwarm in die Druckerei.

Und abermals habe ich eine schwache Hoffnung, Sie vielleicht noch Diesen Monat zu sehen, wenn es mir gelingen sollte, einige Schwierigkeiten in betreff eines Passes zu überwinden. Deutschland soll, glaube ich, für jeden L....n existieren, nur für mich nicht. Ob sie mich draußen wohl von unten nach oben rädern würden, wenn ich ohne Paß in Ihren Landen mich blicken ließe?

Auf Ihr liter.-hist. Taschenbuch warten wir hier schon seit einem Vierteljahr; Sie machen es wie ich mit meiner zweiten Sammlung Gedichte,[3]) die mein Buchhändler auch schon angekündigt, und die Gott weiß wann erscheinen wird.

Nun aber — passen Sie auf! Ich will Ihnen dringend etwas ans Herz legen. Mit dem 1. Oktober übernehme ich die Redaktion des Deutschen Boten aus der Schweiz, an dem ich bis jetzt keinen Teil genommen hatte. Er wird zu einer Monatsschrift von sechs Bogen umgestaltet und soll zunächst ein Asyl gegen deutsche

[1]) In diesem Brief regte Prutz den Besitzer des »Literarischen Comptoirs« an, Flugschriften aus der Schweiz über deutsche Zustände zu veröffentlichen.

[2]) Das »Neunmalneunzige Protokoll« war eine Verhöhnung des Bundestages (s. das Gedicht von R. E. Prutz: »Badens zweite Kammer«).

[3]) Der 2. Band der »Gedichte eines Lebendigen«.

Zenſur[1]) (in doppeltem Sinne Bekämpfung derſelben und Flucht vor ihr) darbieten. Er ſoll unerſchrocken die Reſultate und politiſchen Konſequenzen der neuſten Philoſophie und Theologie, die ganze nackte Wahrheit, geben und zugleich auch der Herd unſrer neuſten Poeſie werden (Ihr Gedanke an fliegende Blätter[2]) könnte hiedurch teilweiſe realiſiert ſein); nebenbei macht er auch ſeine Gloſſen über die neuſten Zeitereigniſſe, Ständeverſammlungen und Nichtſtändeverſammlungen, allgemeine Nationalrepräſentation; auch für oder beſſer gegen die Jurisprudenz wird geſorgt — kurz, für Aufſätze, die draußen im Lande Schwierigkeiten finden. Er wird Parteiblatt, revolutionäres Blatt im beſten Sinne des Worts und ich denke, Unterſtützung genug zu finden. Anonymität verbürge ich jedem, der ſie fordert, mit meinem Worte. Das Blatt erſcheint in 8°, wird durch den Buchhandel verſandt und zahlt zunächſt für den Bogen drei Louisdor, nicht eben viel, doch iſt dasſelbe ziemlich ſplendid gedruckt. Auch von Seite des Buchhändlers iſt gar keine Spekulation dabei. Der Proſpekt wird als Aufſatz in den Deutſchen Jahrbüchern erſcheinen. Wenn ich nur einen Sprung nach Deutſchland tun könnte, namentlich nach Oſtpreußen, das ich gern vorzugsweiſe in unſerm Blatte vertreten ſähe.

Mein lieber Freund, Sie wiſſen nun, was ich von Ihnen will, und ich weiß, daß Sie mir Ihren Beiſtand nicht entziehen. Wir können etwas Tüchtiges zuwege bringen und der Dummheit und Schlechtigkeit ſchon ein Bein ſtellen. Unterſtützen Sie m i c h, ſo oft es Ihnen

---

[1]) Vgl. mit dem vorhergehenden Brief G. Herweghs an Ludwig Feuerbach vom 3. September 1842.

[2]) Pruß war der Meinung, Herwegh könne durch Flugblätter für die Sache der Freiheit viel tun.

beliebt, ohne Zügel und Zaum zu reiten, in Prosa und Poesie. Schicken Sie mir fürs erste nur irgend ein paar geharnischte Verse und erfreuen Sie mich mit nach Thema und Zeit der Ablieferung bestimmten Zusagen.

Ich bin sehr beschäftigt, da ich immer noch darauf rechne, meine Reise durchsetzen zu können. Sie und Ihr ganzes Haus herzlich grüßend

Ihr Herwegh.

Wohnen Sie der Domfarce[1]) bei?

Adr.: Abzugeben im liter. Comptoir.

Wilde, wilde Rosen.

Um dieselbe Zeit (Sept. 1842) widmete Robert Prutz an seinen Freund Georg Herwegh das folgende Gedicht:

> Wo mit unbezähmter Lust ob den letzten Hütten
> Dürre Felsen aus der Brust ewige Ströme schütten;
> Wo in ungezügeltem Lauf noch die Wasser tosen,
> Lad' ich meine Waren auf: Wilde, wilde Rosen!
> Herweghs Gedicht, Aus den Bergen.

Ja, wilde, wilde Rosen Dir um die gedankenreiche Stirn,
Gleichwie in Rosenglut sich taucht der Sonne Nachbarkind, der Firn!
Ja, wilde, wilde Rosen Dir um Deinen liederreichen Busen,
Der Liebling unsers Vaterlands, Du holder Liebling unsrer Musen!

Gleichwie in alter ferner Zeit der Freiheit flammendes Signal
Von Deinen Schweizerbergen einst herniederleuchtete ins Tal:
So von den Schweizerbergen auch in unser Rebelland hernieder,
So leuchteten, so strahlten auch die roten Flammen Deiner Lieder.

[1]) Anspielung auf die am 4. September 1842 begangene Feier des Beginns der Vollendungsarbeiten am Kölner Dom. Wir finden hierauf bezüglich unter Herweghs Notizen die Bemerkung: „Baut ihn aus, den Kölner Dom, das Grabmahl des Christentums." —

Sie trafen uns, ſie zündeten! Die kalten Herzen wurden warm,
Und neues Leben, neue Kraft hebt unſern kettenmüden Arm;
Fort warfen wir die Bärenhaut, auf der wir ſüß behaglich ſchliefen,
Als ſchmetternd, wie Trompetenton, ins Feld uns Deine Lieder riefen.

Und Ton auf Ton und Klang auf Klang — ja, laß ſie jungen Adlern gleich,
Laß aus der Berge Felſenneſt ſie mutig flattern in das Reich!
Nach einem Oelblatt mochte wohl die fromme Taube Noahs ſpähen,
Doch Deine Adler wollen Blut, woll'n friſche Siegesfelder ſehen.

Wohlan, er kommt — ich hör' ihn ſchon! „Gut, alter Maulwurf, gut geſagt!"
Ich ſehe ſchon den blut'gen Streif, mit dem der Freiheit Morgen tagt.
Es kommt der Tag, da gehen auf, die Du geſtreut, die goldnen Saaten;
Zum Schwerte wird die Leier da, und was Geſang war, werden Taten.

Da ſeh' ich Deutſchlands Jugend ſchon, in Haß und Liebe gleich vereint,
Wie ſie ſich nackt entgegenwirft dem ſtolzen, erzbedeckten Feind;
Die Speere drücken in die Bruſt ſeh' ich zehntauſend Winkelriede,
Zum Heldenkampf fürs Vaterland, zum Tod berauſcht von Deinem Liede!

Mein Herwegh, mein geliebter Freund! Du, den mein Auge nie geſchaut —
Und der doch mir und dem doch ich die tiefſte Seele raſch vertraut:
O dürft' ich da, an jenem Tag, von dem wir erſt die Nebel ſehen,
O daß ich da zur Seite Dir, Dein Waffenbruder, dürfte ſtehen!

Nur Worte hatten wir bis jetzt — o denk Dir, denk Dir! welche Luſt,
Darfſt Du einmal das Eiſen auch dem Feinde ſtoßen in die Bruſt!
Darfſt Du der zweifelnden Kritik ins bleiche Antlitz demonſtrieren,
Daß unſre Lieder etwas mehr als bloß mit Tugend renommieren!

Behüt' Dich Gott! Ich grüße Dich mit meines Herzens wärmſtem Schlag:

Behüt' Dich Gott! Und halt' Dich frisch bis auf den einen großen Tag!
Da wollen wir mit grünem Laub die aufgeschlagnen Hüte schmücken,[1])
Aus offnen Wunden sollst Du da Dir wilde, wilde Rosen pflücken!

Emma Siegmund und Max Duncker.

Welcher Art die Beziehungen Emma Siegmunds zu dem Historiker Max Duncker, erhellt aus dem interessanten Brief Max Dunckers, durch den er die Frage seiner Schülerin beantwortet, was für Bücher sie für das tiefeingehende Studium des Mittelalters benutzen müsse. Der Leser sieht daraus, wie eifrig Emma Siegmund auch das Studium der Geschichte betrieb.

Hamburg, 16. September 1842.

Wie könnte ich meine Zeit hier besser benützen, als Ihnen, verehrte Emma, noch ein herzliches Lebewohl zuzurufen. Erst morgen schlägt mir die Stunde der Abreise, und meine Gedanken gehören der Vergangenheit, und zwar der nächsten, so entschieden an, daß die Gegenwart ihnen keinen Eindruck beizubringen vermag. Es bedarf keiner Erwähnung so wenig als von Ihrer Seite eines Zweifels, daß Sie selbst der Mittelpunkt dieser Erinnerungen sind. Fordern Sie keinen Reisebericht, ich könnte Ihnen nur Elegien, Threnadien, Nänien, Tristien oder wie sonst die Alten die verschiedenen Arten des Trauer- und Klageliedes benannt haben mögen, vorsingen. Nach zwei vollen Stunden einsamer Quarterdeckwanderung machte das Leben seine Rechte geltend; an die Stelle der Seufzer traten langweilige Unterhaltungen mit dem Präsidenten Wolfahrt,

[1]) Aber: „Wo ist der Camille, der aus den Blättern unserer Bäume Kokarden macht?" (G. Herweghs unveröffentl. Notizen.)

der ein sehr gutmütiger Beamter gewesen sein muß, einem alten Hamburger, dem nichts über seine Stadt und deren Ehre und Herrlichkeit ging, dem Schriftsteller Heinrich Smidt,[1]) dessen Werke (42 Bände, wie er mir sehr bald vorrechnete) Ihnen hoffentlich durch ein günstiges Geschick ganz unbekannt geblieben sind, und einem Kaufmann Hasseld, einem der Berliner süßen Wasser-Kapitäns, mit welchem ich die Theorie der höheren Nautik durchmachte. So wurde der Tag mühselig hingebracht. Noch schrecklicher drohte mir der heutige zu werden. Als ich mich aufmache, um Hink einen Guten Morgen zu wünschen, wen sehe ich — noch zittern die Gebeine — den gefürchteten Jung. O Gott! Im Voraus sinne ich auf Mittel und Wege, seiner leidenschaftlichen Hospitalität zu entgehen, als er mir sein Bedauern ausdrückt, heute um zwei Uhr nach Berlin reisen zu müssen. Ich fühlte mich neugeboren, der letzte Angriff, mit ihm zu fahren, wenigstens bis dahin, wo die Berliner und Magdeburger Straße sich trennen, war bald abgeschlagen und ich mir selbst und meiner stillen Trauer zurückgegeben. Abgesehen aber von dem Trost, welcher darin liegt, die Erinnerung glücklicher Helgoländer Stunden[2]) zu beleben, habe ich Ihnen noch Verpflichtungen, und zwar historische, zu lösen:

Wir haben kein Werk, was geeignet wäre, Prinzip, Charakter oder auch nur die wesentlichen Momente des mittelalterlichen Geistes scharf und entschieden zu vergegenwärtigen. Unsere Historie ist noch nicht philosophisch kultiviert genug, um diese Gesichtspunkte fest aufzustellen und von ihnen aus den Stoff gehörig fassen zu können. Und doch hat alle Forschung, alle Erzählung

---

[1]) Smidt, Heinrich (1798—1867).

[2]) Professor Max Duncker befand sich zu gleicher Zeit wie Emma und deren Eltern auf Helgoland.

und Darstellung nur unter der Bedingung Sinn und Wert, daß sie es auf den Geist und die Vernunft der Dinge absieht. Mit wenigen Worten läßt sich nur der Inhalt einer so reichen geschichtlichen Entwickelung nicht angeben, wenn man nicht zu allgemein und darum nichtssagend werden will. Am besten orientiert man sich vorläufig durch eine vergleichende Charakteristik mit dem Altertum und der Geschichte seit der Reformation, die antike Welt gehört in ihrer Blüte, den Hellenen und Römern, ganz der gegenwärtigen Welt an, dem Realismus; die konkrete, wirkliche existierende Sittlichkeit und deren vollendeter Ausdruck — der Staat, diese Mächte sind es, welche die Entwickelung beherrschen. Anders im Mittelalter. Neben die reale Welt tritt eine ideale als gleich- und höher berechtigte. Indem beide auseinanderfallen, werden beide verzerrt, die ideale Seite von der realen getrennt wird eine phantastische Welt, die reale, ebenfalls für sich fixierte wird roh, barbarisch oder verkehrt. In den Germanen, die diese Entwickelungsperiode bestimmen, liegt als Naturanlage ein nach innen gekehrtes Wesen; den nordischen Völkern ist diese Neigung zur Innenwerdung mehr oder weniger eigen, weil die rauhe Umgebung in die Gemütswelt zurückwirft; im Christentum begegnet sich diese Disposition mit morgenländischer Phantasie, beide Momente zusammen erzeugen nun die romantische Welt des Mittelalters. Das Individuum setzt sich in Betracht seiner jenseitigen Bestimmungen als absolut, indem es zugleich seine weltlichen Ansprüche aufgibt; im Staate sucht es dagegen in seiner Selbstbestimmung, in seinem Eigensinn seine Freiheit, während man im Altertum die Freiheit nur als Hingabe an das Gemeinwesen kannte. Die ganze Sittlichkeit fällt in die Kirche, gegen die der Staat unberechtigt ist, aber auch die kirchliche Sittlichkeit ist eine überspannte, das natürliche Leben

vollständig reagierend, aber eben darum wieder in sinnlichen Kultus, in Aeußerlichkeiten und Werkheiligkeit zurückfallend, ja die ganze Kirche selbst, die Hierarchie, die nicht von dieser Welt sein soll, ist vollkommen weltlich, selbst ein wohlgeordneter Staat, den der Papst schließlich als Despot (anfangs als konstitutioneller Herrscher) im Interesse seiner Einkünfte dirigiert. Die Hauptsache ist die Abwesenheit oder der Mangel aller wirklich konkreten Idealität, aller reellen Geistigkeit, die ideale Seite für sich ist Phantasterei, die reale für sich Materialismus. Es soll ein geistiges übernatürliches Leben geführt werden, aber diese Innerlichkeit neben die Aeußerlichkeit, neben die Natur gestellt, ist selbst ein Aeußerliches, Sinnliches, weil keine innere Ueberwindung und wahrhafte Vergeistigung des natürlichen Lebens stattfindet, die Kirche, die aber nicht bloß die irdische Welt beherrscht, sondern auch hinübergreift in den Himmel. Ihre Ausbildung nach der Seite der weltlichen Organisation fällt den Romanen zu, das innere gemütliche Interesse den Germanen.

Sie sehen, verehrte Emma, ich ringe vergebens, diesen Reichtum der Momente zu überwinden und zu einer klaren Anschauung zusammenzudrängen. Wie gern ich Ihnen nun auch den psychologischen Reflex der objektiven Mächte andeute, ziehe ich es doch vor, abzubrechen, indem das Gesagte schon hinreichend sein wird, Sie vollständig zu verwirren, weil es konfus ist. Aber ich will es Ihnen mündlich erläutern und beweisen, wenn Sie mich anhören wollen. Vorläufig bleibt mir also nichts übrig, als Sie auf Bücher zu verweisen. Am besten hat noch Leo[1]) in seiner Geschichte des Mittelalters die verschiedenen Richtungen, welche die Entwickelung in Be-

[1]) Leo, Heinrich (1799—1878), Professor in Halle, berühmter Historiker, wurde von Arnold Ruge heftig befeindet.

wegung setzen, gefaßt, aber das Buch ist kompendiarisch und trocken; für die unmittelbare Anschauung eines größeren Details möchte ich Ihnen deshalb noch Kortums[1]) Geschichte des Mittelalters empfehlen. Die großen Ereignisse, wie die Kreuzzüge, die hohenstaufische Zeit, die Kulminationspunkte, werden Sie schon aus besonderen Werken studieren müssen, ebenso wie die italienische, deutsche, englische, französische Staatsbildung; nicht einmal den Norden, das heißt Skandinavien, werden Sie übergehen dürfen.

Nehmen Sie diese flüchtigen Zeilen freundlich auf als ein Zeichen meines lebhaften Andenkens an Sie und unsere Gespräche. Ich habe nur den Wunsch, daß uns die Zukunft einen näheren Verkehr nicht ganz unmöglich mache. Grüßen Sie Ihren Bruder und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter, sowie dem Gaetkeschen Ehepaar.

Der Ihrige

M. Duncker.

Das Königsberger Festmahl vom 2. Dezember 1842.

Dem Dichter Georg Herwegh

überreicht von seinen Freunden und Verehrern in Königsberg i. Pr. im Dezember 1842.

Horch! was braust von Alpenhöhen
Gleich dem Felsenstrom heran?
Wie Gewittersturmes Wehen
Hören wir es zu uns nah'n!

[1]) Kortum (1788—1854), Professor in Basel und Bonn, dann in Heidelberg.

Das iſt nicht der Hirtenreigen,
Der in fernen Bergen klingt,
Freiheitsruf iſt's, Helden eigen,
Der uns tief zu Herzen dringt.

Deine Worte, Deine Lieder,
Lorbeerreicher Götterſohn,
Tönen laut zu uns hernieder
Wie des Himmels Donnerton.
Mit dem Munde des Propheten
Haſt Du Freiheit uns gelehrt,
Und, wie heiligen Gebeten,
Haben gern wir zugehört.

Haben alle tief empfunden,
Was den Dichter hat beglückt,
Als in der Begeiſt'rung Stunden
Sehergabe Dich entzückt.
Und zu Deinen Alpen wieder
Tön' es von der Oſtſee Strand:
Freiheit! Freiheit! ſteige nieder,
Himmelstochter, in das Land!

Held der Freiheit, teutſcher Sänger,
Dreifach ſei uns drum begrüßt!
Und das Band, ſchling' Du es enger,
Das ſchon unſern Geiſt umſchließt.
Hat auch treu der teutſchen Sitte
Deine Heimat Dich verbannt,
Hier, in unſ'rer Herzen Mitte,
Sei Dein wahres Vaterland.

Juchmann.

Toaſt Ludwig Walesrodes auf Herweghs Braut:

Meine Herren!

Unſer gefeierter Dichtergaſt hat's dem Martin Luther nachgetan, nicht bloß im kräftigen „chriſtlichen Proteſtieren" gegen die Hierarchie des politiſchen

Papismus, sondern auch darin, daß er das Zölibat, wie es bisher unter den Priestern der Freiheit wenn nicht Gebot doch Sitte war, aufhob und sein Geschick an das eines geliebten Wesens knüpfte. — Wir wissen, daß unser tapferer Dichter deshalb nicht seine Dithyramben der Freiheit gegen eine gemütliche Familienidylle austauschen wird, hat er sich ja auch seine Geliebte nicht durch schmeichelndes Minnegirren, sondern durch eiserne Worte errungen. — Nur Frauen, die hassen können, wie unser Dichter es will, können auch einen Dichter wie unsern Georg Herwegh lieben.

Und gewiß, nicht nur der Männer bedarf unsre Zeit, sondern auch der Frauen im Vollgewichte des Wortes. Frauen, welche dem Manne nachfühlen die ganze glühende Sehnsucht nach Freiheit; welche am Manne lieben den Trotz gegen alle Götzen des politischen wie religiösen Pfaffentums, und den Mut und die Begeisterung des Kampfes; welche am Manne hassen die hohle Borniertheit der Mode und die Feigheit und die tausend kleinlichen Rücksichten auf eine erbärmliche Existenz im Beamtenstaate, im Philisterium und in der Familie, womit er sich vorsichtig gegen die Mahnungen der Freiheit unter vier Augen entschuldigt. — Frauen, welche nicht Mägde mit den Knechten sein wollen, und welche den Eunuchen der Gesinnung, an denen unser Deutschland leider noch so reich ist, ihre ganze herzliche Verachtung zeigen. —

Lassen Sie uns, meine Herren, zugleich mit der Braut unseres gefeierten Dichters allen deutschen Frauen, die so hassen und so lieben können, mit diesem Glase ein donnerndes Lebehoch trinken!

Sie leben hoch!

Herweghs Brief
an den König von Preußen.

Königsberg, im Dezember 1842.

Majeſtät!

„Wir wollen ehrliche Feinde ſein," lauteten die Worte, die Preußens König jüngſt an mich gerichtet; und dieſe Worte geben mir ein Recht, ja legen mir die Verpflichtung auf, offen und unumwunden, wie ich einſt mein Vertrauen auf Ew. Majeſtät ausgeſprochen, nun auch meine Klage, meine bittre Klage vor Ihren Thron zu bringen, ohne eine Devotion zu heucheln, die ich nicht kenne, oder Gefühle, die ich nicht empfinde und nie empfinden werde. Wir wollen ehrliche Feinde ſein — und an demſelben Tage, da Ew. Majeſtät dieſe Worte auszuſprechen geruhten, gefällt es einem hohen Miniſterium, den Buchhändlern den Debit eines von mir erſt zu redigierenden Journals,[1]) von dem unter meiner Redaktion noch keine Silbe erſchienen iſt, und deſſen Debit vor zwei Monaten, ehe dieſe Uebernahme der Redaktion durch mich bekannt geweſen, erlaubt worden war, lediglich meines Namens wegen zu verbieten. Daß dieſer, mein Name, auch bei Ew. Majeſtät einen ſo ſchlimmen Klang habe, kann und darf ich nicht glauben nach dem, was Sie vor wenigen Tagen an mich geäußert. Ohne Zweifel haben Ew. Majeſtät von dieſem Verfahren gar keine Kunde, und der Zweck

[1]) »Der Deutſche Bote aus der Schweiz.«

dieſes Briefes iſt auch nur, dieſe einfache Tatſache zu Ihrer Kenntnis zu bringen, damit Ew. Majeſtät weiter beſchließen mögen, was Rechtens iſt.

Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich weiß, daß mein beſchränkter Untertanenverſtand, mein Bewußtſein einer neuen Zeit, auf ewig widerſprechen muß dem alternden Bewußtſein und dem Regiment der meiſten deutſchen Miniſter, denen ich das Recht der Oppoſition gern einräumen möchte, wenn ſie überhaupt Notiz nehmen möchten, von dem, was um ſie her vorgeht, aber vorgeht in den Tiefen der Menſchlichkeit, ſtatt ſich mit ein bißchen Schaum und Wind zu zanken, die auf der Oberfläche ſpielen. Wenn dieſe Miniſter in dem Widerſpruche gegen ſie auch zuweilen die Elemente einer neuen Religion zu entdecken, nicht bloß Poliſſonnerie und Frivolität zu wittern imſtande wären, kurz, wenn dieſe Miniſter außer dem Zufall ihrer Geburt und ihrer oft ſchätzenswerten, adminiſtrativen und polizeilichen Talente auch das Talent und den guten Willen beſäßen, ſich auf einen ehrlichen Kampf mit ihren Feinden einzulaſſen, ſtatt dieſelben erſt vornehm zu ignorieren, dann, ohne ſie zu kennen, brutal zu behandeln, und ſo Fürſt und Volk zu täuſchen, wenn ſie von einer Beruhigung der Gemüter reden, die in der Tat und Wahrheit nicht vorhanden iſt und durch äußere Maßregeln nun und nimmer erzwungen werden kann.

Noch gibt es Menſchen, die durch nichts zu ſchrecken ſind (und ich rechne mich zu ihnen), Menſchen, die ſich die Seele ausſchreien werden, bis Recht und Gerechtigkeit auf der Welt; umſo getroſter, da ſelbſt die Feinde des Fortſchritts nicht mehr den Mut beſitzen, Gewalt zu gebrauchen, weil ſie wohl einſehen, wie gefährlich das Märtyrertum iſt, und wie für *einen* Mann, den zu unterdrücken ihnen gelingt, zwanzig Geharniſchte auf einmal aus dem Boden ſpringen. Ich bitte nicht um

Zurücknahme des Verbots, so schmerzlich es auch ist, das Kind seiner Muse schon im Mutterleibe bedroht zu sehen und als Individuum mit einem ganzen Staatsprinzip in ewiger Kollision zu leben; ich bitte nicht um Zurücknahme dieses Verbots, denn ich bin kein Schriftsteller von Profession, suche keinerlei materielle Vorteile durch das zu erreichen, was ich sage, weil ich es sagen muß. Aber auch für die materiellen Vorteile und die Verbreitung des Journals ist durch ein Verbot hinlänglich gesorgt. Verbotene Bücher fliegen recht eigentlich durch die Luft, und was das Volk lesen will, liest es allen Verboten zum Trotz. Ew. Majestät Minister haben vor fünf Vierteljahren meine Gedichte verboten, und ich bin so glücklich, im Augenblicke die fünfte Auflage derselben veranstalten zu können. Ew. Majestät Minister haben die Beschlagnahme als gefährlich erschienener Bücher verordnet, und ich habe mich auf meiner ganzen Reise davon überzeugt: diese Bücher sind in jedermanns Händen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich darf um nichts bitten in einem Lande, das ich verlassen will. Ich bin nach der Notwendigkeit meiner Natur Republikaner und vielleicht schon in diesem Augenblick Bürger einer Republik. Ich kann, ohne mich selbst mutwillig zu immerwährender Heuchelei zu verdammen, nicht länger in Staaten leben, woselbst die Zensur aufgehört hat eine Wahrheit zu sein; was ja die täglich stattfindenden Konfiskationen bereits zensierter Bücher beweisen. Aber es hat mein Herz gedrängt, an Ew. Majestät noch ein letztes, ehrliches, wenn auch leidenschaftliches Wort zu richten, ein Wort, was nur die Diener des Fürsten, nicht die Fürsten selbst anklagen soll, ein Wort unter vier Augen, das aber doch nicht bloß mein Wort, sondern das vieler Tausende, ein Wort, das ich mit dem ganzen heiligen Eifer und Vertrauen meiner Seele vor Ew. Majestät

geſprochen,[1]) und das Ew. Majeſtät danach würdigen und ſchätzen werden. In tiefſter Ehrfurcht

Ew. Majeſtät ergebenſter

Georg Herwegh.

Die Antwort war: Herwegh wurde aus Preußen verwieſen. — So erfüllte ſich des Königs Wort: Ich liebe eine geſinnungsvolle Oppoſition.

Die »Leipziger Allgemeine Zeitung«, die im Verlag von F. A. Brockhaus erſchien, wurde infoge Abdrucks dieſes Briefes in ihrer Nr. 358 vom 24. Dezember 1842 durch Königliche Kabinettsordre, d. d. Berlin, 28. Dezember 1842, in den preußiſchen Staaten unbedingt verboten und ihr auch die Tranſitbeförderung durch Preußen mittelſt der Poſt entzogen. Das Verbot wurde aber, nachdem das Blatt am 1. April 1843 ſeinen Titel in »Deutſche Allgemeine Zeitung« geändert, durch Königliche Kabinettsordre vom 28. Juni 1843 wieder aufgehoben. (S. Seite 167.)

Ludwig Walesrode ſchrieb den 13. Dezember 1842 aus Königsberg an Herwegh:

Teuerſter Herwegh!

Ein Ereignis, das ich leider mehr als verdrießlich nennen muß, nötigt mich, Dir zu ſchreiben, noch bevor ich Deinen mir zugeſagten Brief aus Stettin erhalten.

Durch eine unverzeihliche Unvorſichtigkeit Jachmanns iſt Dein dem König zugeſandtes Schreiben der

---

[1]) Das „Vertrauen auf den König" iſt eine Anſpielung auf Herweghs Strophe: »An den König von Preußen«: Sieh, wie die Jugend ſich verzehrt in Gluten eines Meleager ꝛc. (vgl. Verwelkt.

Oeffentlichkeit in die Hände gefallen, und es zirkulieren hier und wer weiß wo gegenwärtig sonst noch unzählige Abschriften, die sich natürlich immer noch vermehren. Es steht nicht mehr in unserer Gewalt, die Veröffentlichung desselben durch deutsche Zeitungen zu unterdrücken . . . Leider habe ich diese traurige Indiskretion erst erfahren, als es nicht mehr möglich war, etwas dagegen zu tun. . . . Sei daher auf Deiner Hut. Es ist möglich, daß ich aus Besorgnis die Sache schwärzer ansehe, als sie ist; aber es liegt in der Natur dieser Sachverhältnisse, aufs schlimmste gefaßt zu sein.

Die Folgen Deines Freimutes dem Könige gegenüber mußtest Du wie ein Mann tragen, falls der König die ungeschminkte Wahrheit, die Du ihm vorhältst, für ein crimen laesae majestatis zu halten allergnädigst geruhen sollte; das wußtest Du auch, als Du dem Könige schriebst, und das ist's auch nicht, was mich mit wahrhaft kummervoller Besorgnis erfüllt. Es ist vielmehr der Passus in Deinem Briefe, der in direktem Widerspruche mit dessen Veröffentlichung oder Zirkulation im Publikum steht. Das könnte unsern Feinden Waffen in die Hände geben und Maßregeln gegen Dich veranlassen, welche die wenigen freundlichen Tage, die Du in der Nähe Deiner Geliebten in Berlin verweilst, leicht verkümmern könnten.

Doch nicht um meine melancholische Ansicht auf Dich zu übertragen, hab' ich Dir geschrieben, ich empfehle Dir hiemit — Vorsicht!!

Daß uns bekannte und befreundete Zeitungsredaktionen den Brief nicht aufnehmen, dafür ist gesorgt — aber ich fürchte die uns feindlich gesinnte Publizistik. —

Nochmals bitte ich Dich aufs innigste, vorsichtig zu sein und Deine Maßregeln so zu treffen, als ob Du aufs äußerste gefaßt sein müßtest.

Ich bin von diesem Vorfall so ergriffen, daß es

mir heute nicht möglich ist, den heitern Ton anzuschlagen, der uns auf unsrer Reise nach dem baltischen Meeresstrande aus der Seele frisch herausklang.

Kannst Du durch einige beruhigende Worte meine trübe Stimmung zerstreuen, so tue es bald und schreibe.

Grüße aufs herzlichste Deine Emma von mir, gern hätte ich diesen Zeilen einige an sie beigefügt — aber es geht heute nicht.

Bleibe mir freundlich!

Dein

Ludwig Walesrode.

Briefe Michail Bakunins an Emma Siegmund:

[Strasbourg] 7 Janvier 1843.

Nous voilà à Strasbourg, Mademoiselle; — pendant la longue et ennuyeuse durée de notre voyage nous avons eu le loisir de réfléchir à notre aise, et il me paraît maintenant que notre fuite de Dresde, et surtout la mienne a été un peu précipitée; mais enfin, l'affaire est faite, et je ne m'en repens pas du tout; — je suis toujours très content de renouveler mon existence, et je suis si heureux de me trouver avec votre „Schatz" que je ne puis assez féliciter d'avoir quitté l'Allemagne. Maintenant nous vous attendons ensemble; venez au plus vite, et amenez avec vous Ruge, pour qu'il nous raconte die Geschichte vom Fuchse.

Notre connaissance est bien récente, Mademoiselle, et cependant je sens en moi une sympathie bien profonde et bien vraie pour vous.

M. Bacounine.

[Zurich] le 3 Février 1842.

Si je ne craignais de vous paraître phraseur, j'aurais essayé, Mademoiselle, de vous exprimer toute ma reconnaissance pour votre aimable et charmante lettre; mais je crois qu'il vaut mieux, que je ne coure pas ce risque et que sautant pardessus la reconnaissance et la joie profonde que j'en ai ressentie, je me dépêche de vous donner tous les renseignements que vous me demandez.

Votre „Schatz" a été malade pendant quelque temps; maintenant il va beaucoup mieux, il travaille, il sort, quoiqu'il se plaigne encore d'une certaine indisposition de corps et d'esprit, une indisposition qui d'après mon avis, ne disparaîtra totalement qu'avec votre arrivée à Zurich. Je n'ai pas besoin de vous rappeler à son souvenir, car voyez-vous, Mademoiselle, — et j'espère que votre „Schlechter Schatz" (nom qu'il vous a donné une fois) ne m'en voudra pas de la déclaration que je vous fais pour lui: vous êtes profondément aimée. Il m'a dit un jour: „Ich habe an meinem Schatz einen unendlichen Halt gewonnen"; n'est-il donc pas naturel qu'il soit „haltlos" c'est-à-dire un peu indisposé en votre absence. Mais vous n'avez rien à craindre, Mademoiselle, il n'y a rien de grave dans son indisposition. Tâchez seulement de venir ici, aussi vite que les circonstances et les Rücksichten qui sont aussi nombreuses et sacrées en Allemagne que les cérémonies en Chine, vous le permettront.

Vous ne pouvez pas vous imaginer avec quelle impatience vous êtes attendue ici; tous comptent les moments, quelques-uns par curiosité, qui paraît être une des principales vertus des villes suisses, les autres à cause de l'intérêt qu'ils portent à Herwegh. Le cercle n'est pas brillant ici, mais il est très agréable, et je

crois que vous vous y plairez; au reste, vous n'aurez besoin d'aucun cercle une fois que vous serez avec Herwegh. Vous êtes bien heureuse, Mademoiselle, vous aimez et vous êtes aimée. Je ne crois pas que votre existence puisse être tranquille, mais cela n'est pas un grand malheur car, pour mon compte, je regarde cette tranquillité qu'on prône tant, comme le plus grand malheur qui puisse arriver à un homme, et je crois qu'à ce sujet, vous êtes entièrement de mon avis. L'amour réuni à une large et continuelle action, voilà le seul et unique bonheur; je crois même que c'est la seule et unique vertu, car tout le reste n'est que néant et mensonge.

Que vous dirai-je encore, Mademoiselle? Vous parlerai-je de l'impatience avec laquelle je vous attends moi-même? Oh, je me promets tant de belles et saintes jouissances de votre présence ici; je serai si heureux de vous voir tous les deux heureux, et puis et puis, nous nous séparerons — chacun ira son chemin. Je n'ai plus de patrie depuis que j'ai renoncé à la mienne, et pareil au juif errant je suivrai docilement la route que mon sort et mes croyances m'indiqueront. Il est impossible de se refaire une patrie, aussi ne me donnerai-je pas cette peine inutile, d'autant que je sens que plus je me sépare de la mienne plus je l'aime, et plus je suis convaincu qu'elle [1]) est appelée à un grand rôle sur le champ sacré de la démocratie. Ce n'est qu'à cette condition que je l'aime.

Jules Elysard [2]) travaille à un article pour le „Deutsche Bote", — un article qui, j'espère, sera meilleur et plus pratique que le premier.

Adieu Mademoiselle, saluez, je vous en prie, votre

---

[1]) NB. Rußland.

[2]) Pseudonym, unter welchem Bakunin geschrieben.

frère de ma part, et rappelez-moi au souvenir de votre ami Cybulski.

Votre dévoué

M. Bacounine.

Je viens de recevoir votre lettre pour Herwegh, et je la lui remettrai dans un moment.

Follens Brief an Emma Siegmund.

Sonneck bei Zürich, 12. Februar 1843.

Meine teure Emma!

Ich bin in einiger Besorgnis, die zwar nicht dringend, aber für einen älteren Mann wie ich, der so seine väterlichen Zärtlichkeitsschwachheiten hat, doch eine Besorgnis ist. Herwegh ist seit seiner Rückkehr in mein Haus nicht so gesund, wie im letzten Jahre seines Aufenthaltes bei mir. Ich nahm ihn zuerst auf, um ihn unter den Auspizien unseres trefflichen Pfeufer zu pflegen, und sah einen Erfolg, den ich bis an mein Ende als eines meiner glücklichsten Erlebnisse in meinem Gemüte aufbewahren werde. Ich hoffte, das vom Arzte als kritisch betrachtete Kopfweh, welches, wenn es dauerte, in Gehirnkrankheit umzuschlagen einigen Anschein nahm, sei ganz geschwunden. Da sich seit Herweghs Rückkehr wieder Spuren davon zeigten, muß ich wünschen, daß er zur Ruhe komme, die ich ihm aus doppelten Gründen nicht mehr bieten kann. Ich wünsche, daß seine Emma dies tue, ich genüge ihm, sehr natürlicher- und billigerweise, hiezu nicht. Dazu kommt, daß die elende Züricher Regierung ihm den Aufenthalt abgeschlagen und denselben nur bis zum 20. Februar gestattet hat. Wo dann hin in der Zwischenzeit? Unwohl, abgesondert von seinen Freunden?

Ob die Erwerbung des Bürgerrechts in Baſelland in dieſem Beſchluſſe der hieſigen Regierung eine Aenderung machen wird, iſt keineswegs mit Sicherheit vorauszuſehen. Auch hat ihr Beſchluß unter unſern deutſchen Freunden eine ſolche tiefe Indignation erweckt, daß dieſer Vorfall die Geſtalt unſeres hieſigen Zuſammenlebens in kurzem umwandeln dürfte; ſobald wir können, werden wir den hieſigen Staub von unſeren Sohlen ſchütteln.

Bis zur definitiven Erteilung des Bürgerrechts in Baſelland währt's noch drei Wochen von heute; das Ortsbürgerrecht wird Herwegh heute erteilt werden, dann bedarf er noch der freilich unzweifelhaften aber doch erſt in drei Wochen erfolgenden Beſtätigung des Landrates, welcher erſt dann ſich verſammelt. — Ich denke mir, Sie werden vorderhand nach Bern gehen, wo mein Schwager Vogt,[1]) Profeſſor der Klinik an der Hochſchule, deſſen Haus mit Herwegh ſehr befreundet, und wo die Regierung liberal iſt. Meine teure Emma! Ich hoffe, in Ihnen ein Mädchen zu finden, von der Energie und Hingebung, wie meine ſtille Braut war: als Deutſchland mich ans felſige Schweizerufer auswarf, die Schweiz mich nicht beherbergen wollte, als die Schergen von Preußen aus mich hierher verfolgten, — in dieſen Momenten drang ſie auf unſere Verbindung mit einer unbeugſamen Kraft, welche alle Hinderniſſe überwand.

Da ich weiß, daß Herwegh nicht ruhig wird, und darum auch nicht geſund, bis Sie bei ihm ſind (auch Bakunin, der mir ſagt, daß er ihn nie eigentlich heiter geſehen, als in Ihrer Geſellſchaft, und unſere anderen Freunde ſind der gleichen Ueberzeugung), ſo wünſche

[1]) Sehr bedeutender Arzt aus Gießen, Vater von Karl Vogt.

ich, daß Sie vor allem kommen; das andere wird sich alles leicht bewältigen lassen.

Ich eile, diesen Brief noch auf die abgehende Post zu bringen. Von ganzem Herzen

Ihr Follen.

Herwegh und das deutsche Publikum.[1])

Aus der Rheinischen Zeitung vom 21. März 1843.

Verfasser: Prutz.

Als im Jahre 1841 Herweghs Gedichte erschienen, war der Name des Dichters in Deutschland noch völlig unbekannt, doch bald waren diese Gedichte in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Der Dichter hatte in kurzer Zeit in den Gleichgesinnten die wärmsten Freunde gefunden und von seiten Andersdenkender konnte ihm die Anerkenntnis eines bedeutenden Talentes nicht versagt werden. Es kam die Zeit, wo auch ein großer Teil des Publikums des Dichters Persönlichkeit kennen lernen sollte. Herwegh reiste im Herbst des Jahres 1842, um Mitarbeiter für eine beabsichtigte Zeitschrift zu gewinnen, den Rhein herab und durch Norddeutschland bis nach Königsberg. Es konnte nicht fehlen, daß an allen Orten seines Aufenthalts diejenigen, deren Gesinnung in Herweghs Lyrik ihren Ausdruck gefunden hatte, und die ihm also nicht bloß im Interesse des ästhetischen Genusses, sondern durch wahre Dankbarkeit und Liebe zugetan waren, ihn auf das Freundlichste bewillkommneten und ihn durch kleine Festlichkeiten zu ehren suchten. Schmäuse, Toaste, Geselligkeit waren die Mittel, deren man sich hiezu bediente, und

---

[1]) Vgl. mit »Zehn Jahre. Geschichte der neuesten Zeit. 1840—1850. Von Robert Prutz« (Leipzig 1856, II. 380).

wahrlich, wenn es etwas Unſchuldiges iſt, ſich für Geſinnung und Talent eines Mannes zu begeiſtern, dem ſo große und lebhafte Teilnahme geſchenkt wird, ſo konnte man ſich keiner unſchuldigern Mittel bedienen, dieſe Begeiſterung an den Tag zu legen.

Und wie zeigte ſich Herwegh dem Publikum und dieſen Beweiſen der Teilnahme gegenüber? Man beſchrieb ihn allerwärts als einen beſcheidenen, ſtillen und ernſten Mann, mehr in ſich gekehrt als lautem Treiben geneigt; weit entfernt, Demonſtrationen öffentlicher Anerkennung zu provozieren, wich er ihnen da, wo er glaubte, ſie könnten Anſtoß erregen, ſorgfältig aus, und hatte ſein dichteriſcher Genius die Herzen im Sturme erobert, ſo trug ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit nicht wenig dazu bei, ſie dauernd zu feſſeln. So wurde von allen Seiten gemeldet, und wenn ſich auch nicht in Abrede ſtellen läßt, daß dieſe Meldungen eben von ſeinen Freunden ausgingen, ſo läßt ſich doch gar nicht bezweifeln, daß etwaige Eitelkeiten und Anmaßungen des Dichters in ſeinen politiſchen Gegnern nicht minder bereitwillige Organe gefunden haben würden. Der König von Preußen ließ ſich den Dichter vorſtellen und gewährte ihm eine freundliche Anerkenntnis, indem er ihm wie jedem andern das Recht der freien Ueberzeugung zuerkannte.

Wir haben hier bereits bekannte Dinge, wie wir glauben, ohne irgend die Wahrheit verletzt zu haben, nochmals unſern Leſern vor Augen geführt, um darauf hinzuweiſen, daß bis jetzt Herwegh noch als völlig unbeſcholtener und ehrenhafter Menſch vor dem deutſchen Publikum ſtand, deſſen Ueberzeugungen man verwerfen konnte, den man aber als Dichter und Mann von Ueberzeugung achten mußte. Jetzt erfolgte Herweghs Brief an den König von Preußen und ſeine Veröffentlichung. Wir wollen hier dieſen Brief nicht

anklagen; er hat seine Ankläger und Richter gefunden. Wir wollen ihn auch nicht entschuldigen, wir wollen uns beruhigen bei den Urteilen, die wir darüber im Publikum hören, er war eine Unvorsichtigkeit, sagen die einen, eine Respektlosigkeit, die andern; genug, es war ein Fehltritt, dem aber sicherlich dadurch, daß die Veröffentlichung wider Wissen und Willen des Verfassers geschah, jede Gehässigkeit genommen wird. Es folgte die Strafe auf dem Fuße. Auch über sie wollen wir uns kein Urteil erlauben. Aber, das läßt sich nicht leugnen, sie war hart und war wohl geeignet, das Unrecht, welcher Art es auch war, abzubüßen und die Person, so weit sie auch etwa schuldig war, vor den Augen des Publikums wieder zu reinigen. Man konnte Herweghs politische Gesinnungen nicht teilen, man konnte seinen Brief aufs entschiedenste mißbilligen, man konnte mit der auf administrativem Wege über ihn verhängten Strafe völlig einverstanden sein — — — aber was Humanität, was Gerechtigkeit und Edelmut in diesem Falle heischten, das war wenigstens Stillschweigen.

Nun, was tatst du humane, du hochgebildete, du gerechte Nation? Was taten deine Stimmführer, oder vielmehr ein großer Teil der deutschen Preßorgane? Sitzt ein Verbrecher vor uns auf der Bank des Angeklagten und ist uns das Herz geschwollen von Zorn und Unmut über den tiefen Fall des sittlichen Gefühls und das Gewebe ehrloser Bosheit — so zieht Friede und Versöhnung in die Brust, sowie der Spruch des Richters gefallen; mit diesem Augenblicke sitzt nicht mehr der Verbrecher, es sitzt der Mensch, der Mitmensch vor uns. Das ist die Macht der Humanität. Aber Herwegh war kein Verbrecher, war kein boshafter, kein ehrloser, kein unsittlicher Mensch; sein Vergehen bestand darin, daß er gegen den herrschenden Gedanken des Staates

verstoßen hatte. War aber Herwegh nur politischer Gegner — nun so dünkt mich, war es unritterlich, ihn zu verhöhnen, wenn er durch eure Lanze, war es über alle Maßen schmählich, ihn zu verhöhnen, wenn er durch einen Fehltritt zu Falle gebracht worden war. Was tat also ein großer Teil der deutschen Zeitungen? „Wetter, ich fürchte mich vor dem Schießpulver, Percy, ob er schon tot ist;" — „darum will ich ihn in Sicherheit bringen, ja, und will schwören, daß ich ihn umgebracht habe." — „Also kommt, Bursch! mit einer neuen Wunde im Schenkel müßt ihr mit mir fort." Ja, fragt nur, was tat die „liebe" deutsche Presse, die „gute" deutsche Presse, die „biedere" deutsche Presse, die „tapfere" deutsche Presse, umso tapferer, da sie die „alte" deutsche Presse ist?

Wunde auf Wunde versetzte sie dem Geschlagenen, Hohn auf Hohn, Schmähung auf Schmähung, Witz auf Witz häufte sie, sie war durch den unerhörten Skandal auf lange Zeit hinaus in eine seekranke Nervengereiztheit gefallen, eine Art sentimentalen Katzenjammers hatte sich ihrer bemächtigt, der sich bei der geringsten Andeutung des fatalen Ereignisses in Schimpfworten Luft machte. O, es ist ein schöner, ein nobler und ritterlicher Zug unserer „guten Presse" . . . er bewährte sich schon bei dem Falle Spontinis,[1]) aber nirgends glänzender als hier.

Und als wäre das Uebel ansteckend, auch ein Dichter trat als Schildknappe dieser sich tugendsamlich spreizenden Presse auf, um zu der giftigen Prosa Berliner Korrespondenten auch süddeutsche Verse über Herwegh

---

[1]) Spontini (1774—1851), im Jahre 1841 Kapellmeister der königlichen Oper in Berlin; wurde während einer Vorstellung des Don Juan durch das aufgeregte Publikum gezwungen, das Dirigentenpult zu verlassen (2. April 1841).

auszuschütten, ein Dichter, der in jeder Hinsicht Ursache gehabt hätte, zu schweigen: Ferdinand Freiligrath. Auch Freiligrath hat seine Freunde und ist ein bedeutendes poetisches Talent. Der Wert und der Mangel seiner Poesie ist längst und wiederholt klar ausgesprochen, und wenn dies namentlich von der Partei geschehen ist, welche er in Herwegh angegriffen, so wird doch niemand verkannt haben, daß in diesen Beurteilungen Schonung und Anerkenntnis sich miteinander verbanden. Es wird dies nur erwähnt, um darauf hinzuweisen, daß Freiligrath sich nicht verletzt und gereizt fühlen konnte. Er schien sich auch den Vorwurf, der ihm gemacht wurde, daß es seiner Poesie an dem herzbewegenden Inhalt des Vaterlandes und der Gegenwart gebreche, zu Herzen zu nehmen. Sichtlich war in seinen neuern Produktionen das Bestreben, sich diesen Stoffen zu nähern. Aber man verkehrt nicht ungestraft lange mit den Dattel- und Kokospalmen, und mit den Löwen, Tigern und Kameloparden der Wüste; es läßt sich nicht verkennen, der geordnete Inhalt ist nicht Freiligraths Inhalt, diese Kämpfe, diese Aengste, dieses Sehnen, dieses Grollen und Jubeln der Herweghschen Poesie sind nie in Freiligraths Brust lebendig geworden, sie liegen jenseits seines Horizonts, er würde sich nie dahin erheben können. Damit wird sein Talent nicht herabgesetzt, aber das Talent kann nur gestalten, was in der Brust wirklich erlebt worden. Und wie Freiligrath nicht über seine poetische Schranke hinauskonnte, so mochte auch der Enthusiasmus, den Herwegh erreicht, verglichen mit dem stillen Behagen seiner eignen Freunde, ihm etwas unbegreiflich, unheimlich, lästig erscheinen, umso mehr als seine eigene Bedeutung dadurch in den Hintergrund geschoben wurde. Und so entstand jenes unerquickliche Hohngedicht auf Herwegh in der Kölnischen Zeitung, das er bei sich viel-

leicht auch durch den früheren Angriff Herweghs entschuldigen mochte, und das einen überaus kläglichen und peinlichen Eindruck macht. Es ist nicht Servilismus, nicht Bosheit, nicht Neid und Haß, was sich hier ausspricht; es ist die trübe Beschränktheit, in der diese und andere Motive nur noch embryonisch liegen, die trotz ihrer Unerquicklichkeit doch nicht ohne Wohlmeinen und Behagen aufzutreten pflegt und vortrefflich von Goethe in dem bekannten Epigramm auf Nicolai's Werther gezeichnet wird.

Und wie suchte man Freiligrath zu verteidigen? Man nannte ihn den Rächer Arndts. Ihr wunderlichen Heiligen! Als wenn Arndt[1]) der Rache Freiligraths, der Rache irgend jemandes bedürfte, und ihrer namentlich bedürfte Herwegh gegenüber? Als die Partei, deren Sänger Herwegh ist, zuerst sich mit Selbstgefühl Partei nannte und auf die Notwendigkeit der Parteilichkeit, ja auf die Unmöglichkeit der Unparteilichkeit hinwies, welch feindseliges Geschrei erhob sich, wie wegwerfend sprach man von dem Parteitreiben und dergleichen, denn Partei war damals eine unerhörte Sache, eine unsittliche Kategorie, die mit der Revolution in der nächsten Beziehung stand! Gleichwohl wollte diese Partei durch die Parteien die Macht und den Frieden des Staates so wenig gefährden, daß sie ihn vielmehr dadurch, daß sie ihn durch die Parteien in lebendigen Fluß und Bewegung setzte, von der Möglichkeit jeder Erschütterung und Revolution bewahren und sicherstellen wollte. Parteileben soll und kann nicht das Staatsleben aufheben, das Staatsleben kann und soll sich vielmehr in den Parteien manifestieren. Jetzt scheint man allgemein von der Notwendigkeit der Parteien überzeugt zu sein. Als dieselbe Partei nach Kräften

[1]) Ernst Moritz Arndt (1769—1860).

dem unſittlichen Franzoſenhaß [1]) entgegentrat und mit Hinweis auf Frankreichs Tugenden beide Völker zu verſöhnen ſuchte, welch feindſeliges Geſchrei erhob ſich, wie ſchalt man auf dieſe undeutſche Geſinnung und das Kokettieren mit dem Fremdentum! Gleichwohl lag es auf der Hand, daß die Partei im echten Intereſſe Deutſchlands ſprach, deſſen Aufgabe es iſt, die Völker durch Erkenntnis und Humanität zu überwinden, nicht ſich in blindem Argwohn und Haß gegen ſie zu verhärten. Auch hierin ſcheint ihr Beiſpiel Beifall gefunden zu haben. Als dieſe Partei den infolge des Beckerſchen Rheinliedes eingetretenen Freiheitsjubel kritiſierte, wiederum welch Geſchrei; und doch ſollte auch dieſe Kritik nur dieſe Einheit reeller machen, indem ſie darauf hinwies, wie gebrechlicher Natur ſie ſei und welche Hinderniſſe noch vor dem Jubel zu überwinden ſeien. Als dieſe Partei den Enthuſiasmus über die Berufung Tieds, Rückerts, Schellings, Fouqués u. a. nach Berlin nicht teilte, welch Geſchrei! Und doch wollten ſie es keineswegs tadeln, daß der Staat den Männern von berühmten Namen, um die er ſich bisher nicht bekümmert hatte, ein ſorgenfreies Alter gewähre; ſie wollte nur den Enthuſiaſten entgegentreten, die an dieſes Begebnis eine neue Aera für Kunſt und Wiſſenſchaften knüpften, die nun den Geiſt nach Berlin gebannt wähnten und die Größen der Vergangenheit zu den Führern der Gegenwart zu machen ſuchten. Nun, und ebenſo iſt es mit dem Tadel Arndts, dieſes Ehrenmannes, dieſes Mannes von Tat und Wort, vor dem

---

[1]) „Ich liebe Deutſchland, glaubt es mir,
Doch ganz entſetzlich iſt
Mir ſolch ein Patriot beim Bier,
Wenn er Franzoſen frißt."
(G. Herweghs unveröffentl. Notizen aus jener Zeit.)

jeder Deutſche Achtung hat, und um ſo mehr, je mehr ihn die Bildung dazu befähigt. Es iſt albern, zu glauben, Herwegh könne einen Mann wie Arndt ſchmähen. Offenbar wollte auch er nur jenen Enthuſiaſten entgegentreten,[1]) die in der Rehabilitation Arndts den Anbruch des Tags der Freiheit für Deutſchland begrüßten, die den freilich mit Ehren alt gewordenen, aber doch alten Mann als eine Bürgſchaft des freien Deutſchlands ausposaunten; denn auch Männer wie Arndt ſind Söhne ihrer Zeit, Arndts Zeit iſt vorüber; wohl uns allen, wenn wir unſerer Zeit ſo dienen, wie er der ſeinigen. Es genügte dieſes Wort, um jenen Vorwurf von Herwegh abzuweiſen und der Verteidigung Freiligraths die Stütze zu nehmen.

Die Nachricht, daß der König von Württemberg Herwegh begnadigt und mit der Erlaubnis beſchenkt habe, in ſein Vaterland zurückzukehren,[2]) war uns in die Seele des hartgetroffenen Mannes hinein überaus wohltuend. Herwegh hat in wenigen Monaten ſehr reiche Erfahrungen gemacht, um die ihn, ſo bitter die meiſten waren, jeder beneiden dürfte, der den Mut hat, ſein Herz durch die Hammerſchläge der Zeit ſtählen zu laſſen. Er lernte nicht bloß Länder und Städte, er lernte auch ihre Leute kennen, er erfuhr die Liebe und Teilnahme ſeiner Freunde, die ihm mit gleicher Geſinnung und mit Jubel entgegenkamen, er erfuhr den Haß ſeiner Gegner, die ihn, nachdem ihn das ſtrafende Geſetz niedergeworfen, mit grenzenloſem Hohne und Erbitterung verfolgten, er wurde wahrhaft durch den

---

[1]) S. Herweghs Gedicht: „Arndts Wiedereinſetzung".

[2]) NB. Der König von Württemberg hatte Herwegh die ſtraffreie Rückkehr nach Württemberg geſtattet, welcher Genehmigung es bedurfte, da Herwegh ſeiner Militärpflicht nicht genügt hatte.

Schlamm der deutſchen Preſſe gezogen, und als er ein Aſyl gefunden zu haben glaubte, wankte auch dort der Boden unter ſeinen Füßen, er erlebte in kurzer Zeit auf höchſt empfindliche Weiſe die Launen des Schickſals und die Schwächen ſeines Volks. Wird Herwegh ſich mit der Weisheit der Narren begnügt haben:

„Wem der Witz nur ſchwach und gering beſtellt,
Hopheiſa bei Regen und Wind,
Der füge ſich ſtill in den Lauf der Welt,
Denn der Regen der regnet jeglichen Tag.“

Wir glauben's nicht; wir glauben's nicht, wenn man von Zürich ſchrieb, er ſehe dies alles mit Ruhe und Gleichgültigkeit über ſich ergehen; wir glauben vielmehr, daß Herwegh zu menſchlich und zu deutſch empfindet, um nicht aufs tiefſte von ſeiner Zeit, die ihn wie die ſpaniſche Jungfer in ihre ſtachel- und meſſerreiche Umarmung genommen hat, verwundet worden zu ſein, wir hoffen das — aber wir haben auch die Zuverſicht, daß dieſe harte Schule ihn nicht gebeugt, ſondern zum fertigen Mann ſeiner Zeit erzogen haben wird.

Herwegh und Dingelſtedt.

Als Georg Herwegh, der im Winter 1841—1842 zu Paris mit Dingelſtedt freundſchaftlich verkehrt hatte, aus einem von Robert Prutz an ihn nach Italien gerichteten Schreiben erfuhr, Dingelſtedt ſei zum Hofbibliothekar und Penſionär des Königs von Württemberg geworden, antwortete er (den 25. Juli 1843) aus Mailand an Robert Prutz:

Daß Dingelstedt ein Lump geworden, ist eine der bittersten Erfahrungen meines Lebens. Er war einst mein bester Freund, und wir haben ein schön Stück zusammen geschwärmt.

Freund! es ist doch eine schlechte Welt; Du hast schier recht, melancholisch zu werden. Aber Dingelstedt war von jeher ein Literat, die Freiheit war ihm eine interessante Bekanntschaft, die er vielleicht auch geehlicht hätte, wenn sie einige Baaria besessen. Es sind deren noch viele unter uns, glaub' es mir; wir mögen uns vorsehen. Wenn die Bursche früher Bände voll Liebesgedichte gesudelt, ohne zu wissen, wie ein Mädchen eigentlich aussieht, so machen sie's nun auch mit der Freiheit. Armer Dingelstedt — wär' ich bei ihm geblieben, es wär' doch anders gekommen. Ich habe unter Tränen ein Lied an ihn konzipiert mit dem Motto: de mortuis nil nisi bene.[1]

---

[1]) Das Lied, von dem in dem Brief an Prutz die Rede ist, wurde niemals zu Ende geschrieben. Es lautet unter anderem in dem Konzept:

Du hast den Spieß auf die Seite gelehnt
— — — — — — — —
O wärst Du gestorben, ich könnte ehrlich
In meinem Herzen Dich begraben,
Du solltest den besten Platz darinnen haben;
Nun aber muß ich Dich, Selbstmörder,
In einem Winkel Dich verscharren.
— — — — — — — —
Du nahmst an Freundschaft mir den Glauben.
— — — — — — — —
O leichter Dienst der Freiheit, der nichts dulden will!
— — — — — — — —
Wie flog mein Gruß Dir einst entgegen!
Und schmähst nun, wer für die Freiheit kämpft!
— — — — — — — —

Herwegh begnügte sich damit, in die 2. Sammlung der Gedichte eines Lebendigen die bewußtlose Selbstparodie des Kosmopolitischen Nachtwächters „Hochwohlgeboren“ einzuschalten; das war das Gedicht, das Dingelstedt zu Paris in einem poetischen Wettstreit mit Herwegh improvisiert hatte. Nur allzuwahr klang nunmehr der Kehrreim: Ich muß geheimer Hofrat werden. Mit welcher unerschütterlichen Treue beharrte Herwegh hingegen auf dem politischen Standpunkt, den er damals erkoren hatte!

Dingelstedt versöhnte sich jedoch später mit Herwegh und vermittelte es, daß er mit der Uebertragung der Shakespearedramen beauftragt wurde.

Ein Trauerschleier um Dein Bild
Sei dieses Lied gewoben.
— — — — — — — —
Weil Goethe und Schiller am Hof lebten,
Glaubst Du Dich gerechtfertigt.
— — — — — — — —
Börne hat sich im Grabe gedreht.

Namenverzeichnis.

d'Agoult Gräfin (Daniel Stern) 223.
Arndt Ernſt Moritz 280—282.
Arnim Graf von 123—124.
„ Eliſabeth (Bettina) von 166. 181.

Bakunin Michail Alexandrowitſch 24. 37. 50. 92. 99. 101—103. 122. 126. 132. 134. 141. 142. 150. 176. 192. 194. 220. 222. 270—273.
Bannwarth Jakob 225.
Baur Chr. F. Profeſſor 12.
Becker Nikolaus 281.
Begas Carl Joſeph (1794—1854) 164. 207.
Béranger Pierre Jean de (1780—1857) 223.
Berger Ludwig (1777—1859) 25.
Bijonfy Dr. med. F. de Paula 225.
Blos Wilhelm, kommuniſt. Literat 228.
Blum Robert 109. 161.
Bluntſchli Joh. Kaſpar 38. 219. 243 bis 250.
Bninska Gräfin Ignace 125.
Bodenſtedt Martin Fried. (1819—1892) 229.
Bodmer Kitty 221. 222.
Boerne Ludwig (1786—1837) 7. 11. 228. 245.
Boetticher 69. 81.
Bolin Profeſſor Wilhelm 119.
Bonaparte Louis Napoleon 228.
Brockhaus A. F. 172. 268.
Brongniart Adolphe Théodore (1801 bis 1872) 223.
Bruckmann Alex. 242. 244.
Büchner Georg 21. 221.
Buhl L. 34.
Bülow Hans von (1830—1894) 226.
Bürkli 241.

Campanella Thomas (1568—1639) 245.
Camphauſen Ludolf von (1803—1890), Miniſterpräſident 166.
Caſpari 107. 194.
„ Minna 25. 160. 184. 194. 218.
Challemel-Lacour Paul Armand (1827 bis 1896) 229.
Cieszkowski Graf Auguſt 208.
Cironi Piero (1819—1862); berühmter italieniſcher Patriot, intimer Freund E. und G. Herwegh's. Er war im

Jahre 1856 mit E. Herwegh hauptſächlich bei der Befreiung Orſinis aus den Kerkern von Mantua tätig geweſen. 227.
Crelinger Juſtizrat 57. 64. 66. 73. 74. 83. 189.
Crelinger, Bruder des Vorſtehenden 34. 57. 73. 89. 189. 201. 204.
Crelinger Auguſte (ſ. Stich) geb. Düring 29. 30. 87. 189.
Cybulski Dr. Adalbert 92. 107. 113. 131. 153. 156. 158. 170. 177. 202. 273.
Czartoryski Prinz Ladislaus (1828 bis 1894) 168.

Daene (ſ. Temme) 167.
De Boni Filippo (1816—1870); vortrefflicher italieniſcher Schriftſteller, Freund Mazzinis und Garibaldis, Geſandter der römiſchen Republik in der Schweiz, Mitarbeiter an der Unità Italiana; ſpielte eine wichtige Rolle nach 1860. 227.
Diezel Guſtav 14. 15.
Dingelſtedt Franz von 183. 198. 283 bis 285.
Diſteli (1802—1844) 186.
Dragomanow M. 24.
Duncker Charlotte (ſ. Gutike) 25. 64. 77. 99.
Duncker Max 28. 64. 77. 100. 258 bis 262.
Düring Auguſte 87.

Ebert Dr. med. Hermann 53. 67. 82. 211.
Ebert Marie (ſ. Goslich) 87.
Elsner Dr. 16.
Elßler Fanny (1810—1884) 49.
Elyſard Jules (ſ. Bakunin)
Eſenbeck Dr. Nees von 39.

Fabrizj General Nicola; der älteſte von 3 Brüdern; ſehr bedeutend und großer Patriot (geb. 1805) 227.
Fabrizj Dr. Paolo; berühmter Chirurg (1807—1859); wurde nebſt ſeinem Bruder Nicola 1831 bei dem Aufſtand des Menotti in Modena zum Tode verurteilt, da ſie durch die Flucht entkamen, in effigie gehängt und ihr Beſitz konfiſziert. Dr. Paolo Fabrizj hatte durch ſeine Kunſt zweimal die Familie vom Untergang gerettet. 227.
Fabrizj Luigi; Offizier; der jüngſte der Brüder, deren Vater Advokat, die Mutter geb. Gräfin Piretti 227.
Feuerbach Anſelm; Archäologe (1798 bis 1851) 24.
Feuerbach Anſelm; Maler (1829—1880) 24. 26.
Feuerbach Henriette geb. Heydenreich 24.
Feuerbach Ludwig (1804—1872), der große Philoſoph 25. 119. 187. 224. 251—255.
Feuerlein Emil 15.
Firmenich Bartholomäus 248.
Follen Auguſt Ludwig Adolph 13. 17. 46—50. 66. 93—95. 101. 103. 110. 114. 115. 126. 132. 133. 135. 142. 145. 165. 183. 194. 195. 197. 218—222. 273—275.
Follen Karl (1795—1839) 17.
„ Roſa 114. 142.
„ Frau Suzette 195. 221.
Fouqué Fried. Baron de la Motte (1777 bis 1843); romantiſcher Dichter 281.
Freiligrath Ferd. (1810—1876) 22. 99.

147. 148. 166. 167. 195. 207. 235—240. 279—281.
Friedrich Wilhelm IV. 31—33. 36. 37. 45. 51. 59. 63. 64. 69. 75. 76. 81. 85. 99. 106. 109. 112. 121. 165—167. 186. 187. 196. 237—240. 265—270. 276.
Froebel Julius (1805—1893) 38. 134. 185. 242. 252. 254.
Froebel Karl 252.
Froriep Medizinalrat Prof. Dr. 96. 192.
„ Frau 96. 127. 192.

Gaetke Heinrich 168. 262.
Garibaldi Giuseppe (1807—1882) 220. 227.
Geibel Em. (1815—1884) 112. 148. 166. 185. 237.
Georgii Julius 9.
Goethe 7. 14. 168. 225. 280.
Goslich (ſ. Ebert) 87.
Gottſchall Rud. v. (geb. 1823) 35.
Graefe Albrecht von 27. 160.
„ Ottilie v. (ſ. Thile) 27. 54. 73. 92. 97. 157. 158. 160. 169. 171.
Gutike Dr. med. 24.
„ Charlotte (ſ. Duncker) 99. 107.
Gutzkow Carl G. (1811—1878) 93. 249.

Hagn Charlotte v. (1809—1891) 49.
Hahn Hahn Gräfin Ida (1805—1880) 186. 207. 210.
Hanſemann 166.
Haſſeld 259.
Hauber Ephorus 11.
Hébert Michel Pierre Alexis 249.
Hecker Fried. (1811—1881) 225.
Heine Heinrich (1797—1856) 11. 22. 223.
Held Conſtans von 26.
Helm Paſtor 154. 170. 174. 203.
Henckell Karl 228.
Henle Dr. Fr. Guſt. Jakob 24. 127. 192. 220. 239. 240.
Hennes Dr. J. J. 248.
Herwegh Ernſt Ludwig 9. 10.
„ Fr. Roſ. Kath. geb. Märklin 9. 10. 13.
„ Friederike 9. 112. 127. 142. 217.
„ Horace geb. Paris (843 † Paris 1901; franzöſ. Ingenieur 231.
„ Camille geb. Paris 1847 † 1848 53.
„ Ada geb. Paris 1849. 231.
„ Marcel geb. Zürich 1858, franzöſiſcher Bürger 231. 247.
Heſekiel, Schriftſteller 128.
Hitz Conrad 161.
Holbein, Prof. 25. 52. 218.
Hottinger 197.
Humboldt Alex. von (1769—1859) 95.
Hutten Ulrich von (1428—1523) 28.

Jachmann Dr. K. R. 36. 70. 81. 262. 263.
Jacoby Dr. Johann 34. 35. 48. 55. 62. 64. 65. 69. 70. 74. 81. 82. 86.
Imbriani Vittorio (1840—1886) ital. Gelehrter und Schriftſteller 227.
Jordan Wilh. (1819—1904); Dichter und Aeſthetiker 35.
Julius Guſtav 120. 144.
Jung Dr. Alexander 76. 93.

Kaufmann 208.
Kaufmann E. F. (1803—1856) Komponiſt 101.
Keller Gottfried (1819—1890) 226.
Klopſtock Fried. Gottlieb (1724—1803) 67. 241.

Knoll 9.
Koczorowski; poln. Patriot 129.
Kolb Guſt. Ed. (1798—1865) 250.
Kortum 262.
Kremſer, Baurat 96.
Krüger Wilhelm 86. 136. 160.

Łącka Emilie (ſpr.: Lonska) (ſ. Bnińska) 125. 145. 156. 160. 171.
Łącka Wladislas 129.
Ladenberg Präſident von, Staatsrat (1769—1847) 166.
Lamartine Alphonse de (1790—1869) 14.
Laſſalle Ferdinand (1825—1864) 96. 228. 249.
Laube Heinrich (1805—1884) 75. 106.
Lelewel Joachim (1786—1861) 123.
Lengerke Prof. Cäſar von 35.
Leo Heinrich 261.
Lewald Auguſt 13. 14.
Liebert 88.
Liszt Franz (1811—1886) 21. 75. 76. 85. 107. 17[illegible]. 208. 210. 223. 226.
Locher J. Heinr., Pfarrer 195. 221.
Ludwig I. von Baiern 74.

Maerklin Dr. med. Joh. Jak. (1818 bis 1870) 9. 15.
Magdzinski Theophil; Juriſt, ſpäter Abgeordneter 123. 129.
Magnus Eduard 114. 134. 164.
Marx Karl (1818—1883) 162. 166. 182. 223.
Max von Baiern 219.
Mayet H. 60. 96.
Mazzini Giuſeppe (1805—1872) 227.
Mendelsſohn-Bartholdy Felix (1809 bis 1847) 24.
Meyerbeer Giacomo (1791—1864) 131.
Meyrowicz 36. 99. 269.
Miehe Dr. 89.
Miethe Friederike Auguſte (ſ. O'Connell) 114. 127. 137. 189.
Mignet (1796—1884); franzöſ. Hiſtoriker 12.
Moleſchott Jac. (1822—1893) 97. 226. 227.
Moſen Julius (1804—1875) 45. 62.
Mühlbach Luiſe († 1873) 28.
Mühlenfels L. von 107. 109. 145. 165. 184.
Müller-Strübing Dr. Hermann 28. 107. 110. 111. 115. 126. 133. 144. 165. 208.
Mundt Theodor Dr. 249.

Nadler, Dialektdichter 225.
Nagler von 194.
Napoleon I. 7. 235. 250.
Napoleon III. (ſ. Bonaparte)
Neander Biſchof 169. 175. 208.
Nicolai 280.

O'Connell Friederike Auguſte (ſ. Miethe) † nach 1880 bei Paris
Ofen Clothilde 255.
„ Lorenz (1779—1851) 38. 197. 253.
Orſini Felice (1819—1858) 227.

Paula-Souza Dr. Antonio F. de 251.
„ Ada de (ſ. Herwegh)
Pescantini 133. 150.
Peterſen Marie († 1859) 54. 73.
Pfau Ludwig (1821—1894) 22.
Pfeufer Dr. med. Karl von 220. 238. 239. 273.
Piaget Jean-Jacques Jules 26. 95.
„ Fanny Pauline 25. 28. 53. 62. 67. 87. 92. 95. 106. 127. 133. 134. 160. 165. 174. 185. 188. 198. 206. 211. 217. 222.

Piaget Anna 52. 57. 64. 67. 77. 88. 92. 106. 115. 160. 163. 179. 184. 209.
Platen-Hallermünde Graf Auguſt von (1796—1835); Deutſcher Freiheitsdichter 31. 221. 223. 259.
Podeſta Agnes 169.
Potocka Gräfin Claudia Dzialinska (1802—1856) 54.
Prutz Ida 99.
„ Robert Ed. 25. 91. 98. 99. 101. 108. 134. 148. 172. 247—257. 273—284.
Publicola Aleris 162.
Pückler-Muskau Fürſt Hermann von (1785—1871) 9.

Radczinski Graf Roger 168.
Rellſtab (1799—1860) 213.
Rohmer Friedr. (1814—1856) 37. 38. 66. 67. 178. 241—250.
„ Theodor 38. 66. 67. 178. 241 bis 250.
Rösler Dr. med. 15.
Rubini Giovanni Battiſta 131. 153. 156. 170. 171.
Rückert Friedr. (1789—1866) 171. 281.
Ruge Arnold (1802—1880) 24. 100. 107. 109. 126. 140. 150. 161. 165. 168. 190. 191. 201. 209. 223. 249. 252. 261. 270.
Ruoff Dr. Theodor 11.
Rüſtow Wilhelm (1821—1878); eidgenöſſ. Oberſt, berühmter Kriegsſchriftſteller 229.

Sallet Friedr. von 34.
Sand George (1804—1876) 111. 130. 151. 181. 223.
Savigny Karl Friedr. von 166.
Schaber Präſident von 166.
Schebeſt Agneſe (1813—1870) 75.
Schelling F. W. J. (1774—1854) 187. 209. 281.
Scherr Dr. Johannes 24. 162.
Schiller 7. 14. 120. 248.
„ Charlotte von 248.
Schleiermacher Fr. (1768—1834) 215.
Schmidt Dr. Fr. Achill 10. 97.
Schoen Theodor von (1773—1856) 54. 65. 70. 99. 186.
Schoenlein Geh. Rat Dr. J. L. (1793 bis 1864) 31. 32. 45. 48. 125. 167. 186. 221.
Schopenhauer Arthur (1788—1860) 227. 228.
Schroeder-Devrient Wilhelmine (1804 bis 1860) 131.
Schulz Dr. Wilhelm 221.
„ Caroline 48. 49. 93. 101. 108. 132. 134. 142. 157. 160. 172. 221.
Schweizer, Prof. 225.
„ Alexander 213. 214.
Sczaniecka Emilie Helene 54. 79. 99. 102. 113. 115. 124. 128. 129. 137. 141. 145—152—158. 160. 171. 175. 195.
Sczaniecka Nepomucena 125. 145. 156. 171.
Seidel, Aſſeſſor 184. 208.
Seidel Robert 230.
Semper Gottfried (1809—1879) 229.
Seydelmann 187.
Shakeſpeare 228. 229. 245. 275. 285.
Siebold Karl Ch. Ernſt von (1804 bis 1885) 223.
Siegmund Johann Gottfried 25. 57. 62. 64. 92. 106. 112. 121. 137. 145. 158. 160. 163. 164. 169. 174. 179. 188. 191. 206. 218. 219. 222.

Siegmund Henriette Wilhelmine († 23. Febr. 1860) 49. 57. 62. 64. 92. 106. 112. 121. 137. 158. 160. 163. 164. 174. 179. 188. 191. 206. 222. 262.
Siegmund Geh. Sanitätsrat Dr. Guſtav Auguſt 26. 30. 56. 57. 64. 86. 98. 106. 169. 209. 262.
Smidt Heinrich 258.
Sontag Henriette (Gräfin Roſſi) geb. 1805. 213.
Spieß 225.
Spontini Gaſparo (1774—1851) 278.
Stich Auguſte geb. Dühring 29. 88.
„ Berta 29. 88. 89.
Stips Philipp 74.
Stoltze Friedr., Dialektdichter (1816 bis 1891) 230.
Strauß David Friedr. 11. 12. 75. 185. 186. 187. 209.
Szymanski Prof. Karol 67. 131.

Temme 167. 172.
Thalberg Sigismond (1812—1871) 171.
Thiers Louis Adolphe 52.
Thile H. v., Kgl. Kammerherr und Legationsrat (ſ. Gräfe)
Tieck Ludwig (1773—1853) 187. 209. 281.
Tropus Dr. 62.
Turgenjew Iwan 24. 50.

Uhland Ludwig (1787—1862) 21.
Ulrici Dr. Hermann (1806—1884) 229.

Varnhagen von Enſe Karl Auguſt (1785—1858) 33. 34. 81. 95. 249.
Varnhagen Rahel 134.
Vogelleim Fried., Pamphletiſt 128.
Vogt Dr. 274.
„ Karl (1817—1895); Sohn des Vorſtehenden 18. 223. 274.
Voigt Johannes; Hiſtoriker 53. 55. 56. 57.
„ Frau 53. 57.
Volger Dr. Georg Heinr. Otto (1822 bis 1897) 226.
Voltaire François Marie Arouet de (1694—1778) 11.

Wagner Richard (1813—1883) 229.
Walesrode Ludwig Reinhold 35. 57. 70. 74. 81. 94. 263—264. 268—270.
Weill Alexandre 107. 109. 111. 121. 122. 144. 215.
Widenmann Dr. Guſtav 244.
Widmann Adolph 242. 244.
Wienbarg 249.
Wigand Otto 106. 121. 128. 143.
„ Frau 101.
Wirth Dr. Joh. Georg Aug. 16.
Wiß 99. 181. 207.
Wolfart 258.
Württemberg König Wilhelm I. von (1781—1864) 282. 283.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Fürst Krapotkin

Memoiren eines Revolutionärs

Deutsche Ausgabe

Mit einem Vorwort von **Georg Brandes**

2 Bände; 44 Bg. mit 3 Porträts.

Preis brosch. Mk. 9.—, eleg. i. Lwd. geb. Mk. 11.—.

4. Auflage.

„Die Schilderungen sind von einer Intimität und einem Stimmungsgehalt, die an Turgeniew erinnern. Ein Künstler ersten Ranges gibt hier seine Erlebnisse und Eindrücke wieder . . .

. . . Aus der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit seiner Darstellung, aus dem Begreifen der russischen Volksseele, aus dem unerschöpflichen Reichtum einer groß und edel angelegten Natur entstand ein Buch mit Ewigkeitswerten . . ."

Felix Holländer in der „Nation".

„. . . Der Adel der Gesinnung, der aus den Memoiren spricht, ein Adel ohne jedes Pathos und ohne heroischen Aufputz, macht ihre Lektüre zum ungewöhnlichen Genuß, und wo die nüchterne Kritik nicht fehlt, auch zum außerordentlichen Gewinn. Niemand sollte es versäumen, diese geradezu klassisch geschriebenen Memoiren mit Andacht zu lesen."

Neue freie Presse.

„Daß er ein unermüdlicher Kämpfer für die Revolution, daß er ein bedeutender Gelehrter war und ist, wußten wir schon lange. Jetzt aber hat er uns bewiesen, daß er auch ein feinsinniger Künstler und ein edler, guter Mensch ist, ein Mensch voll Milde und Herzlichkeit. — — Vor uns ersteht die Sittengeschichte jener Zeit, wie sie packender, treffender und plastischer kein Geschichtsforscher und kein Romancier gezeichnet hat."

Prager Tagblatt.

„In der Memoirenliteratur kann das vorliegende Buch einen ganz hervorragenden Platz beanspruchen: denn der Verfasser hat wie kaum einer die Höhen und Tiefen des modernen Lebens, besonders in Rußland kennen gelernt.

. . . Das ganze russische Volk hat hier einen Darsteller ersten Ranges gefunden."

Kölnische Zeitung.

Die

Schillerfeier in Zürich.

Prolog

für

die Fest-Vorstellung im Theater

am 10. November 1859

gedichtet und gesprochen

von

Georg Herwegh.

Zürich,

Verlag von Meyer & Zeller.

1859

Vivos voco.

Vor hundert Jahren kam ein Schwan gezogen
Vom Geiſterland, ein wunderbarer Schwan.
Nach kurzer Raſt heimwärts iſt er geflogen;
Wir rufen ihm auf ſeine Sternenbahn
Hinauf den Gruß vom niederen Geſtade,
Und denken heut' der ſonnenhellen Pfade,
Die er dahinzog, und der lichten Spur,
In deren Schein verklärt ward die Natur.
Licht floß ihm von der reinen Schwinge nieder,
Licht ſtrahlt' er in des Schickſals dunkeln Gang,
Vom Glanz der Wahrheit blitzte ſein Gefieder,
Und der Gedanke ward bei ihm Geſang,
Der ihn entzückt in trunknem Flug
Bis vor den Thron der Schönheit trug.

Ein Alexander barg in goldnem Schrein
Das hohe Lied von Ilium.
Doch unſern Dichter in dem Heiligthum
Des Herzens ſchloß ein ganzes Volk ihn ein.

Und trennt uns groß und kleine Leidenschaft
Und gegenseitig bitteres Verneinen —
Dem Genius verbleibt die Kraft,
Uns Alle um sich zu vereinen.
Wir grüßen Ihn, den Herrscher unsrer Seelen,
Als gält's in dieser trüben Zeit
In Ihm den Führer uns zu wählen,
An Seinem Wort das Schwert zu stählen,
Bis wir's gebrauchen in dem Streit.
Wir wissen nicht, was uns beschieden,
Es waltet heut' ein böser Stern:
Wir hatten Krieg und haben keinen Frieden,
Und donnern hör' ich schon von fern.
Doch seh'n wir auch, wie trotz dem Bleigewichte
Der Finsterniß ein Volk jetzt aufwärts strebt;
Die Freiheit ist die Flut der Weltgeschichte,
Und manche Woge seh'n wir, die sich hebt.
Wir sehen auch, es schwindet das Vertrauen
Auf jeden ird'schen Herrscherstab;
Drum wollen wir auf jene Krone bauen,
Die Er der Menschheit wiedergab.
Von draußen kommt kein Brecher ihrer Ketten;
Der eig'ne Adel in ihr wird sie retten.

Der Menſchheit Bild in herrlichſter Vollendung,
Wie ſich's in tiefem Schauen Ihm enthüllt,
Zu offenbaren — das war Seine Sendung;
Er hat ſie treu erfüllt.
Und ſehnend wenden Millionen heut'
Den Blick zu Ihm, den Blick nach innen;
Und wie uns auch der Lärm der Welt zerſtreut,
Wir ſammeln uns zu weihevollem Sinnen. —

Wo iſt im großen Menſchenſtrom die Welle,
Die ſo der Glut von oben ſich verſchließt,
Daß nicht ein Theil von ihr des Himmels Helle,
Frei von des Stoffes Wucht, entgegenfließt?
Wer iſt, der um den Glanz erworbner Habe
Den angebornen Glanz ſo von ſich warf,
Daß er hier fürder keiner andern Labe,
Als aus dem Born gemeinen Glücks bedarf?
Wer iſt in dieſer frohbewegten Schaar,
Wenn er den Mißklang unſrer Welt empfunden,
Der Ihm nicht dankbar für den Wohllaut war,
Den er in Seinen Melodien gefunden?

Wer iſt, dem nicht der eig'ne Manneszorn
Aus Seinem Wort veredelt wiedertönte,
Daß noch mit Blüten ſich des Mißmuts Dorn,
Wenn auch mit Leidesblüten krönte?

Denn tief im Schönen wurzelte ſein Glaube:
Durch's Schöne führt der Weg aus niedrer Qual,
Durch jene Kunſt, die einſt zum zweiten Mal
Den Menſchen ſchuf — aus der Hellenen Staube.
Und ſolcher ew'gen Schönheit Zauber wußt'
Zu legen Er in jenen letzten Klang,
Als, mit dem Todespfeil in ſeiner Bruſt,
Den Pfeil, den rettenden, Er für Euch ſang.
Ihr wißt, mit Leibesaugen hat Er nie
Die Alpen, Zeugen jener That, geſchaut;
Hervor aus ſeiner Seele ſprangen ſie,
Die ja mit allen Höhen war vertraut —
Und allen Tiefen — Nichts hat Ihn erſchreckt,
Er forſcht' und forſchte, bis Er die Geſetze,
Unwandelbar im Flüchtigen, entdeckt.
O ſprecht, von Allen, welche Schätz' um Schätze
Thurmhoch auf dieſer Erde aufgeſpeichert —
Hat Einer ſo wie Er die Welt bereichert?

Sein erſter Schritt, wie war er ſtolz und kühn!
Doch welcher Segen ſollt' uns noch erblüh'n,
Als er an Dir den Freund gefunden, Göthe!
Wie Streben raſch an Streben ſich erhöhte!
Wie Ihr vereint dem Ziel ſeid zugeeilt
Und großgeſinnt die Palme habt getheilt!
Es werden Sterne auf- und niedergehn —
Solch einen Bund wird man nicht wiederſehn. —
Der Kunſt getreue Wächter, Hand in Hand,
So ſtehn ſie da, geprieſen und bewundert.
Nie mehr getrennt wird man von Land zu Land
Sie nennen, von Jahrhundert zu Jahrhundert.
Innig verbunden, haben ſie ein Band
Feſt wie kein anderes um uns geſchlungen.
Der von der Glocke uns das Lied erfand,
Hat Er nicht ſelbſt, wie ſie, in Freud und Leid,
In kummer- wie in hoffnungsvoller Zeit
In unſerm ganzen Leben mitgeklungen?

Seit jenem Tag, da mit ureigen neuer
Gewalt des Worts Er Rechnung abgefodert
Der alten Welt und Seines Zornes Feuer
Erſchreckend wie entzückend hat gelodert!

Die Lava war es himmlischen Genies,
Der später jener edle Wein entsprossen,
An die ein volles Dichterparadies
Der schönsten Schöpfungen sich angeschlossen.
Es sorgt das Leben schon uns abzukühlen:
Mit zwanzig Jahren wird man stets so fühlen.

Ihr, junge Herzen, haltet fest das Aechte
In Eures Dichters erstem Jugendschwung —
Ach nur zu frühe vor dem Rausch der Knechte
Lernt in uns schweigen die Begeisterung.
Bleibt jung! Bleibt jung! Bleibt jung!

Er siegt, der Geist, der einst auf schwachen Planken
Columb gerettet und Columbs Gedanken,
Und Philipps Flotte, die der Welt gedräut,
Wie kindisch Spielzeug in den Wind zerstreut.
Und scheitert auch ein königlicher Schwärmer,
Verzweifelt nicht, das gute Werk gelingt.
Aus tiefem, unbekanntem Schooß entspringt
Der Heilung Quell — je tiefer, desto wärmer.

So lehren uns der Mutter Erde Schichten,
So lehren uns der Menschenwelt Geschichten.
Blickt auf den Tell und jene Hirten hin!
Auf Frankreichs Retter, auf die Schäferin!
Vorahnend wollt' Er uns die Quellen zeigen,
Daraus die Geister der Erlösung steigen.

Die Zeit, die wir gesehn im Wallenstein:
„Wo Nichts der Bürger galt, der Krieger Alles!"
Bald sollt' sie brechen über uns herein,
Die schwere Stunde unsres tiefsten Falles.
Wir lagen da zertrümmert und vernichtet;
Der Geist, der in Ihm lebt, der hat uns aufgerichtet.
Und wenn wir gut, und wenn wir groß gehandelt,
So war's, weil Er den Menschen umgewandelt,
Und wenn die Kraft des Volkes Wunder that,
So war's, weil in Ihm aufging Seine Saat.
Mächtig, wie Deiner Wogen Schwall, o Meer,
Prächtig, wie Deiner Lieder Schall, Homer,
So in die Seelen sang er feurigen Mut,
So in die Seelen schwang er himmlische Glut.
In Not und Drängen wuchs an Ihm empor,
An Seinen Gesängen
Ein Heldenchor.

Und als der Kampf entbrannt war ohne Gleichen
„Um Herrſchaft und um Freiheit“ in der Welt,
Da ſtanden unſres Schillers Zeichen
Mit uns im Feld.
Und als geſchlagen ward die letzte Schlacht,
Hat uns zum Sieg geführt auch Seine Macht.

Er war im Bild vergangner Zeiten
Der beſſern künftigen Prophet,
Und wird ein Freund das deutſche Volk begleiten,
So lang ein deutſches Volk beſteht.
Im Schmuck der Jugend, wie in grauer Locke,
Wir ſind Ihm Alle, Alle treu verblieben —
Er ſelbſt iſt heute jene reine Glocke,
Drauf Vivos voco deutlich ſteht geſchrieben.
Sie kommen all' die Lebenden, die Seinen,
Bezwungen von des Rufes Hochgewalt,
Und wenn ſie einſt als Wetterbrecher ſchallt,
Sie werden Alle wiederum erſcheinen. —

Ihr aber bleibt von ſeinem Feſte fern,
Die ihr Ihm den Tribut der Liebe ſtahlt!
Der Fackeln, die zu löſchen ihr befahlt,
Bedarf kein Stern.

Die Toten mögen ruhen in dem Herrn,
Der ſie — bezahlt.
Doch wißt! Ihm, dem auf's Haupt der Muſen Gunſt
Ausgoß jedweder Himmelsſchöne Thau —
Ihm war der Gipfel aller Menſchenkunſt
Der Freiheit Bau.
Ihr habt an Ihm auch Euren Witz geübt,
Auch Seines Wortes klarſten Sinn getrübt,
Des Volkes Augen aber werden hell;
Es ruft: Ich bin Johanna, Ich bin Tell!
Und „wenn kein Meiſter will die Form zerbrechen,
„Mit weiſer Hand, zu rechter Zeit,"
Tells Dichter wird ein Volk nicht ſchuldig ſprechen,
Das endlich „ſelber ſich befreit."

„Das Reich der Freiheit hat Dir Gott gegründet"
O Schweiz, nur Dir allein?
Sein Wort hat überall gezündet;
Das Reich der Freien, es muß größer ſein.
Deutſchland und Schweiz! Wie uns Ein Strom, der Rhein,
So hält Ein Geiſtesſtrom uns heut' zuſammen,
Und wie wir glühen von denſelben Flammen,

Sei unſer Gruß Dem, der ſie angefacht,
Demſelben Genius von uns gebracht!

Erhebt Euch! nicht vor einem Meiſter,
Der vor ſein Volk im Purpur tritt;
Erhebt vor einem Fürſten Euch der Geiſter,
Der nur für Menſchen-Würde ſtritt!
Erhebt Euch heute dem zur Ehre,
Der Euch ſo oft der dumpfen Schwere,
Der Angſt des Irdiſchen enthob!
Er iſt zu groß für unſer Lob;
Nur Liebe dringt in Seine Sphäre,
Nur Liebe werd' Ihm d'rum zu Theil:
Heil, Schiller, Heil!

Die Feuer flammen und die Glocken läuten,
Doch iſt's nicht aller Orten gut beſtellt;
Und manche Bretter möchten heut' bedeuten
Wohl eine andere als dieſe Welt.
„Die nur den Geiſt anrufen in der Not,
Und denen grauet gleich wenn er ſich zeigt,"
Für ſie iſt unſer Dichter tot,
Und ſchweigt.

Doch kann's geſchehn, daß in dem Volksgemüt,
Das liebend Dich ſo lange ſchon in ſtiller
Andacht gehegt, ein neuer Sinn erglüht —
O gib ihm Deinen Segen großer Schiller,
Daß es kein Spiel jetzt treibt mit Deinem Namen
Und daß es endlich ruft: So will ich, denn ſo will Er!
Amen!